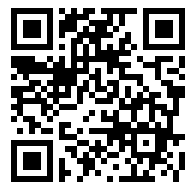
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

P Germ 293.2

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

Digitized by Google

P Germ 293.2

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Oesterreichische

Wochenschrift

für

Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

Beilage zur k. Wiener Zeitung.

Mitarbeiter:

A. W. Ambros, S. Barach, A. Bauer, A. Beer, J. Bergmann, M. Block, F. Th. Bratranek, H. Brunner, V. Bucher, A. Dux, R. v. Eitelberger, J. Falke, A. Ficker, K. Fischer, J. Glaser, J. B. Goeßkert, M. Haselbach, Ed. Hanslick, P. Harum, L. v. Hasner, G. Heider, Fr. Heller v. Hellwald, H. Hlasiwetz, F. v. Hochstetter, C. F. v. Hock, G. Höfken, A. Horawitz, F. Kanitz, J. Kenner, A. Kerner, B. Klun, E. Kuh, Lambl, K. Landsteiner, J. N. Lorenz, O. Lorenz, H. Lorm, W. Lübke, K. v. Lützow, H. Meynert, A. Müller, J. Müller, A. Mussafia, F. Neumann, L. Neumann, C. F. Peters, Fr. Pfeiffer, F. v. Radics, J. Rank, H. und Karl Richter, M. Riedl, E. Rösler, W. Scherer, G. A. Schimmer, Freiherr O. Schlechta-Wssehrd, O. Schmidt, Th. Sickel, Ed. Sueß, E. v. Teschenberg, H. Tauschinski, M. Thausing, Karl, A. und J. A. Tomaschek, G. Tschermak, J. Vahlen, W. Wahlberg, C. Weis, J. Wiesner, E. Wocel, Ad. Wolf, Ferd. Wolf, H. Zeisberg, R. Zimmermann, J. Zingerle ꝛc.

Edited by [illegible]

Jahrgang 1865.

(Sechster Band. Heft 26 bis 52.)

6

811
38

Wien.

In Commission bei Karl Gerolds Sohn.

Druckerei der kaiserlichen Wiener Zeitung.

Digitized by Google

VII, 249
Poem 2,93,2 JAN 7 1885
Minot Fund.

Digitized by Google

Die Bevölkerungsverhältnisse der nordamericanischen Union.

Von Dr. K. v. Scherzer [1].

Aehnlich wie man kein richtiges Bild von den gigantischen Pflanzenformen und der Wunderherrlichkeit des Tropenwaldes gewinnen kann, ohne selbst unter dem prachtvollen Blätterdome des äquatorialen Urforstes gewandert zu sein, — so vermag sich auch der Europäer, welcher niemals seinen Fuß auf den Boden der neuen Welt gesetzt, kaum eine Vorstellnng zu machen von der großartigen Thätigkeit und den riesigen Dimensionen, welche alle Verhältnisse in jenem modernen Zauberlande annehmen, wo eine zwar gemüthlose und unliebenswürdige, aber unvergleichlich thatkräftige, kühne und bewegungssüchtige Menschenrace vom Hudson bis zum Sacramento-Thal ihr republikanisches Riesenbanner schwingt.

Man muß Augenzeuge gewesen sein von diesem athemlosen Vorwärtsdrängen in den Waldlandschaften am Illinois, am Mississippi, am Missouri und im Westen der großen Süßwasserseen, durch die Indianersteppen und über die Felsengebirge bis nach Oregon und Californien; man muß das ungeheure Treiben und Regen jener imposanten Völkerwanderung mit angesehen haben, welche sich, theils aus Thatendurst, theils aus Gewinnsucht oder Bewegungsluft, von Ost nach West wälzt, Wildnisse urbar macht, ungeheure Landstrecken durch Dampf, Eisenschienen und Holzwege verbindet und wie durch magische Gewalt ein wohlgeordnetes gedeihliches Gemeinwesen auf der nämlichen Stelle gründet, auf welcher noch vor kurzem nomadisirende Indianerstämme wilde Büffel jagten: um den überwältigenden Eindruck zu begreifen, welchen die Jugendgeschichte des nordamericanischen Volkes auf den ernsten Beobachter hervorbringt.

Großartiger hat wohl noch kein anderer Staat debutirt, nicht einmal das alte Rom, welches Jahrhunderte brauchte, um eine Weltmacht zu werden, und seinen Glanz auf das Elend unterjochter Völker gründete, während der Nord-Americaner seine Herrlichkeiten bereitwillig jeden, der zu ihm kommt, selbst die Bewohner eroberter Länder mitgenießen läßt.

Allerdings hat zu diesen imposanten, überaus lehrreichen Zuständen das alte Europa durch seine Erfindungen und Vervollkommnungen auf allen Gebieten

[1] Wir entnehmen diese Darstellung mit Zustimmung des Herrn Verfassers dem zweiten Bande des statistisch-commerciellen Theiles der Novara-Expedition, welcher sich gegenwärtig unter der Presse befindet. D. Red.

Digitized by Google

menschlichen Wirkens die Mittel geliefert, gleichwie die anglo-germanische Race es war, welche das Hauptcontingent zur Bevölkerung Nord-America's stellte; daß aber mit dem aus der alten Welt überkommenen geistigen und physischen Material solche Resultate erzielt wurden, bleibt das alleinige Verdienst der Institutionen und Gesetze jenes jungen von einer wenig beachteten Colonie zu einem der mächtigsten Reiche der Erde emporgewachsenen Staates. Der Associationsgeist, welchen der Yankee von seinem englischen Stammbaum mitgenommen, hat sich erst auf americanischem Boden in seiner dermaligen Form und zu so riesigem Wachsthume entwickelt.

Was in England auf demselben Wege geschehen: die Eisenbahnen, die Wunder der Industrie, ja selbst die Eroberung Hindostans durch eine Gesellschaft von Kaufleuten, erscheint uns fast unbedeutend im Vergleiche mit dem, was die freie Association in Nord-America theils schon geleistet hat, theils für die Zukunft zu leisten verspricht. Die britisch-ostindische Compagnie besaß bekanntlich ein Monopol; sie beherrschte Indien durch eine zahlreiche und sehr kostspielige Armee; sie trieb nur Handel und colonisirte nicht; sie gab dem alten Geiste der orientalischen Völker kein neues Gepräge, keinen verjüngenden Schwung, und die Herrschaft des freiesten Staates in Europa vermochte dort nicht einmal den alten unsinnigen Kastengeist zu erschüttern, der sich gegen civilisirenden Fortschritt stemmt.

Die Nord-Americaner dagegen haben ihre Eroberungen mit sehr geringen militärischen Kräften ausgeführt. Die besetzten Länder werden ohne Zwang, bloß durch die überlegene Macht der Thätigkeit und des Gemeinsinnes in echter Yankee-Weise organisirt. Die zermalmende oder amalgamirende Kraft des americanischen Elementes gestattet keinen Widerstand. Der Geist der Ordnung und sittlichen Kraft, das anregende Beispiel gewinnbringender Thätigkeit, welche überall mit dem Americaner einziehen, erzeugen hier noch eigenthümlichere Wunder als jene, welche in despotischen Staaten der Zwang und der Schrecken zu Stande gebracht. Ansiedlercolonien mit Büchse und Pflug besetzen das neue Gebiet und geben ihm Gemeindeverfassung, Schule, Kirche und Friedensrichter. Es regiert sich und gedeiht von selber. Die Arme regen sich, schmucke Wohnhäuser entstehen; Mais, Weizen, Kartoffel, Früchte aller Art grünen und reifen, für welche der Landwirth durch zahlreiche Verkehrsmittel zu Wasser und zu Land leichten und vortheilhaften Absatz findet.

Mehr als tausend Dampfer befahren den Mississippi und dessen Nebenflüsse, während Locomotive durch die Wildniß zwischen dem Michigan-See und dem oberen Mississippi brausen und schon in nächster Zeit die Cultur mit beflügelter Kraft über die Indianersteppen im Westen bis nach den Ufern des Stillen Oceans tragen werden!

Die nachfolgenden Daten, welche wir theils während unserer Reisen in der nordamericanischen Union in den Jahren 1852 bis 1853 gesammelt [1], theils aus

[1] Reisen in den nordamericanischen Freistaaten in den Jahren 1852 bis 1853 von Dr. Moriz Wagner und Dr. Karl Scherzer. Leipzig 1854. Arnold'sche Buchhandlung. 3 Bände. 8.

Digitized by Google

späteren Publicationen[1] ergänzt haben, mögen das eben Geschilderte durch Thatsachen bekräftigten und vor den Augen des Lesers von den Bevölkerungsverhältnissen der nordamericanischen Union ein Bild in Ziffern entrollen.

Das Gebiet der vierunddreißig Staaten, sieben Territorien und des Districtes Columbia begreift einen Flächenraum von 3,129 085 engl. Quadratmeilen, welcher im Jahre 1860 von zusammen 31,421.749 Seelen (Weiße, Farbige, Indianer und Sclaven)[2] bevölkert wurde.

Von dieser Bevölkerung waren im Auslande geboren: Weiße (einschließlich Chinesen) 4,127.357, freie Farbige 4363, zusammen 4,131.720 Seelen; in der Union geboren: Weiße (einschließlich Indianer und Chinesen) 22,851.710, freie Farbige 483.603, zusammen 23,335.313 Seelen.

Die gesammte freie Bevölkerung, einheimisch und fremd, betrug 1860: 27,467.033 Seelen, die Sclavenbevölkerung 3,954.716 Seelen. Die ersten Sclaven wurden im Jahre 1619 aus Africa nach Virginien importirt; das erste für den Sclavenhandel in einer brittischen Colonie ausgerüstete Schiff segelte von Boston im Jahre 1648. Bis zum Jahre 1670 waren 2000 Negersclaven eingeführt worden. Im Jahre 1790 gab es in den americanischen Colonien 697.897 Sclaven, und als im Jahre 1808 die Einfuhr von Negersclaven in sämmtlichen Staaten der Union durch ein Gesetz verboten wurde, überstieg deren Zahl bereits eine Million. In den sechs Decaden von 1810 bis 1860 haben sie ziemlich regelmäßig um 34, 29, 30, 28 und 24 pCt. zugenommen; es gab:

1810 . . .	1,191.364	Sclaven
1820 . . .	1,538.038	"
1830 . . .	2,009.043	"
1840 . . .	2,487.455	"
1850 . . .	3,204.313	"
1860 . . .	3,953.587	"

Die Zahl der flüchtigen Sclaven betrug im Jahre 1850 unter 3,200.364 Sclaven 1011 Flüchtige, oder 1 aus 3165; im Jahre 1860 unter 3,954.716

[1] Report of the Secretary of the Treasury transmitting a Report from the Register of the Treasury of the Commerce and Navigation of the United States for the year ending June 30. 1861. Washington 1862, Government Printing Office. — The National Almanac and annual Record. Philadelphia 1863 und 1864. George W. Childs. — Die Vereinigten Staaten von Nord-America, deren Vergangenheit und Gegenwart in socialer, politischer und finanzieller Beziehung von H. Loehnis. Leipzig 1864, Verlag von E. H. Mayer. — The Statesman's Yearbook for 1865, by Frederick Martin. London and Cambridge 1865. Macmillan et Comp.

[2] Nach der Abstammung zerfällt diese Bevölkerung:

in Weiße . . .	26,942.765,	davon waren	13,839.154	männliche,	13,103.611	weibliche
in freie Farbige .	487.966	" "	233.985	"	253.981	"
in Negersclaven .	3,954.716	" "	1,983.103	"	1,971.613	"

Die Zahl der nicht im Census aufgenommenen Indianer, welche in den verschiedenen Theilen der Union ein Nomadenleben führen, betrug (1860) noch 294.431.

Digitized by Google

Sclaven 803 Flüchtige, oder 1 aus 4924. Die freigelassenen Sclaven betrugen im ersteren 1467, oder 1 aus 2181, im letzteren 3078, oder 1 aus 1288.

Die Bevölkerung in den Hauptstädten der Union hat von 1850 bis 1860 in folgendem Verhältnisse zugenommen:

	1850	1860
New-York (New-York)	515.547	805.650
Philadelphia (Pennsylvanien) . .	340.045	562.529
Brooklyn (New-York)	96.838	266.661
Baltimore (Maryland)	169.054	212.418
Boston (Massachusetts)	136.881	177.812
New-Orleans (Louisiana) . . .	116.375	168 675
Cincinnati (Ohio)	115.436	161.044
St. Louis (Missouri)	77.860	160.773
Chicago (Illinois)	29 963	109.260

Nach den neuesten officiellen Ausweisen waren vom 30. September 1819 bis 31. December 1860 aus den verschiedenen Ländern der Erde zusammen 5,062.414 Emigranten [1] in die nordamericanische Union eingewandert, und zwar:

von 1819 bis 1830	244.490	Seelen
„ 1831 „ 1840	552.000	„
„ 1841 „ 1850	1,558.300	„
„ 1851 „ 1860	2,707.624	„

Von 1860 bis 1863 betrug die Zahl der Einwanderer durchschnittlich circa 160.000 per Jahr; in 1863 zusammen 196.540 Seelen.

Nach dem letzten, im Jahre 1860 aufgenommenen Census betrug die Zahl der im Auslande gebornen Ansiedler 4,136.175.

Die deutschen (inclusive österreichischen) Emigranten waren im Jahre 1860 über folgende Staaten vertheilt:

	Deutsche u. Oesterreich.	Irländer		Deutsche u. Oesterreich.	Irländer
New-York . .	256.252	498.072	Uebertrag .	1,093.775	1,065.323
Ohio	168.210	76.826	New-Jersey . .	33.722	62.006
Pennsylvanien .	138.294	201.939	Kentucky . . .	27.297	22.249
Illinois . . .	130.804	87.573	Louisiana . . .	24.614	28.207
Wisconsin . .	123.879	49.961	Californien . .	21.646	33.147
Missouri . . .	88.487	43.464	Texas	20.553	3.480
Indiana . . .	66.705	24.495	Minnesota . .	18.400	12.831
Maryland . .	43.884	24.872	Virginien . .	10.513	16.501
Michigan . . .	38.705	30.049	Massachusetts .	9.961	185.434
Iowa	38.555	28.072	Connecticut . .	8.525	55.445
Uebertrag .	1,093.775	1,065.323	Uebertrag	1,269.006	1,484.623

[1] Davon waren 2,832.603 männlichen und 2,180 536 weiblichen Geschlechtes, während von 49.275 das Geschlecht nicht angegeben war.

Digitized by Google

	Deutsche u. Oesterreich.	Irländer		Deutsche u. Oesterreich.	Irländer
Uebertrag .	1,269.006	1,484.623	Uebertrag .	1,296.516	1,564.442
Kansas . . .	4.318	3.888	Nord-Carolina	765	889
Tennessee . . .	3.869	12.498	Colorado . . .	576	624
Distr. Columbien	3.254	7.258	Washington-Terr.	572	1.217
Süd-Carolina .	2.947	4.906	Neu-Mexico . .	569	827
Alabama . .	2.601	5.664	Florida . . .	478	827
Georgia . . .	2.472	6.586	Nevada . . .	454	651
Mississippi . .	2.008	3.893	Neu-Hampshire .	412	12.737
Nebraska . . .	1.742	1.431	Maine . . .	384	15.290
Delaware . . .	1.263	5.832	Vermont . . .	219	13.480
Arkansas . . .	1.143	1.312	Utah	158	278
Oregon . . .	1.078	1.266	Dakota . . .	22	42
Rhode Island .	815	25.285	Zusammen	1,301.125	1,611.304
Uebertrag .	1,296.516	1,564.442			

Es waren somit: Deutsche 1,301.136, Irländer 1,611.304, andere fremde Nationalitäten 1,223.735 Seelen. — Durch die kürzlich erlassene Homsteadbill (Heimstätteact), welche jedem Einwanderer 160 Acres Regierungsland in einem beliebigen Theil der Union zusichert, dürfte sich die Zahl der jährlichen Emigranten nach Nord-America noch beträchtlich steigern.

Die Sterblichkeit unter der Gesammtbevölkerung betrug 392.821 in 1860, oder 1: 27, gegen 323.272 in 1860, oder 1: 41. Sie wechselte im Jahre 1860 je nach Breitegrad, Zustand der Bevölkerung, Beschaffenheit des Bodens u. s. w. zwischen 0.44 pCt. in Washington-Territorium und 2.06 pCt. in Arkansas. Dabei herrschte an der pacifischen Küste und in den nordwestlichen Staaten die geringste, im Mississippi-Thale die größte Mortalität.

Die Zunahme der Gesammtbevölkerung der nordamericanischen Union seit 1790 zeigt folgendes Verhältniß:

	Bevölkerung		Zunahme		Bevölkerung		Zunahme
1790	3,920.827	Seelen		1830	12,866.020	Seelen	od. 33.40 pCt.
1800	5,305.937	„	od. 35.02 pCt.	1840	17,069.453	„	„ 32.67 „
1810	7,239.814	„	„ 36.45 „	1850	23,191.876	„	„ 33.87 „
1820	9,638.131	„	„ 33.13 „	1860	31,443.790	„	„ 35.58 „

somit durchschnittlich eine zehnjährliche Zunahme von 34.06 pCt. im Laufe von sechzig Jahren vom ersten bis zum letzten Census vom Jahre 1860.

Nimmt man für die fernere Zunahme eine gleiche Progression an, so würde die Bevölkerung der Union im Jahre

1870	42,323.372	Seelen	1910	138,918.526	Seelen
1880	56,966.216	„	1920	186,984.335	„
1890	76,677.872	„	1930	251,680.914	„
1900	103,208.415	„			

Digitized by Google

betragen; also um das Jahr 1925 ungefähr die Bevölkerung des heutigen Europa (217,486.600) oder etwa 73 Einwohner per Quadratmeile zählen, und gleichwohl würde die nordamericanische Union noch immer nur mäßig bevölkert sein; denn das ungeheure Becken des Mississippi allein ist im Stande an 250 Millionen Menschen aufzunehmen und mit den Früchten seines Bodens zu ernähren.

Der Werth des Eigenthumes an beweglichen und unbeweglichen Gütern erreichte im Jahre 1850 eine Summe von 7.135,780.228 Dollars, im Jahre 1860 von 16.159,616.068 Dollars; war also binnen 10 Jahren um 8.925,481.011 Dollars oder 126.45 pCt. gestiegen.

Nimmt der Nationalreichthum auch in Zukunft in gleicher Proportion zu, so ergeben sich für die nächsten Jahrzehnte folgende Resultate:

Im Jahre	1870	36.593,450.585	Dollars
„ „	1880	82.865,868.847	„
„ „	1890	186.314,353.224	„
„ „	1900	423.330,438.288	„

Der riesige Fortschritt der Union seit der Gründung des Capitols in Washington bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges im Jahre 1861, welcher die friedliche Entwicklung des Landes in so betrübender Weise unterbrach, läßt sich prägnant in folgendem Zifferbilde zusammenfassen:

	1793	1851	1861
Bevölkerung . . . . Seelen	3,929.328	23,267.498	31,448.322
Werth der Einfuhr . . Dollars	31,000.000	178,138.318	362,166.254
Werth der Ausfuhr . . „	26,109.000	151,898.720	400,122.296
Gehalt der Schiffe . . Tonnen	520.764	3,535.454	5,539.812
Eisenbahnen . . engl. Meilen	—	10.287	31.196
Kosten derselben . . . Dollars	—	306,607.954	1.166,422.729
Telegraphenlinien engl. Meilen	—	15.000	40.000

Im Jahre 1850 befanden sich in sämmtlichen Staaten der Union 113,032.614 Acres, im Jahre 1860 an 163,268.389 Acres unter Cultur.

Allgemeine Weltgeschichte für das Volk.

Mit tausend Illustrationen.

Nach den besten Quellen bearbeitet von **L. v. Alvensleben.**

Wahlspruch: „Der Freiheit eine Gasse. Der Wahrheit und nur der Wahrheit sei die Ehre."
(1. Heft. Wien 1865.)

E. v. T. Dieselbe Wiener Verlagsbuchhandlung, welche, nachdem sie die laufende Mitwelt mit einer Reihe nützlicher Preßerzeugnisse, als da sind: Briefsteller für Liebende, vollkommene Complimentirbücher und ägyptische Traumbüchlein,

Digitized by Google

erfreut, in Herrn Alexander Patuzzi's: „Geschichte Oesterreichs" (mit tausend Illustrationen) ein Werk von größeren Zielpunkten, größeren Dimensionen und einem bedeutenderen Ladenpreise vorgeführt, die Firma Albert A. Wenedikt, schreitet in dem vorliegenden Unternehmen auf der betretenen Bahn rüstig vorwärts. Es ist dies vollkommen gerechtfertigt. Herr L. v. Alvensleben unterscheidet sich von Herrn Patuzzi nur durch die allgemeinere, so zu sagen universalgeschichtlichere Natur seiner Aufgabe — und seiner Fähigkeiten; es mußte ihn daher drängen, die Fülle des Geistes, der Kenntnisse und der Auffassung, die sein College in bedauernswerther Selbstbeschränkung auf das Gebiet der österreichischen Geschichte eingeengt hatte, auf größerer Fläche entwickelt zu sehen, und da die Wenedikt'sche Verlagsbuchhandlung außerdem so glücklich war, noch über eine Reihe von „Originalzeichnungen anerkannter Künstler" zu disponiren, so konnte der Freiheit, solche Bücher zu schreiben, ruhig eine Gasse mehr gebrochen werden.

Ein Pränumerationsaufruf an das deutsche Volk setzt übrigens die speciellen Motive und Zwecke des neuen Unternehmens ausführlich auseinander. „Was den Text anbelangt" (die „besondere" Aufmerksamkeit soll auf die Illustrationen gerichtet bleiben), heißt es daselbst, „so werden wir uns angelegen sein lassen, durch denselben den Spruch unseres großen Schiller zu rechtfertigen: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Und wie leicht ist es, den Spruch Schillers zur Wahrheit zu machen. Es genügt, zur Erreichung dieses hohen edlen Zieles mit voller Unparteilichkeit die Thatsachen selbst sprechen zu lassen, sie darzustellen ohne den Wortschmuck der Verherrlichung, wie ohne die Verblendung des Vorurtheiles. Der gesunde Sinn des Volkes wird die Geschwornen des Weltgerichtes bilden, welches in der Weltgeschichte selbst liegt. . . . Wir laden jetzt das deutsche Volk ein, Beisitzer und Geschworne zu sein, bei diesem Weltgerichte."

Es ist natürlich und muß von Seite des Referenten nicht bloß entschuldigt, sondern auch gebilligt werden, daß dies Programm im ersten Hefte nicht vollständig eingehalten wurde. Denn da Herr v. Alvensleben die Ansicht jener Gelehrten nicht theilen kann, die da meinen, „daß alles, was vor einer gewissen Zeit mit der Erde und den auf ihr lebenden Geschöpfen geschehen ist, nicht der Geschichte angehöre, sondern der Philosophie oder der Weltweisheit", und geneigt ist, „alles Geschehene" in circa 70 bis 80 Heften (in dem bisher so beliebten Quartformate) zu verzeichnen, so umfaßt dies erste Heft nur die Urwelt, und zwar: a. Die eigentliche Urwelt, b. Die Zeit der Pfahlbauten. Die Geschwornen und Beisitzer des Weltgerichtes werden daher im Ganzen nur wenig in Anspruch genommen. Nur ein einziges Beispiel eines Wahrspruches findet sich, das wir schon um deßwillen und wegen seiner auch für unsere Tage geltenden Moral anzuführen uns nicht versagen können. Das Verdict gilt einer sonst historisch unbescholtenen Persönlichkeit: Noah. In der Darstellung der auch von der Christenheit recipirten Sage der Juden von der Entstehung der Welt, wird nämlich auch der Erzählung von der ersten Anpflanzung des Weinstockes durch Noah Erwähnung gethan, der „dessen Früchte", wie Herr v. Alvensleben in anmuthiger Stylistik hinzusetzt, „zu dem

Digitized by Google

Genusse des Menschen bereitete". „Aber schon dieser erste Trinker gab das verderbliche Beispiel des Rausches und erregte dadurch das erste Aergerniß der Art. Er verdient indeß wegen dieses Vergehens", heißt es weiter, „eine doppelte Entschuldigung: Erstlich, daß er die verderbliche Wirkung des von ihm bereiteten Getränkes nicht kannte und zweitens, daß er sich keiner Wiederholung des Fehlers schuldig machte." Die Milde dieser Auffassung macht dem guten Herzen des Herrn von Alvensleben sicher alle Ehre.

War es indeß nicht möglich, dem Programme nach dieser Seite hin ganz gerecht zu werden, so ist dies mit um so größerem Erfolge nach einer anderen hin geschehen. Herr v. Alvensleben wirft sich nämlich die im Ganzen begreifliche Frage auf, wozu er denn eine Weltgeschichte „neben so vielen vortrefflichen Bearbeitungen dieses Gegenstandes" schreibe. „Wir halten unsere Aufgabe dennoch für eine sehr gerechtfertigte", antwortet er sich selbst. „Denn ohne den Werken eines Becker, Schlosser, Rotteck, Held und Corvin, Weber ꝛc. (die Aufzählung gehört natürlich dem Verfasser an) nahe treten zu wollen, müsse doch hervorgehoben werden, daß diese alle nicht als eigentliches Volksbuch zu bezeichnen sind, daß sie dafür, wenigstens theilweise, in gewisser Beziehung zu gelehrt gehalten wurden, also zu hoch stehen." Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß die Wenedikt'sche Weltgeschichte sich von diesem Fehler sorgfältig frei gehalten hat. Ja sie ist in dem Bestreben, jeden Prunk auch mit den gewöhnlichsten Kenntnissen zu vermeiden, manchmal vielleicht zu weit gegangen. Wüßten wir nicht durch das Programm, daß der leiseste Schein von Gelehrsamkeit absichtlich ausgeschlossen sein sollte, wir könnten irre werden, wenn etwa von den Göttergeschlechtern des Zeus und des Kronos die Rede ist, oder zur Abwechslung wieder Zeus' Vater als Koronos figurirt, oder neben Pelops, Kekrops u. s. f. auch Danaes und Adrian als Halbgötter aufgeführt werden, oder der Sehnsucht des Deukalion und der Pyrrha Erwähnung gethan wird, die Erde rascher „als auf dem gewöhnlichen Zeugungswege" zu bevölkern, zahlreicher anderer Beispiele zu geschweigen. Oder hat etwa Herr v. Alvensleben eben nur die Gelehrsamkeit der Patuzzi'schen „Geschichte Oesterreichs" als Maßstab vor Augen gehabt und die Besorgniß gehegt, diese in den Schatten zu stellen?

Auf Einzelnes noch weiter einzugehen halten wir für überflüssig. Es ließe sich manche tiefsinnige Bemerkung, manche scharfsinnige Conjectur, die wohl auf Neuheit Anspruch hat, hervorheben. Wir könnten anführen, daß nach der Vermuthung des Herrn v. Alvensleben in der Steinzeit dem Menschen das Fleisch getödteter Thiere, ungeachtet die Menge dieser getödteten Thiere sehr groß war, aus unbegreiflichen Gründen nicht gar reichlich zu Gebote stand, wie der Umstand beweise, daß die größeren Knochen gespalten und die Schädel zerschlagen waren, offenbar, um das Mark und Hirn genießen zu können, da sich nicht annehmen lasse, „daß die Menschen der damaligen Zeit Zunge und Gaumen schon so verfeinert hatten, um gleich den Feinschmeckern unserer Tage darin besondere Leckerbissen zu finden". Wir könnten erwähnen, wie er siegreich die Behauptung wider-

Digitized by Google

legt, ein quirlförmiges Instrument aus derselben Zeit habe dazu gedient, die Milch zu schlagen, bis sie Butter wurde, während „uns", Obmann und Geschwornen des Weltgerichtes, viel wahrscheinlicher ist, daß die Menschen der damaligen Zeit „als Erzeugniß der Milch wohl den Käse kannten, der durch eine natürliche Veränderung entstand, nicht aber auch die Butter, die eine künstliche Bereitung fordert". Wir würden mit alledem nur eine schwache Vorstellung von der feinen Kritik, die der Verfasser übt, von der Tiefe und Selbstständigkeit seiner Auffassung gegeben haben.

Aber ernsthaft gesprochen. Wie lange noch soll der schamlose Unfug mit dieser Sorte von „Populariſiren der Wissenschaft" geduldet werden, wie lange die Volksbildung von den frechsten Sudeleien aller Art bedingt und ihnen überantwortet bleiben? Buchhändlerunternehmungen der niedersten Kategorie, die roheste Speculation auf den augenblicklichen Geschmack der Menge beherrschen den Markt und bestimmen Maß und Richtung der dem Volke zu vermittelnden Bildung. Es handelt sich da nicht um die Venedikt'sche Publication, sie gehört noch lange nicht zu den schlimmsten. Das Heft ist wenigstens in leidlich correctem Deutsch geschrieben und wird in dieser Beziehung keinen Schaden anrichten. Es handelt sich um die ganze Richtung, und gegen diese kann nicht scharf und energisch genug Protest erhoben werden. Der Tagespresse würde namentlich in Oesterreich eine schöne und wichtige Aufgabe zufallen, wenn sie diesem Proteste immer und immer wieder Worte verleihen würde. Und was mehr ist, es wäre eine erfolgreiche Aufgabe; denn bis jetzt ist es nicht die Sache der Bildung und des gesunden Menschenverstandes, die den Erfolg auf ihrer Seite hat. Aber wir vergessen, daß auf dem gelben Umschlage der Patuzzi'schen Hefte, derselben Hefte, die über 10.000 Abnehmer gefunden, die lobendsten Urtheile der hervorragendsten österreichischen Blätter abgedruckt sind. Um solche Dinge kann sich die Presse freilich nicht kümmern, sie sind zu klein und zu unbedeutend. Minima non curat Prætor.

Die Verwaltungslehre.

Erster Theil: Die vollziehende Gewalt.

Von Dr. **Lorenz Stein.**

(Stuttgart 1865.)

St. In dem vorliegenden Werke des gelehrten Verfassers begrüßen wir eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren staatswissenschaftlichen

Digitized by Google

Litteratur, und zwar mit um so größerer Befriedigung, als sie sich einem bisher noch wenig bebauten Felde zuwendet. Während die Lehre von der Verfassung des Staates und der Staaten sich von jeher einer sehr ausgedehnten Bearbeitung zu erfreuen hatte, herrscht selbst über den Begriff der „Verwaltung" ein noch wenig aufgehelltes Dunkel und namentlich gebricht es an einer wissenschaftlichen Entwicklung der allgemeinen Grundsätze, aus denen die tausend und tausendfältigen Normen, nach welchen die Administration in den verschiedenen Staaten vorgeht, entsprungen sind. Freilich ist die Aufgabe eine unendlich schwierige, aus der kaum zu bewältigenden Masse des vorhandenen Materiales die leitenden Principien herauszufinden, die, zu einem harmonischen Ganzen verbunden, den Anforderungen der Wissenschaft genügen können. Daß aber auch solche Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind, wenn man mit dem richtigen Verständniß an sie herantritt, hat der Verfasser durch seine Arbeit bewiesen.

Er geht bei seiner Entwicklung von dem Begriffe des Staates als einer zur Persönlichkeit, zum persönlichen Bewußtsein, zum persönlichen Wollen und Handeln erhobenen Gemeinschaft der Menschen aus. Die wesentlichen Elemente dieser Persönlichkeit bilden einerseits die Selbstbestimmung, die, insofern sie es mit den Thatsachen, Erscheinungen und Kräften der äußeren Welt zu thun hat, und diese in das innere Leben der Persönlichkeit aufnimmt, als der Wille derselben sich darstellt, und andererseits die That, durch welche die Persönlichkeit den Inhalt ihres Willens in der äußeren Welt zu verwirklichen trachtet. Für die Willensbestimmung besteht im Staate ein eigenes Organ, die gesetzgebende Gewalt. Was aber die Thätigkeit des Staates, die wir als das zweite selbstständige Moment im persönlichen Leben des Staates kennen gelernt haben, betrifft, so zeigt sie bei genauer Betrachtung einen doppelten Charakter. Einerseits hat sie den Willen der einheitlichen Persönlichkeit des Staates zum Inhalt und erscheint hier nur noch als die reine Kraft des seinen Willen vollziehenden und durch seine Thätigkeit sein Wesen verwirklichenden Staates, ohne Rücksicht auf die Objecte desselben; in diesem Sinne nennt sie der Verfasser die vollziehende Gewalt, und die abstract und noch ohne bestimmten Inhalt gedachte Thätigkeit dieser Gewalt die Vollziehung. Andererseits ist diese vollziehende Gewalt für sich gedacht nur der Organismus der Möglichkeit der Thätigkeit oder die Kraft für sich. Die wirkliche Thätigkeit entsteht, so wie diese Vollziehung nun die wirklichen Verhältnisse und Gegenstände des Staatslebens ergreift und in ihnen den Willen oder das Wesen des Staates concret zur Verwirklichung bringen will. Hier empfängt die vollziehende Gewalt ihre Aufgabe von ihrem Objecte, und sie heißt dann, insoferne sie auf diese Weise Gestalt, Eintheilung und Namen durch Natur und Kraft ihrer Objecte empfängt, die Verwaltung. Man kann daher sagen, daß das thätige Leben des Staates sich in diesen zwei Grundformen, Vollziehung und Verwaltung, darstellt; jene die Kraft an sich, aus welcher die Thätigkeit hervorgeht, diese die wirkliche Thätigkeit, welche die Kraft enthält. Es leuchtet ein, daß in diesem Sinne Vollziehung und Verwaltung

Digitized by Google

zugleich den Ausdruck der beiden Beziehungen enthalten, in denen die Thätigkeit des Staates steht. Die Vollziehung bedeutet und enthält das Verhältniß der Thätigkeit zum Willen und Wesen, zu Gesetz und Natur des Staates, die Verwaltung das Verhältniß desselben zum concreten Leben, das der Staat umfaßt, und zu der Macht der Thatsachen in seinem materiellen Dasein. Daher lassen sich beide äußerlich gar nicht trennen; es giebt keine Vollziehung ohne eine Verwaltung und keine Verwaltung ohne eine Vollziehung; sie sind stets verbunden wie zwei Seiten derselben Fläche, aber dennoch stets verschieden wie jene. Neben der Vollziehung und Verwaltung kommt aber noch ein Drittes in Betracht, nämlich die Regierung, die der Verfasser als die principielle Vollziehung bezeichnet, welche sich nicht bloß mit dem formellen Gesetze begnügt, sondern, durchdrungen von den Forderungen, welche die Idee des Staates stellt, diese selbstbewußt zu verwirklichen sucht. Während auf diese Weise Vollziehung und Regierung, jene das organische, diese das principielle Verhalten der wirklichen Thätigkeit zur inneren Selbstbestimmung der Staatspersönlichkeit enthalten, eröffnet sich mit der Verwaltung das Gebiet des wirklichen Staatslebens und der concreten Gestalt, welche in ihm die Aufgaben der Vollziehung empfangen, d. h. die Vollziehung wird Verwaltung, indem sie mit den gegebenen äußeren Verhältnissen zu thun hat, welche in ihrer Berührung mit dem Staate sich als die Staatsaufgaben darstellen.

Diese Staatsaufgaben, welche den Inhalt der Verwaltung bilden, scheidet der Verfasser in drei Gruppen, denen ebensoviele große Gebiete der Verwaltung entsprechen, nämlich in die Thätigkeit, welche auf die wirthschaftliche Existenz des Staates verwendet wird (die Finanzverwaltung), in jene, durch welche das für alle gültige Recht gesetzt und vollzogen werden soll (die Rechtspflege) und in die Thätigkeit, die, für das Wohl und den Fortschritt des Einzelnen im Staate sorgend, die Entwicklung des Staates selbst befördert (die innere Verwaltung).

Nach diesen, als Einleitung dienenden Begriffsbestimmungen, welche mit interessanten Excursen in das Gebiet der Geschichte und der Litteratur der Staatswissenschaften ausgeschmückt sind, entwickelt der Verfasser das Wesen der vollziehenden Gewalt und theilt die Lehre von derselben in zwei Theile, nämlich in das Recht der vollziehenden Gewalt und in den Organismus derselben. Jede That erscheint nämlich zuerst als Kraft und dann als Mittel der Ausführung. Die Darstellung der als selbstständig gedachten Kraft des Staates in allen ihren einzelnen Momenten wird von dem Verfasser kurz das Recht der vollziehenden Gewalt genannt, weil sich diese Selbstständigkeit sowohl der ganzen als der einzelnen Momente, die es bilden, erst am Rechte bestimmt und äußerlich scheidet und das Verständniß des Rechtes zum Verständniß der Natur desselben führen muß. Das Mittel aber, dessen sich die Kraft bedient und in welchem sie lebt, ist das Organ der Vollziehung. An sich bedarf die Vollziehung des Staates, wie jede Kraft, eines Organes, und es ist nicht schwer, es von der Kraft äußerlich zu trennen. Allein in dem großartigen persönlichen Leben des Staates tritt diese vollziehende Gewalt nicht als ein einzelnes Organ, sondern vielmehr als ein System

Digitized by Google

von Organen hervor, deren jedes wieder in Gestalt und Umfang bedingt ist durch das Object, welches die Vollziehung ihm übergeben hat, um den Staatswillen in ihm zu vollziehen. Die Bildung dieses Organismus der vollziehenden Gewalt hat ihre besonderen Gesetze, immer aber ist der Organismus der Träger des Rechtes der vollziehenden Gewalt in ihren einzelnen Gebieten. Der Organismus derselben ist daher ein selbstständiges Gebiet und bildet neben dem Rechte der vollziehenden Gewalt den zweiten Theil der allgemeinen Verwaltungslehre.

Wenn nun auf diese Weise der Begriff der vollziehenden Gewalt festgestellt erscheint, so ist der einfache Begriff des Rechtes derselben nicht schwierig zu finden. Es ist das Recht der als selbstständig gedachten Kraft und Thätigkeit des Staates innerhalb des Staatsorganismus, also sowohl dem Gebiete der gesetzgebenden Organe als der einzelnen selbstständigen Persönlichkeit gegenüber, oder mit einem Worte, der Staatsgewalt im weitesten Sinne. Diese ist dem Verfasser keine besondere Gewalt, kein Moment an einer anderen Gewalt im Staate. Sie bezeichnet vielmehr das ganze persönliche Leben des Staates als eine einheitliche Gewalt, als die ganz allgemeine persönliche Kraft der Selbstbestimmung ohne irgend eine Unterscheidung des Objectes. Sie ist überhaupt der Besitz des Rechtes und der Mittel, sich zu äußern, und zwar als höchste Form der Persönlichkeit sowohl insofern der Staat ist, als insofern er will und handelt. Diese Staatsgewalt erscheint zuerst als die Kraft, vermöge deren die Persönlichkeit des Staates als solche sich zur Erscheinung und Geltung bringt, doch ohne eine Beziehung auf den Willen und die Thätigkeiten, welche das Leben des Staates erfüllen. Sie erscheint zweitens als höchste Spitze der gesetzgebenden Gewalt und drittens als das Haupt der Verwaltung im weiteren Sinne.

Die Staatsgewalt in dem eben entwickelten Sinne ist aber nicht bloß ein Moment im Leben des Staates, sondern sie erscheint auch selbstständig in einem nur ihr gehörigen Organismus, der seiner ganzen Natur und seiner äußeren Aufgabe nach eben das Organ dieser reinen, allgemeinen Gewalt der Persönlichkeit des Staates ist. Das ist das Heer, die Waffenmacht des Staates. Sie enthält endlich noch ein zweites organisches Element, die Regierungsgewalt, d. i. die allgemeine Form für die besondere Ausübung der einzelnen Thätigkeiten der Verwaltung. Diese letztere Gewalt wird von dem Verfasser auch als der selbstständig gedachte thätige Wille der Staatsgewalt bezeichnet und erscheint, wie jeder thätige Wille, in drei Formen, nämlich dem Willen für sich (der Verordnungsgewalt), der Bildung der Mittel seiner Verwirklichung (Organisationsgewalt) und der äußeren Thätigkeit (polizeiliche Gewalt, Zwangsgewalt).

Uebergehend auf das Recht der vollziehenden Gewalt hält es der Verfasser vor allem für nothwendig, den Unterschied von Gesetz und Verordnung genau zu präcisiren. Er gelangt hiezu auf folgendem Wege: das Recht der vollziehenden Gewalt hat zu seiner Voraussetzung die innere und äußere Selbstständigkeit der vollziehenden Gewalt gegenüber den anderen Organen, welche die Selbstständigkeit des Staates bilden. Die Grundlage dieses ganzen Rechtes ist daher das Verständ-

Digitized by Google

niß eben dieſer Selbſtſtändigkeit, der Selbſtſtändigkeit eines organiſchen Theiles im Ganzen, die, um nicht bloß eine Ordnung, ſondern eben ein Recht zu ſein, nicht bloß eine äußerliche und formale, ſondern die Selbſtſtändigkeit eines Willens ſein muß. Die Vorausſetzung des Rechtes der vollziehenden Gewalt iſt daher das Setzen eines in ihr ſelbſt liegenden Willens und der damit gegebenen Möglichkeit, daß dieſer Wille der vollziehenden Gewalt entweder als bloße Willensäußerung (Verordnung) oder als wirkliche That (polizeiliche Gewalt) mit dem Willen des Staates nicht übereinſtimme. Denn es iſt offenbar, daß, wenn die vollziehende Gewalt entweder faktiſch oder rechtlich keinen eigenen Willen hätte, ſondern nichts wäre als die formelle Thätigkeit, welche den außerhalb ihrer ſelbſt liegenden Willen des Staates vollbringt, dieſelbe auch ebenſowenig ein Recht haben könnte, wie jedes andere willenloſe Werkzeug. . . . Ihr Recht entſteht daher erſt mit dem organiſchen Grundſatze des Staatslebens, daß ſie in ſich ſelbſt einen Willen ſetzen und äußern könne. Um das nun zu können, muß es neben ihr im Staate eine zweite, gleichfalls ſelbſtſtändige Form des Staatswillens geben, dem dieſer Wille der vollziehenden Gewalt gegenüber treten kann. Dieſer zweite Wille iſt nicht der des Staatsoberhauptes, und zwar darum nicht, weil die in ihm liegende Staatsgewalt ja ſelbſt das Haupt der Vollziehung iſt, ſondern jene zweite Form iſt die des Staatswillens in ſeiner geſetzgebenden Function, getragen durch den geſetzgebenden Körper, oder kurz der Wille der geſetzgebenden Gewalt. Dieſe Form des ſich ſelbſt beſtimmenden Staatswillens nennt der Verfaſſer Geſetz, während er den Willen der vollziehenden Gewalt die Verordnung nennt. Die Selbſtſtändigkeit des Willens der letzteren entſteht daher erſt da, und mit ihr das Recht derſelben, wo es neben den Verordnungen Geſetze giebt, und das Recht der vollziehenden Gewalt iſt demnach die durch das Weſen des Geſetzes für Verordnungs-, Organiſations- und Polizeigewalt geſetzte rechtliche Grenze der vollziehenden Gewalt oder das Recht der Verordnung im Verhältniß zum Geſetze. Hiedurch ergiebt ſich, daß, ſo lange es kein ſelbſtſtändiges Organ der geſetzgebenden Gewalt und mithin einen von dem Willen der vollziehenden Gewalt unterſcheidbaren ſelbſtſtändigen Willen der erſteren giebt, auch keine Rechtsgrenze der vollziehenden Gewalt als in dem Willen ihres eigenen höchſten Organs beſteht. Dies iſt der Zuſtand der Deſpotie, wo jeder Unterſchied zwiſchen Verordnung und Geſetz verſchwindet und alles Befohlene Geſetz iſt. Dagegen entſteht mit dem Rechte und der Selbſtſtändigkeit der geſetzgebenden Gewalt auch das Recht der vollziehenden. Geſetz iſt demnach derjenige Staatswille, der von dem Organ der Geſetzgebung (der Volksvertretung) aufgeſtellt und durch die Zuſtimmung des Staatsoberhauptes zum Willen des perſönlichen Staates erhoben iſt, wogegen der Staatswille, der von der vollziehenden Gewalt aufgeſtellt und durch das Staatsoberhaupt gleichfalls zum Willen des perſönlichen Staates erhoben wird, die Verordnung bildet. Beide ſind Acte der Selbſtbeſtimmung des Staates und haben daher an ſich gleiche Gültigkeit. Der Staatsbürger kann, für ſich ſtehend, zwiſchen Geſetz und Verordnung in Beziehung auf ſeinen Gehorſam keinen Unterſchied machen. Nur wo

Digitized by Google

der Verordnung ein Gesetz entgegensteht, ist die Verordnung dem Gesetze nntergeordnet.

Auf diesem Unterschiede zwischen Gesetz und Verordnung beruht nun der Begriff des verfassungsmäßigen Verwaltungsrechtes. Formell erscheint dieses als dasjenige Recht, welches für das organische Verhältniß des Verordnungsrechtes zum gesetzlichen Rechte gilt, seinem Inhalte nach ist es aber die Gesammtheit der rechtlichen Grundsätze, welche die Harmonie zwischen Gesetz und Verordnung in allen Aeußerungen und Erscheinungen des Staatslebens herzustellen berufen ist. Der Verfasser vertheilt nun den gesammten Stoff des Verwaltungsrechtes auf drei Gebiete, nämlich auf das des persönlichen Vollziehungsrechtes des Staatsoberhauptes, auf das des Regierungsrechtes und auf das des bürgerlichen Verwaltungsrechtes.

Auf dem ersten Gebiete vindicirt der Verfasser dem Staatsoberhaupte zur Bethätigung seines freien, von Volksvertretung und Regierungsorganen unabhängigen Willens den Oberbefehl über alles, was das Heerwesen betrifft, als das Organ der selbstständigen Kraft des Staates, ferner die Gnadenverleihungen und Begnadigungen als freie Bethätigung der Individualität des Staates; die Anstellungen und Berufungen, welche die persönliche Seite des Organismus enthalten, und das Recht, im Nothfalle an die Stelle der Gesetze den Willen der Vollziehung zu setzen, mit anderen Worten, den sogenannten Belagerungszustand zu verhängen.

Auf dem Gebiete des Regierungsrechtes werden wieder drei Abtheilungen unterschieden, auf deren Inhalt wir nochmals zurückkommen, nämlich das verfassungsmäßige Verordnungsrecht, das Recht der Organisation und das Zwangsrecht (Polizeirecht).

Ganz eigenthümlich gestaltet sich endlich das dritte Gebiet des bürgerlichen Verwaltungsrechts. Um diesen Begriff richtig zu erfassen, muß man von dem Principe ausgehen, daß auf allen Punkten des Lebens jeder Einzelne einen Theil seiner freien Selbstbestimmung opfern muß, um das Leben und die Wirksamkeit des Ganzen möglich zu machen. Der Einzelne ist einerseits ein Glied des Ganzen, und es ist kein Zweifel, daß dadurch die Selbstständigkeit desselben beschränkt wird. Die Gesammtheit der dadurch entstehenden Rechtsverhältnisse nennt man das öffentliche Recht. Andererseits ist er eine selbstständige Persönlichkeit und tritt als solche in Verkehr mit der anderen einzelnen Persönlichkeit. In diesem Verkehre nun erscheint grundsätzlich der freie Wille der beiden Persönlichkeiten als allein bestimmend für ihr gegenseitiges Verhältniß. Diese Selbstbestimmung erzeugt das gegenseitig für sie geltende Recht, und dies Recht, indem es seinen Inhalt eben aus diesem Willen der freien Staatsbürger empfängt, nennt man das bürgerliche Recht. In diesem erscheinen aber wieder zwei wesentlich verschiedene Grundverhältnisse. Das eine behält jenen Charakter der vollen und unbeschränkten persönlichen Selbstbestimmung bei, das andere dagegen erscheint, obwohl es ebenfalls aus derselben hervorgeht, dennoch auf allen Punkten bestimmt und begrenzt

Digitized by Google

durch die in ihm liegende Möglichkeit, auf die Lebensverhältnisse Dritter unmittelbar einzuwirken. Dem entsprechend zeigt auch das bürgerliche Recht zwei große Gebiete. Einerseits ist es das Recht, dessen Inhalt nur von dem Willen des Einzelnen im Einzelverkehr gesetzt ist, andererseits ist es das Recht, welches aus jener Berührung des letzteren mit dem Leben der Gesammtheit und aus den Beschränkungen erzeugt wird, welche das letztere dem ersteren im Interesse des Gemeinrechtes auferlegt. Das erste Recht verdient den Namen des reinen bürgerlichen Rechts. Da aber im Allgemeinen die Gesammtheit der concreten Thätigkeit des Staates, durch welche derselbe mit seinen Gesetzen oder mit ihrer Vollziehung dies Gemeinwohl fördert oder schützt, die „Verwaltung" genannt wird, so nennt der Verfasser die letztere Gruppe von Rechtsbestimmungen, weil sie die Gesammtheit der Modificationen des reinen bürgerlichen Rechtes durch die Anwendung des höchsten Princips der Verwaltung enthalten, das bürgerliche Verwaltungsrecht. Wir haben nur Eines an dieser Terminologie auszusetzen, daß sie das, was bei dem ersten Eintheilungsgliede durch ein Epitheton („reines" bürgerliches Recht) ausgedrückt wird, bei dem zweiten Eintheilungsgliede mit einem Hauptworte („Verwaltungsrecht") bezeichnet.

Indem wir nun, wie schon oben angedeutet wurde, zur näheren Zergliederung des zweiten Gebietes (der Regierungsgewalt und des Regierungsrechtes) zurückkehren, wollen wir es versuchen, auch hier dem Verfasser zu folgen.

Als die erste Abtheilung dieses Gebietes erscheint das verfassungsmäßige Verordnungsrecht, d. i. dasjenige Recht, welches das Verhältniß des selbstständigen, durch das Zusammenwirken des Staatsoberhauptes und des Regierungsorganismus gesetzten Willens der vollziehenden Gewalt zu dem organischen, im Gesetze ausgedrückten Gesammtwillen des Staates bestimmt. Die Regierung kann hier vermöge ihrer Verordnungsgewalt mit der Gesetzgebung als solcher in Widerspruch treten und damit das Princip des verfassungsmäßigen Verwaltungsrechtes angreifen, nach welchem sie selbst die organische Verpflichtung hat, die Harmonie der Gewalten aufrecht zu halten. Daraus entsteht das Recht der Verantwortlichkeit der Regierung. Diese ist dem Verfasser theils eine politische, die sich auf die gesammte Auffassung der Aufgabe der Regierung gegenüber der Gesetzgebung bezieht, theils eine juristische, die das Verhältniß der einzelnen Verordnung zum allgemeinen verfassungsmäßigen Rechte des Staates betrifft. Die Regierung kann aber auch zweitens ein von dem Gesetze bereits anerkanntes Recht eines Einzelnen angreifen und damit statt des Principes die einzelne Geltung des verfassungsmäßigen Rechtes aufheben. Dadurch entsteht dann das Klage- oder Beschwerderecht der Staatsbürger, wobei das Recht (die Pflicht) des verfassungsmäßigen Gehorsams, das administrative Klagerecht sammt dem administrativen Processe und das Beschwerderecht im engeren Sinne, so wie das Gesuchsrecht zur Erörterung kommen. Es finden sich hier sehr interessante Untersuchungen über das Wesen der sogenannten Administrativjustiz, deren Natur allerdings noch so

Digitized by Google

ziemlich im Dunklen liegt. Zum Schlusse wird hier das eigentlich in das Gebiet der Verfassung gehörige Petitionsrecht aufgeführt, welches der Verfasser infoferne auf das Gebiet der Verwaltung herüberzieht, als er darin jene Form des Beschwerde- und Gesuchsrechtes erkennt, welche, indem sie die Harmonie der Vollziehung mit der Gesetzgebung voraussetzt, Uebelstände, die in der letzteren liegen, aber erst in der ersteren zur Erscheinung kommen, durch einen gesetzgeberischen Act beseitigt zu wissen wünscht, und sich deßhalb an das Staatsoberhaupt oder an die gesetzgebenden Organe wendet.

Die zweite Abtheilung, die dem Rechte der Organisation gewidmet erscheint, behandelt zuerst das verfassungsmäßige Organisationsrecht, welches wieder in zwei Bestandtheile, die amtliche Organisation und die Organisation der Selbstverwaltung aufgelöst wird, und das Competenzrecht, wo die wichtige Lehre von den Competenzconflicten entwickelt und insbesondere die Frage erörtert wird, ob der Richter über die Gesetzesqualität entscheiden könne, eine Frage, die bekanntlich auf dem vierten deutschen Juristentage zur Besprechung kam.

(Schluß folgt.)

Neuere Lyrik.

(Zweiter Cyklus.)

Vierter Artikel.

Multa non multum — damit wäre im Allgemeinen der Werth der Gedichtsammlungen richtig bezeichnet, welche ich diesmal zu charakterisiren habe. Sie fordern nicht einmal den strengen Tadel heraus, den die Beleidiger der Kunst verdienen. Denn die Vergehen dieser Bücher, wenn ich ein paar derselben ausnehme, haben eine gewisse Naivetät, die eigentlich nur Mitleid erregen kann. Im Hinblick auf die äußere Form sind sie fast alle manierlich; wohlerzogene Verse, welche, als lebendige Menschen gedacht, ihren poetischen Cursus zur Zufriedenheit der Lehrer „durchschmeruzt" haben. Dennoch mag jede der Gedichtsammlungen, einzeln genommen, eine ganze Classe vertreten und bietet jede für sich Anlaß zu einigen Strichen, welche das aufgerollte Bild der neueren Lyrik vervollständigen helfen.

Albert Träger legte seine „Gedichte" (Leipzig, Ernst Keil) in einer dritten Auflage vor. Durch die „Gartenlaube" ist Albert Träger zuerst bekannt geworden und in den bürgerlichen Familienkreisen, namentlich in Sachsen und Thüringen, hat sich seine Muse eingenistet. Diese Gedichte spielen an der Oberfläche der Dinge und athmen jene Frische, die sich lange zu conserviren pflegt, wie man von manchen Personen gerne sagt. Der Poet gehört zu denen, welche die Leichtigkeit der Jugend für Talent halten und mit ihrer flüssigen Sangesweise den Unein-

Digitized by Google

geweihten zu der Meinung verführen, daß er vor einem sprudelnden Dichterbrünnlein sitze; es ist indeß nur einer von den Krügen, die schon lange zum Brunnen gehen. Der stattliche Band der Träger'schen Gedichte leidet an einer großen stofflichen Armuth, und diese erklärt am besten, warum dem Verfasser nicht schwer wird, immer gleich behende Vers an Vers zu fügen. Eine und dieselbe Empfindung kehrt in den nicht einmal sehr verschiedenartig aufgeputzten Wortkleidungen wieder und weit über neun Zehntheile dieser Gedichte kommen über das Besprechen der Empfindung nicht hinaus. Wenn etwas an ihnen fesselt, so ist es die innige, treue Liebe des Sohnes zur Mutter, die sich in dem Buche an vielen Stellen zeigt. Am Arme der ihm so theuren Frau schreitet der Poet zu uns heran, und wo ein Klang uns trifft, da quillt er häufig aus jenem Gefühle. So beginnt das Gedicht „Beruhigung", S. 7, mit den anmuthenden Versen:

Ist mir's zu Muthe schwül und bang,
So summ' ich mir ein Liedchen leise,
Nie hörte ich der Worte Klang,
Ich kenne nur die traute Weise.

Nämlich die Weise des Wiegenliedes. Aber mit einem gequälten Vergleiche schließt das Gedicht und löscht den freundlichen Eindruck aus. Warm im Tone und glücklich in der Ausführung ist das Gedicht „Mutterloos", S. 10. Man trennt sich von Albert Träger mit der Empfindung, die man zuweilen in einer Dorfkirche hat, wenn man einen Knaben mit lachenden, einnehmenden Zügen ernsthaft ministriren sieht: Mische Dich lieber unter die fromme Gemeinde, Du bist dort mehr an Deinem Platze.

Mit Wasserfarben malen die „Gedichte" von Julius Rodenberg (Berlin, Oswald Seehagen). Sie haben bereits eine zweite Auflage erlebt, was wohl der Wirkung der übrigen Bücher Rodenbergs zuzuschreiben ist. Daß die Fähigkeit: lebhaft Geschautes treu in der Schilderung wiederzugeben, von der Kraft unterschieden ist: den geheimnißvollen Zusammenhang der Welt mit der Menschenseele, so wie die Blume jeglicher Erscheinung darzustellen, das beweisen wieder die lyrischen Erzeugnisse Rodenbergs. Dieser Schriftsteller, der so angenehm und oft poetisch von Land und Leuten zu erzählen, der die Eindrücke, welche er von fremden Völkern und Gegenden empfangen hat, so sicher festzuhalten und in unsere Vorstellung zu verpflanzen weiß, der nämliche Schriftsteller ist in der Lyrik außer Stande, seine Anschauungen zu verdichten und es hier zu einem sinnlichen Ausdrucke zu bringen. Feld und Wald, Meer und Strom, die in der Reiseskizze Rodenbergs so gesprächig sind, die, wenn sie als eine Art Merkwürdigkeit von ihm betrachtet werden, ihre natürlichen Eigenschaften entfalten, sie wollen sich in den Gedichten durchaus nicht zu einer anderen als conventionellen Sprache herbeilassen und sie legen vor dem Auge, dem sie das einfache Wunder des Alls enthüllen sollen, keinen ihrer Schleier ab. Die lyrische Empfindung, welche zuweilen bei dem Ethnographen und Touristen durchbricht, sie will in bemerkenswerthem

Digitized by Google

Eigensinne von dem Lyriker gerade nichts wissen. Aber das ist eine Erfahrung, die Rodenberg nicht allein macht, sondern der wir oft genug begegnen können.

Die lyrische Empfindung, will sie auf eigene Faust leben, muß sehr stark sein. Ist sie dies nicht, so muß sie sich begnügen, als Element neben anderen hervorzutreten. Sie wird dann bald als Stimmung das Capitel eines Romans anhauchen, bald die Scene eines Drama's erwärmen, sie wird hier ein episches Gebilde durchduften, dort eine satyrische Production sänftigen, ja sie wird heute der flüchtige Gast eines Briefes, morgen eine Strecke weit die unsichtbare Führerin einer wissenschaftlichen Lehre sein; mit einem Worte: sie wird holde Magddienste verrichten. Lyrische Empfindung ist es, was Wilhelm Hauffs „Phantasien im Bremer Rathskeller" so anziehend macht, lyrische Empfindung ist es, was sich wie ein Wellenspiel in der „Braut von Messina" hebt und senkt, ein lyrischer Geist waltet in dem Abschnitt der Vischer'schen Aesthetik, welcher das Mysterium der Lyrik selbst behandelt, und ein ganzes Marketenderzelt hat die lyrische Empfindung in den Schriften der Bettina aufgeschlagen. Lyrisch ist die Seligkeit des Herzens in den wenigen Zeilen Goethe's an Frau v. Stein ausgedrückt: „Denen Sonnenstrahlen, die Deine Fenster bescheinen, sind meine Blicke mit eingemischt. Das abgefallene Laub gewährt mir nichts gutes, als daß ich Deine Wohnung sehen kann. Sag' mir ein Wort, daß Du mich liebst, nach mir verlangst, laß mir die Hoffnung Dich heute zu sehen, und so werde aus Morgen und Abend wieder ein glücklicher Tag." — Und lyrisch ist der tiefe Schmerz in den wenigen Zeilen Lessings an Eschenburg gefaßt: „Meine Frau ist todt. Und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht."

Auch Julius Rodenberg hat in seiner „Insel der Seligen" und in seinem Büchlein über Sylt lyrische Augenblicke, welche den eben angeführten Beispielen sich bescheiden anschließen können. Doch in seinen Gedichten nimmt man nur ein lyrisches Sickern wahr, weil ihm zu dieser poetischen Form das Specifische fehlt. Eine aufgepinselte, leere Munterkeit, die den Puppen- und Reitergesichtern der Spielwaaren ähnlich ist, haftet den Wiesen-, Blumen- und Bächleingedichten an. Ueberhaupt jauchzt es in der Sammlung an allen Enden und Ecken und der Leser horcht gleichgültig hin und fragt: warum? Schlechte Angewöhnungen, die schon unzählige Verweise hervorgerufen haben und die nicht nur an die Geschmacklosigkeiten und Unziemlichkeiten Heine's, sondern sogar an jene M. G. Saphirs mahnen, stimmen Einen in diesen Gedichten unwillig: „Es ist das Meer das Herz der Welt, es ist der Wind der Hauch der Welt, die Sonne ist das Aug' der Welt", „Da rauscht das Meer den Morgenpsalm", „Aus jedem gelehrten Felsen springt eine rauschende Liederquelle" — solcher Firlefanz könnte denn doch endlich vermieden werden. Unter den mannigfaltigen Anklängen an große und kleine Muster fällt einer an Shakspeare besonders auf. Das Gedicht nämlich „Unter den Wassern", S. 250, sucht sich mit der berühmten Schilderung, welche Clarence in „Richard III." von den Entsetzen auf dem Meeresgrunde entwirft, zu messen.

Digitized by Google

Dem Selbstgefühle entrichtet Rodenberg seinen Tribut, indem er für eine Rose, die ihm gesendet wurde, also seine Erkenntlichkeit bezeigt: „Ich danke Dir mit Wonnebeben, die Du so welktest vor der Zeit: Und freudig für Dein Blumenleben geb' ich Dir Liedesewigkeit." An einer zweiten Stelle heißt es: „Meinen Diener wollt' ich machen, doch mein Dämchen fiel mir ein: „Wie viel bringen Ihre Sachen Ihnen wohl im Durchschnitt ein?" — „Wie viel Freunde? . . Wie viel Herzen? . ." Da verzog der schöne Mund sich piquirt — „Mein Herr, Sie scherzen, denn ich meinte, wie viel Pfund?" Lange wußt' ich nichts zu sagen, doch sie sah mich an gespannt. „Wie viel Pfund? . . Mylady, fragen Sie das deutsche Vaterland!" Es giebt zwar im Menschenleben Augenblicke, wo der Mensch eine Frage frei hat an das Schicksal, aber wenige Menschen auf dieser Erde haben einmal eine Frage in jenem Sinne frei an ihr Vaterland, und ich glaube nicht, daß Julius Rodenberg zu den wenigen zählt. Der „Volksliedchen und Sprüche der Waliser" und der „Irischen Volkslieder" halber, welche diese Gedichte enthalten, verlohnt es sich, in dem Buche zu blättern.

Der Winter hat die Vöglein vertrieben,
Nur eine Drossel ist dageblieben.
Sie konnte nicht fliegen, sie war krank,
Und da vor meiner Thüre niedersank.
Sie singt so traurig und schlägt die Flügelein:
„Es ist kalt! Es ist kalt! Es wird bald schnei'n!"

Einen Sarg, Erd' und einen Weidenstrauch
Sah zwischen uns im Traum ich diese Nacht —
Am Tag liegt zwischen uns wohl Manches auch,
Doch Nichts, ach Nichts! was mich so traurig macht.

„Der Verfasser nachstehender Dichtungen gehört nicht zu den Leuten, die für Lob oder Tadel sehr empfindlich sind und Menschen oder Dinge durch das Prisma persönlicher Eitelkeit betrachten. Das Schicksal hat ihn zu guter Stunde hinausgeworfen in des Lebens Wirrwarr. Er hat kämpfen und dulden gelernt und Apollo's Haine nur selten betreten dürfen. Aus diesem Geständnisse erklärt sich seine monotone und fragmentarische Lyrik, welche, unter verschiedenen Himmelsstrichen, bisweilen im Geräusche der Civilisation, öfters unter dem erschlaffenden Einflusse der Tropensonne oder auf den Wellen des Weltmeeres entstanden, das Gepräge mannigfacher Stimmungen, theilweise sogar unverkennbare Spuren der Erschöpfung an sich trägt . ." „. . und wenn er sie doch auf den litterarischen Markt sendet, so geschieht es wahrlich nicht, um nach einem Lorbeerzweige zu haschen, sondern einzig und allein, um von seinem höchst isolirten Standpunkte aus mit der deutschen Geisterwelt in Berührung zu gelangen. Möge darum die heimatliche Kritik dieser transatlantischen Taube wenigstens ihren Oelzweig nicht versagen." Mit diesen Worten leitet sich ein Buch ein, das den Titel trägt: „Poetische Fragmente" von Draumor (zweite Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus). Gedichte eines nach America verschlagenen Deutschen, vielmehr Bruch-

Digitized by Google

stücke von Gedichten, die eine Verbindung des Autors mit der Heimat vermitteln sollen. Ein Heft Selbstbekenntnisse in Prosa hätte den angestrebten Zweck besser erreicht. Denn die Natur, die hinter diesen „Poetischen Fragmenten" steht, lehnt die dichterische Form ab. Man kann ja auch zur Noth einmal in gebundener Rede sprechen: so scheint der Verfasser für sich zu murmeln Er gewährt den Gedanken das Silbenmaß und den Reim aus besonderer Gunst, wie einer, der seine braven Kinder zur Belohnung willigen Fleißes tanzen lernen läßt, und man merkt den gemessenen und gereimten Gedanken die ausnahmsweise gegebene Erlaubniß, sich gaukelnd bewegen zu dürfen, deutlich an. Der Schluß der „Fischerhütte" z. B. lautet: „O meine süße Dame! Was bist Du mir? Ein stets geliebter Name. Was bin ich Dir? Ein Vorwurf. Doch gesetzt wir würden noch Papier und Feder brauchen, um schmerzliche Gefühle auszuhauchen, wie anders — anders schrieben wir uns jetzt!" Wir lesen in den Blättern die jeden Augenblick abreißende Geschichte eines Mannes, der widerstandsfähig ins Leben getreten, Vieles darin gesehen, erduldet hat, von den großen Fragen, die umsonst Antwort heischen, ab und zu gequält worden und bei einer mißmuthigen Resignation angelangt ist. Wir erblicken einen wenig liebenswürdigen und einen etwas nüchternen Mann — aber doch immer einen Mann, dem wir die Theilnahme nicht versagen. Empfundenes, sinnig ausgedrückt, stellt sich uns in der Sammlung an manchem Punkte dar. Dahin rechne ich: „Perdita", S. 39, ein Gedicht, das nur durch die „schweren Perlen" der „braunen Augen" verunstaltet wird, ferner das Seelied, das mit den Versen beginnt: „Thränen, die um mich geweint", S. 103, und „Heimweh", S. 166. Aus dem letztgenannten Gedichte theile ich die Endstrophen mit:

Nach Frieden ringt sein Herz, das todeswunde,
Ein Bild nur taucht empor aus wirren Träumen, —
Ein Strohdach, — dort, in einem kühlen Grunde,
Und rings umzäunt von fruchtbelad'nen Bäumen.

So reicht die Bruderhand dem Reisemüden,
Daß er sich löse von dem Zauberbanne;
Er giebt ihn hin, den sonnetrunk'nen Süden
Für eine einz'ge schneebehang'ne Tanne.

So ruft ihn wieder nach dem armen Neste,
Eh' neues Leid den Weg ihm abgeschnitten;
Mein Vaterland, Du bist das schönste, beste!
O nimm mich auf — ich habe viel gelitten!

Das also ist es, was die Jahre lehren:
Dorthin, woher man kam, zurückzuwandern,
Nach eitlem Forschen plötzlich umzukehren,
Und dann als Greis zu werden wie die andern.

Tribut, den ich der Jugend Neugier zollte,
Den hat die Heimatsliebe längst verschlungen;

Digitized by Google

Wenn ich auch dieſe Fiber tödten wollte,
Ich hab' es nicht gekonnt — ich bin bezwungen.

Ich bin bezwungen! Und von dieſer Stelle
Möcht' ich den Fuß auf alte Trümmer ſetzen,
Nur um des Vaterhauſes heil'ge Schwelle
Mit meinen letzten Thränen zu benetzen.

Nicht müde, wie Dranmor, nicht reſignirt, aber ungleich nüchterner iſt Robert Prutz, der ſeine neuen Gedichte, „Herbſtroſen" genannt (München, E. A. Fleiſchmanns Buchhandlung), veröffentlicht hat. Der ſchon bejahrte Robert Prutz naht mit einem Bande Liebesgedichte — denn die Zahl der Stücke, welche ſich mit anderen Dingen beſchäftigen, iſt eine verſchwindend kleine. Und in den Liebesgedichten, welche Aeußerlichkeit! So pomphaft die Verſe einherziehen, ſo verſchminkt ſind ihre Geſichter, ſo lehrhaft ihre Aeußerungen; der paphiſche Gottesdienſt, dem wir hier beiwohnen, hat den Charakter des Solennen. Von all den „Liebesgluten", „Liebeswonnen" und „Liebesſeligkeiten" flimmert es Einem vor den Augen, als ob man knapp über Lampenlicht hinweg auf die Bühne ſähe. Der Dichter mag leidenſchaftlich empfunden haben, doch die Gedichte halten die Leidenſchaft geheim, ungeachtet ihrer überſchwänglichen Verſicherungen, daß die Pulsſchläge des Dichters gewaltige ſeien. Lärmt das und jubelt und ſtöhnt und ſchwenkt den Becher und läßt uns trotzdem kalt wie ein praſſelndes Feuerwerk. Wer ein Nachtfeſt der Liebe, wie es Properz gefeiert, kennt, oder eine Orgie Byrons, den blendet nie und nimmer die erotiſche Scenerie bei Robert Prutz. Das Abſtracte bindet verſchiedene Larven vor, es kommt nicht ſtets mit dem Antlitz eines Schulmeiſters. Nur eine Phantaſie, die zum großen Theile vom Verſtande unterhalten wird, kann ſich in der Weiſe verirren, daß ſie vom ſüßen Schlafe im „Arme der Einſamkeit" faſelt; nur eine ſolche Phantaſie kann Tropen wagen, wie dieſe: „Trägſt Du in Deiner Bruſt als Sonne der Liebe gold'nen Lebensquell" — „In der Liebe gold'nen Fluten bade Dich geſund, o Herz! Angeweht von ihren Gluten kühlt und lindert ſich Dein Schmerz." Neben den Küſſen, den geküßten und den ungeküßten, iſt es das Dichterthum, das Robert Prutz unabläſſig beſingt. S. 12: „Schon mit himmliſchen Geſichten fächelt Dich Begeiſterung, und in Küſſen und Gedichten wird Dein Herz noch einmal jung." S. 30: „Daß in unverſiegter Fülle noch Dein gold'nes Naß mir quille, Feuerwein der Poeſie." S. 44: „Von Götterſchlüſſen ward es alſo feſtgeſtellt, daß in Liedern nur, in Küſſen ſich die Seele jung erhält." S. 67: „Jubelhymnen laßt mich ſingen ihr zum Preiſe früh und ſpät, bis mit meiner Küſſe letztem einſt mein letztes Lied verweht." S. 110: „Hell durch fernſter Zeiten Nacht Deinen Namen ſeh' ich ſchweben, mit dem Dichter wirſt Du leben, den unſterblich Du gemacht." S. 115: „Die Muſe naht ſich ungeſeh'n, und mit dem letzten Hauch der Lippe läßt ſie das letzte Lied verweh'n." S. 154: „In Liedern will ich mich verzehren und will in Küſſen untergeh'n." Und nun erwäge man noch, daß dieſe Gedichte von einem declamirenden Optimismus getränkt ſind, wie er maßloſer kaum gedacht werden kann, und man

Digitized by Google

hat das Conterfei der Sammlung vor sich. Als spärliche Lichtblicke, wo nämlich der Dichter zur Besinnung kommt und schlichter wird, erscheinen mir die Gedichte „Abschied", S. 160, und das Sonett S. 200. Die Terzine des letzteren lautet:

Doch ist auch nichts, was Lieb' nicht kann entbehren,
Freiwillig, die Geliebte zu beglücken
Und ihres Herzens Wunsch ihr zu gewähren;

Sie läßt die Rose, ohne sie zu pflücken,
Den Becher läßt sie, ohne ihn zu leeren,
Und selbst das Elend wird ihr zum Entzücken.

Technisch ausgestattet, wie die Gedichte Storms, bei demselben Verleger erschienen und obenhin an ihre anspruchslose Form erinnernd sind die „Stürme des Frühlings", Neue Gedichte von Ernst Scherenberg (Berlin, Verlag von Heinrich Schindler). Die Einfachheit Ernst Scherenbergs unterscheidet sich von der Storms, wie der Sperling von der Lerche; nur daß wir den gemeinen Vogel lieber zwitschern hören, als den ewig gestrigen Poeten. Daß der genannte Lyriker die anspruchslose Form bloß scheinbar hat, eine Routine der Schlichtheit, wie Robert Prutz eine Routine des Feierlichen, das kommt rasch zu Tage, wenn man in den „Stürmen des Frühlings" liest. Ehe man sich's versieht schlagen die aller Poesie Hohn sprechenden unnatürlichen Bilder und gezierten Vorstellungen durch. Da rinnen des „Herbstes Thränen" auf den „welken Baum", da werden die „letzten Blätter" von der „Hoffnung Baum" gespült, da „legt ein Gott zwei Thränen in jedes Menschenherz", da wird die Krankheit die „wilde Schwester" des Todes, „des besten aller Aerzte", genannt, da fließt „träumerisch vom Himmelsdom des Mondes Glanz hernieder", da ist der Morgenthau die „Zähre", welche „die Erde weint", und da gleitet das Jahr als „Blatt abermals vom Riesenbaum der flücht'gen Zeit" herunter. — O, über die Mittelmäßigkeit, diese Sprachverderberin und Empfindungsfälscherin, die hier zimperlich, dort liederlich thut, die heute als „gemalte Königin", morgen als fromme Pilgerin, die bald im weißen Unschuldskleide, bald in den feuerfarbigen Flicken einer üppigen Dirne einherschreitet und deren Tagesruhm von einer größeren oder geringeren Geschicklichkeit von ein Bischen mehr oder minder Glück abhängig ist. „Aber die Nachwelt", sagt Lichtenberg, „wie wird sie lächeln, wenn sie dereinst an die bunten Wörtergehäuse, die schönen Nester ausgeflogener Mode und die Wohnungen weggestorbener Verabredungen anklopfen und alles, alles leer finden wird, auch nicht den kleinsten Gedanken, der mit Zuversicht sagen könnte: Herein!"

Ein Satyrspiel, wie bei den Oesterreichern die Gedichte von J. F. Tandler und Ernst Rauscher, bilden hier die „Lieder und Balladen", neue Sammlung von Originalbeiträgen, herausgegeben von der Breslauer Dichterschule (Breslau, Verlag von Maruschke und Berendt), und die „Heiligen Tage", Gedichte von Adolf Böttger (Wien, Verlag von Karl Schönewerk).

Im Frühling des Jahres 1719 wurde zu Dresden ein „Mensch" gesucht,

Digitized by Google

„der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes in gebundener Rede etwas in der Geschwindigkeit aufzusetzen geschickt wäre". Schade, daß es damals noch keine „Breslauer Dichterschule" gab, denn Mencke, der jenen Menschen aufzutreiben hatte, würde dann eine reiche Auswahl gehabt haben Auf Fritz Holtzhey, ein so tüchtiges Mitglied derselbe auch in der „Breslauer Dichterschule" ist, hätte Mencke freilich nicht fallen können, da Fritz Holtzhey uns S. 31 mittheilt, unter welchen Schmerzen und Qualen er dichtet; man freue sich zwar seiner Lieder, doch daß sie sich seiner Brust mit solcher Anstrengung entwänden, das wisse man leider nicht. Der also hätte nichts in der Geschwindigkeit aufsetzen können. Aber vielleicht G. Arnold, oder Friedrich Barchewitz, oder Ernst Dietrich, wenn nicht noch am ehesten Günther v. Hartenfels, Max Heinzel und Oskar Woytag; Elfriede Eckert, Alexander Schadenberg und Hugo Söderström gar nicht mitgezählt. So viel Strebende auf einmal sind mir noch nie untergekommen. Und dabei ist das Hübsche, daß keiner den anderen an Talent überragt, wodurch die allgemeine Eintracht aufrecht erhalten und die Symmetrie ungestört bleibt. Erquickt sich ein Leser an G. Arnold, wenn dieser von dem „Aestchen" erzählt, das „vielleicht" um das ihm vom Wirbelwinde entrissene Blatt klagt, so genießt ein zweiter Leser den Wohllaut der Distichen Ernst Dietrichs und nimmt sich „vielleicht" nachstehenden Pentameter zum ewigen Andenken mit:

Zeig' in bedeutsamem Traum ich, was der Busen begehrt.

Ein dritter Leser mag etwa Ernst Schubert betrachten, der dem Liebesglücke des Freundes von ferne weinend zusieht, nichts weiter habend, seine Schmerzen auszuhauchen, „als ein einfach Blatt Papier". Aber auch mit aufregenden, merkwürdigen und kühnen Gedichten kann die „Breslauer Dichterschule" aufwarten: Günther v. Hartenfels schlenderte lange in schwerem Traume befangen umher, da hat ein einz'ges Blitzeszucken aus ihrem Auge des Kraters Wand in seiner Brust mit jähem Zucken bis zum Grunde gespalten und durch's aufgesprengte Thor des Felsens stieg all das Gähren und Kochen in heißem Strudelquell empor. Max Reißer wieder gleicht der Schwalbe, die in der Nacht von altem Gemäuer hernieder trübe, klagende Lieder singt. Und Ernst Dietrich schwingt sich in seinem Liebeswahnsinn zu den wohl verwegenen, doch in ihrer Verwegenheit großartigen Versen empor: „Auch Dir, Petrarca, fiel die schönste Stunde von Deinem reichbewegten Dichterleben in diesen Tag" — den Charfreitag. Allein nicht nur die brennende Liebe begeistert unseren Ernst Dietrich zu Sonetten, es vermag dies auch Schultze-Delitzsch, dessen „Rede gleich Orgelchören braust". — Trefflicher Mencke! lebten so viele „Menschen" in Deiner Zeit, welche „in der Geschwindigkeit etwas aufzusetzen geschickt waren", wie die Poeten der „Breslauer Dichterschule!? Gewiß nicht

Adolf Böttger hätte es verdient, dem edlen Kreise dieser Schule anzugehören, Doch sein Schicksal dachte muthmaßlich mit Tell: der Starke ist am mächtigsten allein. Was Böttger von den weißen Wölkchen singt, die, wie Lämmer geflockt, des Himmels Bläue durchwandeln, was von der Güte des gewaltigen Schöpfers,

Digitized by Google

der dem Donner seinen — Segen, der Blume Thau und Regen giebt und der kleinsten Motte Licht und Ruh, das lenkt den Blick auf die Sonnenseite seines Talents, auf das Spalier, wo Uz'sche und Gellert'sche Früchte reifen. Bedeutend wird Böttger erst, wo sein Talent tiefe Schatten wirft, darin erhabene Gedanken zeitigen. Ob er eine Hymne für Shakspeare anstimmt, der „die Erdenwelt bewältigt in ihrem innersten Geäder mit musikalisch mächt'ger Feder", ob er den Geist Galilei's heraufbeschwört, der „nach dem Foltern sich zu stählen wußte", indem er „aufschrie" mit prophetischer Geberde: „Und sie bewegt sich doch, trotz eurem Quälen!" stets hat er das Bedeutende im Auge, wenn er es auch nicht immer erreicht. Die Gedichte, welche der Sänger der „Heiligen Tage" Bürger, Lessing, Goethe und Schiller widmet, sind so altfränkisch, daß man wähnt, Böttger habe die Zeit und nicht ihre Dichter schildern wollen. „Schon stand bei ihm (Bürger) die Braut, die Myrth' im Haare, weh! als des Unheils Schlange kam gekrochen, die schön're Schwester sieht er am Altare;" „Ein edler Kämpfer (Lessing), kämpft er für das Schöne, durch Zweifel keck die Wahrheit zu erklimmen, er wußte für Thalia's beff're Söhne das Unbestimmte regelnd zu bestimmen." „Er (Goethe) rief der Kraft und Freiheit Heldenschatten: Egmont und Götz aus Grabesnacht empor. Er ließ den Geist im Weltgetrieb' ersatten, das Wilhelm Meister sterbend sich erkor, und flocht mit herzbezaubernder Gewalt den Harfner drein und Mignons Lichtgestalt."

Solcher Lyrik gegenüber gilt es, sich in Geduld fassen und in Entsagung üben, wie dies einst ein verschollener Poet, mit Namen Lehne verstanden hat, ein Poet, dessen Dreizeile auch den Bedrängtesten aufrichten kann:

In die Donau fließt die Theiß,
Führt mit sich Karpatheneis,
Ist's nicht anders, nun so sei's.

Emil Kuh.

---

* Von den „Blättern für Landeskunde von Nieder-Oesterreich" liegen Nr. 2 und 3 vor. Sie enthalten eine Denkschrift aus dem Jahre 1857 über die Gemeinde Sitzenthal, welche ein wirklich trauriges Bild sittlicher Verkommenheit entrollt, Mittheilungen von F. Kornheisl über das Generalseminarium in Wien, den Schluß des Aufsatzes von G. A. Schimmer über die „Bevölkerung von Wien", von F. Karrer einen Beitrag über die kleinsten Versteinerungen des Wiener Beckens, von Joh. Wurth die erste Abtheilung der „Sitten, Gebräuche und Meinungen des Volkes in Nieder-Oesterreich" und von K. Weiß eine Skizze der „Baugeschichte des Wiener Rathhauses". Von Interesse sind auch die Mittheilungen über die Thätigkeit der einzelnen Sectionen des Vereines, woraus wir ersehen, daß die Hauptaufgabe des Vereines: die Ansammlung von Daten zur Herausgabe einer Topographie von Nieder-Oesterreich im Auge behalten wird.

P. Die naturhistorische Litteratur Tirols wird nächstens mit zwei werthvollen Publicationen bereichert werden. Prof. Vincenz Gredler in Bozen, der als Entomolog

Digitized by Google

sich einen bedeutenden Ruf bei Fachgenossen erworben hat, wird den zweiten Theil der „Käfer Tirols" erscheinen lassen. Unser berühmter Botaniker Baron v. Hausmann wird noch in diesem Jahre „Nachträge zur Flora Tirols und barometrische Höhenmessungen" veröffentlichen. Für die Gediegenheit beider Werke bürgen die Namen ihrer Verfasser. So erfreulich die Thätigkeit auf naturhistorischem Gebiete in Tirol sich allenthalben zeigt, um so mehr müssen wir bedauern, daß die bedeutendste Vogelsammlung in Südtirol vermuthlich in kurzer Zeit aus dem Lande kommen wird. Herr Johann Prechensteiner, Priester in Sarnthal, ist gesonnen, seine reiche Sammlung, die über 600 Stück der meisten ständigen Tiroler und vieler Zugvögel enthält, zu verkaufen. Es ist damit auch eine Eiersammlung verbunden, die unseres Wissens die einzige in Tirol ist. So sehr es im Interesse der Fauna Tirols wünschenswerth wäre, daß diese sehr gefällige Sammlung dem Lande erhalten bliebe und in sorgfältige Hände käme, so dürfte sich doch wahrscheinlich hierzulande kein Käufer finden und dieselbe ins Ausland wandern. Am besten wäre es, wenn sie für eine Lehranstalt erworben würde.

Das jüngst ausgegebene zweite Heft des „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols" enthält: „Die Genoumen, deren Wohnsitz und Abstammung", von Joseph Thaler. „Volkmar von Burgstall, Ahnherr der Grafen von Spaur", von P. J. Ladurner. „Wurde die Stadt Bozen beim Einfalle Kaiser Karls IV. verbrannt?" von P. J. Ladurner. „Zur Geschichte der Saline in Hall", von S. Ruf. „Historische Notizen aus dem Stadtbuche von Meran", von Cöl. Stampfer. „Das älteste katholische Gesangbuch in Deutschland, die älteste Buchdruckerei und die älteste Papierfabrik in Tirol", von D. Schönherr. „Kleine historische Mittheilungen", von S. Ruf.

Mit Anfang Juli wird in Brunecken (Mahl) eine belletristische Zeitschrift: „Die Dorflinde" erscheinen, welche den Mittelpunkt für alle poetischen und schönwissenschaftlichen Bestrebungen Tirols bilden soll.

* Von Professor Dr. Fr. Krones ist aus den „Beiträgen für Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" dessen Monographie: „Zur Quellenkunde und Geschichte des mittelalterlichen Landtagswesens der Steiermark" im Separatabdruck erschienen.

---

* In Meiningen wurde die aus Schwanthalers Meisterhand geformte Büste Jean Pauls feierlich enthüllt. Das Denkmal ist im sogenannten englischen Garten aufgestellt. Der Herzog hatte zur feierlichen Enthüllung den 17. Juni gewählt, weil gerade an diesem Tage im Jahre 1801 Jean Paul in Meiningen einzog und hier seinen „Titan" schrieb.

* Aus Brüssel wird gemeldet, daß daselbst am Abende des 18. Juni Anton Wiertz, einer der bedeutendsten Meister der belgischen Malerschule, im schönsten Mannesalter an der Rose gestorben ist.

* Der Ausschuß des Luther-Denkmalvereines in Worms hat soeben den siebenten und achten Jahresbericht über den dermaligen Stand der Angelegenheit des Luther-Denkmals veröffentlicht. Bekanntlich sind, um zunächst die Bildhauerarbeiten zu erwähnen, die Hauptfigur Luther und die Figur Wiklef noch aus Rietschels Meisterhand hervorgegangen. Ebenso waren Huß und Savonarola, ersterer von Herrn A. Kietz und letzterer von Herrn W. Donndorf, beide in Dresden, schon vor zwei Jahren vollendet. Seitdem sind von den vier großen Eckfiguren drei, nämlich Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen und Reuchlin, außerdem

Digitized by Google

die 34 Städtewappen und die acht Portraitmedaillons der Kurfürsten Johann und Johann Friedrich von Sachsen, Zwingli und Calvin, Jonas und Bugenhagen, Hutten und Sickingen zu Ende gebracht und in die Gießerei Lauchhammer abgeliefert worden. Bezüglich der von genannter Gießerei ausgeführten Gußarbeiten meldet der Jahresbericht, daß die Statuen von Luther, Wiklef, Huß und Savonarola vollständig fertig sind; dasselbe gilt von den 34 Städtewappen. Die Granitarbeiten stehen schon seit Monaten am Ziele ihrer Vollendung. Der Oberbau enthält 3200 Kubikfuß polirten Syenit, der Unterbau 1500 Kubikfuß unpolirten Granit. Der größte Stein wiegt 150 Centner und die größte Platte des Unterbaues enthält 45 Quadratfuß, Das Ganze besteht aus 240 einzelnen Stücken und hat ein ungefähres Gewicht von 5500 Centner.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 17. Mai 1865.

Es wird der Classe zur Aufnahme in ihre Schriften vorgelegt: „Die griechischen und türkischen Bestandtheile im Romanischen", von Herrn Dr. C. Roesler.

Ferner für die historische Commission: „Berichtigungen und Ergänzungen zu dem in den Fontes rer. austr. Vol. 21 abgedruckten Nekrologium des ehemaligen Augustiner Chorherrenstiftes St. Pölten", von Herrn Dr. Franz Stark.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 14. Juni 1865.

Der Classe werden die nachstehenden Werke vorgelegt, mit dem Ersuchen, zu deren Druck eine Unterstützung der Akademie zu erwirken:

a. „König Johann von Böhmen in Italien", von Herrn Dr. Ludwig Pöppelmann, Gymnasiallehrer in Siegburg.

b. „Die Khevenhüller", von Herrn Bernhard Czerwenka, evangelischem Pfarrer in Ramsau.

Die Commission für Herausgabe lateinischer Kirchenväter legt das von Herrn Prof. C. Halm in München eingesendete „Verzeichniß der älteren Handschriften lateinischer Kirchenväter in den Bibliotheken der Schweiz" nebst zwei besonderen Beilagen, enthaltend kritische Mittheilungen zum Minucius Felix und zu Lactantius de mortibus persecutorum vor, deren Abdruck in den Sitzungsberichten der Classe beschlossen wird.

Ueber das Ergebniß seiner im verflossenen Herbste an Ort und Stelle vorgenommenen bibliothekarischen Untersuchungen äußert Prof. Halm im Allgemeinen, „das von ihm auf seiner Reise in der Schweiz gewonnene Material sei ein so reichhaltiges an werthvollen Handschriften ersten Ranges, daß man mit Bestimmtheit behaupten könne, daß sich aus denselben eine große Anzahl von Schriften der Kirchenväter in wesentlich berichtigter Gestalt herstellen lasse".

Insbesondere hat Prof. Halm erstlich die Stadtbibliothek von Bern untersucht, wobei sich herausgestellt, daß der für seine Zeit vortreffliche Katalog von Sinner auf

Digitized by Google

dem Gebiete der lateinischen Kirchenväter zu einer Reihe nicht unwesentlicher Ergänzungen und Berichtigungen Anlaß gab.

Von den beiden Züricher Bibliotheken fand sich in der Stadtbibliothek nichts für den hiesigen Zweck brauchbares vor, um so mehr in der Cantonsbibliothek, welche jüngster Zeit einen sehr namhaften Zuwachs von Handschriften aus dem Kloster von Rheinau erhalten hat. Ueber diese besitzt die Bibliothek einen sehr genauen und zuverlässigen handschriftlichen Katalog, der zur Verzeichnung und Beschreibung der wichtigsten und ältesten Handschriften patristischen Inhalts eine erwünschte Grundlage abgab. Auch von den übrigen, schon früher der Züricher Cantonsbibliothek angehörigen Handschriften, unter denen sich mehrere alte und beachtenswerthe finden, für die es aber bis jetzt an einem Kataloge fehlt, wurden die bedeutendsten genau verzeichnet.

Am ergiebigsten erwies sich endlich die Stiftsbibliothek von St. Gallen, die nach Halms Urtheil für die Textesberichtigung der wichtigsten Kirchenschriftsteller noch als eine unerschöpfte Fundgrube zu betrachten ist, wie sie anderseits auch noch eine Nachlese von unedirten Stücken ergiebt. Auch hier gewährten die auf der Bibliothek selbst befindlichen handschriftlichen Kataloge einen festen Anhalt, denen gegenüber die gedruckten Aufzeichnungen von Hänel sich als unzulänglich erwiesen. Ein besonderes interessantes Document für das hohe Alter der Handschriften ist in einem kurzen, im 9. Jahrhundert verfaßten Katalog dieser Bibliothek erhalten. Die älteste der St. Gallener Kirchenväterhandschriften ist ein Palimpsest des Lactantius, über welchem Dialoge des Gregorius stehen, deren Entzifferung jedoch nicht vollständig mehr gelingen wird.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 16. Juni 1865.

Wegen Erkrankung des Präsidenten führt Herr Regierungsrath Ritter v. Ettingshausen als Alterspräsident den Vorsitz.

Der Secretär legt vor:

Von dem wirklichen Mitgliede Herrn Prof. Dr. H. Hlasiwetz in Innsbruck eine Abhandlung „Ueber eine neue, der Cumarsäure isomere Säure", nebst einer kurzen Mittheilung „Ueber das Phloroglucin";

von Herrn Fr. Ullik, Assistenten der Chemie an der technischen Hochschule zu Graz, eine Abhandlung „Ueber die Darstellung des Siliciums auf elektrolytischem Wege und über eine Verbindung des Cers mit Silicium";

von Herrn Ed. Tesarz eine Abhandlung, betitelt: „Die äußersten Polarcontinente, eine neue Welt natürlich productiver und culturfähiger Gebiete, ferner Ebbe und Flut, als Beiträge zur mathematisch-physikalischen Geographie".

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Prof. A. Winckler in Graz übersendet eine Abhandlung unter dem Titel: „Allgemeine Formeln zur Schätzung und Grenzbestimmung einfacher Integrale".

Den Gegenstand derselben bildet die Begründung gewisser Regeln, aus denen sich unter allen Umständen Werthe ableiten lassen, zwischen welchen der Werth eines Integrals nothwendig liegen muß und welche also wenigstens zur Schätzung des letztern dienen können. In diesen Regeln sind die bisher bekannten, zu gleichem Zwecke dienenden Vorschriften als specielle Fälle enthalten. Zugleich erhält ein zuerst von Cauchy gefundenes, seither vielfach benütztes Theorem eine wesentliche Verallgemeinerung, welches auf ein

Digitized by Google

Integral mit einem in das Unendliche übergehenden Parameter sich bezieht, und welches die Ermittlung des Grenzwerthes dieses Integrals zum Zweck hat.

Herr Prof. Dr. A. Waltenhofen übermittelt eine Abhandlung, betitelt: „Elektromagnetische Untersuchungen, mit besonderer Rücksicht auf die Anwendbarkeit der Müller'schen Formel. Erste Abhandlung, enthaltend die Versuche mit massiven Cylindern".

Die Abhandlung, enthält die an massiven Cylindern gemachten (mehr als 100) Beobachtungen über die Zunahme des Magnetismus (y) bei wachsender Stromstärke (x), und prüft an denselben zunächst das Zutreffen der von Müller aufgestellten Gleichung.

Die mitgetheilten Beobachtungen haben im Vergleiche mit den Versuchen von Müller, sowohl hinsichtlich der erreichten Sättigungsgrade, als auch hinsichtlich der Verschiedenheit der Querschnitte der angewendeten Stäbe, eine viel weitere Ausdehnung, indem der Verfasser Magnetisirungen bis zu 94 pCt. des theoretischen Maximums erzielt hat, und andererseits die Querschnitte der angewendeten Stäbe innerhalb der Grenzen 1 und 651 variiren.

Es wird das Zutreffen der Müller'schen Formel nachgewiesen: so lange die Stabdurchmesser kleiner sind als $^2/_3$ von der Weite der Magnetisirungsspirale. Dabei wurden jedoch, zur Bestimmung der Constanten, Methoden benützt, die auf einigen neuen Lehrsätzen beruhen, und eine viel schnellere und genauere Bestimmung gestatten als das bisher bekannte Verfahren

Bezüglich der bekannten Anomalie bei geringeren Stromstärken wird gezeigt, daß der Wendepunkt der beobachteten Intensitätscurven bei dünnen Stäben dem Punkte der halben Sättigung nahe liegt, bei zunehmender Stabdicke aber immer weiter davon gegen den Ursprung der Coordinaten rückt. Auf diese Beobachtung wird eine Correction der Müller'schen Nährungsformel für kleine Stromstärken gegründet.

Hinsichtlich der Frage: ob die Magnetismen bei kleinen Sättigungsgraden den Quadratwurzeln der Stabdurchmesser oder diesen Durchmessern selbst proportional sind, stimmen die Beobachtungen des Verfassers besser mit der ersteren Annahme.

Das nach Müllers Versuchen wahrscheinliche Abhängigkeitsgesetz der Constanten der Formel von den Spirallängen wird als nicht allgemein zuläßig erwiesen.

Das correspondirende Mitglied Herr Dr. Karl Freih. v. Reichenbach knüpft an die in seinem letzten Vortrage berührten loheartigen Ausströmungen an, welche sensitive Individuen über den Fingern aller Menschen wahrnehmen und geht tiefer in diese Erscheinung ein. Er giebt an, daß sie überall in der Natur verbreitet ist, daß sie über amorphen Körpern aller Art, über festen und flüssigen, über Quecksilber, Wasser und Gasen auftritt und daß sie in diesen im Verhältniß zur Masse an Größe zunimmt. Er führt sie dann bei krystallisirten Körpern, bei Magneten, beim Erdmagnetismus durch und erzählt Fälle, wo sie, namentlich in der erdmagnetischen Inclination, bis $1^1/_2$ Fuß Länge erreicht. Es wird der dabei auftretenden polaren Verhältnisse Erwähnung gethan, wobei sich durch viele Versuche herausstellt, daß Krystalle und Magnete in Bezug auf Größe dieser Ausströmungen, den Polen nach, einander entgegengesetzt sind. Als Quellen dieser Erscheinungen zählt er dann weiter den Schall, die Wärme, die Elektricität, das Sonnenlicht, die chemische Action, die Reibung, besonders aber die Lebensthätigkeit der Pflanzen und Thiere, vorzugsweise des Menschen, auf, und belebt alle diese Beobachtungen mit zahlreichen, aus der Natur und dem gesellschaftlichen Leben entnommenen Beispielen und angestellten Versuchen.

Herr Dr. Julius Wiesner, Docent am k. k. polytechnischen Institute, legt eine Arbeit: „Ueber die Entstehung der Harze im Innern von Pflanzenzellen" vor, zu welcher dessen Studien über die Zerstörung des Holzes Veranlassung gegeben haben.

Durch die chemischen und histologischen Kennzeichen geleitet, erkannte der Vortragende, daß die Harzkörner aus Stärkekörnern hervorgehen. Die Art und Weise, wie der Gerb-

Digitized by Google

stoff in den Stärkekörnern entsteht und aus den Harzkörnern verschwindet, läßt vermuthen, daß die Bestandtheile der Stärkekörner vorerst in Gerbstoff übergehen und erst dieser sich in Harz umsetzt. Mit Bestimmtheit geht aber aus den Beobachtungen des Vortragenden hervor, daß eine große Menge des in der Natur vorkommenden Harzes entweder direct oder indirect aus Stärkekörnern entsteht, daß die Harzkörner der Pflanzenzelle geschichtete Gebilde sind, die wie das in neuester Zeit von Hartig entdeckte „Gerbmehl" Pseudomorphosen nach Stärke bilden; endlich ergiebt sich aus den Beobachtungen des Vortragenden, in Vereinigung mit den Beobachtungen Karstens und Wiegands, daß das Harz der Pflanze nie ein Secretionsproduct, sondern stets ein Umwandlungsproduct organisirter Substanzen ist, das entsteht, wenn das Leben der Gewebe im Verlöschen sich befindet, oder schon ganz erloschen, und daß dieser Körper gar keine Bedeutung für das Leben des Organismus, aus dem er entstanden, besitzt.

Dr. Wiesner hat auch die Entstehung des Coniferenharzes verfolgt, und gefunden, daß auch hier die Wahrscheinlichkeit sehr groß ist, daß selbes erst dann aus den Zellwänden entsteht, nachdem sie sich in Gerbstoff umsetzten, und hat es ferner wahrscheinlich gemacht, daß in den Geweben der Pflanze nicht, wie man bis jetzt behauptete, die Harze aus den ätherischen Oelen hervorgehen, sondern gerade diese den Harzen ihr Entstehen verdanken.

Wird einer Commission zugewiesen.

Die k. Akademie der Wissenschaften hat in ihrer feierlichen Sitzung am 30. Mai auf Grundlage des von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe in der Sitzung am 27. April l. J. gefaßten Beschlusses den Jg. L. Lieben'schen Preis von 900 fl. für die ausgezeichnetste, in der Zeit vom 1. Jänner 1862 bis letzten December 1864 erschienene Arbeit im Gebiete der Physik mit Inbegriff der physiologischen Physik, ihrem correspondirenden Mitgliede Herrn Prof. Josef Stefan zuerkannt.

Folgende Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

„Einige Beobachtungen über das elektrische Licht in höchst verdünnten Gasen", von Herrn Prof. Dr. A. v. Waltenhofen. (Vorgelegt in der Sitzung vom 11. Mai.)

„Ueber einen neuen Kohlenwasserstoff", von Herrn Prof. A. Bauer. (Vorgelegt in der Sitzung vom 18. Mai.)

Auszug aus dem Protokolle

der 6. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 6. Juni 1865 abgehalten wurde.

Der k. k. Conservator Herr v. Potocki erstattet den Jahresbericht über seine Thätigkeit. Nachdem der Herr Berichterstatter die Bereitwilligkeit, welche er in seiner Wirksamkeit von Seite der k. k. Behörden erfahren hat, gerühmt und bemerkt hat, daß er in den meisten Fällen auch bei Privatpersonen entgegenkommendes Benehmen gefunden habe, zeigt er an, daß er unter Beihülfe der k. k. agronomischen Gesellschaft mit der Verzeichnung und Beschreibung der in seinem Bezirke befindlichen Denkmale begonnen habe. Er liefert gleichzeitig ein Verzeichniß der bis jetzt beschriebenen Objecte und jener Denkmale, welche ihm bisher Gelegenheit boten, in seiner Eigenschaft als k. k. Conservator zu interveniren.

Digitized by Google

Dieses Verzeichniß, welches für die eifrige und erfolgreiche Thätigkeit des Herrn v Potocki zeugt, wird der Redaction der „Mittheilungen“ zur auszugsweisen Benützung überwiesen.

Am Schlusse seines Berichtes stellt Herr v. Potocki nachstehende Anfragen, und zwar:

1. wiederholt er sein schon früher vorgebrachtes Ansinnen, um Ermächtigung zur freien Benützung aller öffentlichen Bibliotheken und Archive;

2. empfiehlt er, in einem jeden der ihm unterstehenden Kreise über seinen Vorschlag einen Correspondenten zu ernennen, der ihm als Hülfsorgan zur Seite stehen könnte;

3. frägt er, ob in Fällen, wo es sich um Anerkennung des Verdienstes um Erhaltung von Baudenkmalen handelt, er berufen sei, dieser Anerkennung Namens der Centralcommission Ausdruck zu verleihen, oder aber, ob sich die Centralcommission die Ertheilung solcher Belobungen über Vorschlag selbst vorbehalten wissen wolle? endlich

4. stellt er die Anfrage, ob er gelegenheitlich der nächsten Versammlung der k. k. agronomischen Gesellschaft in Lemberg, mit einem die Tendenz der Centralcommission und die Aufgabe der k. k. Conservatoren darstellenden Vortrage öffentlich auftreten solle?

Es wird beschlossen, dem Herrn Conservator Folgendes zu bedeuten, und zwar:

ad 1. Daß die Ertheilung von Ermächtigungen, zur Benützung von unter öffentlicher Autorität stehenden Sammlungen nicht in der Competenz dieser Centralcommission liege;

ad 2. daß die Centralcommission immer bereit sein werde, die Zahl ihrer Organe entsprechend zu vermehren, wenn ihr zu diesem Zwecke Personen namhaft gemacht werden sollten, welche hinlängliche Garantie für das hiezu erforderliche Interesse und Verständniß für Baudenkmale bieten;

ad 3. daß die Ertheilung von Belobungs- und Anerkennungsschreiben der Centralcommission vorbehalten bleiben müsse;

ad 4. daß die agronomische Gesellschaft nicht berufen erscheine, von den Organen der Centralcommission officiell begrüßt und angesprochen zu werden, daß daher eine Ermächtigung in dieser Beziehung nicht ertheilt werden könne, sondern es dem Herrn Berichterstatter anheimgestellt bleibe, unter Beachtung der Instruction nach eigenem Ermessen vorzugehen.

Endlich wird der Beschluß gefaßt, dem Herrn Conservator die dankende Anerkennung für seinen regen Eifer auszusprechen und ihn aufzumuntern, in seinem Streben zu Nutz und Frommen der Denkmale seines Landes fortzufahren.

Der k. k. Conservator in Böhmen Franz Graf v. Thun berichtet, daß der Baubezirksvorsteher in Trautenau, Herr Hartmann, bereitwilligst erklärt habe, der Centralcommission einen Aufsatz über die Kirche zu Nieder-Oels und deren Gesimsverzierungen zu liefern, ohne auf ein Honorar Anspruch erheben zu wollen; daß er über Ersuchen dieses Letzteren den Conservator Herrn Schmoranz auf diese Graffitoverzierungen und die Gefahr aufmerksam gemacht habe, die denselben durch übelverstandene Herstellungen an der genannten Kirche erwachsen würde; endlich, daß nach der Angabe des Baubezirksvorstehers Herrn Hartmann auch an dem gräflich Harrach'schen Schlosse Branna ähnliche Graffitoverzierungen unter der Kalktünche zum Vorschein kommen sollen, über deren Werth sich aber vorläufig nicht absprechen lasse.

Am Schlusse seines Berichtes bringt Graf Thun über Wunsch des Conservators Herrn Benesch der Centralcommission auch noch zur Kenntniß, daß die photographische Aufnahme der Fresken in der Halle der Tabakfabrik zu Sedlec als absolut unausführbar unterbleiben mußte, und daß die Aufnahme dieser erst hundert Jahre alten Deckengemälde aus freier Hand und die Abordnung eines dieser Aufgabe gewachsenen Künstlers sich kaum gelohnt hätte.

Digitized by Google

Der vorliegende Bericht und mit ihm zwei den letzterwähnten Gegenstand betreffende Eingaben des Herrn Benesch, deren eine im Wege der k. k. Statthalterei hier einlangte, werden zur Nachricht genommen.

Ebenso wird die Mittheilung Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten, daß er anläßlich vorgekommener Reclamationen an das k. k. Handelsministerium das Ersuchen richtete, die k. k. Postämter belehren zu wollen, daß officielle Sendungen der Centralcommission an ihre Organe, die k. k. Conservatoren, ebenso portofrei zu behandeln seien, wie Sendungen, die an diese Centralcommissionen selbst gelangen, zur Kenntniß genommen.

Der hiesige Architekt und Correspondent der Centralcommission Herr Jos. Hlávka, welcher anläßlich seiner letzten Anwesenheit in Czernowitz von der k. k. Landesbehörde der Bukowina beauftragt wurde, die Klosterkirchen in Putna und Sutzawitza zu untersuchen und sein Gutachten bezüglich der Erhaltung und Restaurirung dieser Kirchen und bezüglich des Neubaues eines Thurmes bei der erstgenannten derselben abzugeben, hat, indem er diesem Auftrage nachkam, gleichzeitig auch dieser Centralcommission über den Zustand der genannten Denkmale und über die, seiner Ansicht nach, richtigen Wege und Mittel, dieselben vor Verfall zu schützen und würdig zu restauriren, ausführlichen Bericht erstattet.

Dieser Bericht wurde der competenten Beurtheilung des Herrn Sectionsrathes Ritter v. Löhr unterzogen und auf Grundlage der von diesem hierüber abgegebenen Aeußerung findet die Centralcommission, was vorerst die Kirche zu Putna anbelangt, jene Maßnahmen, welche Herr Hlávka zur Herstellung derselben empfiehlt, und gemäß welcher vorläufig bloß die constructive Restaurirung des vorzugsweise durch Einwirkung der Nässe schadhaften Baues vorzunehmen, die Zurückführung desselben auf seine stylgemäße Hauptform aber einer späteren Zeit vorzubehalten wäre, nicht nur vollkommen gerechtfertigt, sondern fügt noch hinzu, daß die Herstellung einer Dachrinne sammt Abfallsrohr sofort geschehen, und daß zur Vermeidung eines durchaus nicht unmöglichen plötzlichen Einsturzes die weitere Durchnässung der Fundamente sammt Sockel um jeden Preis vermieden werden müsse, weßhalb vor allem der Klosterhof durch Abzug des Wassers mittelst Canälen oder durch Drainage und durch Abgrabung des zu hoch angeschütteten Erdreiches trocken zu legen und ein von der Kirche stark abfallendes Pflaster herzustellen wäre, wenn die Hauptbedingungen zur Rettung des Bauwerkes erfüllt werden sollen.

Was die vorgeschlagene dereinstige Ausschmückung des Innern der Kirche mit Frescogemälden anbelangt, so wird dieselbe wohl als die einzig passende und stylgemäße Decorirung anerkannt, für den vorliegenden Fall aber die Möglichkeit Fresken in dauerhafter Weise herzustellen, aus dem Grunde bezweifelt, weil man sich kaum der Hoffnung hingeben könne, die vollständige Austrocknung des Bauwerkes zu erreichen, Fresken auf feuchtem Mauerwerke aber nicht zu erhalten seien. Wenn es sich seinerzeit um diese innere Ausschmückung handeln wird, für welche der Herr Antragsteller die wohlerhaltenen Gemälde in den Kirchen zu Sutzawa und Sutzawitza als Vorbilder vorschlägt, wird daher mit Vorsicht und nur nach dem Urtheile erfahrener Sachverständigen vorzugehen sein.

Die Bedeutung der beantragten Bildung eines Comité zur Ermöglichung der umfangreichen und kostspieligen Vorarbeiten in dieser Beziehung, wird von der Centralcommission in vollem Maße gewürdigt.

Bezüglich des neu zu bauenden Glockenthurmes wird der von Herrn Hlávka versprochenen Vorlage entgegengesehen.

Rücksichtlich der von demselben über die Herstellungen an der Klosterkirche zu Sutzawitza geäußerten Ansichten erklärt sich die Centralcommission, in voller Uebereins-

Digitized by Google

stimmung mit denselben, ebenfalls entschieden gegen die Vornahme jeder Reparatur, namentlich aber gegen alle Bilderausbesserungen, und stimmt dem bei, daß die alten werthlosen Holzbauten an derselben beseitigt werden.

Die Centralcommission beschließt sonach, der k. k. Landesbehörde für die Bukowina sowohl als auch dem griechisch-orientalischen Consistorium die Vorschläge des Herrn Hlávka unter Beachtung der vorstehenden Bemerkungen dringendst zu empfehlen.

Die Filialkirche zu Živanic im Bezirke Prelauc in Böhmen war bereits vor Jahren so schadhaft, daß man darauf bedacht war, die zur Erhaltung dieser Kirche nothwendigen Reparaturen in Anregung zu bringen. Die bezüglichen Anträge wurden dem k. k. Conservator Herrn Schmoranz zur Prüfung übergeben, welcher über das Resultat dieser auf Grund der Localbesichtigung vorgenommenen Prüfung an die Centralcommission Bericht erstattete und gleichzeitig ein von ihm verfaßtes Restaurationsproject sammt Kostenüberschlag zur Begutachtung hieher vorlegte.

Herr Schmoranz beschreibt die Kirche in Živanic als einen aus dem 15. Jahrhundert stammenden gothischen Ziegelbau mit einer flachen Holzdecke, an welchem im vorigen Jahrhundert, sowohl im Innern als an der Façade des Schiffes, durch Adaptirungen und geschmacklose Zubauten beinahe alle Spuren des ursprünglichen Styls verwischt worden seien. Er hält eine durchgreifende stylgemäße Restaurirnng der ganzen Kirche für angezeigt und erbietet sich, dieselbe nach seinem Projecte um den für die Erhaltungsarbeiten veranschlagten Kostenbetrag durchzuführen. An den ursprünglichen, auf diese Erhaltungsarbeiten sich beschränkenden Anträgen bemängelt er, daß in denselben der alterthümlichen Gestalt der Kirche zu wenig Rechnung getragen werde, namentlich daß die beantragte Bedachung nicht stylgemäß wäre; daß die Erhaltung und Reparatur der beiden an das Musikchor angebauten Emporflügeln zu entfallen hätte; endlich daß die Entwürfe für die Altäre, die Kanzel und für das Hauptgesimse der Kirche zur Ausführung ungeeignet erscheinen.

Dagegen wären nach seinem Projecte im Hauptschiffe drei mit gothischem Maßwerke versehene Spitzbogenfenster herzustellen, die der Zopfzeit angehörige Stirnwand stylgemäß umzugestalten und mit einer gothischen Rose zu zieren, die geschmacklose Vorhalle umzubauen, endlich der Thurm mit einem neuen Helm und einem Maßwerkfenster zu versehen.

Herr Schmoranz hat seinem Projecte auch Zeichnungen für eine neue Kanzel und für die Altäre beigegeben und schlägt vor, die vorhandenen alten Altarbilder wieder zu verwenden.

Ueber diese Angelegenheit wurde eben auch das Urtheil des Herrn Sectionsrathes Ritter v. Löhr eingeholt, welcher hierüber heute referirt und über dessen Vorschlag beschlossen wird, die von Herrn Schmoranz gestellten Restaurirungsanträge, so weit diese den Kirchenbau selbst betreffen. dann seinen Antrag bezüglich der alten Altarbilder, deren Restaurirung von kundiger Hand vorgenommen werden müßte, der k. k. Creditanstalt als Patron der Kirche zu Živanic zur Berücksichtigung zu empfehlen, mit dem Beifügen, daß für die Vorhalle ein entsprechendes Höhenverhältniß, für den Thurmhelm eine andere Form angemessener wäre, ferner daß das Fenster im Thurme als Schallloch ohne Maßwerk hergestellt werden sollte; endlich, daß die von Herrn Schmoranz gelieferten Zeichnungen für die Kanzel und die Altäre sich nicht zur Ausführung eignen. Hievon wird gleichzeitig der oben genannte k. k. Conservator selbst in die Kenntniß zu setzen sein.

Hiemit wurde die Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Asmus Carstens.

Ein Vortrag von **Robert Zimmermann** [1].

Asmus omnia secum portans!

I.

Wie das goldene Zeitalter des deutschen Drama's und der deutschen Oper, hat auch das der deutschen Historienmalerei ziemlich lange auf sich warten lassen. Die durch die Stiftung gelehrter und lehrender Kunstakademien in Italien und Frankreich künstlich erneuerte Blüte der bildenden Kunst war in beiden Ländern schon wieder in Abnahme begriffen, als in dem 1728 zu Aussig in Böhmen gebornen Raphael Mengs der erste wieder europäisch berühmte deutsche Maler seit Dürer und Holbein auferstand. Von Rom, wo er, noch Knabe, schon Bewunderung erregte, drang sein Ruf bis nach Spanien, wo ihn der kunstliebende König Philipp IV. wie einen Malerfürsten empfing; Galerien und Kirchen in Rom und Aranjuez wurden mit seinen Werken angefüllt, die Akademien von Dresden und Madrid nach seinen Vorschlägen eingerichtet, und die berühmtesten Männer und Kunstkenner der Zeit, der größte von Allen, Winckelmann, voran, ehrten ihn mit dem Beinamen il pittore filosofo. Dieser Name bezeichnet ihn. Zum Kenner war er geschaffen, nicht zum schaffenden Künstler. Wenige haben wie Raphael Mengs den Werth der Antike zu schätzen gewußt, nicht Viele wie er die Vorzüge der classischen Werke der Italiener zu würdigen verstanden. Dadurch, daß er mit dem ganzen Gewicht seines imponirenden Ansehens, durch Lehre und Beispiel auf die ewigen Muster hinwies, die über der Bernini'schen Barokmanier, über dem hohlen Pathos der Franzosen und der Rohheit der Niederländer fast in Vergessenheit gerathen waren, ist er für seine Zeit, für die Kunst nach ihm und auch für den Künstler, der uns hier beschäftigen wird, von unschätzbarer Wichtigkeit geworden; seiner eigenen künstlerischen Dürftigkeit hat der Reichthum der Alten nur ein täuschendes Purpurkleid umgehängt. Eine geborne Nachahmernatur, hatte er sich aus den „drei großen Malern", aus der Compositionsweise Rafaels, dem Hell-

[1] Derselbe wurde im österreichischen Kunstvereine am 7. December 1864 gehalten. Wenn wir erst jetzt darauf zurückkommen, so hat dies darin seinen Grund, weil durch die in diesem Monat stattfindende Enthüllung des Denkmals des Künstlers in Schleswig neuerdings die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung desselben gelenkt wird. Auch Hermann Grimm hat in Berlin einen Vortrag über Asmus Carstens gehalten und denselben gegenwärtig veröffentlicht. D. Red.

Digitized by Google

dunkel Correggio's, und dem Colorit Titians eine eklektische Manier zusammengetragen, die seine Freunde, selbst Winckelmann, nachsichtig genug waren, für einen Styl gelten zu lassen. Selbst ein Epigone vergangener Kunstepochen, schuf er in seinen durch ihn beeinflußten Zeitgenossen und Nachfolgern, den Fueßli, Tischbein, Oeser, Angelica Kaufmann, Hackert, Füger u. A, ein nüchternes Künstlerthum, das ohne den Geist der Antike, von der Nachbildung ihrer Formen die Neubelebung der Kunst hoffte.

Da brachte im Juni 1795 Wielands „Deutscher Mercur" einen ausführlichen Bericht über die Ausstellung einiger Kunstwerke eines deutschen Malers, welche zwei Monate zuvor in Rom im Hause des verstorbenen römischen Künstlers Pompeo Battoni stattgefunden hatte. Dieselben wichen im Styl von allem, was man in Rom von fremden und einheimischen Künstlern bis dahin gesehen hatte, so vollständig ab, und brachten, obgleich bloße Cartons, durch Einfachheit, Gründlichkeit und Ideenreichthum auf alle Arten Beschauer eine solche Wirkung hervor, daß der Berichterstatter, damals und noch heute eine der größten Autoritäten auf dem Felde der Kunstkritik, keinen Anstand nahm, von der Ausstellung derselben eine neue Epoche der Kunst zu verkünden. Der Berichterstatter war Fernow; jene Kunstwerke waren dieselben, deren Copien hier vor Ihren Augen stehen; der Künstler war Carstens

Wie mit der ersten Aufführung der Gluck'schen „Iphigenie auf Tauris" zu Paris die classische Zeit der deutschen Oper, wie mit der ersten Darstellung der Lessing'schen „Minna von Barnhelm" durch die Döbbelin'sche Truppe auf dem Berliner Theater die classische Zeit des deutschen Drama's, so beginnt mit jener Ausstellung der Carsten'schen Cartons zu Rom die classische Zeit unserer deutschen Historienmalerei. Die einfache Größe Glucks hat die Anhänger Piccini's und Hasse's, die Charakterwahrheit Lessings die hohle Rhetorik der Franzosen, der Erfolg jener Ausstellung Carstens' hat jene vorgeblichen Kunstkenner zum Schweigen gebracht, die für den einfachen, schmucklosen und männlichen Styl der Alten die Zeit längst vorbei wähnten. Die Nachwirkung jener Cartons, welche einst Fernow empfahl, welche Thorwaldsen zum Muster nahm, welche Goethe im Jahre 1804 zuerst beim deutschen Publicum einführte, zieht sich wie ein rother Faden durch die Entwicklung der neueren deutschen Historienmalerei hindurch, welcher den achtsamen Forscher von den Werken unserer Wächter und Koch, Cornelius und Genelli, aus den Ateliers unserer Kaulbach und Rahl zurück in die einsame Mühle bei Schleswig auf der fernen cimbrischen Halbinsel führt, die erst seit wenigen Wochen wieder deutscher Boden geworden ist, in welcher am 10. Mai 1754 der Knabe Asmus geboren ward.

Hätte er nicht, wie sein Wandsbecker Namensbruder Asmus omnia secum portans, alles mit sich gebracht, was zum Künstler gehört, weder Zeit und Ort seiner Geburt hätten es ihm zu gewähren vermocht. Denken wir an die wohlmeinenden, aber talentarmen Künstler zurück, von welchen der wohlhabende Patriciersohn Goethe in seinem kunstsinnigen väterlichen Hause zu Frankfurt Unterricht

Digitized by Google

empfing, an jenen Seekatz, dem seine Frau zum Modell diente, an jenen Oeser in Leipzig, der ihn im Malen unterwies, und wir werden leicht ermessen, wie viel künstlerische Anregung einem dürftigen Müllerssohn auf dem Dorfe St. Jörgens zu Theil werden konnte. Die nordalbingischen Herzogthümer zählen noch heutzutage nicht zu den Heimatstätten der Kunst; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts glichen sie ästhetischen Wüsten. Was in den Dorfkirchen Schleswigs sich von Werken der bildenden Kunst aus dem Mittelalter erhalten hatte, war durch den Sturm der Reformation aus denselben hinweggefegt; in den derben Gemüthern der Landbevölkerung, welcher sein Vater angehörte, füllten Bibel und Gesangbuch das geistige Bedürfniß aus. Die Holzschnitte seiner Fibel waren die ersten Kunstwerke, die er sah; der erste Antrieb zum Zeichnen kam ihm, wie Schillern zum Dichten und Goethe'n zum „Fabuliren" von der Mutter. Diese, eines Advocaten aus Schleswig Kind, besser gebildet und erzogen, verstand sich auf Stickarbeit, zu der sie mit Stift und Pinsel artige Vorbilder entwarf. Ihre Aufmunterung und Beispiel weckte den Darstellungstrieb in dem kaum sechsjährigen Knaben, der bald über der Nachbildung alles dessen, was ihn umgab, Schule und Spielplatz vergaß. Der Dom des benachbarten Schleswig, wohin er täglich zur Schule geschickt wurde, reizte zuerst seine Aufmerksamkeit. Ein darin befindliches Bild von der Hand eines Schülers von Rembrandt, das erste Gemälde, das ihm vor Augen kam, regte die schlummernde Malerseele an. Wie durch magischen Zauber gelockt, klettert er über Tische und Bänke bis zu dem Bilde empor, um das nie geschaute Wunder in der Nähe zu besehen; alles läßt er im Stich über dem Anstarren desselben, seine lärmenden Spielkameraden und sein kärgliches Mittagsbrot; die eisigen Räume des Domes sind von da an sein liebster, bald sein einziger Aufenthalt; eine unwiderstehliche Lust bemächtigt sich seiner, was er erblickt, Menschen, Thiere, leblose Gegenstände auf dem Papier nachzuahmen, und während er über dieser fortgesetzten Beschäftigung in seiner Schule mit der Feder der Letzte wird, fühlt er dunkel in sich den wachsenden Beruf, mit Pinsel und Stift einst einer der Ersten zu werden.

Der Contrast wirkt schlagend, wenn man diesen von innen herausquellenden Drang des sich entfesselnden Genies mit dem von außen kommenden Zwang des geschulten Talents vergleicht. Dem kleinen, schon von der Geburt zum Maler bestimmten Mengs hatte sein Vater, selbst ein guter Emailmaler, im Hinblick auf dessen künftige gehoffte Größe, in der Taufe den Namen Raphael ertheilt. Kaum im Stande, die Fingerchen zu rühren, gab der Vater ihm und seiner Schwester Therese den Bleistift in die Hand, legte ihnen ein Muster vor, sperrte sie ein und gebot unter ernstlichen Drohungen, bis zu seiner Nachhausekunft dasselbe zu copiren. Unter Furcht und Zittern führte das Kind seine Aufgabe aus; während der Knabe Asmus über seinem geliebten Dombilde sein Mittagsbrot versäumte, mußte der kleine Raphael durch fleißiges Nachzeichnen sich das seinige verdienen. Der junge Mengs wuchs in harter, der junge Carstens ohne Schule auf; aber während der Letztere schon dreizehnjährig seine Mutter mit Thränen beschwor, ihn zu dem

Digitized by Google

einzigen Maler weit und breit, einem sogenannten „Kunstmaler“ in Schleswig, der viel Arbeit hatte, alles malte, Lehrjungen und Gesellen hielt, für sieben Lehrjahre und jährlich hundert Thaler Lehrgeld „in die Lehre“ zu geben, hatte der kluge Ismael Mengs seinen gleichalten Sohn, da es in Deutschland für diesen nichts mehr zu lernen gab, bereits nach Rom geführt und ließ ihn unter gleich strenger Zucht die Statuen des Vatican und Rafaels Schule von Athen in Tusch und Farben nachmalen.

Unserem Asmus sollte ein „Kunstmaler“ die Malerkunst ersetzen. Aber das Lehrgeld war zu hoch für seine spärlichen Mittel. Der Rath Tischbein in Kassel, das Haupt der bekannten Künstlerfamilie, stand zu jener Zeit als Mensch und als Künstler in vorzüglichem Rufe. Carstens wandte sich an ihn, sandte, er hatte es bereits auf eigene Hand zum Miniaturmalen gebracht, ein Bildniß als Probe seiner Fähigkeiten ein und bat um Erlaubniß, sein Schüler werden zu dürfen. Tischbein lehnte nicht ab; zwar setzte er gleichfalls eine siebenjährige Lehrzeit fest, die Forderung eines Lehrgeldes aber ließ er fallen. Dagegen verlangte er, daß der neu aufzunehmende Lehrling, der künftige Künstler, während der ersten drei Jahre seiner Lehrlingschaft als sein Bedienter fungiren, unter anderem beim Ausfahren hinter der Kutsche stehen sollte. Asmus' ganzer Stolz empörte sich gegen den Vorschlag; so willig er um der Kunst willen Hunger und Durst leiden mochte, so unfähig fühlte er sich, ihr seine Ehre zum Opfer zu bringen. Ihm blieb keine Wahl; mit blutendem Herzen gab er dem Zureden seiner Verwandten nach. Während Raphael Mengs, siebenzehn Jahre alt, bereits vom Hofe zu Dresden einen Jahresgehalt bezog, trat Asmus Carstens in gleichem Alter bei einem Weinhändler zu Eckernförde als Küfer in die Lehre.

Es lag etwas Symbolisches in diesem Geschick des künftigen Künstlers. An ihm selbst sollte es sichtbar werden, daß junggährender Wein Faß und Reife sprengt. Er hatte dem Lehrherrn seinen Arm verkauft; sein Herz und sein Kopf gehörten der Kunst. Während er, mit der grünen Schürze angethan, seines Herrn Kunden bediente, brütete er über der Schönheit eines Minerven-Kopfes, des einzigen Kunstwerkes im Städtchen, das ein Bürger desselben aus Italien mitgebracht hatte. Diesen zeichnete er in seinen dienstfreien Stunden unzählige Male ab, daneben alle Bürger, Frauen und Mädchen der Stadt, deren er habhaft werden konnte. Mit „Kröckers wohlanführendem Staffirmaler“ in der Hand, dem ersten Malerbuch, das er las, und das seines Lehrherrn Frau ihm als Honorar für ihr wohlgetroffenes Bildniß verehrte, machte er seine früheſten Versuche in Oel und erwarb sich den Ruf eines „geschickten Conterfeiers“.

Da fiel ihm eines Tages bei einem Ausflug nach Kiel, wo er Handelsgeschäfte zu besorgen hatte, in einem dortigen Buchladen ein Buch in die Hand, das für Carstens als Künstler entscheidend geworden ist. Daniel Webb, ein Engländer, der Verfasser desselben, war ein feiner Kopf, der in Rom unter Mengs' und Winckelmanns Leitung die Antike und die classischen Italiener studirt hatte. In seinen „Betrachtungen über das Schöne in der Malerei“, welche Fueßli

Digitized by Google

überſetzte, führte Webb mit ſcharfem Verſtande und vieler Beredſamkeit Winckelmanns Grundſatz durch, daß die Alten wie als Plaſtiker, ſo auch als Maler das Höchſte erreicht hätten, und daß der oberſte Zweck der malenden, wie der plaſtiſchen bildenden Kunſt die Darſtellung der Schönheit ſei. In allen Theilen der Malerkunſt, Zeichnung, Helldunkel, Colorit und Compoſition ſeien die großen Meiſter unter den Alten, wie Apelles, Parrhaſius, Timanthes und Protogenes nicht minder vorzüglich geweſen, als die größten unter den neueren: Rafael, Michel Angelo, Correggio und Titian; in der Wahl der Stoffe aus der antiken Götter- und Helden-, Mythen- und Sagenwelt aber hätten ſie alle die Neueren übertroffen. „Ihre Götter", ruft Webb aus, „haben mehr Grazie, Majeſtät und Schönheit und ſind nichtsdeſtoweniger menſchlicher Empfindungen und Leidenſchaften fähig! Ihre Helden, ein Alexander, wie ihn Apelles gemalt, den Donnerkeil in der Hand, bereit, ihn auf die rebelliſchen Nationen abzuſchießen, ſind erhaben und pathetiſch! Der höchſte Zweig der Malerei, das Hiſtoriengemälde, durch ſeine ſichtbare Darſtellung von Handlungen dem dramatiſchen Gedicht verwandt, ſchöpft ſeine wirkſamſten Fabeln wie dieſes aus dem Epos und der Tragödie des Alterthums."

Wie ein Blitz ſchlug dies Buch mit ſeiner feurigen Beredſamkeit in Carſtens dämmernde Seele. Eine Welt ging ihm auf; ſein Ideal bekam Geſtalt, ſein Streben eine Richtung. Was für den jungen Raphael Mengs der Anblick der Antike, die Betrachtung der Werke Rafaels, Michel Angelo's, der Carracci und Guido's geweſen war, das wurde für Asmus die Schilderung des Alterthums, die Kenntniß der Namen, denen er hier zuerſt begegnete. Die entſchiedene Vorliebe, die er von da an für die Griechen hegte, iſt eine Frucht des Webb'ſchen Buches; Winckelmanns Satz, daß in Hellas das Grab und die Wiege der Schönheit ſei, erreichte den deutſchen Landsmann desſelben auf dem Umwege über England.

Asmus brach ſeine Feſſeln; er wollte Hiſtorienmaler werden oder untergehen. Mit dem Reſt ſeines mageren väterlichen Erbtheiles kaufte er ſich aus der babyloniſchen Gefangenſchaft in der Weinſtube los und ſchiffte im Herbſt des Jahres 1776, zweiundzwanzig Jahre alt, ſich nach Kopenhagen ein.

Welches Gefühl, als er hier in der Gemäldegalerie die erſten Werke großer Maler, als er im königlichen Muſeum die erſten Antiken, wenn auch nur im Gipsabguß, erblickte, als der vaticaniſche Apoll, der Laokoon, der farneſiſche Hercules, der borgheſiſche Fechter, Geſtalten, die ihm ſein Webb nur wie Luftbilder vorgezaubert, ihm leibhaftig vor Augen ſtanden. Ein Gefühl der Anbetung, das ihn faſt zu Thränen bewegte, durchdrang ihn; „es war mir", ſagte er ſpäter zu ſeinem Freunde Fernow, „als ob das höchſte Weſen, zu dem ich als Kind im Dome zu Schleswig oft ſo innig gebetet hatte, mir hier wirklich erſchienen und mein Gebet nun erhört ſei". Er hatte die Welt gefunden, in der er zu Hauſe war; für ſeine ganze ſpätere Kunſtrichtung war es bezeichnend, daß er ſich mehr noch durch die farbloſe Antike, als durch die Gemälde angezogen fand. Die einfache Größe, die nackte Schönheit der Formen, die Deutlichkeit und Schärfe des

Digitized by Google

Ausdrucks der antiken Compositionsweise trugen bei seinem unverwöhnten Auge über den Glanz der Farbe und die Reize des Helldunkels den Sieg davon. Täglich und stündlich weilte er bei seinen geliebten Antiken. Den jungen Mengs hatte sein Vater einst täglich am Morgen in den Vatican geführt und daselbst eingeschlossen, um ihn zum Nachzeichnen zu nöthigen; Carstens pflegte sich freiwillig bei seinen Abgüssen einschließen zu lassen, um sich an ihnen recht ungestört sattschauen zu können. Sie allein waren sein Studium, sein Umgang, sein Muster, und als er nach zweijähriger ununterbrochener Versenkung mit schüchterner Hand seine erste Composition: „Der Tod des Aeschylus" entwarf, kündigte die Wahl des Stoffes, der den Prometheus-Dichter verherrlichte, bereits den künftigen Maler der Parzen, der Nemesis und des unerbittlichen Schicksals an.

Hätte er nur schon zu malen verstanden! In der Zeichnung war die Antike, in der Composition sein Liebling unter den Neueren, der ihm geistesverwandte, aber nur aus Stichen gekannte Michel Angelo sein Lehrer, in Perspective, Licht- und Schattenvertheilung, Colorit, in dem was gelernt sein will von der Kunst, war er ganz auf sich selbst beschränkt. Den Gemälden gegenüber, die er in Kopenhagen sah, reichte sein „wohlführender Staffirmaler" nicht aus; ein Oelgemälde, das erste, das er auf Bestellung verfertigte, wurde ihm von dem Besteller auf kränkende Weise zurückgestellt. Die Akademie zu besuchen, dazu war er lange Zeit zu stolz; er hätte als Sechsundzwanzigjähriger mit der niedersten Classe beginnen und mit halbwüchsigen Knaben auf einer Bank sitzen müssen. Im großartigen Vertrauen auf eben so neidlose Gesinnung bei Anderen, wie er sie selbst besaß, ging er lieber gerade auf's Ziel; er legte dem einzigen Professor an der Akademie, vor dem er Hochachtung hegte und der ein trefflicher Colorist war, seine Entwürfe vor, gestand ihm seine Mängel und forderte ihn auf, ihn das Malen zu lehren. Der Professor war überrascht, er erkannte das Talent; als aber Carstens in ihn drang, ihn zum Schüler anzunehmen, sagte er ihm ohne Umschweif: dazu sei es zu spät. In Zeichnung und Composition werde es Carstens noch weit bringen, aber zum Maler sei er zu alt. Er rieth ihm, sich wieder auf den Weinhandel zu verlegen.

Trotz der Härte des Ausspruches, hat der Erfolg gezeigt, daß der Professor richtig gesehen hatte. Carstens ist kein Maler geworden im gewöhnlichen Wortverstande, aber in Zeichnung und Composition hat er es weit gebracht. Sein künstlerisches Selbstgefühl war schon zu hoch gediehen, als daß der trockene Bescheid ihn hätte niederschlagen können. „Zeichnung und Composition", rief er dem Professor zu, „gehören doch mit zur Kunst; das Oelmalen allein ist auch nicht die Hauptsache! Ist denn nicht Michel Angelo einer der Größten gewesen und hat doch zeitlebens nicht in Oel malen gekonnt?" Er wollte es beweisen, daß man ein Künstler werden könne, ohne malen gelernt zu haben; die poetische Erfindung, das Zeichnungselement galten dem trotzigen Jünger von da an als wahre Kunst.

Hatte er früher die Akademie nachlässig besucht, jetzt vermied er sie gänzlich. Was sie ihn hätte lehren können, versagte sie ihm, zum selbstständigen Schaffen

Digitized by Google

bedurfte er ihrer nicht. Er war fest entschlossen, sich von ihr zurückzuziehen; die Akademie selber kam seinem Vorhaben zuvor. Einem begünstigten Schüler, dem Neffen jenes Professors, war mit Carstens zugleich eine Medaille zuerkannt worden. Asmus verweigerte die Annahme, wenn jene ungerechte Zutheilung nicht zurückgenommen würde. Ein Act solcher Kühnheit — Frechheit nannte man es — war unerhört an der Akademie: der rebellische Carstens ward feierlich ausgeschlossen.

Die reformatorischen Geister des 18. Jahrhunderts standen sich schlecht mit dem Schulzwang. Schiller schmachtete unter dem Drucke der Karls-Akademie; den schwäbischen Organisten Schubart setzte sein Herzog auf den Asberg; den Anführer der heutigen deutschen Historienmalerei jagte die Kopenhagener Akademie als einen Auswürfling fort und zwang ihn, jenseits des Meeres sich eine Heimat zu suchen.

Wo? darauf gab es für Asmus nur eine einzige Antwort. Die leidenschaftliche Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Kunst war das Reisefieber der Zeit. Dichter wie Lessing, Heinse und Goethe, Componisten wie Hasse, Gluck, Mozart, Maler wie Mengs, Tischbein, Hackert wallfahrteten nach Rom. Der Stendaler Conrector Winckelmann hatte den märkischen Sand von seinen Schuhen geschüttelt, um unter dem blauen Aether Hesperiens sich und sein Zeitalter vom Wust ästhetischen Perrückenstaubes zu befreien. Die ewigen Urbilder der Schönheit, die ihm sein Webb nur beschrieben, die er im Kopenhagener Museum nur in Gipsabgüssen gesehen, sollten endlich in ihrer ursprünglichen Gestalt seine dürstende Seele erquicken. Carstens' Entschluß stand fest: sein Ziel war der Vatican.

Für jetzt kam er noch nicht bis dahin. Es war seine Bestimmung, daß er, was Anderen von selbst in den Schooß fällt, mühevoll und mit schweren Opfern sich erarbeiten sollte. Wie jene ersten Vorboten der germanischen Eroberung, jene Völker von der cimbrischen Halbinsel nur bis an die Schwelle Italiens gelangten, das erst ihren späteren Nachkommen zur Beute bestimmt war, so sollte der Sohn des cimbrischen Chersoneses, wie er sich selbst gern bezeichnete, bei seiner ersten südlichen Wanderung nicht in Rom einziehen, von wo aus einst durch ihn die Erneuerung der deutschen Historienmalerei ausgehen sollte. Carstens kam nur bis Mantua. Seine spärlichen Mittel, durch übermäßige Anstrengung zusammengebracht, nahmen hier schon ein Ende. Ohne Kenntniß der Sprache, ohne Empfehlung, ohne Beschäftigung, blieb ihm nichts anderes übrig, als so eilig als möglich über Mailand und die Schweiz wieder nach Deutschland zurückzugehen. Im nächsten Jahre bereits finden wir ihn wieder in Lübeck.

Aber er ließ sich nicht schrecken. „Ich komme auch ohne die Akademie nach Rom!" schrieb er dem Freunde, der ihm Hoffnung auf ein Reisestipendium eröffnete, wenn er sich mit den Professoren in Kopenhagen versöhnen wolle. Und er kam nach Rom, freilich erst neun Jahre später, nach einer mühevollen, aber auch früchtereichen Vorbereitungszeit, aus welcher sein durch schwere Prüfungen geübter Künstlergeist zum Genuß der höchsten Schönheit der Originalantike und Rafaels reif und geläutert hervorging.

Drei Schätze brachte er mit von dem verunglückten Versuch: die Erinnerung

Digitized by Google

an die Werke Giulio Romano's, die er zu Mantua, an Leonardo da Vinci's „Abendmahl", das er zu Mailand sah, und an die Alpenwunder der Schweiz, die er am Stabe durchwanderte. Die ersten Beiden erzeugten in seiner künstlerischen Anschauung eine Veränderung; erst jetzt glaubte er, große Maler gesehen zu haben. Die feurige Phantasie, die geistreiche Symbolik in den Fresken des Ersteren im Palazzo del Te rief seine eigene poetische Ader wach, die scharf abgestufte Charakteristik in den Apostelköpfen des Letzteren machte die frühzeitige, durch Webb geweckte Ahnung, daß die Erklärung der dargestellten Handlung aus den sichtbaren Charakteren der handelnden Personen die Seele des gemalten dramatischen Gedichtes, des Historiengemäldes sei, in ihm zur Gewißheit.

Mit der Flucht aus Eckernförde hatte seine erste, mit der Verweisung aus Kopenhagen seine zweite Lehrzeit geendet; mit der Rückkehr von seiner ersten italienischen Reise hebt seine selbstständige Künstlerperiode an. Das Unterscheidende seines Schaffens, die poesievolle Stoffwahl und die charaktervolle Darstellung beginnt sich zu entwickeln; mehrere seiner besten und klarsten Compositionen stammen aus seiner Lübecker und der darauf folgenden Berliner Zeit. Die Dichter und Sagen des nordischen und des classischen Alterthums, die Edda und die Ilias, Baldur und Achill, Philosophen wie Plato und Kant, Humoristen wie Lukian und Aristophanes gaben ihm den Stoff, die Antike, Michel Angelo und Giulio Romano das Muster der Darstellung. Unter den drückendsten Nahrungssorgen, während er durch Portraitzeichnen, das ihm ärger als „Holzspalten" ist, seinen spärlichen Lebensunterhalt gewinnt, schafft er unermüdlich fort, unabläßig den Blick auf die höchste Aufgabe der Kunst und auf Rom gebannt, wo die Sonne seiner Griechen ihm aufgehen sollte.

Endlich schlägt seine Stunde. Zum ersten Male in seinem Leben hat der vereinsamte Mann Freunde gefunden, die ihn nicht bloß mit Rath, sondern mit Geld unterstützen und ihm nebstbei Gelegenheit verschaffen, eine Arbeit auszuführen, durch die er seinen Namen bekannt machen kann. Der Minister v. Heinitz, unter welchem die Akademie der bildenden Künste stand, wollte im D'Orville'schen Hause zu Berlin einen Festsaal ausmalen lassen; durch die Verwendung seines Freundes, des Baurathes Genelli, des Oheims jenes Malers, welcher noch jetzt der treueste Jünger unseres Carstens ist, desselben, dessen Portrait er in seinem Bauer Strepsiades verewigt hat, wurde der Auftrag, der einzige größere, den er je erhalten hat, unserem Asmus übergeben. Er wählte den Komus, den Gott des Lebensgenusses zum Gegenstande und erwarb sich durch dessen Ausführung in neun großen Wandbildern die volle Gunst des Bestellers. Der Minister verlieh ihm eine Professur an der Berliner Akademie und empfahl ihn dem König Friedrich Wilhelm II. persönlich zu einem Reisestipendium nach Italien. Im Juni des Jahres 1792 verließ er Deutschland zum zweiten und letzten Male; er zählte schon achtunddreißig Jahre, als es nun endlich nach Rom ging.

Auf der Reise dahin bekam er in Dresden das erste Gemälde von Mengs, dessen berühmte „Himmelfahrt" in der katholischen Kirche zu Gesicht. Der Gegen-

Digitized by Google

satz der alternden und der anbrechenden Kunstrichtung, deren jede gerade dasjenige für untergeordnet hielt, was die andere am höchsten schätzte, konnte nicht schärfer sich äußern. Carstens vermißte an Mengs, was ihm selbst als das Erste galt: Poesie der Erfindung, kräftig schönen Styl, aus der Natur des Inhalts geschöpfte Motive, bedeutende Gestalten lebendige Bewegung, ausdrucksvolles Handeln und schöne Einheit des Ganzen. Die Meisterhaftigkeit ihrer malerischen Ausführung gestand er zu, aber man sehe es Mengs' Arbeiten an, pflegte er sarkastisch zu sagen, daß er in seiner Jugend zur Kunst geprügelt worden sei!

Bei ihm selbst hatte sein Vormund, sein Lehrherr und die Kopenhagener Akademie figürlich vergebens das Gegentheil versucht. Dem „Kunstmaler" und dem Weinhändler zum Trotz war er ein Künstler geworden; der Akademie zum Trotz stand er an der Schwelle des Vaticans. Hier oder nirgends, im Angesichte der echten Antike und Rafaels, mußte es ihm gelingen, das Ideal des Historienmalers, das in ihm glomm, zu verwirklichen; er war fest entschlossen, diesem einzigen Zweck alles, nöthigenfalls auch seine kaum gewonnene Stellung an der Berliner Akademie, ja selbst den Fortbezug seines Stipendiums, das seine Unabhängigkeit sicherte, unbedenklich zu opfern.

Nur zu bald sollte sein Wille auf die Probe gesetzt werden. Im Entzücken über Rafael, den er erst jetzt würdigen lernte, vergaß er der Heimat, der Akademie und des Ministers, die von ihm Rechenschaft, Probearbeiten und einen Reisebericht erwarteten. Die zwei Jahre waren um, für die sein Urlaub lautete, der neue Professor dachte nicht an die Heimkehr. Der Minister ward ungeduldig, er drohte mit Einstellung des Gehaltes; Carstens antwortete darauf mit der Ausstellung seiner Werke. Ihr Erfolg sollte entscheiden, ob der Minister Recht behalte, der aus ihm einen Professor, oder er selbst, der aus sich einen Künstler zu bilden gedachte.

Das war jene Ausstellung im Hause Battoni, welche seitdem in den Annalen der Kunstgeschichte eine epochemachende Stellung gefunden hat. Daß die zwölf Cartons, welche dieselbe ausmachten und von denen die meisten im Nachbild vor Ihren Augen stehen, durchaus symbolische, dem Alterthum entlehnte Historien behandelten, war eben so bezeichnend, wie, daß es auf derselben kein Oelgemälde gab, und die wenigen in Tempera und Aquarell ausgeführten Entwürfe auf jeden selbstständigen Reiz der Farbe verzichteten. Der poetische Stoff, die dramatische Charakteristik und die Formschönheit der Zeichnung sollten allein ihre Wirkung thun; der Achromatismus der Sculptur war freilich seinem Begriffe zuwider auf die malende Kunst übertragen.

Das Extrem der poesielosen rief das Extrem der farblosen Kunst hervor; der Armuth an Erfindung bei coloristischer Verschwendung trat der erfinderische Reichthum mit stoischer Enthaltung von sinnlichem Lichtreize entgegen. Eine neue eminent idealistische Richtung trat analog der gleichzeitigen idealistischen Richtung in der deutschen Musik und Poesie auch in der deutschen bildenden Kunst ans Tages

Digitized by Google

licht. Die Versöhnung derselben mit der realistischen Richtung, durch welche allein erst die ganze Kunst vollständig wird, blieb späteren Tagen vorbehalten.

Mit Ausnahme eines Einzigen, der seine Palette wegwarf, die Kreide ergriff, und sofort Carstens' treuester Schüler ward, Eberhard Wächters, des späteren Malers des Hiob, waren es nicht die Landsleute, welche den Werth der neuen Richtung gleich anfänglich erkannten. Engländer und Italiener, die angesehensten römischen Maler, Camuccini, Benvenuti, der Mailänder Bossi äußerten laut und ungescheut ihre wärmste Anerkennung. Das preußische Ministerium kündigte ihm seinen Gehalt als Professor auf und forderte überdies den Ersatz aller vom Staate empfangenen Gelder, weil er für sie „nichts geleistet" habe. Carstens schrieb dem Minister: „er gehöre nicht der Berliner Akademie, sondern der Menschheit an", schickte ihm sein Anstellungsdecret zurück und blieb einfacher Künstler.

Als solcher begann jetzt seine fruchtbarste Zeit; leider sollte er derselben nicht lange mehr genießen. In rascher Folge entstanden eine Reihe der trefflichsten Entwürfe, deren Stoffe er zum Theile neueren Dichtern entnahm, neben Sophokles finden wir sowohl Dante's Hölle, Shakspeare, als den Goethe'schen Faust. Früher schon hatten ihn einzelne Momente der Argonauten angezogen; er führte jetzt in 24 Blättern eine fortlaufende Reihe von Illustrationen derselben aus, welche von Koch nach seinem Tode herausgegeben worden sind. Dieser rückte indessen mit starken Schritten heran. Eine schwindsüchtige Anlage, die er von seiner Mutter geerbt und an der er sein ganzes Leben hindurch gesiecht hatte, bildete sich zur rasch zerstörenden Krankheit aus. Von hoffnungslosen Schmerzen gequält und von dem Neid seiner Feinde verfolgt, die gerade um diese Zeit den endlich schwererworbenen Künstlerruhm ihm in der Heimat zu verkürzen geschäftig waren, fand er doch Muße und Heiterkeit des Gemüthes genug in sich, um, schon auf dem Sterbelager, mit zitternder Hand seine letzte Composition, die Darstellung des „goldenen Zeitalters der Menschheit" nach dem Hesiod zu entwerfen. Durch alle Schrecken des Verhängnisses, der Parzen, der Nacht und des Schicksals, der Hölle der Alten und Dante's war seine Phantasie gepilgert, um an der Schwelle des Todes mit dem Bilde des verlornen Paradieses des Alterthums zu enden. Das Werk war noch nicht vollendet, als er am 25. Mai 1798, eben erst vierundvierzig Jahre alt geworden, starb. Ein glücklicher Gedanke gab seinen Freunden ein, die Leiche des Künstlers, mit dem eine neue Kunstrichtung begann, nicht, wie es sonst in Rom bei protestantischen Leichenbegängnissen üblich ist, des Abends bei Fackelschein, sondern des Morgens bei aufgehendem Sonnenlicht an dem antiken Mauerrest der Pyramide des Cestius einzusenken.

Digitized by Google

Kunstgeschichtliche Wanderungen durch das k. k. österr. Museum.

I.

Die Limousiner Emails des 16. Jahrhunderts.

Seit dem Bestande des österr. Museums sind theils aus dem Besitze des k. Hofes, theils von Klöstern und Privaten Gegenstände vom hohem Kunstwerthe dem Publicum bekannt worden, von welchen es entweder gar keine oder nur eine sehr unvollständige Kenntniß hatte. Mit der Einsichtnahme in die Objecte wuchs auch das Interesse für dieselben, und es ist vielfach der Wunsch ausgesprochen worden, daß in diesem Organe kurze Berichte über jene Bereicherungen der Kunstgeschichte, welche dieselbe durch das Museum erfahren hat, veröffentlicht werden. Diesem Wunsche soll mit den nachfolgenden Blättern entsprochen werden. In bunter Reihe, wie eben der Stoff es gestattet, sollen hier diese Kunstgegenstände besprochen werden. Wir beginnen unsere Wanderung durch die Räume des Museums mit den Limousiner Emails, die im Museum gegenwärtig ausgestellt sind. Sie gehören mit Ausnahme eines einzigen Stückes, welches Eigenthum des Fürsten Johann Liechtenstein ist, der k. Schatzkammer [1] an.

Die Limousiner Emails (émaux de Limoges) gehören einer in Limoges getriebenen Kunstthätigkeit an, die bis in das frühe Mittelalter zurückgeht. Die Emails, von denen wir aber sprechen wollen, sind kein Werk der mittelalterlichen Technik, sondern der französischen Renaissance, und bilden eine Classe von Emails, die man Maleremails, émaux de peintres oder émaux peints nennt. Diese Art Maleremails geht in Limoges in das fünfzehnte Jahrhundert zurück und wurde von Künstlern geübt, die zumeist auch Glasmaler gewesen sind. Das stylisirte Email, wie es im Oriente und im Mittelalter vorkam, wurde von den Emailkünstlern der Renaissance aufgegeben und dagegen versucht, eine Bildfläche und eine Bildwirkung hervorzurufen.

Die Limousiner Emails, welche diesmal im Museum ausgestellt sind, gehören dem Pierre Raymond, Jean Courtois, und einem anonymen Meister an.

Pierre Raymond lebte in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts; er schrieb sich auch REXMON, und war wahrscheinlich ein Deutscher (Augsburger). Seiner ganzen Kunstthätigkeit nach hat er sich aber so sehr in die französische Renaissance eingelebt, daß sein Geburtsland auf ihn als Künstler keinen Anspruch hat. Er hat sich vollkommen französirt, wie sich Clovio und Schiavoni italienisirt haben. Pierre Raymond hat seinerzeit sehr viel gearbeitet und scheint sehr

[1] Der größte Theil der hier erwähnten Emails befand sich an der Decke der k. Schatzkammer. Daß dieselben heruntergenommen und ausgestellt werden durften, verdankt das kunstliebende Publicum der freundlichen und liberalen Weise, mit welcher Se. Durchlaucht Fürst v. Auersperg, das k. Oberstkämmereramt und der Schatzmeister J. G. Seidl den Wünschen des Museums entgegengekommen sind.

Digitized by Google

beliebt gewesen zu sein. Wie es häufig bei Technikern, die stark beschäftigt sind, der Fall ist, leidet die Güte der Leistung durch die reiche Productivität. Seine Arbeiten sind daher etwas ungleich. Bei manchen erscheint er mehr als Fabricant, wie als Künstler; bei vielen seiner Arbeiten aber tritt das künstlerische Element in Zeichnung, in Erfindung und in vollkommener Beherrschung der sehr schwer zu bewältigenden Technik der Emailmalerei glänzend hervor. Zu diesen hervorragenden Arbeiten gehört in erster Linie die große Tasse von der Decke der k. Schatzkammer. Eine schönere Arbeit dieses Künstlers besitzt selbst der Louvre nicht.

Die Tasse ist kreisrund 17 Zoll 3 Linien im Durchmesser; sie ist monogrammirt und datirt (P. R. 1558). Schon die Größe derselben ist eine Seltenheit. Das Email dieser Tasse ist vollständiges Grisaille, ohne Beimischung eines Farbentones, wie dies bei einigen gleichzeitigen Limousiner Emails, auch bei Arbeiten P. Raymonds, der Fall ist. Die innere Fläche des Ornamentes der Tasse stellt den Triumph Diana's über Amor vor; der Tassenrand hat ein Ornament, bestehend aus phantastischen Figuren. Voll Eleganz und schwungvoll ist auch das Ornament der Rückseite; es gehört zu den schönsten der Art, die man kennt. In der Mitte der Tasse ist eine Art von Knopf mit einem Frauenportrait; auf der Rückseite befindet sich gleichfalls ein Frauenkopf mit der Inschrift: mon (coeur) vos don. Alle Umstände deuten darauf hin, daß diese Tasse für die Diana von Poitiers (gest. 1566) bestimmt war [1].

Von gleichem Werthe ist eine Schale (3½ Zoll hoch, 9½ Zoll breit) mit der Darstellung der Amphitrite von Delphinen gezogen, und eine andere von gleicher Größe mit dem Urtheile des Paris, auf der inneren Fläche der Schale der Name des Künstlers P. REXMON. 1558. — Außerdem befinden sich noch neun Arbeiten Raymonds (darunter eine Kanne und vier Salzgefäße), sämmtlich monogrammirt, bisher unbekannt und in der „Notice des émaux" des M. de Laborde unerwähnt, in der gegenwärtigen Ausstellung des Museums.

Ein anderer im Museum glänzend vertretener Meister ist Jean Courtois. Sein Vater Robert war Glasmaler; Jean Courtois selbst arbeitete als Glasmaler zwischen 1532—1540 zu Mans. Seine Compositionen entnahm er meist den sogenannten Kleinmeistern seiner Zeit. Courtois wendete das Gold häufiger an und mit weniger Geschmack als P. Raymond. Im Fleischton ist er manchmal sehr glücklich. Sein Hauptwerk ist die ornirte Schale des Fürsten Liechtenstein (20 Zoll und 15¼ Zoll im Durchmesser), Kunstfreunden bereits auch aus der photographischen Reproduction bekannt. Neu hinzugekommen sind vier monogrammirte Schalen (I. C.) aus der k. Schatzkammer mit Vorstellungen aus dem alten und neuen Testamente in der Fläche der Schale.

Eine Suite von zwölf Tellern mit den Vorstellungen der zwölf Monate, die gleichfalls der k. Schatzkammer angehören, sind von einem anonymen Meister,

[1] Beide Seiten dieser Tasse sind soeben im photographischen Atelier des Museums reproducirt worden.

Digitized by Google

ebenfalls bisher unbekannt und unbeschrieben. Sie haben 5 Zoll und 11 Linien im Durchmesser. Ihrer Vortragsweise nach nähern sie sich der Manier des J. Courtois. Die Rückseite hat ein auf allen Tellern in gleicher Weise durchgeführtes Ornament mit Mascarons. Die Darstellung der vorderen Fläche des Tellers enthält ländliche Scenen, entsprechend den Beschäftigungen der Landbewohner in dem betreffenden Monate, und oberhalb derselben das dazu gehörende Zeichen des Thierkreises. Die Erhaltung der Teller läßt nichts zu wünschen übrig [1].

Diese Limousiner Emails haben im sechszehnten Jahrhundert den Weltmarkt

[1] Für den engeren Kreis der Freunde des Emails geben wir eine kurze Beschreibung der bisher unbekannten und auch in den gedruckten Katalogen des Museums noch nicht erwähnten Emails:

1. Die Tasse der Diana, rund, 17″ 3‴ Durchmesser, Höhe 1″ 6‴. Vorderseite: Triumph Diana's über Amor mit der Jahreszahl 1556; auf dem Rande ein phantastisches Ornament; auf dem Nabel das Portrait einer Dame. Rückseite: Ornament mit Maskenköpfen, auf den Ornamenten das Monogramm P. R. 1558; im Innern des Nabels ein idealer weiblicher Kopf mit der Inschrift: MON (coeur) VOS DON.

2. Tasse. Durchmesser 10¼″, Höhe 4″ 1‴. Vorstellung auf der Tassenfläche: das Schlangenwunder mit der Aufschrift: PHARAON. EXODE. VII. und dem Monogramm P. R. Grisaille mit Gold aufgehöht, rother Fleischton; Rückseite: Ornament mit vier Amoretten, Festons und einem Maskenkopf.

3. Tasse. Höhe, Ornament der Rückseite, Art der Behandlung des Emails ganz gleich mit der vorhergehenden Vorstellung, auf der inneren Fläche der Tasse: Moses vor Pharao. Inschrift: EXODE.V. P. R.

4. Tasse. Durchmesser 9″ 2‴, Höhe 3″ 8‴. Venus von Delphinen getragen, umgeben von Tritonen und Najaden. Rückseite: Ornament mit Löwenköpfen und in Medaillons vier liegende nackte Figuren; ganz vorzügliches Grisaille.

5. Tasse. Durchmesser 9″ 6‴, Höhe 3″ 8‴. Darstellung im Innern: Urtheil des Paris mit Mercur, in den Wolken eine fliegende Victoria mit dem Kranze und Helios mit dem Thierkreise. Rückseite: Ornament mit Löwenköpfen und in Medaillons vier Pfauen; auf dem Fuße die Inschrift: P. REXMON. 1558, ganz vorzügliches Grisaille, von gleicher Vollendung wie Nr. 4.

6. Tasse. Durchmesser 9″ 7‴, Höhe 4″ 8‴. Vorstellung im Innern: Untergang Pharaons Monogramm I. C. Rückseite: Ornament mit Mascarons. Im nackten, rothen Fleischton.

7. Tasse. Größe, Ornament und Technik gleich mit Nr. 6, im Innern der Tasse: Arche Noahs am Ararat. Monogramm I. C.

8. Tasse. Gleich 6. in Größe, Ornament und Technik. Darstellung im Innern: das Wunder mit Jonas und dem Wallfische. Monogramm I. C.

9. Tasse. Größe, Ornament, Technik gleich Nr. 6. Darstellung im Innern: der h. Christoph mit dem Jesu-Kinde schreitet durch einen Fluß, am Ufer ein Eremit. Monogramm I. C.

10. bis 21. Teller mit den zwölf Monaten eines anonymen Meisters. Grisaille, roth in den Fleischtönen; die Vorstellungen vielfach mit Gold erhöht, die Thierkreiszeichen auf Goldgrund in den Wolken. Durchmesser 7½″, Höhe 8‴. Vorstellungen der Tassenfläche: IANVIER mit einer Tafel am Kamine; FEVRIER Mann und Frau am Kamine, ein Diener bringt Holz; MARS Feldarbeit, Beschneiden der Bäume; AVRIL idyllische Hirtenscene; MAY Concert und Lectüre im Garten; IVING Schafschur; IVILIET Mähen der Wiese und Baden im Flusse; AOVST Schnitterscene; SEPTEMBRE Säen und Ackern der Felder; OCTOBRE Weinernte; NOVEMBRE Schweinhirte im Walde; DECEMBRE Abstechen eines Schweines. Rückseite mit Maskenköpfen überall gleich.

Digitized by Google

beherrscht; aber schon im zwölften Jahrhundert machten die Limousiner Kupferemails einen weit verbreiteten Handelsartikel. Die gewerbfleißige und intelligente Bevölkerung von Limoges zeigt recht deutlich, welchen Werth eine solide Kunsttechnik für den Verkehr und die Nationalwohlfahrt hat [1].

Die Limoger Emails aus der Renaissancezeit haben bekanntlich einen sehr hohen Geldwerth und werden heutigen Tages vielfach nnd glücklich imitirt. Die Besucher des Museums werden sich noch einer schönen Tasse (Eigenthum des Herrn Consul Friedland) erinnern, die, aus dem Atelier Barbedienne in Paris hervorgegangen, — die Zeichnung des Hauptbildes war von Cretineau — an Schönheit der Form und glänzender Technik nichts zu wünschen übrig ließ. Rücksichtlich der Preise führen wir beispielshalber die höchsten Preise an, die für Limousiner Emails bei der Versteigerung der Sammlung Pourtalès im März l. J. in Paris gezahlt wurden: eine Tasse von J. Courtois genannt Vigier von 1556 (7 Zoll Durchmesser) mit 27.100 Francs; ein rundes Bassin (19½ Zoll Durchmesser) von P. Raymond vom Jahre 1558 mit 20,200 Francs; eine ovale Schale, mit Gold aufgehöht (19½ Zoll Durchmesser), von J. Courtois mit 30.000 Francs; eine ovale Tasse desselben Meisters (19¾ Zoll Durchmesser) 14.000 Francs. Unter den ausgestellten Objecten des Museums sind zwei, die bei einer Schätzung die höchsten hier angeführten Preise übersteigen, Stücke, die über dem angeführten niedrigsten Preis stehen dürften. Die Bedeutung und der Werth des Emails ist in Oesterreich erst in jüngster Zeit, zumeist durch die Ausstellung des österreichischen Museums, zur allgemeinen Anerkennung gekommen. Wie viele Gegenstände der Art mögen in Oesterreich gewesen sein, die in jenen Zeiten zu Grunde gegangen oder verschleppt wurden, in denen man solche Gegenstände nur als ein überflüssiges und werthloses Einrichtungsstück betrachtet hat?

Frägt man nach den Gründen, des hohen Werthes dieser Emails, so muß man die technische Seite derselben, und die rein künstlerische gleichmäßig in das

[1] Außer diesen Emails des 16. Jahrhunderts sind gegenwärtig noch mehrere andere Emails ähnlicher Art ausgestellt, die im Ausstellungskataloge genau verzeichnet sind. Unter diesen nehmen ein Goldrelief, die Anbetung der h. drei Könige, auf das wir noch bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen werden (Eigenthum des Schatzes von Klosterneuburg), das Medaillon mit Silberemail aus der Ambraser Sammlung einen ersten Rang ein. Ersteres ist ein wahres Wunderwerk der Technik, das nicht aufmerksam genug betrachtet werden kann, letzteres seiner ganz eigenthümlichen stylvollen und zugleich reizenden Behandlung wegen sehr lehrreich. Künstlerisch weniger bedeutend als technisch interessant sind die Venetianer Emails (Schale und Tasse aus der Ambraser Sammlung, eine Spiegeleinfassung, Eigenthum des Baron Nath. Rothschild) und die durchsichtigen Emails des Augsburgers David Altenstätter, aus Augsburg aus der k. Gewehrkammer. Da diese durch den Zahn der Zeit ein wenig gelitten haben, so kann man bei diesen letzteren auch die Behandlung des Emailgrundes kennen lernen. — Obwohl nicht in die Reihe dieser Emails gehörig, erwähnen wir doch die Kupferschale mit Email cloisonné aus dem Innsbrucker Museum, wahrscheinlich eine saracenisch-normännische Arbeit aus einer Palermitaner Fabrik des 13. Jahrhunderts, und eine sogenannte Roznata-Schüssel des Klosters Tepl in Böhmen, ein Email champlevé des 13. Jahrhunderts und wahrscheinlich altlimousinische Arbeit.

Digitized by Google

Auge faſſen; denn auf dem Zuſammenwirken dieſer beiden Elemente beruht der Reiz der emaillirten Objecte.

Die Technik der Emails beruht auf Herſtellung einer metalliniſchen Schmelzmaſſe, die auf Metall aufgetragen wird. Die Technik iſt eine alte; alle Culturvölker, welche ſich mit Kunſt beſchäftigt haben, trieben die Kunſt des Emails. Die Dauerhaftigkeit der Emails, der metalliniſche ſchöne Glanz der Farben ſind Vorzüge dieſer Technik, die zu allen Zeiten Anerkennung gefunden haben und finden werden. Wir haben bereits erwähnt, daß die Schwierigkeiten der Technik mit der Größe der Flächen, welche mit der Emailmaſſe überzogen werden, wachſen. Die großen Emailtaſſen aus der Schatzkammer und der Fürſt Liechtenſtein'ſchen Sammlung ſind techniſche Meiſterſtücke. Die feine Nüancirung des Griſaille und der Fleiſchfarbe, die Herſtellung eines harmoniſchen Farbentones ſind weitere techniſche Vorzüge, die mit den rein künſtleriſchen in engem Zuſammenhange ſtehen.

Die künſtleriſchen Vorzüge der franzöſiſchen Renaiſſanceemails beruhen auf Form, Farbe und Zeichnung. Die Form der Gefäße, Schale, Taſſe, Salzfaß u. ſ. f. iſt ſehr einfach, ohne alle Künſtelei. Die Grundformen nähern ſich der Antike. Die Verhältniſſe der einzelnen Gefäßglieder unter einander ſind faſt ausnahmslos richtig und der praktiſchen Beſtimmung der Gefäße entſprechend.

Die Renaiſſanceemailleurs der Schule, welcher P. Raymond und J. Courtois angehören, haben das buntfarbige Email aufgegeben. Sie haben ſich auf das Griſaille beſchränkt, und dieſes nur mit dem Fleiſchtone und dem Goldornamente verbunden. Sie ſind dabei mit einem richtigen Takte zu Werke gegangen, indem ſie auf die Grundfarbe und auf die von derſelben beherrſchte harmoniſche Wirkung das Hauptgewicht legten. Die Folge der verſtändigen Anwendung eines richtigen Farbenprincipes iſt der harmoniſche und maleriſche Effect, und eine Art vornehmer Haltung, die mit der Einfachheit der Form zuſammenſtimmt. In der Behandlung der Farbe zeigt ſich die Verſchiedenartigkeit des Talentes der Emailleurs. So reizend der Fleiſchton bei einzelnen Stücken iſt, ſo hart iſt er bei anderen. Während einige Meiſter ſich auf eine geringe Anwendung des Goldes beſchränkt haben, waren andere wieder überſchwänglich und ungeſchickt in der Verwendung des Goldes.

Die Zeichnung der Emails iſt theils eine rein ornamentale, theils figuraliſche. In dem Figuraliſchen haben die Emailleurs ſich in freier Weiſe derjenigen Künſtler bedient, die, wie Etienne de Laune und ſeine Zeitgenoſſen unter dem Namen der franzöſiſchen Kleinmeiſter bekannt ſind. Figuraliſche Compoſitionen kommen nur auf größeren Flächen und in der Regel dort vor, wo dieſelbe deutlich hervortritt. Auf Randflächen haben ſie verſtändiger Weiſe das figurale Element nur als Maske, Arabeske oder ſonſt in ähnlicher mit dem Ornamente in Verbindung ſtehender meiſt untergeordneter Weiſe verwendet. Das lineare, meiſt arabeskenartige Element füllt die Flächen meiſt in ſehr geiſtreicher Weiſe aus und kann als Muſter des franzöſiſchen Renaiſſance-Ornamentes des ſechszehnten Jahrhunderts betrachtet werden.

Digitized by Google

Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruht der innere Werth der Limousiner Emails des sechszehnten Jahrhunderts. Dazu kommt, daß ihre Erzeugung in jener Zeit in einem Umfange betrieben werden konnte, daß sie nicht bloß Kunstwaare, sondern auch Handelswaare geworden sind, also auch den Bedürfnissen Vieler entsprochen werden konnte.

Heutigen Tages werden diese Emails nicht bloß von Kunstfreunden gesucht, sondern auch von Künstlern und Technikern studirt. Einen wahren Schatz von Emails aus der französischen Renaissance besitzt Freiherr A. v. Rothschild. Sie gehören zu den kostbarsten Gegenständen der Art und waren eine hervorragende Zierde der letzten Winterausstellung des Museums. Künstler und Techniker haben wir jetzt nicht mehr nöthig, auf den Werth der Emails aufmerksam zu machen. Lippert, Essenwein und Klein haben sich in erster Linie durch die Einführung des Emails in die Reihe der wieder ausgeübten Künste ein eben so großes Verdienst erworben als der Emailleur Chadt. Wir hoffen in der nächsten Zeit Gelegenheit zu haben, von einer bedeutenden Erweiterung der Emailkunst und ihrer Anwendung auf das kunstgewerbliche Leben der Gegenwart sprechen zu können. Möchten diese Bestrebungen in jenen Kreisen Anklang finden, die in erster Linie berufen und in der Lage sind, Kunst und Kunsttechnik zu fördern.

R. v. E.

Die Verwaltungslehre.

Erster Theil: Die vollziehende Gewalt.

Von Dr. **Lorenz Stein.**

(Stuttgart 1865.)

(Schluß.)

St. In der dritten Abtheilung (dem Polizeirechte) wird der Begriff und die Natur des Zwangsrechtes, das Princip desselben, die Form des Zwanges und das Maß des letzteren (die Lehre von den Polizeistrafen) entwickelt. Die Polizeigewalt ist dem Verfasser diejenige Gewalt, vermöge deren die einzelne Persönlichkeit gezwungen ist, dem Willen des Staates gemäß im einzelnen Falle sich zu verhalten. Die Polizei erscheint daher in ihren einzelnen Thätigkeiten als Zwang gegen den Einzelnen, der Zwang ist aber ein äußerliches Bestimmen der Sphäre einer persönlichen Selbstständigkeit. Er tritt daher in Gegensatz zur freien Selbstbestimmung, und dies Verhältniß, als ein auf den höheren organischen Gründen des Gesammtlebens ruhendes, erscheint als ein Recht der Regierungsgewalt; dies Recht ist das Zwangsrecht, das Princip des Zwangsrechtes entsteht aber, indem die beiden

Digitized by Google

Elemente desſelben, nämlich einerſeits die Nothwendigkeit, den ſelbſtherrlichen Willen des Staates auch gegen den Willen des Einzelnen zur Verwirklichung zu bringen, und andererſeits die Forderung, dieſem Willen ſeine Selbſtſtändigkeit ſo weit zu erhalten, als es der Wille des Staates zuläßt — ihr durch das Weſen der ſtaatsbürgerlichen Freiheit gefordertes Verhältniß empfangen.

Nachdem nun in der Einleitung das Weſen der vollziehenden Gewalt im Staate dargeſtellt und im erſten Theile der Lehre von dieſer vollziehenden Gewalt das Verhältniß derſelben zu den übrigen Gewalten des Staates unter dem Titel des Rechtes der vollziehenden Gewalt dargelegt wurde, beſchäftigt ſich der zweite Theil („Organismus der vollziehenden Gewalt" überſchrieben) damit, dieſes innerhalb ſeines Rechtes ſelbſtſtändige Gebiet in ſeiner eigenen inneren Geſtaltung und Ordnung darzuſtellen. Der Verfaſſer unterſcheidet hier zunächſt drei (eigentlich, wie er S. 228 ſelbſt ſagt, vier) Grundformen des Organismus der vollziehenden Gewalt, nämlich die Staatsverwaltung, die Selbſtverwaltung und das Vereinsweſen. Der Staat iſt zunächſt ein rein perſönliches, an ſich ſelbſtſtändiges Individuum, deſſen reine und abſolut perſönliche Selbſtbeſtimmung in der Staatsgewalt functionirt und ihr eigenes Recht hat. Die erſte Grundform des Staatsorganismus iſt daher diejenige, welche als der vollziehende Organismus dieſer reinen Staatsgewalt bezeichnet werden kann. Sie erſcheint in den Staatswürden und in dem Staatsrathe, welche eben nur jenes rein perſönliche Element des Staates erfüllen und vertreten. Der Staat erſcheint dann als die perſönliche Einheit aller Lebensverhältniſſe, inſofern er die Verſchiedenheit und Beſonderheit des wirklichen Lebens in ſich aufnimmt und als Einheit zuſammenfaßt. Der Staat heißt in dieſem Sinne die Regierung, und in Beziehung auf die praktiſchen einzelnen Aufgaben, die daraus entſtehen, die Verwaltung. Der perſönliche Organismus der vollziehenden Gewalt, der den Willen des Staates in Regierung und Verwaltung auf allen jenen Punkten des wirklichen Lebens zu verwirklichen hat, iſt der Amtsorganismus, der wieder in der Regierung als Miniſterialſyſtem, in der eigentlichen Verwaltung als Behördenſyſtem erſcheint, und als großer und ſelbſtſtändiger Organismus ſich weſentlich an den wirklichen Lebensverhältniſſen entwickelt. Der Staat enthält aber ferner die einzelne ſelbſtſtändige Perſönlichkeit des Staatsbürgers. Das Recht des Staatsbürgers, das den Ausdruck ſeiner Selbſtbeſtimmung enthält, an dem Willen des Staates Theil zu nehmen, iſt in der Verfaſſung organiſirt. Allein der Wille des Staates erſcheint nicht bloß im Geſetze, ſondern er wird, wenn auch nur innerhalb der Geſetze, ſelbſtthätig in der Vollziehung. Es muß daher auch ein Organismus innerhalb dieſer ſelbſtthätigen Vollziehung erſcheinen, inſofern dieſelbe als Aufgabe des Staatsbürgerthums innerhalb des Staates auftritt. Dieſer Organismus muß ein dauernder ſein, an dauernde Aufgaben anſchließen, dauernde Formen haben und dauernd die Einzelnen in die Verwaltung als mitwirkende Organe aufnehmen. Dieſe dauernden Formen, welche den ſelbſtſtändigen Organismus der Einzelperſönlichkeiten in der Verwaltung enthalten, nennt der Verfaſſer die Verwaltungskörper, und den Organismus

Digitized by Google

selbst in seiner Ordnung und seinem Rechte die Selbstverwaltung, deren wichtigste Grundform die Gemeinde ist. Die Selbstthätigkeit der Einzelpersönlichkeit als Glied der Staatspersönlichkeit ist aber auch damit noch nicht erschöpft. In der Selbstverwaltung ist der Einzelne noch immer ein Organ eines ihm gegebenen Zweckes. Die höchste Form der Theilnahme an der Thätigkeit des Staates ist die, wo die Einzelnen die im Staate und seinem Wesen liegenden Aufgaben sich durch freien Beschluß selber setzen und mit frei geschaffener Organisation selber verwirklichen; diese letzte Form ist der Verein.

Der Verfasser behandelt daher, nachdem, wie gesagt, die Staatswürden, die Hofämter und der Staatsrath als Organe der persönlichen Staatsgewalt im ersten Abschnitte (Gebiete) erörtert worden sind, in den drei folgenden Gebieten das Amtswesen, die Organismen der Selbstverwaltung und das Vereinswesen. Das Amt ist dem Verfasser jenes dauernde Organ, welches den an sich stets gleichartigen Willen des Staates in dem Wechsel der äußeren Zustände vollzieht, welches daher auch das Bewußtsein von dem Willen der Regierung im Ganzen haben, und andererseits die Fähigkeit besitzen muß, die Anwendung des allgemeinen Willens auf den einzelnen Fall richtig zu bemessen. Es ergiebt sich hieraus, daß die Regierung oder Verwaltung überhaupt nur aus Aemtern besteht, und daß der Amtsorganismus zugleich in der organischen Gesammtheit der Staatsaufgaben und dem wirklichen für dieselben bestimmten und in ihnen praktisch thätigen Körper der Regierung oder staatlichen Verwaltung gegeben ist. In diesem Sinne erscheint der Regierungsorganismus als Amtsorganismus und die Gesammtheit der Grundsätze und Rechte, welche für diesen Amtsorganismus der Regierung gelten, heißt das Amtswesen. Die Lehre vom Amtswesen hat darnach einen doppelten Inhalt, den der Verfasser als das System des Amtswesens oder als die Darstellung des Amtsorganismus und als das Recht desselben, oder das Staatsdienstrecht bezeichnet. In der ersten Abtheilung wird das auf dem Principe der Verantwortlichkeit beruhende Ministerialsystem, so wie das Behördensystem ausführlich entwickelt, während die zweite Abtheilung sich mit dem Begriffe und Wesen, dem Principe und dem Systeme des Staatsdienerrechtes beschäftigt. Hier kömmt die Anstellung der Beamten, ihre Amtspflicht und das Recht der Beamteten zur Sprache.

Uebergehend auf das Gebiet der Selbstverwaltung erörtert der Verfasser zuerst den Begriff und das organische Wesen derselben, worauf er zu den Hauptprincipien der Vertretung gelangt. Als die Grundlage aller Vertretung erscheint ihm das Verhältniß, in welchem die Regierung in Bezug auf eine Verordnung den Rath und die Ansichten derjenigen hören will, auf welche die betreffenden Verordnungen Bezug haben. Wenn nun eine solche Ansicht bloß von Einzelnen ausgeht, welche zu dem Zwecke ohne Aufforderung der Regierung zusammentreten, so entsteht eine Versammlung, welche ein Gesuch oder eine Petition einreichen kann, ohne in irgend einer directen Beziehung weder zur Gesetzgebung noch zur Verwaltung zu stehen. Das Recht auf solche, den Charakter subjectiver Mei-

Digitized by Google

nungen enthaltende Kundgebungen ist das Versammlungs- und Petitionsrecht und gehört in's Verfassungsrecht. Wenn dagegen die Regierung, um einen Beschluß zu fassen, sich mit den Sachkundigen in Verbindung setzt, so entsteht ein Gutachten, oder wenn das Object ein allgemeiner Zustand ist, eine Enquête. — Wenn aber die Regierung für einzelne Zweige der Verwaltung einzelne Personen zur regelmäßigen Begutachtung ihrer Pläne und Entwürfe bei ihren einzelnen Organen anstellt, so entsteht ein neues Organ, mit bestimmten amtlichen Rechten und Pflichten. Aber auch das ist noch keine Vertretung, diese entsteht erst da, wo zum Zwecke der Begutachtung der Verordnungen für ein bestimmtes und dauerndes Gebiet der Verwaltung ein Organ aus der Zahl derjenigen Personen gebildet wird, welche vermöge ihrer Fähigkeiten oder Interessen die Objecte der Verwaltung und die aus der Natur derselben entstehenden Aufgaben der letzteren zu beurtheilen im Stande sind. So wie ein solches dauerndes Organ geschaffen wird, so muß es mit einem Rechte versehen sein, das ihm sowohl seine Function innerhalb der Regierungsthätigkeit sichert, als auch seine Bildung ordnet und feststellt. Es muß sein staatliches und sein inneres Recht haben. Als solche Vertretungsorgane bezeichnet der Verfasser die Räthe (wie Handelsräthe, Sanitätsräthe, Unterrichtsräthe ꝛc), die einem Amte beigegeben sind und lediglich eine berathende Aufgabe haben, und die Kammern (Handelskammer, Steuerkammer), die zwar einem Amte untergeordnet sind, aber eine freiere selbstständige Thätigkeit entfalten können.

Verschieden von den Vertretungsorganen sind die Selbstverwaltungskörper, die einen Theil der Regierungsgewalt durch ihren eigenen Willen und durch ihre That verwalten und damit auch einen Theil des Organismus der ganzen Regierung bilden. Es sind dies die Landschaften, die aus den theils historischen, theils natürlichen gleichartigen Bedingungen und Ordnungen des gesellschaftlichen Lebens entstandenen Gemeinschaften, — die Gemeinden, welche auf der örtlichen Gestalt und Gemeinschaft aller Interessen ihrer Angehörigen beruhen, — und die Körperschaften, wo für einen bestimmten öffentlichen Zweck ein bestimmtes Vermögen gesetzt und verwaltet wird.

Den Schluß des vorliegenden ersten Bandes bildet das Vereinswesen. Hier entwickelt der Verfasser den Begriff des Vereines (im Unterschiede von der Gesellschaft) als einer Vereinigung, die sich eine Staatsaufgabe zu ihrem Zwecke setzt, so wie den Begriff der juristischen Persönlichkeit, und theilt sohin das Vereinsrecht in ein inneres und in ein öffentliches (äußeres). Den Inhalt des ersteren bildet das allgemeine Verfassungsrecht des Vereinswesens (die Mitgliederschaft und die Generalversammlung), dann der Vereinsorganismus (der Vorstand, die Direction, die Bediensteten) und das allgemeine Verwaltungsrecht des Vereinswesens. Bestandtheile des öffentlichen Vereinsrechtes sind das öffentliche Verfassungsrecht der Vereine, wobei insbesondere das Recht der staatlichen Genehmigung zur Sprache kömmt, und das öffentliche Verwaltungsrecht des Vereinswesens, welches sich mit der Ueberwachung der Vereine theils durch eigene Vereinscommissariate, theils durch allgemeine Verwaltungsorgane beschäftigt und wobei noch besonders von der Def-

Digitized by Google

fentlichkeit der Vereinsverhandlungen, dann von der Suspendirung, Schließung und dem Verbote der Vereine die Rede ist

Wir sind in dem Bisherigen bemüht gewesen, den Leser auf dem großen Gebiete der Verwaltungslehre, wie es sich in dem vorliegenden Werke vor uns eröffnet, zu orientiren und dem Verfasser Schritt für Schritt, — wo es nur immer möglich war, im engen Anschlusse an seine eigene Darstellung — zu folgen. Es dünkt uns dies um so nothwendiger, als wir sonst in die Gefahr gerathen wären, auf den vielverschlungenen Pfaden abzuirren und nicht oder wenigstens nur auf weiten Umwegen zum Ziele zu gelangen.

Noch erübriget uns die Methode klar zu machen, die der Verfasser bei der Bearbeitung seines, so ungemein reichhaltigen Stoffes angewendet hat. Sie besteht darin, daß bei den einzelnen Verwaltungsinstituten, — wir erlauben uns, diese Wortbildung nach dem Muster des allgemein gebräuchlichen Ausdruckes: „Rechtsinstitute" — nach der Feststellung ihres Begriffes und ihres Inhaltes, der geschichtliche Entwicklungsgang dargelegt und dabei auf die drei großen Culturstaaten England, Frankreich und Deutschland Rücksicht genommen wird. Diese Einsicht in das Werden der verschiedenen Einrichtungen, die uns heut zu Tage in mehr oder minder vollendeter Gestaltung entgegentreten, so wie die Vergleichung des Gewordenen in den obenerwähnten Staaten trägt nicht wenig dazu bei, das Interesse an dem vorliegenden Werke zu erhöhen, und in der That müssen wir hervorheben, daß eine gleich mühevolle Arbeit, so viel uns bekannt ist, noch niemals unternommen, eine gleich große Aufgabe kaum je mit so viel kritischem Geiste, mit so scharfsichtigem Eindringen in das Wesen der Sache gelöst worden ist.

Bedauerlich muß es uns dabei erscheinen, daß der Verfasser principiell die Berücksichtigung der österreichischen Zustände ausgeschlossen hat. Wohl ist es ganz richtig, was er (in der Vorrede oder Widmung an Professor Gneist) sagt: „Oesterreich ist eine Welt für sich, ein eigenthümlicher Organismus, mit gar keinem anderen Europa's, ja der Welt vergleichbar. Es ist eine wunderbare Einheit der verschiedensten Elemente; alles was Europa im Ganzen bietet, ist hier in großen Theilen vertreten; oft feindlich, oft friedlich, oft in starrer Ruhe neben einander liegend, oft in gewaltiger Bewegung einander begegnend, immer aber mächtig auf einander wirkend, sich durchdringend, bestimmend, fördernd, bekämpfend, ein Reich, das man mit dem gewöhnlichen Maße nun einmal nicht messen kann und das immer aufs neue mißverstanden wird, weil man eben das gewöhnliche Maß an dasselbe anlegen will." — Gerade um solchen fortwährenden, oft unabsichtlichen, oft absichtlichen Mißverständnissen zu begegnen, wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn der Verfasser auch sein neues Vaterland, den „einzig dastehenden Mikrokosmus Oesterreichs", in das Bereich seiner Untersuchungen einbezogen hätte. Doch wir können mit Herrn Professor Stein nicht darüber rechten, daß er nicht noch mehr geleistet hat; es ist wahrhaftig an dem Gebotenen genug, um die seltene Kraft der Bewältigung eines massenhaften Stoffes anzuerkennen, was wir hiermit aus vollem Herzen thun. Möge das vorliegende Werk zu weiteren Studien

Digitized by Google

auf dem Gebiete der Verwaltung anregen. Es ist ganz dazu angethan, jene Oberflächlichkeit zu beseitigen, welche sich hier noch immer breit macht und die wichtigsten Fragen mit ein paar banalen Phrasen abzuthun stets bereit ist. Wir können es nicht läugnen, es kostet Anstrengung, dem Gedankengange des Verfassers zu folgen. Da läßt sich nichts aus dem Zusammenhange reißen, nichts im raschen Fluge durchmessen; der Vorwurf ist eben zu groß und zu ernst, als daß er nicht ein streng gegliedertes System nothwendig machte. Wer sich aber die Mühe nimmt, in die Tiefe einzudringen, dem wird sich ein wundersamer Bau entfalten, großartig in seiner Gesammtheit, anziehend in den Einzelnheiten seiner Theile.

Neuere Lyrik.

(Zweiter Cyklus.)

Fünfter Artikel.

(Schluß.)

Gerne würde ich auch die Gedichte Victor Scheffels, die unter dem Titel: „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich v. Ofterdingens Zeit" vor kurzem erschienen, auf meinem Streifzuge durch die neuere Lyrik berührt haben. Aber das hätte mich zu weit geführt, da jene Gedichte theilweise Nachbildungen sind und ich dann auch andere der Art hätte berücksichtigen müssen. Wenn ich verschiedene Herausgeber mittelguter und schlechter Gedichte nicht beurtheilt habe, obgleich sie gerechten Anspruch auf einen Antheil an den unangenehmen Bemerkungen erheben könnten, welche mir hie und da in diesen Aufsätzen abgenöthigt worden, so wird mir dies der Leser gewiß nicht übel nehmen. Was an Gutem und Vortrefflichem in den letzten zwei Jahren auf dem Felde der Lyrik hervorgetreten ist, davon wurde, wie ich glaube, nichts unerwähnt gelassen; die eigenthümlichen Gedichte von Wilhelm Hertz, die hübsche lyrische Sammlung von Ludwig Pfau und die interessanten lyrischen Erstlinge von Hans Hopfen im „Münchner Dichterbuche", Productionen, welche vielleicht Mancher in meinen Artikeln hervorgehoben wünschte, sie fallen sammt und sonders in eine frühere Zeit.

Ich gestehe unumwunden, daß ich zufrieden bin, von der neueren Lyrik wieder scheiden zu dürfen. Denn es ist nicht erfreulich, so reichen Anlaß zum Tadel und so spärlichen zum Lobe zu haben. Unter den Poeten, deren lyrische Leistungen ich zu würdigen suchte, sind es nur: Gilm, Halm, Hilscher, Geibel und Storm, welche zu künstlerischer und menschlicher Theilnahme in höherem Grade aufgefordert haben. Nun macht in der Regel das anerkennende oder preisende Wort keinen so starken Eindruck auf den Leser, wie die ablehnende und bittere Rede, und häufiger wird dieser nach rein persönlichen Motiven hinter

Digitized by Google

der abfällig lautenden Meinung als nach solchen spähen, die aus der ästhetischen Empfindung und Ueberzeugung fließen. Fast immer jedoch wird der von der abfälligen Meinung zunächst Betroffene dieselbe auf einen hybriden Ursprung zurückführen. Das sind Thatsachen, welche es wohl verdienen, daß der Kritiker einmal bei ihnen verweile.

Die Annahme ist eine sehr verbreitete, daß zwischen den Personen, welche Poesie hervorbringen, und den Personen, welche Poesie beurtheilen, ungefähr der Unterschied besteht, wie zwischen kindergesegneten und kinderlosen Frauen. Daß die Liebe zur Poesie beiden gemeinsam sein kann, dem Dichter und dem Kritiker, ja, daß sie es sein muß, wenn der letztere nicht in vielen Fällen als Zerstörer gegenüber dem Aufbauenden erscheinen will, das wird von den Meisten übersehen. Noch seltener wird die Verwandtschaft des productiven Geistes im Kritiker mit dem productiven Geiste im Dichter bemerkt oder zugegeben. Und dieses nur aus dem Grunde, weil die Wenigsten das Wesentliche jeglicher poetischen Leistung in der Darstellung des Lebensprocesses erblicken und im Nachempfinden des Dargestellten die vornehmste Aufgabe der Kritik, jener Kritik, die man in der Schulsprache die positive nennt. Diese Kritik erzeugt allerdings nicht Poesie, aber von zeugender Kraft muß ihr etwas innewohnen, wenn sie das Lebendige in sich aufnehmen und dem so Nachempfundenen Ausdruck leihen soll. Wilhelm v. Humboldt producirt, indem er „Hermann und Dorothea" entwickelt, Kuno Fischer producirt, indem er aus Schillers Jugendwerken die Selbstbekenntnisse zieht, während dagegen Arnold Ruge z. B. das zerschneidende Verfahren der Kritik als solcher nur in anderer Weise fortsetzt, indem er einmal zur Abwechslung fünfactige Trauerspiele schreibt, und während Ludwig Börne z. B. den politischen Kampf, der ihn beseelt, einfach weiterführt, indem er statt der deutschen Bundesverfassung wie zur Erholung die Dichtung Goethe's unter das kritische Secirmesser bringt. Natürlich ist die Kritik eben so selten in dem Grade productiv, den wir bei Wilhelm v. Humboldt wahrnehmen, wie die dichterische Ader, der wir „Hermann und Dorothea" verdanken, und natürlich weist die productive Kritik nicht weniger Abstufungen des Mehr und Minder auf, als das dichterische Talent. Ich wollte einfach betonen, daß das Schöpferische nicht an die rein poetische Form gebunden ist. Niemand, der gesunden Sinn hat, wird es in Jacob Grimms Abhandlung über Blumennamen vermissen und es dafür der „bezauberten Rose" von Schulze zusprechen. Freilich ist dieser Niemand schweigsamer Natur, und wenn er spricht, so wird er von den gellenden Stimmen übertäubt, welche das große Wort zu führen pflegen. Ward aber dem Kritiker auch nur ein Hauch des Schöpferischen verliehen, so erfüllt ihn neben der tiefen Scheu vor dem Schönen in der Kunst, neben der innigen Verehrung wahrer Poesie die heftige Abneigung gegen das künstlerisch Aufgedunsene und der energische Haß gegen die poetische Lüge. Daß der Mensch in seinem beschränkten Dasein des doppelten Gefühls von Lieb' und Haß bedarf, das sagt ein Vers im „Tasso", und daß der Kritiker nicht liebt, wenn er nicht auch hassen kann, das sehen wir durch die Erfahrung vielfach bestätigt. Nur der

Digitized by Google

Recenſent, welcher ſich in dem komiſchen Bewußtſein wiegt, daß die Segnungen der Poeſie ſeiner Controle warten, daß die Schönheit nicht früher ruhig wirken kann, bis ſie ſich in ſeiner Brille geſpiegelt hat, ſolch' ein gläubiger Recenſent mag die verrufene Objectivität zu ſeiner Wirthſchafterin erwählen und ihrer „unmaßgeblichen Meinung" gehorchend, darauf bedacht ſein, daß er dem Ausgezeichneten keine zu ſtarke Bewunderung zolle, dem Erbärmlichen nicht zu wehe thue, damit jene nicht zu eitel, dieſe nicht zu niedergeſchlagen werde. Ich meinestheils halte es mit den Kritikern von Lieb' und Haß. Denn ich kenne die Stunden des Glückes, das ein Lied mir bereitet, wie ich die Stunden der Qual kenne, die mir der Stümper zugefügt. Mein war gar oft die beſeligende Empfindung, die außer von einem Weibe, an dem das Herz hängt, und einem Kinde, mit dem das Gemüth verwachſen iſt, vom Kunſtwerk allein geweckt wird. Dieſe ſtill zitternde Wonne, die aus einem ewigen Vers in den Genießenden übergeht, die dem auserkorenen Weſen ſein unſterbliches Leben gönnt und ſich zugleich einbildet, es ſei etwas von ſeinem Abglanz für immer auf ſie gekommen: dieſe Wonne, ich habe ſie häufig und ſtets dankbar genoſſen. Im Anſchauen des Unwandelbaren verſunken, das die Geſtalten der Poeſie vor allem Lebendigen der Erde auszeichnet, habe ich mir oft freudig geſagt: dieſer holkiſche Jäger kann nicht krank werden, dieſe Dorothea kann nicht ſterben. Ein Ereigniß war es mir, als ich zum erſten Male die Strophe in „Hyperions Schickſalslied" las:

Doch uns iſt gegeben
Auf keiner Stätte zu ruh'n,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewiſſe hinab.

Ich jauchzte auf, als ich in „Nal und Damajanti" an die Stelle kam, wo die Himmliſchen, welche im Verein mit Nal um Damajanti werben, dem Wunſche des Mädchens nachkommen und durch ein Zeichen ihre wahre Geſtalt erkennen laſſen:

Da thaten ſie nach ihrem Verlangen
und nahmen ihre Zeichen an.
Da ſtanden, ohne Schatten zu werfen
und ohne Schweiß und ohne Staub
Mit friſchen Kränzen und ohne zu blinzen,
die Götter ſchwebend in der Luft.
Und Schatten werfend, die Erde berührend
und mit den Augen blinzend ſtand
in Staub und Schweiß, mit welkendem Kranz
An ihrer Seite König Nal.

Und wie ein ſchaurig ſüßes Geheimniß trage ich das alte Kirchenlied in meiner Bruſt:

Digitized by Google

Die Sonn' hat sich verkrochen
Ins tiefe Meer hinein,
Es ist schon angebrochen
Der bleiche Mondenschein.

Am Himmel läßt sich sehen
Das blanke Sternenheer;
Die Fischer lassen stehen
Das aufgeschwellte Meer.

Das Feld beginnt zu schlafen,
Mit Winden zugedeckt,
Die Hirten bei den Schafen,
Die liegen ausgestreckt.

So laß auch uns zum Schlummer
Mit müdem Leibe geh'n
Und nach dem Lebenskummer,
Gott, Deine Engel seh'n.

Aber es braucht nicht das Höchste im Menschen berührt und nicht das Tiefste in ihm angeregt zu werden, um den Kritiker für die Poesie empfänglich zu machen. Er wird, sobald er das rechte Verhältniß zur Kunst hat, sobald er nicht die verschleierte Anmuth vom Erhabenen begehrt, „nicht die Kirsche vom Feigenbaum", jeder Erscheinung gerecht sein und diese Objectivität, die echte, die gebotene, niemals verläugnen. Ja, er wird vielleicht auch Wohlwollen mitbringen, wenn er auf schüchterne poetische Ansätze stößt und mit seiner Phantasie der fremden nachhelfen — die poetischen Ansätze und die fremde Phantasie überhaupt angenommen. Durchweg verschieden jedoch stellt sich die Sache, wenn der Kritiker von der Unwahrheit, der Heuchelei und dem Unverstande in sogenannten poetischen Werken beleidigt und verfolgt wird. Denn er empfindet die großen und kleinen Foltern der Scheinpoeten eben so schmerzlich, wie die Segnungen der beschwichtigenden und erlösenden Poesie. Diese lang hingehaltene und dann gröblich belohnte Erwartung, dieses Scharren und Kratzen der Ohnmacht, die eine Pforte öffnen will und nicht kann, diese lahme Begierde, die uns über Stock und Stein mit sich schleppt, um dann an einem Trümmerhaufen Halt zu machen, dieses Hänseln mit allerlei Blendern, dieses Fälschen der Naturanschauungen und Herzenslaute, diese nichtsnutzige Sinnlichkeit, der nur ein paar Locktöne zur Verfügung stehen: das Alles kenne ich leider ziemlich genau, das Alles habe ich schmerzlich genug erlitten. Dieser Art Gedichten Wohlwollen, Nachsicht schenken, heißt die Gesetze biegen und schwächen, welche im ästhetischen Kreise regieren, wie die sittlichen in der Gesellschaft. Und zwar nicht deßhalb regieren sie dort, weil sie ein Aesthetiker formulirt hat, sondern deßhalb, weil sie in der schlichten menschlichen Empfindung wurzeln, seit der erste dichterische Ton bei wilden Stämmen einen Ausweg gesucht hat. — Der Liebe Ausdrücke leihen, die sie nie und nimmer haben kann, das Bild des Abendfriedens durch klägliche Hyperbeln entweihen, die Schwalbe singen,

Digitized by Google

die Rose jammern lassen, der Sprache Gewalt anthun, an der goldenen Kette barbarisch zerren, deren schimmernde Ringe die Genien der Völker mit einander verbinden: das betrübt, das verletzt die Seele wie Betrug und Hinterlist, das jagt einem die Zornröthe zur Stirn, als ob man ein Vogelnest ausnehmen sähe, das stachelt wie zur Abwehr persönlich ihm zugefügter Unbill den Kritiker auf [1].

Was habe ich ihm denn gethan? so hören wir manchmal denjenigen fragen, dessen „Gedichte" unsanft geschüttelt worden, und der Frager ahnt nicht, daß er in einem anderen Sinne, als er selbst meint, dem Kritiker „etwas gethan" hat. Diese „Dichter" ahnen auch nicht, daß ihre Erzeugnisse tief unter dem Wogen und Brausen des Tages stehen, dem sie uns entrücken wollen. Die rauchenden Schlote der Fabriken, die Druckwerke der Brauereien, die pfeifenden Locomotiven, die Dampfmühlen und die Nähmaschinen, sie scheinen uns in ihrer Bedeutung verzehnfacht — wenn die Poesie zu stümpern, wenn die Lyrik zu klingeln anfängt; der sich mühende Handwerker, das bettelnde Weib, das kranke Kind und das gepeinigte Thier, sie drängen sich unabweisbar mit rührender Geberde, mit bittendem Auge an uns, wenn wir, die ganze Noth der Welt im Rücken, der dürftigen Wonne eines mittelmäßigen Poeten, den greinenden Schmerzen eines blassen Lyrikers gelauscht haben; wie ein Vorwurf übermannt uns da die geängstigte Wirklichkeit. Willst Du denn in Wahrheit diese leeren Einfälle, diese abgegriffenen Wendungen, dieses süßliche Geschwätz und diese runzligen Klagen ernsthaft nehmen, weil sie auf Jamben einherstolziren und in Trochäen tänzeln: so scheint die geängstigte Wirklichkeit zu sprechen und zeigt ihre Wunden und Wundenmale und schildert uns ihr Elend mit brennenderen Farben als je. Daß sie zu solchen Scenen Anlaß giebt, davon weiß die gekränkte Eitelkeit der Halbpoeten und der Pfuscher in Reim und Rhythmus nichts. Sie winselt nur: „Was habe ich ihm denn gethan!" und sie hat für den Kritiker, „der nichts machen, der nur tadeln kann", ihr oft gelächeltes Lächeln des Mitleids bereit. Er aber, wenn er zu denen gehört, die ihr reinstes Glück von der Dichtung empfangen, erhebt sich an dem eigenen Bewußtsein, daß es ihm verliehen ward, das Vortreffliche in der Poesie zu erkennen und mit dem Dichter aus der geängstigten Wirklichkeit zu flüchten. „Da ward" — singt Uhland in dem Liede „Der Mohn" — „ich fühlt' es kaum, das Leben mir zum Bilde, das Wirkliche zum Traum";

[1] Zu welchem Ausbruche persönlichen Unwillens eine schlecht angewendete Trope den dafür empfindlichen Geist treiben kann, dazu liefert Steffens in seinen Memoiren einen merkwürdigen Beleg. Steffens und Zacharias Werner waren bei Goethe zu Tische. Auf Goethe's Aufforderung las Werner eine Anzahl neuer Sonette vor. Der Inhalt des einen war der Anblick des vollen Mondes, wie er in dem klaren italienischen Himmel schwamm. Werner verglich ihn mit einer Hostie. „Nun Steffens", fragte Goethe, äußerlich ruhig, indem er einen geheimen Ingrimm zu verbergen suchte, „was sagen Sie dazu?" Steffens suchte zu entschuldigen, Goethe aber sprach sich nun in eine Heftigkeit sondergleichen hinein. „Ich hasse", rief er, „diese schiefe Religiosität, glauben Sie nicht, daß ich sie irgendwo unterstützen werde . . ." „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben", sagte er dann ernsthaft, entschuldigte sich ob seiner Heftigkeit bei den Frauen und verließ bald, sichtlich verletzt, das Zimmer.

Digitized by Google

Seitdem ist mir beständig,
Als wär' es so nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und echt.
Die Schatten, die ich sehe,
Sie sind wie Sterne klar.
O Mohn der Dichtung wehe
Um's Haupt mir immerdar.

Emil Kuh.

Kurze kritische Besprechungen.

Rau, C. H., Dr.: Grundsätze der Finanzwissenschaft. Fünfte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Erste Abtheilung Leipzig und Heidelberg 1864, zweite Abtheilung ib. 1865.

F. N. Das allbekannte Werk, welches uns in der neuesten Ausgabe vorliegt, hat sich einen so ausgedehnten Leserkreis in ganz Deutschland errungen und eine so einstimmige Anerkennung der Verdienstlichkeit gefunden, daß wir eine kritische Besprechung desselben heute für völlig überflüssig halten und uns auf eine kurze Anzeige dessen beschränken, was die Zusätze und Veränderungen dieser fünften Auflage betrifft. Wie wir der Vorrede entnehmen, ist die fünfte Auflage eigentlich die siebente, indem seit dem ersten Erscheinen des Werkes im Jahre 1832 außer den vermehrten Ausgaben auch noch zweimal unveränderte Abdrücke veranstaltet wurden. Nun — wenn ein wissenschaftliches Werk auf einem Gebiete, für welches jetzt die Concurrenz eine ganz erkleckliche ist, in solchem Umfange Nachfrage findet, dann muß es einen inneren Werth haben, der weit über die pädagogische Brauchbarkeit hinausliegt.

Vergleichen wir zuvörderst die äußere Anordnung des Stoffes in der fünften Ausgabe gegen die vierte, so finden wir keine nennenswerthe Veränderung. Die Eintheilung des Gegenstandes ist durchweg die nämliche wie in den früheren Auflagen geblieben; an Klarheit und Uebersichtlichkeit steht sie unübertroffen da. Selbst die Capitelüberschriften sind mit einer einzigen kleinen Ausnahme (§ 397, Kopf- und Personalsteuer) dieselben. Desto bedeutender ist der Notenzuwachs; die Seitenzahl beider Bände ist in Folge dessen um mehr als vierthalb Druckbogen vermehrt; wenn auch die neuesten Ergänzungen, die darin liegen, mit Freude begrüßt werden müssen, so kann doch anderseits der Wunsch nicht unterdrückt werden, daß der gelehrte Verfasser in Hinkunft jene antiquirten Noten, die nicht einmal historisches Interesse besitzen, emendire. Wenn die Sichtung des veralteten nicht gleichen Schritt hält mit der Ergänzung des neuen Materiales, würde das Werk allmälig für Dilettanten und für Studirende zu schwerfällig werden und damit einen Theil seines Nutzens einbüßen. Uebrigens ist es staunenswerth, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Verfasser namentlich die Finanzstatistik bis auf die letzte Zeit fortgeführt hat; er bedauert zwar mit Recht, daß derlei „kurze, an vielen Stellen des Lehrbuches zerstreute, nur als Beispiele dienende Nachrichten kein Gesammtbild von dem Staatshaushalte einzelner Länder geben können". Da wir aber keine selbstständigen Werke hierüber besitzen, und auch Bücher wie das ausgezeichnete Czoernig'sche Budgetwerk wegen der erdrückenden Fülle des Stoffes nur die Hauptziffern bringen, dagegen weder Percentualsätze beifügen, noch Vergleiche oder Raisonnements anstellen können, so sind wir dem

Digitized by Google

Verfasser für seine „Beispiele" aus dem modernsten Staatenleben zu vielem Danke verpflichtet. Ein paar Worte der Hinweisung werden genügen, um zu zeigen, daß der gelehrte Verfasser mit der Zeit gleichen Schritt hält; nicht nur die bedeutenden litterarischen Erscheinungen der letzten Jahre, wie die finanzwissenschaftlichen Arbeiten von Stein (1860), Umpfenbach (1860), Hock („Die Finanzverwaltung Frankreichs" 1857 und „Die öffentlichen Abgaben und Schulden" 1863) Czoernig (1852) de Parieu (1862 bis 1864), haben durchgehende Berücksichtigung gefunden, sondern auch ein guter Theil von Monographien, so beispielsweise für Oesterreich die Arbeiten Adolf Wagner's (1860 bis 1863), Höfkens u. A., wurden bei der Bearbeitung dieser Ausgabe benützt; ja sogar Brochüren, deren Existenz bei uns schon längst vergessen ist, wie z. B. Schulhof „Die Staatsgüter und der Großgrundbesitz in der österreichischen Monarchie" (1862) u. A. sind nicht übergangen. Wie weit der Verfasser mit der pragmatischen Darstellung in die neueste Zeit reicht, mag daraus entnommen werden, daß er den statistischen Belegstellen stets die letzen Budgets der europäischen Staaten, also namentlich für Oesterreich fast überall den 1864er Staatsvoranschlag zum Grunde legt. Die Steuerreformentwürfe des Jahres 1863 sind auszugsweise aufgenommen und zum Theile schon mit einer unbefangenen kritischen Bemerkung versehen. So wie bei Oesterreich hat der Verfasser auch bei den anderen Staaten ersten und bei vielen Staaten zweiten Ranges die organisatorische Entwicklung mit aller Aufmerksamkeit verfolgt; er bringt die letzten Reformen Englands, Frankreichs, Belgiens, Italiens, u. s. w. und setzt den Leser dadurch in die Lage, auf das gebotene Materiale die umfangreichsten vergleichenden Studien zu basiren. Trotz des riesigen Fleißes, welchen der Verfasser auf diese Ausgabe verwendet hat, sind dennoch hie und da einige kleine Irrthümer und Verstöße unterlaufen; wenn wir hier auf dasjenige aufmerksam machen, was uns bei Durchsicht des Buches in Bezug auf Oesterreich auffiel, so liegt uns die Tendenz des Vorwurfes ferne und wir wollen eben nur zu ein paar Correcturen für die folgenden Auflagen des Buches unser Scherflein beitragen. So heißt es auf S. 274 (1. Abth.) „in Oesterreich besteht noch das Salpeterregal nach dem Patente vom 21. December 1807" während bekanntlich dieses Staatsmonopol durch das Patent vom 31. März 1853 außer Wirksamkeit gesetzt wurde; der Verfasser citirt an dieser und an mehreren folgenden Stellen das Handbuch der Zoll- und Staatsmonopols-Ordnung von Krapf (noch dazu die 1. Auflage aus dem Jahre 1840) also ein völlig antiquirtes Buch, das ihn bei manchen Daten irregeführt hat; unbegreiflicher Weise scheint die Arbeit Blodigs (die österreichische Zoll- und Staatsmonopols-Ordnung, 2. Auflage, Wien 1863) nicht in seinen Händen zu sein. Ebenso geht aus einer Stelle auf S. 291 (1. Abth.) hervor, daß dem Verfasser das Bestehen des Schießpulvermonopols in Oesterreich (§ 381 Mon. Ordn. u. Min. Vdg. von 31. März 1853) nicht bekannt ist. Ferner ist an allen Stellen, welche sich auf das österreichische Stempel- und Gebührengesetz beziehen (z. B. S. 355, 360, 367) nicht auf die neuesten Verordnungen Rücksicht genommen, daher Manches unrichtig. Bei der Darstellung der Grundsteuer wird erwähnt, daß „das mailändische Kataster (censo milanese) von der österreichischen Regierung eine Zeitlang beibehalten worden ist"; das censimento milanese ist aber, wie bekannt, noch heute im Mantuanischen in voller Geltung. Auf S. 304 wird von Oesterreich gesagt: „der Durchgangszoll hat nur zwei Sätze, 15 kr. und 6 kr. vom Centner Brutto, die von vielen Waaren erhoben werden". Das Gesetz vom 17. August 1862 hat aber alle Durchgangsabgaben aufgehoben. Diese und ähnliche, bei dem Umfange des Stoffes leicht begreifliche und verzeihliche Irrthümer nehmen jedoch, wie wir schließlich nochmals wiederholen, dem Werke nichts von seiner Bedeutung und wir möchten demselben den hohen Rang nicht streitig machen, den es in der finanzwissenschaftlichen Litteratur der Gegenwart mit Recht behauptet.

Digitized by Google

* Das neueste (Juni-) Heft der „Mittheilungen des historischen Vereins für Krain" enthält folgende Aufsätze: Epigraphische Berichtigungen, Urkunden, Regesten zur Geschichte Krains, von Dr. J. Tomaschek; Die Wichtigkeit der Geologie für die Geschichtsforschung Krains; Der Tolor (befestigte Kirche) zu Koschona; Berichtigung, das Leben des Laibacher Bischofs Peter v. Sarbach betreffend, von J. Orožen.

* Der junge Verein „Slovanska Beseda" in Wien hat den Beschluß gefaßt, eine Bibliothek zu gründen. Wir wünschen dem Unternehmen das beste Gedeihen und Unterstützung von allen dazu berufenen Seiten.

* Am 20. Juni starb in Marburg der emeritirte Gymnasiallehrer Dr. Rud. G. Puff, welcher sich als belletristischer Schriftsteller, und zwar vorzugsweise durch seine landschaftlichen Schilderungen einen geachteten Namen erworben hat.

* Das Londoner Blatt „Public Opinion" bringt folgende Notiz, für deren Richtigkeit sie natürlich selbst einzustehen hat: „David Strauß hat aufgehört in England in der Mode zu sein. Sein „Leben Jesu" ist ins Englische übersetzt und einer Buchhandlung angeboten worden; aber das Werk ist noch nicht gedruckt, weil der Buchhändler es nicht der Mühe werth (not worth his while) findet, das Verlagsrecht anzukaufen. obgleich die von den englischen Repräsentanten des Dr. Strauß verlangte Summe nur 100 Pfd. St. sein soll."

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Wie in unserem letzten Berichte können wir auch heute nur eine geringe Anzahl von Novitäten als die litterarische Ernte der vergangenen drei Wochen vorführen; die todte Saison macht sich fühlbar und wird noch in den nächsten Wochen kein reges Leben auf dem Büchermarkt aufkommen lassen. Vielleicht nicht die bedeutendste Erscheinung, gewiß aber diejenige, welche unter den uns vorliegenden Neuigkeiten in den weiten Kreisen des großen Publicums das meiste Aufsehen erregen wird, ist Berthold Auerbachs neuer Roman: „Auf der Höhe", der früher als Feuilleton in unendlich kleine Abtheilungen zertheilt in der „Neuen freien Presse" veröffentlicht wurde. Als Buch füllt er drei stattliche Bände, also die meisten übrigen Arbeiten seines Verfassers an Umfang weit überragend, und findet, so weit es sich bis jetzt beurtheilen läßt, große Theilnahme, wenn sie auch der enthusiastischen Aufnahme, deren sich früher Auerbachs Arbeiten erfreuten, nachsteht.

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschien der erste Band einer Uebersetzung von Molière's Lustspielen, von Wolf Grafen Baudissin, als geschickter Uebersetzer bekannt durch seine Beiträge zur Schlegel-Tieck'schen Shakspeare-Uebersetzung. So läßt sich von dieser Uebersetzung wohl nur Gutes erwarten, um so mehr als der dem deutschen Ohr immer fremd klingende Alexandriner des Originals, der bei uns längst eingebürgerten Form der fünffüßigen Jamben hat weichen müssen. Es enthält der erste Band außer der Einleitung über Molière's Leben und Werke nachstehende Lustspiele: „Die Schule der Ehemänner", „Die Schule der Frauen", „Der Misanthrop", „Tartuffe" und „Die gelehrten Frauen"; einem jeden sind kurze Anmerkungen beigegeben. Zwei Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters der classischen Zeit erschienen gleichzeitig. Der erste derselben ist eine Sammlung von vier Vorträgen, die sich auf das Weimar'sche Theater unter Goethe's Leitung beziehen und von ihrem Verfasser Dr. E. W. Weber unter dem Titel: „Zur Geschichte des Weimar'schen Theaters" vereinigt wurden. Eine voll-

Digitized by Google

ständige Geschichte des Weimar'schen Theaters unter Goethe's Leitung bezeichnet das Vorwort der genannten Vorträge als zur Zeit noch unmöglich, da noch manche Quelle werthvollen Gehalts bis jetzt verschlossen sei. Das andere Werk trägt den Titel: „Iffland und Dalberg. Geschichte der classischen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargestellt von Dr. W. Koffka." Es zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste eine Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters von seiner Gründung bis zu Ifflands Abgang bildet. Die zweite beginnt mit Kritiken des Herrn v. Dalberg, den Protokollen des Mannheimer Theaterausschusses entnommen, diesen interessanten Documenten folgt: „Die dramaturgischen Fragen und ihre Beantwortung, einige Bemerkungen über die Mannheimer Bühne im Jahre 1794" u. a. m.

Zur geschichtlichen Litteratur übergehend, haben wir zunächst eines neuen Bandes von Ad. Stahrs „Bilder aus dem Alterthume" zu gedenken. Dieser ist der Charakteristik römischer Kaiserfrauen gewidmet, und zwar der Scribonia, der Livia, Julia und Agrippina, und gleich den viel besprochenen früheren Bänden liegt auch ihm die Absicht zu Grunde. die in ihm dargestellten historischen Gestalten in einem anderen, als dem bisherigen Lichte zu zeigen und namentlich die unfehlbare Autorität des Tacitus zu stürzen.

Herr J. Königer, großherzoglich hessischer Hauptmann, welcher bereits zur Jubelfeier der Leipziger Schlacht eine kurze übersichtliche Darstellung derselben erscheinen ließ, erfreut uns zur Jubelfeier des Jahres 1815 mit einem größeren Geschichtswerke über den Krieg dieses Jahres und die Verträge von Wien und Paris.

Prof. Ferd. Walter in Bonn, der bekannte Staats- und Kirchenrechtslehrer, ließ Mittheilungen aus seinem Leben erscheinen, welche ursprünglich nur für den engeren Kreis von Freunden und Verwandten bestimmt waren und mit deren Veröffentlichung er vielfach ausgesprochenen Wünschen begegnet.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 22. Juni 1865.

Herr Vicedirector K. Fritsch übersendet eine Abhandlung, enthaltend die Ergebnisse der Temperaturbeobachtungen, welche in fünf verschiedenen Etagen des Gebäudes der k. k. Centralanstalt für Meteorologie zwei Jahre hindurch täglich drei- bis viermal angestellt worden sind, um den Einfluß der Höhe des Thermometers über dem Boden und das Gesetz dieses Einflusses zu ermitteln.

Angeregt wurden diese Beobachtungen durch die Untersuchungen von Herrn Dr. Prestel in Emden, nach welchen sich eine von der Jahres- und Tageszeit, insbesondere aber von dem Wechsel der Winde abhängige Zunahme der Lufttemperatur in den untersten Luftschichten bis zu einer gewissen Höhengränze herausstellt, welche so erheblich ist, daß es unbedingt nothwendig erscheint, die Höhe des Thermometers über dem Boden für jede Beobachtungsstation genau anzugeben.

Wenn auch die Wiener Beobachtungen in mancher Beziehung zu ähnlichen Ergebnissen, wie jene zu Emden angestellten, führten, so sind doch die Aenderungen der Temperatur

Digitized by Google

mit der Höhe, wenigstens in den Localitäten der k. k. Centralanstalt und in ihren Mittelwerthen so unerheblich, daß es ziemlich zweifelhaft bleibt, ob die von Dr. Prestel bemerkte Temperaturzunahme in den untersten Luftschichten an allen oder auch nur den meisten Orten stattfinde.

Herr Dr. A. Boué spricht über „die mineralogisch-paläontologische Bestimmung der geologischen Gebilde", und giebt Beispiele ihrer Anwendung zur Feststellung der Geologie des Erdballes. Die paläontologische Bestimmumg der Formationen hat heutzutage die mineralogische oder Werner'sche sehr zurückgedrängt; doch die Einwendungen der Gegner der ersten Methode sind nicht sehr stichhaltig, wie z. B. daß Faunen und Floren in derselben Zeit in den verschiedenen Erdzonen haben verschieden sein können. Der Verfasser weist durch geologische Geographie diese Einwendung zurück, ohne die Frage zu entscheiden, ob die Umwandlungen der Floren und Fauen überall dieselben waren und besonders in denselben Zeiträumen stattfanden. Dann kennzeichnet der Verfasser die Hauptfelsarten, welche durch zoologische Genera ihren Platz oder Horizont in der Reihenfolge der Formationen bekommen und bespricht nachher die auf ähnliche Weise sich charakterisirenden Hauptspecies.

Nach diesem bespricht der Verfasser die Einwendungen der Paläontologen gegen Lagergeognosie, namentlich, daß gleichzeitige Gebilde manchmal verschiedene Felsarten aufweisen und daß ganz ähnliche Felsarten in mehreren Formationen vorkommen. Dessenungeachtet behauptet der Verfasser, daß die Gebirgslager, im Großen und nicht im Kleinen aufgefaßt, der Lagergeognosie genug Unterscheidungsmerkmale geben, um wenigstens zu vielen der Resultate der paläontologischen Geologie zu gelangen.

Dieses Thema verfolgend und durch Beispiele erläuternd geht der Verfasser mehrere Reihen der Felsarten ebensowohl als der Formationen und Gruppen letzterer durch. So z. B. wird gezeigt, wie verschiedenartig die Salz-, Gips- und Kalkablagerungen in den verschiedenen Formationen in der Natur sich darstellen u. s. w.

Die Vortheile und Resultate der jetzt unentbehrlich gewordenen Paläontologie bestehen in Folgendem: 1. namentlich in der gegebenen Möglichkeit, ganz isolirte Gebilde oder selbst Bruchstücke derselben ordentlich classificiren zu können; 2. in den Formationen manche wichtige Abtheilungen machen zu können, welche theilweise der Geognosie zugutekommen, theilweise mit den mineralogischen differiren; 3. die naturgemäße Bildungsart der verschiedenen neptunischen Felsarten, ihre Schichtenordnung und Stellung werden ganz besonders nur durch die Paläontologie enträthselt; 4. ohne letztere giebt es keine vollständige Botanik und Zoologie mehr. Doch glaubt der Verfasser viel Gewicht auf die Wichtigkeit der rationellen Vereinigung dieser Wissenschaft mit der Lagergeognosie setzen zu müssen Alle beide müssen nicht nur durch Professoren in ihren Vorträgen immer im Auge gehalten werden, sondern auch in den geologischen Sammlungen müssen die Formationen und ihre Abtheilungen in zwei parallelen Reihen vorliegen, einer geognostischen, und einer paläontologischen.

Um aber die Anwendung der Paläontologie in ihrem ganzen Glanze zu zeigen, bespricht der Verfasser die jetzt endlich fast erreichte Classificirung der Alpengeologie und meint, daß die Geologen zu wenig den Unterschied berücksichtigt haben, welchen der Verfasser schon im Jahre 1834 zwischen dem geognostischen Typus der Formationen des nördlichen Theiles der gemäßigten Zone und demjenigen des südlichen Theiles derselben gemacht hatte. Letzterer Typus erstreckt sich südlich bis in die Nähe des Aequators und umgürtet den Erdball in einer schief gelegenen Zone. Sein sehr schuttreicher und polymorpher Charakter kommt daher, daß er in einer Zeit gebildet wurde, wo die Strömungen der Weltmeere noch frei um die Erde sich bewegten, weil der plutonisch-vulcanische Damm Central-America's noch nicht vorhanden war. Letztere große Begebenheit fällt in die

Digitized by Google

mittlere tertiäre Zeit, was der Verfasser durch die Details der geognostischen Geographie Süd-Europa's, Asiens und America's beweist.

Wenn aber solche Fluten einst über das südliche Asien gingen, so müssen sie auch mit den jetzigen großen Niederungen nördlich vom großen hohen Buckel Central-Asiens in Verbindung gestanden sein.

Diese Becken, die Gobi-Wüste, das Aral-Caspische Becken und die persischen Wüsten werden erwähnt und ihre Höhe angegeben. Jetzt sind sie östlich durch die große Kette an der Hoangho-Krümmung vom chinesischen Ocean abgeschlossen, was später als die ältere Alluvialzeit durch kalte Hebung geschah.

Einst werden Eisenbahn- und Telegraphenlinien Orenburg oder Rußland mit China über jene Niederungen vereinigen, indem die Dampfschiffe des Hoangho Reisende und Waaren weitertragen werden. Der Verfasser weist auf seine bestätigten Prophezeiungen vom Jahre 1831 hin über die Möglichkeit, Wasser unter dem Boden der Wüsten Africa's zu finden, und findet dieselbe günstige Bodenplastik für ähnliche Unternehmungen in den Niederungen zwischen Orenburg und dem Hoangho. Steinkohlen liegen auch nicht weit von jenen projectirten Verkehrslinien.

Der Verfasser geht dann zur so schwierigen Geologie Mexico's und der Anden über, wo die paläozoischen und Flötzgebilde so zerstückelt, oft so metamorphosirt und durch plutonische von verschiedenem Alter so verdeckt erscheinen, indem erloschene oder selbst rauchende Vulcane hie und da noch die Spitze der Ketten bilden.

Das Ende der Abhandlung bildet eine Parallele zwischen den bekannten geognostischen Verhältnissen Indiens und Süd-Africa's, so wie zwischen denjenigen Australiens und Neu-Seelands. Die südafricanischen Plateaux sind gleichförmiger hoch als die Indiens und noch nicht so weit entwässert, darum enthalten sie auch viele noch jetzt bestehende Seen außer den ausgedehnten Süßwassergebilden, welche sie mit Indien theilen.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Brücke überreicht eine Abhandlung des Herrn Dr. Babouchin aus Moskau über den Bau der Netzhaut des Schneckenauges. Herr Dr. Babouchin hat die wahren Endigungen des Sehnerven der Schnecken gefunden und damit die Gebilde, welche den ersten Angriffspunkt für den Lichtreiz bilden.

Herr Dr. Karl Freiherr v. Reichenbach setzt die Entwicklung der physikalischen Verhältnisse der loheartigen Erscheinungen fort, worüber er in der letzten Sitzung berichtet hatte. Er bespricht das Auftreten derselben in Flüssigkeiten, namentlich in Wasser, Alkohol, Aether und Essigsäure, und berührt die Unterschiede, welche sie bei Anwendung von Quecksilber, Zinn, Blei, Antimon, Nickel, Irid und anderen einfachen Körpern darbieten. Er geht dann auf die Fortleitung, Verladung, Verstärkung über; zeigt, daß Schärfen und Spitzen die Ausströmung begünstigen: daß starke Bewegung der Luft sie zwar beuge, aber nicht unterbreche. Die Richtung derselben findet er nach oben aufsteigend, gleichzeitig im Streben nach den Seiten gegen Süd sich neigend, und folgert hievon auf ihre Leichtigkeit, so wie auf einen maßgebenden Einfluß des Erdmagnetismus darauf. Es stellte sich heraus, daß diese Strömungen sich in zwei Lohen zerlegen ließen, deren eine, mit röthlich-gelblichem Farbenstiche angethan, der positiven, deren andere mit bläulichem Farbenstiche der negativen Seite dieser Erscheinungen angehört. Ungeachtet dieser polaren Gegensätze neutralisiren sie sich einander nicht, heben sich nicht gegenseitig auf, sondern behaupten neben- und durcheinander ihren Bestand. So überaus schwach und zart ihr Licht auch ist, so reicht es doch hin, von sensitiven Menschen durch Fensterglas hindurch noch gesehen und im Spiegelbilde deutlich wahrgenommen zu werden.

Digitized by Google

* Ungarische Akademie. (Sitzung vom 26. Juni.) Joh. Hunfalvy hielt einen Vortrag über die meteorologischen Verhältnisse Ungarns. Meteorologische Beobachtungen wurden in Ungarn erst seit dem Jahre 1783 angestellt. Im vierten Decennium unseres Jahrhunderts wurden regelmäßige Aufzeichnungen gemacht in Klausenburg, Karlsburg, Fünfkirchen, seit 1848 auch in Kronstadt und seit 1825 an mehreren Punkten. Die vaterländischen meteorologischen Daten wurden erst im Jahre 1847 verarbeitet und es wurde damals das Temperaturmittel von 13 Orten berechnet. 1860 hörten die Aufzeichnungen zum Theile wieder auf, werden jedoch neuerer Zeit an mehreren Orten mit lobenswerthem Eifer wieder aufgenommen. Die Abhandlung, welcher eine 50 Ortschaften in Ungarn und Siebenbürgen enthaltende Tabelle beigegeben ist, zeigt, daß die mittlere Jahrestemperatur in Ungarn eine größere ist, als nach der geographischen Lage zu erwarten wäre, und daß dies Plus zwischen 0.76 und 4.36 Grad R. variirt. Winter und Sommer zeigen große Contraste. Während unser Winter so kalt ist wie in Nord-Deutschland, Holland, ja selbst Norwegen, rivalisirt die Sommerhitze mit Süd-Deutschland, Frankreich, Spanien, ja Portugal. So zeigte in Lugos das Thermometer am 26. August 1861 im Schatten + 39 Grad R. Der wärmste Punkt ist Fiume, der kälteste Borßég und die Arva. Die Zahl der Frosttage variirt zwischen 65 und 125; auf das Alföld fallen durchschnittlich 4, auf Siebenbürgen 110, auf Ober-Ungarn 117 Frosttage. Herr Hunfalvy wird in der nächsten Sitzung seinen interessanten Vortrag fortsetzen.

* Deutscher Geschichtsverein für Böhmen. (Sitzung vom 22. Juni.) In der Abtheilung für Litteratur, Sprache und Kunst hielt H. Prof. Grueber seinen angekündigten Vortrag über die Alterthumsforschung in Deutschland, insbesondere über die Erforschung der nicht über das Mittelalter hinaufreichenden Denkmale des Alterthums, welche im gesammten Umfange des alten Germaniens (im Sinne des Tacitus) sich vorfinden, so wie über die Art, wie man vorzugehen habe, um hiebei zu befriedigenden Ergebnissen zu gelangen. Der Vortragende beleuchtete vorerst die herkömmliche Bezeichnungsweise der aufeinander folgenden Culturabschnitte in Deutschland (als Stein-, Bronze- und Eisenzeit) in kritischer Weise und wies nach, daß diese Bezeichnungen durchaus nicht immer zureichen, um ganz bestimmte Grenzen für gewisse Culturabschnitte ziehen zu können, da diese drei Abschnitte nicht nur allmälig in einander übergehen, sondern zum Theil auch der Gebrauch steinerner oder metallener Werkzeuge gleichzeitig vorkam. Der Vortrag betraf weiter die Charakteristik des Stein-, Bronze- und Eisenalters, und brachte viele anziehende und belehrende Mittheilungen über die längst vergangenen Zeiten. Streng genommen könne man für das mittlere Europa nur das Steinalter mit Sicherheit festhalten, während die beiden anderen Zeitaltern allzu sehr verschmelzen. Für Böhmen gestalte sich das Festhalten der erwähnten drei Zeitalter für die Alterthumsforschung noch weit bedenklicher und verwirrender. Die alten Gräber, die Pfahlbauten und Opferdenkmale bildeten den Gegenstand weiterer Besprechung, welche vorzüglich zum Zwecke hatte, darzulegen, daß die Alterthumsforschung heute noch lange nicht auf jenem Standpunkte sich befinde, um mit Sicherheit den Charakter und das Alter eines alterthümlichen Denkmales bestimmen zu können. Der Vortragende führte schließlich einige Mittel an, um rascher zu dem erwünschten Ziele zu gelangen und hob die bei der Erforschung der Alterthümer, namentlich der Gräber ins Auge zu fassenden Punkte hervor.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Neue Werke über Musik.

Angezeigt von Dr. E. H.

1. „Briefe Beethovens", herausgegeben von Dr. Ludwig Nohl. (Stuttgart 1865, bei J. G. Cotta.)

2. „83 neu aufgefundene Originalbriefe L. v. Beethovens an den Erzherzog Rudolf" Herausgegeben von Dr. L. v. Köchel. (Wien 1865, bei Beck.)

Die Beethoven-Litteratur hat in allerneuester Zeit rasch nacheinander mehrere werthvolle Bereicherungen erfahren. Kaum war Nottebohms interessanter Auszug aus „Beethovens Skizzenbuch" veröffentlicht, als A. Thayers „Chronologisches Verzeichniß der Beethoven'schen Compositionen" nachfolgte und nun beinahe gleichzeitig die beiden oben genannten Briefsammlungen erscheinen.

L. Nohl hatte sich bei seiner Arbeit zum Ziel gesetzt, alles, was er von Beethoven'schen Briefen, gedruckten und ungedruckten, habhaft werden konnte, zu sammeln und geordnet zu veröffentlichen. Ein großer Theil der Briefe ist aus den „Notizen von Ries und Wegeler", dann aus Schindlers Buch entnommen, andere aus der Wiener, der Leipziger und anderen Musikzeitungen, aus den „Grenzboten" ꝛc. Endlich erscheinen auch drei bis vier bisher unveröffentlichte Briefe des Meisters zum ersten Male abgedruckt. Enthält die ganze Sammlung auch nur äußerst wenig Neues, so bleibt sie doch ein sehr dankenswerthes, nützliches Unternehmen, indem sie zum ersten Male gesammelt darbringt, was bisher in verschiedenen Werken und alten Zeitschriften zerstreut, zum Theil halb vergessen umherlag. Die „Beethoven-Briefe sind ein Seitenstück zu Nohls Herausgabe der Mozart'schen Briefe, die wir seinerzeit in diesen Blättern (S. 138) angezeigt. Die neue Sammlung ist insofern noch verdienstvoller, als die Beethoven'sche Correspondenz nicht so bequem beisammenliegt, wie die Mozart'sche im Salzburger Mozarteum, überdies die erstere dem Publicum weniger bekannt sein dürfte, als es die wichtigsten Mozart-Briefe durch deren vollständigen oder auszugsweisen Abdruck in Jahns trefflicher Biographie sind. Nohl sagt im Vorwort selbst, „daß in der vorliegenden Sammlung von einer auch nur annähernden Vollständigkeit der Beethoven'schen Briefe nicht die Rede sein kann". Es dürfte noch manches Autograph in den Händen englischer Sammler sein, und daß ganze Collectionen der Kenntniß des Herausgebers entgangen waren, beweist das gleichzeitige Erscheinen der „83 Briefe Beethovens an den Cardinal Erzherzog Rudolf", von denen Nohl keine auch nur vermuthende Andeutung macht. Nohl hat mit demselben guten Rechte

Digitized by Google

wie Köchel sich in der Verbesserung der Beethoven'schen Orthographie eine „bescheidene Freiheit erlaubt". In der Grammatik oder vielmehr der Syntax, „so verzweifelt verdreht und ungenau die Ausdrucksweise Beethovens manchmal ist", wurde hingegen nicht das Geringste geändert. „Wer könnte das", sagt Nohl treffend (Vorwort S. VII), „bei solch' einer Individualität wagen, die selbst in der erschreckendsten Unbeholfenheit des Styls noch die geistige Macht zeigt, die ihr eingeboren und mit der allerdings der Sprache, wie den Menschen so oft Gewalt angethan wurde? Cyklopische Felsstücke werden hier mit cyklopischer Macht geschleudert, und mögen sie unser Ohr hart genug treffen, der ist nicht zu beneiden, dem diese scheinbar willkürlich umherfliegenden Brocken eines gewaltigen geistigen Wesens nicht meteorartig leuchtend das Herz treffen und ihn völlig vergessen lassen, wie grausam allerdings oft mit der Sprache verfahren ist. Aber das ist ja das Eigenthümliche dieses eigensten Ausdrucksmittels des Geistes, daß es selbst bei dem unbeholfensten Gebrauche dennoch dessen Wesen völlig wiedergiebt, wenn nur des Redenden Art von prophetischer Tiefe und von heroischer Kraft ist." Das ganze Vorwort des Herausgebers ist, wie diese Probe zeigt, elegant geschrieben, nur etwas redselig und nicht ganz frei von Affectation, namentlich gegen den Schluß. Die Briefe, 411 an der Zahl, sind sorgfältig und, so weit es möglich war, chronologisch geordnet. Zur besseren Uebersicht sind sie in drei Bücher getheilt, welche der Herausgeber durch die etwas novellistischen Ueberschriften: „Lebens Freud und Leid", „Lebensaufgaben" und „Lebens Müh' und Ende" illustrirt.

Die erste Abtheilung (1783 bis 1815) enthält Beethovens früheste Briefe aus Wien an seine Freunde in Bonn (Wegeler, Breuning), die berühmten Herzensergüsse an Gräfin Julie v. Guicciardi und Bettina v. Arnim, das „Testament an meine Brüder", Briefe an die Fürstin Kinsky in Prag (die ihm von Kinsky zugesicherte Pension betreffend), mehrere auf die Aufführung des „Fidelio" bezügliche Schreiben, freundschaftliche Briefe an Zweskall, Ries, Lichnowsky, geschäftliche an die Verleger Hofmeister, Leidesdorf, an den Grazer Kammerprocurator Varenna u. A.

In der zweiten Abtheilung (1815 bis 1823) treten als neue Hauptpersonen Giannatasio del Rio auf (Inhaber der Erziehungsanstalt, in welcher Beethovens Neffe sich befand) und Frau Nanette Streicher. Die gerichtlichen und die pädagogischen Maßregeln, die Beethoven als Vormund seines Neffen Karl ergreifen mußte, stehen in dieser Abtheilung im Vordergrund, wir erhalten einen tiefen Einblick in die quälenden Sorgen und Mühen des Meisters. Die Briefe an auswärtige Verleger mehren sich, da Beethoven im Interesse seines Neffen nun so viel Gewinn als möglich von seinen Werken zu ziehen trachtete.

Die dritte Abtheilung, vom Jahre 1823 bis zu Beethovens Tod (1827) reichend, führt als neue, häufig mit Beethoven correspondirende Personen Anton Schindler und Karl Holz, vor allem aber den Neffen Karl auf den Schauplatz. Beethovens Sorgfalt für den Letzteren spiegelt sich auf das rührendste aus den Briefen dieser dritten Periode. In grellen Farben schildern uns diese Documente

Digitized by Google

leider auch die wachsende Verbitterung und das Mißtrauen Beethovens gegen jedermann [1], seine wirklichen und eingebildeten Geldverlegenheiten (er hatte stets mehrere tausend Gulden in seinem Schreibtisch, die er aus Vorsorge für seinen leichtsinnigen Neffen nicht angreifen wollte), endlich ersehen wir daraus mit tiefem Bedauern, wie der alternde Meister — stets im Interesse und zum künftigen Vortheil seines Neffen — in der Correspondenz mit den verschiedensten Verlegern immer kleinlicher erscheint und endlich Gesuche an die „Philharmonische Gesellschaft" in London, an verschiedene deutsche Souveraine u. dgl. richtete (Widmung der 9. Symphonie, Subscriptionen auf die D-Messe ꝛc.), welche seinem innersten Wesen zuwider sein mußten und die auf den edlen, genügsamen Mann ein falsches Licht der Habsucht werfen.

Durch sein Gesuch an die Londoner „Philharmonic Society" um eine Geldaushülfe (ein wahrer Schmerzensschrei), hat leider Beethoven der Reputation Deutschlands und insbesondere Wiens empfindlich und ohne dringende Nothwendigkeit geschadet. Die großmüthige Handlungsweise der englischen Musiker verliert dadurch nichts an ihrem Verdienst. Sie verdient um so größere Anerkennung, als Beethoven kurz vorher nicht ganz correct gegen die Gesellschaft verfahren war. Die „Philharmonic Society" hatte nämlich im November 1822 Beethoven die Summe von 50 Pfd. St. für eine handschriftliche neue Symphonie angetragen. Die Symphonie sollte nirgends zuvor aufgeführt oder gestochen werden, hingegen 18 Monate nach ihrem Eintreffen in London dem Tondichter zur vollkommen freien Disposition wieder anheimfallen. Beethoven ging den Vorschlag ein, sandte aber die versprochene Symphonie (die neunte), für welche er das Honorar unmittelbar nach jenem Uebereinkommen (1822) empfangen hatte, nicht nur lange nach dem stipulirten Termin, sondern überdies erst, nachdem er sie in Wien (7. Mai 1824) zu seinem Vortheil hatte aufführen und sogar stechen lassen. (Vgl. George Hogarth actenmäßige Denkschrift: „The philharmonic society of London", London 1862, Bradbury u. Evans.) Zehn Jahre früher — so glauben wir — wäre es Beethoven bei seiner äußersten Gewissenhaftigkeit unmöglich gewesen, einen solchen Irrthum zu begehen. Aber in seinen letzten Lebensjahren hatte die leidenschaftliche Sorge für den Neffen Karl und die daraus resultirende Hast, möglichst viel Geld zu erwerben, so vollständig die Oberhand gewonnen, daß sie den Meister über die Unbilligkeit eines solchen Verfahrens gar nicht mehr klar sehen ließ.

Als „Anhang" sind zwölf Briefe Beethovens an den (im April d. J.) verstorbenen Advocaten Dr. Kanka in Prag beigefügt [2], welche die Kinsky'sche Pensionsangelegenheit betreffen. Der Herausgeber hat hie und da erklärende Anmerkungen zu den Briefen gesetzt, aber viel zu sparsam, wie uns dünkt. Die Samm-

[1] So äußert er sich über Schindler, Holz u. A., deren Dienste er doch fortwährend anspricht und welchen er zahlreiche freundschaftliche Briefe schreibt, gegen dritte Personen äußerst mißtrauisch, ja verächtlich. Die halb furchtsame, halb tyrannische Stellung Beethovens gegen alle seine Mägde, Köchinnen und Bedienten hat etwas Tragikomisches.

[2] Nohl schreibt mit großer Consequenz fälschlich „Kauka" anstatt Kanka.

Digitized by Google

lung ist doch offenbar für ein großes Publicum, nicht bloß für Musikhistoriker bestimmt. Mit einer bis zwei erklärenden Zeilen, allenfalls einem kurzen Citat aus Schindlers Biographie wäre der Leser über den Anlaß, die Persönlichkeiten und den Zusammenhang mancher Briefe orientirt worden, die ihm jetzt ohne Anmerkung sehr unverständlich bleiben. Wenn Nohl hierüber in der Vorrede sagt, daß „auch der beste biographische Commentar nur als nüchternes Machwerk, als den elektrischen Strom des Ganzen unterbrechend empfunden werden müßte", so erscheint uns diese „Ueberzeugung" mehr poetisch und bequem, als nützlich für einen größeren Leserkreis.

Wo Nohl Anmerkungen bringt, sind sie meistens sachgemäß und sorgsam. Kleinere Nachlässigkeiten sind von geringem Einfluß, wenn sie auch mitunter leicht zu vermeiden waren, wie z. B. folgende: In einem offenbar scherzhaften Brief (Nr. 11), den Beethoven im Nachgrolle nach einer ungenügenden Quartettaufführung schreibt, heißt es nämlich: „Der Musikgraf ist seit heute infam cassirt. Der erste Geiger (Schuppanzigh) wird ins Elend nach Sibirien transportirt." Dazu macht nun Dr. Nohl die erstaunliche Anmerkung: „Der Musikgraf ist wahrscheinlich Graf Moriz Lichnowsky, Bruder des Fürsten Karl Lichnowsky." Nohl sollte doch wenigstens aus den von ihm in dieser Sammlung publicirten Briefen (Nr. 58, 77, 98 ꝛc.) wissen, wenn er es nicht anderswoher wußte, daß Beethoven den Hofsecretär v. Zweskall mit dem Spitznamen „Der Musikgraf", „Das Musikgräflein" bezeichnete und wiederholt in seinen Briefen so anspricht [1]. Zweskall, der zu jener Zeit sehr häufig die Cellopartien in Beethoven'schen Trios und Quartetten spielte, hatte vielleicht durch eine falsche Note die scherzhafte Ungnade des Meisters sich zugezogen, ebenso wie Schuppanzigh, der erste Geiger bei derselben Production. Die unmittelbare Zusammenstellung des „infam cassirten Musikgrafen" und des nach Sibirien transportirten ersten Geigers" lassen keinen Zweifel übrig, auf wen der Scherz gemünzt war. Lichnowsky war niemals Musikgraf und wenn Nohl in seinem Buche einige Seiten weiter geblättert hätte, würde er das Rechte gefunden haben. Derlei kleine Flecken können jedoch, wie gesagt, das Verdienst dieser Arbeit nicht beeinträchtigen, welche um so schnellere Verbreitung finden dürfte, als das Buch schön ausgestattet, mit einem interessanten Facsimile geziert und durch ein gutes Nachschlageregister zweckmäßig bereichert ist.

Der Herausgeber, Dr. L. Nohl, erscheint auf dem Titelblatte zum ersten Male als „Professor für Geschichte und Aesthetik der Tonkunst an der Universität München" und hat seine Arbeit dem Meister Richard Wagner gewidmet.

Die von Dr. Köchel herausgegebenen „83 Briefe Beethovens an den Erzherzog Rudolf" sind bereits im Hauptblatte der „Wiener Zeitung" (Nr. 136) von einem anderen Referenten eingehend besprochen worden. Wir wollen deßhalb

[1] Die Scherz- und Spitznamen spielten bei Beethoven eine beliebte Rolle. Schindler nannte er den „samothrazischen Lumpenkerl", auch „Papageno", Karl Holz „das Mahagoniholz", Bolderini (Artaria's Compagnon) „Ritter Falstaff", Tobias Haslinger „das Adjutanterl", seinen Bruder Johann „Asinino" u. s. w.

Digitized by Google

hier nur auf den Umstand hinweisen, daß die beiden Sammlungen, die Nohl'sche und die Köchel'sche einander ergänzen. Die „83 Briefe" fehlen Nohls Edition, hingegen vermißten wir bei Köchel den Abdruck jener Briefe Beethovens an den Erzherzog Rudolf, welche seit Jahren im Besitz der „Gesellschaft der Musikfreunde" sind. Sie hätten das Bild des schönen Verhältnisses der beiden Männer wesentlich ergänzt, ein Vortheil, den der Herausgeber sich durch das Bedenken nicht brauchte entgehen zu lassen, daß diese Briefe etwa in irgend einer alten Musikzeitung bereits abgedruckt waren. Der kenntnißreiche Herausgeber, der sich durch seinen großen „Mozart-Katalog" ein so großes Verdienst um die Geschichte der Musik erwarb, zog es indeß vor, ausschließlich Neues zu bringen, und wir können ihm für die trefflich redigirte und durch ein ganz ausgezeichnetes Vorwort eingeleitete Sammlung nur Dank wissen. Die Ausstattung durch die Beck'sche Universitätsbuchhandlung darf man geradezu prachtvoll nennen.

---

3. „Geschichte der Oper am Hofe zu München, von Fr. M. Rudhart. Erster Theil. (Freising 1865, bei F. Datterer.)

Diese, ganz nach archivalischen Quellen bearbeitete Darstellung der Geschichte der Münchner Oper schließt sich auf das verdienstlichste den musikalischen Specialgeschichten an, welche in den letzten Jahren über Berlin, Dresden, Leipzig, Kassel und andere wichtige Pflegestätten der Musik in Deutschland erschienen sind. Daß unter „Musik in Deutschland" nicht „deutsche Musik" zu verstehen sei, wo von der Oper im 17. und 18. Jahrhundert die Rede ist, brauchen wir kaum ausdrücklich hervorzuheben. Wie der Berliner, Wiener und Dresdner Hof, so pflegte auch der von München die italienische Musik mit großer Vorliebe, mitunter mit großem Luxus. Der uns vorliegende erste Band des Rudhart'schen Werkes behandelt ausschließlich die italienische Oper, welche von den Jahren 1654 bis 1787 in München eine mehr oder minder glänzende Existenz führte. Da mitunter sehr berühmte Sänger und Componisten dabei thätig waren, auch die localen Einrichtungen und Verhältnisse viel Eigenthümliches aufweisen, so begrüßen wir die actenmäßige Darstellung dieser Periode als einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Musik und des Theaterwesens überhaupt. Die Darstellungsweise Rudhardts ist ruhig, sachgemäß, von blinkenden Phrasen und unnützen Excursen sich fernhaltend, wie dies bei derlei streng historischen Monographien immer der Fall sein sollte. Es würde uns an dieser Stelle zu weit führen, wollten wir den geschichtlichen Stoff des Buches auszugsweise mittheilen. Die schätzbare Arbeit selbst eingehender zu würdigen, wird uns das Erscheinen des zweiten Bandes die beste Veranlassung bieten. Derselbe wird die deutsche Oper in München vom Jahre 1788 bis auf die Gegenwart behandeln und dürfte nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Digitized by Google

3. „Erinnerungen aus meinem Leben". Von A. B. Marx. (Zwei Theile. Berlin 1865 bei Otto Janke.)

Prof. Marx, der verdienstvolle musikalische Theoretiker und Pädagoge, giebt uns hier in zwangloser, geschickter Anordnung seine Selbstbiographie, die durch Schilderungen künstlerischer Erlebnisse und Charakteristiken berühmter Zeitgenossen einen erhöhten Reiz erhält. Man kann Marx' Lebenslauf keinen besonders merkwürdigen oder gar romantischen nennen, er spinnt sich — ein echtes Künstler- und Gelehrtenleben — nicht einmal durch größere Reisen unterbrochen, ziemlich gleichmäßig ab. Trotzdem haben namentlich die Jünglings- und ersten Mannesjahre einen unläugbaren Reiz, welcher den Leser sympathisch anzieht und für die Persönlichkeit des Erzählers einnimmt.

Marx ist im Jahre 1799 in Halle an der Saale geboren. Sein Vater, ein jüdischer Arzt, blieb bis ans Lebensende starr und unverrückbar seiner Religionsgemeinde anhängig, obwohl er im Herzen nicht die mindeste Neigung zum Judenthume hegte, sondern, ein echter Voltairianer, weder Jude noch Christ war. Dadurch wurde auch das Verhältniß des Sohnes zum jüdischen Glauben ein sehr lockeres, so mächtig auch der Gottesdienst in der Synagoge auf seine Phantasie wirkte. Seinen Uebertritt zum Christenthum, den er gegen die hartnäckige Weigerung des Vaters selbstständig durchsetzte, behandelt der Verfasser in wenigen Worten. Seine Erzählung umgiebt diesen Uebertritt mit einem eigenthümlichen musikalischen Nimbus, indem sich Marx durch Mozarts Requiem und Händels „Messias" zum Christenthum, und zwar zum Lutherthum unwiderstehlich hingedrängt fühlte. Bei seiner großen geistigen Regsamkeit hat Marx als Knabe alles Mögliche durcheinander gelesen und gelernt. Früher als seine musikalische Begabung entwickelte sich ein entschiedenes Talent zum Zeichnen und Malen; ohne jemals diese Kunst zu seinem Lebensberuf machen zu wollen, hat Marx doch nie aufgehört sie fleißig zu üben. Der Clavierunterricht, den der Knabe an einem schlechten alten Flügel erhielt, war ganz mangelhaft und gerieth bald ins Stocken. Die erste Beethoven'sche Sonate, die ihm in die Hand fiel, fachte die Lust wieder mächtig an und Marx half sich nun als Autodidakt weiter, so gut es eben ging. Zu den oberen Classen des Gymnasiums gelangt, bildete er sogar einen kleinen Concertverein mit Chor und Orchester. Karl Löwe, der später berühmt gewordene Balladencomponist, war Marx' Mitschüler und als Sänger und Pianist ein Hauptmitglied jenes Vereines.

Das Glück der Kinderzeit wurde bald durch die Kriegsereignisse der Jahre 1805 und 1806 getrübt. Der Verfasser schildert in einem eigenen Capitel (etwas weitschweifig) den Durchmarsch von Preußen und Franzosen und die trostlose Stimmung nach der Schlacht bei Jena. Als Gymnasiast nahm Marx, durch einige abenteuerliche Compositionsversuche veranlaßt, Generalbaßunterricht bei dem bekannten Theoretiker Türk in Halle. Die Gewissenhaftigkeit dieses würdigen Mannes charakterisirt folgender hübsche Zug. Marx hatte sich einmal nach geendigter Lehrstunde schon zum Fortgehen erhoben, dann aber noch gedankenlos ein paar Accorde

Digitized by Google

auf dem Clavier gegriffen (vielleicht einen Septimen- und Quartsextaccord) und ging hierauf der Thüre zu. Eben wollte er sie öffnen, als ihm Türk mit lauter Stimme nachrief: „Marx! Marx!“ Dieser kehrte um und sah den Meister fragend an: „Sie haben nicht geschlossen!“ Marx mußte zum Clavier zurück und den Schlußaccord nachtragen. Man spotte nicht über die kleine Pedanterie! — rufen wir mit dem Verfasser aus.

Für Marx aber „stand in den Sternen geschrieben, daß er immer und überall auf eigene Versuche und Strebungen zurückgeworfen werden sollte“. Er begann an einer Oper zu experimentiren, deren Held Lafayette war, dann an einer zweiten, „Moses“, die sich ihm wenigstens als Keim zu dem späteren Oratorium gleichen Namens fruchtbar erwies. „Musiker von Fach“ wollte Marx trotz seiner Liebe zur Tonkunst nicht werden, er wählte die Rechtswissenschaft zu seinem Brotstudium. Während seiner ersten Universitätsjahre gaben die Weimar'schen Hofschauspieler mehrere Sommer hindurch Vorstellungen in Halle; zum ersten Male fanden Marx und seine Altersgenossen sich wahrhaften künstlerischen Darstellungen gegenüber, zum ersten Male hörten sie die Opern von Winter, Staer und vor allem von Mozart! „Es ist das Unglück der Großstädter“, bemerkt der Verfasser sehr richtig, „daß sich ihnen von der ersten Jugend an alles in Ueberfüllung entgegendrängt, daß alles vorzeitig und obenein gleichgültig hingenommen wird und den Reiz des Neuen, Unerhörten eingebüßt hat, wenn erst die eigentlichen Jahre des Genusses und der Erhebung kommen. Und es ist die unerkannte Wohlthat der kleinen und Mittelstädte, daß die Seltenheit künstlerischer Feiergaben sehnsüchtigem Verlangen und unentweihter Empfänglichkeit begegnet.

Türk starb. Er hatte sich einst mit Capellmeister Jos. Fr. Reichardt gegenseitig das Wort gegeben, daß der Ueberlebende dem zuerst Geschiedenen eine Trauermusik schreiben und aufführen sollte. Marx, damals der einzige, der Reichardt daran mahnen konnte, machte sich auf den Weg nach Giebichenstein, wo der ihm persönlich unbekannte greise Componist seit Jahren von seinem bewegten Leben ausruhte. Was der geistreiche Tondichter der „Goethe'schen Lieder“ gesprächsweise über Musik urtheilte, schien dem jungen Marx inhaltvoller und gab ihm mehr Anregung, als alle Lehrbücher jener Zeit. Nach der Schilderung einiger Kriegsscenen aus den Befreiungsjahren folgt die Beschreibung des Universitätslebens in Halle und eine recht interessante Charakteristik der hervorragenden Professoren. Marx wurde einer der fleißigsten Studenten des römischen Rechts. Er bestand sein Examen und kam als „Auscultator“ zum Oberlandesgericht nach Naumburg. Ein armer, gemüthvoller Mensch, halb verkommenes Genie, halb wunderlicher Gelehrter, Johann Schulz mit Namen, war inmitten der etwas aufgeblasenen Beamtenwelt des Städtchens Marx' liebster Umgang; die Schilderung des Sonderlings, wie überhaupt des ganzen Naumburg'schen Aufenthaltes gehört zu den gelungensten Partien des Buches. Marx' Eltern, früher wohlhabend, waren allmälig immer mehr herabgekommen, so daß Marx als angehender (nicht besoldeter) Beamter mitunter Hunger litt. Die Noth einmal kennen gelernt zu haben, ist gewiß jedem Manne und so

Digitized by Google

auch Marx heilsam gewesen. Er erhielt bald eine Anstellung beim Kammergericht in Berlin und entfloh mit Freuden der Kleinstädterei und den bureaukratischen Plackereien Naumburgs.

In Berlin lebte Marx anfangs noch in sehr kümmerlichen Verhältnissen, allerlei künstlerische Pläne und Bilder, ideale Jugendträume und Bestrebungen halfen ihm, sich darüber zu erheben. Wir sehen ihn wieder mit verschiedenen großen Compositionen experimentiren, mit einer Oper „Otto III.", „Frau Venus" u. dgl. Leider sehen wir den geistreichen Theoretiker in dieser Richtung, der musikalischen Composition, sein ganzes Leben hindurch nie reussiren. Entweder seine Tonwerke wurden nicht fertig, oder sie scheiterten am Text oder im besten Fall sind sie zwei- bis dreimal aufgeführt und dann für immer bei Seite gelegt worden. Interessante persönliche Begegnungen, die uns Marx schildert, waren in jener ersten Berliner Zeit das berühmte Schauspielerpaar Wolf, Wilibald Alexis (Häring), E. T. A. Hoffmann, Bettina Arnim und Rahel. Von den beiden Letzteren war er nicht sonderlich erbaut. „Diese Damen", sagt Marx, „die immerhin geistige Anlagen und Bildung vereinen, hauptsächlich aber von dem zehren, was sie „in der Gesellschaft", im Umgange mit geistvollen und wahrhaft unterrichteten Männern aufgelesen und die hierhin und dahin ein keckes Wort, einen gewagten Ausspruch „lanciren", ohne die angeflogenen Funken zur schöpferischen Flamme zusammenwachsen zu lassen — nehmen sehr leicht das Ansehen und den Ton der Ueberlegenen, gönnerhaft Entscheidenden an. Und gerade das empfand ich als das Unleidliche, den Mann Entwürdigende." Heinrich Stieglitz und seine unglückliche Frau Charlotte, die sich den Tod gab, um ihren verstörten Gatten durch ein tragisches Geschick „zum Dichter" aufzurütteln, waren Marx sehr befreundet. Er erzählt ausführlich ihre unglückliche Geschichte. Die beiden folgenden Capitel (die letzten des ersten Bandes) handeln von der Berliner Oper und ihrem damaligen Beherrscher Spontini. Der Erzähler versetzt sich lebhaft in jene Glanzepoche der Berliner Oper und bringt über deren Charakter im Allgemeinen, so wie über einzelne dabei thätige Persönlichkeiten interessante Mittheilungen. Daß der Verfasser Spontini, dessen freundschaftlichem und künstlerischem Einfluß er Manches verdankte, überaus hochstellt und seine vielfach angefeindete Wirksamkeit in Berlin lebhaft in Schutz nimmt, finden wir subjectiv sehr begreiflich. Theilen können wir diese Ansicht nicht immer, es stehen ihr zu viele namhafte Zeugnisse entgegen. Wir verweisen beispielsweise auf die in jüngster Zeit erschienene Biographie Webers von seinem Sohne Max M. v. Weber. Spontini hat ohne Zweifel den äußeren Glanz und die musikalische Macht der Berliner Oper auf den Gipfelpunkt gehoben, aber dieser Glanz und diese Macht hatten ihm nur Werth und Bedeutung, insofern sie seinen eigenen Compositionen dienten. Alles übrige war ihm gleichgültig; was er für deutsche Componisten that, geschah meist in Folge starker moralischer Nöthigung und offenbar nur anstandshalber. Marx scheint uns den Werth und die Folgen der Spontinischen Dictatur in Deutschland zu rosig anzusehen, ebenso wie er die späteren Opern des Componisten wohl zu hoch stellt.

Digitized by Google

Seine Verehrung für Spontini geht so weit, daß er sogar die große Sängerin Milder kurzweg „Spontini's Geschöpf" nennt. Anna Milder war aber in Wirklichkeit vor ihrem Uebertritt an die Berliner Bühne eine so vollendete dramatische Sängerin, daß sie sich wohl in Einzelnem noch vervollkommnen, aber nimmermehr erst „das Geschöpf" eines fremden Componisten werden konnte. Schreiber dieser Zeilen hat allerdings die Milder nicht mehr selbst gehört, wohl aber mit Interesse die hierin übereinstimmenden Urtheile nachgelesen, die alle einigermaßen competenten Theaterkritiker Wiens, so wie fremde Schriftsteller über die Kunstgröße der Milder zur Zeit ihres Wiener Engagements abgaben.

Der zweite Band der „Erinnerungen" bringt weniger äußere Abwechslung, weniger bunte Bilder, dafür dringt er tiefer in das Leben und die Interessen der Kunst. Einen Ausflug des Verfassers nach Thüringen, Baiern und Tirol ausgenommen, bleibt der Schauplatz dieses zweiten Bandes unverändert Berlin, wo es dem unermüdlich thätigen und begabten Mann endlich gelang, das Joch des Beamtenthums abzuschütteln und eine künstlerische Stellung sich zu gründen. Anfangs mußte das Unterrichtgeben im Gesang, Klavierspiel und der Compositionslehre aushelfen, später fanden seine Kräfte in der Redaction der „Berliner Allgemeinen Musikzeitung" eine würdigere Bethätigung. Die Haltung dieser von Marx im Jahre 1824 begründeten und bis Ende 1829 redigirten Zeitschrift wird ihm stets zum höchsten Lob gereichen. Marx hat darin namentlich für die Würdigung und Verbreitung Seb. Bachs und Beethovens mehr geleistet, als irgend ein anderer Schriftsteller oder irgend ein anderes Blatt in den zwanziger Jahren. Darüber kann man ihm die ungerechte, teutonisch-tugendhafte Einseitigkeit nachsehen, mit welcher er französische und italienische Musik verfolgt und namentlich an Rossini und Auber kein gutes Haar gelassen hat.

Marx verkehrte sehr viel und vertraut mit Felix Mendelssohn und weiß von diesem jugendlichen Freundschaftsbunde reichlich zu erzählen. Unter anderem schrieb Marx für Mendelssohn den Text zum „Paulus" und Mendelssohn gleichzeitig die Worte zu einem Oratorium „Mose" für Marx. Dieser hatte gar kein Vertrauen in den von Mendelssohn gewählten Oratorienstoff „Paulus", mußte es aber doch bald erleben, daß Mendelssohns Werk mit unerhörtem Erfolg die Runde durch Europa machte. Hingegen brachte der „Mose", auf welchen Marx die beste Kraft seines Lebens verwendet hatte, es nur zu einem vorübergehenden succès d'éstime und vermochte seinem Autor ebensowenig wie dessen übrige Compositionsversuche einen glänzenden Namen als Tondichter zu sichern. Ein Ton der Verbitterung durchklingt alle Partien des Buches, wo dieser Gegenstand zur Sprache kommt, und fast scheint es, als habe Marx einen Theil dieser Verbitterung auch auf seinen früher heißgeliebten Freund F. Mendelssohn übertragen. Diese Entfremdung, welche zwischen den beiden Männern eintrat, um nie wieder aufzuhören, erklärt uns Marx mit einigen mehr andeutenden als erschöpfenden Worten: „Es mußte die Grundverschiedenheit in unser beider Charakter, Anschauungsweise und Kunstrichtung endlich uns Beiden zu Gefühl und immer klarerem Bewußtsein

Digitized by Google

kommen. Die äußere Trennung war eben nichts als die nothwendige Folge der inneren über die jeder von uns sich so lange die Augen zugehalten."

Marx entschied sich später „mit bitteren Schmerzen", seine Thätigkeit als Componist vollständig mit der eines Musikschriftstellers und Lehrers zu vertauschen. Wir glauben, daß Deutschland dabei nur gewonnen hat, denn Marx' Lehrbücher haben überall großen Nutzen gestiftet und wärmste Anerkennung gefunden (der dritte Band der „Compositionslehre" darf in seiner Art unübertrefflich genannt werden), dem Verfasser selbst haben sie eine sichere und ehrenvolle Stellung in Berlin verschafft. Den schönsten Theil seines Lebensglücks fand Marx in einer vortrefflichen Lebensgefährtin, deren Schönheit, Geist und Tugenden er mit liebenswürdiger Beredsamkeit in dem Capitel „Therese" feiert. In einem „Nachworte statt des Vorwortes" erzählt der Verfasser, wie diese Blätter in unfreiwilliger Mußezeit nach einer Nervenkrankheit entstanden. „In der stillen Einkehr in mich selbst tauchten nacheinander die Bilder meiner Vergangenheit so scharf gezeichnet in meiner Seele auf, daß ich mein Leben gleichsam zum zweiten Male durchlebte. Zunächst wollte ich es für die Erinnerung der Meinen und meiner Freunde aufgezeichnet wissen Dann aber ward ich von diesen auf den Gedanken geleitet: es könne, was ich erlebt, auch in weiteren Kreisen Anklang finden." Und diese Freunde hatten Recht. Niemand, der ein lebhaftes Interesse an der Tonkunst, ihren modernen Entwicklungen und Repräsentanten nimmt, wird die Marx'schen „Erinnerungen" ohne Antheil und Vergnügen durchlesen. Ja, wir finden darin eine Frische wieder, die wir dem würdigen Verfasser abhanden gekommen glaubten. Die mehr als behagliche Breite und Beschaulichkeit, mit der seine „Musik des 19. Jahrhunderts", sein „Beethoven" und „Gluck" geschrieben sind, der mitunter predigerhaft salbungsvolle Ton, den er seit mehreren Jahren anzuschlagen liebte, konnten selbst bei seinen Verehrern die Besorgniß erwecken, Marx würde gerade in einer Selbstbiographie sich noch breiter und lehrsamer ausdrücken und seine Erzählung vielleicht über Gebühr ausdehnen. Wir gestehen, daß die „Erinnerungen" diese Besorgniß vollständig entkräftet haben. Wir möchten sie als schriftstellerisches Product höher stellen, als die oben genannten Werke, auf welche der Verfasser wahrscheinlich weit mehr Gewicht legt, Wir finden Marx in seinen Erinnerungen" verjüngt und erfrischt wieder und können nur wünschen, daß er uns noch lange so erhalten bleibe.

Digitized by Google

Kunstgeschichtliche Wanderungen durch das k. k. österr. Museum.

II.

Arbeiten in Relief.

Auf dem Gebiete der Plastik nimmt das Relief einen hervorragenden Platz ein. Bei Schmucksachen, bei Münzen und Medaillen, wie bei Wanddecorationen im Großen findet es im praktischen Kunstleben Anwendung. Dadurch, daß die Behandlung des Reliefs je nach der Verschiedenheit des Materials (Thon, Stein, Metall u. s. f.) und durch die dabei häufig in Anwendung kommende Bemalung (durch gewöhnliche Farbenbemalung, Email u. s. f.) eine sehr verschiedene ist, erfordert dasselbe eine individuelle Kunstfertigkeit; die künstlerische Begabung kommt daher bei dem Relief ganz vorzugsweise zur Geltung und deßwegen sind Reliefdarstellungen gleich lehrreich für den ausübenden Künstler wie für den Kunsthandwerker.

Die ältesten Culturvölker haben das Relief meisterhaft behandelt. Die assyrischen Reliefs — einige wenige Gipsabgüsse befinden sich im Museum — sind ganz vorzügliche Leistungen im Flachrelief. Die Bildhauer, die sie geschaffen haben, waren erfahrener in der Behandlung des Reliefs, als es die Griechen in der Zeit waren, als Aristokles die Grabstele des Aristion [1] gearbeitet hat. Die sterbende Löwin auf den assyrischen Reliefs ist eine Thiertragödie der ergreifendsten Art; die ornamentalen Reliefs sind Muster altorientalischen Geschmackes. Von besonderem Interesse sind acht antike Terracottareliefs, theilweise bemalt, von denen zwei aus Athen gekommen sind, zwei aus etruskischen Gräbern, eines aus Falerii und die anderen unbekannten italischen Ursprungs sind. Die meisten von diesen Reliefs sind offenbar nicht aus Ateliers von Künstlern hervorgegangen, sondern aus den Händen von Kunsthandwerkern. Um so bemerkenswerther ist gerade in ihnen die vollendete Beherrschung jener Elemente, worauf im Handwerke die Kunst beruht.

Sehr lehrreich sind die im Museum ausgestellten Buchdeckelreliefs. Das Kloster St. Paul in Kärnten lieferte das älteste Beispiel eines solchen Deckels; derselbe befindet sich auf einer mit Miniaturen und Initialen geschmückten Pergamenthandschrift aus dem 11. Jahrh.; es besteht aus einem mit der Handschrift gleichzeitigen Elfenbeinrelief und einer im Style Israels van Meckenen gravirten Silberumrahmung [2]. In anderer Weise geschmückt ist der Buchdeckel des

[1] Der Gipsabguß im Museum befindet sich oberhalb der Eingangsthüre zum eramischen Saale.

[2] Zwei gut erhaltene, kostbare Elfenbeindiptychen, eines aus dem Stifte zu Kremsmünster, das andere durch Baurath Effenwein eingeschickt, gehören dem Ende des 14. Jahrhunderts an; ganz besonders interessant ist ein Reisealtar von Elfenbein in Form eines Triptychons aus dem Stifte St. Florian, weil er, was selten vorkommt, bemalt und mit silbernen gleichzeitigen Beschlägen — er gehört dem 16. Jahrhundert an — versehen ist.

Digitized by Google

Evangeliars der Stadtbibliothek zu Wiener-Neustadt. Er ist aus vergoldetem Silber, mit Email und Steinschmuck versehen, offenbar aus gleicher Zeit mit dem Buche selbst, das im Jahre 1325 geschrieben wurde [1], und einer der häufig vorkommenden Fälle der Nachbildung eines älteren Reliefs.

Aus der k. Hofbibliothek stammt der schöne Buchdeckel zu dem Evangeliar des Troppauer Presbyter Johannes (1368), mit fünf Löwenköpfen aus vergoldetem Silber. Der Einband ist später, er gehört der Zeit Kaiser Friedrichs an; auf der Schließe findet sich das A. E. I. O V. und die Jahreszahl 1446. Ueber die Miniaturen des Presbyter Johannes, eines der glänzendsten Denkmäler der Prager Malerschule, werden wir in einem der nächsten Artikel sprechen. Aus derselben Zeit stammt der zierliche Silbereinband eines Officiums B. M. V., das, gedruckt zu Venedig 1497, Eigenthum der Privatbibliothek Sr. Majestät des Kaisers ist. Die beiden letztgenannten Einbände enthalten Motive, die auch gegenwärtig sehr gut benützt werden können. Kunsthandwerker werden aber auch in Beziehung auf Verschluß, Verwendung der Steine ꝛc. auch aus den anderen Einbänden Nutzen ziehen können.

Ein Relief von meisterhafter Durchführung zeigt eine mit HD, 1518 bezeichnete Platte aus Kehlheimerstein, Eigenthum der geistlichen Schatzkammer des Allerhöchsten Hofes. Der Meister, der auch auf anderen Reliefs vorkommt, wird gewöhnlich Hans Dollinger genannt, der Name steht aber, wie Nagler bemerkt, urkundlich nicht fest. Es ist 10½ Zoll breit 12½ Zoll hoch und stellt Maria mit Joseph und dem Jesukinde, umgeben von Engeln unter einer Halle thronend dar; vor der Halle kniet in anbetender Stellung ein Pilger, vielleicht der Donator. Das Ornament ist in jener Renaissancerichtung, welche auch Albrecht Dürer beherrscht hat. H. D., ein Meister im Steinrelief, ist wohl derselbe Künstler, von dem viele anonyme Reliefs der Nürnberger Schule herrühren, die mit dem Namen Albrecht Dürers bezeichnet werden. Für die Beurtheilung der Ideen, welche die Künstler der damaligen Zeit beherrscht haben, ist die Anwendung der Perspective in der Architektur wie im Ornament lehrreich. Der Graphitüberzug, der dem Relief heutzutage den dunklen Ton giebt, stammt offenbar aus späterer Zeit.

Aus derselben Zeit begegnen wir noch mehreren vorzüglichen Arbeiten; dem in Holz geschnittenen und bemalten Bildnißrelief des Kaisers Max I. (Eigenthum des Stiftes St. Florian), dem herrlichen, mit Dürers Monogramm gezeichneten h. Sebastian (Relief in Buchsbaumholz, Eigenthum der Frau Hel. Mayer), einem Holzmedaillon mit den Portraits der Kaiser Max I., Karl V. und Ferdinand I., vom Jahre 1536, mit dem Monogramm VE. K., einem Relief eines unbekannten Künstlers, das eine ungewöhnliche Technik verräth, und 24 Damenbrettsteinen mit bemalten Portraiten bekannter Persönlichkeiten aus der Zeit Max' I und Karls V.

[1] Ueber dieses Datum kann kein Zweifel sein. Es befindet sich am Schlusse des Evangeliars in einer längeren Inschrift verzeichnet, in der auch jeder mit einem Anathem belegt wird, welcher das Buch der Marien-Kirche entzieht.

Digitized by Google

Nürnberg und Augsburg waren damals reich an Meistern ersten Ranges in der Holzschnitzkunst.

Zwei Renaissancereliefs ersten Ranges im Museum stammen aus der k. Schatzkammer des Schlosses Laxenburg. Sie sind (5½" hoch, 4¼" breit) in Silber gegossen, vergoldet und mit dem Namen des Künstlers Moderno bezeichnet. Eines derselben stellt die thronende Maria, das andere die Geißelung Christi dar. Der Name des Künstlers ist unbekannt. Einige Reliefs Moderno's im Berliner Museum, die mit seinem Namen gezeichnet sind und von denen Gipsabgüsse Se. Excellenz der Generaldirector der k. Museen F. v. Olfers dem österreichischen Museum einzusenden so freundlich war, sind Arbeiten von untergeordneterem Werthe. In die erste Linie stellen wir die thronende Maria; die Geißelung Christi ist etwas manierirt, die Christusfigur eine Nachahmung des Laokoon. Vom technischen Gesichtspunkte sind beide Arbeiten Meisterwerke der Kunst, die Figuren auf dem Relief der thronenden Maria voll Noblesse, der h. Sebastian von vollendeter Formenschönheit. Ticozzi und nach ihm Nagler weisen diese Reliefs einer Luxemburger Capelle an, das ist offenbar nur ein Druckfehler für Laxenburg.

Diesen Meisterwerken der Frührenaissance möchte ich den Helm Kaiser Karls V. aus der Laxenburger Rüstkammer anreihen. Er ist aus Eisen getrieben, reich mit Figuren versehen, ein Wunderwerk der Technik und glücklicherweise, wie die meisten Laxenburger Sachen, nicht geputzt. Möchte sie ein gütiges Schicksal auch ferner vor den Händen moderner Restauratoren bewahren! Von gleicher technischer Vollendung, ähnlicher Arbeit, aber geringerer Reinheit des Styles ist ein Schild aus dem k. k. Arsenale vor der Belvedere-Linie. Er ist offenbar nach Zeichnungen von Floris und wahrscheinlich niederländische Arbeit. Das Höchste aber in Eisenarbeiten, im Relief wie im Tauschiren, leisteten die Künstler, welche die angebliche Rüstung Kaiser Rudolfs II. und den Eisenkasten aus der k. Schatzkammer gearbeitet haben. Die sogenannte Rüstung Kaiser Rudolfs II. ist ohne Zweifel deutsche Arbeit, wahrscheinlich des Augsburger Waffenschmiedes Christ. Schwarz. Wenigstens finden sich einige Originalzeichnungen dieses Künstlers, die mit den Vorstellungen der Rüstung Rudolfs II. übereinstimmen, in dem k. baierischen Handzeichnungs- und Kupferstichcabinete zu München [1]. Diese Rüstung ist eine wahre Schule für Ornamentisten und das Vollendetste der Art, was man sehen kann.

Eine nicht mindere Anerkennung verdient der Schreibkasten aus Eisen aus der k. Schatzkammer mit dem Namen des Künstlers Joseph de Vici 1567 gezeichnet. Die architektonische Construction im Style der Spätrenaissance, das tauschirte Ornament ist ganz vortrefflich; das Figuralische daran (Reliefs wie die Figuren) zeigt die manierirte Kunstweise der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nichts

[1] Die Photographie dieser Handzeichnungen befindet sich im Museum. Wir verdanken dieselbe der Freundlichkeit des trefflichen Custos der Münchner Kupferstichsammlung Herrn Hefner-Alteneck.

Digitized by Google

ist komischer, als die römischen Gottheiten, und die Scenen aus der Aeneis und die allegorischen Darstellungen der Tugenden, die auf dem Kasten vorkommen. Aber der ganze Bau desselben und das Ornament sind unübertrefflich. Die Vico's stammen aus Parma. J. Schlager in seinen „Materialien zur österreichischen Kunstgeschichte" nennt unter Kaiser Max II. 1571 einen Joseph de Vico, als „Röm. kais. Majestet Pilthauer". Im Jahre 1575 wurde derselbe als Künstler „beym Faßangarten" (Ebersdorf) mit monatlichem Gehalte förmlich angestellt. Nach 1576 verschwindet der Name des Künstlers in den Rechnungen. Es ist wohl kein Zweifel, daß dies derselbe Joseph de Vici ist, von dem der tauschirte Schreibkasten aus Eisen herrührt.

Aus derselben Zeit stammt die Prachtschüssel Christoph Jamnitzers, der Pokal mit dem Becken aus dem Besitze des Herrn Grafen Herberstein und eine Schale von damascirtem Stahl mit Silber tauschirt aus der k. Schatzkammer. Die Schüssel Jamnitzers ist weltbekannt; minder bekannt sind die beiden anderen, mit Reliefs reich verzierten Gefäße. Die Herberstein'schen Gefäße, wie die damascirte Stahlschüssel überragen die meisten Arbeiten der Art aus derselben Zeit an Eleganz der Zeichnung und an virtuoser technischer Behandlung.

Aus dem Besitze des Fürsten J. Liechtenstein sind im Museum mehrere Elfenbeinreliefs aus dem 17. Jahrhundert und ein Holzrelief, wahrscheinlich von dem Mechelner Bildhauer Alex. Colin, von dem die bekannten Reliefs am Max-Grabmale in der Innsbrucker Hofkirche herrühren. Noch mehr von malerischen Motiven beherrscht ist ein Relief, die Bekehrung Pauli nach dem Gemälde Michel Angelo's im Vatican, von einem unbekannten Künstler gearbeitet, das, sehr virtuos in der Technik, doch die Stylgesetze des plastischen Reliefs überschreitet. So überschwänglich diese Reliefs sind, so nüchtern und akademisch sind zwei Bleireliefs eines unbekannten Meisters mit Scenen aus der Geschichte des Orestes und Pylades und ein Marmorrelief, der Tod Abels, aus der älteren Wiener Schule. Die Wandlungen des Reliefstyles, die aus den letztgenannten malerischen und akademischen Stylen hervorgehen, sind lehrreich in mehr als einer Beziehung. Noch lehrreicher ist es, daß sowohl die virtuose Technik in den Liechtenstein'schen Elfenbeinreliefs als die akademisch-correcte Behandlung in den drei letztgenannten Arbeiten heutzutage imponiren, und zwar deßwegen, als sie hier einer Zeit gegenüberstehen, die auf dem Felde des Reliefs weder in virtuoser Technik, noch in stylgerechter akademischer Weise Hervorragendes zu leisten verstand[1] R. v. E.

---

[1] Die meisten hier angeführten Reliefs sind entweder photographirt oder in der Gipsgießerei des Museums geformt, wie der Helm Karls V., die Reliefs von Moderno u. a. m.

Digitized by Google

Asmus Carstens.

Ein Vortrag von **Robert Zimmermann.**

II.

Carstens war ein dichterischer Kopf; die Eigenschaft des Poeten, daß er Anderes sagt, als er zu sagen scheint, war auch die seiner Gemälde. Die nackte Historie mißlang ihm; solche Historien, deren Erzähltes außerdem etwas bedeutet, zog er allen anderen vor. Nur zweimal, in der Darstellung des Sokrates, welcher dem Alcibiades in der Schlacht von Potidäa das Leben rettet, und in einem Gemälde der Schlacht bei Roßbach hat er sich an der ersteren versucht; beide zählen zu seinen mittelmäßigsten Arbeiten. Wenn ihn ein Stoff erwärmen sollte, mußte er erst durch das Feuer seiner eigenen oder einer fremden Phantasie hindurchgegangen und von dieser als Bild für irgend einen verborgenen Sinn verwendet worden sein.

Aber er war auch von Haus aus ein bildender Künstler. Zur Darstellung für das Auge, nicht wie der Dichter und Musiker zu solcher für das Ohr, war er geschaffen. Er konnte nur solche Bilder brauchen, die sich sichtbar machen, nur solche poetische Historien, die sich vom Auge wahrnehmen lassen: Symbole und symbolische Historien.

Bild und Symbol ist nicht Eines, obwohl alles Symbolische poetisch ist. Nur was sich ohne Beihülfe des Wortes und des Tones, ausschließlich durch das Auge verständlich machen läßt, taugt für die bildende Kunst; Ueberschriften und Spruchbänder, „Programmenmalerei" passen ins Kindesalter der Kunst. Ehe das seiner Natur nach Unsichtbare, z. B. die übersinnliche Idee, Gegenstand für die bildliche Darstellung sein kann, muß es zuvor im Symbol oder in symbolischer Handlung Sichtbarkeit erlangt haben.

Jede religiöse, aber auch jene bildende Kunst, welche abstracte Begriffe, philosophische oder geschichtliche Ideen zu versinnlichen unternimmt, ist auf Symbole angewiesen. Daraus folgt aber weder, daß jede symbolische Kunst religiös, noch daß der Künstler, der sich religiöser Symbole bedient, für seine Person gläubig sei, daß er von der Realität seiner Symbole überzeugt sein müsse. Jene Symbole und symbolischen Historien, in welche des Künstlers eigene oder eine von ihm benützte fremde Dichterphantasie das als Solches Unsichtbare oder auf seinem Gemälde wenigstens Ungesehene eingekleidet hat, können erfunden oder wahr, Geschichte oder bloße Erdichtung sein. Raphaels Wandbilder in der sogenannten stanza d'Eliodoro im Vatican lassen zwar nur die Tempelschändung Heliodors, die Rettung Roms vor Attila durch Papst Leo den Großen, die Befreiung des Apostels aus dem Kerker wirklich *sehen*; aber das erste Bild bedeutet die durch Papst Julius II. erfolgte Vertreibung der kaiserlichen Truppen aus dem Kirchenstaat, das zweite die durch Papst Leo X. im Jahre 1513 bewirkte Verjagung

Digitized by Google

der Franzosen aus Italien, das dritte symbolisirt die Befreiung des Papstes nach der Schlacht von Ravenna aus den Händen der Franzosen. In diesem Falle sind wirkliche Thatsachen der Geschichte für andere, ist Sichtbares als Sinnbild für Sichtbares verwandt, während die götterbildende Kunst des polytheistischen Heidenthums erfundene Symbole, Unsichtbares durch Sichtbares darstellt.

Carstens griff zum Symbol als malender Poet, nicht als religiöser Künstler. An die Realität seiner heidnischen Symbole hat er so sicher nicht geglaubt, als die frommen Klostermaler der christlichen Zeit an jene der ihren geglaubt haben werden. Das Symbol als solches war ihm, was es jedem Dichter ist, ein poetisches Bild, das Wirklichkeit haben kann oder auch nicht, ohne dem Kunstwerk zu schaden. Man hat ihn den Maler des Protestantismus genannt, weil er keine Madonnen und Heiligen malte; mit demselben oder vielmehr mit gleich wenig Recht könnte man ihn den Maler des Heidenthums nennen, weil fast alle seine Symbole demselben entnommen sind. Ihm als Künstler war das Symbol nicht Gegenstand religiöser, sondern rein künstlerischer Verehrung, nicht Zweck, sondern Mittel der Darstellung.

Aber zu tief hatte durch Webb Winckelmann Boden in ihm gefaßt, als daß vom künstlerischen Gesichtspunkt, einen anderen kannte er nicht, ihm jede Art der Symbolik gleich viel gegolten hätte. Die Darstellung des Schönen galt Winckelmann als einzige Aufgabe der Kunst; das Symbol hatte für Carstens nur den Zweck, jener zu dienen. Dazu bedurfte es eines Symbols, das nicht bloß bezeichnend, sondern für sich selbst schön, welches als sichtbare Schönheit für das dahinter Verborgene bedeutsam sei, Genüge leiste durch diese Eigenschaft der erzählenden, durch jene der künstlerischen Seite der Historienmalerei. Beides fand er vereint im hellenischen Mythos.

Das Symbol, durch welches das Unsichtbare oder doch unmittelbar Ungesehene mittelbar Sichtbarkeit erhält, soll dem Beschauer durch das Auge und durch dieses allein, ohne Beihülfe eines anderen Sinnes, ohne Wort und Schrift ganz und vollkommen klar werden. Da nun das Sehorgan nichts wahrnimmt, als lineare, ebene und körperliche Formen, Licht und Schatten, Farbe, so muß als nothwendige Folge das Symbol nicht nur durch diese Mittel vollkommen darstellbar, sondern es muß überdies charakteristisch, das Bedeutete aus demselben ohne weitere Erklärung zu errathen sein. Beides vereinigt findet sich nur in der menschlichen Gestalt. Diese selbst als beleuchtete und farbige Körperform spiegelt im Aeußern das Innere, in Miene, Haltung, Geberde die Zustände des Geistes und Gemüthes wie Bedeutetes im Bedeutenden ohne weitere Erklärung in naturgemäßer Weise ab. Daher kennt jede künstlerisch verwendbare Mythologie nur menschliche, der hellenische Mythos überdies nur menschlich schöne Symbole. Carstens, der Künstler in Winckelmanns Geist, konnte nur solcher sich bedienen.

Wäre er Bildhauer gewesen, er wäre Thorwaldsens Vorgänger geworden. Einige seiner gelungensten Gestalten, vor allen die Nacht mit ihren Kindern, das verhüllte Schicksal, die Nemesis, die Parzen, die Geburt des Lichtes und der

Digitized by Google

Ganymed zeigen deutlich das plastische Ideal und machen den Eindruck, als seien sie mehr für den Meißel als für den Pinsel entworfen. Eine große Idee prägt sich in ihren charakteristischen und großartigen Formen zugleich auf erhabene und schöne Weise aus. Symbole abstracter Begriffe, sind es doch keine frostigen Allegorien, sondern sie scheinen beseelte Wesen zu sein. Die Attribute des hüllenden Sternenmantels bei der Nacht, der umgestürzten und der aufgerichteten Fackel bei Tod und Schlaf, der Geißel bei der Nemesis, des Buches und des Schleiers bei dem Schicksal, der Spindel bei den Parzen, des lodernden Feuerbrandes bei der Geburt des Lichtes sind nicht bloße Nothbehelfe, um an den Sinn der Darstellung zu mahnen. Auch ohne dieselben würden wir aus den stillen Zügen der Mutter, dem seligen Schlummer des in ihrem Schooße gelagerten, aus der taumelnden Schlaftrunkenheit des an ihr Knie gelehnten Knaben das Sinnbild der Nacht, des Schlafes und des Todes herauslesen; wir würden in der unbeweglich sitzenden, verhüllten Matrone das unbeugsame Geschick, in der ernsten Frauengestalt, um deren Brauen ein leiser Wehmuthsschimmer schwimmt, die strenge, aber gerechte Wächterin des heiligen Strafamts, an den furchtbar schönen Leibern und Mienen der drei das Verhängniß der Sterblichen singenden und webenden Jungfrauen, deren eine im Begriff ist, mit lebhafter Handbewegung den Faden abzureißen, die „am sausenden Webstuhl der Zeit" rastlos thätigen Göttinnen eben so gut, wie an dem holdseligen Lächeln des fackelschwingenden Knaben den lichtfreundlichen und lichtbringenden Gott und an dem vom Adler zum Himmel gerafften Jüngling das Los der Verklärung des Vergänglichen erkennen. Bei treffendstem Ausdruck und griechischer Formenanmuth herrscht eine Ruhe in diesen Werken, eine gewaltige Linienführung, vermählt mit hoher Einfalt und Einfachheit der Gruppen, wie sie von allen drei bildenden Künsten am meisten die Sculptur erheischt, deren Aufgabe es ist, das ruhende Sein in schöner körperlicher Form, wie sich Winckelmann ausdrückte, das „klare Wasser der Schönheit" darzustellen.

Es war natürlich, daß Carstens zunächst diese Richtung nahm. Das Ideal der bildenden Kunst, das ihm durch Webb von Winckelmann kam, hatte dieser von den Werken der griechischen Bildhauer gewonnen. Den Styl griechischer Maler kennen wir nur aus Beschreibungen und unbedeutenden Resten; jener der griechischen Sculptur vertrat in Winckelmanns Augen den der gesammten bildenden Künste. Nach dem Muster der Plastik sollte der Malerei genügen, ein ruhendes Sein mit dem Scheine der Ruhe und Affectlosigkeit wie der Bildhauer zu schaffen. Selbst die Allegorie, weil sie Begriffe, also ein Unbewegtes veranschaulicht, ließ Winckelmann zu und den mißlungenen Versuch unseres Künstlers, Raum und Zeit, nach Kant die Bedingungen, durch welche das Anschauen des Sinnlichen erst möglich wird, selbst versinnlichen zu wollen, hat er zu verantworten.

Carstens fühlte doch bald, daß die Historienmalerei noch eine andere Aufgabe habe. Wie die Schilderung beschreibt, die Historie erzählt, hat auch diese nicht wie die Plastik ein bewegungsloses Sein, sondern ein rastlos in Veränderung begriffenes Geschehen dem Auge darzubieten. Mag das Geschehen, das sie versinnlicht,

Digitized by Google

das zu Erzählende selbst sein oder mag es das letztere nur sinnbildlich bedeuten, in dem Punkt treffen die Darstellungen der prosaisch nackten und jene der poetisch bedeutsamen Historie zusammen, daß sie beide für das Auge, also mit sichtbaren Mitteln, Formen, Lichtern und Farben ausgestattet sind, die ohne fremdartige Unterstützung durch Wort und Schrift ihren Inhalt begreiflich machen. Ein Geschehen aber, welches als solches aus wirkenden Ursachen entspringt, wird nur durch Einsicht in diese vollständig erklärt. Soll die Historie, die das Historiengemälde dem Beschauer statt in Worten, in Formen, Lichtern und Farben erzählt, diesem nicht bloß als eine Begebenheit, sondern als ein durch und durch aus sich selbst verständliches Geschehen erscheinen, so müssen mit derselben zugleich ihre Gründe anschaulich, muß das Hervorgehen gerade dieses Ereignisses aus diesen wirkenden Ursachen einleuchtend gemacht werden. Dies erfolgt, wenn das Geschehen als Handlung dargestellt wird, die wie im Drama aus der jeweiligen Charakterbeschaffenheit der handelnd auftretenden Personen mit innerer Nothwendigkeit abfließt.

Darin, daß sie Begebenheiten als Handlungen darstellt, liegt die Eigenthümlichkeit der Historienmalerei; ob jene wahre oder erfundene, ob sie geschichtliche Thatsachen oder poetische Symbole seien, thut dabei nichts zur Sache. Die realistische Historienmalerei, welche das wirkliche, wie die idealistische, welche ein mögliches Geschehen darstellt, gehen darin einen Weg Die dramatische Darstellung einer aus sich selbst motivirten, in sich selbst geschlossenen, sich durch sich selbst erklärenden Handlung, wie sie Raphael erschuf, ist das wahre, einzig der Nachfolge würdige Muster des Historiengemäldes.

Carstens war dieser Meinung, wie sein Biograph berichtet. Einzig aus diesem Grunde gab er in Rom nach langem Kampfe mit sich selbst zuletzt Raphael den Vorzug, den er bis dahin seiner grandiosen plastisch-symbolischen Idealbildungen wegen dem Michel Angelo zugestanden hatte. Von jenen oben angeführten Symbolschöpfungen abgesehen, in welchen die plastische Richtung seines Geistes vorherrscht, gleichen seine meisten und darunter seine reifsten und glänzendsten Compositionen aus der Zeit seines Lübecker, Berliner und römischen Aufenthaltes symbolischen Dramen.

Den Uebergang zu solchen machen unter seinen Symboldichtungen schon die Geburt des Lichtes, die Gruppe der Parzen und Ganymed. Die Stelle der statuarischen Unbeweglichkeit der Nacht, des Schicksals und der Nemesis nimmt die Andeutung einer Bewegung erzeugenden Handlung ein; der Vater des Lichtes weist mit ausgestreckter Hand dem Weltei seine Laufbahn, Atropos zerreißt den Faden, Jupiters Adler trägt den schönen Hirten zum Olymp empor. In gemäßigter Form tritt die Handlung auf in der Darstellung der griechischen Helden, welche im Zelte des Achill dessen Erwiederung erwarten, der versammelten Griechen, die dem Gesange des Homer, der fünfzig Argonauten, die in der Höhle des Centauren Chiron dem Citherspiel des Orpheus lauschen. Scenen echt dramatischen Lebens zeigen die Compositionen: Priamus, der den Achill um die Rückgabe der Leiche Hektors anfleht, während die junge Polyxena, von Hermes geleitet, den Helden zum ersten

Digitized by Google

Male erblickt; Sokrates, der in einem aufgehängten Korbe, wie auf den luftigen Höhen der Speculation schwebend, mit dem Bauer Strepsiades disputirt, nach Aristophanes' „Wolken“; die zweimal wiederholte „Ueberfahrt“ nach Lucian, wo der nach der Oberwelt lüsterne und aus dem Nachen Charons heimlich entsprungene reiche Megapenthes auf Mercurs Geheiß von dem Cyniker Menipp und dem Schuster Micyll unerbittlich zurückgebracht und zur ferneren Sicherung an den Mast gebunden wird; das Gastmahl des Plato, wo die trunkene Weisheit des verzogenen Lieblings der Grazien, Alcibiades die weise Nüchternheit des Verständigsten unter den Sterblichen, Sokrates, mit dem Kranze schmückt. Bis an die äußersten erlaubten Grenzen getrieben herrscht das dramatische Princip in den gewaltig bewegten Gruppen des Kampfes der thessalischen Roßmenschen und des jonischen Bildungsvolkes, der Centauren und Lapithen, der barbarischen Rohheit mit der hellenischen Cultur.

Tief symbolische Bedeutung wirkt in all' diesen Entwürfen mit der sinnlichsten Anschaulichkeit und dramatischen Begreiflichkeit der Handlung zusammen. Letztere wird ohne Anstoß auf die natürlichen Charaktere der Handelnden zurückgeführt; diese selbst prägen in Haltung, Stellung und Mienenspiel der Personen mit einer Deutlichkeit sich aus, die jede weitere Erklärung durch Wort und Schrift als überflüssig erscheinen läßt. Jede Vergleichung eines derselben mit der Stelle des Schriftstellers, welche dem Künstler vor Augen schwebte, legt Zeugniß ab für des letzteren Gewissenhaftigkeit. Nicht die geheimste Anspielung des Dichters bleibt unbemerkt; Ungesagtes wird wirksam und in seinem Geist ergänzt. Wie in der Wahl seiner Stoffe der symbolisirende, offenbart sich in der Charaktererfindung der dramatische Poet; die Seele aller dramatischen Dichtung, die Charakteristik, ist dem Beruf der Historienmalerei gemäß auch die Seele, wo nicht der meisten, doch der besten Carstens'schen Compositionen.

Dennoch war er zu sehr Winckelmanns Geisteskind, um je über der Treue die Schönheit zu vergessen. Brachte der Zweck der Historienmalerei die Wahl vorzugsweise charakteristischer Gestalten, Geberden und Gruppen mit sich, so trug er dennoch vom Plastiker genug in sich, dieselben wo möglich zu schönen zu verklären. In der Form, welche der Grieche dem äußeren Menschen gab, erschien ihm die Idealform der Menschheit überhaupt. „Bei den Griechen“, sagte er einst, „seien auch die Krieger Helden, bei den Römern erscheint selbst der Held nur als Soldat!“ Während die Künstler seiner Zeit, Franzosen und Italiener, sich meist an die römische Geschichte hielten, wandte Carstens fast allein sich der griechischen zu; während jene, David voran, ins Theatralische ausschweiften, blieb er beim Dramatischen; mitten zwischen den Irrwegen eines in kaltverständige Allegorie ausartenden falschen Idealismus und eines mit nüchterner Wiedergabe des Wirklichen befriedigten platten Realismus hindurch brach er eine dem Stoff nach bedeutsamen, der Form nach zugleich idealen und charakteristischen historischen Kunst Bahn.

Wie jeder wahrhaft große Mann kannte auch Carstens seine Schwächen. Das Wort jenes Kopenhagener Professors hatte sich ihm tief eingeprägt; er

Digitized by Google

wußte, wenn die Bezeichnung eines Malers poetische Erfindung und malerische Ausführung und in der letzteren neben Zeichnung und Anordnung auch Helldunkel und Colorit begreift, daß er, was die letzten beiden Erfordernisse betraf, kein Maler sei. Mit seiner würdiger Selbstbeschränkung entsagte er dem Anspruch auf das ihm versagte Gebiet; seine Ausstellung in Rom enthielt nur wenige Gemälde, darunter kein einziges in Oel. Ihm kam es nicht in den Sinn, wie es manchen Späteren ergangen ist, diesen künstlerischen Mangel als eine Tugend gelten zu lassen, über die von ihm mit Recht hochgehaltene Poesie des Stoffes, über die glänzende Leistung des Componisten und Zeichners den echt malerischen Werth des Coloristen zu unterschätzen. Er wäre mit Mengs, der „meisterhaft malte", darin einverstanden gewesen, daß nur Composition, Zeichnung und Farbe zusammen die ganze Malerkunst sei; von der Historienmalerei forderte er, daß sie noch überdies Dichtkunst sei: malerisch schöne Darstellung poesievoller Historie.

Die Poesie war es, was Carstens an seinen Vorgängern vermißte; die poesievolle Historie hat er, mindestens auf seine deutschen Nachfolger vererbt. Wie sie auch sonst auseinandergehen mögen, ob sie die Poesie der alten oder der neuen Zeit, ob sie die Ideen der Kirchen- oder der Weltgeschichte malen, darin stimmen alle großen deutschen Künstler überein, daß nur die bedeutende Historie verdiene, gemalt zu werden. Darin aber, daß Manche dergleichen wohl zu zeichnen, nur Wenige mit Glück auch zu malen verstehen, darin liegt auch noch heute der Keim idealistischer und realistischer Kunstrichtung und nur aus beider Durchdringung kann die volle Kunst hervorgehen.

Poesielose Malkunst und poesievolle Zeichnenkunst, das ist in kurzen Worten der Gegensatz zwischen den zwei größten deutschen Historienmalern des 18. Jahrhunderts. Werfen wir zum Schluß einen Blick zurück auf die Gunst, welche den Einen, das Schooßkind des Glückes, von der Wiege am Hofe zu Dresden bis zum Grab an Raphaels Seite im Pantheon begleitete, auf das Mißgeschick, welches den Anderen, das Stiefkind des Geschickes, von der Mühle im Norden bis an die einsame Stätte neben Shelley an der Pyramide des Cestius verfolgte. Mengs, um dessen Besitz Italien mit Deutschland, Spanien mit Italien stritt, hat alle Galerien Europa's mit seinen Werken, und die Welt, die so gern dem Erfolge glaubt, mit seinem Ruhm erfüllt. Asmus Carstens, den seine eigene Heimat und die Akademie, deren Stolz er hätte sein sollen, verläugneten, hat mit geringer Ausnahme keine Wand und keinen Gönner gefunden, die es ihm möglich gemacht hätten, die Fülle seiner Ideen, deren Reichthum ihn fast erstickte, im Großen auszuführen. Die stolzesten Paläste der Welt, die Halle des Escurial und der vaticanischen Bibliothek helfen Mengs Pinsel verewigen; die schlichten grauen oder mit Leimfarben illuminirten Cartons, welche Carstens hinterließ, ruhen in den mäßigen Schränken der bescheidenen Weimar'schen Bibliothek, den Blicken der Kunstfreunde mehr entzogen als entschleiert.

Gleichwohl am selben Ort, der auch Goethe's und Schillers irdischen Nachlaß birgt. Wie aus den Hainen der Ettersburg der Schatten der tauriſchen

Digitized by Google

Iphigenie durch die deutsche Litteratur, so weht aus den Mappen der Carstens'schen Cartons ein „Nachhall der Griechen" durch die deutsche Kunst. Gluck, Lessing und Carstens waren die Bahnbrecher des neuen Geistes; die Oper hat ihren Mozart und Beethoven, das Drama seinen Schiller und Goethe gefunden, den Vollender des Weges, den Carstens zuerst betrat, dürfen wir ihn noch erwarten? Dem Vater der Oper und jenem des Drama's hat die Nation längst durch eherne Standbilder ihren Dank gezollt; dem lange vergessenen Begründer der Historienmalerei setzt in diesem Augenblick die deutsche Kunstgenossenschaft in seinem Geburtsdorf St. Jörgen einen einfachen Denkstein.

Spinoza's Leben und Charakter.

Ein Vortrag von **Kuno Fischer.**

(Mannheim 1865.)

Angezeigt von Dr. **C. S. Barach.**

Der als Meister in der populären Behandlung und Darstellung philosophischer Stoffe bekannte Verfasser hat in vorliegendem Vortrage einen Gegenstand gewählt, der, wie er selbst richtig bemerkt, nicht zu denen gehört, die in der gebildeten Welt einheimisch und geläufig sind. Um so schwieriger mußte es werden, in der wenigen einem Vortrage eingeräumten Zeit gerade die Seite des Gegenstandes zu beleuchten, welche den wahren Antheil an demselben erst anregt. Je schwieriger nun die Aufgabe, um so bewunderungswürdiger erscheint die Meisterschaft, mit der Fischer ihr gerecht wurde. Der bedeutende Denker und der große Schriftsteller, welche beide sich in Fischer auf seltene Weise vereinen, sprechen aus jeder Zeile dieses Schriftchens.

Gleich im Eingange wird in trefflichster Weise der eigenthümliche Charakter des in dem Vortrage behandelten Gegenstandes dargelegt. Wie soll das verborgene, nur der Erkenntniß gewidmete, ganz nach innen gekehrte Stillleben eines Denkers betrachtet werden und wie kann die äußere Betrachtung den Kern eines solchen Lebens erreichen? Das ist die Frage, die unser Darsteller sich aufwirft, indem er an die Schilderung des wenig mannigfaltigen, geräuschlosen Lebens Spinoza's geht. Seine Antwort, der maßgebende Gesichtspunkt der folgenden Darstellung, ist die Einsicht, daß es der Einklang sei zwischen der Gedanken- und Lebensrichtung, die Wechselwirkung zwischen Erkenntniß und Leben, welche in Spinoza einen jener seltenen Charaktere erzeugen, „die ganz in sich ruhen, die vollkommen aus einem Gusse sind und genau so leben und handeln, wie sie denken".

Um dies hier vorgezeichnete Ziel der Darstellung zu erreichen, schien es vor

Digitized by Google

allem nothwendig, mit wenigen Zügen die Gedankenrichtung zu bezeichnen, die in Spinoza's Charakter ganz eines war mit der persönlichen Lebensrichtung. Indem Fischer dies versucht, liefert er ein glänzendes Beispiel seiner Gabe die schwierigsten philosophischen Themen in einfach klarer und zugleich formvollendeter Darstellung jedem Gebildeten zu vermitteln, jener Gabe, durch welche die Philosophie erst fähig gemacht wird in die weitesten Kreise, welche in der Gegenwart von der geistigen Cultur und Aufklärung ergriffen werden, einzudringen. Was wir hier davon im Auszuge mittheilen können, kann nur wie ein schwacher Schatten der Schilderung Fischers erscheinen, in der kein Wort zu viel ist und von der wie von einem in sich abgeschlossenen und vollendeten Kunstwerke nichts wegzunehmen ist, zu der auch nichts hinzugefügt werden kann.

In der neueren Zeit, die sich vom Mittelalter losreißen wollte, lag es, daß sie mit der Religion auch die Erkenntniß und Wissenschaft von Grund aus erneuerte. René Descartes hatte das kühne Wort ausgesprochen, die Sache müsse einmal ganz von vorne wieder angefangen werden; es dürfe nichts für wahr gelten als das klar und deutlich Erkannte Nun sind die klarsten und deutlichsten Einsichten die mathematischen in ihrer zweifellosen Gewißheit. So klar sollen alle unsere Erkenntnisse sein. Die Philosophie soll die gesammte Erkenntniß nach dem Gesetze mathematischer Nothwendigkeit reguliren, sie soll, wie es hieß, more geometrico beweisen. Diese Aufgabe der neueren, von Descartes herkommenden Philosophie läßt sich aber auch aus der Erfahrung des eigenen Verstandes unmittelbar erkennen. Wem ist nicht einmal in seinem Leben die Forderung entstanden: ich will alles so klar bewiesen haben, wie der Satz zweimal zwei gleich vier? Diese Forderung wird man noch oft hören. In der Philosophie hat sie ihre Erfüllung und ihr Zeitalter gehabt. Nur ein einziges Mal in der Welt ist sie wirklich, ernsthaft, in ihrer Weise vollkommen erfüllt worden: durch Spinoza. In dieser Rücksicht ist Spinoza's Philosophie eine beispiellose und einzige Erscheinung. Nicht bloß die Größen, auch die Dinge, nicht bloß die Körperwelt, auch das geistige Menschenleben erklärt er nach mathematischer Methode. Er giebt eine geometrische Theologie, eine geometrische Sittenlehre und verneint alles, was sich diesem Maßstabe nicht fügt. Er steht einsam da, wie kein Anderer; einsam in seinem Denken, eben so einsam und verlassen in seinem Leben; in der That ein vollkommener Zeuge der Wahrheit, wie sie seinem Geiste einleuchtete, wie sie auf diesem Punkte in der Entwicklung der Philosophie gedacht sein wollte. „Ich betrachte die menschlichen Handlungen ganz so, als ob es sich um Linien, Flächen, Körper handelte." Dieser Ausspruch charakterisirt den Mann und seine Denkweise. In dieser Betrachtungsweise gelten die Dinge nur als das, was sie sind, was sie allein sein können; sie sind weder besser noch schlechter. Sie haben keine Zwecke, darum können sie auch keine Zwecke verfehlen. Daher jenes mächtige Wort, das ihm Viele nachgesprochen, aber keiner wie er erfüllt hat: „man muß die Dinge weder beklagen noch belachen, sondern begreifen". Spinoza's Lebensaufgabe: Freiheit von Selbsttäuschung, ist zugleich sein tiefstes persönliches Bedürfniß und als

Digitized by Google

solches ist sie Freiheit von Selbstsucht, der Wurzel der Selbsttäuschung. Nennt man das Gegentheil der Selbstsucht Liebe, so war das Spinoza's Leben beherrschende Motiv einzig Liebe zur Wahrheit. „Sein ganzes Leben war eine Entsagung um dieser Liebe willen." Wenn Descartes mit dem Bekenntniß beginnt: ich habe vieles für wahr gehalten, von dem ich jetzt einsehe, daß es falsch ist; beginnt Spinoza mit dem Bekenntniß: ich habe vieles für gut gehalten, von dem ich jetzt einsehe, daß es eitel und werthlos ist. „Es handelt sich also im Sinne Spinoza's nicht bloß um die Lösung einer Aufgabe, sondern um die Wahl einer Lebensrichtung." Die Einsicht, die Güter des Lebens fallen zu lassen, nach dem ewigen Gut zu streben, in der Liebe zum Ewigen alle das menschliche Herz ergreifenden Begierden verschwinden zu lassen, hat Spinoza zu einem sittlichen Vorbild gemacht, das zwar sein eigenes Zeitalter nicht erkannte, „aber die Nachwelt und namentlich die deutsche wurde in einer Reihe ihrer edelsten Geister von diesem Vorbilde durchdrungen und gerührt". Lessing fühlte sich Spinoza verwandt, in einem gewissen Sinne war Goethe wirklich Spinozist, Schleiermacher und Jacobi fühlten sich ergriffen von dem tief religiösen Gehalt des Spinozismus.

Nach der hier — wir wiederholen es — nur in dem dürftigsten Schattenrisse mitgetheilten Grundauffassung von Spinoza's Charakter und Lehre geht der Verfasser dazu über, das Bild seines Lebens in seinen einfachen und ergreifenden Zügen zu schildern. Wir bedauern es, diese belehrende und künstlerisch vollendete Darstellung hier nicht reproduciren zu können, da der für diese Anzeige bemessene Raum uns dies nicht verstattet. Zwei controverse Momente aus dem Leben Spinoza's, die Fischer ins gehörige Licht gesetzt hat, können wir uns doch nicht versagen, hier hervorzuheben. Zunächst ist es die durch Cousin und Foucher de Careil behauptete Ansicht, daß die Kabbala einen wesentlichen Einfluß auf die Ausbildung der Lehre Spinoza's genommen, die Fischer berichtigt: „Man hat den Philosophen Spinoza unter die Kabbalisten bringen wollen, damit er dem Judenthume, das ihn aus der Synagoge ausgestoßen, durch die heimliche Thür der Kabbala wieder zugeführt werde. Warum macht man nicht auch Descartes zu einem Kabbalisten? Das ganze Gerede beweist nur, daß die Leute von dem eigentlichen Charakter der kabbalistischen Weisheit nichts verstehen und noch weniger von Spinoza's Lehre und seiner Geistesart. Sie wissen auch nicht, wie Spinoza selbst von den Kabbalisten geurtheilt hat. Hier ist seine Erklärung: Ich habe auch noch einige kabbalistische Schwätzer gelesen und mich nie genug über ihren Unsinn wundern können." Der zweite Punkt, über den Fischer zuerst das Richtige ausgesprochen, ist Spinoza's Liebe zu dem Fräulein van den Ende. Fischer sagt: „Das Glück dieser Liebe, wenn Spinoza jemals leidenschaftlich davon ergriffen war, ist ein flüchtiger Traum gewesen, dem schnell die Entsagung für immer folgte, die für das Gemüth dieses Mannes kein schweres Schicksal, sondern die ihm gemäße dauernde Grundstimmung war. In einem solchen Gemüthe haben die Leidenschaften keine stürmische und niederschlagende Herrschaft. Man darf sich die Liebe und Entsagung Spinoza's nicht nach Art sentimentaler Empfindungen vorstellen. Die

Digitized by Google

Leiden der Liebe passen nicht für diesen Kopf. Er ist zu hell, um von den Leidenschaften verdunkelt zu werden. Darum ist diese Liebe kein glücklicher und ergiebiger Gegenstand für einen Roman, denn um daraus eine empfindsame Herzensgeschichte zu machen, muß man den Kopf Spinoza's vergessen und was bleibt dann von Spinoza noch für den Roman übrig?"

Kurze kritische Besprechungen.

Dahn, Felix, Dr.: Prokopius von Cäsarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums. Berlin, Mittler u. Sohn. gr 8. 502 Seiten.

H. T. Unter den Geschichtsschreibern, die das byzantinische Kaiserreich, das unfruchtbarste aller Jahrhunderte hervorgebracht, nimmt Prokopius, der Rhetor von Cäsarea unbestritten den ersten Rang ein, und seine Nachfolger dürften von ihm fast eben so weit abstehen, als jene römischen Historiker von Tacitus, dessen Werk sie fortzusetzen bestimmt waren, nur mit dem Unterschiede, daß die griechische Sprache, die, wie Gibbon sagt, selbst in dem Munde des letzten byzantinischen Mönches noch lieblich klang, nie zu einer solchen Entartung herabsank, wie ihre Schwester, die römische. Auch das theilt Prokopius mit dem großen Römer, so fern er ihm auch sonst stehen mag, daß auch er, und zwar nicht mehr in banger Vorahnung, nein, in schreckender Nähe und erschütternder Wirklichkeit den Spruch des unerbittlichen Schicksals sich erfüllen sieht, wonach die altersschwache römische Welt fortan den kräftigen Söhnen des barbarischen Nordens gehören solle. Diesen Barbaren, den Gothen, Vandalen, Franken ist der größte Theil seines Werkes gewidmet, das also besonders für uns, ihre Stammverwandten, die wir die Erbschaft ihrer Kämpfe und Siege angetreten haben, von hohem Interesse sein muß. Felix Dahn, der sich durch seine rechtshistorische Arbeit „Die Könige der Germanen" bereits einen Namen erworben, hat auch die Bedeutung des Prokopius, zu dem ihn seine Studien führten, gerade in dieser Hinsicht ins rechte Licht gestellt.

Die Frucht seiner eingehenden Beschäftigung mit diesem Geschichtswerke war, abgesehen von der reichen historischen Ausbeute, eine Würdigung des Prokopius, wie sie noch nie in so allseitig erschöpfender Weise war unternommen worden, eine Leistung, durch die der Herr Verfasser sich die Historiker und Philologen in gleicher Weise verpflichtet hat. Daß ihm jene treffliche Monographie Löbells „Gregor von Tours" vor Augen geschwebt habe, erwähnt er selbst, so sehr auch seine Bescheidenheit einen Vergleich mit dem Werke des dahingeschiedenen Forschers ablehnen zu müssen glaubt. Gleichwohl wird ein billiges Urtheil gestehen, es lasse sich Dahns Arbeit dem Besten, was auf diesem Gebiete geschrieben wurde, zur Seite stellen. Das Werk zerfällt in sechzehn Abschnitte und einen Anhang. In den ersteren beschäftigt sich der Herr Verfasser aufs eingehendste mit Prokops Leben und Werken, mit der Kunst seiner Darstellung und den Vorbildern seines Styls; er erforscht dessen Weltanschauung, die fast noch ganz die antik-hellenische ist, so wenig er dabei den großen Unterschied zwischen Herodots heiterem, naivem Glauben und des Byzantiners trübem Fatalismus, so wie den mächtigen Einfluß des bereits herrschenden Christenthums übersieht; sodann prüft er die Glaubenswürdigkeit des Geschichtsschreibers, bestimmt das Verhältniß der verschiedenen Werke zu einander und entscheidet sich endlich nach gewissenhafter Abwägung aller Gründe mit Montesquieu, Gibbon, Schlosser für

Digitized by Google

Prokopius als den Verfasser auch der Geheimgeschichte des byzantinischen Hofes. Dieses Urtheil nun wird durch sachliche, sprachliche und psychologische Beweisgründe erhärtet. Doch diene Folgendes zu leichterem Verständniß. Prokopius hatte nämlich drei Werke geschrieben: die Geschichte seiner Zeit und zwar die Kriege Belisars mit den Persern, Vandalen und Gothen, wobei auch ihm, als dem Geheimschreiber Belisars, eine nicht eben unbedeutende Rolle zugetheilt war; ferner über die Prachtbauten Justinians, ein officielles Werk, höchst wahrscheinlich im Auftrage des Kaisers selbst verfaßt, und endlich die Anekdoten, die Chronique scandaleuse des byzantinischen Hofes, drei Schriften, die von dem englischen Historiker der Reihe nach als Geschichte, Panegyrikus und Satyre bezeichnet werden. Das letzte dieser Werke jedoch wurde von manchen Stimmen dem Prokopius abgesprochen, denen es unmöglich schien, daß ein Schriftsteller in so hohem Grade zu sich selbst in Gegensatz treten sollte. Dagegen nun zeigt Dahn, daß der Widerspruch der Historien gegen die Geheimgeschichte keineswegs so auffallend ist, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Denn auch in den Historien, die doch für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, erklingt manches herbe Urtheil über den Kaiser, und was er selbst zu sagen sich scheute, legte er irgend einem barbarischen Redner in den Mund, wie ja auch Tacitus dem germanischen oder britannischen Freiheitshelden zuweilen seine Gedanken leiht. Um den philologischen Beweis für Prokopius' Urheberschaft der Geheimgeschichte herzustellen, begnügt sich der Herr Verfasser nicht bloß einzelne Redensarten, die allen drei Büchern gemein sind, beizubringen, sondern ein mit peinlichster Mühe und philologischer Akribie verfaßtes Wörterverzeichniß führt den vollgültigen Beiweis, daß der gesammte Wortschatz sowohl, als auch das stylistische Gepräge in seinen Vorzügen und Mängeln nur dem Prokopius angehören könne. Die Antwort jedoch auf die Frage, wie es psychologisch möglich, daß ein Schriftsteller dieselbe Persönlichkeit in einer schwülstigen Prunkschrift feiert, um sie dann in den Staub zu ziehen und so zugleich auch den Glauben an seinen eigenen Schriftstellerberuf und seine Ehrenhaftigkeit zu erschüttern, diese Antwort geben wir mit des Verfassers eigenen eben so tief empfundenen als schön ausgesprochenen Worten: „Es besteht ein unerbittliches Gesetz der Wechselwirkung zwischen dem Staat und seinen einzelnen Bürgern, zwischen dem Mangel eines im Innern freien, nach außen ehrenkräftigen Staatslebens und dem Mangel an geistig freien, sittlich ehrenkräftigen Charakteren. Feige, schwache Seelen gestalten einen unreifen unmündigen Staat; mit der Abnahme der geistigen und sittlichen Kraft der Einzelnen verfällt der Staat. . . . Ein im Innern unfreies, nach außen macht- und ehrloses Staatsleben, erzieht feige, schwache Seelen und auch sehr bedeutende Geistes- und Charakteranlagen werden erstickt, verkrüppelt, zu ungesunder Bildung verdorben, wenn der schwere Fluch der Unfreiheit oder der Unehre und der Ohnmacht des Vaterlandes auf ihnen lastet". Unseren Zeitgenossen aber dürfte die Lösung jenes psychologischen Räthsels einigermaßen erleichtert werden, wenn sie die hinterlassenen Tagebücher eines deutschen Diplomaten zur Hand nehmen, der in ähnlicher Weise die Ergüsse seines verbitterten Gemüthes der Nachwelt vermachte, nachdem er die bei seinem Leben erschienenen Werke in die eisig kühle Form classischer Perioden gegossen hatte.

Den Schluß bildet eine interessante Uebersicht der Prokopius-Litteratur, welche uns zwei streitende Heerlager vorführt, die den Geschichtsschreiber, je nach ihrem Standpunkte, vertheidigen oder bekämpfen; besonders ergötzlich sind die Juristen, die, um ihren Justinian zu rächen, keinerlei Waffe verschmähen. Auch der gediegenen Vorarbeiten eines Teuffel Eckhart u. A. wird mit gerechter Anerkennung erwähnt. Das Werk ist Theodor Mommsen zugeeignet.

Wir scheiden mit dem Wunsche, dem Heren Verfasser bald wieder auf einem Felde zu begegnen, wo er die Ergebnisse seiner Forschungen auch für die deutsche Geschichte nutzbringend machen wird.

Digitized by Google

J. J. v. Littrows Handbuch der vorzüglichsten Münzen, Maße und Gewichte zur Vergleichung mit denen des österreichischen Kaiserstaates. Dritte Auflage. Herausgegeben von Karl v. Littrow, Director der k. k. Sternwarte in Wien. Wien 1865, Friedr. Beck.

Z. Ueber den Werth und Nutzen des nun schon in dritter Auflage vorliegenden Handbuches, dessen erste Auflage 1831, die zweite 1844 erschien, Weitläufiges zu sagen, wäre überflüssig. Zu bemerken ist nur, daß in der gegenwärtigen Gestalt nicht nur der Umfang desselben im Allgemeinen von acht auf zehn Bogen gestiegen ist, sondern beinahe alle Zahlen durch die seit 1844 eingetretenen zahlreichen Modificationen der einheimischen und fremden Maße, Münzen und Gewichte Veränderungen, beziehungsweise Verbesserungen erfahren haben. Die durchgreifendste betrifft das Verhältniß der bisherigen Wiener Längeneinheit, der „Klafter", zum französischen Meter und zum englischen Fuß. Jene wurde durch die sorgfältige Vergleichung der im Wiener Polytechnicum hergestellten legalen Längeneinheit mit vielfach erprobten französischen Etalons der Pulkowaer Sternwarte herbeigeführt, welche der vor kurzem verstorbene berühmte Director der letzteren, W. Struve, behufs der in den Jahren 1847 bis 1851 ausgeführten Verbindung der russischen und österreichischen Landesvermessung anstellte. Das Verhältniß der Wiener Klafter zum Meter, welches bis dahin (1 Wiener Fuß = 0.3161023 = $^{79}/_{250}$ Meter gerechnet

1 Wiener Klafter = 1.8966138 Meter

angenommen wurde, ergab in Folge obiger Vergleichung

1 Wiener Klafter = 1.8964843 Meter

oder = 0.9730367 Toise du Pérou

und wurde den Abtheilungen der Längen-, Flächen- und Körperausmaße sofort zu Grunde gelegt. Andere, von dem Director der Mailänder Sternwarte, Schiaparelli, angestellte Maßvergleichungen haben das Struve'sche Resultat bereits bestätigt; weitere Resultate, die ohne Zweifel zu gleichem Ende führen werden, stehen in nächster Zukunft von Seite der k. österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Conferenz für die mitteleuropäische Gradmessung zu erwarten. Für den englischen Fuß aber, der noch bei der englischen Landesvermessung nach dem Verhältniß

1 Pariser Fuß = 1.0657573 Londoner Fuß

festgehalten wurde, hat gleichfalls Struve das Verhältniß

1 Pariser Fuß = 1.065728 Londoner Fuß

festgesetzt, welcher Werth von dem verdienstvollen Herausgeber, der sich der Umarbeitung des Buches mit ebensoviel Pietät für das Andenken seines mit Recht „unvergeßlich" genannten Vaters, des Verfassers, als mit Gewissenhaftigkeit gegen das Publicum unterzogen hat, in diese Tafeln eingeführt worden ist.

---

* In der k. Gelehrtengesellschaft der Wissenschaften zu Prag hielt am 26. Juni Prof. Tomek einen czechischen Vortrag über die alte Topographie Prags, in welchem er mit der Schilderung der Altstadt zum Schlusse gelangte. Der Vortrag behandelte den hinter dem Altstädter Ringe gegen den Fluß hin gelegenen Stadttheil. Es sind da zunächst die Langegasse, welche in alten Zeiten zu den elegantesten Quartieren der Stadt gehörte, und an deren Eingang das Haus zum „schwarzen Adler" lag, das dem Könige Wenzel IV. gehörte und von ihm und seinem Hofstaat zeitweilig bewohnt wurde; der Ziegenplatz, vordem „Alter Kohlenplatz" genannt, der Castulus-Platz mit der dortigen alten Kirche und Pfarre, die „Alte Synagoge", das Kloster der Clarissinnen

Digitized by Google

zum h. Franz, in dessen Nähe das Haus „beim Thurm" stand, das vom Erzbischof Ernst von Pardubitz angekauft wurde, um der neu errichteten Prager Hochschule als erster Sitz zu dienen; das schon unter Johann von Luxemburg erbaute Benedictinerinnen-Kloster zum h. Geist; das Kloster büßender Brüder zum h. Kreuz; das gegenwärtige Spital der barmherzigen Brüder, wo bereits im 14. Jahrhundert ein von Bohuslaw v. Olbramovic gegründetes Spital („Bohuslaw-Spital" genannt) stand; die den Juden zur Wohnstätte angewiesenen Gassen, welche nicht jene Ausdehnung hatten, wie die gegenwärtige Judenstadt, mit dem alten Judenfriedhofe, von dem merkwürdiger Weise erst im 16. Jahrhunderte Erwähnung geschieht; das unweit davon gelegene Hampeis oder Hahnbeiß, ein Prostitutionsquartier, gegen das sich bei Ausbruch des Hussitenkrieges zunächst die Volkswuth kehrte; der Johannis-Platz, an dessen nördlicher Seite mehrere dem Herrn v. Olbramowic gehörige Mühlen mit zwei Wehren sich befanden, von denen heutzutage keine Spur mehr ist u. a. m. Der Vortragende legte auch die ersten Aushängedruckbogen seiner „Grundlagen für die alte Topographie Prags", welche auf Kosten der Gesellschaft der Wissenschaften in czechischer Sprache erscheinen, zur Ansicht vor.

* Von François de Bourgoing ist der erste Theil einer „Histoire diplomatique de l'Europe pendant la révolution française" erschienen, welcher den Ursprung der Coalition behandelt. Es wird von der Schrift gerühmt, daß dieselbe nicht von einseitig französischem Standpunkte aus geschrieben ist, sondern in eingehender Weise die Beziehungen zwischen dem Kaiser Leopold, Ludwig XVI. und Marie Antoinette schildert.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 21. Juni 1865.

Es wird der Classe mitgetheilt, daß Se. k. k. Apostolische Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 11. Juni d. J. geruht haben, die Wahl des Capitularpriesters des Stiftes Raygern und mährisch-ständischen Historiographen Dr. Beda Franz Dudik zum inländischen correspondirenden Mitgliede der philosophisch-historischen Classe zu genehmigen.

Dann wird der Classe vorgelegt der von Herrn Prof. Dr. F. Bischoff in Lemberg zum Abdruck eingesandte Aufsatz: „Beiträge zur Geschichte des Magdeburger Rechts."

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 28. Juni 1865.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Erklärung der Sonnennachfolge in Japan."

Digitized by Google

Die in Japan sogenannte Sonnennachfolge (si-tsugi) hat die Bedeutung, daß die Mikados (die eigentlichen oder geistigen Allgebieter) als Nachkommen des Sohnes der Sonnengottheit betrachtet werden. Diese Angabe beruht auf einer Reihe Erzählungen, welche in der Abhandlung: „die Theogonie der Japanen" enthalten sind.

In der gegenwärtigen Abhandlung werden diese Erzählungen mit Bemerkungen begleitet und die in ihnen vorkommenden schwer verständlichen Stellen mit den eigenen Worten der japanischen Ausleger erläutert. Die Ausbeute bei dieser Arbeit war eine große Anzahl neuer und werthvoller philologischer Auseinandersetzungen, so wie Nachrichten von alten Gebräuchen, Geräthschaften, gottesdienstlichen und anderen Gegenständen.

Herr Prof. Vahlen, als Referent der Commission für Herausgabe lateinischer Kirchenväter, legt den von Dr. A. Reifferscheid eingesendeten Bericht über die Bibliothek von St. Croce in Gerusalemme in Rom vor, welcher als zweites Stück der Bibliotheca patrum latinorum Italica in den Sitzungsberichten der Classe abgedruckt wird.

Der Bericht enthält genaue Mittheilungen über eine Reihe durch ihr Alter besonders werthvoller Handschriften, unter anderem für Augustinus Confessiones, de genesi ad litteram, Cyprianus, Hieronymus adversus Iovinianum, Maximus Taurinensis, einzelne Sermones des Ambrosius, Augustinus, Hieronymus aus dem 7. und 8. Jahrhundert, und etliche andere jüngere und minder wichtige Handschriften aus dem 9. und 10 Jahrhundert, bei deren Untersuchung sich die von Angelo Mai (im Spicileg. Rom. T. V. 237) in der Notitia codicum sessorianorum gemachten Angaben, namentlich in der Bestimmung des Alters der Handschriften, vielfach als unzuverlässig herausgestellt haben.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 30. Juni 1865.

Das wirkliche Mitglied, Herr W. Ritter v. Haidinger, giebt die ersten vorläufigen ihm von Herrn Prof. v. Hochstetter mitgetheilten Nachrichten über ein neues Meteor mit Fall vom 4. December 1864 Morgens 2 Uhr aus Neu-Seeland. Es wurde namentlich bei Taranaki an der Westküste der Nordinsel und bei Wanganua südlich davon beobachtet, welche etwa 80 englische Meilen von einander entfernt sind. Die Bahn desselben ging von Nordwest gegen Südost. Es war ein prachtvolles Meteor mit glänzendem Lichte, so groß wie die Sonne oder größer, und starker Detonation, wie von hundert zugleich abgeschossenen Kanonen. Ein Theil des Meteors fiel ins Meer der Rhede von Taranaki, etwa zwei Meilen von der Küste entfernt, ein Theil, muthmaßlich eine feste Masse, Stein oder Eisen, von mäßiger Größe schlug in die Erde auf dem Gute eines Herrn Feeth bei Turakina in Wanganua, und machte ein Loch 6 Zoll im Durchmesser, etwa 18 Zoll bis 2 Fuß tief, aus welchem später, was daselbst gefallen, in Gegenwart theilnehmender Forscher ausgegraben werden soll.

Das wirkliche Mitglied Herr W. Ritter v. Haidinger berichtet über einen von ihm am 17 Juni d. J. beobachteten Federwolkenstreifen, der auf tiefblauem Himmelsgrunde sich ziemlich im geographischen Meridian von Nord gegen Süd über das Zenith weg erstreckte, beiderseits nur etwa 5 Grad über dem Horizont beginnend, also mit einer Länge von 170 Grad, bei einer Breite, in etwa 45 Grad Höhe, von etwa 10 Grad. Die Structur war durchaus faserig, die Fasern senkrecht gegen die Richtung des Polar-

Digitized by Google

streifens gestellt, dieser selbst aber in dem mittleren Fünftel seiner Weite wieder von zwei bis drei abwechselnd dichteren Längestreifen durchzogen. Die Höhe, mit Angaben verschiedener Forscher verglichen, wird zu einer Meile angenommen, woraus eine wirkliche Länge von über 20 Meilen folgt und eine Lage von nordöstlich von Znaim beginnend bis an den Parallel, aber östlich vom Wechsel, in einer Richtung, welche gewissermaßen eine Grenze der höheren westlichen Gegenden gegen das östliche Tiefland des Wiener Tertiärbeckens bezeichnet. Mittheilungen aus der Litteratur von den Forschern Kämtz, Pouillet, E. E. Schmid, J. Jelinek, A. v. Humboldt, N. W. Blake, J. Glaisher, G. Fischer, A. S. Herschel, Fritsch, de la Rive, Loomis beziehen sich auf mehrere der mit dem Gegenstande im Zusammenhange stehende Fragen, namentlich auch die Einwirkung der Elektricität.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Hlasiwetz übersendet „Mittheilungen aus dem chemischen Laboratorium zu Innsbruck", deren wesentlicher Inhalt folgender ist:

I. Herr Dr. Barth hat Versuche über die Constitution des Tyrosins angestellt, welches man bisher immer im Zusammenhang mit der Salicylsäure gebracht hat, ohne daß es aber jemals gelungen wäre, diese Säure daraus zu gewinnen.

Herr Dr. Barth zeigt nun, daß nicht sowohl die Salicylsäure, als die mit dieser isomere und, wie er fand, gleichfalls zweibasische Paraoxybenzoësäure es ist, von der das Tyrosin abstammen muß.

II. Herr Graf Grabowski beschreibt einen neuen Apparat zur Darstellung von Phosphorsäureanhydrid, mit dem bei bequemster Handhabung eine größere Ausbeute erzielt wird, als nach den bisher gebräuchlichen Methoden.

III. Ueber das Charthamin theilt Herr G. Malin mit, daß es, beim Schmelzen mit Kalihydrat Paraoxybenzoësäure neben kleinen Mengen von Oxalsäure liefert.

Die Resultate der in der Sitzung vom 16. Juni vorgelegten „Mittheilungen" des Herrn Prof. Hlasiwetz sind folgende:

Prof. Hlasiwetz fand eine neue, der Cumarsäure isomere Säure in der Aloë, aus welcher sie durch Behandeln mit verdünnter Schwefelsäure in der Siedhitze und Ausziehen der erhaltenen Flüssigkeit mit Aether gewonnen wird. Durch angemessene Reinigung erhält man sie in farb- und geruchlosen Nadeln, die sich auch in Wasser und Alkohol lösen. Sie giebt leicht schön krystallisirbare Salze.

Im nächsten Zusammenhange steht die Paracumarsäure mit der Paraoxybenzoësäure, die aus ihr durch Schmelzen mit Kalihydrat entsteht.

Demnach ergiebt sich zwischen der Paracumarsäure und der Paraoxybenzoësäure dieselbe Beziehung wie zwischen der Cumarsäure und der Salicylsäure. Der neue Körper ist eine in farblosen Schüppchen krystallisirende, geschmacklose, ziemlich indifferente Substanz.

Eine interessante Verbindung geht Phloroglucin mit schwefelsaurem Chinin ein, welche ganz so constituirt ist, wie die des Orcins mit diesem Alkaloid.

Beide Verbindungen krystallisiren schön und leicht und finden sich in der Abhandlung beschrieben.

Herr Oberst Pechmann übersendet eine Abhandlung als Fortsetzung seiner am 12. Februar 1863 eingebrachten Denkschrift „über die Abweichung der Lothlinie bei astronomischen Beobachtungsstationen", in welcher bereits am Schlusse hingewiesen wurde, daß eine ausgedehnte Berechnung der Attraction für solche Observationsorte in Angriff genommen sei, welche in bedeutender Entfernung von einander und unter verschiedenen Meridianen liegen.

Die Abhandlung enthält die Ergebnisse dieser Attractionsberechnung für die Observationsorte Wien Sternwarte, Lanserkopf bei Innsbruck, und Giardino Scarpa bei Fiume, und die Anwendung der gefundenen Attractionsresultate auf den Vergleich der astronomischen mit den terrestrischen Bestimmungen rücksichtlich der Polhöhe und des Azimuthes.

Digitized by Google

Die bedeutende Herabminderung der Vergleichsunterschiede, welche dadurch erzielt wurde, im Gegensatze zu den Unterschieden ohne Berücksichtigung der Attraction, giebt dem Verfasser die Ueberzeugung, daß durch diese Attractionsberechnungen die meisten Disharmonien bei den Vergleichen von astronomischen mit terrestrischen Messungen mindestens zu einer Kleinheit herabsinken werden, wonach kein Grund mehr zur Annahme anderweitiger unterirdischer, überhaupt unmeßbarer Störungen vorhanden sein dürfte.

Herr Privatdocent Dr. Richard Maly aus Graz übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Untersuchungen über die Abietinsäure", als vierte Fortsetzung seiner über diesen Gegenstand unternommenen Arbeit. Dieselbe enthält:

1. Abietinsäure Aethyläther.
2. Abietinsäure — Triglycerin.
3. Einwirkung von Kalihydrat auf Abietinsäure.
4. Einwirkung von Natriumamalgam auf Abietinsäure (Hydrabietinsäure).
5. Einwirkung von Phosphorchlorid auf Abietinsäure (α, β, γ, δ, ε, ζ Abieten).

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. A. Boué beendet seinen in der letzten Sitzung begonnenen Vortrag „über die mineralogisch-paläontologische Bestimmung der geologischen Gebilde".

Herr Dr. Karl Freiherr v. Reichenbach trägt den Schluß seiner Mittheilungen über die eigenthümliche Erscheinung vor, welche sensitive Menschen über Krystallen, Fingern ꝛc. in Form einer feinen Lohe emporsteigen sehen. In diesen Strömungen wird ein verhältnißmäßig dichterer Kern erkannt, der vom übrigen zarteren Hülldufte unterscheidbar und umflossen ist. Werden lohende Metalle in Wasser, Alkohol, Aether oder Essigsäure versenkt, so gewahrt man auch hier, daß ihre Ausströmungen in zwei Hälften getheilt werden; Kern und untere Hälfte derselben einerseits und Hülldust und obere Hälfte der letzteren anderseits zeigen sich polar entgegengesetzt und entsprechend elektropositiven und negativen Erscheinungen in der Natur. Die Lohen dringen von ihren Quellen aus durch poröse Substanzen sichtbar duftig hindurch, nicht aber durch Glas. Es stellte sich sofort heraus, daß sich von den Lohen, welche hinter dem Glase zurückbleiben, ein radiirender Antheil losmachte, der seinerseits durch Glas hindurch ging. Die ganze Erscheinung zerfällt demnach ähnlich der Wärme, in ein sogenannt träges und in ein strahlendes Element, welches letztere durch Glas und Metalle mit Leichtigkeit hindurchdringt und das sich im Auffallen auf feste Körper großentheils in schwaches Licht umsetzt. Damit greift der Gegenstand in die Undulationstheorie vom Weltäther ein und dürfte von diesem Gesichtspunkte aus höherer physikalischer Bedeutung entgegen gehen.

Herr Prof. Ed. Sueß legte die erste Abtheilung seiner Arbeiten „über die Classification der Ammoniten" vor; dieselbe enthält eine Einleitung, in welcher die Grundsätze dargelegt werden, welche bei diesen Untersuchungen befolgt worden sind, und den ersten Abschnitt, welcher von der Bedeutung des Mundsaumes der Wohnkammer handelt. Es wird gezeigt, daß die mit kurzer Wohnkammer versehenen Ammoniten freie Fortsätze am Vorderrande besitzen, welche von den Schließmuskeln gebildet wurden und deren löffelförmiges Ende, die Myothek, den Punkt darstellt, an welchem der Rumpf an das Gehäuse befestigt war. In vielen Abtheilungen erfolgte ein Resorption dieser Muskelplatten in anderen wurden sie der fortwachsenden Schale einverleibt.

Von der großen Sippe Ammonites werden hier die Globosi und Amoeni sammt der Gruppe des Am. dux unter dem generischen Namen Arcestes ausgeschieden; die Heterophylli mit den Ceratiten der Kreideformation bilden das Genus Phylloceras; die Fimbriati erhalten den Gattungsnamen Ophiceras. Eine eingehende Vergleichung mit den lebenden Cephalopoden gestattet überhaupt das Auffinden einer guten Anzahl wichtiger Merkmale an den Gehäusen der Ammoniten, welche bisher zur Classification dieser zahlreichen Ueberreste nicht oder nicht in einer ihrer Wichtigkeit entsprechenden Weise ver-

Digitized by Google

wendet worden sind, und welche, so wie hier die Bildungen der Haftmuskel am Mundrande, in den nächsten Abtheilungen besprochen werden sollen.

Herr Joseph Boehm hält einen Vortrag „über die Schmarotzernatur der Mistel".

Boehm theilt sämmtliche Gewächse ein in:

1. chlorophyllführende, welche die durch die Wurzeln aus dem Boden aufgenommenen anorganischen Substanzen assimiliren und so zu den Ahnherren der ganzen übrigen lebenden Natur werden;

2. in chlorophyllfreie, welche entweder anderen Organismen die assimilirten Säfte entziehen, oder sich von leblosen organischen Substanzen ernähren. Nur diese, nach Art der Thiere lebenden Pflanzen erklärt Boehm als Parasiten

Die Mistel wird von Jedermann als eine Pflanze betrachtet, welche der Nährpflanze die organischen Säfte aussaugt und somit ein Schmarotzerleben führt. Der Vortragende hebt von den Gründen, welche gegen die Richtigkeit dieser Ansicht sprechen, besonders folgende hervor:

1. die Art und Weise der Einfügung der Mistelwurzeln (Senker) in das Holz der Nährpflanzen;

2. das Vorkommen der in Rede stehenden Pflanze auf mehr als 30, jedoch nur endumsprossenden Baumarten;

3. die Verschiedenheit der Resultate bei Aschenanalysen der Mistel und ihrer bezüglichen Nährpflanze;

4. die Größenverhältnisse der misteltragenden Aeste ober- und insbesondere unterhalb der Einfügung des scheinbaren Parasiten.

Neuere, auch von Boehm wiederholte Versuche haben es außer Zweifel gestellt, daß bei den Endumsprossern das Aufsteigen der rohen Nahrungsstoffe in dem Holze erfolgt, daß sich aber die assimilirten Bildungssäfte in der Rinde nach abwärts bewegen. Schon Kneight wußte, daß, wenn man von den Aesten dieser Pflanzen ringförmige Rindenstreifen entfernt, sich diese sodann nur oberhalb der Ringwunde verdicken.

Diese Thatsache gab dem Vortragenden die Methode an die Hand, mit zweifelloser Sicherheit zu entscheiden, daß sich die Mistel zu ihrer Nährpflanze nicht anders verhält, als ein Zweig zu seinem Mutteraste, das Pfropfreis zu seiner Unterlage. Es wurden von 30 misteltragenden Aesten (Acer, Populus und Quercus) die Zweigenden ober der Einfügung der Mistel entfernt und die Aeste unterhalb der Mistel geringelt. Während bei Acer und Quercus die abgeringelten, $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Zoll dicken, selbst mistelfreien Zweige meist frühzeitig absterben, wuchsen die Misteln auf den Pappelzweigen nicht nur normal weiter, sondern es erfolgte auch eine Verdickung des Astes der Nährpflanze oberhalb der Ringelung. Dies ist nur auf Kosten der von der Mistel assimilirten Säfte möglich.

Die in die Augen springende Thatsache, daß misteltragende Aeste über der Insertion des scheinbaren Parasiten in der Entwicklung weit hinter dem unterhalb der Mistel gelegenen Asttheile zurückbleiben, hat nach Boehm's Ansicht mit der eigentlichen Schmarotzernatur der Mistel gar nichts zu thun. Aehnliche Verhältnisse finden sich häufig, wenn durch irgend welchen Umstand ein Zweig seinem seitlichen oder obern Nachbar in der Entwicklung voraneilt. Boehm findet die Ursache obiger Erscheinung in einem mechanischen Hinderniße der Nahrungszufuhr. Durch die unteren Zweige und insbesondere durch die Mistel werden die Bahnen des aufsteigenden Saftstromes von dem Endzweige abgelenkt.

Daß Aeste der Nährpflanze unterhalb der Insertion der Mistel, des oben angeführten Versuchsresultates ungeachtet, im Dickenwachsthume hinter anderen gleich alten und gleich gelagerten mistelfreien Aesten auffallend zurückbleiben, erklärt Boehm einerseits durch die verkümmerte Entwicklung des Zweigendes und andererseits dadurch, daß die von der Mistel assimilirten Säfte zum größten Theile für das eigene Wachsthum

Digitized by Google

verbraucht werden und zur Neubildung in der saftleitenden Unterlage weniger geeignet seien.

Wird einer Commission zugewiesen.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 5. Juli 1865.

Vorsitzender Herr Dr. Theodor Kotschy.

Der Secretär Herr Dr. H. W. Reichardt las die Namen der neu eingetretenen Mitglieder; unter ihnen sind namentlich hervorzuheben: Herr Prof. Asa Gray, Weddel, so wie die russischen Staatsräthe Baron v. Medem und Ritter v. Gernet. Ferner machte er folgende Mittheilungen: Von dem Präsidium der Gesellschaft ungarischer Naturforscher und Aerzte wurde die zoologisch-botanische Gesellschaft zur Theilnahme an der nächsten Versammlung in Preßburg eingeladen. Die Jahresrechnung der Gesellschaft für 1864 wurde von den beiden Herren Censoren Bartsch und Th. Hein richtig befunden. Die Versammlung erkannte ebenfalls die revidirte Rechnung für richtig an und dankte Herrn Juratzka für seine musterhafte Cassaverwaltung. Der Druck von Herrn Director Brunner v. Wattenwyls: „Nouveau système des Blattaires" ist beendet und es wurde das erste Exemplar vorgelegt.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Friedrich Brauer, welcher Diagnosen neuer exotischer Odonaten vorlegte.

Herr Dr. Gustav Mayr besprach die zweite Folge seiner neuen exotischen Hemipteren.

Herr J. Juratzka theilte mit, daß er in den Umgebungen Wiens Bryum Warneum und Anacamptodon splachnoides fand. Ferner zeigte er das bisher mit Muscari comosum verwechselte M. tenuiflorum Tsch. vor und besprach schließlich ein von Herrn Rehmann eingesendetes Manuscript über die Laubmoose, welche bisher in West-Galizien beobachtet wurden.

Herr Custosadjunct A. Rogenhofer sprach über die seltene Erscheinung von vier Exemplaren von Zwittern der Saturnia pavonia L, die im verflossenen Frühjahre sämmtlich in Wien gefunden wurden. Ferner zeigte er einen ebenfalls in der Wiener Gegend gesammelten unvollkommenen Hermaphroditen von Erebia Medea S. V. vor. Veranschaulicht wurde der Vortrag durch sehr schöne von Herrn Mitis ausgeführte Abbildungen.

Herr Dr. H. W. Reichardt sprach über Antennina scoriadea B., das Black moss der Neu-Seeländer, und zeigte Exemplare dieses interessanten Pilzes vor, welche von der Novara-Expedition mitgebracht worden waren.

Ferner legte er folgende eingesendete Manuscripte vor:

„Beiträge zur Kenntniß der Sphärien des Lyciums", von Herrn Prof. Friedrich Hazslinsky.

„Beiträge zur Mycologie" von Herrn Stephan Schulzer v. Müggenburg.

„Beiträge zur Flora Lembergs", von Herrn Prof. Adolf Weiß.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Oesterreichische Forschungen in der europäischen Türkei.

Ein Vortrag von **F. Kanitz.**

(Gehalten in der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien am 9. Mai 1865.)

So viele Völker sich auch im Laufe der letzten zwei Jahrtausende auf dem Boden der europäischen Türkei gefolgt sind, die längst gekannten, gleichsam von der Natur vorgezeichneten Straßenzüge sind dort bis auf die Gegenwart herab beinahe ausschließlich die Hauptwege alles Verkehres geblieben. Weder die zwingende Nothwendigkeit gesteigerter agricoler Production, noch erhöhter Industrieaufschwung oder wachsende Handelsbewegung führten, gleich in anderen europäischen Staaten, zur Anlage neuer Straßen oder Schienenwege.

Seit der Befahrung der Donau mit Dampfschiffen hat jedoch die Wasserstraße dem alten Landwege von Belgrad nach Constantinopel den Rang abgelaufen. Die Donau-Schifffahrtsunternehmungen bemühen sich rastlos, um selbst den gesteigertsten Anforderungen des Personen- und Waarenverkehres zu genügen. Insbesondere gleichen die nach americanischer Art gebauten Eildampfer der k. k. Donaudampfschifffahrtsgesellschaft schwimmenden Gasthöfen, ausgestattet mit allem denkbaren Comfort. Wird der Fremde durch Geschäfte oder Forschungsdrang andererseits genöthigt die große Heerstraße aufzusuchen, so muß er in Ermanglung eines eigenen Wagens sich des „menzil", der Post, bedienen, d. h. zu Pferde reisen, und dies ist bekanntlich nicht jedermanns Sache.

Demungeachtet ist die alte Constantinopler Hauptstraße nicht verödet. Sie ist und bleibt die wichtigste Pulsader für den inneren Verkehr der Türkei. Fuhrwerke einheimischer Kaufleute große Karawanen von Lastthieren oder Büffelkarren, befrachtet mit zur Ausfuhr bestimmten Rohproducten oder mit importirten Colonialwaaren und Industrieerzeugnissen, bestimmt für den Kleinverkehr der Städte oder für die großen Messen von Uzunčova, Djumaza, Prilip u. s. w., ferner die originellen Cavalcaden der österreichischen und türkischen Brief- und Geldpost beleben dieselbe.

Selbst die Türkei kann sich jedoch nicht länger der großen Bewegung verschließen, welche mit der Legung der ersten Schiene in Europa begann. Französische und englische Ingenieure beschäftigten sich in letzter Zeit lebhaft von Constantinopel her mit den Studien für eine Eisenbahnlinie, welche die bisherige, unserer auf Präcision und Schnelligkeit beruhenden internationalen Handelsbewegung nicht mehr entsprechende primitive Verkehrsweise auf einem der wichtigsten

Digitized by Google

Verbindungswege zwischen dem Occident und Orient beseitigen soll. Zunächst bestimmt, dem Handel Englands und Frankreichs neue Märkte zu eröffnen, den Capitalien dieser Länder eine lohnende Verwerthung zu sichern und ihrem politischen Einflusse neue Gebiete zu unterwerfen, ist dieser projectirte Schienenweg aber auch für Mittel-Europa von höchster Bedeutung.

Die Römer zeigten sich in ihrem bewunderungswürdigen Straßennetze durch richtige Auffassung der von der natürlichen Terrainformation vorgezeichneten Verkehrszüge als vollendete Meister. Das Studium der alten Straßen ist deßhalb von unberechnenbarem Nutzen bei der Anlage neuer Verkehrslinien in diesen Ländern. Entsprechend den alten Traditionen und örtlichen physikalisch-geographischen Verhältnissen, legten Ami Boué und v. Hahn das Schlußglied der großen Dampfverbindungsstraße zwischen der Nordsee und dem Mittelmeere, ihre projectirte Eisenbahnlinie von Belgrad nach Salonik, in die natürliche Thalrinne entlang der Morava (Margus) und des Wardars (Axius), welche die Römer schon mit einer Heerstraße durchschnitten hatten. Voraussichtlich wird aber auch die Linie Belgrad-Constantinopel der großen Römerstraße folgen, dieselben Hauptorte berühren und zu neuer Entfaltung bringen, welche ihre Bedeutung seit deren Begründung, später unter byzantinisch-bulgarisch-serbisch-türkischer Herrschaft bis auf unsere Tage trotz allen Wechsels nicht ganz verlieren konnten.

Mit der Vollendung der großen Schienenstraßen Belgrad-Salonik, Belgrad-Constantinopel und der später nothwendig hinzutretenden Seitenlinien dürfte aber für des Sultans Reich eine neue Aera anbrechen, deren Tragweite für dieses wie für das übrige Europa heute wohl geahnt, aber nicht ermessen werden kann. So viel läßt sich jedoch schon gegenwärtig mit Sicherheit behaupten, daß erst mit dem Momente, in welchem die durch Pest- und Grenzcordon bisher isolirte Türkei durch Eisenstraßen abendländischen Einflüssen zugänglicher, die trotz aller Tractate bis heute vergebens erstrebte Emancipation der christlichen Unterthanen der Pforte eine Wahrheit werden wird. Zehn Millionen von Natur herrlich begabter Menschen und eines der gesegnetsten Länder unseres Erdtheiles werden aber diesem zugleich so gut wie neu gewonnen sein.

Bedarf es hier erst des Näheren auszuführen, in welch' hervorragender Weise Oesterreich an diesem bevorstehenden Umschwung der Dinge in einem Nachbarstaate interessirt erscheint, mit dem es durch Meere, Flüsse und vor allem durch viele seiner Völkerstämme eng verbunden ist? Wenn ich hier erwähne, daß im Jahre 1861 die Waarendurchfuhr aus dem Auslande über die österreichische Zollgrenze nach der Türkei 36 pCt. unseres gesammten Transitoverkehres im Werthe von 41 Mill. Gulden und 16 pCt. unserer gesammten inländischen Ausfuhrwerthe, in Summe nahe 53 Mill. Gulden, worunter allein Webe- und Wirkgarne mit 16 Mill., Hüttenproducte und Metallwaaren mit 11 Mill. Gulden, ihren Markt in der Türkei fanden, so wird hieraus genügend erhellen, daß die Türkei jenes industrielose, an Naturproducten überreiche Land vor den Thoren Oesterreichs schon durch seine geographische Lage bestimmt sei, diesem die ihm fehlenden Colonien zu ersetzen.

Digitized by Google

Wie sehr würden jedoch die vorangeführten Verkehrswerthe bei genauerer Kenntniß unserer Nachbarländer sich gesteigert haben, um wie viel höher wäre auch die Consumsfähigkeit ihrer Bewohner, wenn Oesterreich seinen großen Einfluß auf die Pforte benützt hätte, sie zur Hebung des intellectuellen und materiellen Wohles der Rajah durch Schulen und, wie dies in letzter Zeit in Bosnien mit glücklichem Erfolge geschah, zu Straßenbauten, Flußregulirungen u. s. w. anzueifern.

Schwere Versäumnisse fallen in dieser Richtung unserem alten Regime und uns selbst zur Last. Andererseits muß jedoch rühmend anerkannt werden, daß zuletzt in unseren maßgebenden Kreisen bezüglich der Türkei in vielfacher Beziehung eine gegen früher veränderte Anschauung platzgegriffen hat. So beginnt man gegenwärtig Unternehmungen zu würdigen, welche es sich zum Zwecke setzen, ein helleres Licht auf das geographische und ethnographische Dunkel an unseren nächsten Grenzen zu werfen, und während Ami Boué unter Metternichs türkenfreundlichem System glücklich sein mußte, an Stelle der erbetenen Unterstützung überhaupt nicht in seinen folgenreichen Entdeckungsreisen in der Türkei gehindert zu werden, wurde es Consul v. Hahn und Prof. Peters durch die Liberalität der k. Akademie der Wissenschaften in den letzten Jahren ermöglicht, neue Reisen in Albanien und in der Dobrudscha zu unternehmen, deren reiche Resultate baldigst in den Schriften der Akademie ihre Veröffentlichung finden dürften. Einer weiteren bedeutsamen Sanctionirung der auf die Erforschung des illyrischen Dreiecks gerichteten Bestrebungen lieh aber die hier mit innigstem Danke anerkannte Munificenz Ausdruck, mit welcher Se. Majestät der Kaiser im vorigen Jahre meine letzte Forschungsreise in den Balkangegenden huldvollst zu unterstützen geruhte.

Während also die Länder jenseits der Save bisher nur von Russen, Engländern und Franzosen zu wissenschaftlichen Zwecken durchzogen wurden, widmet nunmehr auch Oesterreich seiner lange vergessenen Aufgabe die verdiente Aufmerksamkeit, ein Moment, das in seiner Bedeutung an unseren Grenzen bereits vielfach gewürdigt zu werden beginnt.

Die Publicationen unserer ersten wissenschaftlichen Institute brachten in den letzten Jahren eine Reihe die Türkei betreffender Arbeiten auf linguistischem, archäologischem, geographischem und ethnographischem Gebiete, geeignet, manche Lücken derselben zu ergänzen oder selbst zu schließen. Nichtsdestoweniger giebt es in der Geschichte der an unseren Grenzen nach politischer Selbstständigkeit ringenden, mit österreichischen Volksstämmen innig verwandten Nationen noch viele Perioden aufzuhellen. Hart vor unseren Thoren liegen ferner reiche, dicht bevölkerte Territorien, die auf unseren neuesten Karten nicht viel besser als die zuletzt bekannt gewordenen Gebiete der Nilquellen eingetragen sind. Im vorigen Jahre gedachte ich an dieser Stelle der großen geographischen Ausbeute, welche Consul v. Hahn auf seiner letzten Reise (1863) am schwarzen Drin zu machen gegönnt war; Hauptmann Ruskievič konnte sich gleich große Verdienste um die Verbesserung der Karte Bosniens erwerben. Aber auch das weite Gebiet, umschrieben von der bulgarischen Morava, dem Timok und der Donau, obwohl an unserer größten Wasserstraße

Digitized by Google

gelegen, bietet bezüglich seiner bisherigen kartographischen Darstellung die sprechendsten Belege für die früher ausgesprochene Behauptung. Politisch wie militärisch von gleich hoher Bedeutsamkeit, besitzt dieser Theil der Türkei eine vielversprechende Zukunft, da er den voraussichtlichen Vereinigungspunkt der Eisenbahnlinien Belgrad-Salonik und Belgrad-Constantinopel, die schon unter Rom und Byzanz hochberühmte Capitale Niš (das alte Naissum, Nissus, Nissa) in sich schließt, deßhalb wählte ich diese heutige Gouvernementsstadt im verflossenen Sommer zum Ausgangspunkte einer eingehenden Forschungsreise in diese am Fuße des Balkans liegenden Gebiete.

An der Hand der Geschichte die alten Straßen aufsuchend und verfolgend, welche Rom zur Sicherung seiner Herrschaft einst gebaut hatte, wurden meine mühevollen Kreuz- und Querzüge durch eine reiche geographisch-archäologische Ausbeute vielfach belohnt. Ich befand mich auf einem Terrain, auf dem seit siebenzig Jahren beinahe jede wissenschaftliche Forschung geruht hatte. Alte Irrthümer waren selbst in die Werke und Karten neuerer Reisenden, welche diese Gegenden nur von der großen Heerstraße aus beschrieben hatten, übergegangen. Beinahe auf jeder eingeschlagenen Route war ich so glücklich, neue folgenwichtige Entdeckungen zu machen. Aus der zahlreichen Menge von Funden in archäologischer Richtung sei hier nur im Allgemeinen gedacht: der ersten Auffindung von bisher vergebens gesuchten Resten der Geburtsstadt Constantins des Großen, des alten Naissus, dann der Feststellung jener größten römischen Verbindungsstraße zwischen dem Timokgebiete und der Donau mit ihren Mansionen, ein Verbindungsweg, welcher unter veränderten politischen Verhältnissen seine alte Wichtigkeit in Zukunft wahrscheinlich wieder erlangen dürfte; ferner der Entdeckung zahlreicher Castelle, Thürme, Bäder, Gräber, monumentaler Reste und Inschriftsteine zu Vidin, Arčer, Lom, Kula, Flortin, Belogradčik, Rakovica, Kujaževac, Gamsigrad, Banja, Niš, Ak-Palanka, Pirot und anderen Orten. Die Aufnahme von Grundrissen und Ansichten aller dieser Funde sind bestimmt an die seit Marsigli, Engel und Mannert ruhenden historisch-archäologischen Arbeiten in diesem Theile der Balkanländer wieder anzuknüpfen, viel Irriges zu berichtigen und manche interessante, auf mangelnden örtlichen Untersuchungen ruhende Frage ihrer Entscheidung näher zu bringen. Andererseits wird die bisher wenig gepflegte Kunstgeschichte des Mittelalters der durchreisten Gebiete durch die Aufnahme mehrerer bisher ungekannter bulgarisch-serbischer Schlösser zu Vidin, Pirot, Kurvingrad, Banja, Svrlik und byzantinische Kirchenbauten zu Vratarnica, Suvodol, Kamenica, Sveti Arandjel eine erwünschte Bereicherung erhalten.

Aus den geographischen, mit Hülfe des Compasses und Peilungen combinirten Resultaten meiner vorjährigen Forschungsreise sei hier nur kurz erwähnt: die Eintragung des Chodža-Balkans (Stara-Planina) und seiner Ausläufer, des Serbien von Bulgarien trennenden Gebirgszuges, welcher die bisher beinahe ungekannten Quellengebiete der Flüsse Timok, Lom, Arčer, Vitbol und Skomlja enthält, dann die richtigere Einzeichnung der noch benützten alten Wege und der wichtigen

Digitized by Google

jüngst vollendeten neuen Heerstraßen über den Sveti Nicola-Balkanpaß zur Verbindung des Nisaer Ejalets mit der Donau und mit dem Becken von Sophia; ferner die Ausmerzung des nicht existirenden, in die Donau sich ergießen sollenden Flusses Smorden und der nicht vorhandenen Städte Jenebol, Pirsnik und Drinovac im Lomgebiete. Diese Veränderungen und die Eintragung zahlreicher bisher ungekannter Berge, Wasserläufe und Orte, so wie die Befreiung eines nahe 30 Quadratmeilen umfassenden reich cultivirten Gebietes von 5000 Fuß hohen Gebirgen, welche in einer neuesten kartographischen Darstellung dessen Stelle einnehmen, würden diesem Theile der Karte der europäischen Türkei voraussichtlich eine ganz neue Gestalt verleihen. Beigefügte Profile der vorzüglichsten Bergketten sollen andererseits die Vorstudien zur Tracirung des auch von österreichischer Seite ins Auge gefaßten Schienenweges von Belgrad nach Constantinopel, an dem höchst wichtigen Punkte seiner Vereinigung mit jenem nach Salonik erleichtern. Die kartographischen Resultate meiner vorjährigen Reise werden, obwohl mit schwachen Hülfsmitteln ausgeführt, in jedem Falle überzeugend dafür sprechen, wie viel noch auf geographischem Gebiete an unseren nächsten Grenzen zu thun sei, so große Fortschritte auch die Kartographie der Türkei seit der primitiven, historisch aber höchst interessanten Arbeit Coronelli's, des „Cosmografo della Serenissima Republica di Venetia" (1688), bis auf Kiepert zu verzeichnen hatte.

Dr. M. Söltl: Max II., König von Baiern.

(Augsburg 1865. 8.)

± Von dem verstorbenen Könige, bei dessen Andenken wir einen Augenblick verweilen wollen, hat vor kurzem Ranke mit bewährter Meisterschaft ein Bild entworfen, dessen Objectivität an die durch ihn wiederbelebten Gestalten einer längst entschwundenen Zeit erinnert. Recht im Gegensatze hiezu steht das vorliegende, von sanfter Wehmuth angehauchte „Bild des Unvergeßlichen", ein subjectiver, aber eben darum farbenreicher Herzenserguß, reich an interessanten, bisher wenig bekannten Zügen, zu deren Kenntniß der Verfasser in seiner Stellung leicht gelangen konnte. Wir wollen es im Folgenden versuchen, aus diesem Schriftchen nur einige bedeutsame Stellen herauszugreifen, bloß in der Absicht, bei unseren Lesern die Lust nach der Lectüre des Buches selbst wachzurufen, in dem sich alles von uns Mitgetheilte besser und vollständiger wiederfindet.

Es war am Morgen des 21. März 1848, als die Bevölkerung Münchens durch Maueranschläge überrascht wurde, welche die Thronentsagung König Ludwigs I. zu Gunsten seines Sohnes, des Kronprinzen Maximilian zu allgemeiner

Digitized by Google

Kenntniß brachten. Der Entschluß war durch die letzten politischen Ereignisse Deutschlands, welche den Anbruch naher Stürme verkündeten und die ihre Wogen bis in das stille München trugen, wachgerufen, die Erklärung von Ludwig den Abend zuvor unterzeichnet worden. Maximilian Joseph — so hieß der neue König — war am 28. November 1811 zu München geboren, der älteste Sohn Ludwigs und Thereſens, einer geb. Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg. Nachdem er die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen, bezog er im Herbſte 1829 die Univerſität Göttingen, wo er, ſeiner Lieblingsneigung zur Geſchichte folgend, insbeſondere Heeren und Mitſcherlich, wie ſpäter zu Berlin ſich Ranke und deſſen Schülern Dönniges und Wendland näherte. Reiſen nach Italien und Griechenland, wo er bei ſeinem Bruder Otto die liebevollſte Aufnahme fand, dienten dazu, ſeine ſchwankende Geſundheit zu befeſtigen, ſo wie den Blick zu ſchärfen, den Sinn für das Schöne zu veredeln. Das Studium der altdeutſchen Litteratur, Pflege der Dichtkunſt, deren Offenbarungen er wie ein ſüßes Geheimniß entgegennahm, und Philoſophie, zu deren Studium ihn Schellings Schriften und perſönlicher Verkehr einluden, gingen mit jenen Beſtrebungen Hand in Hand. Zur Lebensgefährtin erſah er ſich die ſchöne und liebenswürdige Prinzeſſin Marie, welche er dereinſt, als er zu Berlin im Palaſte ihres Vaters, des Prinzen Friedrich Wilhelm Karl, weilte, liebgewonnen hatte. Auf Hohenſchwangau, wo einſtens Konradin von ſeiner Mutter Eliſabeth Abſchied nahm, um nach Neapel, dem Erbe ſeiner Väter auszuziehen, brachten die Neuvermählten die erſten Wochen ihrer glücklichen Ehe zu, welche bald durch die Geburt eines Sohnes (Ludwig) geſegnet wurde. Es folgte 1846 bis 1847 eine abermalige Reiſe nach Griechenland und Italien. Das auf ſeinen Wunſch nach Thorwaldſens Modell zu Rom in der Kirche Maria del Carmine errichtete Marmorſtandbild Konradins iſt ein bleibendes Denkmal dieſer Reiſe.

Noch an demſelben Tage, an welchem Ludwig I. die Krone niederlegte, erfolgte die dem neuen König dargebrachte Huldigung des Staatsrathes und der vor kurzem zuſammenberufenen Ständeverſammlung. Wir übergehen aber ſeine politiſche Thätigkeit, ſo ſegensreich ſie auch für Baiern, für Deutſchland in jenem ernſten Jahre war, und ſo ſehr man wohl betonen darf, daß es ihm fort und fort gelang, den Frieden in ſeinem Volke zu erhalten. Welch' ein Schauſpiel bot ſich dem Auge dar, als er zum Octoberfeſte auf der Thereſien-Wieſe mit der königlichen Familie erſchien und ihn die vielen Tauſende, die von allen Gegenden Baierns herangekommen waren, mit Jubel begrüßten und er mitten durch die dicht gedrängte Menge ruhig und heiter grüßend dahinſchritt.

Intereſſant und wenig bekannt in weiteren Kreiſen dürfte ſein, was Söltl über die eigenthümliche Stellung berichtet, die Maximilian zu den Landesbiſchöfen, insbeſondere zu dem Erzbiſchof von München-Freiſing Grafen v. Reiſach eingenommen, als ſich dieſelben im October 1850 zur Berathung der kirchlichen Zuſtände des Landes verſammelten. Da hiebei das künftige Verhältniß der Kirche zum Staate, die Stellung der erſteren zum Volks- und höheren Unterricht und die Errichtung biſchöflicher Knabenſeminare zur Sprache kam, bewies Maximilian eine

Digitized by Google

eben so große Festigkeit in der Bewahrung der für das gemeinsame Wohl unverrückbaren Ziele, als in seiner streng katholischen Gesinnungsrichtung Nur einem Fürsten, der den beiderseitigen Ansprüchen so gerecht zu werden verstand, wie Max, konnte es gelingen, den Frieden zwischen Staat und Kirche allmälig wieder zu befestigen. Wie selbstständig sich der König in der Wahl der Geistlichen zu höheren Würden benahm, zeigte sich an dem Abt des Klosters Metten, Gregor Scherr. Die Klosterschule hob sich unter diesem trefflichen Abte rasch, von allen Gegenden her kamen die Zöglinge, und Lehrer des Klosters wurden nach München gerufen, um die Erziehungsanstalt für studirende Jünglinge und die damit verbundenen Schulen zu übernehmen. Nun stellte im Jahre 1854 der Abt an den König die Bitte, den von dem Kloster abgesandten Lehrern die Rückkehr dahin zu gestatten, weil sie wegen der Ausdehnung des Unterrichtes beinahe unentbehrlich wären. Der König unterhielt sich lange mit ihm und ging dann in tiefen Gedanken zur Tafel. Nach der Tafel äußerte sich der König zu seinem Secretär: „Heute habe ich einen Mann kennen gelernt, der fromm ist und ein echt baierisch patriotisches Herz hat. Wenn ich einmal einen Bischof zu ernennen habe, den Mann wähle ich. Gehen Sie zu ihm, damit Sie ihn kennen lernen." Dies geschah. Nach einigen Monaten ließ der König den Abt auffordern, im Falle einer Erledigung geistlicher Würden Vorschläge zu machen. Der überraschte Abt entschuldigte sich mit seiner geringen Weltkenntniß und dachte nicht weiter daran, bis die Besetzung einer erledigten Domherrnstelle in Regensburg in öffentlichen Blättern viel besprochen wurde. Da dachte Scherr an seinen Auftrag und machte einen Vorschlag. Er erhielt keine Antwort, statt dieser kam Pfistermeier, des Königs Secretär, und meldete ihm scherzweise den Unwillen des Königs, weil kein Vorschlag komme. Als der Abt äußerte, er habe nach seinem Gewissen bereits einen Mann empfohlen, sagte der Abgesandte: „Diese Sache ist bereits nach Ihrem Wunsche geordnet, aber Sie wissen, der bischöfliche Stuhl in Augsburg ist erledigt; der König erwartete Vorschläge von Ihnen für diese Stelle." Als nun der Abt seine Unkenntniß tüchtiger Männer für diese so wichtige Stelle zu erkennen gab, fragte jener, ob auch ein Mönch sie erhalten könne? „Ja wohl, wenn der Papst die Erlaubniß ertheilt." „Nun, dann ernennt der König Sie" Darauf brachte Scheer alle Gründe vor, die gegen seine Person sprächen, und bat schließlich, ihn mit der Stelle zu verschonen. „Nun", entgegnete Pfistermeier scherzend, „wenn Sie denn durchaus nicht nach Augsburg gehen wollen, so werden Sie wohl noch nach München gehen müssen." Es waren bereits Unterhandlungen mit Rom darüber angeknüpft, daß der Graf Reisach, zur Cardinalswürde erhoben, seinen Aufenthalt in Rom nehmen sollte. Am 7. Jänner 1856 ernannte der König den Abt zu Reisachs Nachfolger. Der König hatte sich in seiner Wahl nicht getäuscht. Sieben Jahre später saß Scherr an der königlichen Tafel. Am Schlusse ergriff der König ein mit Champagner gefülltes Glas und sagte, zu ihm gewendet: „Die Siebener! Heute sind es sieben Jahre, daß ich Sie zum Erzbischof ernannt habe und ich habe es noch nie bereut."

Digitized by Google

Aber am liebsten belauschen wir den Fürsten in seiner stillen, dem geistigen und leiblichen Wohl seines innig geliebten Volkes, dem Gedeihen der Wissenschaft und Kunst, dem Emporkommen gemeinnütziger Institute zugewandten Thätigkeit. In Baiern der Wissenschaft eine Freistätte zu bereiten, zu diesem Behufe berühmte Lehrer zu berufen, jugendliche Talente zu unterstützen, wissenschaftliche Unternehmungen zu fördern, auf die Beantwortung gemeinnütziger Fragen Preise zu setzen, betrachtete er stets als eine ihm zugefallene, eines Regenten würdige Aufgabe, für die seine Cabinetscasse eine unerschöpfliche Quelle war. Die Hochschulen zu München und Erlangen brachte er zu einer früher nie erreichten Blüthe und wandte der Förderung der Naturwissenschaften und der geschichtlichen Kenntnisse zumeist seine Sorge zu. Auch Dichter, deren Schriften sich eines großen Beifalls in Deutschland erfreuten, berief er an seinen Hof oder unterstützte sie, damit sie von Sorge frei neue Schöpfungen ersinnen könnten. Der Maximilians-Orden für Kunst und Wissenschaft, dessen Capitel aus fünfzig der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler aus ganz Deutschland bestehen und sich durch eigene Wahl ergänzen sollte, die Maximilians-Medaille, ein mit einer bedeutenden Geldsumme verbundener Preis, der alljährlich den besten Leistungen in der Staatswissenschaft, der Geschichte, der Philologie und der Naturwissenschaft zu Theil werden sollte, waren gleich den von ihm gestifteten Stipendien, der den polytechnischen und insbesondere auch den Volksschulen zugewandten Summe insgesammt bestimmt, im Lande ein geistiges Capital zu schaffen, das dereinst mit Wucherzinsen zurückerstattet werden könnte. Eine Reihe wissenschaftlicher Unternehmungen — zunächst solche, durch welche Baiern seine Schätze kennen und schätzen lernen sollte — regte er persönlich an. Prof. Sendner untersuchte und veröffentlichte die Vegetationsverhältnisse Süd-Baierns und des bairischen Waldes; geognostische Untersuchungen, insbesondere des baierischen Alpengebirges und seiner Vorlande, gab der Bergrath Gümbel. Anderen übertrug er die Ausarbeitung einer Pflanzengeographie und Pflanzengeschichte Baierns, zoologische Untersuchung des Landes und die Aufgabe, genaue Erhebungen über Klima und Meereshöhe, Richtung und Kraft der Magnetnadel zu machen. Er bestimmte Summen zur Herausgabe des baierischen Landrechtsbuches, der baierischen Chronik des Johann Aventin, und der deutschen Mundarten, insbesondere für die wissenschaftliche Erforschung der Mundarten Baierns, zur Bearbeitung einer baierischen Handelsgeschichte, einer Geschichte der baierischen Staatsverwaltung, einer Kriegsgeschichte von Baiern, einer Kunstgeschichte Baierns und einer Geschichte der altdeutschen Litteratur in Baiern. Die drei zuletzt genannten Werke sind auch bereits ausgeführt. Durch ihn veranlaßt und unterstützt sammelte Schöppner die im Munde des baierischen Volkes noch lebenden Sagen; für die Beibehaltung ländlicher Trachten, die Erhaltung alter Bäume, die Errichtung von Gedenktafeln an historisch gewordenen Stellen wurde fleißig Sorge getragen. Während die Untersuchungen ihren Fortgang nehmen sollten, wollte der König, daß die bisher gewonnenen Resultate der Specialuntersuchungen Baierns übersichtlich zusammengefaßt und gemeinnützig gemacht werden sollten; zu der Heraus-

Digitized by Google

gabe der „Bavaria" — so sollte nämlich diese umfassende Landes- und Volkskunde Baierns heißen — entwarf er selbst ins einzelnste den Plan, dessen Ausführung er dem Prof. Riehl übertrug. Dasselbe Interesse wandte der König der Geschichte seines eigenen Hauses zu. Die durch Zimmermann meist in Originalen zusammengestellte Ahnengalerie in Schleißheim, die bisher erschienenen fünf Hefte der von Freiherrn C. M. v. Aretin redigirten „Alterthümer und Kunstdenkmale des baierischen Herrscherhauses" geben Zeugniß hievon. Aber der Stoff wuchs unter den Händen; während des Forschens nach Denkmalen erweiterte sich der Plan zu dem der Errichtung eines „Nationalmuseums", für dessen Sammlungen sich das von dem Hofbauinspector Ed. Riedel entworfene Prachtgebäude in der Maximilians-Straße erhob. Der Wunsch des Königs, einen baierischen Plutarch und eine baierische Geschichte nach den Anforderungen der Zeit und den neuesten Forschungen zu erhalten, blieb unerfüllt, wie oft er auch beide anregte. Er sprach sich auch darüber aus, in welchem Sinne er sie ausgeführt wünsche. Auf seine Anregung bildete sich 1855 ein Verein, an dessen Spitze anfangs Dönniges stand, eigens zu dem Zwecke, die reichen Schätze der baierischen Archive zu durchforschen und das Wichtigste daraus zu veröffentlichen. Der Verein hat die neun Bände der „Quellen und Erörterung zur baierischen und deutschen Geschichte" zu Tage gefördert. Im Jahre 1859 gestaltete sich jener erste Verein zu einem größeren unter Leopold Ranke als Vorstand mit achtzehn ordentlichen Mitgliedern, deren Hauptziel die Erforschung der Archive in Bezug auf deutsche Geschichte war. Die Arbeiten, welche der Verein in Angriff nahm, zum Theile bereits vollendet, zum Theile vorbereitet: Veröffentlichung deutscher Städtechroniken, der Jahrbücher des deutschen Reiches, der deutschen Volkslieder, der deutschen Reichstagsverhandlungen und hanseatischen Recesse sind allgemein bekannt. Gegründet mit königlicher Unterstützung wurde von Sybel eine historische Zeitschrift, ihr reihte sich später an die Zeitschrift: „Forschungen zur deutschen Geschichte". Der Verein schrieb Preisaufgaben aus: Lebensbeschreibungen berühmter Deutschen und Baiern, gelehrte Handbücher der deutschen Alterthümer und der deutschen Geschichte, eine kritische Geschichte des Landes und des Herzogthumes Baiern, endlich sollte eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland hergestellt werden. Noch über seinen Tod hinaus soll er in seinem Testamente diese Unternehmungen bedacht haben. Er gewährte außerdem die Mittel zur Fortsetzung und Abschließung der Versuche über die Anwendung der Wasserglasmalerei, zur Ausführung einer Sammlung deutscher Rechtssprüchwörter, zur Ausarbeitung einer umfassenden Darstellung der deutschen Litteratur und ihrer Geschichte; zur Herausgabe von philosophischen Werken, für die Uebersetzung einer Auswahl aus Jakob Balde's Gedichten u. a. Für Messungen des Erdmagnetismus, zur Herstellung von Pettenkofers berühmtem Respirationsapparat, zum Behufe einer anatomisch-physiologisch-pathologischen Durchforschung des Lebens der Seidenraupe, für gediegene Herstellung eines Thesaurus latinitatis gewährte er die nöthigen Mittel. Reisen nach Italien, Frankreich, Spanien, Belgien und England, um Urkunden und Handschriften zu durchforschen, nach Island zur

Digitized by Google

geognostischen Untersuchung dieser Insel, zu Australiens Durchforschung, die wissenschaftliche Reise Dr. Moriz Wagners nach Central- und Süd-America, und jene Joh. Roths in das h. Land wurden reichlich unterstützt.

Ungeachtet der König vorzugsweise die Wissenschaften förderte, widmete er doch auch den Künsten seine innige Theilnahme und sie fanden an ihm einen eben so einsichtsvollen Kenner als großmüthigen Beschützer. W. v. Kaulbach ernannte er zum Vorstand der k. Akademie der bildenden Künste, deren Dreibund er zu gedeihlicher Entfaltung bringen wollte. Als Kronprinz hatte er sich ganz in das Studium der Antike versenkt, dann der späteren Italiener und des deutschen Mittelalters eingelebt. Allmälig klärten sich seine Ansichten im Gespräche mit den ersten Baumeistern, er verlangte aber einen neuen deutschen Baustyl, der dem bürgerlichen und staatlichen, so wie dem religiösen Leben und Klima Deutschlands entsprechen sollte. Mit dem Bau einer höheren Bildungs- und Unterrichtsanstalt nach Bürklein's Plänen wurde die Reihe von Prachtgebäuden eröffnet, die in der dem König zu Ehren genannten Straße sich erhoben. Das nach Bürkleins Plane aufgeführte Regierungsgebäude, das Münzgebäude, das schon genannte Nationalmuseum, sind hier zu nennen. Um die Oelmalerei wieder zu heben, gab er Künstlern ersten Ranges, Peter v. Heß, Feodor Dietz, de la Roche, Piloty, Foltz u. A. den Auftrag, Gemälde herzustellen, welche die Hauptereignisse der Weltgeschichte darstellen sollten. Unter den Aufträgen, deren Vollendung Maximilian noch erlebte, war Kaulbachs Verklärung eines guten Fürsten einer der bedeutendsten. Auch die Tonkunst erfreute sich der königlichen Pflege. Die Hofcapelle nahm unter Franz Lachners Leitung einen hohen Aufschwung. Es wirkte dies auf weitere Kreise fördernd ein, wie der im Jahre 1854 auf Grundlage eines älteren kleineren ins Leben getretene Oratorienverein beweist. Das Hof- und Nationaltheater sollte wahrhaft eine Anstalt zur Läuterung des Geschmackes werden und wurde dem dazu ganz geeigneten Franz Dingelstedt zur Leitung anvertraut. Für die Darstellung der kleineren Stücke, insbesondere des Lustspiels, hatte der König das alte Residenztheater herstellen lassen. Im Sommer 1854 sollte die allgemeine deutsche Kunst- und Industrieausstellung in München stattfinden, zu welchem Ende der Glaspalast nach Voits Plane von Cramer-Klett ausgeführt wurde. Aus allen Ländern strömten zur bestimmten Zeit Gäste herbei. Es kamen die Könige von Preußen, Sachsen und Württemberg, die Großherzoge von Baden und Weimar, die Herzoge von Braunschweig und Nassau, viele Fürsten und Edle, und ein froher Menschenstrom durchwogte die Stadt Tag und Nacht. Damals wurde auch das Denkmal des baierischen Geschichtsschreibers Westenrieder enthüllt. Aber das fröhliche Fest wurde plötzlich unterbrochen. Man trug bald danach die Leiche des ersten Bürgermeisters durch die Stadt, darauf kam die Schreckenskunde vom Tode des Königs von Sachsen, der sich von München nach Tirol begeben hatte, wo er nach seltenen Pflanzen forschte, aber auf dem Wege von Imst nach Wens aus dem Wagen gestürzt und von den Hufen des Pferdes tödtlich getroffen, alsbald starb. Indessen war in München ein unheimlicher Gast, die Cholera eingezogen und raffte als edelstes

Digitized by Google

Opfer die Königin Thereſe hinweg. Auch König Ludwigs Leben ſchwebte einige Zeit in Gefahr.

Mit inniger Theilnahme folgte Maximilian der Entwicklung der Gewerbe und des wachſenden Wohlſtandes der Gemeinden. Im Jahre 1848 bildete er zu dieſem Behufe das Miniſterium des Handels und der öffentlichen Arbeiten; auf ſeine Veranlaſſung entſtand in München 1850 der Verein zur Ausbildung der Gewerbe, durch ihn trat die Kunſtgewerbeſchule zu Nürnberg ins Leben. Er vollendete das ſchon unter ſeinem Vater begonnene Werk bei Lindau, die Südnordbahn auf einem 2000 Fuß langen Damm durch den See der Inſelſtadt zuzuleiten und mit dem Hafen, den er durch Errichtung eines Leuchtthurmes und eines koloſſalen Löwen ſchmückte, zu verbinden. An der Stelle aber, wo die Vereinigung der Schifffahrt mit der Bahn ſtattfindet, wurde das Königsdenkmal errichtet, welches den König Max II. in einem in Erz gegoſſenen Standbilde, nach dem Modell von Halbig von Müller ausgeführt, darſtellt. In Berchtesgaden gründete er, um die Holzwaarenſchnitzerei zu heben, eine Zeichnungsſchule, zu Amberg eine Berg- und Steigerſchule, im Mittenwald eine Schule für Geigenmacher. Im Allgemeinen war er nicht für Vermehrung von Fabriken, denn er fürchtete das Wachsthum des Proletariates; aber verdiente Unternehmer — ſo Fabers Bleiſtiftfabrik in Nürnberg — fanden gerne ſeine Anerkennung. Im Jahre 1844 gründete er mit Genehmigung ſeines Vaters einen Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe im Gebiete der Naturwiſſenſchaften und als im Jahre 1859 eine Gartenbaugeſellſchaft in München gegründet war, gab er dem Vorſtand desſelben, dem geheimen Rath v. Martius den Auftrag zur Herſtellung einer Statiſtik des Obſt- und Gemüſebaues in Baiern. Des Königs Anregung und Schutz wirkte umgeſtaltend auf die geſammte landwirthſchaftliche Thätigkeit

Wir folgen gerne dem König auf ſeinen Reiſen durch das Land und durch die Städte, wir folgen ihm auf den Markt, wo die Gemüſeverkäuferinnen, ſobald ſie ihn erkennen, ſchnell Sträußchen zuſammenbinden und ihm dieſelben mit Glückwünſchen überreichen. Im Winter 1856 bis 1857 weilte der König in Italien, den Rückweg nahm er diesmal über Frankreich und wurde zu Fontainebleau vom Kaiſer und der Kaiſerin mit ungewöhnlicher Auszeichnung empfangen. Am 25. Mai kehrte der ganze Hof nach Paris zurück, König Max zog mit demſelben in die Tuilerien ein. Man ehrte in ihm den aufrichtigen Pfleger der Wiſſenſchaft, den aufgeklärten Fürſten. Die erſten Männer des Staates bezeigten ihm ihre Ehrerbietung. Nur Thiers wurde mit Entrüſtung zurückgewieſen, als auch er eines Tages um Zutritt bat. Es geſchah dies wegen der gehäſſigen und erdichteten Angaben, die er in ſeiner Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreiches über das baieriſche Heer gemacht hatte. Wie unbefangen aber der König in allen perſönlichen Fragen war, erwies ſich an Dr. Weis, Profeſſor der Univerſität Würzburg, dem zwar wegen ſeiner oppoſitionellen Haltung der Lehrſtuhl des Staatsrechts genommen wurde, der aber von der zweiten Kammer wiederholt zu ihrem zweiten Präſidenten erkoren ward. Als nun die Gemeindebevollmächtigten von Würzberg Weis zum

Digitized by Google

Bürgermeister wählen wollten und die Minister beim König anfragten, ob er die Wahl bestätigen werde, war die Antwort: „Den politischen Kampf gegen Dr. Weis in irgend einer Weise fortzuführen, halte Ich für durchaus nicht mehr geeignet. Ich will Frieden haben mit Meinem Volk und mit den Kammern; deßhalb habe Ich das Ministerium gewechselt und es ist in Folge dessen auch die Weis'sche Sache in das Stadium des Vergessens von Meiner Seite gerathen. Von diesem Gesichtspunkte aus widerstrebt es zwar Meinen Gefühlen, den Dr. Weis zu befördern (derselbe war nämlich nach seiner Enthebung von der Professur Apellrath geworden), Ich werde aber der Sache ihren jetzt naturgemäßen Lauf lassen und habe nicht das geringste dagegen, wenn derselbe zum Bürgermeister von Würzburg gewählt wird."

Es folgten fröhliche Feste; im Sommer 1858 die allgemeine deutsche Kunstausstellung und gleichzeitig das 700jährige Jubelfest der Stadt München, und nachdem die drohenden Kriegsstürme des Jahres 1856 von Baiern glücklich abgewendet worden, noch in demselben Jahre auch für München das Schiller-Fest, 1860 die Jubelfeier des Regensburger Domes. Nach dem Frieden von Villafranca tauchte wieder die deutsche Bundesfrage auf. Die Haltung Baierns, dessen König es Napoleons Drohungen gegenüber gewagt, die Pferdeausfuhr zu verbieten, ist noch im Gedächtniß Aller. Es ist nicht einer der geringsten Erfolge seiner Thätigkeit auf diesem Felde, daß auf Baierns Anregung ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch berathen und endlich am 12. März 1860 allgemein angenommen wurde.

Am 30. November 1861 feierte Maximilian sein fünfzigstes Geburtsfest. Es war ein sinniger Zug, daß er gerade an diesem Tage das eherne Standbild enthüllen ließ, welches er seinem geliebten Lehrer Schelling durch Halbig und Müller hatte herstellen lassen. In demselben Jahre wurde auch das Denkmal, welches er dem Dichter Wolfram von Eschenbach in dessen Geburtsstadt hatte errichten lassen, enthüllt. Wenn der König an seinem fünfzigsten Geburtstage, und mit ihm das Volk Umschau hielt, hatten beide gerechte Ursache sich zu freuen; denn Baiern stand jetzt gekräftigt nach innen und außen und wahrhaft beneidet unter den übrigen deutschen Stämmen da, und durfte mit gerechtem Stolze auf die Entwicklung seines Staatslebens und mit dankbarer Liebe auf den König blicken. Maximilian war unermüdlich thätig gewesen; 160 Gesetze waren während der ersten dreizehn Jahre seiner Regierung eingeführt worden. Mit seinen Herrscherpflichten war es ihm unendlich ernst. Es gab keine Frage der inneren und äußeren Politik, der Wissenschaft, des gesellschaftlichen und Verkehrslebens und selbst der Kunst, die er nicht zum Gegenstande des angestrengtesten Nachdenkens und eingehender Gespräche mit vertrauenswerthen Männern gemacht hätte. Auf einer großen Tabelle hatte er die Kreise Baierns verzeichnet und bei jedem angegeben, was zu seiner Wohlfahrt noth that. Galt es einen wichtigen Beschluß zu fassen, so zog er sich in sein Sanctuarium, ein stiller Betrachtung geweihtes Gemach im obersten Stocke des Königsbaues, zurück. Eine verborgene Treppe führte aus seinem gewöhnlichen Arbeitszimmer in jenen Raum, zu dem er niemanden nach seiner Vollendung den

Digitized by Google

Zutritt gestattete. Hier hängt an der Wand das Oelgemälde Kaulbachs „Die Verklärung eines guten Fürsten", in der Ecke zwischen dem südlichen und östlichen Fenster ist ein Crucifix und vor diesem steht ein Betschemel; die Friese des Saales sind mit Gemälden, darstellend die Regententugenden in Gestalt baierischer Fürsten, und mit Bronzebüsten der ausgezeichnetsten Männer alter und neuer Zeit geschmückt. Neben jeder Büste liegt die Lebensbeschreibung des Mannes, den sie darstellt, an den Wänden sind Sprüche aus den Schriften derselben oder Anderer und aus der h. Schrift angebracht, gleichsam als Rufe aus der Geisterwelt zur Nacheiferung. Bei alledem ehrte er die religiösen Ueberzeugungen Anderer, wie z. B. sein Benehmen gegen die Irvingianer lehrte, die er als Privatkirchengesellschaft bestehen ließ. Sein Privatleben war der Wiederschein seiner religiösen Gesinnung wie Döllinger in der Rede zum Gedächtniß des Königs sagt, sein Familienleben ein reiner Spiegel stiller und häuslicher Tugenden. Söltl theilt viel Anziehendes hierüber mit, wie glücklich seine Ehe, wie sehr die Theilnahme für fremdes Wohl und Weh seine Brust erfüllte.

Wir übergehen auch, was noch aus den jüngsten Tagen in dankbarer Erinnerung lebt, wir unterlassen, nochmals zu erzählen, wie der König, der abermals zur Erholung nach dem Süden reiste, von seinem Volke zu schleuniger Rückkehr eingeladen, um für die Herzogthümer, deren Rechte er stets laut und lebhaft anerkannt, seinen ganzen Einfluß zur Geltung zu bringen, die Heimkehr antrat, obgleich er zu seinem Begleiter sagte: „Mein Volk ahnt nicht, welches Opfer ich ihm bringe." Er trug bereits den Keim des Todes in der Brust. Während sein Schwager, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, mit ihm lebhaft über die politische Lage verhandelte, erkrankte er. Den Abt Haneberg, der nach Jerusalem reiste, bat er beim Abschied, er möge ihm „Worte zum Troste eines Sterbenden" aufsetzen, und er freute sich, als dieser im Kloster Lambach in Oesterreich seinem Wunsche entsprach. Noch auf dem Krankenlager führte er die Verhandlungen über Schleswig-Holstein durch der Königin Vermittlung mit dem Erzherzog fort. Sie führten zum Ziele. „Gottlob" sprach der König, als er dies vernahm, „daß ich diese Sache erledigt habe. Genug für heute." Aber es war genug für immer. Noch an demselben Tage erhielt Schrenk die Weisung, dem Gesandten von der Pfordten in Frankfurt den Auftrag zu ertheilen, daß er den Antrag wegen Einberufung der holsteinischen Stände an den Bundestag bringe. Mit schwacher Hand unterzeichnete der König, im Bette liegend, diese Weisung. Es war seine letzte Unterschrift. Die eintretende Königin erschrack bei seinem Anblick, der Leibarzt erkannte die plötzlich eingetretene Gefahr. Mit Blitzesschnelle ging die Schreckensbotschaft durch die Stadt und alsbald füllten sich die Vorzimmer des Königs mit Mitgliedern des höchsten Adels, den höchsten Beamten und Personen aller Stände, die ängstlich einer tröstlichen Nachricht harrten. Doch bald schwand alle Hoffnung. Der Leibarzt deutete dem König die hohe Gefahr an. Gefaßten Muthes entgegnete der König: „Ist's so weit? Nun unser Herrgott wird es schon recht machen mit mir. Ich habe immer das Beste gewollt." Er empfing die Sterbesacramente

Digitized by Google

darauf kamen die Prinzen, die Königin stand an seiner Seite, seine Hand in der ihrigen; auf sie war der letzte Blick, waren die letzten Worte: „Liebe Marie!“ gerichtet. Als der Erzbischof, der bei seinem Tode zugegen war, in das Vorzimmer trat, antwortete er auf die leise Frage: „Lebt der König?“ „Ja, er lebt im Himmel! Der Herr hat uns einen guten König gegeben, der Herr hat uns einen guten König genommen. Gepriesen sei sein Name! Laßt uns beten, daß er uns wieder einen gleich guten gebe.“ — da sanken Viele auf die Knie und brachen in Schluchzen und Weinen aus. Des Königs Bruder Otto, seine beiden Schwestern waren auf die Nachricht seiner Erkrankung herbeigeeilt, sie trafen ihn aber nicht mehr am Leben. Tief erschüttert kehrte Erzherzogin Hildegarde nach Wien zurück. Ende März starb auch sie.

Wir brechen unsere Mittheilungen aus Söltls Buche hiemit ab und überlassen es unserem freundlichen Leser, sich noch einmal der silbernen Urne mit dem Herzen des Königs auf dem Trauerzuge anzuschließen, der sich aus München auf der Landstraße, an wogenden Aehrenfeldern vorüber, nach Alt-Oetting bewegt. Denn sein Herz war ein edles Herz; es schlug warm für sein Volk, für alles Edle und Schöne. Dadurch, daß er an vielen Orten das heilige Feuer des Forschens nach Wahrheit angefacht, sind auch wir, deren Brust es durchglüht, seine wahren, seine dankbaren Erben.

Wittiko.

Eine Erzählung von Adalbert Stifter.

(Erster Band. Pest 1865.)

Nicht bloß Bücher haben ihre Schicksale, auch der Entwicklungsgang des Geistes, welcher in Büchern redet, scheint von einer fatalistischen Macht geführt zu werden. Er selbst weiß wahrlich nicht, welche Gesetze ihn leiten und welche Aufgaben ihm zunächst vorbehalten sind; während er aber einem Einfluß von außen oder aber auch einem Zug des Gemüthes zu gehorchen glaubt, erfüllt er eine Bestimmung. Schon in seiner Kindheit, erzählt Adalbert Stifter, traten ihm öfter Spuren eines Geschlechtes entgegen, welches im mittäglichen Böhmen gehaust hat und in der Erinnerung und in den Erzählungen des Volkes fortlebte. Als Jüngling ging er diesen Spuren nach, brachte manchen Tag in den Trümmern der Stammburg dieses Geschlechtes zu, und nach manchem Versuch, einen Gegenstand, zu dem ihn ein dunkler, wenigstens von dem Schriftsteller selbst nicht näher erklärter Antheil geleitet hat, dichterisch zu gestalten, stellte sich etwas Ernstes zusammen, das jetzt der Vollendung entgegengeht, und das ist eben der Roman „Wittiko“.

Digitized by Google

So war es zunächst ein Zug des Gemüthes, ein rein persönlicher Beweggrund, was Adalbert Stifter auf den historischen Roman hinlenkte. Betrachtet man aber die Beschaffenheit des Werkes, so weit es nun vorliegt, und vergleicht man es mit den früheren Leistungen des Dichters, namentlich mit seiner nächstletzten, dem „Nachsommer", worin sich seine Eigenthümlichkeit erschöpft zu haben schien bis — zur Erschöpfung, so gewahrt man bald mit nur einigermaßen forschendem Blick natürliche Uebergangsstufen, eine Verbindung, wo gar keine möglich zu sein schien, zwischen der weltabgeschlossenen Waldidylle und der kriegerisch bewegten, von Leidenschaften aufgeregten Welt einer geschichtlichen Vergangenheit. Hat man aber das Natürliche dieses Ueberganges einmal entdeckt, dann stellt sich, was nur ein äußerer Zufall zu sein schien, die Sympathie des Dichters für ein bestimmtes altes Geschlecht, als eine providentielle Fügung dar, als eine innere Nothwendigkeit im Entwicklungsgange dieses Schriftstellers. Er mußte zum historischen Roman gelangen, wenn er überhaupt noch schaffen wollte.

Plötzlich, wie eine ganz unerwartete Lichtung, that sich dieser Weg auf, als die Höhe des Waldes bereits erreicht und keine andere als eine — abwärts führende Bewegung mehr denkbar war. Schon mit den „Studien" war diese Höhe erklommen, die Erzählungen „Bunte Steine" haben ihr nichts hinzugefügt, mit dem „Nachsommer" aber verbreitete sich über die Welt Stifters eine kalte und fahle Dämmerung, in welcher das Menschliche, das Lebendige überhaupt, bis zur Unscheinbarkeit zurücktrat, das Leblose aber übermäßige Ausdehnung, unnatürlich große Gestalt gewann. In dieser Richtung hätten die höchst merkwürdigen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des Dichters nicht weiter schreiten können, ohne in eine Region zu gelangen, wo kein Mensch mehr zu athmen vermag, wo nichts Organisches mehr fortkommt, wohin ihm niemand mehr hätte folgen wollen. Schon den „Nachsommer" von Anfang bis zu Ende gelesen zu haben, konnten sich Wenige rühmen, deren Beruf es nicht war, Anderen darüber Mittheilung zu machen.

Da bedient sich das Schicksal einer Sympathie des Dichters, um seinem Talent einen unerwarteten Ausweg zu öffnen, eine Richtung, die ein Fortschritt und zugleich eine Umkehr ist, ein Fortschritt zu den allgemeinen Interessen der Menschheit, wie sie sich in der Geschichte darstellen, und eine Umkehr zu den bezaubernden Wirkungen, wie sie der Beginn dieser dichterischen Thätigkeit im „Abdias" und im „Hochwald" ausübte.

Es war vielleicht niemand im Stande zu prophezeien, daß Stifters Talent sich jemals dazu eignen werde, einen historischen Roman zu schaffen. Ein solcher bedingt derbe Vertraulichkeit im Verkehr mit den gewöhnlichsten und auch mit den unschönsten Erscheinungen des allgemeinen Lebens und liebevolles Eingehen in die Besonderheiten eines bestimmten Volkslebens. Wie weit von der Erfüllung dieser beiden Forderungen durften sich die vorhergegangenen Leistungen Stifters entfernt halten! Selbst in seinen frühesten und besten, in denen noch einige jugendliche Theilnahme an den Geschicken des Menschenlebens pulsirt, geht er den alltäglichen

Digitized by Google

Erscheinungen desselben mit vornehmer, zaghafter Scheu aus dem Wege, und was er von Gestalten und Handlungen in seine Landschaftsbilder mit aufnimmt, hat den bezaubernden, aber auch befremdenden Schimmer, welchen selbst die natürlichsten Dinge annehmen, wenn sie durch die gefärbten Fenstergläser eines Gartenpavillons betrachtet werden. Wo er in seinen Erzählungen der Wirklichkeit des Menschenlebens, der ungefärbten, grauen Alltäglichkeit desselben etwas näher trat, wo er die Menschen nicht mehr bloß als Glaskugeln in seiner Landschaft aufstellte, damit sie die letztere optisch verherrlichen, wo er die Menschen der Landschaft nicht mehr unterordnete, da machte er ihnen höchstens das Zugeständniß, die Menschen der Landschaft gleichzustellen. Er schilderte dann mit Vorliebe solche Lebenskreise, in denen feststehende Normen oder Gewohnheiten die Unabänderlichkeit des Naturlebens wiederspiegeln, in welchen selbst der Wechsel der Dinge, wie der Wechsel der Jahreszeiten das Bestehende und Beständige ausdrückt und die menschlichen Geschicke sich wie Vorgänge, die aus Naturgesetzen fließen, ohne Willkür und ohne Leidenschaft vollziehen.

Es ist wahr, daß derartige Mittheilungen aus dem Gebiete menschlichen Thuns und Leidens denselben Frieden athmeten, wie ein Sommerabend in einem verborgenen Alpenthal. Nur ging diese Gemeinsamkeit endlich zu weit. Wie die Natur unbekümmert um das menschliche Herz und ohne seinen Stürmen und Leiden einen Einfluß auf ihren Gang zu gestatten, ihre Wandlungen mit gleichgültiger Regelmäßigkeit vollzieht, so trennten sich auch Stifters erzählende Dichtungen zuletzt immer mehr vom wahren Menschenleben ab, sie versagten ihm die Liebe und sogar das Echo, und ließen es mit ausdrücklicher Verdammniß der Leidenschaft nur mehr als eine quietistische Hingebung an die Objecte der Natur gelten. Allein nur so lange der Mensch noch „liebt und irrt", so lange nur, als sein Ringen mit der Leidenschaft noch dauert, ist er der Dichtung zugänglich; hat er einmal überwunden, dann mag er sich in das wirkliche Leichentuch oder in das figürliche der Metaphysik einspinnen. Die Kunst aber hält es mit Goethe: „Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben."

Das Verkennen dieser Wahrheit errichtete sich im „Nachsommer" ein trauriges Denkmal. Und so konnte nichts ferner liegen, als die Ahnung, daß aus dieser Wüstenei voll todten Gesteins ein Weg führen werde in das bunteste Leben, auf das leidenschaftlichst bewegte Theater der Menschheit, in die Lebendigkeit der Geschichte. Nun aber, da es dennoch geschehen ist, läßt sich erst erkennen, wie nur dasselbe Talent, welches durch Behandlung modernen Lebens in eine trostlose Einöde gerathen mußte, auch fähig sein konnte, eine ferne geschichtliche Vergangenheit in so erhabener Reinheit eines echten Kunststyls und in so dichterischer Größe darzustellen, wie es in dem bisher vorliegenden ersten Bande von „Wittiko" in der That geschehen ist. Es ist ein und dasselbe Talent, was in „Wittiko" wie im „Nachsommer" waltet, und so ungeheuer verschieden der Werth beider Werke ist, hat sich doch im Dichter nichts verändert, als sein Gegenstand: an die Stelle der landschaftlichen Natur ist die Geschichte getreten.

Digitized by Google

Der Dichter hat jetzt für diese dieselbe objective Hingebung, wie einst für jene, und nur weil die Gesetze der Geschichte sich durch Bewegung, Kampf der Interessen und nicht voraus zu bestimmende Vorgänge und Ergebnisse ausdrücken, während die Gesetze der Natur sich in einem voraus bestimmten Kreislauf vollziehen, gehen in der neuesten Erzählung Stifters, die ein historischer und kein landschaftlicher Roman mehr ist, statt wandelnder Bäume handelnde, lebendige, wirkliche Menschen umher.

Bedenkt man aber nun, daß die außerordentliche Herrschaft des Dichters über seinen Gegenstand dieselbe geblieben ist, während der letztere sich aus einem durchaus idealen in einen historischen verwandelte, so läßt sich leicht ermessen, wie unendlich viel die Kunst bei diesem Tausch gewonnen hat. Sie ist zwar wesentlich Form, doch kann sich ihre höchste nur aus dem bedeutenden Stoff herausbilden und darum kann sie mittelbar auch nur durch diesen ihre ganze Wirkung erzielen. Es wird daher der Kunst nicht gleichgültig sein, ob sie die vollste Gewalt ihrer Mittel auf einen Wald verwendet sieht, der in das spurlose Leben vergessener Menschen hineinrauschte oder auf eine Schlacht, welche über das Schicksal noch lebender Völker entschied.

Daß Stifter diese volle Gewalt der künstlerischen Mittel für die Schlacht hat, wie er sie für den Wald hatte, daß er geschichtliche Interessen und Ideen, die nach Verwirklichung ringen, mit derselben Ruhe und Sicherheit vor das Auge des Lesers zaubert, wie früher das Bild seiner idealen Landschaften, schließt jedoch nicht ein, daß Adalbert Stifter zum Geschichtschreiber taugte. Ja, wollte man die Kunst des letzteren mit all' ihren Gesetzen als eine Bedingung des historischen Romanes ansehen, so hätte der Verfasser von „Wittiko" harte Fehde zu bestehen wegen souveräner Vernachlässigung der Culturmomente, welche in der für seine Dichtung gewählten Zeit die herrschenden waren. Der gemeinste Ritterroman von Spieß trifft es in dieser Beziehung besser. Adalbert Stifter beglückt das 12. Jahrhundert mit einer Gepflogenheit in parlamentarischen Verhandlungen, wie sie dem 19. noch zum Muster dienen könnte; er schildert eine Gesittung, deren Anachronismus sich bis auf Speise und Trank und die dabei vorausgesetzten Geräthschaften erstreckt; auf S. 204 beglückt er sogar das 12. Jahrhundert mit einem „baumwollenen Oberkleid". Wenn Shakspeare Böhmen an das Weltmeer verlegte, so verlegt Stifter unsere heutige weltumflutende Cultur in das Böhmen von 1140.

Allein bei dem eigenthümlichen Geist, der das Werk trägt und durchdringt, unter dem Licht einer Verklärung der Dinge, welches mehr Wahrheit, ja selbst mehr geschichtliche Wahrheit sehen läßt, als ein Spiegel der gemeinen Wirklichkeit, wird der kunstfreundliche Leser, welchem es ausschließlich um die Poesie und ihre reinste Wirkung zu thun ist, die Versündigungen an der ordinären Beschaffenheit der Nebendinge dem Dichter des „Wittiko" eben so bereitwillig verzeihen, wie dem Dichter des „Sturm". Denn der kunstfreundliche Leser steht hier unter dem Eindruck eines Erzählens, welches nicht ein Beschreiben oder Schildern zu nennen

Digitized by Google

ist, sondern ein Wiedererschaffen vergangener Kämpfe und ihrer Träger, welches, so lange man unter dem Zauber desselben steht, etwas Unerklärliches hat, weil es so unmittelbar, scheinbar kunstlos, unendlich einfach, ohne alle subjective Beimischung und darum den Autor gänzlich versteckend, aus dem dichterischen Talent hervorströmt, das selbst immer das Unerklärlichste in der Welt ist.

Wittiko, der Held der Erzählung, ist ein Reitersmann von zweiundzwanzig Jahren. Einst, in uralten Tagen, war sein Geschlecht mächtig in Böhmen „im großen Walde", doch haben sich davon nur Sagen erhalten. Im Lande geboren, wo die Seinen drei kleine Besitzungen haben, hat er doch bis zur Zeit, da die Geschichte beginnt, mit seiner Mutter in Baiern gelebt. Als er dort reiten und die Waffen führen gelernt hatte, ritt er über Paßau durch seine Heimat nach Prag, um Sobéslaw, dem Herzog der Länder Böhmen und Mähren, zu dienen. Der Leser begleitet ihn auf diesem Ritte. Wittiko findet Gastfreundschaft im Hause einer abgeschieden lebenden Familie an der Grenze Baierns und Böhmens.

Der Gang zu diesem Hause, die Begegnung mit dem Mädchen, welches Veranlassung wird, daß er das Haus besucht, der Aufenthalt daselbst und die Wanderungen zu den drei hohen Felsen, das sind die Elemente, welche den ersten Abschnitt des Buches zu einem Idyll von unnennbarem Reize machen. In die patriarchalische Einfachheit der Verhältnisse und der Menschen bringt auch die Innigkeit der Unterredung zwischen Wittiko und der Tochter des Hauses keine Störung, weil die unendliche Ruhe, die über Haus und Gegend und Menschenherzen gebreitet ist, durch keine Leidenschaft und kaum durch ein Gefühl, welches irgend einen bestimmten Namen hätte, unterbrochen wird. Wie hier Mann und Weib, beide ganz umflossen von unschuldiger Jugend, mit einander reden, sieht man dem Wachsen und Blühen ihrer Seelen zu, ohne daß doch irgend ein ungewöhnliches Empfinden oder Schauern zum Ausdruck käme, ohne daß sie von anderen als ihnen zunächst liegenden Dingen sprächen.

Unter dem Herzog Sobéslaw machte Wittiko, was nur erwähnt und nicht erzählt wird, den Zug der Böhmen gegen die Sachsen mit, und er hatte dabei Gelegenheit gefunden, sich das Lob des Herzogs zu verdienen. Dieser liegt nun schwer krank auf der Burg Hosta und läßt eines Tages Wittiko zu sich kommen, um ihm den Auftrag zu geben, nach Prag zu reiten. Dort haben sich nämlich auf dem Wyšehrad die Großen des Landes versammelt, um zu berathen, was nach dem bald zu erwartenden Tode des Herzogs zu geschehen habe. Wittiko soll den Berathungen beizuwohnen versuchen und dem kranken Herzog Nachricht bringen, was beschlossen wurde.

Der Charakter Wittiko's ist der einer contemplativen Rechtlichkeit. Mit gradaus schreitender, muthiger Gelassenheit vollführt er unbeugsam, was er unternommen hat; bevor er aber an das Unternehmen geht, muß er von allen Seiten erwogen, betrachtet und erfahren haben, daß es das Rechte ist. So reitet er auch jetzt erst nach Prag, nachdem er vom Herzog die Versicherung erhielt, daß dieser nichts feindliches gegen diejenigen vollführen werde, die ihm Unliebsames beschließen

Digitized by Google

sollten. Dann aber geht Wittiko auch mit der größten Ruhe in die Gefahr, die nicht gering ist. Denn Wittiko kommt es nicht einen Augenblick in den Sinn, das in der Versammlung Verhandelte heimlich auszuforschen; er stellt sich ihr selbst vor mit der unumwundenen Erklärung, was seine Erscheinung bedeutet. So sieht er sich denn auch sogleich von einem schimpflichen Tode bedroht. Denn die Aufgeregten in der Versammlung sind erbittert über das Eindringen des ungebetenen und unerwünschten Herzogsboten. Politische Erwägungen anderer Redner bringen es endlich dahin, daß man ihm einen Sitz in der Versammlung anweist, um ein stummer Zeuge der Verhandlung zu sein.

Ungeachtet der allzu modernen Formen, in denen sie zum Theil dargestellt ist, bietet sie ein meisterhaftes Bild, das den Leser nicht aus der Illusion bringt und ihn mit Spannung dem dramatischen Spiele einander widerstrebender Charaktere, Tendenzen und Leidenschaften folgen läßt. Das Ergebniß ist ein anderes, als es der kranke Herzog wünschen konnte: nicht sein Sohn Wratislaw, sondern sein Neffe Wratislaw wird zu seinem Nachfolger erwählt. Doch beschwört der Sterbende deßhalb nicht minder seinen von den Großen des Landes verschmähten Sohn, die Wahl anzuerkennen und sich dem neuen Herzog zu unterwerfen.

Der neue Herzog beginnt ein kräftiges und humanes Regiment. Er beruft alle Abkömmlinge seines Stammes, der noch auf die nächsten Erben Libussa's zurückgeht, an seinen Hof, um auch die Unzufriedenen zu versöhnen, und macht der Wittwe seines Vorgängers auf ihrer Burg Hosta einen Trauerbesuch. Dieser Besuch ist wieder, wie die Idylle zu Anfang des Buches, mit der antiken Größe wiedergegeben, welche auf einen Leser unserer Zeit, welcher gerade im historischen Roman so viel Raffinirtes und Theatralisches findet, wirken muß, wie etwa auf einen Griechen des perikleischen Zeitalters die erschütternde Einfachheit, wenn er wieder einmal einen homerischen Gesang vernahm.

Wittiko tritt ungeachtet freundlicher Begegnungen mit dem neuen Herzog nicht in den Dienst desselben, weil dessen Recht auf den Fürstenstuhl nicht vollkommen klar erwiesen ist. Denn Wratislaw, des verstorbenen Herzogs Sohn, hat zwar die Mahnung seines Vaters, auf die Thronfolge willig zu verzichten, angehört, aber nicht auch die Befolgung gelobt. Es ist daher noch immer möglich, daß er der wahre Herzog wäre und sein Recht geltend zu machen versuchte. Erst als derselbe Wratislaw sein eigenes Recht wegwirft, um einen von den unzufriedenen Großen erwählten ganz fremden Gegenherzog anzuerkennen, steht es für Wittiko fest, daß er dem zuerst gewählten Herzog, dem unmittelbaren Nachfolger des verstorbenen Sobèslaw zu dienen hat.

Wittiko begleitet den Herzog nun in die Schlacht gegen die aufrührerischen Großen, die Lechen, welche besonders wegen seiner Volksfreundlichkeit und weil er nicht sie, sondern die kleineren Grundbesitzer, die Wladyken, begünstigte, mit ihm unzufrieden geworden sind. Die Schlacht bleibt unentschieden; am Abend derselben beschließt ein Kriegsrath den Rückzug des Herzogs nach Prag zu neuer Rüstung und Stärkung. Mit dem Aufbruch schließt der bisher allein vorliegende erste Band.

Digitized by Google

Bei seinen zahlreichen und außerordentlichen Schönheiten, unter denen auch die Darstellung der Schlacht und des darauf folgenden Abends einen hohen Rang einnimmt, ist doch das Werk nicht aus einem Gusse. Eine gewisse selbstgefällige Redseligkeit, die schon im „Nachsommer" unleidlich war, unterbricht auch hier zuweilen den künstlerischen Fluß mit ermüdenden Steppen. Wittiko besteigt wiederholt verschiedene Berge, nicht anders, als ob er ein Naturfreund der modernsten Zeit wäre. Es ist zu hoffen, daß sich diese Excursionen, die man sehr versucht wäre „Landpartien" zu nennen, später als wohlbedachte Motivirungen zu erkennen geben werden. Wenn man jetzt schon etwas davon wüßte, so würden diese Wanderungen nicht durch den Anschein der Ueberflüssigkeit belästigen. Auch die Breite in manchen Reden und Gegenreden ist nicht zu verwechseln mit der wahren und erlaubten epischen Breite.

Man legt indessen den Band unbestreitbar mit einer wohlthuenden Nachwirkung im Gemüthe weg, mit einer Spannung, welche nicht die gemeine ist: „wie's weiter geht", sondern die Sehnsucht nach der inneren und äußeren Vollendung eines im höchsten künstlerischen Styl begonnenen Baues.

Hieronymus Lorm.

Oesterreich und der Freihandel.

Von Julius Fröbel.

(Wien 1865.)

„Die Handelspolitik bildet im gegenwärtigen Augenblicke den wichtigsten Gesichtspunkt der österreichischen Staatskunst. Die Regierung des Reiches steht in dieser Beziehung vor der Nothwendigkeit entscheidender Entschlüsse." Es ist daher zeitgemäß und dankenswerth, daß der Verfasser, welcher durch seine gründlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Politik und durch seine publicistische Thätigkeit rühmlichst bekannt ist, in einer eben so geistreichen als elegant geschriebenen Monographie, die Richtigkeit des Freihandelsprincipes neuerlich zur Geltung bringt und dessen Anwendung auf Oesterreich mit warmen Worten befürwortet. Herr Fröbel geht dabei von einer Analyse des Mißverhältnisses aus, das gegenwärtig zwischen der nationalen Production und Consumtion in Oesterreich besteht, und erblickt das Mittel gründlicher Besserung in drei Maßregeln: „erstens in einer Reform des Steuersystems, sowohl im Gebiete der directen, wie der indirecten Steuern, also auch der Zölle; zweitens in einer durch Sicherstellung des Friedens ermöglichten Reduction der Armee, einer durch die Ausbildung der Selbstregierung in Gemeinden und Provinzen verringerten Last der Verwaltung und einer so ermöglichten Verminderung des Beamtenstandes; drittens endlich in einer Steige-

Digitized by Google

rung der gesammten volkswirthschaftlichen Thätigkeit und Reform der volkswirthschaftlichen Zustände, durch welche die Erhaltung des Staates wohlfeiler gemacht und zugleich die Steuerkraft des Landes erhöht wird." Aus diesem ganzen Systeme von Heilmitteln wählt er sich für den Zweck seiner Betrachtung nur ein einziges aus, welches er als das wirksamste bezeichnet, nämlich den Fortschritt der österreichischen Handelspolitik auf der Bahn des Freihandels. Die Art und Weise, wie er seine Argumentation aufbaut, ist streng dialektisch; er sucht die allgemeine Richtigkeit des Freihandels als solchen darzuthun und überhebt sich dadurch der Nothwendigkeit einer Casuistik, die, wie jeder Unbefangene anerkennen muß, auf dem handelspolitischen Gebiete außerordentlich unfruchtbar ist, weil ihr die exacten Prämissen für irgend eine Schlußfolgerung zu allen Zeiten gemangelt haben und auch in aller Zukunft mangeln werden.

So schwierig es ist, die Streitfrage: Freihandel oder Schutzzoll, die seit Jahrzehnten in allen nationalökonomischen Systemen und Lehrbüchern, so wie in hunderten von Broschüren und Flugschriften besprochen wird, unter absolut neuen Gesichtspunkten zu beleuchten, so glücklich hat sich Herr Fröbel der Aufgabe entledigt, diejenigen Scheingründe zu entkräften, die eben jetzt von den österreichischen Protectionisten am häufigsten im Munde geführt werden. In zwölf Abschnitten geht er denselben zu Leibe, und wir zweifeln nicht, daß mancher Schwankende durch die vorliegende Schrift der Sache des Freihandels gewonnen wird. Der Verfasser stellt das Axiom an die Spitze, daß Freihandel die internationale Form der Gewerbefreiheit ist (S. 7) und daß die Gewerbefreiheit der Handelsfreiheit bedarf, um ihre Vorzüge vollständig zu entwickeln; wie die Freiheit überhaupt die höchsten Entwicklungsstufen des Culturlebens stigmatisirt, wie die Kunst nur als freie Kunst zu ihrer Würde kommt, wie wir nur der freien Wissenschaft die Erkenntniß, nur der freien Religion den Glauben verdanken können, so folgt auch nur dem freien Handel die internationale Ausgleichung der Bedürfnisse. Nur durch den Freihandel wird eine gerechte und gleichmäßige Behandlung aller Interessen erzielt, wogegen das Schutzzollsystem niemals einen Versuch gemacht hat, den Vortheil Aller im Auge zu haben, sondern stets die Bevorzugung einiger weniger Productionszweige zum Nachtheile aller übrigen gewesen ist. Die List'schen national-politischen Ideen haben sich längst überlebt; in Folge der Fortschritte im Communicationswesen, der Entwicklung des Credites und vieler historischer Vorgänge nähert sich das ganze westliche Europa täglich mehr dem Charakter eines eng verbundenen Staatensystems, und die Schutzzölle bringen immer mehr die Gefahren eines unnatürlichen, willkürlichen Eingreifens in den Organismus der Volkswirthschaft mit sich. Der Verfasser schildert mit lebhaften Farben die günstigen Folgen des Freihandels: die Arbeitstheilung unter den Völkern, die Hebung des Fleißes, der Intelligenz, der Geschicklichkeit und Sparsamkeit; er erwartet speciell für Oesterreich von einer liberalen Handelspolitik: die Steigerung der sittlichen Leistungsfähigkeit, der Betriebsamkeit und des auf das Nützliche gerichteten Geistes; „denn nur eine gesteigerte innere und äußere Concurrenz kann

Digitized by Google

den moralischen Grundlagen der Volkswirthschaft helfen"; eine Reform des Volkscharakters muß die unterste Basis gebesserter wirthschaftlicher Zustände bilden. An diese Wirkungen aber wird sich unzweifelhaft die Vermehrung der Capitalskräfte und des Credites anschließen; damit aber werden auch leichtere und vervielfältigte Verkehrsmittel geschaffen werden. „Zur Verbesserung unserer Verkehrsmittel — sagt der Verfasser — brauchen wir Capital, zum Capital Credit; der Credit aber folgt dem Fleiße, der Geschicklichkeit, der Intelligenz und dies alles der ungehemmten Volkswirthschaft, d. h. dem Freihandel. Das was als Voraussetzung gefordert wird, kann also der Natur nach nur die Folge sein! Der Freihandel muß die äußere, zwingende Veranlassung für die totale Reform der österreichischen Volks- und Staatswirthschaft, er muß ihre Ursache und nicht ihre Wirkung werden.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die überzeugenden Schlußfolgerungen des Verfassers noch weiter hier mittheilen wollten; die finanziellen und politischen Gründe für den Freihandel werden mit eben so vielem Scharfsinne vertreten, wie die nationalökonomischen. Namentlich bringt Herr Fröbel einen Erfahrungsbeweis aus der jüngsten Vergangenheit Frankreichs bei, der selbst Ungläubige bekehren dürfte; er billigt schließlich im Allgemeinen den neuen österreichischen Tarifentwurf, denn er sieht „in dem Aufgeben der Differentialzölle und in der Herabsetzung der Außenzölle auf die mittlere Höhe allgemeiner Zollsätze einen wesentlichen Fortschritt und die Gewährung wenigstens eines Theiles der Bedingung jener Vortheile", die er „von einer consequenter durchgeführten Reform, die uns auf reine Finanzzölle führen soll", in der Zukunft erwartet.

Wir können die Schrift, die niemand unbefriedigt lesen wird, schon darum mit aller Wärme empfehlen, weil sie das offene und ehrliche Bekenntniß einer wahren Ueberzeugung ist, weil sie nicht schwankend lavirt, um es mit keiner Partei zu verderben, sondern männlich Farbe bekennt. Und das ist heute so selten, das Farbe bekennen!

Dr. Franz Neumann.

Kurze kritische Besprechungen.

Beitzke: Geschichte des Jahres 1815. 2. Band. Berlin 1865. Kobligk. 8. 537 S.

H. M. R. In dem kurzem energisch geführten Feldzuge von 1815 enthalten die Tage vom 16. bis 18. Juni die weltgeschichtliche Begebenheit der vollständigsten Besiegung Napoleons. In wenigen Stunden, kann man sagen, war das Schicksal Europa's entschieden In drei Wochen hat Napoleon, von Elba kommend, Frankreich und den Thron eingenommen. In drei Tagen war seine Macht zertrümmert. Am 18. Juni bei Belle Alliance geschlagen auf belgischem Boden langte Napoleon am 20. in Paris an und war nach 36 Stunden schon abgesetzt. Diese Begebenheiten hat der Verfasser des angezeigten

Digitized by Google

Werkes in dem vorliegenden zweiten Bande zum Gegenstande einer mehr als 500 Seiten füllenden eingehenden Darstellung gemacht. Die bekannte Fähigkeit des Autors in der Behandlung der Kriegsgeschichte tritt auch hier vortheilhaft hervor, während der rein politische Theil den Mangel an Gestaltungskraft deutlich verräth. Die Anordnung des Stoffes, die politische Gliederung, die scharfe Fassung, Kürze und Prägnanz vermißt man nur zu häufig. Beitzke zerfasert den Stoff und geht damit so sehr in die Breite, daß der Leser nur mit Mühe die Uebersicht des Ganzen festhalten kann. In dieser Richtung verdient die kürzlich bei Hirzel in Leipzig erschienene Schrift: „Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris, von J. Königer" — entschieden den Vorzug.

Gewissenhaftigkeit und sorgfältiges Eingehen zeichnen Beitzke's Buch hingegen vor allen anderen Werken desselben Inhaltes aus. Im Allgemeinen fußt seine Darlegung auf Grolmann-Damitz, Wagner, und General Hofmann, während er, und nicht ohne Grund, sich Müfflings Denkwürdigkeiten gegenüber hie und da Vorsicht auferlegt. Von französischen Schriftstellern sind seiner Auffassung der Verhältnisse in Frankreich, Vanlabelle, Fleury und Thiers am meisten nahe.

Es dürfte interessant sein, zu sehen, wie Beitzke mit Charras, dem vor kurzem gestorbenen Republicaner, der eben auch als politisch-militärischer Schriftsteller diesen Gegenstand behandelt, abfindet. Beitzke sieht in Charras, dessen Geschichte von 1815 viel Neues und darunter entschieden Werthvolles enthält, nur den entschiedenen Widersacher Napoleons III., also auch den Feind Napoleons I., und meint in dieser Sinnesart habe auch der Republikaner sein Buch geschrieben. „Was Charras von Benützung des französischen Kriegsarchivs anführt, ist nicht hoch anzuschlagen, da bei der Verwirrung von Waterloo die meisten Dienstpapiere verloren gingen. Das Archiv im Haag mag wohl von Nutzen gewesen sein, wiewohl Charras weder Holländisch noch Deutsch verstand."

Den Kampf bei Ligny schildert Beitzke nicht anschaulich genug, wo hingegen die Schlacht bei Belle Alliance ein auf das sorgfältigste gezeichnetes, lebhaft gefärbtes Bild bietet. Daß er die große Siegesthat ein deutsches Werk nennt, geschieht mit vollem Rechte. Der Verfasser steht da auf dem Boden, den die neuere Quellenforschung uns einnehmen heißt gegenüber der englischen unwahren Darstellung. Der Satz: „Gewinn hat der Sieg von 1815 weder Deutschland noch Preußen gebracht" — stimmt ganz folgenrichtig zu jenem andern: „das Ausland handelte ungerecht und unmoralisch, die Franzosen mit Krieg zu überziehen" — und zu des Verfassers Auffassung von Napoleon. Diese Auffassung ist aber grundfalsch, wie wir heute wiederholen müssen, und glauben damit ebenso nicht fehl zu gehen, wie unsere Nachweise bei Beurtheilung des ersten Bandes mit den competentesten Urtheilen Uebereinstimmung fanden. Der Verfasser der Geschichte der Freiheitskriege vergißt gänzlich die Erklärung der Verbündeten, nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon zu Felde zu ziehen, was die Franzosen sehr wohl begriffen, indem sie den Kaiser zur Abdankung zwangen. Sie hatten eben nicht Lust, nach 23 Kriegsjahren sich gegen das verbündete Europa in vergeblichem Kampfe vollends aufzureiben, der cäsarischen Willkür zu Liebe, während sie sich nach dem Segen friedlicher geordneter Zustände aus vollem Herzen sehnten. Das Preisgeben Napoleons von Seiten Frankreichs ist in den Augen des preußischen Fortschrittsmannes „feig und niederträchtig und der großen Nation wie des großen Mannes nicht würdig" (S. 61).

Der Patriotismus führt unseren Autor zu einem entschiedenen Mißgriff, wenn er sich unabläßig müht, den Ruhm Wellingtons zu verkleinern, wie das auf S. 45 in unverantwortlicher Weise geschieht: „Nie ist ein Mensch auf Erden mehr ein Kind des Glückes gewesen. . . . Nie hat ein Mann mit leichterer Mühe, nur durch das zähe Aushalten in einer Schlacht, bis die Rettung von einem Andern kam, eine Unsterblichkeit

Digitized by Google

errungen, die durch Jahrhunderte und Jahrtausende währen muß, so lange von dem großen Imperator die Rede sein wird, als der brittische Feldherr".

Der Ruhm Wellingtons datirt schon vom Kriege in Spanien. Jene Defensive vom Frühling 1809 bis zum März 1811, die Massena, den ersten Soldaten des Kaiserreiches, das Schooßkind des Glückes, den Helden von Rivoli, zum Rückzuge nöthigte, seine Siege über Soult und Marmont, die Erstürmung von Almeida, Badajoz, der glorreiche Sieg von Salamanca, vor allem seine großartige Organisationsthätigkeit in dem ihm fremden Lande, das er, der „Ketzer", dem Joche der Knechtschaft entriß, mit dem glänzenden Siegesfinale über Jourdan bei Vittoria — zählen diese Thaten so gering? Wir glauben, daß Gervinus, Häusser und vor allem der preußische Historiker Sybel (Kleine Schriften) darin gerechter geurtheilt haben. Nicht Unkenntniß, das ist selbstverständlich, sondern die Sucht zu vergleichen, bringt solche Ungerechtigkeit und Unzukömmlichkeit hervor. Das Nebeneinanderstellen der beiden Feldherren Wellington und Blücher mag zum Verständniß der Helden des gewaltigen Kriegsdrama's wesentlich beitragen und wären die Skizzen jedenfalls ganz am Platze. Das Vergleichen aber zweier in ihrem Wesen, nach Nationalität, Geburt, äußeren Lebensverhältnissen und Bildung grundverschiedenen Charaktere kann nur das Urtheil verwirren. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß die Terrainschilderungen zum Verständnisse des Ganzen wesentlich beitragen und durch die beigegebene fleißig und sorgfältig gearbeitete Karte der Leser angenehm unterstützt wird.

Renouard, C.: Geschichte des französischen Revolutionskrieges im Jahre 1792. Cassel 1865, bei Th. Fischer. 495 S.

K. R. Der warme hessische Patriot und treffliche Geschichtschreiber Renouard hat nach bisher unbenützten handschriftlichen Originalien und anderen Quellen in dem oben angezeigten Werke eine Geschichte des französischen Revolutionskrieges im Jahre 1792 geliefert, welche nach dem Ernst und Eifer der Forschung ebenso als der Leichtigkeit und Schönheit der Darstellung alle Aufmerksamkeit verdient. Gerade die letzteren Eigenschaften sind alles Lobes werth, da der Verfasser, ehemals selbst Militär, seinen Stoff nur vom militärischen Standpunkt aus betrachtet und behandelt und dabei eine Dürre und Einförmigkeit der Darstellung, die am Ende nur für den Fachmann ein Interesse bieten kann, wohl schwer und selten zu vermeiden ist. Renouard hat diese Schwierigkeiten, die ihm der Stoff entgegenstellt, glücklich überwunden. Er hat ganz richtig erkannt, daß eine enge Verbindung der politischen mit den militärischen Verhältnissen und Ereignissen geboten ist, wenn der Gegenstand, dem er seine Forschungen zugewendet, ein lebhafteres Interesse erringen soll, und der Krieg des Jahres 1792 „ohne eine genügende Beachtung der auf ihn einwirkenden zahlreichen politischen Thatsachen ꝛc. und bloß mit Rücksicht auf die Kriegsgeschichte an sich nimmer zu einem vollen Verständnisse gebracht werden kann." In dieser Art der Behandlung ist desselben Gelehrten „Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westphalen von 1757 bis 1763" in drei Bänden schon ein treffliches Muster. Wie in jener Zeit, so verschwinden auch bei dem denkwürdigen Krieg des Jahres 1792 die Schlachten und Kriegsthaten, die Siege und Niederlagen vor den großen politischen Ereignissen, innerhalb welcher der Kanonendonner eigentlich nur die Stimmung oder der Farbenton ist, von welchem die Zeit beherrscht wurde.

Der französisch-deutsche Krieg des Jahres 1792 ist die Erprobung der Richtigkeit der Grundsätze und Ideen, welche die französische Revolution bis zu dem Augenblick gelehrt, in dem eben Schwert und Muskete sie prüfen und sondern sollte. Auf dem Schlachtfelde tritt der alte morsche Feudalstaat zum ersten Male der Revolution und ihrer neuen Staatsordnung entgegen. Eine einzige Nacht, jene Nacht des 4. August 1789 hatte

Digitized by Google

die Zukunft Frankreichs von dem Augenblicke an und die Vergangenheit bis zu demselben getrennt. Die Stürme der Revolution, die diesem Augenblick folgten, ließen keine Hoffnung, die gewaltsame Trennung je wieder in friedlicher Weise zu versöhnen. Mit Verwegenheit errichteten die Revolutionäre des Jahres 1789 einen neuen Staatsorganismus, und dieser neue Staat war es, der durch das Ministerium der Gironde endlich dem König von Böhmen und Ungarn und dem König von Preußen den Krieg erklärte, der in Belgien im April 1792 begann und nach wechselvollem Glück und Unglück im December 1793 endete. Die Revolution hatte gesiegt, der neue Staat hatte seine Kraft erprobt und bewährt gefunden. Die mittelalterlichen Staaten aber, die ihm gegenüber getreten waren, kehrten geschlagen und gedemüthigt heim, ihr Vertrauen war tief unterhöhlt, und je ohnmächtiger die Kräfte hier zusammenbrachen, desto verwegener und selbstständiger richteten sie sich auf der anderen Seite empor. Und in dieser Vertheilung der Kräfte, die sich hier so gewaltig zeigte, liegt das ganze Wesen des denkwürdigen Feldzuges vom Jahre 1792. Verhältnisse so eigenthümlicher Natur wurden dadurch herbeigeführt, daß aus ihnen sich „zum großen Theile die französische Revolution in ihrer welterschütternden Weise fortentwickelte und in weiterer Beziehung eine mehr als zwanzigjährige Kriegsperiode hervorging". Das deutsche Reich ging mit eiligen Schritten seiner Auflösung entgegen Die schwachen Bande, die es vor dem Kriege noch zusammenhielten, waren nach demselben fast vollständig gelöst. Die polnische Monarchie wurde während des Krieges gänzlich zerstört, das Land zerstückelt und das Volk an drei fremde Regenten überliefert. Frankreich endlich selbst vermischte mit dem Blut seiner Armeen auf dem Schlachtfelde das Blut seines Königs und verwandelte sich inmitten des drohendsten Kriegsunglückes in eine Republik. Und eine Republik mitten unter absoluten Monarchien, wie sie das übrige Europa zeigte, war für die Begriffe der damaligen Staatsmänner eine Unnatürlichkeit, die vernichtet werden mußte, oder eine furchtbare Gefahr, vor der alles am Ende zu Grunde gehen konnte.

Das sind jene großen politischen Ereignisse und Charakterzüge, mit denen Renouard seine Kriegsgeschichte des Jahres 1792 illustrirt. Aus ihnen gestaltet sich für ihn die Wichtigkeit der einzelnen Kriegsereignisse, die Tragweite der einzelnen Kriegspläne der Verbündeten; es erklärt aus ihnen die Eifersüchteleien derselben, das Mißtrauen unter ihnen, welches so häufig die militärischen Operationen gefährdete, oft Tausende dem nutzlosen Tode überlieferte, Siege unbenützt vorübergehen ließ, Niederlagen viel empfindlicher machte, als sie nach den Verlusten eigentlich sein konnten. Ganz trefflich sind in dieser Art der Darstellung die Charakteristiken der leitenden Kreise der Verbündeten und die Erklärungen der einzelnen Kriegspläne. Wir können darauf nicht des Näheren eingehen. Die Märsche der einzelnen Corps und Heeresabtheilungen, ihre Schlachtordnungen und Dislocationen, die Formationen, Bekleidung und Bewaffnung der Truppen müßten so ausführlich wiedergegeben werden, wie es der Verfasser eben thut, wenn man ein deutliches Bild von denselben entwerfen wollte. Der dritte und siebente Abschnitt sind in dieser Richtung ganz meisterhafte Darstellungen. Daß der Verfasser hier mit besonderer Vorliebe der aufopfernden Thätigkeit und übermenschlichen Anstrengungen seiner Landsleute, der wackeren Hessen gedenkt, liegt keineswegs in seiner nationalen Zuneigung, sondern in der That in dem großen Antheile, den die hessischen Truppen an den Kämpfen und Siegen der ersten Kriegsmonate und am Ende des Krieges an den Kämpfen am Rhein und Main und der endlichen Wiedereroberung Frankfurts nahmen. Gerade hier verwerthet der Verfasser die sorgfältigen Aufzeichnungen des Adjutanten Appelius in dem hessen-kassel'schen Gardegrenadierregiment und die handschriftlichen Originalien des erst vor wenigen Jahren verstorbenen hessischen Obersten a. D., Kellermann, der als Artillerieofficier bei dem hessischen Corps gleichfalls dem Feldzuge in der Champagne u. s. w. beiwohnte.

Digitized by Google

Auf der anderen Seite aber ist das vorliegende Buch eine lehrreiche Illustration für die Geschichte der Bildung des französischen Heerwesens und der gesammten modernen Kriegführung Europa's, die von den französischen Schlachtordnungen vom Jahre 1792 und 1793 her datirt. Die Revolution hatte in der französischen Armee alle Disciplin zerstört. Mit dieser war die Taktik verschwunden und von einem Avanciren, Ordnen und Aufstellen einer Schlachtlinie keine Rede. Niederlagen der Franzosen waren nothwendig gegenüber den streng gehaltenen Truppen Oesterreichs und Preußens. Diese Zustände aber lehren die Franzosen den großen Krieg vermeiden und die regelmäßigen Schlachten. Die zuchtlosen Heere werden nur in kleinen Gefechten verwendet. Das Terrain der Champagne begünstigte diese Bemühungen und Dumouriez war der geeignete Mann, alle diese neuen Hülfsmittel zu verwerthen. Die ganze Kriegsgeschichte Renouards verzeichnet eigentlich von Seiten der Franzosen keine regelmäßige Schlacht. Den Feind necken, immer tirailliren und durch unregelmäßiges Feuer ängstigen, das waren die Kunstgriffe, durch die man seine Ueberzahl gebrauchte. Man wechselte die Kräfte, gab so dem Einzelnen Zutrauen und erzog durch die Erfahrungen, die jeder machen konnte. Renouard hat dies nur wenig hervorgehoben. Man muß aus den Schlachtordnungen, die er beschreibt, diese Resultate sich selbst suchen. Das Gefecht bei Mons, die Schlacht bei Jemappes, die Einnahme von Mainz sind Beweise davon. Das erste Gefecht hatte von einer regelmäßigen Schlacht nichts als die Touren, in den beiden anderen siegte nur die Ueberzahl. Dumouriez leitete diese Kriegskunst, Carnot gestaltete sie endlich zu einem vollständigen System. Die Kunst der Kriegsschauplätze trat an die Stelle der Schlachtfelder, die Strategie oder hohe Taktik an Stelle der kleinen. Nur auf diese Art konnte man die rohen Massen glücklich verwerthen. Nachdem Frankreich durch zahlreiche Niederlagen bei Eröffnung des Krieges seine neue Kunst erworben hatte, siegte es über die gedrillten Heere der Verbündeten, die mit ungeheuren Trains dahermarschirten, die Bewegungen verzögerten, jeden Rückzug in eine wilde Verwirrung verwandelten, die in der Schlacht selbst ihre Schlachtlinien weit über ihre Kräfte ausdehnten, in dünnen Linien dem zusammengeballten Feind gegenüberstanden. Es brauchte harter Lehren, ehe die deutschen Feldherrn dem neuen Kriegssystem, einem echten Revolutionskinde, sich zuwendeten.

Das ist in der That das wichtigste Verdienst Renouards, daß er in der Beschreibung des Krieges von 1792 und der Darstellung der Siege und Niederlagen ein so sprechendes Beispiel für die moderne Kriegswissenschaft liefert. Aber trotz der Ausführlichkeit desselben wird man es verstehen müssen, zwischen den Zeilen zu lesen.

Brommy: Die Marine. Neu bearbeitet von Heinrich v. Littrow. Berlin 1865. Dunker.

A. Sch. Da die deutsche Seemannslitteratur bisher überhaupt eine spärliche ist und namentlich wir Binnenländler von dem gefahr- und entbehrungsvollen Leben des Seemannes vielfach eine falsche oder gar keine Vorstellung haben, so müßte man ein solches Buch mit dieser klaren und, ohne den Stempel der Seemannssprache zu verwischen, gemeinfaßlichen Form unter allen Zeitverhältnissen willkommen heißen. In unserer Zeit aber, wo mit mehr oder minder richtigen Urtheilen über die Bedeutung einer Seemacht gesprochen wird, hat ein Buch, welches mit Sicherheit und Kenntniß die Vorbedingungen Oesterreichs zur Betheiligung am Welthandel verzeichnet und auch sonst einen näheren Einblick in das Wesen der Marine gestattet, doppelten Werth. Das Buch zerfällt in zwölf Abschnitte, von denen die Abschnitte 2 und 3 als die Ergebnisse eindringenden Studiums und jahrelanger Beobachtungen für Rheder und Schiffsbaumeister viel Lehrreiches enthalten. In den Abschnitten 4, 5, 7 bis 10 finden wir die Tackelliste vom

Digitized by Google

Hauptmaste bis zum „Eselshaupte", die Ausrüstung des Schiffes vom unentbehrlichen Anker bis zur kleinsten Flagge, die Rangordnung und Obliegenheiten der Schiffsmannschaft vom Admiral bis zum Schiffsjungen, die Schilderung des Dienstes im Hafen und zur See von der Uebernahme des Schiffes bis zum Schiffbruche. Abschnitt 11 enthält eine Beschreibung der nautischen Taktik. Von hohem und allgemeinem Interesse sind die Abschnitte 1, 6 und 12. Neben den Andeutungen über den Werth einer mächtigen Flotte, über die Vorbedingungen des Gedeihens der österreichischen Handelsmarine, über den Deutschen als Seemann, „der im Allgemeinen alles leistet, was er in seiner Lage leisten kann, und mehr als jede andere seefahrende Nation", tritt hier das Meer vor uns mit allen seinen Erscheinungen und sehen wir den Seemann in seinem ganzen Leben und Treiben, seinen Freuden und Gefahren, bis er, in seine Hängematte eingenäht, von vier Kameraden zum Fallreep getragen, ins nasse Grab sinkt. Dieser Theil des Buches ist es aber auch, den eine gewisse, an der Erinnerung sich nährende poetische Wärme durchzieht, wie sich überhaupt, wo der Gegenstand nicht an sich zu trocken ist, der geist- und gemüthvolle Dichter der „Lieder aus der See" nicht verkennen läßt.

Flir Alois: Regnar Lodbrog oder der Untergang des nordischen Heidenthums. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Innsbruck 1865, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung.

Flir wandte sich in seiner Jugend mit der ihm eigenthümlichen Begeisterung dem Drama zu. Schon in einem Briefe vom 24. März 1825 berichtet er ausführlich über den Plan, ein Theater: „Alfred der Große, König von England" zu schreiben und in zwei anderen Briefen (8. und 25. April desselben Jahres) kommt er darauf wieder zurück. Am 12. August 1826 meldet er, daß Alfred auferstanden sei, in zwei Monaten habe er ihn ganz neu — fix und fertig — bearbeitet. „Ich konnte diesen angelsächsischen Helden unmöglich von meiner Brust loswinden, an die er sich schon hing, als ich noch ein Knabe — in der dritten Classe des Gymnasiums — war", und am Schlusse desselben Jahres schreibt er, daß er an seinem Drama noch Vieles verbessern wolle. „Die Grundfläche bleibt, nur an den aufgetragenen Farben will ich noch veredeln." Als dies Drama, das er so lange in sich trug und dem er seine beste Kraft gewidmet, vollendet war, faßte er, durch den Erfolg neu ermuthigt, größere Pläne. Am 26. April 1828 schreibt der junge Mediciner aus Wien: „Mein Drama muß mit der Geschichte des deutschen Volkes fortschreiten. In der Mythenzeit mache ich den Anfang. Ein herrlicher Stoff kommt mir entgegen: Balders Tod. Die Hauptidee ist entwickelt; manche Quellen habe ich schon gefunden in der Edda und in Görres' asiatischer Mythengeschichte. In drei bis vier Jahren möchte ich die Sache vollenden; im ersten Jahre beginnen, im zweiten arbeiten, im dritten endlich feilen. Die Idee ist so herrlich, daß sie an mir zehrt und mich kaum ruhen und kaum denken läßt, und ich fühlte das Hemmende meiner Verhältnisse, des Hofmeisterwesens, Stadtwesens, Schulwesens u. s. w. noch nie so unerträglich, als eben jetzt, wo ich schaffen möchte!" Ob Balders Tod zur Ausführung gekommen ist, wissen wir nicht. Daß aber Flir seine Aufmerksamkeit noch der Bühne zuwandte, nachdem er schon entschlossen war, dem Priesterstande sich zu widmen, geht aus einem Schreiben vom 17. Februar 1831 hervor, in dem er sagt: „Das Schicksal meiner Tragödie ist mir noch unbekannt; sie ist in den Händen des Theatersecretärs Schreyvogel." Er wollte dieselbe auf die Bühne bringen. Daß es Alfred nicht war, muß man aus dem Titel „Tragödie" schließen. Vermuthlich war es die uns nun vorliegende Dichtung, welche Flir wiederholt überarbeitet und an

Digitized by Google

die er 1845 die letzte Feile angelegt hat. Es ist das einzige dramatische Werk, das uns von dem genialen Manne erhalten worden ist. Der Stoff ist dem Saxo Grammaticus entnommen, dem Flir auch das die Idee des Stückes bezeichnende Motto: „Quem (Hellam) Regnerus classe adortus justa omnipotentis animadversione manifestas detractæ religionis pœnas pependit“ entlehnte. Der sagenberühmte Recke Regnar, der uns das nordische, nie rastende Heldenthum und das Hinausstreben desselben ins Weite am schönsten repräsentirt, er, das Ideal der fernhinstrebenden Wickinger, war wie für Flirs Muse geschaffen. Das Scheitern, der tieftragische Ausgang dieses Helden entsprach ganz den Ansichten Flirs, die er vom Drama hatte. „Das Epos“, schrieb er, „giebt an, wie der Mensch in eigener Kraft und mit Gottes Hülfe zum Ziele strebt; das Drama hingegen offenbart die innerste Wesenheit des Verbandes zwischen Endlichem und Unendlichem, das Geheimniß des Alllebens. Im Epos ist der Mensch der Held, im Drama Gott selber; dort das Individuum, hier das All; dort das Erscheinen und Entwickeln, hier das Verschwinden und Verschlingen: dort das Leben, hier der Tod.“ (Briefe aus Wien S. 42.)

Regnar, der gefürchtete Held des Nordens, an dessen Ferse der Sieg sich geklammert hatte, mußte im Schlangenthurme durch höheres Walten enden, weil er dem einbrechenden neuen Leben, dem Christenthume, starr die Stirne bot als Träger des niederbrechenden Heidenthums. Dies ist die Idee der Sage — und des vorliegenden Drama's. Was die Composition und Ausführung betrifft, so hat uns das Stück wirklich angenehm überrascht. Die Anlage ist genau durchdacht und auf's glücklichste entworfen. Von der ersten Scene bis zum Schlusse schreitet die Handlung consequent, rasch und immer spannend vor. Keine müßige Scene stört den Organismus, keine beeinträchtigt den Totaleindruck durch zu breite Ausführung. Der Dialog ist durchaus knapp und kräftig, ja zeigt manchmal epigrammatische Kürze. Flir scheint sich hierin Shakspeare und Lessing zum Muster genommen zu haben. Die Charaktere sind durchaus scharf gezeichnet, sie sind wirkliche Individuen, jedes mit eigenem Gepräge. Der starre, reckenhafte Regnar, sein würdiger Sohn Ivar, der weichere Biorno, die ahnende Aslauga, der verschmitzte Usurpator Hella, kurz alle sind sicher gemeißelte Gestalten, die ihrer Heldenzeit genau entsprechen und ihren Eindruck selbst auf der Bühne nicht verfehlen könnten.

Flirs kräftiger, das Große und Starke liebender Geist war ganz geeignet, derartige nordische Helden zu schaffen. Einzelne Herbigkeiten und Härten in Sprache und Vers, deren sich der Dichter in seinen Poesien nie ganz erwehren konnte, beleidigen im Munde dieser gewaltigen Wickinger nicht, sondern sind ihrem Wesen vielmehr passend. Wir können diese Dichtung allen Freunden des geistreichen Priesters als die schönste Erinnerungsgabe, die aus seiner Feder geflossen, empfehlen. Hier athmet und webt wirklich der allen seinen Schülern unvergeßliche Geist. Am Schlusse dieser kurzen Anzeige können wir es uns nicht versagen, einige Verse, die Wittekind, dem Sohne des großen Sachsenführers, in den Mund gelegt sind und heutzutage für Tirol eine specielle Bedeutung haben, hieher zu setzen:

Der äußere Zwang kann keinen Irrthum lösen:
Er scheucht ihn tiefer nur hinein ins Herz.
Dem Geiste kommen wir nur geistig bei,
Ihn können rohe Hände nicht berühren.
Das Schwert für Wahrheitskämpfe ist das Wort.
Kein Weg als dieser führt zum schönen Ziele.
Wie kann die Gottheit einen andern wollen?
Hat sie nicht selbst uns diesen vorgezeichnet?

Digitized by Google

* Anton Schmalfuß, geboren am 2. Jänner 1821 zu Medruschitz, einem Dörfchen eine halbe Meile von Saaz, war der älteste Sohn eines mit fünf Söhnen und vier Töchtern gesegneten bäuerlichen Ehepaares. Einem so kinderreichen Elternpaare, welches das tägliche Brot für alle schwer erarbeiten mußte, war es unmöglich, ihrem ältesten Sohne bei dessen Abgange vom Saazer Gymnasium zur Prager Universität mehr als eine kärgliche Unterstützung zu gewähren, so daß unser Schmalfuß, den ein feines Ehrgefühl abhielt, sich um einen Freitisch zu bewerben oder auch nur Gönner zu suchen — ungeachtet einiger mühsam erlangten, armselig honorirten Stunden als Privatlehrer — oft mit dem bittersten Mangel zu kämpfen hatte. Dies und sein rastloser, vielmals ganze Nächte zu Hülfe nehmender Studireifer, dem er es freilich verdankte, daß er in allen Jahrgängen aus sämmtlichen Gegenständen die Vorzugsclasse erhielt und die strengen Prüfungen mit glänzendem Erfolge ablegte, mochten wohl aber auch den Grund zu seiner schwachen Gesundheit gelegt haben. Nach vollendetem philosophischen Cursus absolvirte er die zwei Jahrgänge des Schullehrerseminares. Da er aber keine Aussicht zu einer Lehrerstelle hatte, wendete er sich sofort auf den Rath einiger Freunde mit frischem Eifer den vierjährigen Studien am Prager Polytechnicum zu und hatte eben bei der Katastralvermessung in Wien eine provisorische Anstellung für Krakau im Februar 1848 erlangt, als der darauf folgende ereignißreiche März dieses verhängnißvollen Jahres die auswärtige Thätigkeit jenes Amtes plötzlich lähmte und unseren wieder stellungslos gewordenen Schmalfuß zum Aufsuchen einer neuen Existenz nöthigte. Inzwischen hatte sich in Wien ein deutscher Verein gebildet, dem Schmalfuß mit ganzem Herzen sich anschloß und bald seine uneigennützigen Dienste als Secretär mit voller Hingebung widmete. Begeistert für politische Freiheit, entsagte er, schmerzlich enttäuscht nach wenigen Monaten für immer jeder Betheiligung am politischen Leben. Er zog sich im Spätherbste des Jahres 1848 in ein von da an ununterbrochenes, an Vereinsamung grenzendes litterarisches Stillleben mit desto concentrirterer schriftstellerischer Thätigkeit nach zwei sehr verschiedenartigen, von ihm aber mit gleicher Liebe umfaßten Richtungen hin, zu denen er durch sein Vorleben auch den Beruf hatte, nämlich nach der historischen und nach der landwirthschaftlichen. Mit jener beginnend, arbeitete er sein schon seit früheren Jahren planmäßig gesammeltes Materiale zu dem einzigen selbstständigen Buche: „Die Deutschen in Böhmen", Prag 1850, aus. Seine nachfolgende Wirksamkeit als vieljähriger Mitredacteur an den beiden von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in deutscher Sprache herausgegebenen landwirthschaftlichen Zeitschriften und später als Redacteur des vom Herrn Wirthschaftsrathe Komers herausgegebenen „Landwirthschaftlichen Jahrbuches", so wie als Redacteur der „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen", an deren Begründung er ein wesentliches Verdienst hatte, ließ ihm nur eben noch Zeit zu vielen trefflichen, aber vereinzelten, häufig nicht einmal mit seiner Chiffre „S" unterzeichneten Aufsätzen. Am 1. Juli d. J. erlag er den Folgen einer Lungenentzündung.

* James Fergusson, der bekannte englische Kunsthistoriker, stellte vor achtzehn Jahren den befremdenden Satz auf, daß das Constantinische Grab Christi nicht in der heutigen Grabkirche, sondern auf dem Moriath im Felsendom liege. Nachdem die im 12. Jahrhundert und später casenartig hervorgetretene Tradition, daß derselbe ein vormohammedanischer Tempel der Christen sei, unbeachtet geblieben, mußte der Ansturm auf alle bisherigen Darstellungen einen vielseitigen Kampf um so eher hervorrufen, als die Angriffswaffen mit geübter und fester Hand geführt wurden. Um aber einem oft gemachten Vorwurf: daß Fergusson niemals in Jerusalem gewesen sei und daher den Gegenstand nicht genau kennen könne, die Spitze abzubrechen, unternahm er im letzten Jahre eine Reise nach der h. Stadt. Die Forschungen des Augenzeugen sind nun in einer der zwei

Digitized by Google

kürzlich in London erschienenen Vorlesungen: „The Holi Sepulchre and the Temple at Jerusalem“ (J. Murray) niedergelegt. Wenn man etwa glauben möchte, daß der Verfasser viel Neues selbst sah, so finden die Leser Gelegenheit, den Irthum zu berichtigen, er stützt sich vornehmlich auf die früher benutzten guten Quellen und auf das neueste Prachtwerk des Grafen de Vogüé.

D. (Vom deutschen Büchermarkte.) An die Spitze unseres heutigen Berichtes stellen sich sowohl der Anzahl als der Bedeutung wegen die Novitäten aus dem Gebiete der geschichtlichen Litteratur, und wir freuen uns, daß wir die Aufzählung derselben mit einer willkommenen Erscheinung des hiesigen Büchermarktes beginnen können. Es ist dies ein neuer, der dritte Band von Alfred Ritter v. Arneths ausgezeichnetem Werk über die große Kaiserin Maria Theresia, das sowohl durch die Fülle wichtiger neuer Mittheilungen aus fleißigen Archivstudien als durch seine klare und interessante Schreibweise sowohl im größeren Publicum als vor dem Forum fachmännischer Kritik nicht gewöhnlichen Beifall gefunden hat. Doppelt willkommen aber sind uns solche unparteiische Geschichtswerke gegenüber der sehr rührigen und viel producirenden Geschichtslitteratur des Auslandes, der nur zu oft eine einseitige Parteinahme auf jeder Seite aufgeprägt ist. Der neu erschienene dritte Band bringt das Werk zu seinem Abschluß; seinen Inhalt bilden die Jahre 1745 bis 1748, also der wichtigen Ereignisse des zweiten schlesischen Krieges, des Friedens zu Dresden, des Todes Karls VII. und der Erwählung Franz I. zum deutschen Kaiser, des Feldzuges von 1747 in den Niederlanden, bis der Frieden von Aachen die kriegerische Periode beendigte. — Eine andere wichtige Erscheinung liegt uns vor in einer Monographie von Wilh. Maurenbrecher über die letzten zehn Jahre Karls V. und seinen Kampf gegen die deutsche Reformation („Karl V. und die deutschen Protestanten 1545 bis 1555“). Der Verfasser rühmt in dem Vorwort die unerwartet reiche Fundgrube, die ihm das spanische Staatsarchiv zu Simancas gewährte, das an Ort und Stelle zu durchforschen ihm die Liberalität des preußischen Cultusministeriums ermöglichte, und macht zugleich die interessante Mittheilung, daß er als eine weitere Frucht seines über ein Jahr langen Aufenthaltes in Simancas die spanischen Staatspapiere zur deutschen Geschichte seit dem Augsburger Religionsfrieden ediren werde, zu welch' größerem Unternehmen ihm weitere Mittel zugesagt worden sind. Auch der genannten Monographie sind in einem, ein Drittel des ganzen Buches einnehmenden Anhang eine Anzahl von Actenstücken aus dem Archiv zu Simancas beigegeben. — Ein großes Specialwerk ließ H. Böttger, königl. Bibliothekssecretär in Hannover, erscheinen: „Die Brunonen, Vorfahren und Nachkommen des Herzogs Ludolf in Sachsen von 775 bis 1117, nebst den Voreltern desselben überhaupt von 450 an.“ - Endlich führt uns auf das Gebiet des classischen Alterthums: „Athen und Hellas. Forschungen zur nationalen und politischen Geschichte der alten Griechen“, von Dr. W. Oncken, Privatdocent in Heidelberg; der bis jetzt erschienene erste Theil enthält: Einleitung, Cimon, Ephialtes; diesem soll als Inhalt des zweiten Bandes der Forschungen: Perikles und Kleon folgen. In dem Titel ist die Richtung dieser Studien angedeutet, die, so viel ein flüchtiger Blick zu urtheilen gestattet, viel Interessantes über das staatliche und Culturleben des alten Griechenland zu geben versprechen; es mangelt uns leider der Raum, den reichen Inhalt näher zu specificiren und müssen wir zur Durchsicht des Buches selbst auffordern.

Digitized by Google

Der unerschöpfliche Nachlaß Varnhagens hat abermals einen neuen starken Band ins Leben gerufen, der das Tagebuch aus dem Jahre 1851 enthält. Während in früherer Zeit eine solche Niederlage des Scandals der Welt aus einer der Gegenwart so nahe liegenden Zeit, Aufzeichnungen, die mit der größten Rücksichtslosigkeit über Lebende oder vor kurzer Zeit Verstorbene unter dem Siegel der Verschwiegenheit Mitgetheiltes verrathen, ein litterarisches Ereigniß gebildet hätten, macht jetzt Ludmilla Assing mit ihren neuen Producten kein Glück mehr, sie gehen jetzt spurlos vorüber, ja, sie hätte sich wohl die Mühe ersparen können, sie in sicherer Ferne vor dem Staatsanwalt ihres Vaterlandes erscheinen zu lassen. In Hermann Grimms neuen „Essays über Kunst und Litteratur" findet sich eine sehr richtige Beurtheilung Varnhagens und seiner Tagebücher, auf die wir hier aufmerksam machen; sie fällt ein hartes, aber nur zu gerechtfertigtes Urtheil nicht so sehr über den, der nur für seine Augen diese Aufzeichnungen machte, als über diejenigen, die sie nach seinem Tode, ohne Rücksicht, ob sie dem guten Rufe des Verstorbenen zu nahe treten würden, so gut zu verwerthen wußten.

Die übrigen Erscheinungen, die uns heute in für die saison morte ziemlich reicher Anzahl vorliegen, müssen wir der Reihe nach aufzählen, wie sie uns zugegangen sind, ohne Gleichartiges zusammenstellen zu können. Eine philosophische Betrachtung: „Der Werth des Lebens", erschien von dem Docenten E. Dühring in Berlin. — Ueber das Seelenleben der Thiere bietet uns Thatsachen und Betrachtungen M. Perty in Bern in einer Sammlung und Umarbeitung mündlicher Vorträge. Von dem Verfasser erschien außer anthropologischen Vorträgen ein merkwürdiges Buch über die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, das die widersprechendsten Urtheile erfuhr, aber ein gewisses Aufsehen machte und in der Lesewelt Beifall fand.

Dr. F. Strauß, dessen letztes Werk seiner neueren litterarischen Thätigkeit eine Kritik Schleiermachers war, ist bereits mit einer neuen Streitschrift aufgetreten. Es richtet sich dieselbe gegen Schenkel und Hengstenberg oder die Halben und die Ganzen, wie ihre Ueberschrift lautet.

Schließlich machen wir alle diejenigen, welchen ein günstiges Geschick gestattet, in Oesterreichs schönen Alpen Erholung zu suchen, darauf aufmerksam, daß von dem besten Reiseführer über die deutschen Alpen, der seit vielen Jahren mit Schmerzen vermißt wurde, von Schaubachs deutschen Alpen soeben der dritte Band (Salzburg, Ober-Steiermark, das österreichische Gebirge und das Salzkammergut) in neuer Auflage erschienen ist, sie mögen dann berichten, ob die Herausgeber der neuen Auflage ihre Aufgabe mit Geschick gelöst haben und das Buch wieder so zuverlässlich und unübertrefflich geworden ist, als seinerzeit Schaubachs deutsche Alpen unerreicht dastanden.

Sitzungsberichte.

Ungarische Akademie. (Sitzung am 10. Juli 1865.) Franz Toldy berichtet über das Ableben Bugáts, Joh. Arany aber über jenes des Alex. Torkos. Toldy gedachte Bugáts in den wärmsten Worten, indem er die Hauptmomente sowohl seines Privatlebens, als seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hervorhob. Auch Arany gedachte Torkos' in ergreifenden Worten, welcher in der Kraft seines Mannesalters — 32 Jahre alt — in Oedenburg verschied. Nach diesen Gedenkreden kam die Reihe an die Vorträge und zwar las zuerst Florian Römer ein Probestück aus dem „Peter Pázmány und

Digitized by Google

seine Zeit" betitelten größeren Werke des Tirnauer Prof. Wilhelm Frankl, dieses außerordentlich fleißigen historischen Forschers, welches das erste politische Auftreten Pázmány's im Jahre 1666 zum Gegenstande hat. Frankl begann die Verfassung dieses höchst interessanten Werkes mit umfassenden Studien. Ungefähr zweitausend, auf jenes Zeitalter Bezug habende Briefe stöberte er in den k. ungarischen Cameral- und geheimen kaiserlichen Archiven, so wie in den Archiven der k. ungarischen Hofkanzlei, des Primatiats, des Museums, der Universität und der Akademie auf. So werden wir ein auf Grundlage historischer Studien geschriebenes Zeitbild bekommen, welches in der hervorragenden Gestalt Pázmány's mit der Beleuchtung eines selbstständigen Geistes einen stürmischen ereignißvollen Abschnitt unserer Geschichte vorführt. Der zweite Vortrag war jener Emerich Henßlmanns, welcher in Sachen des Preßburger Krönungsdomes den Plan Lipperts befürwortete und seine Ansichten theilt, welche Herr v. Eitelberger in der „Wiener Abendpost" geschildert. Gegen jene Ansichten, als vertrüge sich die Polychromie nicht mit den Spitzbogenbauwerken, erwähnt Henßlmann unter anderen der Martyanßer, Velemérer und Turnicsaer uralten Kirchen, welche im Spitzbogenstyl gebaut sind und deren Sanctuarium und Altäre durch ihre Farbenpracht überraschen. Hiemit im Zusammenhange sprach Henßlmann über Polychromie überhaupt, indem er seinen Vortrag mit mehreren Bildern illustrirte. Für dieselbe Sitzung war der Vortrag des Universitätsprofessors Alexander Konek „über die statistische Thätigkeit der k. ungarischen Curie" angemeldet, unterblieb jedoch.

* Historischer Verein für Krain. (Jahresversammlung vom 6. Juli. 1865.) Herr Oberamtsdirector Dr. Costa eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in welcher er die wissenschaftlichen Leistungen des Vereins darlegte. Ferner stellte der Herr Director den Antrag, der historische Verein möge sich an die h. Landesregierung mit der Bitte wenden, das gänzlich vergriffene „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Krain" von Vodnik, welches seinerzeit auf Anregung und auf Kosten der Regierung erschien, durch einen vollkommen geeigneten Historiker umarbeiten, ergänzen und sofort auf unseren Lehranstalten als Schulbuch einführen zu lassen. Die Versammlung genehmigte diesen Antrag, nachdem ein zu demselben gestelltes Amendement nach lebhafter Debatte verworfen worden war.

Sohin erstattete der Herr Director im Namen des Vereines den Dank den hohen Gönnern desselben, Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter Freiherrn v. Schloißnigg für die Gestattung der Durchforschung der Archive, besonders des so reichhaltigen Vicedomarchivs, Sr. Gnaden dem hochw. Herrn Fürstbischofe Dr. Widmer und der löbl. krainischen Sparcasse für die dem Vereine gespendeten Geldunterstützungen.

Endlich drückte der Herr Director sein Bedauern über das Scheiden des langjährigen Mitgliedes Herrn Pfarrers Elze aus, der den gründlichsten Forschungen und Studien über die Geschichte unseres Vaterlandes sich hingegeben hat.

Es folgte der Bericht des Herrn Secretärs und Geschäftsleiters Pfeifer über den Stand der Mitglieder, die Erwerbungen, die innere Geschäftsthätigkeit.

Schließlich stellte Herr v. Radics den Antrag, es möchte der historische Verein sich an die Landesregierung wegen Eruirung und Benützung der Urkunden des aufgehobenen Klosters Sittich verwenden, was auch einstimmig angenommen wurde.

Wegen vorgerückter Zeit konnte die angekündigte Abhandlung des Ausschußmitgliedes A. Dimitz über mittelalterliche Stadtrechte von Krainburg nicht zum Vortrage kommen, und es gab der anwesende Herr Dechant Hitzinger einige kurze Erläuterungen über die windische Mark und die römische Befestigungslinie in Inner-Krain.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Das wissenschaftliche Leben in der Wiener Hochschule während des ersten Jahrhunderts ihres Bestandes.

(Nach Aschbachs „Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestandes", Festschrift zur fünfhundertjährigen Gründungsfeier, Wien 1865, dargestellt.)

Der mehr und mehr sich kundgebende Drang der Neuzeit, das Andenken bedeutungsvoller historischer Ereignisse in würdiger Weise zu feiern, legt Zeugniß ab für das Bedürfniß des Geistes, den Zusammenhang der Gegenwart und Vergangenheit in lebendigem Bewußtsein zu erhalten und die neuen, nach verschiedenen Richtungen sich verbreitenden Bestrebungen auf ihre Quellen zurückzuführen. Mit der Anschauung der höchsten von der Zukunft zu erreichenden Ziele den Rückblick in die Vergangenheit, in die gährende Stimmung beginnender Entwicklung zu verbinden, von neu errungenen Standpunkten aus die verlassenen zu betrachten, befördert nicht nur den Fortschritt des Geistes und das Bewußtsein der noch nicht erfüllten Aufgaben, sondern erweckt auch die Ueberzeugung von der inneren Zusammengehörigkeit aller vereinzelten Bestrebungen, von dem gemeinsamen großen Zwecke, dem selbst die entgegengesetztesten in der harmonischen Entfaltung der Geschichte entgegengeführt werden.

Das fünfhundertjährige Jubiläum der Wiener Hochschule, das in diesen Tagen festlich begangen wird, mahnt uns, an Fragen oder Ereignisse anzuknüpfen, welche das allgemeine, eben bezeichnete Interesse zu befriedigen im Stande wären. Ein Thema dieser Art, das alle unsere Leser mit gleicher Anziehungskraft uns entgegenzuführen im Stande wäre, scheint uns eine Betrachtung des wissenschaftlichen Lebens in der Wiener Hochschule im ersten Jahrhunderte ihres Bestandes zu sein. Wir geben uns dieser Betrachtung um so lieber hin, da wir damit zugleich den wesentlichen Gehalt der trefflichen Festschrift Prof. Aschbachs zur Mittheilung bringen.

I.

Die ältesten Universitäten entwickelten sich meist aus einer Facultät: die Pariser ging hervor aus der theologischen, die salernitanische aus der medicinischen, die Bologneser aus der juridischen. In Wien fand das Eigenthümliche statt, daß die artistische Facultät die Grundlage der Hochschule bildete. Bis in das 15. Jahrhundert hinein stand sie allein in besonderer Blüthe, und erzog sie den anderen Facultäten ihre tüchtigsten Lehrkräfte. Von ihr entlehnte die ganze Hoch-

Digitized by Google

schule die herrschende Methode des Unterrichtes; Ton und Richtung gab sie an. Der Geist, der sie durchdrang, wurde maßgebend für das ganze wissenschaftliche Leben an der Hochschule. Die Koryphäen, welche an der neu gestifteten Hochschule den Ton angaben, waren meist von Paris gekommen. Es ist daher natürlich, daß die dort herrschende Methode und Richtung nach Wien verpflanzt und hier maßgebend wurde.

Der Streit zwischen Realismus und Nominalismus war es, der die damalige Scholastik in zwei große Parteien spaltete. Der Satz: daß die Ideen das Wirkliche, daß das Allgemeine das Reale sei (universalia sunt realia), bildete, als Princip genommen, den Realismus im Geiste des Mittelalters. Dem Nominalismus dagegen galten als die wirklichen Dinge vielmehr die einzelnen, die Gattungen dagegen als Begriffe, Abstractionen, Worte, flatus vocis. Schon der ganz im realistischen Geiste denkende Anselm v. Canterbury hatte in Roscellin einen scharfen, die philosophische Frage auf das theologische Gebiet hinüberziehenden nominalistischen Gegner zu bekämpfen. Es ist klar, wohin die nominalistische Denkweise führt. Wenn die Begriffe weder das Reale sind, noch es fassen, sondern lediglich Worte, so giebt es im scholastischen Sinne keine eigentliche Erkenntniß des Realen, also auch keine Erkenntniß des Glaubens. Wenn also auch der Nominalismus, wie alle Scholastik, die Festhaltung an der Realität der Glaubensthatsachen zur Voraussetzung hat, so ist er zugleich genöthigt, die Erkenntniß der Glaubensthatsachen, d. h. ihre begriffliche Erfassung und Erklärung, also die eigentliche Aufgabe der Scholastik zu läugnen. So bildet der Nominalismus dem Realismus gegenüber das skeptische, auflösende Princip der Scholastik. In Occam um die Mitte des 14. Jahrhunderts erhob sich die nominalistische Denkweise zum Kampf gegen den Realismus. Sie wurde zur herrschenden Geistesrichtung und brachte die eigentliche Scholastik in Verfall. Der Nominalismus des 14. Jahrhunderts verneint alle rationale Theologie. Ihre Grundlage, die Beweise für das Dasein Gottes, erklärt er für unmöglich. Ist aber eine rationale Begründung der Glaubensthatsachen unmöglich, so fallen Philosophie und Theologie, Wissen und Glauben ohne Verbindung und organische Vermittlung auseinander. Das Wissen wird frei vom Glauben, die weltlichen Dinge emancipiren sich von der Glaubensautorität. Die Kirche hatte Glauben und Wissen aneinander gebunden, durch den Nominalismus werden die gebundenen Mächte frei. Schon Occam stellt sich auf die Seite des Fortschrittes, der Unabhängigkeit, mit deutlichem Bewußtsein der Aufgabe der Jahrhunderte vor der Reformation. „Vertheidige Du mich mit dem Schwert, ich will Dich mit der Feder vertheidigen", soll Occam dem mit dem Papste streitenden Ludwig dem Baier gesagt haben. — Es ist daher nicht genug Nachdruck auf die von Aschbach ins Klare gebrachte Thatsache zu legen, daß es Männer des Fortschrittes und der Unabhängigkeit, daß es Anhänger der nominalistischen Denkweise waren, welche zuerst in der Wiener Hochschule das Licht der Wissenschaft anzündeten: „An der Spitze der Nominalisten stand um die Mitte des 14. Jahrhunderts Johann

Digitized by Google

Buridanus aus Bethune in Artois. Er war Occams Schüler und behauptete als Professor der scholastischen Theologie an der Pariser Universität ein großes Ansehen. Er gehörte zu den besten Erklärern des Aristoteles, vorzüglich machte er sich durch seine Untersuchungen über den Willen einen Namen. Man erzählt, er habe wegen Verfolgungen Paris verlassen müssen und sich damals (1356) nach Wien begeben, wo er zur Stiftung der Universität angeregt wurde und philosophische Vorlesungen gehalten hatte. Diese Angaben sind in mehrfacher Beziehung als unrichtige zu verwerfen. Es liegt ihnen aber einiges Wahre zu Grunde, so daß sie doch nicht ganz und gar aus der Luft gegriffen sind. Beim Anfange der Streitigkeiten wegen des großen päpstlichen Schisma's, einige Zeit nach dem Tode Buridans, mußten die Schüler und Anhänger desselben Paris verlassen und viele von ihnen begaben sich nach Wien und verbreiteten daselbst an der neu gestifteten Universität die nominalistische Richtung Buridans in der scholastischen Philosophie; sie lasen auch nach dessen Lehrbüchern über die aristotelischen Schriften." Möge die Universität, treu jenem Geiste des Fortschrittes, der sie gleich im Anfange ihres Bestandes erfüllte, sich immerdar zur alleinigen Aufgabe stellen, ihm gerecht zu werden!

Da die Anhänger der nominalistischen Denkweise eigentlich diejenige Thesis aufstellten und siegreich vertheidigten, welche mehrere Jahrhunderte später als Empirismus und Sensualismus Verbreitung fand und den Geist der Freiheit und Aufklärung in die weitesten Kreise brachte, die Thesis Bacons und Locke's, Voltaire's und Condillacs, so versteht es sich von selbst, daß schon die Nominalisten auf die Nothwendigkeit der Erfahrung, auf Vermehrung des empirischen Wissens, auf die sinnliche Grundlegung der Erkenntniß, auf die Pflege der Naturwissenschaften drangen. Es folgte daraus, daß an der Wiener Universität Mathematik, Physik, Astronomie und Arzeneikunde vorzüglich gepflegt wurden. So war schon im Anbeginne in der Wiener Universität diejenige Richtung vertreten und mit Vorliebe gepflegt, aus deren späterer Entwicklung, nach jahrhundertelangen Kämpfen mit den Mächten der Finsterniß, sich ihre gegenwärtige Größe und Bedeutung herausgestaltete.

Betonen wir nicht einseitig den allgemeinen Charakter; treten wir ein in die volle Wirklichkeit des wissenschaftlichen Studiums an der Wiener Universität im ersten Jahrhunderte. Was zunächst die Artistenfacultät betrifft, so fand in derselben ein zweijähriger Cursus statt, wenn auch die Reihenfolge der zu besuchenden Vorlesungen nicht vorgeschrieben war. In den ersten Cursus gehörten von den sieben freien Künsten vorzüglich die Grammatik, die Rhetorik und zum Theile die Dialektik, in den zweiten die Ergänzung der Dialektik, die Arithmetik, und Geometrie, die Musik und Astronomie. Beim Studium der lateinischen Sprache ward gewöhnlich der erste und zweite Theil des Doctrinale puerorum von Alex. de Villa Dei, eine besonders in Frankreich in großem Ansehen stehende, in leoninischen Versen abgefaßte Grammatik zu Grunde gelegt. Diese Grammatik war nichts als eine für die Formenlehre wichtige Bearbeitung des Priscianus. Daneben waren

Digitized by Google

auch Donatus und die Grammatik des Everard de Bethune, welche den Namen Graecismus führte, Leitfaden beim Studium der lateinischen Sprache. Auch die erste uns bekannte philosophische Grammatik vom früheren Lehrer der Philosophie in Paris und erstem Rector der Wiener Hochschule Albertus de Saxonia wurde bei den Vorlesungen zu Grunde gelegt. Außer der lateinischen Sprache, in der auch sämmtliche Vorlesungen gehalten wurden, wurde keine andere gelehrt. Auch das Griechische scheint keine Beachtung gefunden zu haben, trotzdem die aristotelischen Schriften die Grundlagen für alle Wissenschaften waren. An das Studium der Grammatik reihte sich das der Rhetorik, welche die Anleitung zum Styl, zur Rede und zur Dichtkunst umfaßte. Hier wurde vorzüglich die Rhetorik des Aristoteles zu Grunde gelegt. Den philosophischen Disciplinen der Logik, Dialektik, Metaphysik und Ethik wurde die meiste Zeit gewidmet. Neben dem Stagiriten waren auch Porphyrius und Boethius Führer auf diesen Gebieten. Die Dialektik betrachtete man als die Grundlage aller Wissenschaften. Als Einleitung in die Logik galt die ars vetus, sie handelte von den Kategorien des Aristoteles und den mit der Isagoge des Porphyrius verbundenen Commentaren des Boethius. Die parva logicalia behandelten einzelne rudimentäre Theile der Logik. Die logica nova behandelte den Inhalt der aristotelischen Analytiken und der libri elenchorum. Auf diesem Gebiete war Petrus Hispanus vorzüglich Führer. In der Moralphilosophie wurden Boethius de consolatione und die ethischen Schriften des Aristoteles zu Grunde gelegt. Auch die libri politicorum und œconomicorum des berühmten griechischen Philosophen wurden in den Kreis der Universitätsvorträge gezogen. Das Studium der Naturkunde knüpfte sich ganz an die naturphilosophischen Schriften des Aristoteles. Mit den Vorträgen über Physik verband man oft Vorlesungen über die aristotelische Metaphysik. Daß man die Behandlung der aristotelischen Philosophie als die höchste wissenschaftliche Leistung betrachtete, ergiebt sich schon daraus, daß nur ein wirklicher Magister darüber Vorträge halten durfte. Für die Naturwissenschaften waren auch die Schriften des Albertus Magnus maßgebend. Außerdem benützte man in der Optik das Buch des Franciscaners Johann Peckam († 1292), in der Astronomie neben dem berühmten Werke des Ptolomäus das Werk des Gerhard von Cremona († 1184). Wenn man auch an der Wiener Hochschule sich frühzeitig gegen den astrologischen Aberglauben erklärte, so war es doch nicht möglich, Vorlesungen über Astrologie von der Universität ganz fernzuhalten. — Die Vorlesungen über Mathematik stützten sich auf Euklid und lateinische Commentarien arabischer Mathematiker. Das Studium der Mathematik wurde an der Wiener Universität mit dem glänzendsten Erfolge betrieben, ihre Lehrer gehörten zu den bedeutendsten in ganz Europa. Mit der Mathematik war das Studium der Musik verbunden, die nach dem Buche des Franzosen Johann de Muris (lebte um 1330) oder nach den fünf Büchern des Boethius gelehrt wurde.

Es ist bemerkenswerth, daß zunächst in der Artistenfacultät sich ein freierer Geist zu regen begann, allerdings ohne ein klares und bestimmtes Ziel; es zeigte

Digitized by Google

sich das Gefühl, daß die alten Zustände unhaltbar seien, das wissenschaftliche Leben einer Reform bedürfe. Die erste Regung zur Opposition gegen den Scholasticismus ging von dem Magister Christian v. Traunstein (1422) aus: er wagte es öffentlich bei einem feierlichen Schulacte auszusprechen, daß die Art, wie an der Universität die Disputationen gehalten werden, der Wissenschaft und dem Leben nichts nütze; die Disputationen seien fruchtlose Phantastereien und Spiegelfechtereien, die zur schmählichen Fesselung oder Vernichtung alles wissenschaftlichen Lebens führen müßten. Der kühne Tadler wurde aus der Facultät gestoßen. Damit aber war die sich regende neue Richtung nicht beseitigt. Sie gewann allmälig festeren Boden bei einer großen Anzahl Magister, und die Facultät sah sich endlich veranlaßt, von ihrem bisherigen strengen Festhalten an der alten Methode einigermaßen abzugehen. Trotz dieser und noch mehrerer anderen Anregungen bricht sich die humanistische Richtung erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts an der Wiener Universität Bahn. Um diese Zeit kommen erst Vorlesungen über römische Classiker vor. Die ersten Magister, welche die humanistischen Studien an der Wiener Universität betrieben, waren Mathematiker und Astronomen: Georg Peuerbach las 1454 und 1460 über Virgils Aeneide, 1456 über Juvenals Satyren, 1458 über die Gedichte des Horaz. Sein Schüler, der Astronom J. Müller von Königsberg (Regiomontanus), las 1461 über Virgils Bucolica. Magister Joh. Mändel von Amberg hielt zuerst Vorlesungen über Cicero (1456). Nach dem Tode Peuerbachs und Regiomontanus' gaben Magister Briccius Prepost aus Cilli und Wolfgang Heryden aus Wien der humanistischen Richtung neuen Impuls.

In der medicinischen Facultät waren die alten Schriftsteller Hippokrates und Galen und deren arabische Erklärer und Ergänzer die Grundlage der Studien, deren Dauer auf sieben Jahre festgesetzt war. Als Einleitung in das Studium der Medicin galt die Isagoge in artem parvam Galeni von dem syrischen Nestorianer Honain Ibu Izhac (Joannicius † 893). Für die Pathologie und Therapie wurde der liber medicinalis Almansoris, eines Persers im 10. Jahrhundert, zur Grundlage genommen, besonders das neunte und zehnte Buch. Als wichtig für das gründlichere Studium wurde das Canon Medicinæ des Avicenna erachtet, welches Anatomie und Physiologie, Arzeneimittellehre, die Krankheiten des menschlichen Körpers, die Fieber und die zusammengesetzten Arzeneien behandelte. Als Schluß der medicinischen Studien galten speciellere Vorlesungen über griechische Aerzte, namentlich über des Galenus Techne und des Hyppokrates Aphorismi, wozu noch praktische Uebungen an Kranken hinzukamen.

Nachdem man allmälig auch die Anatomie und Chirurgie (über welche am frühesten in Deutschland an der Wiener Hochschule Vorlesungen gehalten wurden) in den Kreis der medicinischen Lehrgegenstände gezogen hatte, wurde erstere nach den Schriften des berühmten Bologneser Lehrers Mondino († 1325), letztere nach der Chirurgie des Mailänders Lanfrancus (lehrte in Paris um 1300) vorgetragen. Im Jahre 1404 führte der nach Wien berufene italienische Anatom Galeazzo de S. Sofia zuerst die Secirkunst ein und veranstaltete die ersten anatomischen

Digitized by Google

Demonstrationen an einer deutschen Universität. Johann Aigel und Michael Puff v. Schrick bewirkten es, daß die anatomischen Demonstrationen nach und nach als ein nothwendiger Zweig der Arzeneikunde bei den Vorlesungen regelmäßig vorkamen. Im Anfang jedoch war nur die Section männlicher Leichname gestattet. Aber auch diese Schranke fiel im Jahre 1452.

Die juridische Facultät hatte die doppelte Aufgabe, das kanonische und das bürgerliche Recht zu lehren. „Da aber die nationalen Rechtsgewohnheiten von der wissenschaftlichen Behandlung auf den Universitäten überhaupt ausgeschlossen waren, so stand dem kanonischen Rechte nur das römische zur Seite, welches letztere auf den italienischen Universitäten, namentlich zu Bologna mit großem Erfolge betrieben wurde, indem es auch auf einem Boden gepflegt wurde, wo es in Praxis Geltung und Anwendung hatte. Indem aber dieser Grund in Deutschland überhaupt, wie in den österreichischen Ländern insbesondere in damaliger Zeit wegfiel, so war für das Studium des römischen Rechtes in Deutschland, wo es bei keinem Gerichte eingeführt war, kein günstiger Boden. Auf die Praxis der einheimischen Stadt- und Landrechte aber wurde an den Universitäten keine Rücksicht genommen. Anders war es mit dem Kirchenrecht, welches nach Geist und Inhalt den Zeitbedürfnissen näher stand. Auch galt es nicht bloß für gewisse Personen und Landschaften, sondern es hatte eine sehr verbreitete und durch die päpstliche Sanction allgemein anerkannte Geltung. Das römische Recht hatte wohl eine wissenschaftliche, aber keine praktische Bedeutung. Es war daher mehr wie ein Luxusgegenstand anzusehen, daß die Wiener Hochschule das römische Recht mit in den Kreis der zu docirenden Disciplinen einbezog. Es war aber natürlich, daß das Studium des Civilrechtes, trotzdem daß es als ein ganz wesentlich integrirender Theil der von der juridischen Facultät zu behandelnden Wissenschaft erklärt wurde, doch keinen rechten Fortgang an der Wiener Hochschule gewinnen konnte. Während andere Hochschulen im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts einfach sich damit begnügten, die Facultas der Juristen als gleichbedeutend mit einer facultas in jure canonico anzusehen, legte man in Wien in den Facultätsstatuten gegen eine solche Trennung und Unvollständigkeit geradezu Protest ein und setzte fest: die juristische Facultät ist eine einzige und ungetrennte, ihre Doctoren scheiden sich nicht nach Kanonisten und Legisten; die in legibus promoti sind auch Doctores decretorum und umgekehrt die in Decretis promoti sind Doctores legum oder jeder ist Doctor utriusque. Ungeachtet dieser Bestimmung der Statuten, war es doch in der Praxis anders." An der juridischen Facultät wurden nur Vorlesungen über das corpus juris canonici gehalten, über das jus civile wurden keine Vorlesungen gehalten; bloß die Forderung, sie zu besuchen, war in den Statuten enthalten.

Das theologische Studium zerfiel in das Bibelstudium (sacra pagina) und das Studium der scholastischen Theologie oder Dogmatik. Das letztere hatte die Sentenzen der Lombarden zur Basis. Die Sentenzen wurden als die höhere und schwierigere Wissenschaft betrachtet. Kirchengeschichte, Patristik, Pastoraltheologie

Digitized by Google

waren anfänglich in den Kreis der Vorlesungen nicht aufgenommen. Die theologische Facultät war ganz nach dem Muster der Pariser eingerichtet und verlangte in ihren Statuten die umfassendste und tiefste Bildung. Als Voraussetzung des theologischen Studiums wurde die Vertrautheit mit den meisten artistischen Disciplinen verlangt; wer einen Grad in der Theologie erlangen wollte, mußte schon Magister artium sein.

II.

Wenden wir uns nun zu dem Leben und den Schriften der hervorragenderen Vertreter der Wissenschaft, die im ersten Jahrhunderte an der Wiener Hochschule gewirkt haben. Einzelne unter ihnen, die wir unseren Lesern vorführen wollen, wie Albertus de Saxonia, Heinrich v. Langenstein und Heinrich v. Oyta, Nikolas v. Dinkelspühel und Thomas v. Haselbach, Johann v. Gmunden, Georg v. Peuerbach und Johann Regiomontanus sind Sterne erster Größe nicht allein an der Wiener Universität, sondern in der wissenschaftlichen Welt des 15. Jahrhunderts.

Albertus de Saxonia (Albert v. Riggersdorf aus Sachsen, † 1390) betrieb zunächst die freien Künste an der Universität zu Prag, begab sich sodann nach Paris, wo er den Grad eines artistischen Magisters und dann den eines Doctors der Theologie erwarb. Seine Vorträge über die aristotelische Philosophie erhielten in Paris großen Beifall. Im Jahre 1353 bekleidete er an der Pariser Universität das Rectorat. Später zog ihn Papst Urban V. in seine nähere Umgebung nach Avignon, wo er zu den gelehrtesten Curialen gezählt wurde. Durch seine Hände gingen die Unterhandlungen mit dem Papst zur Bestätigung der Wiener Universität. Albertus war vom Papst nach Wien geschickt worden, er war es, der zum Stiftungsbrief den Entwurf vorlegte. Für seine Bemühungen belohnte ihn Herzog Rudolf IV. mit der Designation zum Rector der neu begründeten Hochschule und mit der Uebergabe der reich dotirten Pfarrei Laa. Als ihm das Bisthum Halberstadt übertragen wurde, verließ er bald nach seiner Erhebung Wien und führte unter mancherlei Unruhen und Kämpfen vierzehn Jahre hindurch kräftig den Bischofstab. Ja er führte auch mit aller Kraft das Schwert, wo es nothwendig war. Dem Albertus wird eine ansehnliche Anzahl philosophischer, mathematischer und naturwissenschaftlicher Werke zugeschrieben. Mehrere seiner Schriften wurden den Vorlesungen in der artistischen Facultät in Wien zu Grunde gelegt. Albertus war als Nominalist ein eifriger Anhänger des Buridanus. Die Ansicht des Albertus von einem absoluten, die Menschen beherrschenden Fatum, so wie seine Hinneigung zum Determinismus (nach Tennemanns Bericht) hängen unseres Erachtens genau mit der Gotteslehre Occams zusammen, nach der Gottes Allmacht weder durch die Schranken des Möglichen noch durch die des Schicklichen begrenzt gedacht werden dürfe. Wenn Albert überhaupt solches, wie ihm Tennemann zuschreibt, gelehrt hat, so ist dies nur aus einer Zuspitzung des nominalistischen Gottesbegriffes zu erklären. Aber nicht bloß in der Philosophie und Logik wird die Stärke Alberts gepriesen, sondern auch in der Mathematik, Mechanik und

Digitized by Google

Physik. Man erzählt von ihm, daß er einer erzenen Taube durch künstliche Vorrichtung die Flugkraft mitgetheilt habe. Die theils gedruckten, theils handschriftlich vorhandenen Schriften, die dem Albertus mit Sicherheit beigelegt werden, sind folgende: Logica; Sophismata; Quæstiones super libros analyticorum; Quæstiones de cœlo et mundo, de generatione et corruptione, de anima, de libris physicorum, ethicorum, parvorum naturalium; Tractatus de latitudinibus formarum; Liber proportionum; De maximo et minimo.

Heinrich Langenstein von Hessen, geboren in der Nähe von Marburg, begab sich wahrscheinlich schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts nach Paris, um dort den höheren Studien zu obliegen. Kurz vor Heinrichs Ankunft in Paris war daselbst durch Occam der Nominalismus zur herrschenden Denkweise der Schule erhoben, und wenn auch seine Lehrsätze (1339) verboten wurden, so hinderte dies nicht, daß der Geist der Aufklärung und die freie kritische Richtung, die ihn beseelten, sich durch seine Schüler immer mehr ausbreitete und auf die in realistischen Systemen erstarrende scholastische Theologie den größten Einfluß übte. Occams Schüler nannten sich Moderni im Gegensatz zu den dem Realismus anhängenden Antiqui. Zu ihnen gehörte auch Heinrich und traten sie allem Veralteten und allen Mißbräuchen in Staat, Kirche und Wissenschaft entgegen. Gegen die crasse astrologische Superstition erhob sich Langenstein neben dem bekannten Nikolaus Oresmius schon in Paris, wo er Lehrer der Philosophie, Mathematik und Astronomie seit 1363 war. 1368 verfaßte er auf Befehl des Königs eine Abhandlung zur Bekämpfung der abenteuerlichen Ansichten über das Erscheinen eines Kometen. Heinrichs Hauptschrift gegen die Astrologen, in der er zu beweisen versuchte, daß ein Causalzusammenhang zwischen siderischen Vorgängen und Ereignissen auf der Erde nicht stattfinde, führte den Titel: Contra astrologos conjunctionistas de eventibus futurorum (handschriftlich auf den Bibliotheken in Leipzig und Wien). Als im Jahre 1378 die Kirchenspaltung entstand und Urban VI. und Clemens VII. sich das Pontificat streitig machten, da gehörte Heinrich zur Partei der freisinnigen Pariser Lehrer und eröffnete während des heftigsten Parteikampfes (1381), indem er den Friedensrathschlag (consilium pacis) schrieb, den Kampf gegen die in Verfall gerathenen kirchlichen Zustände. Heinrichs Werk, das erste und beste über diesen wichtigen Streit, diente späteren Schriften des Pariser Kanzlers Gerson über denselben Gegenstand zur Grundlage. Als sich im Jahre 1382 der Widerspruch der Pariser Professoren gegen Clemens VII. legte, verließ Heinrich, seiner Ansicht treu, die Pariser Hochschule. Im Jahre 1383 wurde er mit den früheren Collegen in Paris, Heinrich v. Oyta und Gerhard v. Kalkar, nach Wien berufen. Mit Heinrich kam auch eine Anzahl hessischer Gelehrter nach Wien. In Wien nahm Heinrich noch immer regen Antheil an der die ganze damalige Welt beschäftigenden Frage über die Kirchenspaltung und verfaßte mehrere einschlägige Schriften. Als Universitätslehrer war er nur auf dem Gebiete der Theologie, aber in mehrfacher Richtung thätig. Sein Hauptfach war Exegese. Unter seinen Bibelerklärungen werden seine Vorlesungen über die Genesis, in die

Digitized by Google

er mathematische, physikalische und astronomische Kenntnisse, wie auch philosophische Betrachtungen einflocht, wegen ihrer ungemeinen Weitschweifigkeit am häufigsten genannt. (Die auf der Wiener Bibliothek vorhandene Handschrift dieses Commentars umfaßt neun Foliobände.) Aber nicht bloß in der Exegese, auch in der Dogmatik hatte Heinrich einen nicht gewöhnlichen Ruf. Er schrieb auf diesem Gebiete, wie alle damaligen Dogmatiker, Quästionen über die Sentenzen der Lombarden und eine Anzahl größerer und kleinerer Abhandlungen. Da Heinrich die Dogmatik auch mit der Moraltheologie verband, so erwuchsen aus mehreren seiner Erörterungen besondere Abhandlungen moralischen Inhalts. Auch Pastoraltheologie, Liturgik, Katechetik und Askese ließ Heinrich nicht außer Acht. Auf allen diesen Gebieten war er auch litterarisch thätig. Man wird uns erlassen, die Titel aller seiner Bücher hier anzuführen. Nur noch nach einer Richtung hin wollen wir seine litterarische Thätigkeit näher bezeichnen. Heinrich erörterte auch sociale Fragen. In einer polemischen Schrift gegen die Juden und Heiden erörterte er die Nachtheile des wucherischen Treibens und die Frage, ob es erlaubt sei, von dargeliehenem Gelde Zinsen zu nehmen. Den gleichen Inhalt haben sein Buch über Kauf- und Verkaufverträge, worin er auch über Entstehung und Bildung des Staatswesens handelt, und die Epistola de contractibus emptionis et venditionis ad Consules Wiennenses, ein Gutachten an den städtischen Magistrat. Wahrscheinlich ist Heinrich auch der Verfasser der seinen Namen auf dem Titel führenden Summa de Republica, welche sich handschriftlich in Heidelberg findet. Heinrich starb am 11. Februar 1397.

Heinrich v. Oyta aus Ost-Friesland († 1397), der höchst wahrscheinlich seine philosophischen und theologischen Studien in Paris gemacht hatte und zunächst daselbst, dann aber in Prag als Lehrer aufgetreten ist, war derjenige, der mit Heinrich von Hessen die theologischen Vorlesungen in Wien eröffnete. Heinrich v. Oyta wendete sich ganz besonders der Pflege der scholastischen Theologie zu; er glänzte zugleich als großer Kanzelredner und scharfsinniger Aristoteliker. Tritheim sagt von ihm: „Vir in divinis scripturis eruditissimus et in philosophia Aristotelica nobiliter edoctus, ingenio subtilis, sermone scholasticus et declamator sermonum egregius. . . . Gymnasii Viennensis unicum decus.“ Die dreizehnjährige Wirksamkeit des Heinrich v. Oyta war eine für die Wiener Universität höchst ersprießliche. Nicht allein durch Förderung der theologischen Wissenschaft, sondern auch durch seine Theilnahme an der Universitätsorganisation erwarb er sich vielfache Verdienste. Von Heinrich v. Oyta haben sich ziemlich viele Werke erhalten, die sämmtlich noch ungedruckt auf den Bibliotheken in Wien und München vorhanden sind. Seine theologischen Werke gehören den Gebieten der Exegese, Dogmatik und Polemik an. Seine philosophischen Werke sind logische Untersuchungen über Porphyrius und Vorlesungen über die Seele und ihre Kräfte. Auch eine Anzahl moralischer Abhandlungen und geschätzter homiletischer Schriften hat Heinrich v. Oyta zum Verfasser.

Nikolaus v. Dinkelspühel aus Schwaben (geb. um 1360, † 1433), der

Digitized by Google

seine akademische Laufbahn in Wien durchmachte, war nicht nur eine Zierde der artistischen und theologischen Facultät durch seine belehrenden Vorträge, sondern glänzte auch als Kanzelredner und durch seine Thätigkeit für die Interessen der Universität und des Landes. Er verband mit seiner Gelehrsamkeit eine nicht gewöhnliche Beredsamkeit und eine außerordentliche Tüchtigkeit in der Führung von Geschäften. Daher ist es erklärlich, daß er einige Decennien hindurch als die bedeutendste Persönlichkeit an der Universität bei allen wichtigen Missionen verwendet wurde. Wie Heinrich v. Langenstein in den ersten Decennien des Bestehens der Universität weitaus die erste Notabilität war, so war es Nikolaus Dinkelspühel in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts. Er überragte alle Persönlichkeiten der Wiener Universität seiner Zeit. Aeneas Sylvius hat ihn in das Triumvirat der Wiener gelehrten theologischen Größen aufgenommen. Auch auf sein Vaterland Schwaben fiel der Glanz seines Ruhmes; man nannte ihn nicht selten Lux Sueviæ. Neben Heinrich v. Langenstein und Thomas v. Haselbach gehört Nikolaus Dinkelspühel zu den fruchtbarsten Schriftstellern der Wiener Universität im ersten Jahrhunderte ihres Bestehens. Seine zahlreichen Werke, die in einer Menge von Handschriften auf allen größeren Bibliotheken vorkommen, gehören sämmtlich der Theologie an oder betreffen wenigstens Gegenstände, welche mit dem Kirchlichen in Verbindung stehen. Sie theilen sich ihrem Inhalte nach in exegetische, dogmatische, homiletische, moralische und vermischte. Am zahlreichsten sind seine homiletischen und moralischen oder ascetischen Werke. Nikolaus Dinkelspühel hat seinen schriftstellerischen Ruf hauptsächlich den homiletischen Werken zu verdanken. Er ist der fruchtbarste unter allen Wiener Universitätslehrern in Beziehung auf homiletische Schriften.

Johann v. Gmunden (nach seinem Geburtsorte am Traunsee so benannt) erwarb im Jahre 1406 das artistische Magisterium an der Wiener Universität und begann 1408 daselbst Vorlesungen zu halten. Neben der Philosophie, Mathematik und Astronomie betrieb er theologische Fächer. Ein großes Verdienst um die Universität erwarb er sich durch die Schenkung, welche er der artistischen Facultät noch während seinen Lebzeiten machte, mit seinen Büchern und den von ihm angefertigten astronomischen Instrumenten. Dadurch wurde eine Grundlage zunächst für eine Büchersammlung der artistischen Facultät, später aber auch für eine Universitätsbibliothek gewonnen. Johann v. Gmunden hat seine Hauptbedeutung durch seine astronomischen Schriften, die als wahrhaft bahnbrechend in der Wissenschaft der Sternkunde zu betrachten sind. Unter diesen sind zunächst zu nennen seine Tabulæ astronomicæ cum canonibus, welche in verschiedenen Zeiten zusammengestellt sind und noch gegenwärtig auf der Wiener Hofbibliothek unter dem Titel: Practica tabularum astronomicarum aufbewahrt werden. Wichtige Werke sind auch seine Tabulæ de planetarum motibus et luminarum eclipsibus verissimæ ad meridianum Viennensem, das Aequatorium motuum planetarum ex Campano transsumptum und das Kalendarium. Vor Johann v. Gmunden hat kein Mathematiker einen solchen auf mehrere Jahre brauchbaren Kalender, mit den

Digitized by Google

dazu gehörigen Tafeln und Erklärungen entworfen. Man hat später das Kalendarium oft abgeschrieben, aber auch sogleich in der ersten Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst durch die Presse verbreitet. — Johann v. Gmunden starb im Jahre 1442.

Georg v. Peuerbach ward am 30. Mai 1423 in Ober-Oesterreich geboren und machte seine Studien an der Universität Wien; 1450 erwarb er sich das Licenciat. Da er nach 1454 seine Vorlesungen in Wien begann, so fallen wahrscheinlich seine Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien und sein Aufenthalt an verschiedenen Universitäten in diesen Ländern in die Zeit von 1450 bis 1453. Er muß aber schon damals in der Mathematik und Astronomie, ungeachtet seiner Jugend im Ansehen gestanden haben, da er aller Orten von namhaften Gelehrten mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Der berühmte Cardinal Nikolaus Cusanus stand mit ihm im lebhaftesten wissenschaftlichen Verkehr. Blanchinus von Bologna schätzte den jungen deutschen Astronomen und bemühte sich, ihn für eine italienische Universität zu gewinnen; Georg Peuerbach schlug die ihm angebotenen Lehrkanzeln in Padua und Bologna aus, denn er verlangte nach der Wiege seiner wissenschaftlichen Bildung zurückzukehren. Seine Vorlesungen, die er an der Wiener Universität vom Jahre 1454 bis 1460 hielt, hatten vorzüglich die Erklärung römischer Classiker zum Gegenstande. Peuerbach hatte die erwachende humanistische Richtung, von der er in Italien ergriffen worden war, nach Wien verpflanzt. Als Astronom gehörte Peuerbach zu den ersten wissenschaftlichen Größen seiner Zeit. Daher haben alle seine astronomischen Werke eine ungewöhnlich große Bedeutung im Fache der Sternkunde. Seine zwei Hauptwerke sind: Neues Planetensystem und seine Tafeln der Sonnen- und Mondfinsternisse. Was das erste betrifft (Theoricæ novæ planetarum), so stellte er darin ein neues System der Planetensphären und Bewegungen auf; das Werk ward lange in ganz Europa als Hauptlehrbuch der Astronomie betrachtet und fand viele Commentatoren. Auch Copernicus wurde durch das Studium desselben zu seinen Forschungen, die allerdings zu ganz anderen Resultaten führten, angeregt. Das andere Werk (Tabulæ eclipsium super meridiano Viennensi) ist epochemachend in der Astronomie. Als das dritte bedeutende Werk reiht sich den beiden vorgenannten seine Sex primi libri Epitomatis Almagesti an. Claudius Ptolomäus hatte bekanntlich um die Mitte des zweiten Jahrhunderts ein großes astronomisches Werk, welches von den Arabern Almagest genannt wurde, angelegt. Dieses Werk lag dem Peuerbach und den Astronomen seiner Zeit in einer schlechten lateinischen Uebersetzung aus dem Arabischen vor. Da auch der arabische Text nicht aus dem Griechischen, sondern aus dem Syrischen veranstaltet worden war und daher selbstverständlich viele Entstellungen und Unrichtigkeiten in den lateinischen Text gekommen waren, so erschien ihm eine Verbesserung des Textes des ptolomäischen Almagest, der die Grundlage des ganzen damals herrschenden astronomischen Systems bildete, als etwas durchaus nothwendiges, um das wissenschaftliche Studium der Astronomie zu heben. Da aber Peuerbach nicht griechisch verstand und ihm auch kein des

Digitized by Google

Griechischen kundiger College zur Seite stand, so schlug er den eigenthümlichen Weg ein, den Ptolemäus aus sich selbst durch allseitige Ergründung aller Beweise und Folgerungen zu verbessern. Um diese Zeit kam der gelehrte Cardinal Bessarion, ein Grieche von Geburt, als päpstlicher Legat nach Wien. Auch er erkannte die Nothwendigkeit der Revision des Textes des Almagest. Vorerst hielt er es aber nicht für weniger verdienstlich, daß ein tüchtiger Astronom aus dem Almagest einen Auszug veranstalte. Zu beiden Unternehmungen ermunterte er die Wiener Astronomen und veranlaßte Peuerbach, ihn zu diesem Zwecke nach Italien zu begleiten und in seiner Umgebung zu verweilen, indem er, so weit es das Verständniß des Griechischen galt, seine Mitwirkung versprach. Der Auszug aus dem Almagest, an den sich Peuerbach sogleich gewendet und wovon er die ersten sechs Bücher kurz vor seiner Reise nach Italien vollendet hatte, ist das eben genannte Werk. Peuerbach starb den 8. April 1461, noch nicht ganz 38 Jahre alt. Noch vor seinem Ende ließ er sich von seinem Schüler Regiomontanus feierlich das Versprechen geben, das begonnene Werk zur Vollendung zu bringen.

Thomas Ebendorfer von Haselbach, nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Redner, Staatsmann und politischer Charakter hervorragend, wurde geboren 1387 in dem niederösterreichischen Dorfe Haselbach und widmete sich frühzeitig den Studien an der Hochschule Wien. 1412 wurde er artistischer Magister, trat unter die lesenden Lehrer der Hochschule und hielt von da an bis 1425 jedes Jahr Vorlesungen, und zwar über lateinische Grammatik, über mathematische, naturwissenschaftliche, philosophische Disciplinen, wie auch über die aristotelische Politik. Seit 1415 widmete er sich neben seiner Thätigkeit in der artistischen Facultät den theologischen Studien. Die Hochschule Wien war um die Mitte des 15. Jahrhunderts nicht allein eine Lehranstalt zur Pflege der Wissenschaften, sondern sie griff auch als eine politische Corporation in die großen kirchlichen Fragen der Zeit und in die weltlichen Angelegenheiten Deutschlands mächtig ein. Die Seele dieser Wirksamkeit der Universität war Thomas v. Haselbach. Haselbach vertrat fast überall als Sprecher die Universität; er wurde daher auch nicht mit Unrecht „der Mund der Wiener Hochschule" genannt. Es gab nicht leicht eine die Universität betreffende Angelegenheit, wobei man nicht seinen Rath, seine Mitwirkung in Anspruch nahm. Er wurde daher zuletzt gewissermaßen eine Autorität, sein Wort war entscheidend. Als die theologische Facultät im Jahre 1429 ihre Statuten zu ändern und zu modificiren gesonnen war, übertrug man Thomas v. Haselbach den Entwurf zu dieser Aenderung. Als bei Eröffnung des Baseler Concils die Interessen der Wiener Universität daselbst vertreten werden sollten, überließen die älteren Theologen dem jüngeren Thomas v. Haselbach die würdige Vertretung der Hochschule. Bei den Wirren, welche durch den Widerstreit zwischen den Vätern des Concils und dem Papst Eugen IV. entstanden, bei dem inneren Hader im österreichischen Fürstenhause unter Kaiser Friedrich III., bei den tumultuarischen Zuständen in Wien selbst, bei allen diesen Zeitverhältnissen, wo die Universität in ihrem Bestehen selbst vom Papst, vom Landesherrn, von der Stadt bedroht war,

Digitized by Google

zeigte sich Thomas v. Haselbach wie ein schützender Hort, kräftig die Gefahren abwehrend. Auch als Schriftsteller ist Haselbach eine der beachtenswerthesten Persönlichkeiten des 15. Jahrhunderts. In Betreff seiner theologischen und moralischen Schriften, wie auch seiner Reden und Predigten gehörte er zu den ausgezeichnetsten Theologen seiner Zeit. In der Schrifterklärung empfiehlt er sich durch Klarheit, in seinen akcetischen und casuistischen Abhandlungen durch Scharfsinn und Kenntniß des Menschen, in seinen rhetorischen und homiletischen Schriften durch Reichthum der Gedanken und Eindringlichkeit. Vor Thomas v. Haselbach betrieb kein Universitätslehrer in Wien die historischen Studien. Th. v. Haselbach war der erste an der Hochschule, der für eine Disciplin thätig war, die durch ihn zunächst in den Kreis der Wissenschaften eingeführt wurde. Seine bedeutenderen Werke, welche die Geschichte betreffen, sind; das Chronicon Austriacum, das in zwei Theile zerfällt, wovon der erste nach Art der Weltchroniken mit der ältesten Zeit beginnt, der zweite die eigentliche österreichische Geschichte von Haselbachs Zeit bis Ende 1463 fortführt; sein Liber Augustalis oder sein Chronicon Romanorum Imperatorum, nach älteren Chroniken, insbesondere nach dem sehr verbreiteten Martinus Polonus; der Catalogus Præsulum Laureacensium, eine Geschichte der Bischöfe von Lorch, das Chronicon Pontificum Romanorum und das Diarium gestorum per legatos concilii Basileensis pro reductione Bohemorum. Von den philosophischen Schriften, welche von Haselbach verfaßt wurden, sind zu erwähnen: Vorträge über die Ethik des Aristoteles und die acht Bücher der Physik. Im Ganzen hat Thomas von Haselbach an ein halbes Hundert verschiedene größere und kleinere Schriften verfaßt, wovon merkwürdiger Weise bis jetzt nur zwei historische und eine theologische gedruckt sind; die meisten befinden sich handschriftlich auf den Hofbibliotheken zu Wien und München und in österreichischen Klöstern. Er starb als siebenundsiebenzigjähriger Greis im Jahre 1464.

Zum Schluß wenden wir noch unseren Blick auf das Leben und die Wirksamkeit des bereits erwähnten Joh. Müller von Königsberg (Regiomontanus), eines wahrhaften Universalgenie's, das im Laufe von wenigen Jahren auf den wissenschaftlichen Gebieten die erstaunlichsten Entdeckungen machte, welche den Gelehrten der nächsten Zeiten als Leitstern dienten. Regiomontanus war in Königsberg in Franken 1436 geboren und studirte zunächst an der Universität Leipzig. Von dem lebhaftesten Eifer für das Studium der Mathematik und Astronomie erfüllt, wandte er sich nach Wien, um unter der Leitung des berühmten Peuerbach sich ganz der Astronomie zu widmen. Schon als sechszehnjähriger Jüngling (1452) erhielt er das artistische Baccalaureat und fünf Jahre später erwarb er das Magisterium. Schon im folgenden Jahre findet man ihn unter den activen Lehrern. Wie Regiomontanus fast ausschließend dem Peuerbach seine mathematisch-astronomische Bildung verdankt, so wurde er namentlich vom Cardinal Bessarion angeregt, die griechische Sprache zu lernen, welche damals niemand an der Universität lehrte und deren Kenntniß ihm schon deßhalb als nothwendig erschien,

Digitized by Google

weil er sich mit seinem verehrten Lehrer Peuerbach vereint an die Verbesserung der verdorbenen Uebersetzung des Almagest gemacht hatte. Nach Peuerbachs Tode vollendete er zunächst den angefangenen Auszug aus dem Almagest und gab Peuerbachs Hauptwerke im Druck heraus. 1462 trat Regiomontanus wahrscheinlich seine Reise nach Italien an, woselbst er durch mehrere Jahre seinen Aufenthalt nahm. Er verweilte namentlich in Padua, Venedig, Verona, Ferrara und Viterbo längere Zeit und hielt an manchen Orten, vorzüglich in Universitätsstädten Gastvorlesungen und zeigte den Italienern die Fortschritte der Deutschen in den astronomischen und mathematischen Wissenschaften. Durch den Verkehr mit den Humanisten, vorzüglich mit den Griechen, vervollkommnete er sich im Griechischen. Er suchte auch an allen Orten die classischen Werke der Griechen und Römer auf, ließ sich Abschriften davon machen und kaufte die Codices. Regiomontanus begab sich zunächst, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, nach Wien, hielt aber nicht wieder öffentliche Vorlesungen. Nachdem er einige Zeit am Hofe des ungarischen Königs Mathias Corvinus verweilt hatte, nahm er zu seinem weiteren Aufenthaltsorte die Reichsstadt Nürnberg. Dort, im Mittelpunkte von Deutschland und Europa, wo Handel und Gewerbe blühten, konnte er mit Leichtigkeit den Verkehr mit seinen Freunden und mit Gelehrten in allen Ländern unterhalten. Die Männer des Faches sind gegenwärtig darin einig, daß dem Regiomontanus sowohl unter den rechnenden, wie auch beobachtenden Astronomen jeder Zeit einer der ersten Plätze zukommt. Er war der erste Deutsche, der Algebra betrieb; er kann der Begründer des jetzigen Gebäudes der Trigonometrie genannt werden. Er bestimmte von allen abendländischen Astronomen zuerst die Entfernung, Größe und Umlaufszeit der Kometen, und ist mit dem Cusaner der erste gewesen, welcher sechszig Jahre vor Copernicus die Erdbewegung behauptet hat. Daß er auch in der Physik überhaupt und insbesondere in der Optik neue Erfindungen gemacht, zeigt seine Schrift über die Brennspiegel. Dr. C. S. Barach.

Geschichte der komischen Litteratur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Von Dr. Friedrich W. Ebeling.

(Erste Lieferung. Leipzig, Purfürst.)

Diese Geschichte der komischen Litteratur beginnt mit — Julian Schmidt, ein Umstand, der das günstigste Vorurtheil für das Buch erwecken dürfte. Denn es erhellt daraus, daß der Verfasser ein richtiges Verständniß für Erscheinungen haben muß, die wirklich komisch sind. Zwar ist es ihm versagt, den Redacteur,

Digitized by Google

der in den „Grenzboten“ unterging und hierauf als Redacteur einer andern kleindeutschen Zeitung auftauchte, die er hinwieder zum Untergang brachte, in die eigentliche Geschichte mit einzuschließen, die es nur mit dem künstlerisch hervorgebrachten Komischen und nicht mit dem rohen Stoff desselben, der erst der Bearbeitung wartet, zu thun haben kann. Allein, was kann ersprießlicher sein für eine Geschichte der komischen Litteratur, als gleich an die Schwelle, an die Spitze der Einleitung das litterarisch Komische zu stellen?

Ein drastisches Beispiel ist eine wirksamere Werbetrommel für das Verständniß des Komischen, als die gründlichste Entwicklung seiner Theorie, und der Verfasser schafft sich dadurch erst das große Publicum für seinen Gegenstand, wenn er es noch nicht als vorhanden voraussetzen kann. Man muß erst selbst herzlich gelacht haben, bevor man sich für eine Geschichte der komischen Litteratur interessiren wird, und der Deutsche bleibt am längsten ernsthaft, wenn er auch den besten Humor zeigt, sobald er sich einmal zu lachen entschlossen hat.

Diesen der vorliegenden Aufgabe so feindlichen deutschen Ernst zu bekämpfen, beginnt Herr Ebeling sehr geschickt mit einer Erinnerung an Julian Schmidt, indem er eine Behauptung desselben anführt, die eigentlich davon abschrecken müßte, eine Geschichte der komischen Litteratur zu schreiben. Die Behauptung lautet: „Der Humor ist bei uns nicht so naturwüchsig entstanden, wie beispielsweise bei den Engländern“.

Herr Ebeling kann sich damit begnügen, die Behauptung als verächtliche Phrase zu bezeichnen und sie auf den Mangel an ethnographischen und naturhistorischen Kenntnissen zurückzuführen. Denn der Verfasser einer Geschichte der komischen Litteratur giebt ja schon durch die Möglichkeit, eine solche zu schreiben, praktisch die Widerlegung einer jener oberflächlich absprechenden Aeußerungen, durch welche Julian Schmidt selbst ein Object der Komik geworden ist, welches in der Behandlung durch den gelehrten und scharfsinnigen Lasalle zu seiner höchsten Wirksamkeit gekommen ist. Wollte man die Aeußerung auch theoretisch widerlegen, so brauchte man von der Wissenschaft der Völkerpsychologie nur die bescheidenste Anwendung zu machen, um zu erkennen, daß eine humoristische, weil philosophische Auffassung des Lebens und der Welt im deutschen mehr als in jedem andern Nationalcharakter begründet ist. Auch zur praktischen, das will sagen geschichtlichen Widerlegung der obigen Behauptung wäre es nicht nöthig, nur die geistig bereits vorgeschrittene Zeit bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hinauf in's Auge zu fassen, wie Herrn Ebeling von seiner Aufgabe geboten war. Selbst wenn man auf das Mittelalter und besonders auf die Uebergänge desselben in die neuere Zeit zurückblickt, wird man schon gewahr, daß keine große Bewegung in Deutschland ihren geschichtlichen Proceß wahrhaft vollendete, ohne sich im Volksbewußtsein als komische Litteratur abzusetzen.

Nach dem Witz, eine litterarisch-komische Erscheinung wie Julian Schmidt einer Geschichte der komischen Litteratur gleichsam wie eine Vignette voranzustellen, fesselt an dem vorliegenden Werk zunächst die Stellung, die der Verfasser gegen

Digitized by Google

Gervinus einnimmt. Wenn die Berichterstattung über ein einzelnes litteraturgeschichtliches Werk Raum ließe zur Betrachtung der deutschen Litteraturgeschichtschreibung überhaupt, so wäre hier Anlaß geboten, vom protestantischen Element in derselben zu sprechen. Der Protestantismus führt dort, wo er sich historiographisch und mit scheinbarer Verläugnung aller theologischen Beziehungen zu bethätigen sucht, eine theils politische, theils puritanische Dogmensucht mit sich, eine von voraus bestimmten Principien in Bewegung gesetzte Guillotine, unter welcher jede Berechtigung, die aus einer besonderen Natur stammt, das Individuelle überhaupt rücksichtslos sich verbluten muß. Der Convent ist aber am wenigsten das geeignete Forum für die Kunstdichtung, deren Sublimat von der einzelnen Persönlichkeit ausgeht und in ihr mündet.

Gervinus hat mit diesem protestantischen Geist der Geschichtschreibung Triumphe gefeiert, hinter denen Julian Schmidt wie der römische Sclave einherging, nur ohne selbst zu wissen, daß er sie verspottet, indem er sie übertreibt. Indessen wäre es länst Zeit gewesen, dem Historiographen Gervinus zu sagen, daß er sich in die Angelegenheiten der Kunst, so weit sie ihre ästhetische Ewigkeit und nicht ihre geschichtliche Vergänglichkeit betreffen, nicht zu mischen hätte, weil er von denselben positiv nichts versteht, wie nicht nur aus seinem „Shakspeare", dessen genialer Freiheit er den protestantischen Sittenkatechismus unterschiebt, sondern auch aus den fünf dicken Bänden Litteraturgeschichte zur Genüge bewiesen werden kann Gervinus ist zwar ein Schüler Schlossers, allein bei diesem ist die polternde Sittenstrenge weit mehr Naturell als Dogma; seine gelehrtesten Studien und Urtheile sind von einer Ader gesunden Volksthumes durchzogen. Darum erfaßt ihn auch für die Wahrheit und Naturfrische eines Talentes sogleich eine unwiderstehliche, natürliche Sympathie und in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts wird auf einzelne litterarische Erscheinungen des 19. eine so günstige Beziehung genommen, wie sie sich Gervinus niemals hätte abgewinnen können. Und hier ist es, wo Ebeling zunächst Stellung nimmt gegen Gervinus, indem er diesem die stolze Verachtung der modernen Philosophie und der modernen Aesthetik als Schuld anrechnet und seine Geschichte der deutschen Dichtung eine riesige Zopfperrücke des hochmüthigen Professorthums nennt, weil der nüchtern gelehrte Kornwurm, der in Gervinus rumort, die aufgespeicherten Vorräthe zu einem ungeheuren Wust von kritischen Spelzen, Spreu und Hülsen zerfraß. Und wo die geschichtliche Forschung aufhören muß, da tritt „die aufgeblasene Verachtung und der schulmeisterliche Ingrimm gegen die Hervorbringungen der Epigonen" an die Stelle. „Gervinus hüllt sich gravitätisch in die Puderstaubwolke dieser ignorirenden Verachtung und eines hochmüthig scholastischen Grimmes gegen die neuere Litteratur".

Ja, wenn ein Gott bewirkte, daß Gervinus im nächsten Jahrtausend die Geschichte eben derselben neuern Litteratur schriebe, die er jetzt so sehr verachtet, mit welchem Respect würde er sie betasten, sobald sie nur erst ganz und gar historisch geworden wäre! Denn, wie Ebeling mit Recht andeutet, es versteckt sich

Digitized by Google

hinter all der angeblichen Verachtung nur der unverhohlene Haß des bösen Geistes im Faust gegen „das neue, frische Blut, das immer circulirt".

Die Abneigung gegen Gervinus kann hier nicht aus zufälligen Motiven hervorgegangen, die Gelegenheit sie zu äußern, nicht vom Zaune gebrochen sein. Der Antagonismus zeigt sich vielmehr als ein nothwendiger, in der Aufgabe selbst begründet, eine Geschichte der komischen Litteratur zu schreiben. Denn für ihr Gebiet muß mehr noch als für irgend ein anderes der poetischen Production „die wesentliche Gültigkeit der Subjectivität" in Anspruch genommen werden. Nur zu viel von dieser Gültigkeit hat Gervinus schon dem Princip pragmatischer Entwicklung geopfert; nur zu oft hat er dem abstracten Schema zu lieb mittelst der künstlichsten und zuweilen tiefsinnigsten Combinationen in ein Ganzes eingereiht und zu einem Theilchen herabgesetzt, was selbst ein Ganzes vorzustellen, unabhängig von den ihm aufgedrängten Beziehungen, volle Berechtigung hatte. Wie sollte auch die rationalistische Fertigkeit, für welche es in der Welt nichts dunkles giebt und die sich alle ihre Erscheinungen so bequem zurecht legt, so verständig erklärt, wie sollte sie das Mysterium der Subjectivität anerkennen, die Ungebundenheit des Individuums zugeben dürfen! Dieser Dogmensucht ist die holde Anarchie der Geister, wie sie wirklich besteht, nicht nur ein Greuel, sondern ein Nonsens, dessen Existenz sie nicht einräumen kann. Dafür ist ihr die Classificirung, der künstliche Nothbehelf des Ueberschauens das thatsächlich Wirkliche und Lebendige.

Eine höchst unbequeme Erscheinung, weil schwer mit dem Gegebenen zu verknüpfen, weil allzu individuell in ihrem Ursprung, muß dieser Geschichtschreibung stets das Komische sein, und sie würde ihm kraft ihrer doctrinären Weltbeherrschung am liebsten wie Sultan Wampum befehlen: daß es nicht sein kann. Der Humor zeigt gewöhnlich am Humoristen selber, daß jeder Mensch eine Ausnahme ist von den Regeln, die man über Menschen aufstellte, daß eine Subjectivität, wenn sie sich recht zum Ausdruck bringt, wie dies eben beim Humor der Fall ist, sich zugleich als das einzige Neue in der Schöpfung darstellt, der Weisheit Salomons und des Rabbi Akiba zum Trotz. Wohin soll aber der gelehrte Apotheker eine Blume thun, die zum ersten Male wächst?

Der Verfasser zeigt auch hierin das richtige Verständniß für seine Aufgabe. Ohne einem allgemeinen Gesichtspunkte zu entsagen, auf welchen keine Geschichtschreibung verzichten kann und welcher hier das Princip geistiger Entwicklung ist, spricht er doch dem Subject das Recht zu, innerhalb der geistigen Welt, die es selbst bildet, seine eigene oberste Instanz zu sein. Ja, er leitet es aus der modernen Weltanschauung ab — freilich ist diese Ableitung nur behauptet und nicht begründet — den Einzelnen in seinem concreten Selbst zunächst und vor allem als eine für sich berechtigte Totalität zu erkennen und zu belassen, die für sich schon ein All ist.

Wenn der Verfasser diese Auffassung des Individuums in der That als einen Ausfluß der modernen Weltanschauung darlegen könnte oder wollte, so würde er

Digitized by Google

die protestantisch-rationalistische Geschichtschreibung mehr als widerlegen, er würde sie hinter den Gesichtskreis unserer Zeit als ein Abgethanes zurückschieben. Für seinen Zweck genügt es jedoch, Genie und Talent, wenn ihnen Andere stets den Fuß der geschichtlichen und Culturmomente auf den Nacken setzen, so weit zu befreien, daß sie sich der nationalen Intelligenz gegenüber entweder absolut verhalten oder mindestens fordern können, erst isolirt gewürdigt zu werden, wenn diese Würdigung eine vollständige sein soll.

Daran knüpft sich naturgemäß noch ein anderer Gegensatz zu Gervinus, nämlich ein anderer Begriff von Sittlichkeit. Diese ist dem Verfasser die innere Vernünftigkeit der freien persönlichen Selbstbestimmung, nicht aber die platte Moral im Sinne der alten Verstandesaufklärung, welche an der Hand eines Gervinus jedes Shakspeare'sche Dichtwerk zu einem Lehrbuch sittlichen Wohlverhaltens, zu einer „didaktischen Carricatur" umgestaltete.

Die formale Eintheilung dieser Geschichte ist keine chronologisch-biographische, sondern eine ästhetische, nach Gattungen. So beginnt sie mit Satyre und Humor außerhalb der epischen und dramatischen Kunstform. Die Darstellung ihres allgemeinen zeitgeschichtlichen Charakters wird den Erscheinungen als Hintergrund gegeben, sie treten dann mit ihrem Lebensabriß und mit den markantesten Stellen aus ihren Werken hervor. Auf diese Weise gelangt Liscow zuerst an die Reihe, welchen Gervinus, weil es in seine pragmatischen Sanctionen paßte, über Gebühr verhimmelte und nicht bloß als persönlichen Charakter viel zu hoch stellte, auch in seinem Einfluß auf die ihm nachfolgende Litteratur und in seiner geistigen Bedeutung mit unrichtiger Ueberschätzung postirte. Gervinus versteigt sich nämlich so weit, Liscow einen Vorläufer Lessings zu nennen, in dem Sinne, daß dieser durch jenen erst möglich geworden wäre. Dagegen hat sich schon der wackere und in seiner Thätigkeit für die Würdigung Lessings erhabene Danzel mit Spott und mit dem Ausdruck des Ekels aufgelehnt.

Man braucht in der That nicht einmal den Umstand zu erwägen, daß Liscows Name in den Werken und Briefen Lessings nicht vorkommt und daher schon das äußere Zeugniß für eine Anlehnung des Letzteren an jenen Satyriker fehlt; man braucht nur der Biographie Liscows zu entnehmen, wie schmachvoll dessen Charakter war, namentlich sein Verhalten zu dem berüchtigten sächsischen Minister Brühl, um einen intellectuellen Zusammenhang bei solcher Grundverschiedenheit des moralischen Werthes nicht voraussetzen zu können.

Ueber den eigentlichen litterarischen Werth der Liscow'schen Satyren läßt sich ein bestimmtes Urtheil nicht abgeben, was schon daraus erhellen mag, daß sich in den Litteraturgeschichten kein übereinstimmendes findet. Vilmar, der in vieler Beziehung den Gegenpol zu Gervinus bildet, ist mit diesem in der Bewunderung der Schriften Liscows einig. Wackernagel u. A. sind gleich entschieden in der Verwerfung und Mißachtung. Der unbefangene Leser, der für Geist und Form empfänglich ist, ohne sich seinen Genuß durch historische Reminiscenzen bedingen lassen zu wollen, wird sich von der Ironie Liscows zuweilen angenehm angeregt

Digitized by Google

fühlen, auf die Länge aber von derselben Ironie abgestoßen werden, theils weil sie, als die einzige Form seines Witzes, eine unendliche Monotonie erzeugt, theils weil sie sehr oft ohne verständliche Vermittlung in den barsten Ernst übergeht. Das verdirbt sogar „die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten", seine am meisten gepriesene Schrift.

Ebeling stellt das Verdienst ins Licht, welches sich Liscow um die deutsche Sprache erwarb, obgleich das überschwängliche Lob, das Gervinus dafür zollt, auch wieder eine Einschränkung erfahren muß. Denn dieser rühmt von Liscow, in der prosaischen Rede überhaupt das erste Licht eines neuen Tages verkündet zu haben. Dieser Ausspruch involvirt nach Ebeling ein schnödes Mißhandeln der Verdienste Gottscheds in diesem Punkte und ein vergebliches Bemühen, Mosheims Einfluß in Abrede zu stellen, und ist dahin zu ermäßigen, daß Liscow der Erste war, der eine geläuterte Prosa in die satyrische Litteratur einführte und sich dadurch vornehmlich zum Manne der Zeit machte, in welcher der wahre Geist des 18. Jahrhunderts aufzugehen begann.

An die Darstellung Liscows unmittelbar schließt sich die eines Mannes, der eine „über allen Vergleich erquicklichere und bedeutendere Erscheinung" und dessen ausführliche Würdigung das vorliegende Werk schon in seiner ersten Lieferung, stofflich mindestens, zu einer Bereicherung der Litteraturgeschichte überhaupt macht. Denn vergebens würde man in jeder bisherigen auch nur den Namen des Mannes suchen. Hermann Marggraf hat zuerst, wenn auch nur in äußerster Kürze den katholischen Satyriker Heinrich Lindenborn hervorgezogen, und Ebeling erachtet es als eine Nachholung ungerechter Versäumniß, ihn unter vollständiger Würdigung in den Vordergrund zu stellen. Wir fassen die Biographie kurz zusammen: Heinrich Lindenborn war 1712 in Köln geboren, Sohn eines Schneiders, zum Geistlichen bestimmt, wozu ihm aber bei seinem allzu lustigen Naturell die innere Vocation gefehlt haben mag. Er verheiratete sich und wählte den in der bürgerlichen Gesellschaft ziemlich mißachteten Erwerb eines Gelegenheitsdichters, brachte es aber durch seine ungemeine Virtuosität zu einem großen Ruf, dem sich ohne Zweifel auch ein gewisses Ansehen zugesellt hätte, wenn ihn seine leichte Lebensweise nicht zu stark an das Wirthshaus gefesselt hätte. Sie bereitete ihm auch einen frühen Tod; er starb, erst 38 Jahre alt.

Nun ist es aber weder seine unverwüstliche Heiterkeit, die ihn zu einer stadtbekannten Figur machte und von der sich noch das Ende seines Jahrhunderts Proben erzählte, noch ist es der Humor in seinen Gelegenheitsgedichten, obgleich kaum ein Haus in Köln war, welches sich nicht welche bei ihm bestellt hätte, was Veranlassung geben würde, Heinrich Lindenborn einer Geschichte der komischen Litteratur einzureihen. Das bewirkt vielmehr eine von ihm 1742 herausgegebene und allein verfaßte satyrisch-moralische Wochenschrift: „Der die Welt beleuchtende Kölnische Diogenes", mit welchem Namen man ihn selbst im gesellschaftlichen Leben bezeichnete. Ebeling, der ausführliche Proben daraus mittheilt, vermag nicht anzu-

Digitized by Google

geben, ob mehr als zwei Jahrgänge dieses, trotzdem es nachgedruckt wurde, sehr seltenen Blattes erschienen.

Den Humor Lindenborns wird jeder, der diese Proben liest, als einen treffenden empfinden. Er hat etwas an sich von jener Originalität, die niemals veralten kann und an der man das Echte jeder geistigen Production, die wahre Begabung erkennt. Noch außerordentlicher aber im Hinblick auf diese verhältnißmäßig frühe Zeit deutschen Geisteslebens ist der Standpunkt des Lindenborn'schen Humors, sowohl nach seiner ethischen Höhe als nach seiner vielumfassenden Fernsicht weit über locale und kleinliche Beziehungen hinaus in das Allgemeine der damaligen Weltzustände.

Wenn Ebeling die Schreibart Lindenborns rühmt, der er zwar nicht die Reinheit der Liscow'schen Prosa, aber weit mehr Kraft, Geist, Shakspeare'schen Schwung zugesteht, wie er denn auch mit Recht Lindenborn in sittlicher Beziehung weit über Liscow erhebt; wenn er ferner betont, wie die Anschauung des Ersteren eine wirklich großartige ist, um so mehr, als sie sich in voller Freiheit von jeder einseitig religiösen Schattirung bethätigt; so dürfte eine Bemerkung, welche der Verfasser dabei mit einfließen läßt, dem Publicum dieser Blätter wichtig genug sein, um wörtlich angeführt zu werden:

„Die classische Bildung, von welcher seine (Lindenborns) „Beleuchtungen" zeugen, kann uns als keine besondere Merkwürdigkeit gelten. Sie war zum Theile zunftmäßig. Der Katholicismus hat überdies die Pflege derselben zu keiner Zeit gänzlich vernachlässigt, und es darf ihm nicht zum Vorwurf gereichen, daß er sie seinen besonderen Zwecken unterordnete und danach modificirte. Er ist darin richtiger zu Werke gegangen, als seine Gegner. Das bloß formalistische und andererseits einseitig idealistische Studium der antiken Welt nach Sprache und Geschichte ist eine Verirrung lediglich des protestantischen Geistes, welche sogar wesentlich die politische Schwäche unserer Nation mitverschuldet hat."

Es ist hier nicht der Ort, die Tragweite dieser Bemerkung zu erörtern. Sie dient uns nur, zu dem Standpunkt, von dem diese Zeilen ausgingen, zurückzukehren. Die protestantisch-rationalistische Litteraturgeschichtschreibung wird stets eben so leicht zu Fälschungen geneigt sein, wie die einseitig katholische. Völlige Unbefangenheit aber und Befreiung von der religiösen Oberherrschaft auf Gebieten, wohin sie nicht gehört, wird jenem Rationalismus am wenigsten möglich sein. Denn er neigt in seiner Dogmensucht zu einem Mißbrauch ethischer Amtsgewalt, zu Inquisition und Ketzerverfolgung gegen den Individualismus, der gerade in der Litteratur ewige Rechte hat, weil er in ihr als Genie und Talent auftritt.

Hieronymus Lorm.

Digitized by Google

Die „Erinnerungen“ Alfred Meißners.

(Ein Blick auf das Wirken und Schaffen Alfred Meißners in den letzten Jahren.)

Wem ist noch nicht der Satz: „Die Kunst adelt“ oder die Bezeichnung: „Adel der Kunst“ über die Lippen gekommen? und wie Wenige haben dabei wirklich an das gedacht, was sie mit diesen Worten ausdrücken wollten! Man verschwendet in unseren sogenannten ästhetischen Kreisen diese Bezeichnungen eben so, wie im bürgerlichen Leben das Wörtchen „von“. Wer wird heute nicht „Künstler“ genannt, wer nennt sich nicht selber so? Und dennoch giebt es neben diesen „Herrn von“ noch einen wirklichen Adel, einen Adelstand der Kunst; er ist aber auch ein schwieriger Stand. Wen die Kunst geadelt, dem kommen auch die Standesrechte zu, und wenn er auch in der Regel im „Heere“ dienen muß, sein Adel giebt ihm eine Ausnahmestellung. Aber er hat auch Standespflichten, er hat seine Standesehre zu wahren, er darf nicht herabsteigen in das Getriebe der Masse, sonst läuft er Gefahr, seinen Adel, wenn er ihn auch verbrieft glaubt, zu verlieren. In einer solchen Gefahr sehen wir unter den deutschen Dichtern namentlich einen schweben, der seit Jahren mit einer wahren Selbstvernichtungssucht daran arbeitet, den Adelsbrief, den ihm die Kunst ausgestellt, zu annulliren: wir meinen Alfred Meißner. Wer wird Meißners Adelsbrief anfechten wollen? Er erhielt ihn als Jüngling zu einer Zeit, die den Stürmen der Revolution voranging, in welcher das Volk empfindungsfähig und begeisterungsmuthig war. Es war jene Zeit der geheimnißvollen Unklarheit, wo die politische Dichtung blühen konnte, weil man sich über die politische Wirklichkeit täuschte. Die Dichter, über ihr eigenes Wollen im Unklaren, griffen nach älteren Stoffen, besonders nach solchen, die Schilderungen der Parteileidenschaften ermöglichten. Zu dieser Zeit — nie hätte er eine günstigere finden können — trat Alfred Meißner mit seinem „Ziska“ hervor, kam und siegte. Hätte Meißner seit damals keine Zeile geschrieben, er dürfte sich auch heute noch auf den damals empfangenen Adelsbrief berufen, er wäre auch heute noch der „Sänger des Ziska“. Haben die Namen: Herwegh, Freiligrath, Grün, zu deren Epigonen Meißner zählt, ihren Glanz etwa verloren, weil ihre Träger seit ihrem ersten siegreichen Auftreten fast nichts oder doch nur selten etwas von sich hören ließen? Oder hat Meißner mit den vielen Bänden, mit denen er seit damals im Laufe der Jahre die Schränke unserer Leihbibliotheken füllte, den Ruf seines Namens erhöht? Würde Meißner nicht vom Schicksal eine Lebensstellung gegönnt sein, die den Gedanken, er schreibe um des materiellen Erwerbes willen, von vornherein ausschließen muß, so würden wir manches begreiflich finden. Bei einem Manne, der so wenig wie Meißner von dem Beginn seiner Thätigkeit an genöthigt war, nach der Buchhändlerrechnung zu fragen, müssen wir den Schlüssel für seine Thätigkeit anderwärts suchen. Leider öffnet uns dieser Schlüssel, den wir nach langem Forschen und Suchen gefunden, eine Werkstätte, deren Anblick uns bei genauerer Besichtigung nicht wenig stutzen macht. Es war nicht leicht, diesen

Digitized by Google

Schlüssel zu finden, und nur ein jahrelanges kritisches Verfolgen seiner Thätigkeit führte uns endlich zu der Entdeckung.

Wir wollen unseren Lesern nichts verschweigen. Der wahre Charakter eines Menschen giebt sich oft — und leider oft zu unserer Enttäuschung — in scheinbar geringfügigen Zügen zu erkennen, die nur dem tieferen Beobachter nicht entgehen. Dasselbe gilt von Meißner. Nicht seine Gedichte, nicht seine Dramen, nicht seine Romane, gerade seine scheinbar nebensächlichen feuilletonistischen Arbeiten haben uns auf die richtige Spur geführt, haben uns den Gesichtspunkt gezeigt, von welchem aus seine Arbeiten, auch seine poetischen zu beurtheilen sind. Es sind die „Erinnerungen", die uns den Schlüssel zu seiner Thätigkeit in die Hand gegeben. Seit Jahren schreibt Meißner „Erinnerungen", und zwar an Reisen, an Facta, an Zustände, an Personen, Erinnerungen, die immer à tempo auftauchen, wenn dem großen Publicum durch irgend ein äußeres Ereigniß die Gegend, die Situation, das Ereigniß oder die betreffende Person ins Gedächtniß gerufen wird. Wenn ein bedeutender Mann stirbt, ist es Meißner, der ihn in jener memoirenhaften Weise nekrologisirt, wenn einem bedeutenden Manne ein Unglück oder ein großes Glück passirt, ist es Meißner, der sich an ihn „erinnert". Und seltsam! immer spielen die persönlichen Beziehungen zu Meißner selbst, dessen Freund selbstverständlich der Verstorbene war, die wichtigste Rolle. Seit Jahren sind nur wenige litterarisch oder politisch bedeutende Personen gestorben oder verunglückt, die nicht das Glück genossen hätten, auf diese Weise von Meißner behandelt zu werden.

Wir müssen da unserer Darstellung vorangreifen und schon jetzt bemerken, daß auch ein Theil seiner novellistischen Arbeiten, wenngleich mit veränderter Etiquette, diesem Erinnerungsgenre angehört. Heine, George Sand, Smetana, Moriz Reich, Sealsfield, Proudhon, Gutzkow und vielen Anderen widmete er „Erinnerungen". Nur sein College auf diesem Gebiete der Litteratur, Kertbeny, hat mit ihm auf demselben gleichen Schritt gehalten. Ein gewandter Handelsmann in dieser Beziehung, wußte er, daß, wenn das Geschäft blühen solle, eine prompte Bedienung und ein wohlassortirtes Lager vor allem nothwendig sei. Er hatte also stets ein gewisses Quantum allgemeiner Anekdoten und Charakterzüge in Vorrath, die dem auserwählten Opfer angedichtet wurden. Dabei nimmt es Meißner mit seinem eigenen Gedächtniß nicht sehr genau und rechnet auch darauf, daß andere Leute ein kurzes haben. Wie hätte er z. B. sonst in seinem Vorworte zu seinen „Erinnerungen" an Heine als captatio benevolentiæ des Publicums bemerken können, daß er dieselben im ersten Schmerze um den dahingeschiedenen Freund geschrieben, während doch ein großer Theil dieser „Erinnerungen" bereits ein Jahr vorher, während der „Freund" krank darniederlag, in verschiedenen Blättern von ihm als „Besuche bei Heinrich Heine" veröffentlicht wurden? Wie hätte er sich kürzlich in einer „Erinnerung" an Gutzkow über einen jungen Menschen moquiren können, der Gutzkow gegenüber, obzwar dieser in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" seine Erstlingsarbeiten veröffentlichte, den Muth gehabt, dessen „Ella Rosa" zu kritisiren, während Meißner es selbst gewesen, der auf dem Titel-

Digitized by Google

blatte der nachgelassenen Novellen des besagten jungen Menschen als Herausgeber figurirt und dieselben mit einem Vorworte versehen hat. Wir meinen die Novellen des unglücklichen Moriz Reich.

Kehren wir indessen zu unserer allgemeinen Betrachtung zurück. Wir haben die „Erinnerungen" als den Schlüssel zu dem Räthsel der litterarischen Thätigkeit Meißners genannt und diesen bieten sie uns auch in doppelter Beziehung, denn sie geben uns eine zweifache Aufklärung über sein Schaffen. Wir sind weit entfernt davon, die Grenzen des litterarischen Strebens beschränken zu wollen und den Drang nach Versuchen a posteriori zu verurtheilen, weil die Versuche mißglückten, aber es muß diesen Versuchen, wenn wir Nachsicht mit ihnen haben sollen, ein redliches Streben zu Grunde liegen. Das Muthen und Schürfen ist auf dem Gebiete der Litteratur ein berechtigtes, wie beim Bergbau, nur wenn es ausartet oder unvernünftig betrieben wird, wird es eine Krankheit, wie das Minensuchen und verzehrt das ursprüngliche Capital des Suchenden. Meißners Art, Muthungen auf dem Gebiete der Litteratur anzustellen, sind mit jenem Bohrwerksfieber zu vergleichen, das eine Zeitlang in unserer montanistischen Welt grassirte. Auf allen Feldern des litterarischen Schaffens begegnen wir Meißner'schen Freischürfen. Er suchte nach den Perlen der Lyrik, nach den Goldminen des Epos, nach den Silbergängen der Reisebeschreibung, nach dem Glimmer des Lustspiels, nach den Erzstufen der Tragödie, nach den Metallen des Romanes, nach dem Salz der Satyre, und mancher Hoffnungsbau wurde von ihm aufgelassen, um zu neuen Versuchsstationen zu schreiten; denn nicht um einen Schatz handelte es sich hier — wie hätte er sonst so ungeläuterte, schlackenbehaftete Stoffe auf den Markt gebracht? — sondern um gangbare Waare. Mit wachsamem Auge dem Wechsel der Mode folgend, wollte er stets bieten, was diese gebot. Er machte stets nach der neuesten Mode litterarische Toilette. So entstand sein „Weib des Urias" nach der Uriel Akosta-Mode, sein „Zwischen Fürst und Volk" nach der Ritter vom Geist-Mode. So machte er die Mode der gemischten Charaktere mit der „Sansara", die Mode der Jesuitenromane mit „Zur Ehre Gottes", die Dissolving-views-Mode mit „Schwarzgelb", die Soll und Haben-Mode mit seinem „Neuer Adel", ja sogar die Ghettogeschichtenmode, mit seinem neuesten „Lemberger und Sohn", der geschmacklosesten und unbedeutendsten seiner Arbeiten, mit. Es giebt also fast keine litterarische Mode, die er nicht mitgemacht hätte. Sollten wir nicht versucht sein, zu glauben, daß er bereits mit seinem „Ziska" sich auch nur in der durch das damals tonangebende Quartett Lenau-Herwegh-Freiligrath-Grün modern gewordenen Dichtungsart versuchen wollte? Indessen, das Feld, das er mit dem „Ziska" betreten, war doch dasjenige, auf das ihn seine natürliche Begabung angewiesen. Es war aber ein Hoffnungsbau, den er verlassen.

Haben uns seine „Erinnerungen" auf die Fährte, und wir glauben auf die richtige, zur Beurtheilung des „Was" seiner Productionen geführt, so ist dies ebenso mit dem „Wie" der Fall. Die „Erinnerung" spielt nämlich, wie wir schon oben vorübergehend bemerkt haben, eine große Rolle bei der Art seines Schaffens,

Digitized by Google

und wir möchten geradezu sagen, seine Romane und Novellen sind eigentlich — wenn wir von dem Gerippe der „Handlung“ absehen — ein Conglomerat von „Erinnerungen“. Es gilt dies von den Gestalten wie von einem großen Theile der Situationen. Allerdings bildet die Erinnerung an Erlebtes und Geschehenes einen wesentlichen Factor des dichterischen Schaffens überhaupt und soll ihn bilden. Wer das Leben schildern will, muß es kennen; wer Charaktere zeichnen will, muß mit solchen verkehrt haben. In den Werken unserer größten Dichter begegnen wir idealisirten, geläuterten Gestalten, in welchen wir Personen wiedererkennen, welchen sie begegneten oder mit denen sie in Verkehr gestanden, aber idealisirten; denn nur durch die Idealisirung gewinnen diese Zeichnungen ihren Werth und ihre Berechtigung. Pasquille hat Goethe keine geschrieben und auch Photographien hat er nicht geliefert. Letztere sind eine Erfindung der Neuzeit, sie anfertigen ist eine Industrie, sogar eine einträgliche, aber keine künstlerische Beschäftigung. Auch Meißners Gestalten und Situationen sind Photographien, aber keine künstlerischen Gestalten. Wie viele langweilige Abende in Soiréen, Lesekränzchen, Familiencirkeln hat Meißner in gewissen Kreisen zugebracht, um die Personen, die ihn harmlos einluden, portraitiren und in seinen Romanen figuriren zu lassen? Man staunte oft in seiner Vaterstadt über die Gesellschaft, die er frequentirte; aber er wußte wohl, was er that, die Mitglieder dieser Gesellschaft gehörten in die Kategorie jener, die er „brauchbar“ nannte. Doch seien wir gerecht, auch seinen besten Freund, sich selbst verschonte er nicht, auch sich selbst photographirte er in den verschiedenartigsten Stellungen. Beim großen Publicum machte dies anfangs vorübergehend Glück. Durch das oftmalige Wiederholen dieser Vorführungen verlor natürlich auch dieses seinen Reiz. Meißner machte es seinen Lesern zu leicht, denn während Gutzkow oder Freitag uns zuweilen unter ihren Gestalten diese oder jene lebende Persönlichkeit suchen oder ahnen lassen, läßt uns Meißner dieselbe gleich finden und erkennen. Daß sich die meisten Gestalten seiner Romane auf seine Erinnerung zurückführen lassen, daß er sie uns bloß verkleidet so vorführt, wie wir ihnen im Leben begegnet, das ist einer der größten Fehler seiner Arbeiten. Möge er, wenn ihm der Adelsbrief der Kunst, den ihm jene Erstlingswerke ausgestellt haben, theuer ist, zur Kunst zurückkehren und den photographischen Apparat wieder mit dem Pinsel vertauschen.

Dr. Theophil Pisling.

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Wolf, S.: Studien zur Jubelfeier der Wiener Universität im Jahre 1865.

E. Der Verfasser, bekanntlich ein fleißiger Forscher und Sammler, wo es gilt, aus Archiven und anderen Quellen Belege und Aufklärungen über und zur Geschichte der Juden in Oesterreich zu sammeln, hat in dankbarer Anhänglichkeit an die alma mater es nicht unterlassen, die Jubelfeier der Universität mit einer Festgabe zu bedenken, in der er sich nicht auf die Durchführung einer einzigen Aufgabe beschränken, sondern verschiedene Themata beleuchten wollte, so das Alter der Universität, die Beziehungen der Juden zu ihr bis auf die neueste Zeit herab, den katholischen Charakter der Wiener Hochschule, ihre Kosten in den Jahren 1754 und 1865, die Verhältnisse des niederösterreichischen Religions- und Studienfondes im Jahre 1865, die Zulassung von Juden und Protestanten zur Promotion, die Censur, die Errichtung eines jüdisch-theologischen Seminars im Anschlusse an die philosophische Facultät, die jüdischen Landesmassa- und Schulfonds in Böhmen, Mähren, Galizien und Ungarn ꝛc.

In der Erörterung all' dieser Themata ist die Rücksichtnahme auf specifisch jüdische Verhältnisse der Grundton, der je nach dem Wechsel der behandelten Zeiten und Umstände verschieden angeschlagen, immer aber consequent festgehalten wird. Gleich nachdem der Verfasser seine Bedenken gegen die Angabe, daß die Wiener Universität wirklich im Jahre 1365 und nicht vielmehr, wie Ferdinands I. Leibarzt Lazius gelehrt und wie ihm auch aus anderen Quellen hervorzugehen scheint, im Jahre 1237 begründet wurde, bespricht er die Wechselverhältnisse zwischen Universität und Juden von den ältesten Zeiten ab mit eingehender Genauigkeit, jeder seiner Angaben Thatsächliches als beweisendes Substrat unterlegend. Wir können ihm auf diesem Gebiete ebensowenig als in seiner gegen den ausschließlich katholischen Charakter der Universität gerichteten Argumentation folgen, und bemerken nur, daß er seine Schlußfolgerungen theils aus den Regesten der österreichischen Monarchen, theils auch aus den finanziellen Verhältnissen der Hochschule zu deduciren sucht und dabei zu dem Schlusse gelangt, daß die Universität nach dem Gange ihrer Geschichte, ihrer Wechselfälle und nach dem Charakter ihrer Erhaltungsmittel ausschließlich als ein staatliches Institut zu betrachten sei.

In dem Abschnitte über die Censur wird mit besonderer Ausführlichkeit die Einflußnahme van Swietens auf ihre Einführung auseinandergesetzt und nebenbei gezeigt, wie das Bestreben dieses sonst so aufgeklärten Reorganisators der Wiener Universität, Juden von ärztlicher Praxis fernzuhalten, an den erleuchteten Tendenzen der österreichischen Regenten scheiterte.

Mit besonderer Wärme setzt der Verfasser die Räthlichkeit und Ersprießlichkeit der Begründung eines jüdischen Seminars auseinander. Er greift dabei um mehr als ein halbes Jahrhundert in der Erwähnung dessen zurück, was behufs der Erörterung dieser Frage von den Regierungen der Kaiser Franz II. und Ferdinand I. vorgesehen wurde. Gleichzeitig werden die zur Durchführung einer solchen Aufgabe eventuell sich darbietenden Mittel, wie die verschiedenen specifisch jüdischen Fonds, in ihrer Entstehung, Ausdehnung und Bestimmung betrachtet. Wien wäre der geeignetste Platz zur Errichtung eines solchen Institutes, zu dessen Begründung und Erhaltung die jüdischen Communen der Provinz nach Maßgabe ihrer Kräfte beizutragen hätten.

Erwägt man, daß die Monarchie, mit Ausnahme des Paduaner Institutes, noch nie eine derartige Anstalt in würdiger Ausführung besessen, so erscheint die Wärme, mit der Wolf für die Errichtung plaidirt, vollkommen begreiflich.

Digitized by Google

Die den „Studien" angefügten Beilagen geben Zeugniß für den Sammelfleiß des Verfassers, dessen Festgabe außer dem besonderen auch allgemeines historisches Interesse zuerkannt werden muß.

Die materialistische Weltanschauung unserer Zeit. Rede, bei dem Antritte der Rectorswürde an der Wiener Universität am 1. October 1864 gesprochen von Prof. Hyrtl. Wien 1865.

E. Wenige Tage vor dem Momente, in dem Hyrtls bekannte Rednergabe sich vor dem gewähltesten Auditorium aus Anlaß der Universitätsjubelfeier neuerdings bekunden soll, läßt der geistreiche Naturforscher jene Rede im Druck erscheinen, mit der er die Aera seines Rectorats, eines der bedeutungsvollsten in unserer Hochschulgeschichte, eröffnete. Sie hat bekanntlich zu Angriffen Anlaß gegeben, die der überwiegenden Mehrzahl nach auf Grund unvollständiger, theilweise sogar unrichtiger Auszüge erfolgten. Nicht der Gedankengang und nicht die Erfahrungssätze, von denen Hyrtl ausging, sondern einzig und allein die Schlüsse, die er aufstellte, hatten Widerspruch hervorgerufen. Vielleicht hätte aber schon die Wahl der Aufgabe, Bekämpfung des Materialismus mit den Waffen des Naturforschers, um so mehr freundlicher Berücksichtigung begegnen sollen, als Hyrtl selbst in seiner Rede darauf hinwies, wie der Reichthum des Gegenstandes und die von der Veranlassuug vorgezeichnete Nothwendigkeit einer dialektischen Behandlung keine erschöpfende Vollständigkeit zuließe. Ihn drängte es, die Beweisbarkeit materialistischer Ansichten in feierlicher Stunde zu bestreiten. Ein solcher Drang, der in nöthigte, die gebieterisch in ihm sprechende Ueberzeugung zu seiner Zuhörer Eigenthum zu machen, ist jedenfalls ehrenwerth; die Form, in die Hyrtl der Gedanken gewaltige Fülle einkleidete, war, wie selbst Gegner zugestehen, eine abermalige Bewährung seiner leuchtenden rhetorischen Begabung.

Das glänzende Plaidoyer liegt jetzt vollständig vor und damit ist auch Grund zur Hoffnung gegeben, daß eine gerechte und wissenschaftliche Kritik den Tadel wie die Anerkennung nur auf der Basis gründlicher Beurtheilung auszusprechen veranlaßt sein wird.

Schaubach, A.: Salzburg, Ober-Steiermark, das österreichische Gebirge und das Salzkammergut, für Einheimische und Fremde geschildert. Jena 1865, Fr. Fromann.

Pauliny, J. J.: Specialkarte des Salzkammergutes. Wien, Lechner.

F. In einem Zeitpunkte, welcher die Alpenfreunde aus den Städten zu locken beginnt, ist es gewiß höchst erwünscht gekommen, daß von Schaubachs „Deutschen Alpen" der dritte Band, in zweiter Auflage — Oesterreich, Salzburg und Ober-Steiermark umfassend — in der bequemen Form eines Reisehandbuchs erschien.

Keinem Freunde der Alpenwelt ist Schaubachs Werk unbekannt. Vorzüglich durch reichen Inhalt, geistvolle Auffassung und lebendige Darstellung, war es Vielen lieb geworden, welche sein gänzliches Verschwinden aus dem Buchhandel lebhaft bedauerten. Mit doppelter Freude wird sein Wiedererstehen in verjüngter, vielfach verbesserter und zugleich handlicherer Gestalt begrüßt werden.

Ausgeschieden wurden in dieser Auflage nur einzelne allzu gehäufte oder weitläufige Erzählungen von Bergbesteigungen, ferner die früher sehr oft vorgekommenen Wiederholungen zerstreuter Notizen. Hingegen fand alles, was seit zwei Decennien in der Alpenwelt neu

Digitized by Google

geworden ist, die vollste Berücksichtigung; jedes einzelne Datum wurde durch Personen, die in den bezüglichen Theilen des Alpenlandes sich heimisch gemacht hatten, geprüft und richtig gestellt. Die naturwissenschaftlichen Mittheilungen, welche in der ersten Auflage einer consequenten Durchführung entbehrten, sind jetzt überall in der Weise ergänzt, daß die Eigenthümlichkeiten jeder Localität in geognostischer Beziehung, im Mineralienreichthum, in der Flora und Fauna vollkommen befriedigend dargestellt erscheinen.

Auch das Arrangement des Druckes hat durch die Beseitigung der kleineren Lettern für die sogenannten oft ungleich interessanteren Nebenthäler, durch häufigere Absätze und regelmäßiger wiederkehrende Columnentitel und Ueberschriften, endlich durch ein sehr reichhaltiges Register ungemein gewonnen. Die Wahl der lateinischen Lettern ist einer gegenwärtig allgemein gewordenen Uebung gefolgt.

Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß diesem Reisehandbuche für den bezüglichen Rayon kein zweites an die Seite gestellt werden kann; es wird jedem, der sich bei ihm Raths erholt, denselben in der verläßlichsten Weise ertheilen und zugleich seinen Werth behaupten, wenn auch der momentane Gebrauch seiner nicht mehr bedarf.

Neben diesem Buche möge den Alpenwanderern eine heimische, wenn auch etwas ältere Publication empfohlen werden, Pauliny's größere Karte des Salzkammergutes. Sie ist in jeder Beziehung die reichhaltigste und verläßlichste aller bisher erschienenen und wenn man an ihr etwas ausstellen wollte, wäre es die allzu große Gedrängtheit der Namen, insbesondere an einzelnen Punkten, z. B. in der Bergwelt südwärts des Hallstädter See's. In jeder anderen Richtung überbietet sie alle ähnlichen Publicationen.

Ballads and songs of Lancashire, chiefly older than the 19. century; collected, compiled and edited with notes by John Harland. London 1865, 8. 281 pp. Whittaker.

F. v. H. Bei allen Völkern barg sich die früheste Erinnerung an große Thaten und Ereignisse in das Gewand des Liedes und der Ballade; nach Tacitus war diese Dichtungsart das einzige Traditionsmittel bei den Germanen; die scandinavischen Skalden oder Barden in ihren Sagas oder Balladen feierten die kriegerischen Großthaten ihrer Voreltern. England, Wales und Irland hatten von Alters her ihre Barden und Minstrels. Selbst noch zur Zeit der Königin Elisabeth besangen wälsche Harfenspieler die Thaten ihrer Vorfahren. Mit der Verfeinerung der Sitten erweiterte sich allmälig das Stoffgebiet der Ballade: das wunderbare Mährchen, das wilde Abenteuer, später Liebesglut und Racheübung, sogar tückischer Mord wurden in das Bereich desselben gezogen. Dann folgte das satyrische Lied, die humoristische und burleske Ballade, welche, weil im Geschmacke des Volkes liegend, namentlich auf dem Lande sich bis auf den heutigen Tag erhielt. Man hat in neuerer Zeit diesem wichtigen Zweige der englischen Volkspoesie ein aufmerksames Auge zugewendet und Männer, wie Turnbull, Percy, Halliwell, Chambers, Ritson haben einen höchst beträchtlichen Theil dieser eben so interessanten als ausgedehnten Litteratur ans Tageslicht gefördert, wenn auch der Letzte behauptet, daß ein großer Theil dieses Schatzes uns gänzlich verloren gegangen sei; jede Erscheinung auf dem genannten Gebiete müssen wir hiemit mit Freuden begrüßen, wie gering auch der Beitrag sein möge, den dieselbe für das allgemeine Wissen liefert; faßt man aber erst den Umstand ins Auge, daß außer der fleißigen Sammelarbeit Halliwells noch gar nichts über die Nationalpoesie der Grafschaft Lancaster erschienen ist - dieses Werk selbst aber vermöge seiner höchst geringen Auflage von nur 110 Exemplaren schon jetzt zu den

Digitized by Google

Seltenheiten zählt — so muß uns das Erscheinen des vorliegenden Bandes Balladen und Volkslieder aus Lancashire ein höchst willkommenes sein.

Läßt uns auch der Titel einigermaßen im Unklaren über den Zeitraum, welchen der genante Band umfaßt, so legt uns dafür der Herausgeber in seiner kurzen Vorrede genaue Rechenschaft über dessen Entstehung und dessen gegenwärtige Form ab. Die Sammlung aller Lieder und Balladen aus Lancashire, von den ältesten Zeiten an, war so ziemlich beendet, als übermäßiger Umfang und allzu häufiges Vorkommen veralteter Wörter und Redensarten das Werk dem großen Publicum zu verschließen drohten; es wurde auf Abhülfe gesonnen und endlich beschlossen, die Sammlung der älteren Dichtstücke der „Chetham Society" zur Veröffentlichung zu überantworten, jene der neuesten, zumeist aus unserem Jahrhundert stammenden, für einen eigenen, separat zu edirenden Band aufzusparen. Wie hieraus zu ersehen ist, nimmt das vorliegende Werk in Rücksicht auf die Zeit einen Mittelplatz in der Balladenlitteratur von Lancashire ein, es enthält weder die ältesten noch die neuesten Lieder jener Gegend, sondern umfaßt beiläufig den Zeitraum von Eduard IV. bis auf Wilhelm IV., mit anderen Worten vom 15. bis ins 18. Jahrhundert, mit Einschluß einiger wenigen aus dem gegenwärtigen. Es bietet eine Auswahl von mehr denn sechszig Liedern und Balladen, wovon ein guter Theil zum ersten Male in die Oeffentlichkeit gelangt, ein anderer, nach allerdings schon gedruckten, aus fliegenden Blättern bestehenden Originalen aus der Chetham-Bibliothek einer langen Verborgenheit entrissen wird. Unter den ersteren sind besonders hervorzuheben: „A balade of Maryage" — wo leider die Orthographie modernisirt ist — vor wenigen Jahren in Browsholme Hall entdeckt; „Townley's Ghost", aus einer Handschrift in Salford; „The Mayer's Song"; „Blakeley Courtship"; „Warrington Ale"; „Death of an old huntsman"; „Handloom" u. a. m. nach mündlicher Ueberlieferung an Ort und Stelle. Auch von dem Eingebornen Richard Sheale, der bekanntlich für den Verfasser der schönsten alten Ballade der englischen Litteratur gilt, begegnen wir einem der Ashm. Handschrift 48 entnommenen alten Liebeslied („A love song"). Ferner findet sich darin eine aus dem 16. Jahrhundert stammende Variante der in jener Gegend sehr verbreiteten Sage von der Stiefmutter Rachsucht, welche uns Percy (Reliques. Vol. III., p. 154) nach einer Handschrift der Pepys-Bibliothek unter dem Titel: „The lady Isabella's Tragedy" mitgetheilt hat, hier führt sie den Titel: „Fair Ellen of Radcliffe" und ist in ihrer ursprünglichen Orthographie abgedruckt; überhaupt ist diese Ballade von hervorragendem poetischen Werthe und mahnt trotz ihres Alters, was Einfachheit der Darstellung und Wohlklang der Dichtung betrifft, an des unsterblichen niederländischen Dichters Bellamy Ballade vom Röschen. Von dem beliebten Volksliede: „Jone O'Grinfilt", von welchem Bell bloß eine Variante abgedruckt hat, scheint mir hier das Original veröffentlicht zu sein.

Wenn auch Inhalt und Zweck des Werkes eine größere Anzahl von Anmerkungen zugelassen hätten, so enthalten doch die vorhandenen manche neue Entdeckung, manche enthüllte Autorschaft, in Bezug auf Ortsverhältnisse, genaue auf Autopsie beruhende Aufklärungen; was die sprachlichen Schwierigkeiten betrifft, so sind dieselben schon vermöge des vorgezeichneten Zeitraumes nur geringe, und die wenigen bedeutenderen gewissenhaft behoben. Minder einverstanden hingegen muß ich mich mit der bei einigen älteren Gedichten eingetretenen Modernisirung der alten Schreibweise erklären.

Für elegante Ausstattung des Werkes leistet die bekannte Firma Whittaker schon genügende Bürgschaft.

Digitized by Google

* Die Verlagsbuchhandlung Buddäus in Düsseldorf kündigt das bevorstehende Erscheinen einer zweiten, verbesserten und vermehrten Auflage von Karl Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste" an. Keine Nation kann sich rühmen, eine so gediegene allgemeine Kunstgeschichte zu besitzen, wie Deutschland an Schnaase's Meisterwerk. So geistvoll und überzeugend ist in keiner Gesammtdarstellung der Zusammenhang des ganzen Culturlebens mit den Erscheinungen der bildenden Künste geschildert worden. Aus diesem Grunde begrüßen wir mit doppelter Freude das Erscheinen einer zweiten Auflage, weil diese einerseits von dem Erfolge des bedeutenden Unternehmens Zeugniß giebt und andererseits mit derselben die Hoffnung vorhanden ist, daß die Anschaffung des Werkes geringere Kosten verursachen und dadurch in weiteren Kreisen Eingang finden wird. Die erste Auflage ist bis an das Ende der mittelalterlichen Kunst gelangt und Schnaase ist gegenwärtig beschäftigt, die Geschichte der Renaissance zu bearbeiten, mit welcher das ganze Werk seinen Abschluß erreichen wird. Um sich ungestört dieser Arbeit widmen zu können und weil durch eine Reihe der erfolgreichsten Detailforschungen namentlich auf den Gebieten der altorientalischen Cultur und der griechischen Plastik eine stoffliche Erweiterung der ersten bereits vergriffenen Auflage geboten ist, so hat Schnaase die Bearbeitung der zweiten Auflage ihm befreundeten jüngeren Gelehrten übertragen. Es versteht sich von selbst, daß hiebei der Geist des Ganzen, der leitende Grundgedanke des Verfassers und die Richtung des Werkes durchaus beibehalten, daß insbesondere der Zusammenhang des Ganzen, so wie die großen culturgeschichtlichen Ueberblicke und ästhetischen Gesammturtheile unverletzt bleiben werden. Mit der Bearbeitung der ersten beiden Bände, welche das orientalische und classische Alterthum umfassen, hat Schnaase die Herren Karl v. Lützow in Wien und Karl Friedrichs in Berlin betraut, zwei Gelehrte, welche ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen sind. Der erste Band wird noch im Herbste dieses Jahres erscheinen. Die Verlagsbuchhandlung verspricht, daß die zweite Auflage die Hälfte des Preises der ersten Auflage nicht übersteigen wird.

Z. Sebastian Ruf, der sich durch die Schriften: „Psychische Zustände" (1852) und „Die Delirien, die Visionen und Hallucinationen des Tag- und Nachtlebens" (1856) einen bei Fachgenossen bekannten Namen erworben hat, veröffentlichte jüngst eine „Chronik von Achenthal nach urkundlichen Quellen" (Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung). Er giebt darin eine Geschichte des vielbesuchten Thales in objectivster Weise seit dem Jahre 1112. Da in früheren Zeiten Landesfürsten gerne der Jagd und Fischerei in diesem Thale oblagen, hat diese Chronik auch für weitere Kreise großes Interesse. Jagd- und Fischereifreunden werden die darin mitgetheilten Nachrichten über frühere Verhältnisse auf diesen Gebieten willkommen sein. Am meisten muß aber die treffliche Schrift, die alle historischen Daten über das durch Kunst und Poesie gefeierte Thal bietet, den vielen Freunden und Besuchern desselben empfohlen werden.

* Die Herausgabe von Šafařiks gesammelten Schriften hat mit dem soeben uns zugekommenen letzten Hefte ihren Abschluß gefunden. Der um böhmisches Schriftwesen und Geschichte vielfach verdiente Gelehrte Herr Joseph Jireček hat sich mit der Zusammenstellung und Veröffentlichung der zahlreichen wissenschaftlichen Artikel und Abhandlungen des großen Slavisten, die in den verschiedensten Werken und Zeitschriften zerstreut waren, ein großes Verdienst erworben. Als Vorrede zum eben abgeschlossenen dritten Bande stellte er auch ein sehr übersichtliches Bild dessen zusammen, was sich als Material zu größeren Werken in Šafařiks Nachlaß vorfand, und was zu verarbeiten der zu frühe Tod dem berühmten Gelehrten nicht mehr erlaubte. Wir ersehen aus dieser Vorrede, daß dieses von der frühesten Jugend bis fast zum Tode gesammelte, alle Zweige der Litteratur, Geschichte und Ethnographie der slavischen Völker umfassende wissenschaftliche Material ein geradezu großartiges genannt werden muß, und uns den

Digitized by Google

frühen Verlust dieses hervorragenden Mannes um so mehr bedauern läßt. Der Vorrede folgen weiter mehrere Abhandlungen Šafařiks aus den Gebieten der slavischen Wissenschaften, die meist in der böhmischen Museumszeitschrift abgedruckt waren. Dem Hefte ist eine Landkarte, darstellend die Insel Wotin am Ausflusse der Oder, beigegeben. In demselben Verlage erscheint Šafařiks „Geschichte der Litteratur" deren erste zwei Abtheilungen, das slovenische und glagolitische, dann das illyrische und croatische Schriftthum umfassend, bereits vor längerer Zeit erschienen sind. Die dritte soeben mit dem uns vorliegenden Hefte zum Abschluß gekommene Abtheilung behandelt in eben so gründlicher als ausführlicher Weise die Geschichte der serbischen Litteratur, und zwar speciell in diesem Schlußhefte die Periode von 1730 bis 1830, mit welch letzterem Jahre Šafařik überhaupt seine Geschichte der südslavischen Litteratur abschloß, ohne jedoch bisher einen würdigen Nachfolger bekommen zu haben. Den Biographien der in der genannten Periode wirkenden serbischen Schriftsteller folgt dann ein vollständiges Verzeichniß der serbischen litterarischen Werke und Schriften, nach Materien und Alter geordnet. Auch diesem Hefte geht eine von dem Herausgeber Herrn J. Jireček verfaßte Vorrede voran, in der über Šafařiks Wirken in Neusatz und seine Vorliebe für die südslavische Litteratur berichtet wird. Möge nun auch den übrigen hinterlassenen werthvollen Schriften Šafařiks das baldige Erscheinen in der Oeffentlichkeit beschieden sein.

† Am 10. Juli starb in Krakau, 60 Jahre alt, der polnische Schriftsteller Valerius Wielopłowski, zugleich Redacteur des „Ognisko", welcher durch die Elasticität seines Geistes, seine Vielseitigkeit, sein ausgebreitetes Wissen und seine volksthümliche Darstellungsgabe sich einen ansehnlichen Namen erworben hatte.

* Im Jahre 1864 sandte der Kaiser der Franzosen Herrn Miller, Bibliothekar des gesetzgebenden Körpers nach dem Orient, zur Durchforschung der dortigen Klosterbibliotheken, besonders der des Berges Athos, nach alten Handschriften. Herr Miller hat soeben seinen Bericht erstattet, und unter den interessantesten seiner Funde nennt er den Nachtrag zu den byzantinischen Historikern, mit einer Erzählung der Ereignisse nach der Eroberung von Constantinopel, des Falles von Sinope, Trapezunt u. s. w. von Kritobulus; ein schönes Manuscript der mathematischen Schriften von Heron Alexandrinus; ein Manuscript des Ptolemäus aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit Karten, ähnlich denen im Codex vom Berge Athos. Die meisten Werke in jenen Bibliotheken sind selbstverständlich religiösen Inhalts — Bibelcommentarien, Liturgien, Psalterien, Kirchenväter ꝛc. Doch fand er eine Kirchengeschichte in zehn Büchern, von denen Photius nur fünf erwähnt; bisher ungedruckte Briefe und Opuscula des Photius; eine prosaische Paraphrase der Halieutika von Oppian; einen um einige Nummern reichern Codex der äsopischen Fabeln, deren Compilator einen vollständigen Babrius vor sich gehabt zu haben scheint; eine Chrestomathie aus Homer, Sophokles und Euripides aus dem 10. Jahrhundert, merkwürdig insofern als sie zu beweisen scheint, daß man schon damals nur noch die jetzt bekannten Stücke der beiden Dramatiker besaß; Fragmente alter Grammatiker (Photius, Eustathius, Didymus von Alexandrien u. A); eine Epitome des Zenodotus de lingua Homerica; einige Bruchstücke Aelians; eine merkwürdige griechisch geschriebene Abhandlung Sueton's über Spitznamen und deren Ursprung; Aristophanes Byzantius de verbis vitandis; endlich eine Sammlung grammatischer Bemerkungen mit Citaten aus verlornen Gedichten des Aeschylus, Sophokles, Euripides, Pindar, Alkam, Alcäus, Archilochus, Antimachus, u. A.

* Die „Gaz. nar." bringt ein: „Paris, 1. Juli 1865, Nr. 63 Rue de la Victoire" datirtes und „Morawski, Vicepräsident des Vereins zur Herausgabe der polnischen Geschichte in Paris" unterzeichnetes Schreiben, worin es heißt, daß die Herausgeber der „Biblioteka Polska" in Paris von der Familie des verstorbenen Fürsten Adam

Digitized by Google

Czartoryski ermächtigt wurden, dessen Schriften und Correspondenzen in Druck zu legen. Diese Sammlung wird ein wichtiges Material zur politischen und litterarischen Geschichte Polens im letzten Jahrhundert bilden. Damit es möglichst vervollständiget werde, ergeht an alle diejenigen, die irgend welche Briefe dieses Fürsten besitzen, die Bitte, solche im Original oder in beglaubigter Abschrift an die Adresse des obgenannten Herrn zu senden. Die Herausgeber verpflichten sich, die eingesandten Originalbriefe zurückzusenden und die Namen der Einsender auf Verlangen zu veröffentlichen.

---

* Eine der gelungensten Compositionen des jüngst verstorbenen gefeierten Künstlers C. Rahl, „die Fresken im Palais Todesco", sind in photographischer Vervielfältigung in der Kunsthandlung Neumann in Wien erschienen. Der Cyklus der Gemälde enthält die vorzüglichsten Momente aus dem Leben Paris' und eine Anzahl allegorischer Figuren. Wir machen die zahlreichen Verehrer des Künstlers darauf aufmerksam, da diese Compositionen seine glänzende Begabung bekunden.

* Vor kurzem wurde von einem Privatmanne aus Nürnberg zugleich mit einigen anderen altdeutschen Gemälden ein Bild von Albrecht Dürer entdeckt, welches gegenwärtig im Bamberger Kunstvereine die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Dasselbe stellt einen mit Dornen gekrönten Christus-Kopf vor und ist, wie man dem „N. C." schreibt, von ganz wundervollem Ausdruck und von Feinheit der Empfindung. Wenn schon die große Meisterschaft und Präcision des Bildes den Kenner an der Echtheit nicht zweifeln läßt. so ist es doch erfreulich, daß dieselbe in einem hinterlassenen Verzeichnisse des Willibald Pirkheimer auch historisch bewiesen wird.

* Nachrichten aus Neapel zufolge wurde in den jüngsten Tagen zu Pompeji ein Juno-Tempel ausgegraben, in welchem sich gegen 300 Leichname vorfanden. Der Tempel enthält viele Statuen von Marmor, Bronze und Terracotta, welche an den Händen und Füßen Bänder von Edelsteinen trugen. Die Straßen, die rings um den Tempel herum führen, sind wunderbar erhalten und haben prachtvolle Seitenwege.

* Laut dem, dem englischen Parlamente vorgelegten Jahresausweis des britischen Museums beliefen sich die Ausgaben dieses Instituts im Verwaltungsjahre 1864 bis 1865 auf 97.533 Pfd. St. und die des nächsten sind auf 100.164 Pfd. St. veranschlagt. Im Ganzen beschäftigt das Museum 244 bleibend Angestellte, nämlich 16 Bibliothekare und Custoden, 63 Assistenten, 27 Abschreiber und 138 Diener. Neu angekauft wurden im vorigen Jahre Gegenstände für 25.500 Pfd. St., darunter Bücher für 10.000 Pfd. St., wodurch die Bibliothek um 38.842 Bände bereichert wurde.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Beinahe an dem gleichen Tag erschienen, liegen uns zwei Bücher über Aegypten vor. Beide verfolgen, das eine in etwas ernsterer, das andere in leichterer Form einen ähnlichen Zweck, denselben, den Edm. About in seinem Buche über Griechenland so vollkommen erreichte: die überschwänglichen

Digitized by Google

Berichte oberflächlicher Touristen über die staatlichen und Culturverhältnisse eines stets in allzu günstiger Weise beurtheilten Landes und Volkes zu widerlegen und umzustoßen. Das erste und jedenfalls zuverlässigere der beiden Bücher, ist von A. Sacré und L. Outrebon, und nennt sich: L'Egypte sous Ismaïl-Pacha. Besonders Aufmerksamkeit dürften die sorgfältigen in dieser Schrift niedergelegten Beobachtungen der neuesten Entwicklung des Handels und Verkehrs werth sein, wie dieselbe durch die Eisenbahnnetze, den so plötzlich gehobenen Anbau der Baumwolle und die Canalbauten bei Suez bedingt wurde. Die Verfasserin des zweiten Buches, Mme. Olympe Audouard, erklärt sich schon in der Vorrede zu ihren „Mystères de l'Egypte devoilés" mit dem Vicekönig, seiner Regierung, seinem Volke, kurz mit allem Gesehenen sehr unzufrieden und läßt ihrem Mißmuthe frei die Zügel schießen. Ihre Schilderungen des ägyptischen Volkslebens sind witzig und spannend, in ihren pikanten Details jedoch so genau und rücksichtslos, daß man schwer deren Abstammung von zarter Damenhand errathen würde, und macht die Verfasserin den ägyptischen Damen Vorwürfe über die unanständigen unter ihnen herrschenden Gespräche, so glauben wir, daß es diesen Orientalinnen schwer fallen dürfte, viel decolletirter zu sprechen als Mme. Audouard schreibt.

Ein hübsches Erinnerungsbuch für Besucher des Chamouny-Thales ist: „La haute Savoie, récits d'histoire et de voyage, par Fr. Wey"; das Buch ist mit lebenden Farben und gründlicher Platzkenntniß gearbeitet.

Die vielbesprochenen hinterlassenen Schriften Proudhons werden nunmehr von einem Comité von sechs Mitgliedern geordnet und herausgegeben, und es sind von dieser Sammlung bereits zwei Bände erschienen: „De la capacité politique des classes ouvrières" und „Du principe de l'art et de sa destination sociale".

„Les jeunes ombres, par Charles de Mouy" nennt sich ein Buch, welches eine Reihe von Dichtern, Schriftstellern und Künstlern, welche aus der Blüthe ihrer Lebenskraft in das Reich der Schatten abgerufen wurden, einer Besprechung unterzieht. Alfred de Musset, Maurice und Eugenie de Guérin, die Rachel u. A. sind hier der Gegenstand geistvoller und lebendiger Betrachtungen, welche wohl nicht verfehlen werden, dem noch jungen Verfasser Bahn zu brechen. Als unglücklich ausgefallen müssen wir wohl den neuen Band der Uebersetzung von Heine's Werken bezeichnen. Derselbe enthält die drei erst kürzlich durch Strodtmann veröffentlichten Dramen, die Heimkehr, den neuen Frühling und andere kleinere Schriften und ist durch eine lange Vorrede von Saint-René-Taillandier eingeleitet; die Uebersetzung aber, besonders die der Lieder aus der Heimkehr, ist von einer Schwerfälligkeit, die den so zarten Liedern jeden Werth, ja sogar bisweilen die Verständlichkeit raubt. Es wäre sehr zu wünschen daß diese Uebersetzung, in welcher uns beim flüchtigen Durchlesen eine Reihe grober Mißverständnisse in die Augen fielen, von berufener Feder einer eingehenden Kritik unterzogen würde.

In der leichteren Romanlitteratur finden wir wie immer viel Neues, wenig Erwähnenswerthes. Um ihre vielen Verehrer über diese andauernde Verzögerung des Erscheinens des „Mariage d'une Créole" zu trösten, veröffentlicht Mme. Ratazzi einen Band Gedichte — diese sind von der französischen Preßbehörde unschädlich befunden worden und führen den Titel: „Les rives de l'Arno". Von einem neuen vielbändigen Romane von Alexander Dumas: Souvenirs d'une favorite" sind die ersten drei Bände erschienen; sonst bleibt uns nur zu erwähnen ein Roman von Aimard: „La bastille d'or" und zwei Producte Ponson du Terrails: „Une princesse russe" und „Le Chambrion".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Eine archäologische Reise in der Szathmárer Diöcese Ungarns [1].

I.

Das Mittelalter kannte und benützte einen Handelsweg, der den Norden Deutschlands, über Ungarn und Siebenbürgen ziehend, mit dem Orient verband. Es ist im Ganzen derselbe Weg, den man durch eine von Schlesien (Oderberg) über die Zips und Kaschau herzustellende Eisenbahnstraße für unsere Zeit wieder lebendig machen will, bloß mit dem Unterschiede, daß ehedem dieser Straßenzug weiter nördlich und in mehr gerader Linie fortlief, während gegenwärtig die Eisenbahn südlicher in auffallenden Winkelbrüchen geführt wird, die weniger von der Natur des Terrains, als von der heutigen Regierungspolitik und der Nothwendigkeit des Anschlusses an das bereits bestehende Netz bedingt werden. Ein anderer completirender Eisenbahnzug soll sich später dem Straßenzuge des Mittelalters nähern und nach der Márnáros führen.

Die eben erwähnte alte Verbindungsstraße Nord-Deutschlands mit dem Orient läßt sich noch heutzutage streckenweise durch das Vorhandensein auf sie hindeutender Baudenkmäler einleuchtend nachweisen; so sind die Monumente des Zipser Comitates und der Stadt Kaschau schon seit länger bekannt, jene der Orte aber, welche in der Szathmárer Diöcese den Uebergang nach Siebenbürgen vermitteln, sind eingehender durch uns, und zwar erst vor wenigen Monaten untersucht worden; die dem Norden Siebenbürgens angehörigen Baudenkmäler endlich harren erst eines ähnlichen Studiums.

In der Hohlkehle des Kranzgesimses der Westseite der Kaschauer Elisabeth-Kirche, hart unter dem Giebel dieser Fronte befindet sich eine in den Stein geritzte Inschrift, welche besagt: daß Nikolaus Krombholz (Krummholz) aus Neisse (in Schlesien) sämmtliche Kirchengiebel und Dächer restaurirte, nachdem diese während der Belagerung der Stadt durch Albert, Bruder des Königs Uladislaus II., im Jahre 1497 zerstört worden waren, und daß dies unter dem Kirchenvater (vitricus) Johann Czimermann aus Oels (in Schlesien) geschehen sei.

Es ist Thatsache, daß nicht die schlesische Rochlitzer Bauhütte, sondern jene

[1] Diese Reise wurde im Monate September 1864 über Einladung Sr. Excellenz des Herrn Bischofs von den durch die archäologische Commission der ungarischen Akademie entsandten Mitgliedern Henßlmann und Romer unternommen, zu denen sich der Architekt Franz Schulz gesellte. Die vorstehende Schilderung stammt aus der Feder Dr. Henßlmanns.
D. Red.

Digitized by Google

von Wien Einfluß auf die ungarischen Bauten übte, und selbst der Krombholz zunächst vorhergegangene Meister, der aus Kaschau gebürtige Krom, kommt in den Verzeichnissen der Wiener Domhütte unter dem Namen Stephan Kromavrer um das Jahr 1430 vor; desto mehr muß es auffallen, daß kurz nach ihm zur selben Zeit zwei aus Schlesien gebürtige Männer als Hauptbetheiligte am Baue der Kaschauer Elisabeth-Kirche auftreten, an einem Denkmale, welches als das weitaus bedeutendste nicht nur Nord-Ungarns, sondern des gesammten Königreiches dasteht, und welches besonders im Osten desselben, wie auch in Siebenbürgen bei der Anlage und Anordnung größerer Kirchen häufig als Muster angesehen wurde. Es läßt sich daher dieser auffällige Umstand nicht anders, als durch einen bedeutenden Verkehr erklären, welcher in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zwischen Schlesien und Kaschau stattfand.

Ein näheres Eingehen auf die mittelalterlichen Bauwerke des nordöstlichen Theiles unseres Vaterlandes, das wir uns für seine einzelnen wichtigeren Baudenkmäler vorbehalten, wird den Verkehr zwischen Kaschau und dem gegenwärtigen Szathmárer Kirchensprengel näher erläutern; hier sei nur gestattet, über diesen Sprengel hinauszugreifen und ein entfernteres Glied in der Kette des erwähnten Straßenzuges zu berühren. Es ist dies Glied die Hauptkirche von Klausenburg, die sich dem Muster der Kaschauer Elisabeth-Kirche am treuesten anschließt. Wir finden in letzterer, um bloß Einiges zu erwähnen, dieselbe Anordnung einer abwechselnden Uebereckstellung der Fialen oder Thürmchen an den sämmtlichen Strebepfeilern, welche, an jenen des Kaschauer Sanctuariums vorkommend, diesem sein überaus gefälliges und reiches Ansehen giebt, es findet sich ferner an der Klausenburger Hauptkirche ein Grundriß der Pfeiler oder Schäfte im Innern, welcher jenem der Kaschauer Kirchenschäfte sehr ähnlich ist, nur daß ersterer dem besseren Motive der letzteren folgt; endlich hat die Klausenburger Kirche eine ähnliche, nicht häufig vorkommende Treppenanlage, wie die Kaschauer Kirche. Diese Anlage besteht darin, daß zwei Personen, die von demselben Punkte nach entgegengesetzter Richtung ausgehen, nachdem sie einige Stufen aufwärts oder abwärts geschritten, wieder zusammentreffen und sich dies Auseinandergehen und Zusammentreffen in der ganzen Höhe der Treppe öfter wiederholt.

In Klausenburg haben sich noch drei mittelalterliche Kirchen erhalten und an jeder ist besonders in den Verhältnissen eine auffallende Verwandtschaft mit der Elisabeth-Kirche in Kaschau nicht undeutlich wahrzunehmen.

Diese Verwandtschaft läßt sich jedoch noch an mehreren Kirchen Siebenbürgens nachweisen und erstreckt sich bis an die südöstliche Grenze des Landes, bis Kronstadt, dessen Kirche als letztes Glied dieser Kette anzusehen ist.

Obgleich schon wegen ihrer geringeren Ausdehnung weniger mit dem Kaschauer Bauwerke verwandt, geben doch die noch erhaltenen Kirchen des östlichen Ungarns Zeugniß davon, auf welcher Straße der Einfluß unseres Hauptbauwerkes gewandert sei, um seinen Endpunkt in Kronstadt erreichen zu können.

Zuvörderst kennen wir, obschon wir dieselbe auf unserer Reise nicht berührten,

Digitized by Google

eine gegenwärtig zwar unterbrochene, aber dennoch vor Alters fortlaufende Reihe von mittelalterlichen Kirchen- und Burgbauten, die sich im Nordosten des Landes am Fuße des Karpathen-Mittelgebirges hinziehen durch die Grafschaften Zemplin und Ungh, bis sie Munkács in der Beregher Gespanschaft erreichen.

Von da ab springt die Straße plötzlich südlich von ihrer früheren Richtung ab nach Bereghszász, erreicht bei Tisza-Ujlak die Theiß und von da gegen Osten fortlaufend Nagy-Szöllös. Hier ist ein Knotenpunkt, an dem sich der Weg in eine östliche und südliche Richtung theilt; mit der ersteren berührt er die fünf Kronstädte der Mármaroser Grafschaft: Huszth, Visk, Técsö, Hosszúmezö und Szigeth und wendet sich dann südlich und an seinem Ende etwas westlich zurück nach Nagybánya; in ihrer südlichen Richtung zieht die Straße aber nach Szathmár-Némethi, von wo sie im Winkel nach Osten gebrochen und dem Laufe des Szamos-Flusses aufwärts folgend, sich in Nagybánya, dem zweiten Knotenpunkte, nochmals mit ihrem östlichen Zweige vereint, um ungetheilt südwärts nach Siebenbürgen zu ziehen.

Die Straße von Szathmár-Némethi hatte kurz ehe sie Nagybánya berührte, den Szamos-Fluß verlassen, und der vereinte Weg übersteigt nun mehrere Bergrücken, bis er wieder an die Ufer der Szamos gelangt, um parallel mit dieser, jedoch in entgegengesetzter Steigung Dées zu erreichen und von da nach Klausenburg und endlich südwärts nach Karlsburg, Hermannstadt und Kronstadt zu führen.

Neben den beiden Hauptstraßen des Szathmárer Sprengels laufen zahlreiche Nebenwege in jener Gegend; am zahlreichsten aber sind sie in der Szathmárer Grafschaft zwischen der Theiß und Szamos, dort wo letztere eine große Strecke zuerst gänzlich parallel mit ersterer fließt, zuletzt aber unter beinahe geradem Winkel sich in den größeren Fluß ergießt, kurz nachdem sie die gleichfalls aus Siebenbürgen kommende Kraszna aufgenommen.

Auf der von der Szamos und Theiß gebildeten Halbinsel der Szathmárer Gespanschaft stehen die Bauabkömmlinge des Mittelalters am dichtesten und werden immer seltener, je weiter man sich von den Ufern der beiden Flüsse entfernt, so daß man als Hauptzüge der Ansiedlung vom Norden südwärts und ostwärts in erster Linie den Lauf der Mittelkarpathen, dann die Ebene zwischen der Theiß und Szamos, endlich und vorzüglich die Ufer dieser beiden Flüsse in der Szathmárer Diöcese anzunehmen hat.

Es war unsere Aufgabe, so viel als möglich von den noch erhaltenen mittelalterlichen Baudenkmälern des Sprengels zu sehen, zu untersuchen und zu beschreiben; das Terrain unserer Forschung wurde demnach durch die drei Punkte, nordöstlich Mármáros-Szigeth, südöstlich Nagybánya, nordwestlich Bereghszász bestimmt.

Unsere Arbeit ward uns bedeutend erleichtert durch den trefflichen Schematismus, den Se Excellenz der Herr Bischof Michael Haas über seine Diöcese gerade einige Wochen vor unserer Reise publicirte und der auf S. 154, 155 und 156 einen Katalog der im Bereiche des Bisthums noch vorhandenen alten Steinkirchen giebt. Die Zahl der Nummern dieses Kataloges ist 117 und sie wird eher

Digitized by Google

zu gering als zu hoch gegriffen erscheinen; so haben wir in Bezug auf die von uns selbst gesehenen und untersuchten Gebäude die nicht erwähnte interessante Kirche des Dorfes Csegöld hinzufügen können. Hiezu kommt, daß dieser Katalog bloß jene Ortschaften enthält, welche der Herr Bischof selbst besucht und deren alte Ueberreste er mit eigenem Kennerblick bestimmt, während noch zahlreiche andere Orte sich in der Diöcese befinden, denen eine gleiche persönliche Besichtigung nicht zu Theil wurde. Hin und wieder sind die alten noch vorhandenen Ueberreste zwar nur gering, jedoch überall, wo sie der Katalog angiebt, ist wenigstens eine alte Anordnung vorhanden, wenngleich dieselbe in neuerer und neuester Zeit auch durch Umbau und Restauration vielfach verändert oder selbst beinahe undeutlich geworden.

Ein anderer Vorzug dieses Schematismus ist, daß er, so weit als noch die bezüglichen alten Urkunden vorhanden, sich auf diese beruft und so dem mittelalterlichen Archäologen seine Aufgabe nicht nur doppelt erleichtert, sondern überhaupt lösbar macht; denn der persönliche Besuch eines jeden Dorfes und Weilers, in welchem unkundiger Eifer Alterthümliches gesehen zu haben vorgiebt, kann als Anforderung schon wegen der geringen Hülfsmittel, die den archäologischen Forschungen zu Gebote sind, bei uns gerechter Weise nicht gestellt werden. Besäße aber jede bischöfliche Diöcese unseres Vaterlandes einen ähnlichen Schematismus wie die Szathmárer, so würde in kurzem die Kenntniß des noch Erhaltenen zu einem gedeihlichen historischen Resultate führen; so wie wir fest überzeugt sind, daß der Nachweis des mittelalterlichen Handels- und Straßenzuges, der Colonisirung durch Einwanderer (hospites), ein Nachweis, den wir auf die Dichtigkeit und Verwandtschaft der Denkmäler der Szathmárer Diöcese mit Zuverlässigkeit gründen können, jene einzig wahre Geschichtskenntniß fördern muß, die sich nicht mehr auf die Chronik einzelner Familien und Schlachten beschränkt, sondern die Entwicklung des gesammten Volkslebens mit der ihm gebührenden Aufmerksamkeit verfolgt.

II.

Indem wir aus Siebenbürgen kamen, war Nagybánya, wo wir am 7. September Nachts anlangten, für uns der erste Punkt jenes südöstlichen ungarischen Handelsstraßenzuges, den wir bereits skizzirt haben. Nagybánya blühte bereits unter Ludwig dem Großen, der es zur königlichen Freistadt erhob, nachdem es schon früher sein Wachsthum und seine Bedeutsamkeit einer namhaften Bergbauindustrie zu verdanken gehabt. Das hohe Alter dieser Industrie hat der Chef des dortigen Bergwesens, H. v. Szakmáry, in einem Berichte an die Regierung auseinandergesetzt.

Der Schematismus der Diöcese giebt mehrere alte Kirchen in Nagybánya an, von denen sich jedoch bloß ein einziger dürftiger Ueberrest erhalten hat. Es ist dies ein Thurm der ehemaligen Hauptkirche und das an ihm hängende Hauptportalgewände; die Kirche selbst wurde in den vierziger Jahren um 300 fl. verkauft und abgebrochen. Der Thurm ist ein schmuckloses derbes Bauwerk, welches

Digitized by Google

sich, wie die meisten Thürme Nord-Siebenbürgens, in quadrater Form, und ohne weiter oben in das Achteck zu brechen, bis zu seinem neuen Dache erhebt; ursprünglich muß dieses Dach in eine hohe Spitze oder Helm ausgelaufen und an seinen vier Ecken mit je einem kleineren Thürmchen verziert gewesen sein, denn dies ist der Typus der noch erhaltenen viereckigen Thürme der Umgegend. Das anstoßende Portalgewände aber erinnert lebhaft an die Michaeler-Kapelle in Kaschau, sowohl in der gleichfalls ungewöhnlich stark entwickelten Ansicht seiner Gewände als auch in der Blattverzierung seiner Capitäle, welche in einer so ganz eigenthümlichen Formation bloß an diesen zwei Bauten bekannt ist. Obschon die Ueberlieferung den Bau der Kirche in die Zeit der Hunyaden hinabrückt, indem sie sich hiebei auf ein in den Thurm eingemauertes Wappen dieser Familie stützt, weist doch der Styl des Bauwerkes, wie wir diesen theils aus den Ueberresten, theils aus einem zur Zeit des Abbruches gefertigten Grundrisse kennen, auf eine frühere Entstehungszeit, welche noch näher durch eine im Diöcesanschematismus angeführte Urkunde bestätigt wird. Im Jahre 1347 baten nämlich der Stadtpfarrer Joannes und der Richter Martinus von Nagybánya Ludwig den Großen um die Bestätigung oder richtiger um die Erneuerung des Diplomes ihrer alten Privilegien, welches in einer Feuersbrunst zu Grunde gegangen war. Der König ertheilt ihnen das Recht ihre Pfarrer und Richter frei zu wählen und ordnet die Zweitheilung des Weinzehnten an, dessen eine Hälfte dem Pfarrer gehörte, die andere zur Fortsetzung des begonnenen Kirchenbaues zu verwenden sei, und zwar bis zur gänzlichen Vollendung der Kirche, deren Bau somit der Zeit um die Hälfte des 14. Jahrhunderts angehört; was wieder zurückschließen läßt, daß um diese Zeit die Michaeler-Capelle in Kaschau bereits ihrer Vollendung nahe war, sonst hätte das Blattornament von den Capitälen der Querempersäulen der letzteren nicht auf die Capitäle des Hauptportales der ersteren übergehen können. Dem erwähnten Grundrisse und den noch am Thurme vorhandenen Gewölbansätzen zufolge war das Gebäude eine zweischiffige Hallenkirche, in welcher auch eine der gleichnamigen Querempore der Michaeler-Capelle entsprechende Galerie vorkam.

Im Archive der Stadt Nagybánya zeigte man uns einen Freibrief, welchen die Stadt im Jahre 1480 den Kürschnern ertheilte, die in eine eigene Innung zusammengetreten waren. An dieser Urkunde hängt einer der vorzüglichsten Siegelabdrücke des Mittelalters. Die Form des Abdruckes ist ein Achteck, das in einen Kreis von 2.70 Zoll Durchmesser eingeschrieben ist; ringsherum läuft die Inschrift, welche besagt, daß die Stadt „in der gegenseitigen Liebe ihrer Bürger die beste Grundlage finde". Innerhalb des Achteckes sieht man eine auf den Bergbau bezügliche Darstellung. Mitten auf einem Felsen sitzt oben der h. Stephan, das gekrönte Haupt umgiebt ein Heiligenschein, in der Rechten hält er das Scepter, in der Linken den Reichsapfel. Zu beiden Seiten des Felsensitzes wachsen aus niederen Absätzen zwei Eichenzweige empor. Links unten öffnet sich im Felsen ein Stollen in weitem Rundbogen, vor welchem ein Bergknappe kniet mit Schlägel und Eisen an der Felswand arbeitend; rechts von ihm ist ein anderer im Begriffe

Digitized by Google

mit einem Karren (dem „Hunde“ der Bergleute) einzufahren. Die Zeichnung der Figuren ist vortrefflich und wo der im Ganzen gut erhaltene Abdruck noch scharf ist, läßt sich sogar das Detail der Gewandung ziemlich genau unterscheiden. Wir werden kaum irren, wenn wir dieses Siegel als das beste aller erhaltenen ungarischen Siegel bezeichnen und es in das 14. Jahrhundert, etwa in jene Zeit versetzen, in welcher die Stadt Nagybánya ihre Privilegien von Ludwig dem Großen erhalten. Wir behalten uns vor, die interessante Urkunde und das Siegel in einer eigenen Abhandlung zu publiciren. Eine andere specielle Beschreibung der Hauptkirche bereiten wir für unsere „Archäologischen Mittheilungen“ vor.

Von Nagybánya aus haben wir einen Ausflug nach Girót-tótfalu und Felsőbánya gemacht, letzteres hat eine ganz moderne, kaum fertig gewordene größere, ersteres eine ältere, dem Schlusse des 15. Jahrhunderts angehörende Kirche.

Am 9. September fuhren wir nach Szinyér-Várallja, wo wir unseren, von Wien direct hieher gekommenen Reisegefährten, Herrn Architekten Franz Schulz, antrafen, der sodann auf unserer ganzen Reise bis Pest uns fortwährend begleitete und uns einen großen Theil der Aufgabe lösen half. Früher hatten wir die Kirche in Misztótfalu gesehen, und von Szinyér-Várallja gegen Szathmár-Némethi fahrend, besuchten wir die alten Kirchen von Apa, Aranyos-Megyes, Sárköz und Sárköz-Ujlak.

Im Szathmárer Diöcesanarchive befindet sich eine Urkunde, deren bereits der Schematismus vom Jahre 1833 erwähnt, indem er die Erbauung der sowohl noch in Misztótfalu, Szinyér-Várallja, Aranyos-Megyes, Apa, Sárköz und Sárköz-Ujlak vorhandenen, als der in Káta einst bestandenen Kirche der kinderlosen Wittwe Maurittius, Bans von Croatien, Susanna Báthori, zuschreibt. Diese Urkunde wurde uns erst später mitgetheilt; wir wissen daher noch nicht bestimmt, ob in Bezug auf Maurittius nicht ein Fehler unterlaufen ist, und ob wir nicht vielmehr, wie Szirmay in seiner Beschreibung des Szathmárer Comitates thut, statt Banus von Croatien, Ban von Megyes zu lesen haben?

In dieser Nachricht erhalten wir einerseits eine genauere Zeitbestimmung für die kleineren Dorfkirchen der Gegend, welche, insoferne sie die Anordnung der genannten Kirchen aufweisen, sämmtlich in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, demnach in die Regierungszeit Königs Mathias zu setzen sind, andererseits sehen wir in den erwähnten Kirchen die Art der Bauanordnung, welche um diese Zeit bei der Anlage kleinerer Gotteshäuser in den Dörfern der Szathmárer Diöcese befolgt wurde. Es ist zu bemerken, daß diese Anlage beinahe vollkommen mit jener der gleichnamigen Bauten der Grafschaften jenseits der Donau, namentlich der Szalader und Eisenburger, die wir zu untersuchen Gelegenheit hatten, übereinstimmt. Von letzteren gehören mehrere zuverlässig dem Ende des 14. Jahrhunderts an und sind wieder in Uebereinstimmung mit den kleineren Kirchen Deutschlands, so daß wir die Anordnung aus diesem Lande kommend und als die zweckmäßigste zuerst über das benachbarte alte Pannonien und von hier aus über die Donau und Theiß bis nach Siebenbürgen hin sich verbreitend annehmen müssen Stimmt

Digitized by Google

aber nun auch die allgemeine Anlage dieser Dorfkirchen in unserem Vaterlande im 14. und 15. Jahrhundert überein, so finden sich wieder Unterschiede des Styles in den Maßwerken und Profilirungen, welche eine Zeitdifferenz zu begründen erlauben, und gerade diese Verschiedenheiten sind es, die uns entgegentreten, wenn wir die von Susanna Báthori erbauten, noch bestehenden Kirchlein untersuchen.

Die erwähnte Anlage giebt der kleinen Dorfkirche ein einziges ungetheiltes Schiff, an dessen östliches Ende sich das Sanctuarium anschließt und dessen westliches Ende meist an der Mitte der Façade einen Thurm aufnimmt, dessen Halle zugleich dem Schiffe als Vorhalle dient.

Das Sanctuarium oder der Chor umschließt an seinem östlichen Ende den gewöhnlich einzigen Altar der Kirche, es ist in den meisten Fällen gegen Osten mit drei Seiten eines Achteckes geschlossen und verlängert sich gegen Westen in den eine oder zwei Abtheilungen zählenden Langchor. An den Ecken des Chorschlusses stehen nach auswärts zu Strebepfeiler, welche den Seitenschub des Gewölbes aufnehmen, dieses zerfällt in seine Hausteinrippen und in die zwischen diesen befindlichen aus Backstein gemauerten Kappen. Die Streben des Chorschlusses stehen in convergirender Richtung nach dem Schlußsteine oder dem Mittelpunkte des Chorschlusses gerichtet, jene des Langchores, falls derselbe mehrere Abtheilungen hat, im rechten Winkel an seinen Langmauern. Im Innern des Chores erheben sich die Gewölbrippen entweder über Halbsäulen oder über steinernen Trägern, welche in den Winkeln des Chorschlusses stehen. Zuweilen sind an den Trägern der Rippen oder an den Schlußsteinen des Chorgewölbes die Wappen der Gründer oder besonderer Kirchenwohlthäter angebracht, als seltene Ausnahme erscheint ein ungewölbter, bloß mit flacher Holzdecke versehener Chor, jedenfalls ein Zeuge der Armuth der Gemeinde. Zwischen den Streben sind in ihrem Spitzbogen mit mehr oder weniger der Fischblasenform sich näherndem Maßwerk verzierte Fenster, jedoch bloß an der Südseite der Kirche angebracht, an der Nordostseite des Chorschlusses fehlen sie beinahe immer, häufig auch an der Ostseite. An der nördlichen Seite des Altars findet sich gewöhnlich eine in die Wand eingetiefte, nicht selten reich verzierte Nische zur Aufnahme der Monstranze, eine andere größere und tiefer herabsteigende ist an der entgegengesetzten Wand zum Sitze eines oder mehrerer Geistlichen bestimmt. Westlich von der Monstranznische führt in den meisten Fällen eine Thür in die kleine Sacristei, welche sich von außen an die Nordseite des Langchores lehnt.

Der Chor wird vom Schiffe durch den sogenannten Triumphbogen getrennt, der bloß in reicher ausgestatteten Dorfkirchen und in späterer Entwicklungszeit gegliedert ist, gewöhnlich aber bloß einen starken einfachen Scheidegurt bildet. Er ist in der Regel ein Spitzbogen und nur in älteren oder sehr niederen Kirchen nähert er sich mehr oder minder dem Rundbogen. Westlich vom Triumphbogen öffnet sich in größerer Breite als jene des Chores ein ungetheiltes Schiff, das meist viel länger als breit, zur Aufnahme der Gemeinde bestimmt ist. Seiner

Digitized by Google

größeren oder geringeren Länge entsprechend, zählt es mehr oder weniger lange, schmale, im Spitzbogen geschlossene Fenster und zwischen diesen, falls es gewölbt ist, mehr oder weniger aus den Seitenwänden unter einem rechten Winkel hervorspringende Strebepfeiler. Ist aber das Schiff nicht gewölbt, sondern bloß mit flacher Holzdecke versehen, dann finden sich die Streben bloß an seinen vier Ecken und haben dort gewöhnlich eine diagonale Stellung. Bei ganz kleinen Kirchen sind selbst diese diagonal gestellten vier Streben hinreichend zur Gegenwirkung gegen den Seitenschub der Gewölbrippen. Die innere Nordwand der Kirche ist nicht von Fenstern oder Thüren durchbrochen, einerseits um den Luftzug zu vermeiden, andererseits weil sie den auf sie gemalten Wandbildern einen ununterbrochenen Raum bieten sollte. Ist die Kirche etwas größer, so hat sie neben dem westlichen Hauptportale auch einen Nebeneingang in ihrer südlichen Wand.

Der Thurm, der in der Regel in der Mitte der Westfronte steht, ist kein unumgänglich nothwendiger Bautheil, an den kleineren Dorfkirchen fehlt er daher häufig, wo er jedoch vorhanden ist, steigt er gewöhnlich von unten in quadrater Form empor und nimmt die des Achteckes erst in größerer Höhe an, sein gemauerter Theil schloß ursprünglich meist mit einer Arcadengalerie, über welcher sich dann ein hoher Holzhelm erhob, der an der Spitze das Kreuz trug. Je mehr man sich Siebenbürgen nähert, desto seltener werden die vom Viereck in das Achteck übergehenden Thürme, ja selbst der ziemlich große und hohe Thurm in Nagybánya behält die Viereckform in seiner ganzen Erhebung ebenso wie jene von Dées, Bistritz und andere bedeutende Siebenbürger Thürme. In den Dorfkirchen von Apa, Vetés u a kommt derselbe Fall vor, so daß wir hier einen von Osten nach Westen in späterer Zeit zurückwirkenden Einfluß anzunehmen haben, da im Allgemeinen das Brechen des Thurmes ins Achteck in der jüngeren Bauepoche gewöhnlich ist. Die östliche Mauer der erwähnten Thürme ist bloß eine Verstärkung der westlichen des Kirchenschiffes, während die übrigen drei dem Thurme eigen angehören; an den beiden Ecken der westlichen Mauer sind meistens Strebepfeiler in diagonaler Stellung angebracht, welche in stufenweiser Verjüngung bis zum Bruche in das Achteck emporlaufen. Die Thurmmauern werden je nach ihrer Höhe von zwei oder mehreren Fensterreihen durchbrochen. Die Fenster sind an jeder Seite einfach oder doppelt und schließen, was nicht in Harmonie mit den übrigen Formen steht, häufig nicht mit dem spitzen, sondern mit einem runden Bogen. Unten wird die Westseite des Thurmes vom Hauptportale der Kirche durchbrochen, das häufig eine reichere Gliederung von Hohlkehlen und birnförmigen Halbsäulen hat. Bei kleineren Dorfkirchen kommt hie und da in der Szathmárer Diöcese bloß eine romanisirende, einfache rechtwinklige Gliederung vor, ja es wird das Portal sogar oben rundbogig geschlossen, ohne daß man berechtigt wäre hieraus auf einen Bau aus der romanischen Periode zu schließen, dem sowohl die Gesammtanordnung als die Formen der übrigen Theile geradezu widersprechen.

Wo kein westlicher Thurm vorhanden, bleibt die Hauptfronte mit Ausnahme ihres verzierten Portales meist kahl, selten sieht man in der Szathmárer Diöcese

Digitized by Google

hier ein bedeutenderes Gesimse, noch seltener ein Fenster im Giebel, am seltensten aber eines in der anderwärts beliebten Radform.

Zuweilen erhebt sich an der Westfronte oder nahe dabei statt des steinernen ein Holzthurm, der zwar neuer als die Kirche, dennoch stets nach dem Vorbilde älterer Spitzbogenthürme geformt ist. Seltener kommt auch statt diesem ein hölzerner Dachreiter vor, in welchem die Glocken hängen; wo jedoch dies alles fehlt, findet sich in der Nähe der Kirche ein hölzernes Glockenhaus, das ebenfalls durch seine alterthümliche Form und Construction unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Die Verhältnisse der Dorfkirchen sind in der Szathmárer Diöcese nach den Bedürfnissen der Gemeinden so sehr verschieden, daß sich bei den größten eine doppelte, ja dreifache Ausdehnung der Verhältnisse der kleinsten findet.

Die meisten dieser Kirchen sind durch den Uebertritt der Gemeinden zuerst zum lutherischen, dann zum calvinischen Glaubensbekenntniß gegenwärtig im Besitze der Reformirten; es ist daher selten etwas vom älteren Kirchengeräthe aufbewahrt geblieben; kleinere Bautheile, z. B. Altäre, haben dem kahlen Tische Platz gemacht, das Sanctuarium hat statt des Altares die Sitze für die Gemeindeglieder, häufig sogar eine eigene Galerie aufgenommen, die alten Staffeleibilder sind überall verschwunden, und selbst die Wandbilder, deren Spuren wir in nicht wenigen dieser Kirchen gefunden, sind aus schroffem Bilderhasse mit Kalk übertüncht worden.

Wir haben in der vorangeschickten Charakterisirung der ungarischen Dorfkirche die Anordnung und Form der meisten in dieser Art in der Szathmárer Diöcese vorkommenden gegeben und werden daher in der Folge bloß die Ausnahmen hievon andeuten.

Heinrich v. Treitschke: Historische und politische Aufsätze vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte.

Leipzig 1865. S. Hirzel. (635 S.)

Der Verfasser der bekannten Abhandlung über Gesellschaftswissenschaft, jetzt Professor in Freiburg, liefert mit dem anzuzeigenden Werke eine der bedeutendsten litterarischen Erscheinungen der Gegenwart. So verschieden die Titel seiner Essays auch lauten mögen, z. B. über den Ordensstaat Preußen, über Milton, Byron, Hans v. Gagern, Wangenheim, über Bundes- und Einheitsstaat, über Dahlmann, Fichte, die Idee der Freiheit; Ein Gedanke zieht sich doch, das bunte Material verbindend und einigend durch sie alle: der Gedanke, dem deutschen Volke Stoffe vorzuführen, die in frischer und ununterbrochener Beziehung zum Leben und Streben der Gegenwart stehen. Und allüberall ward es versucht, durch jene gesunde Be-

Digitized by Google

ziehung zwischen Wissenschaft und Leben auf das letztere stärkend und ermuthigend einzuwirken, die ungemeine Geistesrührigkeit, die bei diesem Bestreben in die Erscheinung tritt, wird auch solche Leser versöhnen, welche in dem Verfasser einen entschiedenen politischen Gegner finden.

Das Werk zerfällt inhaltlich in zwei Theile, in einen politischen und einen historischen; durch Rücksicht auf den Raum aber finde ich mich billig bestimmt, von der Besprechung der politischen Aufsätze und Anschauungen völlig abzusehen; es ist Aufgabe der Tagespresse, Parteistandpunkte zu vertreten oder zu bekämpfen. Den folgenden Zeilen wird nur der Zweck gesetzt, den Leser mit den historischen Artikeln in etwas bekannt zu machen oder vielmehr — um es kurzweg zu gestehen — ihn zur Lectüre des Werkes zu führen.

Die Tugend, die der Verfasser an allen Orten seines Werkes verherrlicht, sie ist jene altrömische Virtus, die echte männliche Tapferkeit in That und Wort, das bewußte arbeitsame Ringen nach großen Zielen. In der Geschichte des Ordensstaates Preußen, deren gründliche Forschung und plastische Darstellung hervorgehoben werden muß, wird in sorgsamer Miniaturmalerei das gesammte Leben jener gewaltigen Ritter geschildert, die in unerschrockenem Kampfe mit dem zähen Slaventhum, Glaube und Sitte verbreiten und in jenen östlichen Gegenden dem deutschen Wesen den Boden bereiten. Jene Tugend des trotzigen Kampfes des Willens mit den widerstrebenden Verhältnissen, jener Sieg der unverdrossenen Arbeit mit der Sprödigkeit der entgegenstehenden Natur, er wird dargestellt in der Geschichte jener löwenkühnen Meister, der Kniprode und Plauen, die in markiger Bestimmtheit vor unsere Augen treten, nicht minder aber auch in dem Zusammenwirken der Ritter mit dem Bürgerthum, bis dann die Geschichte des Niederganges jener Institution von dem Mangel der Tugend zu erzählen hat. Nach allem dem, was Johannes Voigt und J. G. Droysen für die Erforschung der Geschichte jener östlichen Lande gethan, kömmt Treitschke's Abhandlung doch immer als willkommene Ergänzung. Denn in geschürzter Darstellung, aber in zutreffenden Zügen wird ein klares Bild gegeben von der im großen Publicum leider zu wenig gekannten „folgreichsten That des späteren Mittelalters von dem reißenden Hinausströmen deutschen Geistes über den Norden und Osten, dem gewaltigen Schaffen unseres Volkes als Bezwinger, Lehrer, Zuchtmeister unserer Nachbarn". Innig verbunden sind die vier Abhandlungen über Milton, Fichte, Dahlmann und Uhland durch die begeisterte Schilderung der ihren Trägern innewohnenden Tugend der Tapferkeit, des Lebens und Schaffens für ihr Volk.

Man weiß, wie die Vertiefung in John Miltons Geist, die Nachahmung seiner Sprache, seines Schwunges der neu auflebenden deutschen Dichtung hohen Inhalt und Formvollendung gegeben. Treitschke betrachtet diesen Einfluß Miltons nur ganz im Vorbeigehen, eine Vergleichung des „Verlorenen Paradieses" mit dem „Messias" — meint er — richtet sich selbst. Was er betrachtet, ist Miltons geschichtliche Bedeutung, die erst neuerlich wieder, seitdem die Deutschen aus dem ästhetischen und philosophirenden Volke zum politischen

Digitized by Google

Volke werden wollen, intensiv fühlbar wird. Miltons Wirksamkeit hat namentlich dadurch ihre segensreiche und ruhmvolle historische Stellung, daß seine Stimme donnernd und strafend hineinklang „in das wiehernde Gelächter der Lüsternheit" seiner Epoche, daß er es untenahm, seinem Jahrhundert den größten Inhalt der Dichtung im „Verlorenen Paradiese" aufzuweisen, daß er ein Pfleger der Tugend und öffentlichen Gesittung in den Massen geworden, sich bestrebte, die Unruhe des Herzens zu stillen und die Leidenschaften in harmonischen Einklang zu bringen. „Der unvergängliche Werth seiner prosaischen Schriften aber liegt in der unermüdlichen Durchführung der ewigen Wahrheit, daß die sittliche Tüchtigkeit eines Volkes die Vorbedingung bleibt für seine staatliche Größe, die Blüthe seiner Kunst und Reinheit seines Glaubens". „Fort und fort wirken Miltons Dichtungen und jeden wird das volle Gefühl menschlicher Kraft und Größe überkommen, der in einer trüben Stunde der Abspannung oder Verwirrung einen Gesang des „Paradise lost" aufschlägt, um den Heldenmuth eines ganzen Mannes zu schauen, der in Worten mächtiger war, als seine Feinde in Waffen."

Ohne Zwang leitet uns dieser eherne Charakter, der in der Sittlichkeit die Grundbedingung jeglicher Verbesserung sah, der ernste herbe Mann hinüber auf seinen Stammes- und Gesinnungsverwandten, auf Fichte. Wie Milton als Dichter namentlich deßhalb einen weltgeschichtlichen Namen errang, weil er auf sein Volk und auf die später Kommenden den tiefgreifendsten Einfluß nahm, also auch Fichte als Philosoph. Treitschke hat wohl daran gethan, von dem System des Mannes abzusehen, uns allen ist Fichte nicht der Identitätsphilosoph, sondern der Prediger des festen entschlossenen Willens, der Bekämpfer jedweder Selbstsucht, dessen Wort die Empfindungen des deutschen Volkes, des zaghaft gewordenen, bis zum Wollen und bis zur That verdichtete.

Der Idealismus Fichte's liegt unseren Tagen freilich ferne, eben deßhalb aber „weil längst der Zeit verfiel, was daran vergänglich war, weil Lust und Noth des rastlosen modernen Lebens uns von selber ablenken von jeder Ueberspannung des Gedankens — eben deßhalb gereicht es unseren fröhlicheren Tagen zum Segen, sich in diese weltverachtenden Ideen selbstloser Sittlichkeit zu versenken, wie in ein stählendes Bad der Seele, und Selbstbeherrschung davon zu lernen. . . . Und wie beschämt muß all unsere heitere Klugheit verstummen vor dem einen Worte: nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den Nichts, auch nicht der Tod beugt und abschreckt, taugt der Mensch etwas".

Wir fliegen über die einzelnen Züge des Gemäldes: die Freiheit Fichte's von romantischen Wallungen, sein kräftiges treues Verhältniß zu seiner Johanna, die Art seiner auf die Erweckung der Selbstthätigkeit der Hörer gerichteten Lehrthätigkeit, sein Reden und Schreiben, die Umwandlung seiner Anschauung vom Staate, aber Eines muß ins Auge gefaßt werden, seine Bedeutung als Redner an die deutsche Nation in jenen Tagen tiefster Schmach. Durch sie ward der mannhafte Kampf eröffnet, der nun anhub, der Kampf der Idee gegen das Interesse, der Idee des Volksthums wider das Interesse der nackten Gewalt.

Digitized by Google

Wenn Einer aus dem deutschen Volke die Wahrheit und tiefe Bedeutung von Fichte's Ausspruch: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend" durch ein treues aufopferndes Leben voll sorgenvoller Arbeit und freudiger Resignation aufgewiesen hat, so ist es vor allen der Dritte aus der oben genannten Reihe, ist es Friedrich Christoph Dahlmann. Wohl beschleicht jeden, der Dahlmann kennen gelernt, etwas von jener Empfindung, womit der erwachsene Sohn dem Vater gegenübertritt. „Wir fühlen, daß wir älter sind als unsere Väter, wir haben ein Recht zu urtheilen, denn so mancher Gedanke ward uns bereits in die Wiege gebunden, den jene erst am Abende des Lebens sich als harter Arbeit Preis errangen. Doch um so dankbarer stehen wir vor dem Manne, der auf einer so langen Strecke Wegs unserem Volke ein wohlthätiger Führer war, um so ehrwürdiger hebt sich vor uns — was am Ende das Allerwichtigste, das Entscheidende bleibt in der Geschichte — sein Charakter.

Die Schilderung des Wirkens Dahlmanns muß leider übergangen werden, und ich will nur auf die treffende Vergleichung Dahlmanns als Historikers mit der Ranke'schen Schule einerseits und mit der Schlosser'schen andererseits hinweisen. Dahlmann wandte sich grimmig gegen die Anschauung der Einen, die, wenn sie das Nothwendige der Thatsachen begriffen haben, sie auch gerechtfertigt glauben, alle Schuld nicht in den Menschen, sondern in dem unabwendbaren Drange der Begebenheit suchen, das nannte er die dumpfste und unsittlichste Anschauung des Lebens. Gleich weit ist er entfernt von Stahl, dessen Ausführungen er mit Hohn geißelt, wie von Rottek, mit dem ihm nur die tapfere Ueberzeugungstreue gemein ist. Am meisten Aehnlichkeit bietet Dahlmann mit Guizot. Groß ist auch die äußere Aehnlichkeit Dahlmanns mit Schlosser, aber mit Recht wird auf jene Zierde Dahlmanns hingewiesen, auf die echte historische Objectivität, auf das Verständniß für das unendliche Recht der Persönlichkeit. Die Vergleichbarkeit beider Männer liegt aber in ihrem Streben, den Mittelstand politisch zu bilden

Gleichzeitig als Dahlmann in schweren Mühen die Ideen der politischen Freiheit, der nationalen Zusammengehörigkeit den Deutschen erklärte, flogen aus Schwaben, dem Geburtslande gar trefflicher Männer, Lieder in alle Gaue, voll desselben Inhalts, welcher des Bonner Professors gelehrte Werke erfüllte. Der Vater dieser Lieder war — Ludwig Uhland. Der Nekrolog, den ihm Treitschke zugleich mit vielen Anderen nachgesendet, ist bekannt genug. Man weiß es, daß nicht bald mit so viel Glut das Leben des unvergeßlichen Todten geschildert ward, wie hier. Uhland als Romantiker, als wissenschaftlicher Germanist, als Politiker findet eine Darstellung seiner würdig. Die schönsten Partien dieses Essays scheinen mir die über die Romantik und Uhlands Anknüpfen an das Volksthümliche zu sein.

Treitschke's Werk ist Gustav Freitag gewidmet. Und wahrlich die ganze Schrift mahnt an den Gedankengang des geistesverwandten Dichters. Wir meinen Freitag zu hören, wenn der Verfasser sein Werk mit folgenden Worten beschließt: „Giebt es irgend einen Gedanken, der heute . . . lauter noch als das Gebot der allgemein menschlichen Pflicht zu sittlichem Muthe mahnen kann, so ist es dieser

Digitized by Google

Gedanke: was Du auch thun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, Du thust es für Dein Volk". Dr. Adalbert Horawitz.

Atlas der Krystallformen des Mineralreiches.

Von Dr. Albrecht Schrauf.

(Erste Lieferung. Wien 1865, Braumüller.)

P. Die Krystallographie, ehedem ein Theil der Mineralogie, hat sich in demselben Maße als die physikalische Erforschung der Krystalle fortschritt, von ihrer Mutterwissenschaft losgelöst. Von dem Augenblicke an, als man erkannt hatte, daß die Erscheinungen des Lichtes, der Wärme und der Elektricität nicht nur in einem gesetzmäßigen Zusammenhange mit der Form der Krystalle stehen und sich zugleich wieder abhängig zeigen von einem geheimen molecularen Bau derselben, sondern auch geeignet seien, die Erforschung dieses Baues selbst in Aussicht zu stellen, da wurde die Krystallographie, mit der Krystallphysik vereint nun gerne Krystallonomie genannt, eine selbstständige Wissenschaft und zog sich aus den mineralogischen Museen in die physikalischen und chemischen Laboratorien zurück.

Es liegt das völlig im Wesen aller sogenannten inductiven Wissenschaften, daß sie im Keime vorzugsweise Naturgeschichte waren. So waren die Physiologie und die vergleichende Anatomie Theile der beschreibenden Naturgeschichte. Noch kurz vor Haller vermochte man es kaum zu denken, daß eine Wissenschaft, in der es sich um die Erklärung der Lebenserscheinungen, um die functionelle Bedeutung jedes einzelnen Organs, jedes einzelnen Gewebselementes handelt, jemals könnte von der Naturgeschichte der Thiere und Pflanzen und von der einseitig gepflegten Anatomie des menschlichen Leibes getrennt werden. So waren nicht nur bei Romé de l'Isle und bei Warner, sondern auch bei Hauy und den deutschen Mineralogen unseres Jahrhunderts die Anfänge der Krystallographie gleichbedeutend mit den Anfängen der Mineralogie.

Jetzt ist es anders. Die Krystallkunde ist ein Zweig der allgemeinen Naturwissenschaften geworden, nur die bestentwickelten Mineralien werden zu ihren Forschungen in Anspruch genommen und verschwinden beinahe unter der Zahl der künstlich dargestellten Krystalle. Längst hat man angefangen, Substanzen eigens zu dem Zwecke darzustellen, um ihre krystallonomischen Eigenschaften im Verhältniß zu anderen bereits bekannten kennen zu lernen. Was der Mineralogie unangetastet verblieb, ist zumeist Gegenstand der chemisch-geologischen Forschung und nur das Ergebniß dieser letzteren zusammen mit den Resultaten der Krystallphysik sichert der Naturgeschichte der Mineralien ihren Platz in der Reihe der beschreibenden Naturwissenschaften.

Digitized by Google

Auch in didaktischer Beziehung sind die Anschauungen über „Naturgeschichte“ andere geworden. Das erste kindliche Erfassen der einzelnen Naturreiche — das physikalisch-chemische, in zweiter Reihe das physiologische oder geologische Studium — endlich die specielle Richtung und Vertiefung in irgend eine dem äußeren Umfange nach oft sehr kleine Gruppe von Naturproducten, deren Untersuchung sich der einzelne Naturforscher zu seiner Lebensaufgabe gewählt hat, das sind die drei Stufen, die jeder hinansteigen muß, der in der beschreibenden Naturwissenschaft arbeiten will, deren beide erstere die allgemein naturwissenschaftliche Bildung ausmachen. Die Mineralogie kann nur in einer der obersten Schichten der zweiten Stufe ihren Platz finden und wird in besonders methodischer Behandlung dem Studium der Geologie zum Theil voranzugehen, zum Theil nachzufolgen haben, bevor noch die Rede sein darf von einem Fortschreiten zu selbstständiger Arbeit, welche ihrem Wesen nach entweder physikalisch-chemisch oder speciell-geologisch sein muß. Eine in sich abgegrenzte Wissenschaft: Mineralogie giebt es nicht mehr.

Nichtsdestoweniger ist es von hohem Werth für Lehrende und Lernende, daß alles zusammengehalten werde, was sich auf die natürlich vorkommenden Mineralsubstanzen bezieht, daß namentlich alle Beiträge zu unserem Wissen von den Mineralien aus der physikalischen und chemisch-geologischen Litteratur von Zeit zu Zeit herausgeholt werden.

Im Bereiche der Krystallformen hat sich das Werk, dessen erste Lieferung uns vorliegt und welches auf zwanzig Lieferungen veranschlagt ist, diese Aufgabe gestellt und wir begrüßen es deßhalb als eine höchst willkommene Erscheinung.

Die Natur baut in ihren verborgenen Werkstätten die Krystalle, doch unter viel günstigeren Bedingungen auf, als wir sie in unseren Laboratorien erzeugen. Die unbegrenzte Entwicklungsdauer, die auch nicht um den hundertsten Theil eines Grades schwankende Temperatur, der sehr verschiedene Tiefenhorizont, unter dem es unter wechselvollen stofflichen Zuständen doch zur Krystallisation einer und derselben Masse kommt, sie haben sehr viele Mineralsubstanzen zu einem Formenreichthum gebracht, den künstliche Krystalle eben wegen der unvollkommenen Erfüllung dieser Bedingungen niemals erreichen können. Jene behalten für die Krystallographie und selbst für die Physik, indem sie Fragen über den Zustand der Begrenzungselemente in den Bereich ihrer Untersuchung zieht, einen dauernd hohen Werth. Insofern als gerade die formenreichsten Mineralien Stoffverbindungen sind, deren Deutung ungemein schwierig ist, deren vollkommene Aufklärung zu den höchsten Aufgaben der Anorganologie gehört, werden sich alle Wissenschaften, deren Object die krystallisirte Mineralsubstanz ist, unablässig mit diesen natürlichen Krystallen zu beschäftigen haben. Täglich bringt uns die Litteratur einzelne Beiträge zur Aufhellung der Isomorphie und zur optischen Orientirung der Feldspathe, der Epidote, der Amphibole, der complicirten Phosphate u. dgl., immer prägnanter stellen sich die großen Fragen heraus über den wahren Zusammenhang dieser Erscheinungen. An die complicirten Krystallformen der Mineralien knüpfen sich also nicht minder wichtige Interessen, wie an die Krystalle der dargestellten Substanzen, deren Ent-

Digitized by Google

stehungsbedingungen in unserer Hand liegen. Formengeschult muß der Anfänger werden, bevor er sich an das Studium der anderen Qualitäten des anorganischen Wesens begeben darf.

Die Atlanten der mineralogischen Hauptwerke der älteren Zeit haben ihr Mögliches geleistet. So die Tafeln zu den Handbüchern von Mohs, von Naumann, von Dufresnoy, zum Werke von Levy; keinem von ihnen schwebt die Absicht vor, alle bekannten Formen der einzelnen Mineralspecies wiederzugeben; mit Beispielen mußte und durfte man sich damals begnügen. Die späteren mineralogischen Werke von Brooke und Miller, von Dana, Auerstedt, das neueste Handbuch von Descloizeaux u. A. stehen bereits unter dem Einfluß der physikalischen Richtung und haben ihren hohen Werth dadurch, daß sie derselben mehr oder weniger streng folgen. Abstraction vom Einzelnen war ihre Tendenz.

Es tritt nun eine vollkommen gerechtfertigte und nothwendige Reaction dagegen ein; die im Vorstehenden ausgesprochenen Grundsätze wollen zur Geltung gebracht werden. Schrauf, dem wir bereits viele schöne krystallographische und physikalische Abhandlungen verdanken und der sich in neuester Zeit gerade der rein mathematischen Behandlung einzelner Fragen zugewendet hat, unternimmt es nun, den ganzen Formenschatz des Mineralreiches in einem großen Bilderwerke zur Anschauung zu bringen.

Das mag manchen Fachmann, der mit den Verhältnissen der Wiener Schule nicht vertraut ist, wundernehmen; wir Einheimische kennen den Zusammenhang.

Der Verfasser ist Custosadjunct am k. Hofmineraliencabinet, jenem Institut, welches gegenwärtig unter den Museen Europa's sowohl in krystallographischer als auch in paläontologischer Beziehung den ersten Platz einnimmt und dessen litterarische Productivität — das eigentliche Kriterium eines wahren Museums — die allgemeinste Anerkennung gefunden hat. Unter anderen Schätzen, deren volle Verwerthung und Fortbildung der verewigte Partsch auf seinen Nachfolger Hörnes vererbt hat, befindet sich auch eine Modellsammlung, in welcher für jede Mineralspecies alle bekannten Formen in Holz geschnitten aufgestellt werden. Der Krystallograph dieses Museums, einer der begabtesten Schüler unseres unvergeßlichen Grailich, hat der Wissenschaft gegenüber gewissermaßen die Verpflichtung, dieses große, von Partsch unternommene, von Hörnes fortgesetzte Werk für die Litteratur zu verwerthen. Daß sich Herr Schrauf dieser Mühe unterzogen, daß der treffliche Krystallconstructeur des Museums, Herr Obsieger, sich in seine Aufgabe meisterlich eingearbeitet, und daß der Herr Verleger die Kosten nicht gescheut hat, das von Herrn Director Hörnes in jeglicher Weise unterstützte Werk so auszustatten, wie es die wissenschaftlichen und didaktischen Zwecke erfordern, das ist's, wofür wir allen Betheiligten Dank wissen und was sich nur in Wien, im k. Mineraliencabinet als Arbeitsstätte und durch Braumüller als Verleger in solcher Vollendung zu Stande bringen ließ.

Durch diese Vorbemerkung glauben wir den Leser über die leitenden Grund-

Digitized by Google

sätze des „Atlas der Krystallformen" und über seine Entstehungsgeschichte genügend aufgeklärt zu haben.

Ueber die Ausführung können wir uns kurz fassen. In einer Einleitung rechtfertigt der Verfasser die alphabetische Anordnung der Mineralspecies, seine Behandlung der mineralogischen Synonymik im Sinne v. Kobells, Descloizeaux' Speciesbegriff, die krystallographische Methode Millers mit der von Schrauf eingeführten Modification (nach welcher das hexagonale System als orthogonal, $\sqrt{3} : 1 : c$, dargestellt wird), die eingehaltene Aufrechtstellung der rhombischen Krystalle nach der ersten optischen Mittellinie; er entwickelt ferner die Constructionsgleichungen und schließt mit der Bemerkung, daß er bei Benützung der Litteratur die erste richtige Zeichnung als maßgebend erachtet und bei der Auswahl der Abbildungen die Formverschiedenheiten je nach den Lagerstätten möglichst berücksichtigt habe. Für die Genauigkeit und Vollständigkeit des nun folgenden Litteraturverzeichnisses bürgt wohl im vorhinein der Umstand, daß Schrauf zugleich Verfasser des kürzlich erschienenen Kataloges der Bibliothek des k. Mineraliencabinetes ist, und daß der Vorsteher derselben die vollständige Vertretung der Fachlitteratur zum obersten Grundsatze der Bibliothekführung gemacht hat. Die Zahl der aufgeführten und im Atlas benützten Einzel- und Sammelwerke ist 160. Synonymischen Tabellen der Flächenbezeichnung nach Miller, Weiß, Naumann und Levy sind die weiteren Seiten des einleitenden Textes (S. 1 bis 19) gewidmet.

Die Sprache der Krystallographie war bekanntlich eine höchst ungleichmäßige und verworrene. Naumann herrschte in Mittel-Deutschland und durch Dana in America, Weiß in Berlin und durch Auerstedt in Süd-Deutschland, Mohs blieb beschränkt auf Oesterreich zu einer Zeit, als die litterarische Productivität unserer Heimat sehr gering war und schon dieserwegen für die schwerfällige und den Bedürfnissen der Wissenschaft wenig entsprechende Ausdrucksweise des großen Mineralogen nicht gewinnen konnte, Levy's Symbole erhielten sich in Frankreich und müssen wegen der wichtigen Arbeiten von Descloizeaux auch jetzt noch aller Orten in Erinnerung bleiben, Göttingen blieb durch des verewigten Hausmanns Eigenthümlichkeiten auf sich beschränkt, in England gewannen Methode und Sprache von Brooke und Miller mehr und mehr an Boden, Senarmont suchte sie in Frankreich einzuführen, durch Grailich und seine Schüler wurden sie in Oesterreich eingebürgert und fanden da ihr gegenwärtiges Hauptgebiet. Als die krystallographische Sprache der Physiker ist die Miller'sche Bezeichnungsweise die allgemein herrschende geworden. Was ihr bislang noch hindernd im Wege steht, ist die Gewöhnung des „Mineralogen" an eine der älteren Methoden, die wir oben durch die Namen ihrer Urheber bezeichneten, und die Meinung, sie sei als unzertrennlich von der „sphärischen Projection" und wegen der den Physikern eigenen Geringachtung der Krystallbilder zur elementaren Entwicklung — also zum Unterrichte nicht geeignet.

Wir wollen über diese Ansicht hier nicht rechten und nicht untersuchen, ob Naumanns Methode für den Elementarunterricht unentbehrlich sei oder nicht, so

Digitized by Google

viel ist aber gewiß, daß Schraufs Atlas einen großen Theil jener Schwierigkeiten zu beheben vermag.

Jeder Tafel, deren die vorliegende Lieferung zehn enthält, auf jeder sechszehn trefflich gezeichnete Perspectivbilder von Krystallen (Aciculit bis Andesin), ist ein Blatt Text beigegeben, worin die Synonymik nach den oben bezeichneten vier Autoren, die Litteraturnachweisung, Bemerkungen über den Typus und die Fundorte für jede einzelne Figur in ungemein lichtvollen und schönen Lettern zum Ausdrucke kommen. Jeder mag unter den vier Hauptsprachen jene wählen, die ihm geläufig ist, und hat mühelos, d. h. ohne Umsetzung und ohne Umrechnung alle drei anderen vor Augen. Schon vom Standpunkte der Synonymik müssen wir das Unternehmen als ein höchst dankenswerthes bezeichnen.

Weit entfernt davon, buchhändlerisch lucrativ zu sein oder es je werden zu können, ist es ein neues, erfreuliches Zeichen, daß Wien, einst die Stadt der Phäaken genannt, gegenwärtig in der Krystallonomie nicht minder wie in der speciellen Geologie — anderer Naturwissenschaften nicht zu gedenken — an der Spitze der deutschen Wissenschaft steht. In der Detailausarbeitung werden die anderen deutschen Pflanzstätten der Wissenschaft Oesterreich noch eine geraume Zeit hindurch überlegen sein; was den Umfang der Naturanschauung betrifft und die kraftvolle Initiative, haben fünfzehn Jahre hingereicht uns von der Verkommenheit bis zum vollen und erfolgreichen Gebrauche unserer geistigen Mittel zu erheben. Ob die materiellen Mittel der Gelehrten und der Unterrichtsanstalten das Werk halten werden — das steht leider noch in Frage; doch wäre eine lange Unterbrechung oder gar das gänzliche Aufgeben desselben in hohem Grade bedauerlich, auch ein Zeichen, aber ein betrübendes Zeichen unserer Zeit und unserer Zustände. Es würde lehren, daß wir es verwunderlich schnell zum Schaffen und zu großen Conceptionen gebracht haben, daß wir aber nicht einmal das selbst Erzeugte bezahlen und erhalten können. Möge sich der Herr Verleger in England und Frankreich tüchtig umthun, die ja von Jahr zu Jahr ein besserer Markt für die gelehrte Litteratur Deutschlands werden.

Fabrication des étoffes.

Traité complet de la filature du coton etc., par M. Alcan, prof. de filature et de tissage au Conservatoire des arts et métiers.

(Paris, Noblet u. Baudry. 1 Band Text und 1 Band Zeichnungen.)

Die Industrie unserer Zeit unterscheidet sich durch mancherlei Eigenthümlichkeiten von dem Gewerbesystem des Mittelalters oder des Alterthums, allein ihren

Digitized by Google

Grundcharakter glaube ich vor allem in ihrer Wissenschaftlichkeit zu finden. Früher herrschte ein reiner Empirismus: der Erfahrenste war gewöhnlich der Geschickteste, der an Wissen Reichste. Man übte das Auge, die Hand, verließ sich auf's Gefühl und begnügte sich mit einer annähernden Genauigkeit. Heutzutage hat freilich die Praxis noch ihren Werth nicht verloren, aber niemand beruhigt sich mit bloßer Routine. Vor allem aber wünscht man alles mit der schärfsten Genauigkeit zu wissen, verlangt man über Ursache und Wirkung den speciellsten, eingehendsten Bescheid; man wägt, mißt, zeichnet wo möglich Atome bis in die Milliontel. Das Wort „ungefähr" wird immer mehr aus dem Gewerbeleben verbannt. Daß ein solches System ungemein viel zum Fortschritt der Industrie beigetragen hat, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Es versteht sich von selbst, daß auch die weitere Progression unserer Gewerbekraft von der Beibehaltung derselben Methode abhängt; es genügt nicht mehr, Lehrling zu sein, man muß auch Student werden, und der Meister muß zugleich können und wissen.

Freilich muß er wissen, und nicht wenig. Glaubt man wohl, daß es genüge, eine Elle Leinwand, eine Stange Eisen, eine richtig gehende Uhr gefertigt zu haben, um gleich einen Käufer zu finden, der so viel dafür zahlt, als der Fabricant fordern mag?! Da würde man sich sehr irren. Eine gute Waare empfiehlt sich wohl dem Consumenten, aber oft trägt die billige, die wohlfeile Waare den Sieg davon. Das Ideal besteht in der Vereinigung beider Eigenschaften: in der Güte und in der Wohlfeilheit. Dahin muß also auch der Fabricant streben. Er giebt sich daher (wenn er seine Pflicht gegen sich selbst erfüllt) die Aufgabe, zu denken, zu forschen, zu experimentiren, um stets verbessern zu können. Damit ist aber noch nicht genug geschehen. Ein Mann ist glücklicher im Finden als der andere — leicht wird daher der eine vom andern überflügelt. Man muß daher mit einem Auge seine eigene Werkstätte und mit dem anderen die der Concurrenten überwachen. Heißt es doch: Prüfet alles und das Beste behaltet, eine Lehre, die überall anwendbar ist.

Der Rath ist leichter als die That, das weiß jeder. Der Praktiker kann nicht über Berg und Thal den Neuerungen nachgehen, wie der Soldat muß er bei der Fahne bleiben. Glücklicher Weise giebt es Fachmänner, deren Aufgabe es eben ist, dem Feuerwächter gleich, unaufhörlich nach allen Seiten des Horizonts hinzulugen. Herr Prof. Alcan, dessen neuestes Werk wir heute anzeigen, ist sogar in einer noch besseren Lage als ein solcher Wächter: selbst dann, wenn er sich nicht nach dem Neuen umschaute, könnte das Neue ihm nicht entgehen. Paris ist in Wahrheit das Centrum der civilisirten Welt, insofern nämlich, als das Babel der Seine eine unwiderstehliche Anziehungskraft besitzt; wer etwas wirklich großes, schönes, nützliches gefunden hat, holt sich gerne dort die Sanction des Erfolges. Erfinder suchen insbesondere die Empfehlung des Gewerbevereines (Société d'encouragement etc. etc.), des Conservatoire zu verdienen, zu erwerben, und an beiden Stellen kann Herr Alcan sagen: „La filature et le tissage, c'est moi". Diese

Digitized by Google

günstige Stellung hat gewiß ihren Theil an dem Werthe vorliegenden Werkes, auf das wir mit Vergnügen die Aufmerksamkeit der industriellen Welt lenken.

Es handelt sich um die Baumwollenspinnerei. Der Verfasser beabsichtigt — wie er anzeigt — das ganze Gebiet der Spinnerei und Weberei zu umfassen, allein jeder Webestoff wird in einem besonderen Bande abgehandelt werden. Nach vorliegendem Bande zu urtheilen, ist das Material reichlich genug dazu, wie das schon aus einem gedrängten Ueberblick des Inhaltes hervorgeht. Der Verfasser beginnt mit einer ausführlichen, vieles Neue enthaltenden historischen Einleitung, die bis zum hohen Alterthum zurückgeht, betrachtet dann die Pflanze, weniger als Botaniker, denn als Geschäftsmann, folgt der Frucht, führt uns die verschiedenen Apparate vor, die zum Auskörnen dienen, und verweilt dann lange bei der Cottonfiber oder -Faser, die er nach allen Seiten hin, mit und ohne Mikroskop, mit und ohne Dynamometer untersucht. Die mit der Faser angestellten Versuche sind sehr interessant. Herr Alcan hat einen kleinen Apparat erfunden, vermittelst welchem nicht bloß die Stärke des Fadens erprobt wird, sondern der auch die Ursache der wichtigsten Gebrechen des Fadens angiebt. Beschrieben kann dieser Apparat nur mit Hülfe von Figuren werden, über seine Nützlichkeit kann aber auch der technisch Unerfahrene leicht urtheilen, wenn man ihn an die verschiedene Feinheit der zu spinnenden Fäden erinnert. Bekanntlich wird die Feinheit des Fadens durch Nummern bezeichnet; in Frankreich gilt als Maßstab eine Länge von 1000 Meter (ein Kilometer) oder 528 Klafter: wenn man aus einem Pfund (500 Gramme) :1000 Meter spinnt, so ist der Faden Nr. 1; spinnt man 5000 Meter, so ist er Nr. 5, 6000 Nr. 6, und so für jedes Tausend eine Einheit mehr. Man hat schon Nr. 600 erreicht, d. h. aus einem Pfund einen mehr als 75 deutsche, beinahe 80 geographische Meilen langen Faden gesponnen. Nun aber erfordert jedes Gewebe seine besondere Nummer oder Nummern, daher es höchst wichtig ist, das rechte Rohmaterial anzuwenden. Früher hätte sich der Fabricant begnügen müssen, mit den Fingern den Spinnstoff zu befühlen, auch die Fasern anzusehen; jetzt kann er mit größerer Sicherheit zu Werke gehen. Er befragt den Apparat und kann sich auf dessen Antwort verlassen.

Herr Alcan beschreibt nicht bloß seinen Apparat, er giebt auch für die verschiedensten Sorten Baumwolle die erhaltenen Resultate an. Er geht dann zur Vergleichung der Faser der verschiedenen Spinnstoffe über, wobei fleißig das Mikroskop zu Rathe gezogen wird; Zeichnungen machen die so gefundenen Verschiedenheiten auch dem Laien anschaulich. Dann erfahren wir die Einflüsse der Witterung und der Temperatur und manches Chemische. Weitere Capitel geben eine ausführliche Statistik, eine Besprechung der vorgeschlagenen Ersatzmittel für den mangelnden Rohstoff, die Zolltarife, eine Uebersicht der schon realisirten Fortschritte. Letzteres Capitel (27 Seiten) ist des Verfassers Bericht über die Londoner Ausstellung von 1865. In Zollsachen scheint Herr Alcan eine leichte Vorliebe für Schutztaxen zu haben, wenn auch nicht vielleicht für alle Waaren, so doch für Gespinnste und Gewebe, was aber natürlich nicht aus den Tabellen, sondern

Digitized by Google

höchstens aus dem Commentar derselben hervorgeht. Nicht ohne Interesse ist folgende vergleichende Zusammenstellung, welche den Einfuhrzoll auf Baumwollengespinnste der gangbarsten Sorten, Nr. 27 bis 29 angiebt:

	Taxe pr. Kilogr.		Taxe pr. Kilogr.
England	0.00 Fr.	Zollverein	0.22 Fr.
Vereinigte Staaten .	0.00 „	Oesterreich	0.26 „
Dalmatien	0.12 „	Schweden	0.32 „
China	0.12 „	Schweiz	0.40 „
Niederlande . . .	0.13 „	Spanien	0.50 „
Dänemark	0.14 „	Norwegen	0.56 „
Frankreich	0.20 „	Rußland	0.85 „
Italien	0.20 „	Belgien	1.01 „

In Frankreich selbst haben folgende Variationen stattgefunden (per Kilogramm):

Nr. 27 bis 29	Tarif vom 12. Mai 1761	4.00 Fr.
detto	Vertrag von 1786 (mit England . .	3.60 „
detto	Tarif von 1791	4.59 „
detto	Tarif vom 22. Ventose im Jahre 12 .	4.00 „
detto	Tarif vom 30. April 1806	7.00 „
Nr. 143 und darüber	Tarif vom 5. Juli 1836 . . .	7.00 „
Nr. 27 bis 29	Tarif vom 16. November 1860 . . .	0.20 „

Vor dem Tarif von 1860, d. h. zwischen 1836 und jenem Datum, waren die Einfuhr der Nrn. 1 bis 142 verboten; als man ihnen unter einem geringen Zoll die Thore geöffnet — bekanntlich in Folge des Handelsvertrages mit England vom 13. Jänner 1860 — war eine wirkliche ökonomische Revolution bewerkstelligt worden. Noch giebt es Manchen, der, selbst ohne alles persönliche Interesse in der Sache, dennoch den Vertrag mißbilligt; ich kann aber sagen, daß ich seit drei Jahren jeden Monat die Handelsbewegung einer genauen Untersuchung unterwerfe und stets finde, daß die Praxis den theoretischen Voraussetzungen hier Recht giebt: der französische Markt ist bis jetzt noch nicht mit englischen Waaren „überschwemmt" worden.

Aber kommen wir zu Alcans Buch zurück. Den ganzen zweiten, 400 Seiten enthaltenden Theil muß ich mit wenigen Worten abfertigen: aus einer Beschreibung von Maschinen, aus der wissenschaftlichen Darstellung des technischen Verfahrens läßt sich kein Auszug machen. Das letzte Capitel bloß — obgleich für den Fachmann geschrieben — ist auch dem Nichttechniker verständlich: es werden in diesem Capitel die verschiedenen Rücksichten und Verhältnisse erwogen, die bei der Errichtung einer Baumwollenspinnerei in Betracht kommen. Dieses Capitel bietet dem Capitalisten sowohl als dem Nationalökonomen vieles Beachtenswerthe und aus der Masse des Materiales wollen wir hier Einzelnes hervorheben.

Die Bedeutung oder der Umfang einer Spinnerei läßt sich aus zweierlei Daten erkennen: aus der Zahl der Spindeln und aus dem Werth der Producte.

Digitized by Google

Von diesen beiden Kriterien ist ersteres vorzuziehen. Es ist aber keineswegs gleichgültig, ob die Spindeln feinere oder gröbere Fäden zu spinnen haben werden, und es bedarf keiner weitläufigen Beweise, um darzuthun, daß eine auf feine (oder höhere) Nummern eingerichtete Fabrik sich auf eine kleinere Zahl Spindeln beschränken muß, als eine Anstalt, welche die gröberen (oder niederen) Nummern zu spinnen vorzieht. Welche Nummern vortheilhafter sind, das läßt sich nicht im Allgemeinen sagen, dies hängt hauptsächlich vom Absatz, von den Kunden ab. Für welche Nummern man sich auch entschließe, so muß man die Zahl der anzuschaffenden Spindeln in Erwägung ziehen. Früher, als die Handfertigkeit, die Geschicklichkeit des Arbeiters noch eine große Bedeutung hatte, konnte man sich begnügen — wie z. B. in der Normandie — die Zahl der Spindeln auf 5000 zu beschränken; jetzt, wo die Stühle meist automatisch oder selfacting gehen, kann die Concurrenz nur durch größere Manufacturen ausgehalten werden. Das Minimum, unter welchem die allgemeinen Verwaltungs- oder Leitungskosten gar zu schwer in die Wagschale fallen, läßt sich ziemlich leicht bestimmen, nicht aber so das Maximum, dies hängt hauptsächlich von der Fähigkeit des Dirigenten ab. Manche geben bis 60.000 Spindeln als Maximum an, allein, wie gesagt, diese Schätzung entbehrt der rationellen Begründung.

Das Nächste, worauf es dann ankommt, ist, das zu wählende Assortiment von Maschinen und Apparaten zu bestimmen. Hier geht der Verfasser auf technische Details ein, überlegt so zu sagen mit dem Leser, wägt die einzelnen Fälle gegen einander ab, und gelangt dadurch zu folgenden Schlüssen:

1. Für 10.024 Spindeln, welche die Nummern unter 20 spinnen sollen, braucht man die auf der Tabelle A des genannten Werkes aufgeführten Maschinen im Werthe von 156.981 Fr., hiezu gehören 8 Männer (Arbeiter), 30 Frauen, 18 Kinder, mit zusammen für 84.05 Fr. Taglohn (der geringste Lohn der Männer ist hier zu 3 Fr., der der Frau zu 1.25 Fr., der des Kindes zu 80 Cent. veranschlagt). Beiläufig gesagt, wiegt das Assortiment vollständig 160.384 Kilogramm, der Preis jedes einzelnen Kilogrammes ist daher weniger als 1 Fr., genau 0.972 Fr. Dies ist immerhin ein wahrer Triumph für die Industrie, da dieser Preis außerordentlich nieder ist.

2. Auf einer mit B bezeichneten Tabelle giebt dann der Verfasser das Assortiment für eine Spinnerei von 11.900 Spindeln, welche die Nrn. 20 bis 70 produciren. Dies Assortiment kostet (in Frankreich) 177.538 Fr. und bedarf 9 Männer, 28 Frauen, 26 Kinder, welche 95 Fr. des Tages erheischen.

3. Assortiment für die Nrn. 70 bis 300. 6500 Spindeln zum Gesammtwerth von 94.500 Fr. (Tab. C), mit 10 Männern, 12 Frauen, 18 Kindern und einem täglichen Lohn von 66.58 Fr.

In den angeführten drei Fällen kommt also die Spindel zu stehen: A 15.66 Fr., B 14.91 Fr., C 14.53 Fr. Außer den angeführten, vom Assortiment abhängigen Arbeitern sind noch 9 von demselben unabhängige zu erwähnen (Heizer, Maschinenführer ꝛc.), die zusammen 34.75 Fr. täglichen Lohn erhalten. Letztere

Digitized by Google

Summe muß zu jeder der obigen (A, B, C) hinzugerechnet werden, so daß in A die Spindel jährlich 3.54 Fr., in B 3.18 Fr., in C 4.71 Fr. des Jahres an Lohn kostet.

Was kostet nun das Gebäude. Das hängt davon ab, ob man einen Palast oder eine Hütte haben will. Der Verfasser citirt eine Reihe Fabriksbesitzer, welche das eine oder das andere Princip besonders im Auge gehabt haben; auf einen Punkt hält er aber besonders: daß man sämmtliche Werkstätten auf ebener Erde aufstelle. Als Durchschnittszahl setzt Herr Alcan in diesem Falle 32 Fr. für den Quadratmeter an (mit Ziegeln statt der Sandsteine und mit eisernen Säulen ꝛc. 36 Fr.). Bei einer Anstalt mit 10.000 Spindeln kostet der Raum für die Spindel Mule-jenny 10.32 Fr., die Spindel selfacting 10.66 Fr. und die des système continu 8. Die Heizung wird auf 0.90 Fr. pr. Spindel berechnet. Die nöthige Kraft ist 1 Dampfpferd für 100 bis 290 Spindeln, je nach dem angewendeten System oder der Feinheit des Fadens. Viele andere Tabellen übergehend, geben wir hier bloß eine Zusammenstellung der für jede Spindel verursachten Ausgabe:

	Assortiment A	B	C
	Francs		
Interessen des Grundstückes und der Maschinen (5 pCt.)	1.74	1.64	1.66
Amortisation zu 10 pCt.	3.48	3.29	3.32
Arbeitslohn aller Art	3.54	3.18	4.71
Kosten des Motors	1.50	0.80	0.55
Kosten der Heizung der Werkstätte	0.18	0.18	0.20
Kosten der Beleuchtung	0.40	0.40	0.40
Steuern und Assecuranz	0.40	0.40	0.40
Interessen des Umlaufscapitals	0.60	0.60	0.60
Unterhaltung und Reparaturen	1.80	1.80	1.80
	13.64	12.29	13.64

Die sehr gedrängten Andeutungen, die wir über den reichen Inhalt des vorliegenden Werkes gegeben haben, werden genügen, dem Leser einen Begriff von dessen Wichtigkeit zu geben. Es ist nicht bloß ein vollständiges Lehrbuch der Baumwollenspinnerei, es ist auch ein Repertorium alles dessen, was bis jetzt auf diesem Felde geschehen ist; es resumirt die Vergangenheit und bereitet die Zukunft vor. Neue Fortschritte scheinen uns die Zeitumstände aufzuzwingen, indem sie schwer zu bearbeitende Cottonarten an die Stelle der lange fast allein herrschenden americanischen setzen. Mit America's Baumwollenmonopol ist es vielleicht für immer zu Ende; der Fabricant muß sich in die neuen Verhältnisse zu schicken wissen, ihm obliegt zu streben, zu denken und zu suchen, und es würde uns zu wirklicher Befriedigung gereichen, wenn er mit seinem praktischen Blick unsere gute Meinung von Alcans Buch bestätigte. Dr. M. Block.

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Schulze, Hermann: System des deutschen Staatsrechtes. Erste Abtheilung. 368 S. Leipzig 1865, Breitkopf u. Härtel.

K. R. Seitdem die deutsche Wissenschaft auch für die Höhe der Bildung und Entwicklung, für das ernste Fachstudium auch jene wissenschaftlichen Faullenzer erfunden hat, mit denen man auf den Schulbänken der Gymnasien gewöhnlich seinen ersten Wissensdurst stillt, die sogenannten Litteraturgeschichten und Schulbücher oder systematischen Handbücher zum Selbstunterrichte oder wie sie auch heißen mögen, seit jener Zeit kann es einen Mann, welches Studium er auch sein ganz eigenes nennt, immer mit einem gelinden Grauen erfüllen, wenn zur Masse der Geschichten und Systeme immer wieder neue Geschichten und Systeme dazu kommen. Auf dem Gebiete der Staatswissenschaft haben der alte und gründliche Pütter, der moderne und glänzende Mohl mit ihren Litteraturgeschichten alles geleistet, was etwa als Bedürfniß nach dieser Richtung hin hätte geltend gemacht werden können. Bluntschli mit seiner Geschichte des Staatsrechtes und der Politik bewies schon, wie mit dem Alles, das jene geleistet, auch genug der Art geschehen sei, und daß, was man nicht ebenso wie jene machen könne oder wolle, eben nur schlechter sein kann. Wie mit den Litteraturgeschichten in der strengen Wissenschaft, ist es auch mit den Schulbüchern derselben. Fast giebt es keinen Universitätslehrer mehr, der seine Würde und seinen Beruf nicht eben durch ein solches Kind alles Studiums, eine Frucht der letzten und tiefsten Ueberlegung angezeigt und in die Welt getragen hätte. Ja fast gilt es gewissen alten Herren für eine unabweisliche Nothwendigkeit, den Beruf als Lehrer unter das Recrutenmaß eines Schulbuches gestellt zu haben, um überhaupt auf Achtung oder gar Collegialität von ihrer Seite rechnen zu dürfen. Aber auch hier würden wir gerne die auf- und abwogende Flut der wissenschaftlichen Production hinnehmen, wenn sie sich nur auf jenem Gebiete erhalten würde, auf dem es eben nichts mehr zu thun giebt, als das im Einzelnen vollständig Fertige zu einem kurzen übersichtlichen Ganzen zusammenzufassen; das ist es ja, was ein Lehrbuch, Handbuch und auch ein oft nur sogenanntes System bedeuten und wodurch es allein einen Werth haben kann. Was aber die deutschen Professoren mit ihren Lehrbüchern des deutschen Staatsrechtes wollen, das ist nahezu unerklärlich.

Noch existirt überhaupt kein deutsches Staatsrecht, viel weniger eine Wissenschaft desselben. Jedermann wird erkennen, daß eine solche Behauptung nur von der Gesammtheit des Wissens vom Staatsrecht gelten soll. Niemand wird die großartigen Leistungen in den einzelnen Theilen desselben unterschätzen, noch weniger jene Meisterwerke eines Mohl, Pötzl u. A. für die Landesrechte. Aber möchten wir doch auf diesem Wege noch fortarbeiten! Möchten wir doch noch im Einzelnen alle die Fundgruben erschöpfen, die unerschöpft vor uns liegen, ehe wir immer und immer wieder Systeme des deutschen Staatsrechtes schreiben, welche von einander sich nur durch die mehr oder weniger großen Lücken unterscheiden, die sie der Privatarbeit und dem Specialstudium überlassen.

Der Titel des oben angezeigten Werkes ist nichts anderes als die schöne Hülle für das, was wir ein Schulbuch, ein Handbuch zum Selbststudium nannten, und das, was wir davon sagten. Der erste vorliegende Band wieder, denn ein gutes Schulbuch muß ebenso wie ein gutes System zwei Bände haben, der erste Band ist wieder nur eine Einleitung, welche in einer besonderen Einleitung sich über die allgemeinen Begriffe, die Eintheilung, die Quellen, die Hülfswissenschaften und endlich in 50 Seiten über die Litteraturgeschichte des Staatsrechtes ergeht, natürlich alles in so allgemeiner

Digitized by Google

und kurz gebundener Weise, daß sich der Verfasser sehr irrt, wie alle Verfasser von Lehrbüchern, wenn er in Wahrheit glaubt, „dem Studirenden hinreichende Belehrung, dem Praktiker auch durch entsprechenden Litteraturnachweis, die nöthige Orientirung" zu gewähren. Dann folgen in kaum 100 Seiten die Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts, denn „obgleich die Hauptaufgabe unserer Wissenschaft in der Darstellung des positiven deutschen Staatsrechtes der Gegenwart besteht, so führt uns ein wissenschaftliches Bedürfniß doch auf die höheren allgemeineren Principien hin, auf welchen der Staat und seine Einrichtungen beruhen. . . . Wir bedürfen zu deren Feststellung einer philosophischen Begründung, welche den Zusammenhang aller Staatsordnung mit den höchsten Aufgaben und Zwecken des menschlichen Lebens nachweist". Nun wäre das alles recht schön, wenn wir nur eben in dieser philosophischen Begründung etwas neues und interessantes erfahren würden. Aber auch hier bewegt sich der Verfasser inmitten der, es ist gewiß sehr anzuerkennen, mit unendlichem Fleiße zusammengetragenen Litteratur und ihren schon fertigen, theils ganz, theils halb schon wieder verklungenen Lehren. Für den Anfänger ist eine solche übersichtliche Darstellung ohne jeden Nutzen, wenn sie ihm eben nicht den bietet, den eine Speisekarte dem Speisenden giebt, ihn über den Preis belehrt, um welchen er sich eigentlich erst etwas vom Wissen des allgemeinen Staatsrechtes erwerben kann. Der Fachmann wird und kann getrost die ganze Partie des Buches überschlagen. Wenn der Staat noch immer nach seinem Zweck definirt, ja sogar nach einem Zweck „vor allem" definirt wird, wenn mit dem Begriff der Verfassung, sowohl im Staatsbegriff als in der eigentlichen Verfassungslehre, ganz willkürlich hantirt wird, was wird sich der Fachmann dann weiter um die Darstellung der „verwandten Begriffe" der Gesellschaft, Horden, Räuberbanden, Gemeinden, der „entgegengesetzten Begriffe", der „verschiedenen Auffassungen" und Theorien noch kümmern. Wir halten es für besser und geradezu für wissenschaftlich liberaler, wenn man sich eben als einem wissenschaftlichen Großfürsten folgend darstellt, auf ihn verweist und nicht erst einen ersten Band schreibt, bloß darum, daß eben der zweite nicht der erste sei.

Nun unterliegt es gar keinem Zweifel, daß dieser zweite Band ein viel reichhaltigeres Interesse bieten wird, als der vorliegende erste. Er wird das positive deutsche Staats- und Bundesrecht darstellen und der letzte Theil des ersten Bandes: „Die geschichtliche Entwicklung des staatlichen Rechtszustandes in Deutschland", ist ein Vorläufer desselben, welcher allerdings einen höchst wichtigen Beitrag zur staatsrechtlichen Litteratur bilden wird. Dieser Theil des Systems hat für uns Lebende eben den Vorzug, daß er bis an uns herantritt, bis auf die Olmützer Convention und die Karlsbader Conferenzen, ja bis auf den Fürstentag für das deutsche Reich und für die einzelnen Bundesländer bis auf die neuesten Staatsgesetze und den Feldjäger Preußens nach Kurhessen. Es ist natürlich, daß auch hier der Verfasser das ganze, unendlich reiche Material enge zusammenfassen muß. Aber hier war er vollkommen nach seinem Zweck dazu berechtigt. Der Hauptzweck des Werkes geht auf die Darstellung des positiven Staatsrechtes der Gegenwart. Aber die heutigen staatlichen Zustände haben ihre tiefen geschichtlichen Wurzeln, die in ihrem Werden erkannt sein müssen, wenn man das Gewordene eben begreifen will. Nur darum handelt es sich, nicht um die vergangenen Staatszustände als solche. Die Präcision der Darstellung in diesem Theile, die scharfe Ausscheidung des Wesentlichen vom minder Wesentlichen und die gut aneinander gereihte Litteratur der einzelnen Theile lassen uns jedenfalls dem zweiten Bande mit größerem Interesse entgegensehen, als der erste gelesen werden konnte.

Digitized by Google

Cust, Edward: Lives of the warriors of the thirty year's war. London 1862, 8. 603 pp. John Murray.

F. v. H. Unter diesem vielversprechenden Titel hat uns soeben der brittische Generallieutenant Cust mit einem dickleibigen Octavbande beschenkt, der jedoch nichts weniger als eine Bereicherung der Litteratur des dreißigjährigen Krieges bildet; wer würde nicht dem Titel nach auf eine Sammlung biographischer Skizzen mindestens aller hervorragenderen Kriegshelden jener denkwürdigen Zeitperiode schließen? Weit davon! — Einer mageren, fast ausschließlich der poetisch-historischen Darstellung Schillers entnommenen Einleitung folgt eine Reihe von sechszehn ungleich langen Biographien der vornehmsten Feldherren [1] sämmtlicher damals streitenden Parteien, wovon sieben auf den ersten, neun auf den zweiten Theil des Buches entfallen; sowohl Auswahl der aufgenommenen Persönlichkeiten, als Umfang ihrer Lebensskizzen lassen gleich viel zu wünschen übrig; wer vermißt nicht, und mit Recht, in diesem Kreise die Namen eines Boucquoy, eines Hatzfeld, Mercy, Königsmark, eines Max von Baiern u. s. w., denn die im Appendix hinzugefügten zeilenlangen Notizen über einzelne dieser Männer wird hoffentlich der Herr Verfasser nicht für biographische Skizzen ausgeben wollen, welche den Titel seines Werkes rechtfertigen sollten? Wie läßt sich die Kürze entschuldigen, mit welcher wir z. B. Ernst v. Mansfeld, Ambrosius v. Spinola, u. A. abgefertigt finden, Männer deren Lebensschilderungen im nächstbesten militärischen Conversationslexikon beinnahe ein Dutzend Seiten einnehmen? Was soll uns der 65 Seiten lange Lebensabriß (S. 239 bis 304) des Herzogs von Friedland, über den uns ohnehin förmlich eine eigene Litteratur zu Gebote steht? Dazu liefert die vom englischen General entworfene Skizze ein so farbloses unsicheres Bild, daß man zwischen Schuld und Unschuld bis zum Ende schwankt, wo erst der Verfasser, ebenfalls nicht ganz entschieden, dem Verdachte ein weiteres Feld einräumt; im Vorübergehen sei bemerkt, daß allem Anscheine nach die Arbeiten Hurters den Nachforschungen des englischen Historikers sich gänzlich zu entziehen wußten. Ueberhaupt hat Cust seine Auswahl insoferne unglücklich getroffen, als von den in seinem Werke geschilderten Männern die Hälfte ohnehin schon längst der Gegenstand gediegener Monographien sind, während über Gustav Adolf, Wallenstein, u. A. gar schon eigene Litteraturen bestehen; selbst über Gottfried v. Pappenheim steht die allerdings nur theilweise brauchbare Biographie in Hormayr's Taschenbuch der dürftigen Skizze in Custs Werk nur wenig nach. Allerdings mögen die Anschauungen, von denen der englische Autor ausging, ganz eigenthümliche gewesen sein, gesteht er doch selbst ganz offenherzig und naiv zu, daß die Namen Baner, Horn, Wrangel, u. A. m. selbst tüchtigen Universitätsstudenten in England völlig unbekannt seien; wohl wäre hier die Bemerkung erlaubt, daß man bei uns in Deutschland eben nicht die günstigste Meinung von dem Studenten fassen würde, dem diese mit der Weltgeschichte verwebten Namen nicht geläufig wären; solchen allerdings mögen Custs Lebensskizzen von Gallas, Werth, Piccolomini gleich Labyrinthen von erschöpfender Ausführlichkeit erscheinen, allein die Wissenschaft der Historik kann einem so dürftigen Compilationswerke unmöglich einen Platz in ihrer Litteratur anweisen. Wollten wir nun noch die vielen kleinen Unrichtigkeiten verzeichnen, welche sich bald in den Daten (wie z. B. S. 502 im Sterbejahr Piccolomini's) bald in den Ortsnamen eingeschlichen haben, so müßten wir sogar mit der vom Verfasser so kühn in der Vorrede hingestellten Aeußerung, daß in den vielen von ihm herausgegebenen Bänden — die wir allerdings

[1] Diese sind: Moriz von Oranien-Nassau, Ambrosius v. Spinola, Ernst Graf v. Mansfeld, Johann Graf Tilly, Gustav Adolf, Gottfried Graf Pappenheim, Albrecht von Waldstein, Bernhard v. Sachsen-Weimar, Joh. Gustav v. Baner, Mathias v. Gallas, Bernhard Torstenson, Johann v. Werth, Gustav Horn, Octavian Piccolomini, Karl Gustav Wrangel, Raimund v. Montecuccoli.

Digitized by Google

nicht so glücklich waren zu lesen — kein einziger Fehler in der Orthographie fremder Orts- oder Personennamen zu finden sei, einigermaßen in Conflcit gerathen. Wäre der Verfasser nicht ein brittischer General, man wäre versucht bei ihm romantische Brillen zu vermuthen, durch die er die düsteren Zeiten heller zu färben trachtete; häufige unhistorische Dialoge und Sprüche putzen zwar das Gemälde günstig auf und sind angenehme Zierden der Darstellung für den Laien — für den Fachmann hingegen sind sie Kennzeichen des Dilettantismus. Sollten wir noch einzelne Außerungen rügen, welche — doch nein, jene auf S. 238, die Lächerlichmachung der Sitte des Gebetes beim Militär, welche General Cust nur im einem kleindeutschen Staate herrschend wähnt, verräth bloß die Unerfahrenheit des Verfassers, da, so viel mir bekannt, dieser Gebrauch nicht nur im ganzen südlichen sondern auch in einem großen Theile des nördlichen Deutschland noch stets aufrecht erhalten ist.

Zum Schlusse erübrigt nur noch der in den Text eingeschalteten 17 photographischen Portraits zu gedenken, welche zum größten Theil von nach van Dyck'schen Oelgemälden angefertigten Kupferstichen abgenommen sind; einige dieser letzteren, worunter das Portrait Wallensteins, befinden sich in der Wiener Hofbibliothek und wurden von Cust als Original benützt; die Ausführung der Photographien ist eine ungleich gute, die Ausstattung des Werkes im Ganzen eine höchst geschmackvolle und elegante.

Leben des Freiherrn Hugh v. Halkett. Nach dessen hinterlassenen Papieren und anderen Quellen entworfen von E. von dem Knesebeck, k. hannover'scher Generalmajor. Stuttgart 1865.

R. Die kürzlich begangene Jubelfeier des Jahrestages der Schlacht bei Waterloo hat auch dieses Schriftchen als Erinnerung an einen ruhmvollen Mitkämpfer dieses großen Kampfes hervorgerufen. Jedem Kenner der Vorgänge bei Belle Alliance ist der Name Halkett geläufig und können die Mittheilungen dieser kleinen Schrift als ein dankeswerther Beitrag betrachtet werden, da bisher eine Biographie Halketts in keinem Werrke angegeben ist.

Hugh von Halkett gehört einem alten schottischen Adelsgeschlechte an, und ist in der Nähe von Edinburg am 30. August 1783 geboren; nach englischem Gebrauche erwarb sein Vater für den eilfjährigen Knaben das Patent eines Fähndrichs und das folgende Jahr das eines Lieutenants in der schottischen Brigade. Gegen Ende des Jahres 1798 trat Halkett in den activen Dienst und schiffte sich nach Ost-Indien ein, mußte jedoch wegen des unzuträglichen Klima's in die Heimat zurückkehren. Als Napoleon den Krieg an England erklärt hatte, erfolgte bald darauf die Besetzung Hannovers seitens der Franzosen unter Mortier, Hannover hatte versäumt zu rüsten und so erfolgte die Capitulation der Truppen; in England wurden jedoch durch den Herzog von Cambridge Truppen geworben, in dieses geworbene Corps trat Halkett als Capitän und avancirte bald (1805), noch nicht 22 Jahre alt, zum Major. Die mit diesem Corps beabsichtigte Diversion im nördlichen Deutschland kam bekanntlich nicht zur Ausführung, nachdem Oesterreich nach der unglücklichen Schlacht bei Austerlitz den Frieden von Preßburg schloß, und so benützte Halkett die eingetretene Waffenruhe zu einem Besuche in England, wo er die Bekanntschaft seiner nachherigen Gemalin, Miß Emily Burges, Tochter des als Parlamentsmitglied, Unterstaatssecretär im Amte des Auswärtigen und Schriftsteller vortheilhaft bekannten Sir James Bland Burges, machte und den Bund mit derselben begründete. Nach der unseligen Schlacht bei Jena (1806) erklärte Frankreich den Schweden den Krieg und England sah die Nothwendigkeit ein, dem bedrängten Schweden-König zu Hülfe zu eilen. Halkett erhielt ein Commando auf Rügen und kam alsbald von dort

Digitized by Google

nach Kopenhagen, da die Dänen sich mit Frankreich verbanden. Man kennt das Bombardement von Kopenhagen und das Schicksal der dänischen Flotte; mit den Erfolgen jener Tage ist auch Halketts Name auf's innigste verflochten; wie er denn auch an den Expeditionen nach Gothenburg und Portugal (1808) Theil nahm und 1809 gegen die Insel Walchern segelte, um Oesterreichs Kampf von 1809 von anderer Seite zu unterstützen.

Mit großer Bravour kämpfte Halkett in Spanien in der blutigen Schlacht von Albuera, zwei Pferde wurden unter seinem Leibe weggeschossen, fünf Kugeln drangen in seinen Mantel, doch nur eine derselben brachte ihm eine Contusion bei. Leidend kehrte er nach England zurück und verlebte daselbst das Jahr 1811, ging jedoch 1812 nach Spanien zurück, wo Wellington bereits mehrfach große Erfolge errungen und die wichtigsten festen Plätze eingenommen hatte, zeichnete sich bei Salamanca und Garcia Hernandez besonders aus und bestand nach der Einnahme Madrids unter den Augen Wellingtons das blutige Treffen bei Venta de Poco. Inzwischen hatte sich Napoleons Schicksal in Rußland entschieden und in Nord-Deutschland regte sich von neuem die Kampflust, dorthin ging auch Halkett und besetzte die Elbe-Insel Neuwerk, die er in Vertheidigungszustand setzte, von wo er sich nach Wismar und von da zu Wallmoden in das Hauptquartier begab, woselbst er das Commando der hannover'schen Infanteriebrigade übernahm.

Gegen Pecheux, welchen Davoust nach Lauenburg abgesendet hatte kämpfte Halkett an der Göhrde mit Todesverachtung; zweimal wurde sein Pferd verwundet, er selbst am Knie verletzt. Die große Völkerschlacht bei Leipzig brachte eine Wendung der Dinge hervor, Bernadotte und Bennigsen brachen nach der Nieder-Elbe auf, um in Holstein einzufallen. Halkett nahm an dem unglücklichen Treffen bei Seheſtedt Theil; mit seinem Türkensäbel (noch heute im Waffenmuseum zu Hannover verwahrt) hieb er dem dänischen Standartenträger das Haupt vom Rumpfe und bewies eine bewunderungswürdige persönliche Tapferkeit, welche in der Verleihung des schwedischen Schwertordens eine verdiente Anerkennnng erhielt; später erhielt er das Commando von Glückstadt und rückte nach dem Frieden von Kiel (14. Jänner 1814) zur Verstärkung Bennigsens nach Harburg vor und als Oberst der hannover'schen Armee nach dem ersten Pariser Frieden nach Bremen, besetzte nach Napoleons Rückkehr von Elba Tournay und rückte auf das Schlachtfeld von Waterloo, wo er auf dem rechten Flügel bei Hougomont Posto faßte. Wie er hier gegen die französische Cavalerie Stand hielt und den Angriff auf die französischen Tirailleurs leitete, ist neuerdings wiederum an verschiedenen Orten ausführlich dargethan worden. Die französische Garde trieb er zurück und griff mit Glück die Artillerie an; er war es, welcher den General Cambronne, dem das berühmt gewordene „die Garde stirbt; doch sie ergiebt sich nicht", zugeschrieben wird, gefangen nahm; auf der Straße von Jemappes traf er auf die verbündeten Preußen und zog, nachdem Held Blücher die Schlacht entschieden hatte, nach Paris. Viele Gefahren hatte Halkett glücklich überstanden, doch verlor er in der denkwürdigen Schlacht das linke Auge. Im Triumph zog er 1816 in Osnabrück ein, mußte aber bald zur Occupation nach Frankreich zurückkehren. Wir übergehen seine Garnisonsdienste im Frieden und heben nur hervor, daß seine Kriegslust ihn dazu trieb, den russisch-türkischen Krieg von 1828 als Volontär mitzumachen, was jedoch Kaiser Nikolaus nicht gestattete. 1834 Generallieutenant, wurde Halkett 1837 als außerordentlicher Gesandter nach Berlin und Petersburg gesendet, um den Regierungsantritt Ernst Augusts zu notificiren, begleitete den König 1838 und 1839 zu den Manövern nach Berlin und Magdeburg, ging 1841 als Gesandter nach Petersburg, um der Vermählung des jetzigen Czaren beizuwohnen und wurde daselbst mit Ehren überhäuft. 1843 Corpscommandeur im concentrirten 10. Bundesarmeecorps, wurde er 1846 zum Bundesinspectionsgeneral ernannt und musterte das österreichische Bundescontingent. Im schleswig-holsteinischen Feldzuge von 1848 bis 1849 führte er als Bundesgeneral bis zur An-

Digitized by Google

kunft Wrangels den Oberbefehl über sämmtliche preußische, holsteinische und Bundestruppen und übernahm unter Wrangel das Commando der Division des 10. Bundesarmeecorps. Während Wrangel nach Jütland zog, drang Halkett nach dem Sundewitt vor. Nach dem Waffenstillstande vom 1. September zog der zum General der Infanterie vorgerückte Halkett wieder nach Hannover. 1851 starb Ernst August und Halkett wurde vom jetzt regierenden König nach England gesandt, um der Leichenfeier seines einstigen Generals, des Herzogs Wellington, beizuwohnen; er trug hinter dem Sarg den hannover'schen Marschallstab. 1855 kam er wieder als Bundesinspector zur Musterung der österreichischen Armee, ging bald darauf nach Schottland, wo er bei der Landungsbrücke in Aberdeen das Unglück hatte, in die See zu stürzen, jedoch gerettet ward. 1858 erblindete er völlig, der Kunst des berühmten Augenarztes Gräfe gelang es, das linke Auge, welches wohl bei Waterloo nur geblendet ward, wieder herzustellen, während das Licht des rechten Auges für immer erstarb. Die Abnahme der Kräfte machte ihm den Austritt aus der Armee nöthig und die Stände beider Kammern gaben ihm am Jahrestage der Schlacht bei Waterloo seinen vollen Gehalt als Pensionsbezug. Am 26. Juli 1863 verschied Halkett, ein wackerer Mitkämpfer der deutschen Befreiungskämpfe.

---

* Karl Edler v. Sonklar bereitet die Herausgabe eines Werkes, betitelt: „Die Gebirgsgruppe der hohen Tauern mit besonderer Rücksicht auf Orographie, Geologie, Meteorologie und Gletscherkunde" vor. Dieses Werk ist das Ergebniß einer sechsjährigen mühevollen und kostspieligen Arbeit im Gebirge, und der Gegenstand desselben ist jene große, über 103 geographische Quadratmeilen umfassende Abtheilung der östlichen Centralalpen, welcher die Dreiherrnspitze, der Großvenediger, der Großglockner und der Ankogel, die Gebirgsübergänge des Krimmler-, Velber-, Kalser-, Heiligenbluter-, und Malnitzer Tauern, das Gasteiner-, Fuscher-, Möll- und Iselthal, die Krimmler Wasserfälle, der Pasterzengletscher und die Gegenden von Heiligenblut, Windischmatrei, Lienz und Bruneck angehören. Es ist dies gerade derjenige Theil unseres Gebirges, der durch seine Großartigkeit und Schönheit ein bevorzugtes Reiseziel der Touristen geworden und der durch seinen unerschöpflichen Reichthum an Gegenständen wissenschaftlichen Interesses die Aufmerksamkeit aller gebildeten Naturfreunde in hohem Grade zu erregen geeignet ist. Die Beck'sche Universitätsbuchhandlung hat den Verlag des Werkes übernommen.

* Im Verlage von C. Knatz in Frankfurt a. M. erscheint seit 1. Juli eine Zeitschrift: „Deutscher Dichtergarten, Organ für die gegenwärtige poetische Litteratur unseres Volkes", mit welcher der Oeffentlichkeit ein Vereinigungspunkt der gediegensten Erzeugnisse auf dem Gebiete der deutschen poetischen Litteratur dargeboten, durch kritisch-ästhetische Abhandlungen über ältere und neuere Erscheinungen der gesammten Welt-Litteratur, durch historisch-biographische Denkmäler von Dichtern und Prosaikern der verschiedensten Zeiten und Nationen, das ganze Unternehmen aber gleichzeitig zur Pflanzstätte für alle wahrhaft poetischen Bestrebungen unseres Volkes, in umfassender Weise herangebildet werden soll.

* Vor einigen Monaten entdeckte A. Kralickij in der Bibliothek des Basilianerklosters auf der Černackaja gora ein altslovenisches Psalter. Dasselbe ist auf Pergament geschrieben und enthält 150 Psalmen vollständig und außerdem den Gesang Moses „Singen wir dem Herrn" auf vier Blättern. Das Ende fehlt. Allen Anzeichen nach ist

Digitized by Google

es abgeschnitten worden. Die Worte sind nicht getrennt, sondern wie sonst in alten Denkmälern dicht aneinander geschrieben. Der Entdecker der Handschrift, ein Mönch des erwähnten Basilianerklosters, erklärt, er sei bereit, es einem gelehrten Slavisten auf einige Zeit mitzutheilen.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Vor uns liegt der neueste Band des bekannten Hinrichs'schen Kataloges, dieser mustergültigen Bibliographie, die alles, was im Laufe eines halben Jahres auf den deutschen Büchermarkt gebracht worden ist, Gutes und Schlechtes, die umfangreichsten Werke bis herab zur kleinen Flugschrift, übersichtlich geordnet, recapitulirt. Dem unscheinbaren Bändchen sieht man weder den Fleiß und Mühe, die seine Bearbeitung kostet, noch seinen Werth an, um so mehr lernt ihn schätzen, wer die überaus ungenügenden bibliographischen Arbeiten Frankreichs und Englands kennt und die Mühseligkeit empfunden hat, aus den schlechten englischen und französischen Katalogen sich über die Litteratur irgend einer Wissenschaft zu unterrichten. Wir haben ihn hier aus dem Grunde erwähnt, weil uns ein flüchtiges Durchblättern desselben hat wahrnehmen lassen, daß die oft laut werdenden Klagen über den heutigen traurigen Stand der Litteratur nicht so ganz berechtigt zu sein scheinen, wenn allein die Erscheinungen eines halben Jahres ein Verzeichniß von 290 enggedruckten Seiten füllen.

Für diesen Augenblick und im Hinblick auf den Stoff zu diesem Bericht wären sie wohl am Platz; wir trösten uns mit der saison morte und erwarten vom Herbst und Winter, daß sie nachholen werden, was jetzt versäumt wird. Wir beginnen mit den Novitäten der historischen Litteratur; die bedeutendste darunter ist: „Die Entwicklung der deutschen Städteverfassungen im Mittelalter. Aus den Quellen dargelegt von Dr. E. M. Lambert in Halle", 2 Bände. Der Verfasser, von dem uns frühere Arbeiten nicht bekannt sind, hat sein Werk Heinrich Leo gewidmet; als die Aufgabe desselben bezeichnet das Vorwort den Nachweis der Unrichtigkeit der bisher vertretenen Ansichten über die ältesten Einwohner der deutschen Städte, deren Erfüllung den Verfasser freilich zum Widerspruch auch namhaften Gelehrten gegenüber bringt. Ein Herr Dr. C. Polak ließ erscheinen: „Die Landgrafen von Thüringen, zur Geschichte der Wartburg". Am 29. Juli wurde in Bonn das Denkmal Vater Arndts feierlich enthüllt, als passende Festgabe dazu erschien eine neue Biographie des Gefeierten aus der Feder E. Langenbergs. Wenn sie wirklich erfüllt, was sie verspricht, neben einer getreuen Darstellung seines Lebens, oft mit Benützung seiner eigenen Worte, auch eine gute Uebersicht seiner gesammten litterarischen Thätigkeit zu geben, wird das Werk von dauernderem Werth sein als eine Festgabe und eine Lücke der biographischen Litteratur passend ausfüllen, die eine gute Charakteristik Arndts bisher nicht aufweisen konnte.

In zwei Bänden bietet Graf Alexander Keyserling Auszüge aus den Reisetagebüchern seines Verwandten, des Grafen Georg Kankrin, ehemaligen kaiserlich russischen Finanzministers, die er auf seinen Reisen in Deutschland und Frankreich während der Jahre 1840 bis 1845 niederschrieb. Ein flüchtiger Durchblick läßt nicht erkennen, ob diesen privaten Aufzeichnungen das Recht in die Oeffentlichkeit zu treten zuerkannt werden darf; es muß dies Urtheil einer genauen Prüfung anheimgegeben werden.

Die uns demnächst vorliegenden Novitäten führen uns auf das Gebiet der musikwissenschaftlichen Litteratur; beide entstammen sie der fleißigen Feder Aug. Reißmanns. Er bietet uns zuerst eine Biographie Robert Schumanns, eine fleißige und dankbare Arbeit, die sich bei dem ruhigen Verlauf des äußeren Lebens Schumanns mehr zu einer

Digitized by Google

Charakteristik seiner Werke gestaltet und ein Bild seiner inneren Entwicklung, wie sie sich in diesen kund thut, zeichnet. In dem zweiten Büchlein liefert Reißmann einen Auszug aus seiner großen Geschichte der Musik, einen „Grundriß der Musikgeschichte", ein praktisches Handbuch und als kurzgefaßter Extract auch für die Leser des größeren Werkes zu empfehlen.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 13. Juli 1865.

Der Secretär legt eine photographische Abbildung des Mondes vor, welche Herr Lewis Rutherfurd in New-York der Akademie durch gefällige Vermittlung des Herrn Prof. Chls. Joy vom Columbia-College, der eben auf einer Reise in Europa begriffen ist, zukommen ließ.

Dieses äußerst gelungene Bild des Mondes hat einen Durchmesser von nahe 53 Centimetern und stellt denselben in seiner Erscheinung drei Tage nach dem ersten Viertel dar, so daß man eine Anzahl der im dunklen Theile liegenden Bergspitzen und ringförmigen Krater sammt den innern Kegeln mit großer Schärfe sieht Das Bild wurde am 6. März d. J. aufgenommen, der ersten Nacht seit 1. December 1864, in der die Atmosphäre jene Reinheit besaß, die nöthig ist, um die Schärfe des vorliegenden zu erhalten.

Herr Rutherfurd erreichte dieses Resultat, indem er mit großer Mühe und nach manchen vergeblichen Versuchen mit Correctionslinsen und Spiegelteleskopen ein Objectiv von $11\frac{1}{4}$ Zoll Durchmesser construirte, das alle chemisch wirkenden Strahlen in demselben Focus vereinigte. Um dies zu erreichen, war es nöthig, die Focaldistanz um $\frac{1}{10}$ Zoll kürzer zu machen als sie hätte sein müssen, um dem Achromatismus für das Auge zu genügen. Eine solche Linse war dann für das Sehen völlig werthlos, gab aber, nachdem auch die Abweichung wegen der Kugelgestalt corrigirt war, scharfe Bilder durch die chemischen Strahlen. (S. Astronomical Photography by L. M. Rutherfurd, Am. Journ. XXXIX, Mai 1865.)

Prof. Schrötter legt ferner eine ihm auf demselben Wege zugekommene photographische Abbildung des Sonnenspectrums von bewunderungswürdiger Reinheit vor. Dieselbe wurde mit dem oben beschriebenen für die chemischen Strahlen corrigirten Objectiv erhalten und umfaßt bei der bedeutenden Länge von etwas über einen Meter nur den Theil des Spectrums zwischen den Fraunhofer'schen Linien F bis H_1, d. h. den blauen und violetten Theil desselben, welcher die chemisch wirksamen Strahlen enthält. Dieses Spectrum enthält eine außerordentlich große Anzahl von Linien die sich fast sämmtlich, auch wenn sie sehr schwach sind, vollkommen gut von einander unterscheiden lassen, und gewährt bei der Vergleichung mit dem Sonnenspectrum und bei Bestimmtheit der Lage der Linien mancher Metallspectra eine große Erleichterung.

Herr Dr. Karl Freiherr von Reichenbach knüpft an das Resumé seines Vortrages vom 16. Mai an, und setzt den objectiven Grund der sensitiven Reizungen aus-

Digitized by Google

einander. Die Physiologie und Physik, äußert er, geben keine Aufschlüsse darüber, man gehe denselben aber entgegen, wenn man eine Reihe von leuchtenden Erscheinungen damit vergleiche, welche, nach längerem Verweilen im Finstern betrachtet, sowohl den sensitiven Gefühlen als den Loheerscheinungen vollkommen parallel gehend, sich zeigen. Dahin gehören unzählige Leuchten, die auf den geriebenen Händen, Fingerspitzen, heftig bewegten festen, flüssigen und luftförmigen Körpern, im Krystallisationsacte, vom Schalle, von elektrischen Fluctuationen, von Magneten und Krystallen, von den Spitzen größerer Metallmassen, von Knospen, Blättern und Blumen, mit einem Worte überall da auftreten, wo sensitive Gefühle oder Lohen erregt werden. Diese Leuchten gehen nicht bloß mit jenen zusammen, sondern sie folgen auch den Bewegungen, die ihren Erzeugern gegeben werden, und dies wird sichtbar, wo die von ihnen ausgesendeten Strahlen, auf feste Körper auffallend, sich in Licht umsetzen. Für Verladung auf feste Körper durch Contact oder bei bloßer Annäherung, Verladung von einem leuchtenden Körper auf den andern, Fortleitung der Leuchten aus den Sonnenstrahlen in die Finsterniß an viele Klafter langen Eisendrähten, für Durchleitung des leuchtenden Principes durch Metallplatten, werden mancherlei Beispiele aufgeführt, unter andern die Erscheinungen der Phosphorescenz insolirter Körper, die bis nun der Insolation für unfähig angesehen wurden und deren Effecte für die hierher gehörigen Leuchten in Anspruch genommen werden. Leuchten von Reibungen, von Brüchen, von Schall, von elektrischer Bewegung, vom Focus großer Brennlinsen werden mit den entsprechenden Gefühlen parallelisirt und die Uebereinstimmung der polaren Farben der Leuchten mit den polaren Gefühlen hervorgehoben.

Der Schluß dieses Vortrages folgt in der nächsten Sitzung.

Herr Ferdinand Stoliczka, Assistent der geologischen Aufnahme für Ost-Indien übersendet: „Eine Revision der Gastropoden der Gosau-Schichten in den Ostalpen".

Eine in den Sitzungsberichten der Akademie Bd. 38, 1859, S. 482 eingerückte Arbeit des Verfassers: „Ueber eine der Kreideformation angehörige Süßwasserbildung in den nordöstlichen Alpen", gab demselben noch in seiner Stellung als Hülfsgeologe der k. k. geologischen Reichsanstalt Veranlassung, sich ausführlich mit den Versteinerungen der Gosauformation und namentlich mit den Gastropoden zu beschäftigen. Durch mehrmalige Reisen in die Gosau selbst und in fast alle bekannten Localitäten dieser Schichten gewann derselbe ein neues zahlreicheres Material, als Herrn Prof. Zekeli bei dessen Bearbeitung der Gosau-Gastropoden zu Gebote gestanden war, wodurch es ihm möglich wurde, die Zusammengehörigkeit so mancher Formen nachzuweisen, die früher aus Mangel an Material getrennt worden waren.

Aber auch über die Lagerungsverhältnisse und über das gleichzeitige Vorkommen gewisser Arten in den einzelnen Schichten erhielt der Verfasser sehr schätzenswerthe Resultate, welche derselbe, da er in seiner gegenwärtigen Stellung wenig Hoffnung hat, seine Studien fortsetzen zu können, hiemit der Akademie zur Veröffentlichung übergiebt.

Folgende Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

„Die Refractionsäquivalente und optischen Atomzahlen der Grundstoffe", von Herrn Dr. A. Schrauf (vorgelegt in der Sitzung vom 20. April);

„Elektromagnetische Untersuchungen mit besonderer Rücksicht auf die Anwendbarkeit der Müller'schen Formel. 1. Abhandlung: Versuche mit massiven Cylindern", von Herrn Prof. Dr. A. v. Waltenhofen (vorgelegt in der Sitzung vom 16. Juni).

„Ueber die Schmarotzernatur der Mistel", von Herrn Prof. Dr. J. Boehm (vorgelegt in der Sitzung vom 30. Juni).

Digitized by Google

* Historisch-statistische Section der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. (Sitzung vom 28. Juni 1865.) Nach Verlesung des Protokolles aus der vorigen Sitzung theilte der Herr Vorstand Christian Ritter d'Elvert die von mehreren Vereinen eingelangten Tauschschriften der Versammlung mit, wobei in Kürze das Wichtigste des Inhaltes derselben und besonders die Abhandlung über Johann Heß, den Breslauer Reformator, von Dr. J. Köstlin in der Zeitschrift des schlesischen Geschichtsvereines, und das „Registrum St. Wenceslai", welches Namens desselben Vereines Prof. Wattenbach und Archivar Grünhagen herausgaben, hervorgehoben wurden. Der Section kamen an schätzbaren Geschenken zu: von dem erzherzoglichen Güterdirector Alois Koja in Cywanowitz ein aus zwei Foliobänden von Schrämbl im Jahre 1800 zu Wien herausgegebener Atlas, ferner von Dr. C. A. Tobias, Oberlehrer am Gymnasium zu Zittau, dessen Regesten des Hauses Schönburg, welche einen wesentlichen Beitrag zur Adelsgeschichte Böhmens und Sachsens bieten. Beiden Herren wurde der Dank seitens der Section für das Geschenk ausgesprochen.

Weiter eröffnet der Herr Vorstand, daß dem Comité zur Restaurirung der Zderad-Säule der weitere Betrag von 100 fl. in Folge des von der Section im vorigen Jahre bewilligten Beitrages per 300 fl. ein- für allemal ausgezahlt wurde. Ueber diesen Gegenstand sprachen nun mehrere Herren Mitglieder, und es wurde sehr bedauert, daß der Zuendeführung der Restaurirung der Zderad-Säule so wenig Unterstützung zufließe. Namentlich wäre die Gemeinde der k. Landeshauptstadt Brünn, zu deren Verschönerung und Wahrung dies älteste Stadtwahrzeichen gehört, in erster Reihe berufen.

Der Sectionssecretär legt für das „Notizenblatt" die Beschreibung der Thätigkeit des Tycho de Brahe auf der Sternwarte zu Benatek in Böhmen vor. Dieselbe ist aus einem handschriftlichen Werke über Astronomie und mathematische Geographie von Rabbi David Gans, geboren in Prag 1541 gestorben 1613, gezogen und vom Professor M. Stößel in Brünn aus dem Hebräischen übersetzt. Das Manuscript, dem Franzensmuseum gehörig, führt den Titel: „Nechmad wenaim" („Lieblich und angenehm"). Der Auszug ist sehr interessant.

Zu neuen Mitgliedern wurden gewählt: Als Ehrenmitglied Herr Dr. C. Tobias, Oberlehrer am Gymnasium zu Zittau, und als wirkliches Mitglied Herr Johann Leo Czikan, Privatier in Brünn. Von Sectionsmitgliedern sind gestorben: Der Gelehrte Johann K. Schuller, k. k. Statthaltereirath in Hermannstadt und der k. k. Statthaltereirath und Truchseß Ferdinand Ritter v. Cronenfels in Brünn, was mit Bedauern aufgenommen ward.

Hierauf hielt Herr Franz S. Kupido, k. k. Landesgerichtsauscultant seinen angekündeten Vortrag: „Ueber die ältesten Bewohner Mährens".

Der Vortragende theilte selben in zwei Abschnitte mit nachstehendem Inhalt:

1. Mähren vor den Keltenwanderungen. Mähren als See in der Zeit des Diluviums, als Theil des hercynischen Waldes, Finnen waren nicht die ersten Ansiedler, sondern die Veneter, die Veneter sind Slaven, Hypothese über diese erste Ansiedlung, die Metallfabrication und der Bernsteinhandel dieses Volkes, eine Münze der Veneter.

2. Die Kelten in Mähren. Wichtigkeit der Funde aus dieser Zeit, Mangelhaftigkeit der bisherigen Geschichtsforschung über dieses Zeitalter, die Bojer, über das Alter dieser Einwanderung in Mähren, deren Schicksale, Schlacht mit den Cimbern, Charakteristik dieses Volkes, deren Waffen und Münzen.

Der Redner detaillirte mit Vorweisung der ältesten Münzen, dann der Stein-, so wie Bronzewaffen diese seine Abhandlung, welche großes Interesse erregte.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Alexander v. Humboldts Briefwechsel.

Wie verschieden ist doch das Los des Gelehrten von jenem des Feldherrn! Heute, in unserem schienenumgürteten Zeitalter, wo die Botschaft in elektrischer Eile die Welt durchfliegt, jauchzt die Menge jeder Nachricht entgegen, die ihr den erhofften Sieg des verehrten Heerführers verkündet, und nach seinem Tode beeilt sich die Geschichte, seinen Namen unauflöslich an das Land, das Volk zu ketten, dem er seine Dienste geweiht. Der Ruhm, den er auf hundert Schlachtfeldern geerntet, begeistert wohl dann auch noch einen der Glücklichen, die unter seiner erprobten Leitung gefochten, zur Feder zu greifen und ein Lebensbild des Helden zu entwerfen zur Erinnerung für die kommenden Enkelgeschlechter. So sind wir denn über das Leben der meisten Generale, deren Genie sich einen bleibenden Namen zu erringen wußte, recht wohl unterrichtet und können daher ein ziemlich richtiges Bild dieser Persönlichkeiten gewinnen. Anders mit dem Gelehrten. Von der großen Menge bei Lebzeiten kaum gekannt, jubeln nur die Männer der Wissenschaft — also nur wenige jener großen Menschheit, der er still zu nützen strebt — seinen ernsten, aber schweigsamen Siegen auf dem Gebiete mühevoller Disciplinen zu, Siege, die nach zahllos durchwachten Nächten und oft nur nach harter, aufreibender Gedankenschlacht gewonnen werden. Wohl lebt sein Name auch fort in der Geschichte — der Wissenschaft; aber er muß schon eine der höchsten Stufen menschlichen Ruhmes erklommen haben, damit wieder ein Gelehrter — denn nur ein solcher kann es thun — dem geräuschlosen Gedankenleben des dahingeschiedenen Helden nachspüre und auch seine Siege laut verkünde, die erst dann besser gewürdigt werden, nachdem ihre Früchte oft schon Jahrzehnte hindurch die unwissende Menge erfreut. Daher kommt es, daß wir viel seltener im Stande sind, eine rechte Anschauung von der Persönlichkeit des Gelehrten als als jener des Feldherrn uns zu bilden.

Während der altclassische Boden der lombardischen Ebene vom Schlachtenruf erdröhnte, am 6. Mai 1859, in jenem Monat, mit welchem der Liebreiz des Frühlings, das Entfalten rosiger Knospen identificirt ist, knickte der Sturm des Alters jene Riesenpflanze des menschlichen Geistes, die nahe ein Jahrhundert hindurch — eine ungebeugte Eiche — die Bewunderung, das Staunen der Gebildeten erregt hatte. Alexander v. Humboldt war nicht mehr. Der Bruder eines großen, aber weniger erkannten Bruders, war er glücklicher denn dieser und — eine Ausnahme in der Gelehrtenwelt — während seines Lebens so hochgehalten, daß sein

Digitized by Google

Tod kaum mehr seinen Ruhm erhöhen konnte. Und dennoch, trotz dieser ausnahmsweisen Begünstigung eines diesmal wenigstens gerechten Geschickes, entbehren wir heute, wo mehr als ein Lustrum seit seinem Hinscheiden verflossen — ein Zeitraum also, in welchem jeder halb so berühmte Feldherr seinen Biographen gefunden hätte — eines gediegenen Lebensbildes dieses merkwürdigen Mannes. Das was bis jetzt über ihn geschrieben [1], reicht für die Bedürfnisse der Wissenschaft nicht aus, so daß, wenn er nicht selbst durch eine Last von 2000 bis 3000 Briefen im Jahre beinahe erdrückt, hierin genügenden Stoff zum Studium seines Gedankenlebens hinterlassen hätte, wir trotz der kurzen Periode, die uns von ihm trennt, nur sehr ungenau über sein vielbewegtes Leben unterrichtet wären. In richtiger Erkenntniß, daß niemand mehr als er berechtigt war zu sagen: „Mein Leben sucht in meinen Schriften", wurde bald nach seinem Tode mit der Herausgabe seiner ausgedehnten Correspondenz — freilich nur bruchstückweise — begonnen. Die unermüdliche Ludmilla Assing eröffnete schon 1860 den Reigen durch die Herausgabe des Briefwechsels Humboldts mit Varnhagen v. Ense (1827 bis 1858), der — von mannigfachem Interesse für die gesellschaftliche Stellung des großen Mannes — in Bezug auf sein wissenschaftliches Leben aber beinahe gar keine Ausbeute gewährt. Im folgenden Jahre (1861) erschienen die „Briefe und Gespräche mit einem jungen Freunde aus den Jahren 1848 bis 1856" und 1863 endlich der drei Bände umfassende „Briefwechsel Alex. v. Humboldts mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1828", der erste, woraus für die Wissenschaft wahrer Nutzen zu schöpfen ist und der über die Entstehung mancher Arbeit dankenswerthen Aufschluß giebt. Allerdings sind hiebei Aufsätze zum Abdruck gelangt, die eigentlich nicht zum Briefwechsel gehören: ihr Zerstreutsein aber in alten, schwer zugänglichen Zeitschriften rechtfertigt hier ihr Erscheinen vollkommen. Wie aus dem eben Angeführten ersichtlich, beginnt der Briefwechsel mit Berghaus am frühesten (1825) von allen. Vor diesem Zeitpunkte fehlt uns jeder Anhaltspunkt und eben jene Periode bietet des Interessanten im höchsten Maße. Jeder Verehrer Humboldts mußte diesen Mangel tief empfinden und daher um so freudiger überrascht sein, als vor wenigen Wochen ein Werk [2] die Presse verließ, welches diese Lücke auszufüllen bestimmt ist. Von einem Manne, einem jetzt achtzigjährigen Greise, dessen Name in der geographischen Wissenschaft einen guten Klang hat, von einem Freunde Humboldts herausgegeben, mit dem er selbst in Correspondenz stand, umfaßt diese Sammlung ausschließlich Briefe wissenschaftlichen oder litterarischen Inhalts. Der erste Brief ist datirt aus dem Jahre 1792 und hieraus ist schon die ungeheure Erweiterung unserer Kenntnisse zu entnehmen. Wir haben es hier übrigens nur mit dem ersten Bande dieser Correspondenz zu thun, der den Zeitraum 1792 bis 1839 umfaßt und beinahe durchgehends unedirte Briefe

[1] Kletke, H.: Alex. v. Humboldts Reisen in America und Asien.
Ewald: Alex. v. Humboldts Biographie. Kassel 1854, 8.
Klenke: Alex. v. Humboldt. Ein biographisches Denkmal.

[2] La Roquette: Humboldt Correspondance scientifique et littéraire Paris 1865.

Digitized by Google

enthält; nur einige wenige sind hie und da seinerzeit in Tagesblättern abgedruckt worden; auch von den Briefen, die in den Zeitraum fallen, wo schon die anderen Correspondenzen (1825) beginnen ist keiner in diesen veröffentlicht. Bevor ich übrigens auf die Ausgabe dieses Briefwechsels selbst eingehe, will ich in kurzem das Wissenswertheste ihres Inhaltes bezeichnen.

Die Periode vor Humboldts Abreise nach America umfaßt zehn Briefe (einen aus dem Jahre 1792, vier aus 1796, zwei aus 1797, zwei aus 1798, einen aus 1799), die an J. C. Delaméthérie, den gelehrten Herausgeber des „Journal de Physique", an den Physiker M. A. Pictet in Genf, an den Brüsseler Chemiker van Mons, an Blumenbach, an Garnerin, an den gelehrten holländischen Naturforscher, Chemiker und Arzt Dr. Joh. Ingenhousz und an den französischen Archäologen A. L. Millin gerichtet sind, während einer derselben von dem Chemiker Fourcroy an van Mons geschrieben wurde. Man sieht aus diesen Briefen, daß Humboldt sich damals vorzugsweise mit physikalischen Fragen beschäftigte. Die grüne Farbe der Pflanzen, insbesondere die von wenigen Botanikern beschriebenen Kryptogamen, die in den Bergwerken wachsen, waren lange Zeit der Gegenstand seines Studiums; er beobachtete, daß einige Poa- (Rispengras-) Arten, in eine Tiefe von 60 Toisen versetzt, ihre Blätter oft nicht verlieren, und daß die nachwachsenden eben so grün, wie die ersteren waren. Er glaubt überhaupt, daß die Vergeilung der Pflanzen nur von ihrem Ueberfluß an Oxygen herrühre. Sechs Jahre lang bereiste er als Mineur einen großen Theil der Gebirge Europa's, wobei er stets physikalische Beobachtungen veranstaltete. Aus seinen „Aphorismi ex doctrina physiologiæ chimicæ plantarum" ging seine Entdeckung über die Reizbarkeit der vegetabilischen Fiber mit besonderem Erfolge auf die animalische Organisation über und gab Anlaß zu der trefflichen Abhandlung über die „gereizte Nerven- und Muskelfaser". Die hierüber am Frosch (Rana esculenta L.) und später an sich selbst angestellten und in sehr anziehender Weise geschilderten Versuche sind Gegenstand einiger dieser Briefe, welche schätzenswerthe Winke über die Physiologie enthalten, zugleich aber auch Fourcroy veranlaßten, in seinem Schreiben an van Mons zu sagen: „ich glaube, daß Humboldt ein wenig zu hastig mit seinen Erklärungen ist, und es ist zu befürchten, daß er zurückzuweichen genöthigt werde; ich befürchte, er stützt sich zu sehr auf Hypothesen". Untersuchungen über den Magnetismus, verursacht durch die Entdeckung, daß die aus sehr reinen, dem Chloritschiefer in Farbe und Bruch sehr ähnlichen Felsen am Geisberg im Fichtelgebirge eine besondere Einwirkung auf die Nadel (Verdrehung der Pole) ausübten, dann Forschungen und Experimente über die atmosphärische Luft werden in den letzten Briefen ziemlich ausführlich behandelt.

Aus der Zeit jener ewig denkwürdigen Reise, die Humboldt mit seinem verdienten Gefährten, dem Botaniker Aimé Bonpland in die Aequinoctialgegenden America's unternommen, sind uns hier 16 Briefe aufbewahrt. Sie bilden unstreitig einen der interessantesten Theile der ganzen Sammlung. Der erste und dritte dieser Briefe sind aus Cumana datirt; der zweite ist ohne Ortsbezeichnung, scheint

Digitized by Google

mir aber gar nicht hieher zu gehören und hätte eigentlich dem ersten (vom 16. Juli 1799) vorangehen sollen, da er sich noch ausschließlich mit der atmosphärischen Luft befaßt. Jener vom 18. Juli 1799 an Delaméthérie schildert die unterwegs zur See vorgenommenen Beobachtungen über die chemische Zusammensetzung der Luft, ihre Durchsichtigkeit und Feuchtigkeit, über die Dichtigkeit und Temperatur des Meerwassers, über die Inclination der Magnetnadel und die Intensität der magnetischen Kraft. Wie viele verschiedene Phänomene sehen wir da nicht die Aufmerksamkeit Humboldts fesseln! Und über jedes weiß er uns höchst anziehende Mittheilungen zu machen. So erwähnt er (Caracas, 14. December 1799) ganz besonders des Umstandes, daß das Meerwasser mit Abnahme der Tiefe merklich erkalte und auf diese Art ein einfaches Thermometer zum Tiefenmesser dienen könne. An den Director des königlichen Naturaliencabinetes zu Madrid, Herrn D. J. Clavijo, sendet Humboldt (Caracas, 3. Februar 1800) einen übersichtlichen Bericht über die Felsgattungen Süd-America's und an Freiherrn v. Forell, sächsischen Gesandten in Madrid, einen Bericht über seine und Bonplands Thätigkeit in der Provinz Cumana, so wie über die geognostische Beschaffenheit der Cordilleren. Hie und da streut er Berichte über den Zustand seiner und seines Gefährten Gesundheit ein und liefert hiedurch einen Beweis jener riesigen Constitution, mit welcher er ausgestattet war. Sein Gefährte war weniger glücklich als er, er wäre beinahe dem Klima unterlegen. Gleich nach solchen flüchtigen Aufzeichnungen, die aber in seinen Briefen stets nur wenige Zeilen in Anspruch nehmen, wendet er sich wieder wissenschaftlichen Erörterungen zu und schreibt an Fourcroy über die Gifte der Eingebornen (Cumana, 16. October 1800). Zahlreiche Ortsbestimmungen sind in dem Briefe an Delambre (Neu-Barcelona, 24. November 1800) niedergelegt, und in seinem gemeinschaftlichen Schreiben mit Bonpland an das Institut national de France, ddo. Mexico, am 21. Juni 1801, ist eine ausführliche geognostische Beschreibung der bereisten Gebirge und der dort angestellten Beobachtungen enthalten. Eines der interessantesten Schriftstücke ist aber der Brief an seinen Bruder (Lima, 25. November 1802), der über die Reise in America selbst schätzenswerthe Beiträge bietet. Dieses lange Schreiben ist weniger wissenschaftlich, mehr erzählend gehalten und stylistisch gewiß von hohem Werthe. Die persönlichen Erlebnisse nehmen darin eine hervorragende Stellung ein, sind aber jedenfalls, wie z. B. die ungeschminkte Erzählung seiner gefahrvollen Besteigung des Pichincha bei Quito, geeignet, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln. Die Ersteigung des Chimborazo's, dessen Gipfel Humboldt jedoch wegen einer ungeheuren Kluft nicht erreichen konnte, wird auch in dem darauffolgenden Briefe an Delambre (Lima, 25. November 1802) geschildert. Botanische und meteorologische Bemerkungen an Cavanilles und Delambre schließen die Serie dieser merkwürdigen Briefe.

Der Rest der noch in diesem Bande aufgenommenen Briefe zerfällt wieder in zwei Theile: jene von Humboldts Rückkehr aus America bis zu seiner Uebersiedlung von Paris nach Berlin (1827) und jene von letzterer Epoche an;

Digitized by Google

ihr Charakter ist jedoch ziemlich derselbe; wenngleich das wissenschaftliche Element noch immer und besonders in den ersteren, die von Bordeaux und Rom datirt sind, stark zu Tage tritt, so gewinnen dieselben doch inmitten des Pariser Lebens einen mehr litterarischen Anstrich; hiezu kommt noch, daß hierunter sehr viele Billete enthalten sind, welche Einladungen annehmen oder ablehnen, um Zusendung von Büchern ersuchen oder jemanden als Einführungsschreiben dienen sollen u. dgl. Wenn also der wissenschaftliche Werth dieser Briefe geringer ist, so muß man doch deren Veröffentlichung dankend anerkennen, wäre es nur, um den herrlichen Gedankenreichthum des großen Forschers zu bewundern, der die gewöhnlichsten Dinge mit vollendetster sprachlicher Eleganz in Sinn und Wendung zu sagen wußte. Zugleich sind aber — und mit Recht — Briefe an Humboldt eingeschoben, welche meist zur Erläuterung der darauffolgenden Antworten dienen. Es ist eine solche Zusammenstellung auch viel nützlicher als ein einseitiger Briefwechsel, wobei großentheils die Veranlassung der Briefe selbst verborgen bleibt.

Unter den Briefen, die in die Periode 1827 bis 1839 fallen und die im Allgemeinen einen mehr wissenschaftlichen Charakter als jene aus Paris tragen, erwähne ich jenen an Arago aus Ust-Kamenegorsk am oberen Irtysch in Sibirien, ddo. 1. (13.) August 1829, der eine lebhafte Schilderung der durch die Munificenz des russischen Kaisers unternommenen Reise giebt. Ein Meisterwerk an Stylistik, an Großartigkeit der angewandten Bilder und Erhabenheit der Gedanken ist aber die Rede, die Humboldt in einer außerordentlichen Sitzung der k. russischen Akademie der Wissenschaften am 16. (28) November 1829, nach seiner Rückkehr aus dem Altai hielt und worin der eben so bescheidene als gelehrte Forscher anstatt, wie es der Zweck der Rede sein sollte, von seinen eigenen Bemühungen, Beschwerden und Erforschungen einen Bericht zu geben, es vorzog, anzudeuten, wie viel noch auf dem Gebiete der verschiedenen Disciplinen in dem weiten, mächtigen Czarenreiche zu leisten wäre. Kaum von minderer Wichtigkeit ist Humboldts langer Brief ddo. April 1836 an den Herzog von Sussex, damaligen Präsidenten der geographischen Gesellschaft in London, wodurch er die Aufstellung von magnetischen Stationen in Canada befürwortete und ins Leben rief.

Dies ist beiläufig der Inhalt dessen, was uns in diesen Briefen geboten wird; man muß gestehen, es ist viel, sehr viel. Dem Herausgeber sind wir also jedenfalls zu Dank verpflichtet und dürfen den zweiten Band mit gerechter Hoffnung erwarten. Die Herausgabe selbst jedoch ist leider auf eine wenig kritische Art geschehen, welche sehr oft den Genuß der Lectüre schmälert und nicht gerechtfertigt werden kann. So z. B. muß es gerechten Verdacht erwecken, sämmtliche Briefe, bei der bekannten polyglotten Bildung Humboldts französisch geschrieben zu finden. Eine nähere Untersuchung weist nach, daß, wie der Herausgeber es auch in der Introduction angiebt, viele derselben von ihm übersetzt sind. Wenngleich dies in Berücksichtigung des wenig sprachkundigen französischen Lesepublicums geschehen sein mag, so würde das Original neben der Uebersetzung allen Anforderungen gerecht geworden sein. Es finden sich aber noch wichtigere Mängel. So ist

Digitized by Google

z. B. der Brief an Baron Forell ddo. 16. Juli 1799 gar nur im Auszuge mitgetheilt und die zwei Briefe, welche Humboldt an seinen Bruder ddo. Quito, 3. Juni 1802 und Cuença, 13. Juli 1802 schrieb, fehlen ganz, und ist, wie eine Note besagt, ihr Wissenswürdigstes in jenen ddo. Lima, 25. November 1802 inserirt worden! In dem Schreiben an Delambre ddo. Lima, 25. November 1802 findet es der Herausgeber für zulässig, zwei Seiten mit astronomischen Berechnungen und Details, nach eigenem Geständniß, hinwegzulassen, desgleichen in dem Briefe an denselben ddo. Mexico, 29. Juli 1803, wo die Berechnungen über die astronomische Lage von Mexico und Acapulco weggelassen und nur die Resultate angegeben sind. Das Schreiben Humboldts an Fourcroy ddo. Cumana, 16. October 1800, ist zufolge einer Anmerkung ursprünglich französisch verfaßt, und im „Moniteur universel" vom 27. Mai 1801 abgedruckt; Don Vicente Gonzalez de Reguero übersetzte es ins Spanische und veröffentlichte es im „Real Estudio de Mineralogia", von wo der Herausgeber, der von dem Abdruck im „Moniteur" nicht wußte, es zurück ins Französische übersetzte. Und dies wird ganz naiv eingestanden! Bezüglich des Briefes an den Herzog von Sussex weiß der Herausgeber nicht genau zu eruiren, ob das Original englisch, deutsch oder französisch geschrieben war; er hat es aus dem Englischen des „London and Edinburgh Philosophical Magazine Journal" übersetzt, welches denselben aus „Schuhmachers astronomische Nachrichten" aus dem Deutschen übertragen hatte. So finden wir also in der Correspondenz Briefe, die oft durch die dritte Hand gingen, bis wir sie hier lesen. Da eigenthümlicher Weise der Herausgeber kein Hehl aus diesen Umständen macht, sondern selbe als selbstverständlich angiebt, so scheint hiebei wohl nicht der Wille, wohl aber die Kenntniß dessen gemangelt zu haben, was eine kritische Ausgabe erheischt; es ist dies um so überraschender, als derselbe schon durch mehrere in Frankreich vortheilhaft bekannte Ausgaben spanischer Autoren die Anforderungen an ein derartiges Werk kennen sollte. Man kann daher nur annehmen, daß wirklich in Frankreich der strenge kritische Sinn des Deutschen nicht zu suchen ist und ich bin vollkommen überzeugt, daß dort niemand die hier gerügten Mängel empfinden wird, so sehr auch das Original darunter leidet.

Herr La Roquette, der übrigens zu den warmen Verehrern des großen Deutschen zählt, hat eine kurze, aber auf genauer persönlicher Kenntniß beruhende Lebensskizze Humboldts seinem mit französischer Eleganz ausgestatteten Buche vorausgesendet und demselben erklärende Noten beigefügt, in welchen die oben erwähnten Details zu finden, die übrigens, wenn auch theilweise mangelhaft, so doch eine angenehme Beigabe sind, wie auch die zwei Portraits und das Autograph des Forschers, die das Buch schmücken. Friedrich v. Hellwald.

Digitized by Google

Ueber den Zug der Kelten nach Italien und zum hercyniſchen Walde.

Von J. E. Wocel.

(Prag 1865.)

Der Inhalt dieſer Schrift iſt ein in der hiſtoriſchen Section der k. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gehaltener Vortrag, der die Aufmerkſamkeit der Fachmänner aus dem Grunde in höherem Grade feſſeln dürfte, weil in demſelben die Ergebniſſe der hiſtoriſchen mit jenen der archäologiſchen Forſchung combinirt werden, ſo zwar, daß die eine die Controle und das Correctiv der andern bildet. Als ein neues, wichtiges Reſultat dieſer Forſchung muß die Thatſache bezeichnet werden, daß die Fundſtätten der Bronzeobjecte der älteren Legirung (im beiläufigen Verhältniß des Kupfers zu Zinn wie 10: 1), d. i. die Kelte, Palſtäbe, Schwerter, Spangen u. ſ. w. in Mittel-Europa ſich ſo weit erſtrecken, als die von der Geſchichte nachgewieſenen Sitze der Kelten ſich ausdehnen, und daß öſtlich von dieſer durch das Zeugniß der Geſchichte conſtatirten Grenze aus den Grabſtätten der Vorzeit bloß Gegenſtände von Stein, Eiſen und Schmuckobjecte von Bronze, größtentheils der ſpäteren Meſſinglegirung, gehoben werden. Zu den größten archäologiſchen Seltenheiten gehört der Fund eines Kelts oder eines Palſtabes von Bronze in der ungeheueren Länderſtrecke von den Karpathen und der Weichſel bis zum Ural, und vergeblich würde man in den zahlreichen archäologiſchen Publicationen der Ruſſen und Polen nach Berichten über Fundobjecte dieſer Art forſchen. Der Verfaſſer iſt der Anſicht, daß ein großer Theil jener in den alten Keltenländern gefundenen Bronzen phöniciſches und altitaliſches Fabricat ſei, während gewichtige Gründe dafür ſprechen, daß ſpäterhin nach jenen Vorbildern ähnliche Bronzegegenſtände von den Kelten verfertigt wurden. Derſelbe bemerkt jedoch, daß Bronzeobjecte der antiken Legirung nicht als ausſchließende Merkmale der keltiſchen Stämme zu betrachten ſind, denn Gegenſtände dieſer Art kommen bekanntlich nicht bloß in Italien und Griechenland, ſondern auch im Norden Deutſchlands, in Dänemark und im ſüdlichen Schweden vor, ja Bronzeſachen genau derſelben Form und Legirung, wie jene, die man in der Schweiz, in Frankreich, England, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen findet, wurden an mehreren Punkten der Küſte Finnlands ausgegraben, während man im Inneren dieſes Landes, ebenſo wie in Rußland und Polen bloß Werkzeuge von Stein und Eiſen und Schmuckſachen der ſpäteren Bronzelegirung antrifft. Daraus ſcheint hervorzugehen, daß die Bronze als Handelsartikel von den ſüdlichen Völkern dem Norden Europa's zugeführt ward, und daß die in dieſen Gegenden aufgefundenen antiken Bronzeobjecte auf die Spuren uralter Handelsverbindungen hinweiſen. Welche Conſequenzen aus dem Umſtande, daß der Oſten Europa's keine Denkmäler dieſer Art aufzuweiſen hat,

Digitized by Google

für die älteste Ethnographie und Culturgeschichte des europäischen Ostens sich ergeben, leuchtet von selbst ein.

Es ist bereits von anderen Forschern nachgewiesen worden, daß die Entwicklung der sogenannten Bronzecultur zumeist vor die Mitte des ersten Jahrtausends vor Christi in Mittel-Europa falle, und daß das Eisen, wenn auch als seltene Handelswaare, bereits im 3. Jahrhundert vor Christi daselbst Eingang gefunden habe. Durch diesen Umstand und durch die zahlreichen Funde von Bronzen der antiken Legirung in Böhmen, Mähren und am Fuße der Karpathenkette glaubt der Verfasser berechtigt zu sein anzunehmen, daß der Zug der Kelten unter Beloves und Sigoves nach Italien und zum hercynischen Walde nicht, wie Niebuhr behauptet, in das 4. Jahrhundert vor Christi, sondern, wie Livius angiebt, zweihundert Jahre früher zu setzen sei. Auch Streber spricht in seinen Werke „Ueber die Regenbogenschüsselchen" die Ueberzeugung aus, daß die Kelten lange vor dem 4. Jahrhundert vor Christi in diesen Gegenden saßen, indem er schreibt: „Entweder hat Livius dennoch Recht, wenn man die Auswanderung der Gallier bis in die Zeit des Tarquinius Priscus hinaufsetzt, und in diesem Falle stimmt das Alter unserer Münzen mit den historischen Nachrichten überein, oder Livius hat sich geirrt, und dann gehören die Regenbogenschüsselchen (dergleichen bekanntlich auch in Böhmen und Mähren gefunden werden) keltischen Stämmen an, die nicht erst mit Sigoves aus Gallien über den Rhein und gegen den hercynischen Wald herüber gewandert, sondern schon vorhin sich daselbst angesiedelt hatten. An der Ansicht Niebuhrs, daß der Zug des Beloves und Sigoves erst in das 4. Jahrhundert vor Christi zu setzen sei, festhaltend, glaubt Streber annehmen zu müssen, dieser Zug sei eine spätere rückläufige Wanderung der Kelten gewesen, und daß am hercynischen Walde bereits viel früher Keltenstämme saßen, welche bei dem Zuge aus der asiatischen Urheimat, statt mit ihren Brüdern bis zum äußersten Ziel nach Westen vorzudringen, an der Donau und am hercynischen Walde Halt machten und sich daselbst eine bleibende Wohnstätte wählten. Wocel hingegen ist der Meinung, daß man früher die Angaben des Livius und die dagegen vorgebrachten Einwendungen Niebuhrs genauer prüfen müsse, ehe man zu Hypothesen die Zuflucht nimmt, welche keine geschichtliche Basis haben. Die ausdrücklichen Angaben des Livius (Liv. V, 33), daß die erste keltische Auswanderung nach Italien und zum hercynischen Walde bereits zur Zeit des Tarquinius Priscus, also etwa 600 Jahre vor Christi, der Zug der Gallier gegen Clusium und die Eroberung Roms durch dieselben aber erst zweihundert Jahre später stattgefunden habe, bezeichnet Niebuhr in seiner römischen Geschichte als eine irrige und stellt die Behauptung auf, daß die erste Einwanderung der Gallier in die Länder am Po und der Zug derselben gegen Clusium und Rom gleichzeitige Begebenheiten sind, die sich am Anfange des 4. Jahrhunderts vor Christi zugetragen hatten: eine Ansicht, die alsbald von den meisten Historikern, und namentlich von Šafařik und Palacký acceptirt wurde. Die von Niebuhr angeführten, aus alten Quellenschriften geschöpften Beweise dieser Behauptung versucht Wocel durch ein genaueres Ein-

Digitized by Google

gehen auf den Sinn und den Zusammenhang der betreffenden Stellen zu widerlegen, und führt unter anderem an, daß Niebuhr, der auf das Zeugniß des Trogus Pompejus ein besonderes Gewicht legt, eine Stelle dieses Autors mit seiner Ansicht in scheinbaren Zusammenhang bringt, wogegen er eine zweite entscheidende Stelle desselben Autors (Just. XX, 5.), die mit den Angaben des Livius im Einklange steht, gänzlich übergangen hatte. Ferner wird darauf hingewiesen, daß Niebuhr die Versicherung Plutarchs, daß die Einwanderung der Kelten in die Po-Ebenen lange vorher, ehe die Gallier den Zug gegen Clusium unternommen, stattgefunden habe, durch die Behauptung zu entkräften sucht, Plutarch habe den Livius vor Augen gehabt und aus demselben geschöpft, wogegen Niebuhr die ausführlichen Angaben des Polybius, (Pol. II, 11) der wenigstens hundert Jahre vor Livius geschrieben, und der in der Hauptsache mit Livius übereinstimmt, gar nicht in das Bereich seiner Untersuchungen zieht. Endlich hebt Wocel hervor, daß Mommsen durch archäologische Gründe sich veranlaßt fand, zu behaupten, es habe lange gewährt, ehe die Kelten den Padus überschritten; womit es zusammenhängt, daß die Kelten früher das linke Po-Ufer occupirt und erst in einer viel späteren Zeit den Padus überschritten und die am rechten Ufer angesiedelten Etrusker und Umbrier vertrieben hatten, daher es kommt, daß auf dem rechten Ufer des Po das etruskische und umbrische Wesen weit tiefere Wurzeln geschlagen hat, als auf dem früh aufgegebenen linken. (Momms. Röm. Gesch. I. 83.)

Sowie nun Mommsen sich durch archäologische Motive bewogen fand, die ersten Züge der Kelten nach Italien in eine viel frühere Periode als Niebuhr zu setzen, ebenso fand sich Wocel durch die in Böhmen überaus häufig vorkommenden Bronzen der antiken Legirung veranlaßt, die Einwanderung der keltischen Bojer in Bojohemum in eine Zeit zu versetzen, die mit der Zeitangabe des Livius über den Zug des Sigovesus zum hercynischen Walde im vollkommenen Einklange ist. Der Verfasser, der sodann ausführlich nachweist, daß die Bojer bereits vor dem Jahre 60 vor Christi Bojohemum verlassen hatten, bemerkt am Schlusse seiner Abhandlung: Die Festsetzung der Einwanderung der Bojer in Bojohemum auf das Jahr 600 vor Christi stimmt nicht bloß mit den historischen Quellenangaben, sondern auch mit dem Typus und Charakter unserer antiken Bronze- und Münzfunde überein; hingegen würde es überaus schwer, ja unmöglich gelingen, diese archäologischen Objecte, die greifbaren unverwüstlichen Denkmäler uralten Völkerlebens mit der Geschichte in Einklang zu bringen, wenn man bei der Ansicht, das die große Keltenbewegung erst im Jahre 390 vor Christi ihren Anfang nahm, verharren wollte.

Diese Abhandlung ist ein Capitel aus dem größeren Werke des Verfassers: „Die Urzeit Böhmens", dessen Inhalt die Geschichte und das durch Alterthums- und Sprachdenkmäler beleuchtete Culturleben der Bojer, Markomannen und der Czechen, bis zur Christianisirung der letzteren, bildet. Dieses durch mehr als hundert Holzschnitte illustrirte Werk wird demnächst, und zwar zuerst in böhmischer Sprache erscheinen, worauf die deutsche Ausgabe desselben folgen soll; die Herausgabe des

Digitized by Google

böhmischen Textes, der sich bereits unter der Presse befindet, hat die k. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften unternommen.

Eine archäologische Reise in der Szathmárer Diöcese Ungarns.

III.

Wir kamen am 10. September Abends in Szathmár-Némethi an und unternahmen am 11 Morgens einen kleineren Ausflug nach Batiz und Lázari. Die alte Kirche von Batiz liegt in Ruinen, sie hatte an ihrer Westfronte keinen Thurm, und es scheint, nach den starken Mauerresten an der Nordseite des Langchores zu schließen, daß ein Thurm ausnahmsweise an der sonstigen Stelle der Sacristei gestanden habe. Im Schiffe zeigen sich schwache Spuren von Wandbildern, deutlich ist nur noch der Rahmen, der sie ursprünglich einfaßte. In Lázari fanden wir bloß die alten Mauern und ein paar Streben bei dem Neubau der Kirche benützt.

Am selben Tage fuhren wir Nachmittag nach Erdöd und Béltek. Wir besahen an ersterem Orte das in seiner Hauptanlage aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Schloß und die Reste einer derselben Zeit angehörenden Kirche. Letztere bestehen in einer ziemlichen Anzahl profilirter Steine, die theils um die auf den Fundamenten der alten erbaute neue Kirche herumliegen, theils noch weiterhin verschleppt wurden, obschon sie sowohl ihrer guten Erhaltung als ihrer ganz vorzüglichen Bearbeitung wegen bei dem Neubaue ganz gut hätten verwendet werden können. Mehrere dieser Steine gehören den Fenstergewänden an und zeigen in ihren tiefen inneren und äußeren Hohlkehlen eine bemerkenswerthe Verwandtschaft mit den Gewänden der Chorfenster in der Elisabeth-Kirche und jenen der Michaeler-Capelle zu Kaschau. In Béltek fanden wir eine der größeren Dorfkirchen zufolge eines Brandes im Neubau begriffen.

Am nächsten Morgen besuchten wir die bereits außerhalb der Szathmárer Diöcese gelegene, im romanischen Style erbaute Kirche von Ákos, bei welcher uns die nahe Verwandtschaft in Anlage und Verhältniß mit der Collegiatkirche von Harina im Norden Siebenbürgens auffiel; letztere ist in den Jahrbüchern der Wiener Centralcommission von Dr. Friedrich Müller publicirt worden. Beide weichen entschieden vom allgemeinen Typus der bei uns so häufig vorkommenden, meist aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammenden romanischen Kirchen ab und diese Abweichung wird auf den ersten Blick erkennbar, wenn man ihrer zu den Breitenmaßen unverhältnißmäßigen Höhe ansichtig wird. Die Kirche in Ákos ist ein Ziegelbau und, obschon baufällig, dennoch unvergleichlich besser, als

Digitized by Google

jene von Harina (Münz- oder Mönchsdorf) erhalten. Man hat in Ákos eine Unterkirche unter dem Chore gesucht, jedoch nichts der Art vorgefunden.

Noch am selben Abend waren wir wieder in Szathmár-Némethi zurück, von wo wir am nächsten Morgen (13. September) einen größeren Ausflug unternahmen Es ging zuerst gegen Norden nach Szöllös-Vég-Ardó in der Ugocsaer Grafschaft und von da aus gegen Osten in die Mármaroser. Am ersten Tage erreichten wir, über Batiz, Egri, Halmi, Akli und Nevetlenfalu fahrend, am Abend Fekete-Ardó, wo das Copiren der noch erhaltenen Wandbilder in der Kirche und ein Seitenausflug nach Gyula volle anderthalb Tage in Anspruch nahm. Die angegebenen Orte besitzen mit Ausnahme von Fekete-Ardó alte Steinkirchen, in denen sich der früher beschriebene Typus der Dorfkirchen mit geringen Modificationen wiederholt, bloß die Kirche von Nevetlenfalu weicht in ihrem Chore, welcher einen geraden Abschluß hat, in letzterem Bezuge von der allgemeineren Anlage ab. Alle diese Kirchen stammen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. In Fekete-Ardó scheint der ganze Chor mit seinem halbrunden Apsidenschlusse älter zu sein als das breitere vorliegende Schiff und der sehr einfache, in seiner ganzen Höhe viereckig bleibende Thurm. Die Streben mangeln an allen drei Theilen bis auf eine einzige, die zwischen Langchor und Apside der Südseite vorspringt. Höchst interessant wird die Kirche durch sechs an der fensterlosen Nordwand ihres Schiffes sichtbare Frescobilder, die jedoch nicht die ganze Wandfläche einnehmen, da sich westwärts von denselben noch die Spuren anderer, gegenwärtig verblichener oder größtentheils abgefallener Gemälde zeigen. Die Kirche stand lange ohne Dach da, so daß der Regen allmälig die Kalktünche von den Bildern abwaschen konnte. Erst vor kurzem hat der Bischof von Szathmár ein Dach herstellen lassen und den Gottesdienst wieder in die Ruine eingeführt, deren Chor neu gemalt wurde. Der Styl der alten Bilder des Schiffes setzt deren Entstehung entschieden in das Ende des 15. Jahrhunderts, sie sind demnach um ein ganzes Jahrhundert jünger als die im Eisenburger Comitate vor zwei Jahren entdeckten. Wir behalten uns die Publication dieser interessanten Gemälde in einem eigenen über die ungarischen Kirchenwandbilder handelnden Werke vor.

Wir hatten Kunde von ähnlichen Wandbildern, die sich in dem einige Meilen von Fekete-Ardó entfernten Szöllös-Vég-Ardó befinden sollten; daher fuhren wir am 15. September nach diesem Orte, wo wir eine dachlose Ruine im angegebenen Style der Dorfkirchen und vier mehr oder weniger erhaltene Wandbilder fanden, die in Zeichnung, Colorit und Composition durchweg mit jenen von Fekete-Ardó übereinstimmten, so daß man für beiderlei dieselbe Schule, wo nicht dieselbe Hand anzunehmen hat. Auch diese Wandbilder können bloß in einer speciellen Publication näher besprochen werden.

Ein kurzer, am selben Tage unternommener Ausflug nach Mátyfalva lehrte uns daselbst einen halb verfallenen, im Style der anderen Dorfkirchen gehaltenen Bau erkennen.

Digitized by Google

Der 16. September war theilweise der Aufnahme der katholischen Kirche in Nagy-Szöllös gewidmet. Es ist dies eine ihrer größeren Verhältnisse wegen bedeutendere Kirche, deren Anlage jedoch im Ganzen von jener der Dorfkirchen der Diöcese nicht abweicht. Höchst interessant aber sind in deren Chor eine wohl erhaltene, reich verzierte Monstranznische, ein gleich reich verzierter Priestersitz an der entgegengesetzten Wand, vor allem aber einige Ansätze am Triumphbogen, welche beweisen, daß einst das ganze Sanctuarium vom Schiffe mittelst einer durchbrochenen und verzierten Steinwand, einem sogenannten Lettner, getrennt war. Es ist dies bisher das einzige bekannte Beispiel des Erscheinens dieses Bautheiles in unserem Vaterlande, und die noch an den Schenkeln des Triumphbogens vorkommenden Ansätze sind so klar ausgesprochen, daß sich aus ihnen das Fehlende mit ziemlicher Genauigkeit ergänzen läßt; wir glauben daher, daß nicht nur eine Restauration dieses Theiles, sondern auch eine Publication der ganzen Kirche, als einer ungarischen Dorfkirche in ihrer glänzendsten Entwicklung, in den archäologischen Mittheilungen der Akademie am Platz sein wird. An der Nordwestecke der Hauptfronte steht eine sehr weit ausspringende Bogenstrebe zur Verstärkung dieser Ecke, eine ähnliche findet sich, jedoch an der entgegengesetzten Ecke der Hauptfronte der ehemaligen Minoriten-, gegenwärtig den Reformirten gehörenden Kirche zu Klausenburg.

Der Schematismus der Diöcese bezeichnet Fekete-Ardó und Nagy-Szöllös als Besitzthümer der Königinnen von Ungarn und als Wohnsitze deutscher Colonisten. Beides geht aus einer von Papst Urban an Stephan V. gerichteten Bulle hervor.

Auf einem niederen Hügel steht am Ende des Marktes Nagy-Szöllös ein verfallenes Schloß, „Kankó-Vár", im länglichen Viereck erbaut, an jeder Ecke mit einem Thurme und in der Mitte der Langseite mit einer Bastion versehen. Zwischen den Ruinen befinden sich gegenwärtig Weingärten.

Von Nagy-Szollös aus besuchten wir nach einander die fünf Kronstädte (oppida coronalia), die in der Märmaroser Grafschaft an den Ufern der Theiß liegen. Diese Kronstädte folgen von Westen gegen Osten in ziemlich ähnlichen Abständen aufeinander; zuerst an der Grenze der Grafschaft Huszth, dann Visk, Técsö, Hosszúmezö, endlich Szigeth, gegenwärtig der Hauptort.

Der Schematismus der Szathmárer Diöcese giebt dieselben als gleichzeitig mit der Einwanderung nach Siebenbürgen unter Geyza II. von Sachsen gegründet an, welche hier den Bergbau auf Salz und Erze trieben. Die Privilegien der ersten vier dieser Orte stammen von Karl Robert her, Szigeth erhielt das seine etwas später, im Jahre 1352 von Ludwig dem Großen.

In Huszth hat die reformirte Kirche noch ganz den Charakter einer der größeren Dorfkirchen der Diöcese aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, einen engeren mit drei Seiten des Achteckes geschlossenen, mit Streben versehenen Chor, ein weiteres strebenloses Schiff und einen westlich daran gebauten, gleichfalls der Streben entbehrenden viereckigen Thurm mit einem neueren hölzernen Dachhelme, der ältere hatte noch vor wenigen Jahren an seinen vier Ecken kleinere

Digitized by Google

Thürmchen, von denen noch die metallenen Kugeln und Spitzen in der Sacristei der Kirche aufbewahrt werden. Bemerkenswerth ist, daß die auf einem Hügel stehende Kirche von einer durch Streben verstärkten Mauer umgeben ist, die an der östlichen Seite von einem thurmartigen Treppenhause durchbrochen, den Zugang zur Kirche gewährt. Das an der entgegengesetzten Seite befindliche Treppenhaus ist modern. In der Gesammtanordnung ist der Vertheidigungszweck klar ersichtlich, obschon wir an der Umfassungsmauer, wie sie jetzt besteht, weder Zinnen noch Schießscharten finden konnten.

An den Ostseite von Huszth erhebt sich auf einem isolirten Bergkegel ein altes Schloß, von dem der Schematismus sagt, es sei bereits vom h Ladislaus um 1091 zum Schutze der Salzbergwerke erbaut worden; das Bestehen der Burg um das Jahr 1387 ist wahrscheinlicher; aber selbst dieser spätere Bau hat mit der gegenwärtigen Ruine wenig zu thun. Eine Aufnahme derselben, welche in der „Vasárnapi Újság" publicirt wurde, haben wir als unrichtig erkannt. Leider hat sich in der Burg nirgends ein architektonisches Verzierungsdetail erhalten, doch läßt sich noch immer die innere, etwas höher gelegene Feste von den sie umgebenden Nebengebäuden und der in Krümmungen durch mehrere starke Thore führende Weg erkennen, ja es haben sich selbst tief unter der Burg an der nördlichen Seite des Berges noch einige Verschanzungsreste erhalten.

Einen der Huszter Kirche ähnlichen Charakter besitzt die alte Kirche und deren Umfassungsmauer in Visk, nur fehlt hier der Thurm, an dessen Stelle nächst der Westfronte ein hölzerner Dachreiter tritt; die Glocken hängen in einem nahestehenden niederen hölzernen Glockenhause. Der Schematismus giebt an, daß noch vor wenig Jahren an dieser Kirche die Jahreszahl 1329 sichtbar gewesen; gegen diese Bauepoche sprechen jedoch sowohl die allgemeine, vollkommen mit den aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden Dorfkirchen der Diöcese übereinstimmende Anordnung, als auch die einzelnen Profilbildungen. Bemerkenswerth ist, daß dies Schiff auch an der Nordseite Fenster hat, deren Gewände jenem der Chorfenster der Kaschauer Elisabeth-Kirche verwandt sind, so wie daß die Halbsäulen (unter denen auch birnförmige vorkommen) des Hauptportals rohe Kapitäle und ausnahmsweise auch Sockel besitzen.

In Técsö und Hosszúmezö haben sich bloß die Mauern und die Gesammtanordnung der älteren Kirchen erhalten.

In Mármáros-Szigeth ist an die Stelle der alten Kirche eine ganz neue zur Zeit noch im Baue begriffene getreten; doch hat man wie in Nagybánya wenigstens den Thurm der alten Westfronte sammt dem in ihm befindlichen Hauptportale beibehalten. Ehe man die alte Kirche niederriß, trug man Sorge, sie wenigstens in einer Zeichnung zu erhalten, welche sammt jener der Reste alter Wandbilder dieser Kirche der ungarischen Akademie eingeschickt wurde. Dieser Zeichnung nach zu schließen, stammten die einzelnen Theile der Kirche aus verschiedenen Zeiten. Der älteste Theil war der dreischiffige Hauptkörper, dessen niedere Seitenschiffe als Ausnahme von den anderen bekannten Kirchen der Diöcese dastanden;

Digitized by Google

die im frühen Spitzbogenstyle gehaltenen Fenster des Hauptschiffes und die einfach viereckigen, bloß schwach abgekanteten Pfeiler im Innern deuten auf die Spätzeit des 13., höchstens auf den Anfang des 14. Jahrhunderts; im Verlaufe des letzteren wurde wahrscheinlich der alte Chor niedergerissen und umgebaut, er erhielt einen nicht wie gewöhnlich aus dem Achteck, sondern ausnahmsweise aus dem Sechseck genommenen dreiseitigen Schluß. Um eben diese Zeit mag der noch vorhandene Thurm in das Mittelschiff der Kirche eingebaut worden sein; die Kapitäle des sich unter ihm öffnenden Hauptportals erinnern entfernt und in sehr roher Weise an gleichnamige Glieder der Kaschauer Michaeler-Capelle. Die größere Anzahl der Wandbilder des Schiffes stellte Scenen aus dem Leben der h. Katharina dar.

IV.

Von Mármáros-Szigeth haben wir einen Ausflug nach Gyulafalu gemacht, wo sich noch ein im Sinne der übrigen Dorfkirchen errichteter Bau als äußerstes östliches Beispiel dieser Bauthätigkeit findet.

Von Szigeth traten wir am 19. September unsere Rückreise nach Szathmár-Némethi an, zuerst im Theißthal über Hosszúmezö und Técsö, dann im Gebirge über Avas-Ujfalu, Vámfalu und Ujváros, an welch' letzterem Orte wir Abends eintrafen. Hier haben sich noch Reste der alten Kirche im Neubaue erhalten, so wie auch die Kanzel, in der Weise der Renaissance und jener der Kirche von Apa ähnlich, Interesse erregt.

Am 20. September trafen wir Mittags wieder in Szathmár-Némethi ein. Der Nachmittag wurde der Besichtigung dieser Stadt gewidmet, in welcher sich jedoch gar nichts aus deren Vorzeit erhalten hat; obschon es urkundlich erwiesen, daß dieser Ort zu den ältesten deutschen Colonien Ungarns gehört, da hieher bereits von der Königin Gysela Baiern eingeführt wurden.

Am 21 September wurde von Sr. Excellenz dem Bischof ein Ausflug an den Ufern des Szamos-Flusses entlang veranstaltet, auf welchem wir acht alte Dorfkirchen besichtigten, und zwar jene von Vetés, Csenger, Szamos-Becs, Tatárfalva, Csegöd, Sima, Nagy-Gécz und Atya.

Mit Ausnahme der Kirche von Sima gehören die übrigen in die Classe der Dorfkirchen des 15. Jahrhunderts, deren Anordnung sechs derselben vollkommen befolgen. Alle acht sind Ziegelbauten, da die Entfernung der Ebene, in der sie liegen, vom Gebirge den Transport des Steinmaterials erschwerte; an mehreren dieser Kirchen wurde der Backstein selbst bei den Profilirungen ausschließlich angewandt; bei anderen dieser Kirchen ist wenigstens für die Profilirungen Steinmateriale verwendet worden. In neuerer Zeit hat man das Sparen mit dem Baumateriale so weit getrieben, daß z. B. in Szamos-Becs sogar die alten Strebepfeiler abgebrochen wurden, um daraus an der Seite der Kirche einen modernen Thurm errichten zu können; ähnliche Fälle kommen auch in anderen Gegenden der Diöcese vor, so daß hieraus der große Unterschied zwischen den früheren und

Digitized by Google

den gegenwärtigen Vermögensverhältnissen und dem Kunstsinne der bezüglichen Gemeinden deutlich hervorgehen. Offenbar waren nicht alle Orte, in denen sich zwischen der Theiß und Szamos alte Kirchen befinden, von Colonisten aus dem Auslande besetzt; doch haben die Einheimischen die Bauweise und Bauanordnung der Einwanderer angenommen, daher die ganze Uebereinstimmung, die wir in den Dorfkirchen überhaupt antreffen.

Als hierin abweichend haben wir zwei unter den acht angeführten zu erwähnen; die Kirche von Csenger, die sich durch ein altes, an das Hauptschiff nördlich angebautes schmäleres Seitenschiff, so wie durch ihren gleich vom Boden an achtseitig emporsteigenden Thurm von den übrigen unterscheidet; sodann die Kirche von Sima, welche nicht mit Unrecht für die älteste in der Gegend erhaltene angegeben wird, denn darauf zeigen hin eine halbrund geschlossene Chorapside, ein sehr kurzer Langchor, ein an dessen Südwand vorkommender, oben mit zwei Dreiecken primitiv geschlossener Priestersitz, enge halbkreisförmige Fenster, endlich die rechtwinklig abgestufte Profilirung an den Gewänden des Hauptportales; über diesen erhebt sich sodann ein stark gedrückter Spitzbogen, der von einem eigenen unverzierten Giebel überragt wird. In der bei weitem jüngeren Kirche von Vetés sehen wir zwar eine ähnliche, wahrscheinlich der Simaer nachgeahmte Portalconstruction, jedoch mit dem Unterschiede, daß in Vetés sowohl das Portal als dessen hier schon mehr gegliederter Giebel zwischen zwei schmächtige, nicht hoch aufsteigende wenig vorspringende Streben gespannt sind.

Als Ziegelbau erschien uns am wichtigsten die auffallend kleine, aber niedliche Kirche von Tatárfalu, theils wegen der Sorgfalt, die auf ihre Ausführung verwendet wurde, theils deßhalb, weil sie unverputzt eine regelmäßige Abwechslung von schwarz und roth gebrannten Ziegeln zeigt, und somit das einzige in unserem Vaterlande bekannte Beispiel eines polychromen Ziegelbaues bietet.

Am 22. September nahmen wir Abschied von Szathmár-Némethi, um, nach einem schließlichen Besuch der Beregher Grafschaft, noch Pest zurückzukehren. Auf unserem Wege nach Norden besuchten wir noch im Szathmárer Comitate die Dorfkirchen von Kis-Peleske, Zajta, Gacsály, Kis-Námény, Kis-Szekeres, Istvándi und Cseke, Abends kamen wir in letzterem Orte an.

Die Kirche von Klein-Peleske erschien uns deßhalb wichtig, weil sie ein Rundbau mit angebautem tonnengewölbtem, gerade geschlossenem Sanctuar ist, eine sehr einfache, oben halbrund geschlossene Nische zur Aufbewahrung der Monstranze, halbrund geschlossene Fenster mit enger Lichte und ein Portal, dessen Gewände rechtwinklig profilirt und dessen unterster Bogen gleichfalls halbrund ist, setzen neben der gesammten Rundform den Bau der Kirche in eine frühere Periode, als jene der übrigen benachbarten Dorfkirchen ist.

Die Kirche von Zajta weicht von jenen ihrer Nachbarschaft gleichfalls durch ihr gerade geschlossenes Sanctuar und durch die Diagonalstellung ihrer sämmtlichen Streben ab; sonst aber schließt sie sich mit den fünf oben erwähnten dem allgemeinen Typus der Dorfkirchen der Diöcese an.

Digitized by Google

Bei Cseke ließen wir uns am 23. über die Theiß setzen und fuhren dann nach dem nahen Bereghszász, dem Hauptorte der Beregher Gespanschaft. Hier befindet sich eine katholische Kirche, die in vielfacher Beziehung merkwürdig erscheint, sie ist die größte unter den alten erhaltenen Kirchen der Diöcese, die einzige dreischiffige; an ihr sieht man, wie sich der Spitzbogenstyl im Anfang des 16. Jahrhunderts bei uns gestaltete, denn es kommt an einem der Chorfenster die Jahreszahl 1504 und am Südportale die von 1522 vor, was klar auf die Entstehung im 16. Jahrhundert hinweist, welchem auch der Stylcharakter vollkommen entspricht. Zwar haben wir hier noch nirgends die naturalistische Nachahmung von Baumstämmen, Knorren und Astwerk, welche dieser Zeit anderswo geläufig ist, dafür aber zeigt sich häufig, besonders am Südportale eine vielfache Durchkreuzung der Stabglieder und Bildung von geometrischen Figuren, die in früherer Zeit ungebräuchlich waren; ebenso sehen wir an den Ecken und der Fläche der Hauptfronte statt der Streben Halbsäulen von später Form und mit Zinnen gekrönt angebracht. Die ursprüngliche Anordnung der Kirche ist unsymmetrisch, indem wie in Nagybánya und wie in der Hauptkirche von Klausenburg ein vereinzelter Thurm nicht in der Mitte der Westfronte, sondern mehr nach Süden gerückt aufsteigt, was, weil es bei größeren Kirchen der Gegend häufiger vorkommt, weniger noch auf Sparsamkeit als auf einen speciellen Typus hindeutet. Ein Dilettant in der Architektur glaubte nach dem in den vierziger Jahren erfolgten Brande der Bereghszászer Kirche die unsymmetrische Anordnung verbessern zu müssen, baute eine Capelle an das südliche Seitenschiff, so daß jetzt der Thurm in der Mitte der Fronte steht; durch ein neues, in die Capelle führendes Portal ward die Zahl der Eingänge auf drei gebracht, so daß jetzt jener des Thurmes gerade in der Mitte liegt Derselbe Dilettant bedeckte auch das Innere der Kirche mit einem neuen Netzgewölbe. Sonst blieb im Innern die ursprüngliche Anordnung erhalten, und ihre gleich hohen Schiffe werden jederseits auch gegenwärtig durch drei einfache, alte sechsseitige Schafte von einander geschieden. Der Chor ist schmäler als das Mittelschiff und dreiseitig aus dem Achteck geschlossen, an seiner Nordseite steht noch die alte Sacristei. Von den Portal.n sind das eine der Hauptfronte und die beiden Seitenportale bis auf unbedeutende Reparaturen alt. Im nördlichen Seitenschiffe sieht man eine alte Sitznische und auch der Taufstein wird kaum jünger als aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh. sein. Altes Maßwerk sieht man noch in den Fenstern und die Streben der Schiffe und des Chores haben auch noch meistens ihre ursprünglichen Gesimse bewahrt. Von alter Sculptur kommen noch mehrere Beispiele vor. Löwen- und Menschenköpfe als Consolen und ein ganzer Löwe oben westlich vom Nordportale. Im Ganzen ist der Fortschritt gegen die älteren Sculpturen der Szathmárer Diöcese ein geringer, die Gegenstände sind wohl detaillirter ausgearbeitet, jedoch zeigt sich in dieser eingehenderen Detaillirung auch schon eine träge Manierirtheit.

Von Bereghszász wurde am 25. September ein Ausflug nach Bene unternommen. Unterwegs besahen wir die Kirchenruine von Kis-Muzsaj und die refor-

Digitized by Google

mirte Kirche in Nagy-Muzsaj; erstere zeichnet sich durch die scharfe Ausführung ihrer Profile aus, sie hat einen mit fünf Seiten des Zehneckes geschlossenen Chor, was eine einzig dastehende Ausnahme in dieser Gegend ist, und im Giebel über dem Hauptportale ein großes Rundfenster, welches jedoch nicht wie die gewöhnlichen Radfenster von Speichen getheilt ist und vielmehr ein an die maurische Architektur erinnerndes Stabwerk enthält. In Nagy-Muzsaj fanden wir einen im Sinne der übrigen Dorfkirchen angeordneten Bau, in dessen Innerem sich jedoch überall noch die alte Gewölbung mit ihren Rippen aus der Spätzeit des Spitzbogenstyles erhalten hat; ebenso sind hier Spuren alter Bemalung selbst an dem Gewände des Nebenportales der Südseite noch sichtbar. Weit deutlicher traten uns jedoch in der Kirche von Bene ihre alten Wandbilder entgegen, namentlich das Fragment einer Maria, die den todten Erlöser auf ihrem Schooße hält (eine pietà), an der dem Schiffe zugekehrten Nordseite des Triumphbogens. Der Styl dieses Fragmentes, so wie die ganze Anordnung des Baues erinnert lebhaft an die Wandbilder und an die Kirche von Fekete-Ardó. Am Aeußeren der Kirche finden sich noch Spuren von rother Farbe, mit welcher die Steinfugen angedeutet waren.

Am 24. September verließen wir Morgens Bereghszász und reisten über Ráméný nach Nyiregyháza, von wo wir am 25. Abends in Pest eintrafen. Unterwegs besahen wir uns noch die alten Kirchen in Surány und Nyiregyháza und die Schloßruine in Ráméný. Die reformirte Kirche in Surány stimmt mit den übrigen gleichartigen der Szathmárer Diöcese überein, deren Baustyl auch auf die reformirte Kirche in Nyiregyháza eingewirkt, die, den Verhältnissen der Localität entsprechend, eine Ziegelkirche ist. Das Schloß in Ráméný datirt aus neuerer Zeit und ist gegenwärtig eine Ruine.

Mährens Culturzustände zur Zeit der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser von 906 bis 1197.

(Nach Dr. Beda Dudiks „Allgemeine Geschichte Mährens", 4. Band. Brünn 1865. Gastel.)

Dem außergewöhnlichen Eifer und der seltenen Quellenbeherrschung des Verfassers verdanken wir es, daß in so kurzem Zeitraume der vierte Band von „Mährens allgemeiner Geschichte" vollendet vorliegt. Je weiter das treffliche Werk vorschreitet, desto gerechtfertigter finden wir aber auch das Lob der wissenschaftlichen Kritik über die Objectivität der Darstellung und den Reichthum sich neu erschließender Gesichtspunkte. Diese Vorzüge finden sich bei nationalen Geschichtsschreibern so selten vereint. Sie sind aber speciell bei der Geschichte eines Lan-

Digitized by Google

des von größter Wichtigkeit, dessen politische Bedeutung stets so verschiedenartig aufgefaßt wurde.

Die Zeitepoche, aus welcher wir im Folgenden ein Bild der Cultur Mährens entwerfen, zeigt uns Mähren als Theilfürstenthum Böhmens und enthält zugleich die Anfänge der Markgrafschaft. In manchem Betracht gewinnt die Geschichte Mährens durch die großen Quellenwerke der deutschen Geschichte nun ein ganz neues Licht, und nicht nur die Beziehungen, in welche die Fürsten des Landes zu den deutschen Kaisern treten, ihre Theilnahme an den Kreuz- und Römerzügen, sondern vielmehr der Entwicklungsgang der Colonisation, die Ausbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Rechtsgewohnheiten, Sitten und Einrichtungen, bieten das größte Interesse und lenken die Aufmerksamkeit immer wieder auf diese lebensvollen Anfänge zurück. Da eben der vorliegende Band in dieser Richtung ein so reiches Materiale bietet, so finden wir uns versucht, darauf näher einzugehen.

Die Colonisation geht mit den Naturverhältnissen in harmonischer Uebereinstimmung. Die Orte an den Hauptflüssen des Landes (March, Thaya, Schwarzawa) treten zuerst zu einiger Bedeutung hervor. Die Burgen zu Brünn, Olmütz und Znaim werden Mittelpunkte einzelner Fürstenthümer mit eigenen Hofhaltungen, unter welchen bald Olmütz als bedeutendstes Fürstenthum hervorragt. Die Fürstenthümer waren wiederum, wie in älterer Zeit in Župen getheilt, deren jede eine eigene Burgstadt mit dem Sitze eines landesfürstlichen Castellans hatte Zunächst ist die Aufmerksamkeit auf Anlage von Straßen gerichtet, und zwar theils zum Verkehr im Innern des Landes, theils zur Verbindung mit benachbarten Ländern. So finden wir 1056 die Straße nach Oesterreich über Lundenburg und wahrscheinlich auch über Fratting geführt; nach Ungarn zog man über Skalitz, die sogenannte via exploratorum, auf welcher 1108 Herzog Svatopluk ungarischen Spionen begegnete, die hier als Grenzwache dienten und denen der mährische Fürst die Nasen abschneiden und sie blenden ließ. Die Hauptstraße ging jedoch über Ungarisch-Brod und Banov nach Trentschin. Die Straße nach Polen ging über Weißkirchen, eine zweite über Troppau. Nach Böhmen gingen mehrere Straßen, von Brünn über Letovic, von Olmütz über Zwittau, eine dritte über Saar gegen Czaslau und endlich eine solche von Znaim über Iglau nach Humpoletz in das Czaslauer Gebiet. Auf diesem Wege geschah 1101 die Flucht des mährischen Lagers, nach der Niederlage, welche Herzog Bořivoj den Mährern beigebracht hatte. Aus dieser Straßenanlage, der die Einrichtung von Zöllen und Mauthen folgte, darf man auf Verkehr, Handel und vor allem auf eine dichte Bevölkerung schließen. In Urkunden, welche sich auf das 11. Jahrhundert beziehen, werden zahlreiche Marktplätze namhaft gemacht Vor dem 10. Jahrhundert findet man zahlreiche Dörfer, welche nur ein einziges, doch sehr ausgebreitetes Geschlecht bewohnte, weßhalb auch der Ort den Namen des großen Gesammtgeschlechtes führt; während im 11. und 12. Jahrhundert entstehende Ortschaften ihre Namen entweder von der Lage oder vom Gründer entlehnen. Die Anlage des Dorfes ist in den verschiedenen Gegenden verschieden. Die Geschlechtsdörfer sind in einer Rotunden- oder in

Digitized by Google

Hufeisenform angelegt; hinter dem Wohnhause dehnt sich der Hof mit Wirthschaftsgebäuden, an die rechte Seite des Wohngebäudes angebaut, aus. Das Dorf, an einem Bache gelegen, hat nur einen Zugang und die Einfahrten der Höfe gehen sämmtlich auf den inneren offenen Raum des Dorfes aus, der mit Gras bewachsen, einen kleinen Tümpel hat, den Tummelplatz des Dorfgeflügels. Die Kirche hat ihren Platz entweder in jenem offenen Raum oder am Eingange des Dorfes. Die Gebirgsdörfer hingegen sind so angelegt, daß jedes Haus für sich allein steht. Städte im Sinne unserer Zeit gab es in Mähren bis 1200 nicht.

Die Beschäftigung der Dorfbewohner war Ackerbau und daneben Viehzucht. Die Feldwirthschaft des Slaven in Mähren war eine im hohen Grade rationelle; auf einzelnen Grundstücken wurde Sommer-, auf anderen Wintersaat angebaut, ein Drittel blieb brach. Im 12. Jahrhundert waren in Mähren bereits alle Getreidearten und mit Ausnahme des Reps fast alle Industriepflanzen angebaut. Das geschnittene Getreide wurde in Garben gebunden, in umfriedeten Räumen aufgestellt, ausgetreten oder auch gedroschen Nach der Ernte wurden die Stoppeln angezündet, um mit der Asche den Boden zu düngen. Das Rechtsbewußtsein hieß den Unterschied zwischen Mein und Dein durch Grenzmarken zu bezeichnen. Diese Begrenzungen der Grundstücke waren nun wieder natürliche und künstliche. Die Grenzbegehung geschah unter gewissen Feierlichkeiten vor zahlreichen geladenen Zeugen; dann wurden auch Altäre an den Gemarkungen errichtet, das Evangelium gesungen, Umgänge gehalten und endlich der Segen über die Felder gesprochen. Den Vortheil der Commassation verstand man im 12. Jahrhundert schon gar wohl, und häufige Vereinbarungen der Gutsbesitzer bewirkten eine entsprechende Vereinigung oder Arrondirung der zerstreut oder vermengt liegenden Grundstücke.

Das Feldmaß war die aratura, ein Ackerstück, zu dessen Bearbeitung ein Paar Zugthiere mit einem Pfluge ausreichte. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts finden wir als Maßeinheit den „mansus“, ein Grundstück von 60 bis 70 Strich Aussaat. Als Stückmaß diente ursprünglich der Haufe, später das „Schock“ zu 60 Stück.

Als Einheit für Fruchtmessung galt die hohle Hand, als nächst höhere die Schüssel, Viertel, Metzen und Strich. Das Maß für Flüssigkeiten war Faß, Eimer, Tonne, Krug. Zur Bestimmung des Gewichtes dient das Loth = einer Hand voll Pfefferkörner, Pfund = 32 Loth, Stein = 20 Pfund und Centner = 6 Stein. Das Gewicht für edle Metalle war die Mark. So sollte der gefangene Svatopluk 1007 an Heinrich V. für seine Befreiung 10.000 Mark Silber bezahlen; da nur 7000 aufgebracht werden konnten, schenkte der König die noch fehlenden 3000 Mark seinem Täufling, dem zweitgebornen Sohne, als Pathengeschenk. Der Bergbau scheint in dieser Periode besonders eifrig und mit glücklichem Erfolge betrieben worden zu sein, Gold und Silber gab es in den böhmisch-mährischen Gebirgen nach den Zeugnissen jener Zeit reichlich, wofür auch zahlreiche Ortsnamen sprechen. Das Handwerk findet Dudik, dem wir bei dieser Ausführung folgen, im 11. und 12. Jahrhundert sehr ausgebildet; fast alle Handwerke, mit

Digitized by Google

Ausnahme der Fleischer und Schneider, hatten ihre Vertreter, welche jedoch keineswegs Freie, sondern entweder persönlich oder dinglich Unfreie waren. Persönlich unfrei waren die Leibeigenen, dinglich unfrei nur die Bauern, Zinsleute und Ministerialen oder Dienstleute. Die Wyšegrader Urkunde zählt Wasserbauer, Drechsler, Böttcher, Töpfer, Gärtner, Wagner, Schmiede, Lohgärber, Bierbrauer, Schildmacher u. s. w. als hörige Handwerker auf.

In Urkunden und sonstigen Zeugnissen dieser Zeit wird am häufigsten des Bäckers Erwähnung gethan. Herzog Wratislaw ließ sich einen Bäcker aus Deutschland verschreiben und der Erzbischof Hartwig von Magdeburg fügt 1087 bei der Erwähnung von dessen Ankunft hinzu, daß der Gewerbsmann auch die nöthigen Werkzeuge mitbringen werde.

Von Gold- und Metallarbeitern ist in den Materialien zur Geschichte des 11. und 12. Jahrhunderts keinerlei Erwähnung, und doch ist bei Einweihung der St. Veits-Kirche in Prag die Pracht der Metallarbeiten von Gumpold, dem Biographen des h. Wenzel, als bewunderungswürdig gepriesen. Im Jahre 1032 führt Herzog Bretislav unter seiner Beute große Glocken von Polen nach Böhmen. Tuch und Linnen scheint in Böhmen und Mähren von den Frauen und Töchtern der Dienstleute gearbeitet worden zu sein.

Die Sclaverei scheint in Mähren mit dem Ende des 12. Jahrhunderts erloschen zu sein, wenngleich Leibeigene noch im 13. Jahrhundert erscheinen. Dinglich und persönlich unfrei für sich und ihre Nachkommen wurden im böhmisch-mährischen Reiche die Kriegsgefangenen und in gewissen Fällen die Missethäter, die Gebrandmarkten und die leichtsinnigen Schuldenmacher.

Wehrgeld war den Czechoslaven völlig unbekannt. Frei war in Mähren jeder, der zum Lande und zum Volke gehörte, so lange er nicht aus der Gemeinde gestoßen und in die Sclaverei verkauft wurde. Der Sclaverei zu entgehen, gab es zwei Mittel — Loskauf oder Freilassung. Im 13. Jahrhundert hört die Sclaverei auf und die Leibeigenschaft tritt an ihre Stelle. Sie äußert sich vor allem in der Unterwerfung unter die Gewalt des Familienhauptes, in der Unfähigkeit der Selbstvertretung vor Gericht und dem Mangel eines eigenen Vermögenserwerbes. Neben diesen bestanden drei Classen von Besitzlosen, aber persönlich Freien: Ministerialen, Bauern und Zinsleute. Die Ministerialen übernahmen gegen gewisse Leistungen Grund und Boden von irgend einem begüterten Grundherrn. Der Bauer hatte sein Gut gegen Robotleistung wahrscheinlich erblich und unveräußerlich. Saßen die Bauern als erbliche Besitzer mit beschränkten Eigenthumsrechten auf ihren Gütern, so waren die Zinsleute zumeist von den Dynasten zur Cultivirung des Landes herbeigerufene Ansiedler.

Die Juden erscheinen seit undenklichen Zeiten im Lande ansäßig und hatten häufige grausame Verfolgungen zu bestehen. 1096 flüchteten dieselben vor ihren Verfolgern nach Polen und Ungarn, die Ergriffenen wurden auf Befehl des Herzogs Bretislav durch den Landeskämmerer rein ausgeplündert und der alte Chronist Cosmas macht die Bemerkung: „nicht einmal aus dem brennenden Troja habe

Digitized by Google

man so viel Geld zusammengebracht, als an jenem Tage von den unglücklichen Juden." In Prag bildeten sie eine eigene Gemeinde und verwalteten ihre Angelegenheiten durch die Aeltesten. Gewiß ist, daß sie um 1142 einen eigenen Bezirk bildeten, in welchem sie Häuser und eine Synagoge besaßen. Dem böhmischen Landrechte waren sie ebensowenig als die Deutschen oder Wallonen unterworfen. Handel und Waarengeschäft bereicherten dieselben, so daß einzelne schon in der Zeit des grauen Mittelalters als Bankiers hoher Dynasten und Kirchenfürsten erscheinen. In Oesterreich war um 1190 der Jude Shlom der herzogliche Münzmeister.

Als Herzog Svatopluk 1107 an Heinrich V. die 10.000 Mark Lösegeld zahlen sollte und eine allgemeine Contribution ausschrieb, verpfändete Bischof Hermann bei Regensburger Juden fünf kostbare goldbordirte Kirchenmäntel für 500 Mark Silber. Daß der Jude in Mähren Grundbesitz besessen habe, dafür fehlt jeder urkundliche Nachweis.

Die Curien ist man berechtigt als Güter anzusehen, etwa in dem Sinne, in welchem man bei uns in der vormärzlichen Zeit von Gut oder Herrschaft sprach. Neben den Curien geschieht auch häufig der Prädien Erwähnung, die wir als Meierhöfe oder Vorwerke der Frohnhöfe (Curien) aufzufassen haben. Weinbau findet sich meist auf Klostergütern, ebenso Obstbaum- und Bienenzucht, freilich wohl nur vereinzelt.

Ueber die Landesmünze kann man endgültig eine historische Zusammenfassung noch nicht hinstellen. Dudik nimmt drei Münzperioden an bis 1200. In der ersten Periode sind Prag und Melnik die häufigst genannten Münzorte, in der dritten Periode, der eigentlichen Blüthezeit der böhmischen Münze, Podivin und Prag. Nicht bloß die Analogie der Einrichtung anderer Länder, sondern auch einzelne historische Nachrichten lassen die Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß auch in Mähren das Münzrecht als ein fürstliches Regale in Pacht gegeben wurde.

Der Handel erscheint wenigstens schon im 12. Jahrhundert ansehnlich entwickelt. Als Einfuhrartikel steht obenan das Salz; Kochsalz zumeist aus Oesterreich, daneben Tuch durch wallonische und flandrische Kaufleute, ebenso wurden Waffen, Fische, Häute, Wachs, Honig, Wein und Rinder eingeführt. Im 11. Jahrhundert bildeten Sclaven den größten Ausfuhrartikel und rohe Metalle nahmen ihren Weg nach Deutschland, Holland und an den Rhein. Die Handelsleute, welche mit Mähren Geschäftsverbindungen pflogen, hießen Gäste (hospites). Den Kaufhof in Prag nennt bereits eine Urkunde von 1101 Teynhof, ein Name, welcher sich bis auf den heutigen Tag daselbst erhalten hat. Der Hauptstapelplatz für die Waaren war Wien, wo besondere Freiheiten den Kaufleuten eingeräumt waren. Die Märkte wurden vom Landesherrn ins Leben gerufen und mußte zuvor der Ort zum Marktflecken erhoben werden. Der bedeutendste Handelsplatz im ganzen böhmisch-mährischen Reiche war Prag; im „Leben Heinrichs II." (Pertz IV.) wird seine Annehmlichkeit gerühmt, und der Chronist Cosmas legt der Gemalin des mährischen Fürsten Konrad, Hilburga, folgende charakteristische Aeußerung in den Mund:

Digitized by Google

„Nirgends kannst Du Dich je besser bereichern oder verherrlichen als in dem Burgflecken Prags oder der Gasse von Wyšegrad. Dort giebt es Juden voll Gold und Silber, wohlhabende Kaufleute von allen Nationen, reiche Münzer, einen Marktplatz, auf welchem überreiche Beute für Deine Krieger in Fülle vorhanden ist." Von den eingelangten Waaren wurde ein Marktzoll entrichtet, dafür ein Marktcommissariat bestellt, Streitigkeiten auf der Stelle entschieden. Der Nationalität nach waren die meisten Kaufleute Deutsche.

Dieser Umstand rückt uns die Frage nahe: Wie stand es in jener Zeit im Lande mit dem Deutschthum? Das nachbarliche Verhältniß brachte schon frühzeitig einen lebhaften Verkehr mit den Deutschen, ja es sprechen mancherlei Anzeichen dafür, daß schon in heidnischer Vorzeit religiöse Begriffe bei den Slaven in Aufnahme kamen, welche ursprünglich der deutschen Mythologie angehören. Der heil. Emmeran zählte zu seinen eifrigsten Anhängern Wenzel, den nachmaligen Heiligen, und Boleslavs I. Sohn Strachkvas, welche Beide in Regensburg erzogen wurden. Deutsche Priester bekehrten und unterrichteten das Volk und verbreiteten unter ihm den Segen des Christenthums. Noch am Ende des 10. Jahrhunderts war das Fest des h. Emmeran eines der Hauptfeste des Landes. Die Missionäre der Cultur, die Prämonstratenser, Cistercienser und auch Benedictiner kamen aus dem deutschen Reich, und zwar nicht Almosen heischend, sondern um mit den reichen Mitteln ihrer Habe und ihres Geistes das Land zu bebauen, zu verbessern in der doppelten Richtung der materiellen und intellectuellen Wohlfahrt. Den Grund ihrer Erfolge sucht Dudik mit Höfler darin, „daß sie nicht sowohl nach Reichthum als nach Armuth strebten; nur dadurch, daß sie besser und edler waren als ihre Zeitgenossen, rissen sie diese unwiderstehlich mit sich fort, so daß sie die Achtung der Vornehmen wie der Geringen erlangten".

Wie die Ordensgeistlichkeit, so auch der weltliche Clerus, allen voran die Bischöfe von Prag und Olmütz, wirkten für Ausbreitung des Christenthums und dadurch auch mittelbar für das deutsche Element. Die Bischofssitze in den Hauptstädten der beiden Schwesterländer waren der Metropolie von Mainz untergeordnet, die meisten der hohen Kirchenfürsten waren deutschem Stamme entsprossen oder hatten doch in Deutschland ihre Bildung erhalten. Der erste Prager Bischof, Thietmar, war ein sächsischer Priester und Benedictiner aus Magdeburg. Der h. Adalbert, wiewohl aus Böhmen stammend, erhielt seine Bildung in der Domschule zu Magdeburg. Bischof Thiddag war Mönch aus Corvey, Bischof Hermann ein Lothringer u. A. m. Dieselbe Beobachtung drängt sich uns aus der Reihenfolge der mährischen Bischöfe auf. Die Herzoge von Böhmen wählten ihre Frauen aus deutschen Häusern, wie Boleslav II. Emma von Burgund, Bretislav die Jutta aus Schweinfurth, Spitihněv Ida v. Wetin, Konrad die Hilburga aus Baiern u. s. w. Im langen Laufe der Jahre sehen wir die slavischen Fürsten fast keine andere Verbindung schließen als mit Kindern deutscher Fürstenfamilien. Der Einfluß des deutschen Elementes, welches wir so von höchster Stelle aus begünstigt sehen, wuchs noch mehr, als berühmte deutsche Gelehrte in das Land gezogen

Digitized by Google

wurden, wie Hubald, der berühmte Schüler des Bischofs Notker. Am auffallendsten sind die deutschen Namen der slavischen Fürstensöhne und Töchter und selbst die Kenntniß des Deutschen als Umgangssprache dürfen wir voraussetzen; zumal der mährische Fürst Konrad (1061) der deutschen Sprache mächtig bezeichnet wird. Noch viel mehr dürfte von Interesse sein, zu erfahren, daß bei der Installation des ersten Prager Bischofs, Thietmar (973), Herzog Boleslav II. und der Hofadel ein deutsches Kirchenlied sangen. Mit Berufung auf seinen Großvater Wratislaw, gab Soběslav II. den Deutschen in Prag Privilegien, ihnen überließ er während seiner Abwesenheit die Vertheidigung der Burgthore und beließ sie in dem Genusse ihres heimischen Rechtes. Seit Břetislav I. sehen wir denn auch die böhmisch-mährischen Fürsten im Anschluß an Deutschland und dessen Herrscher.

H. M. R.

(Schluß folgt.)

Kurze kritische Besprechungen.

Lohnerdt, Albert, Director des k. Gymnasiums zu Thorn: Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. Berlin 1865. Weidmann'sche Buchhandlung. Octav. 230 S.

H. T. Nachdem vor nicht langer Zeit Friedländer den inhaltreichen Briefwechsel des großen Königsberger Philologen veröffentlicht hatte, erhalten wir jetzt, ebenfalls aus der Hand eines dankbaren Schülers, auch die Festreden, die in den Zeitraum einer mehr als fünfzigjährigen Lehrerthätigkeit fallen und nicht wenig dazu beitragen, das Bild des dahingeschiedenen Meisters zu ergänzen. Lobecks wissenschaftlicher Name ist in gebildeten Kreisen viel zu bekannt, sein Ruhm zu fest gegründet und die Früchte seiner langen Thätigkeit zu augenscheinlich, als daß man es wagen dürfte, ihm mit verspäteter Huldigung zu nahen, obgleich auch von ihm mehr als von irgend einem das Wort Quintilians gilt, daß die Gegenwart ihn nenne, die Nachwelt jedoch begreifen werde; aber da wir heutzutage von unseren Gelehrten außer wissenschaftlicher Tüchtigkeit und redlichem Streben auch Charakterfestigkeit und entschiedene Gesinnung verlangen, so gereicht es uns zu hoher Genugthuung, in Lobeck das Muster eines gediegenen Gelehrten sowohl, als eines wahren Vaterlandsfreundes aufstellen zu können. Dafür finden sich gerade in den Festreden, die in weitere Kreise drangen und des Redners Gesinnungen ohne Rückhalt kundmachten, die besten Belege. Ja wer selbst nur einige ihrer Ueberschriften gelesen, wird gestehen müssen, daß Lobeck der guten Sache einer wahren Freiheit und berechtigten Aufklärung zu allen Zeiten mit Hingebung gedient und mit edlem Freimuthe alle Verfinsterungsversuche bekämpft habe, mochten sie nun, sich selbst ihrer verderblichen Wirkung unbewußt, aus den Köpfen nebelhafter Romantiker hervorgehen oder in dem Lager einer unduldsamen, herrschsüchtigen Pastorenhierarchie ihren Ursprung haben. Dafür rächten sich die zeitgenössischen Götze und Klötze an ihm mit der Beschuldigung, daß er die Jugend heidnisch mache.

Digitized by Google

Wir lassen hier einige von diesen Ueberschriften folgen: „Die Hoffnungen, welche sich an die königliche Verheißung einer freien Verfassung knüpfen“ (1815); „Ueber politische Censurfreiheit“ (1819); „Verfolgung des freien Wortes bei den Griechen und Römern“ (1848); „Ueber Toleranz und Intoleranz“ (1856). Lobeck liebt es besonders, das Alterthum der Jetztzeit gegenüberzustellen; dabei knüpft er sinnreich an irgend einen Gegenstand, eine Begebenheit, eine Sitte des griechischen oder römischen Lebens an und zeigt, wie oft unsere heutigen Verhältnisse und Zustände denen der Vorzeit gleichen. Ferner wird jeder, der in den wenigen oben angeführten Reden die beigegebenen Jahreszahlen vergleicht, die Beziehungen auf die jeweilige Tagesgeschichte ohne Mühe herausfinden; ein sprechendes Zeugniß, wie sehr Lobeck, unähnlich hierin den meisten deutschen Gelehrten, die über Hellas und Rom ihr eigenes Vaterland vergessen, mit allen Strebungen seines Volkes verwachsen war.

Die Reden selbst sind in klarem, edlem, oft schwungreichem Style gehalten, von nicht zu großer Ausdehnung und mit einer reichen Fülle feiner und tiefer Bemerkungen jeder Art ausgestattet. Hier findet man kein müßiges Prunken mit falscher oder wirklicher Gelehrsamkeit; mit sicherer Hand greift der Redner einen anziehenden Stoff aus dem Schatze seines Wissens heraus, daß auch der Gelehrte, für den diese Reden zunächst nicht bestimmt sind, ihm seine Verwunderung nicht versagen kann. Aber mit so großer Anspruchlosigkeit auch Lobeck als Redner auftritt, so läßt doch die Fülle des Gebotenen in ihm einen König auf seinem Gebiete ahnen: „denn ihm“, sagt der Dichter, „muß wenig scheinen, was Tausenden schon Reichthum ist.“

Wir können uns nicht versagen, eine Stelle aus jener kräftigen und lichtvollen Rede, die Lobeck bei dem Anlasse der Verheißung einer Verfassung (1816) hielt, mitzutheilen, die sowohl nach Form als auch nach Inhalt das oben Gesagte bestätigt. Er spricht hierin die Hoffnung aus, daß die bürgerliche Verfassung, die stets zwischen den entgegengesetzten Formen geschwankt, sich endlich befestigen werde; daß es vielleicht unserem Zeitalter aufbehalten sei, Zeuge der Schöpfung zu sein, deren Bild schon in den Träumen der Menschheit gespielt hat; daß die zarte Blüthe der Freiheit sich doch einmal wieder den Völkern erschließen werde. „Der Sturm, der die kolossalen Reiche des neueren Europa zusammengeweht, drängte sie in ihre Knospe zurück, doch ihre Wurzel war tief in das Leben der germanischen Völker verwachsen. Die Franken auf ihren Maifeldern, die Sachsen auf ihren Wittenagemets kränzten sich mit ihrem Blätterschmuck und durch sie ward die Wunderblume auf den Boden Galliens und Britanniens hinübergepflanzt, wo sie manche herrliche Frucht des Lebens getragen hat. Aber die Völker berauschten sich in ihrem Duft zum Wahnsinn und zertrümmerten freveltrunken die zarte Stütze, an der sie sich emporrankte. Denn überall hat es noch dem Freiheitsbaume an der sorgsamen Pflege gefehlt, die seinen Riesenwuchs mäßigte und beschränkte.“ Diese schöne Hoffnung blieb unerfüllt; aber des unaufhaltsamen Fortschreitens der Menschheit sich bewußt, hat Lobeck bis zu seinem letzten Tage nie aufgehört, die Sache des Rechtes zu schützen und zu fördern.

Viele Reden behandeln die culturgeschichtliche Seite des antiken Lebens, theils auch religiöse, theils mythologische Stoffe, worin er besonders Meister war; doch was er auch immer mit seinem Stabe berührt, stets wird man den vielseitigen und tiefen Geist des gediegenen Forschers bewundern. Ein großer Theil der Reden ist in lateinischer Sprache abgefaßt.

Eine werthe Beigabe, für die wir dem Herrn Herausgeber sehr dankbar sein müssen, ist die vollständige Zusammenstellung von Lobecks sehr bedeutendem litterarischen Nachlaß, der sich in der k. Bibliothek zu Königsberg in musterhafter Ordnung findet. Die Zahl der Bände und Fascikeln giebt einen Beweis für die riesige Thätigkeit des großen Mannes. Da die Schüler des Verewigten mit so rühmenswerther Pietät an

Digitized by Google

ihrem Meister hangen, so dürfen wir wohl wegen des Nachlasses gänzlich außer Sorge sein.

Simrock Karl: Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen. Zweite sehr vermehrte Auflage. Bonn 1864, Marcus.

Sch. Die vorliegende neue Auflage des bekannten Buches erscheint als eine wesentlich verbesserte und vermehrte. Nicht an uns ist es, alle Verbesserungen und Vermehrungen im Einzelnen aufzuzählen. Gang und Methode sind dieselben geblieben. Kaum in einem anderen Handbuche und in dem großen Vorbilde dieser Handbücher, in Jakob Grimms deutscher Mythologie selbst nicht, tritt uns der Glaube unserer Vorfahren in so erfreulicher Fülle und in so poetischem Glanze entgegen. Das ergreifende Götterdrama rollt sich vor uns auf, zuerst wie sie herrschen, die herrlichen, kräftigen Gestalten, wie sie Weissagungen des Unglücks vernehmen, wie sie das hereinbrechende bekämpfen und unterliegen, um einer neuen Welt Platz zu machen. Wir sehen Odin an der Spitze der Götter reiten mit dem Goldhelm, dem schönen Harnisch und dem Spieß zum letzten Weltkampf dem Fenriswolf entgegen, der ihn verschlingt. Den Donnergott tödtet das Gift der Midgardschlange. Freyr fällt und Tyr und Heimdall, die alten Götter sind hinweggerafft: Feuer verzehrt die ganze Welt. Und darnach das Bild der neuen Erde, die zum zweiten Male auftaucht aus dem Wasser, grün und schön, von neuen Menschen bewohnt, von neuen Göttern beherrscht. Nach diesen anziehenden Schilderungen erst, nachdem die großartigsten Gedanken des nordischen Heidenthums uns enthüllt sind, führt uns der Verfasser die einzelnen himmlischen Wesen vor, setzt aus nordischen und deutschen Ueberlieferungen ihre Schilderung zusammen und handelt schließlich von dem Cultus: von Gebet, Opfer, Umzügen und Festen. Auf dieser Anordnung und auf der Herbeiziehung des nordischen Heidenthums beruht der Eindruck des Buches größtentheils. Dazu kommt die ausgedehnte Benützung der Volksüberlieferungen als mythologischer Quelle, womit bekanntlich J. Grimm den Anfang machte. Die Frage erhebt sich aber angesichts solcher Bücher, wie das vorliegende, immer von neuem: ob J. Grimms Ansichten über die Quellen unserer Kenntnisse auch gewiß auf keiner Täuschung beruhten? ob Sagen, Mährchen, Aberglauben, Kinderreime wirklich so viel sicher Mythisches enthalten, als man gemeinhin annimmt? Wir können nicht bei dieser Gelegenheit unsere Meinung über die Frage vollständig darlegen Aber es sind erst kürzlich von gewichtiger Seite kritische Zweifel über gewisse, in der Regel unbedenklich für deutsch-mythologisch genommene Bestandtheile unseres litterarischen Materials geäußert worden, wobei es sich hauptsächlich um die Abgrenzung gegen die christliche Mythologie handelte: und wir waren begierig, zu sehen, wie Simrock sich dazu stellen würde. Er hat die Bedenken abgelehnt und steht somit noch völlig auf dem Boden der Grimm'schen mythologischen Methode. Wir sind weit entfernt, ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Ja wir finden es ganz begreiflich, wenn ein Handbuch dasjenige zu repräsentiren sucht, was bei der überwiegenden Majorität der Pfleger einer Wissenschaft für ausgemacht und wahrscheinlich gilt. Aber enthalten können wir uns nicht zu sagen, daß die Schätze und Reichthümer, mit welchen die deutsche Mythologie jetzt prunkt, uns manchmal wie goldene Geschenke tückischer Geister vorkommen, die über Nacht sich in Stroh oder taubes Gestein verwandeln können.

Digitized by Google

B. Von dem „Album, Bibliothek deutscher Originalromane" hat der zwanzigste Jahrgang begonnen. Gegenüber den ephemeren und frivolen Romanen aus französischen Federn zeigt der langjährige Bestand der genannten Romanbibliothek, welche unter dem Titel: „Album" bei J. L. Kober in Prag gegründet worden und nun in das Eigenthum der rühmlichst thätigen Verlagshandlung von Ernst J. Günther in Leipzig übergegangen ist, die großen Fortschritte der deutschen Romanlitteratur. Wir benützen daher gerne den Anlaß, um auf die gedachte Sammlung, die sich auch durch geschmackvolle Ausstattung und Preiswürdigkeit empfiehlt und nur deutsche Originalromane von vorzüglichen Schriftstellern enthält, wiederholt aufmerksam zu machen.

* Von den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" ist soeben das erste Heft des 4. Jahrganges erschienen. An Stelle des seither verstorbenen Redacteurs A. Schmalfuß, dem auf dem Umschlag des Heftes ein kurzer Nachruf gewidmet ist, hat die Redaction der Mittheilungen Hr. Prof. Dr. C. Höfler übernommen. Das Heft bringt unter anderem einen Artikel „Ueber die Sprachalterthümer des Böhmerwaldes" von J. Peters, weiters „Sittenbilder böhmischer Dorfbewohner" von A. Jäger, sodann einen Vorschlag des Redacteurs zur Hebung der Betheiligung Böhmens am Welthandel.

* Unter den hinterlassenen Handschriften des großen Dichters Adam Mickiewicz haben sich zwei Aufzüge eines in französischer Sprache geschriebenen Drama: „Les Confédérés de Bar". Das leider nur Fragment gebliebene Drama sollte fünfactig sein und verräth die Feder des genialen Mannes.

* Der deutsch-historische Verein in Prag bereitet die Herausgabe einer Lebensschilderung des Rathes Grüner, des bekannten Freundes Goethe's, vor.

* Eine neue Publication Goethe'scher Briefe soll, wie es heißt, in Aussicht stehen. Es starb nämlich am 24 Mai d. J. auf ihren Gute zu Stift Neuburg die Räthin Sophie Schlosser, Wittwe des 1851 dahingeschiedenen Johann Friedrich Heinrich Schlosser, der sich besonders durch seine Nachdichtungen und Uebertragungen der ältesten Kirchenlieder bekannt gemacht hat. Er war der Neffe von Johann Georg Schlosser, dem Gatten von Goethe's Schwester Cornelia. Stift Neuburg soll nun außer werthvollen Kunstschätzen auch verschiedene Sammlungen älterer Correspondenzen bergen und unter letzteren eine große Menge Goethe'scher Briefe, deren Veröffentlichung aus dem Nachlaß der Frau Räthin zunächst beschlossen zu sein scheint.

* Architekt A. Baum und Archäolog Schmitt unterziehen die Kunstdenkmäler Prags und dessen Umgebung der eingehendsten kunsthistorischen Durchforschung. Die Resultate dieser mühevollen Arbeit sind von hohem Interesse für die Kunstgeschichte, und werden wichtige Aufklärungen über die älteren Kunstzustände Prags liefern.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die zu unserem vorwöchentlichen Bericht noch zu erwähnenden Werke scheinen sich alle den wahren Ausspruch als Motto erwählt zu haben, mit dem eines von ihnen beginnt: „Detailstudien sind die fruchtbarsten. Kann

Digitized by Google

man darin zu weit gehen? Mikroskopische Untersuchungen scheinen mir berechtigt und mitunter auch nothwendig zu sein auch im Bereich des geistigen Lebens." Am meisten scheint unter diese mikroskopischen Untersuchungen im Bereich des geistigen Lebens gezählt werden zu müssen die nachstehende Studie Karl Goedeke's in Göttingen: „Everyman, Homulus und Hekastus: ein Beitrag zur internationalen Litteraturgeschichte." Wir haben mit größtem Interesse diese Detailstudien der vergleichenden Sagenforschung gelesen und möchten das Büchlein warm empfehlen. Sein Inhalt läßt sich nicht leicht kurz darlegen; zur Erklärung des Titels sei nur erwähnt, daß das Buch versucht, in der Litteratur der Engländer, Spanier, Franzosen und Deutschen den zahlreichen Verzweigungen einer aus dem Orient überkommenen Parabel des Petrus Alfonso von der Freundesprobe und den wahren Freunden nachzugehen und aller der verschiedensten Darstellungen Entwicklung und Zusammenhang nachzuweisen. Das hervorragendste Gedicht, in welchem die Parabel zur größeren dichterischen Gestaltung gelangte, ist ein englisches moral play des 16. Jahrhunderts: „Every-man", letzteres ist vollständig im Original und Uebersetzung mitgetheilt. Nachgebildet und erweitert findet sich dann der Inhalt des „Everyman" nach einer unbekannten niederländischen Uebersetzung in dem lateinischen „Homulus" des Christian Ischyrius. Dies wurde wieder Grundlage für eine deutsche Uebersetzung und eine niederländische Rückübersetzung. Es ist für den kurzen uns zugemessenen Raum unmöglich, den reichen Inhalt genauer darzulegen, wir müssen auf die Lectüre des Buches selbst verweisen. — Eine andere Arbeit bemüht sich, in Shakspeare Nachklänge germanischer Mythe nachzuweisen, wir lesen als ihren Verfasser Dr. B. Tschischwitz in Halle.

„Athenischer Festkalender in Bildern von Karl Boettticher" enthält Abbildung und Erklärung eines Reliefs an der „Panagia Gorgopiko" zu Athen, des einzigen Kalenders in bildlicher Darstellung, welcher aus dem hellenischen Alterthum auf uns gekommen ist.

Wir schließen mit einer Novität, die wieder einen Beitrag zur Geschichte unserer Zeit enthält, vielleicht die bedeutendste unter den heute erwähnten Erscheinungen. Es ist ein Rectoratsprogramm L. K. Aegidi's in Hamburg: „Aus der Vorzeit des Zollvereins." Gegenwärtig, wo nur wenige Monate seit einer Neubildung des Zollvereins und einer Zolleinigung zwischen ihm und unserem Vaterland verflossen sind, dürften uns kaum zeitgemäßere und wichtigere geschichtliche Studien geboten werden, als sie diese fleißige Arbeit enthält. Daß die Verhandlungen der Jahre 1819 bis 1820 über die Neugestaltung Deutschlands Aegidi's specielles Arbeitsfeld sind, beweist uns der Umstand, daß er immer wieder darauf zurückkommt; nur den Wunsch können wir nicht unausgesprochen lassen, er möchte endlich Gelegenheit finden, sein vor fünf Jahren begonnenes Werk: „Die Schlußacte der Wiener Ministerialconferenzen" zu Ende zu führen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Durch die kaiserliche „Geschichte Cäsars" ist das Interesse für Monographien aus dem römischen Alterthum auch in den nicht streng der Wissenschaft lebenden Kreisen in die Mode gekommen und diese neue Richtung entgeht einer gründlichen Ausbeutung durch die Publicistik nicht. Wir hatten schon früher in diesen Blättern Gelegenheit, eine Reihe von Parallelschriften zur kaiserlichen Biographie zu erwähnen; heute liegt uns ein recht stattlicher Band vor: „Cicéron et ses amis, étude sur la société romaine du temps de César, par Boissier." — Einmal bei der römischen Geschichte, erwähnen wir gleich zwei weitere

Digitized by Google

Bücher, welche uns näherliegende Perioden der ewigen Stadt schildern; das eine ist von Henri de l'Epinois und nennt sich: „Le gouvernement des papes et les révolutions dans les états de l'Eglise" und soll, wenn wir verschiedenen Urtheilen der französischen Presse Glauben schenken, sehr zuverlässigen und sorgfältig benützten Quellen entstammen. Das andere Buch, von Kauffmann, scheint uns nur eine tendentiöse Unterhaltungsschrift zu sein und heißt: „Chroniques de Rome, tableau de la société romaine sous Pie IX." — Wir erwähnen noch eines gehässigen Pamphletes von Randot: „Napoléon I. peint par lui-même." Die Liberalität, mit welcher der französische Hof die vollständige Correspondenz Napoleons I. der Oeffentlichkeit übergab, wird hier dazu gemißbraucht, aus den Briefen des Kaisers einzelne Stellen aus dem Zusammenhang zu reißen und denselben durch andere Zusammenstellung oder Isolirung einen verunstaltenden Sinn zu unterbreiten. Wir erwähnen dies ganz besonders deßhalb, weil gerade Schriften, wie die vorliegende, geeignet sind, auch den liberalsten Hof vor der wörtlichen Publication von Schriftstücken zurückschrecken zu lassen, die für die Wissenschaft von großem Werthe wären.

Das alte „Dictionnaire raisonné de diplomatique par Dom de Vaines", welches zuerst im Jahre 1774 erschien, liegt in neuer Bearbeitung von Bonelly vor, diese neue Ausgabe enthält eine große Anzahl von Erweiterungen und Zusätzen, das alte Material derselben scheint aber keinerlei Umarbeitung unterzogen worden zu sein.

Zwei ethno-geographische Novitäten brachten uns die letzten Wochen: „Pierotti, la Palestine actuelle dans son rapport avec la Palestine ancienne" und „Le Normant, la Grèce et les Iles Joniennes". Letzteres Buch nimmt sich der in letzterer Zeit so vielfach angegriffenen Griechen mit Wärme an.

In der mit vielem Beifall aufgenommenen „Bibliothèque de philosophie contemporaine" sind einige neue Bändchen erschienen: „Alf. Leblais, matérialisme et spiritualisme"; „Garnier, la morale dans l'antiquité"; Bouiller, du plaisir et de la douleur"; „Taine, philosophie de l'art".

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 19. Juli 1865.

Es wird der Classe vorgelegt die dritte Abtheilung der „Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles", von Herrn Prof. Kvičala in Prag.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 20. Juli 1865.

Herr Prof. E. Mach in Graz übersendet eine vorläufige Mittheilung über die Wirkung zeitlicher und räumlicher Vertheilung der Lichtreize auf die Netzhaut.

Digitized by Google

I. Es wurden zeitlich intermittirende Lichtreize untersucht und deren Nutzeffect für die Empfindung gemessen. Sowohl die lichtleere, wie die lichterfüllte Zeit wurde ihrer absoluten und relativen Größe nach variirt. Man kann aus den Ergebnissen der Experimente auf die Art des Anklingens und Abklingens der Netzhaut schließen.

II. Denkt man sich einen rechteckigen Papierstreifen mit Tusche bemalt, so daß seine Lichtintensität der Länge nach variirt, so zeigt sich an demselben eine merkwürdige Erscheinung, deren Gesetz ermittelt wurde.

Man kann mit Hülfe dieses Gesetzes leicht eine Beleuchtung herstellen, bei welcher objectiv Helleres dunkler und daneben liegendes objectiv Dunkleres heller erscheint.

III. Analoge Versuche wie sub I wurden mit intermittirenden Schallreizen ausgeführt. Die Ergebnisse lassen sich jedoch nicht kurz fassen.

Von dem wirklichen Mitgliede der philosophisch-historischen Classe Herrn Dr. August Pfizmaier wird vorgelegt: „Japanische Beschreibungen von Pflanzen. Mit Abbildungen".

Die vorgelegte Abhandlung wurde nach einem in Japan erschienenen Werke: Kua-je „Classen von Blumen", welches in seiner Vollständigkeit die Abbildungen und Beschreibungen von hundert Pflanzen und ebensoviel Bäumen enthält, ausgearbeitet und umfaßt fünzig verschiedene in Japan theils wild wachsende, theils cultivirte Pflanzen.

Der beschreibende Theil besteht aus der von dem Verfasser dieser Abhandlung angefertigten japanischen Uebersetzung, den in dem Werke vorkommenden chinesischen Erklärungen, ferner aus einer deutschen Erklärung, wobei bemerkt wurde, daß im Allgemeinen sämmtliche in wissenschaftlichen Werken der Japaner enthaltenen chinesischen Stellen beim Lesen japanisch übersetzt werden müssen.

Bei dem Umstande, daß viele japanischen Pflanzen noch unbekannt sind und daß bei den früheren, übrigens sehr verdienstvollen Bearbeitungen der Flora Japans das sprachliche Element äußerst schwach vertreten ist schien es nicht zweifelhaft, daß diese Arbeit, die schon als Beitrag zur Geschichte der Botanik einen gewissen Werth haben dürfte, auch für die Erweiterung botanischer Kenntnisse von Nutzen sein und daß selbst in den Fällen wo es sich um bereits bekannte Pflanzen handeln sollte, manches Denkwürdige über Varietäten, Verbreitung und Eigenthümlichkeiten dieser Pflanzen zu Tage gefördert werden würde.

Das wirkliche Mitglied Prof. Dr. Reuß überreicht eine Abhandlung mit eilf Tafeln Abbildungen über die Foraminiferen, Anthozoen und Bryozoen des deutschen Septarienthones zur Aufnahme in die Denkschriften der Akademie. Schon vor längerer Zeit hat derselbe eine Arbeit über dieselben Abtheilungen der Fauna der oberoligocänen Tertiärschichten vorgelegt. In der jüngsten Zeit war sein Studium auf die mitteloligocäne Tertiäretage, insbesondere den Septarienthon gerichtet. Zusendungen von verschiedenen Seiten haben es ermöglicht, den Untersuchungen einen größeren Umfang zu ertheilen und Ergebnisse von allgemeinerer Gültigkeit zu erlangen. Die Resultate aller dieser Forschungen, der älteren und neueren, sind in der vorgelegten Arbeit monographisch zusammengefaßt.

Dieselbe hat jedoch nur die Foraminiferen, Anthozoen und Bryozoen zum Gegenstande. Die erste größere Abtheilung der Abhandlung liefert eine Liste aller von mir bisher beobachteten Arten, so wie eine ausführlichere Beschreibung der neuen oder bisher nicht hinlänglich bekannten Formen. Die zweite stellt die sich daraus ergebenden, für die Charakteristik der mitteloligocänen Tertiäretage bedeutungsvollen Resultate zusammen.

Der allgemeinsten Verbreitung erfreuen sich die Foraminiferen. Ich kenne aus dem genannten Schichtencomplexe schon 223 Arten. Unter den Familien, denen sie angehören, zeichnen sich durch Reichthum an Formen und Individuen besonders die Rhabdoideen mit

Digitized by Google

67 Arten, die Cristellarideen mit 59 Arten und die Polymorphinideen mit 26 Arten aus. Sie prägen der Foraminiferenfauna des Septarienthones auch vorzugsweise ihren Charakter auf.

Von sämmtlichen Species sind 115, also beinahe die Hälfte, bisher ausschließlich im Septarienthone aufgefunden worden.

Die Bryozoen und Anthozoen sind erst in der neuesten Zeit in etwas größerer Anzahl bekannt geworden. In den meisten Septarienthonen fehlen sie ganz oder sind nur in sehr geringer Anzahl vorhanden. Nur jener von Söllingen, eine unzweifelhafte Litoralbildung, hat sie in größerer Anzahl und Mannigfaltigkeit dargeboten. Nebst 10 Anthozoen, habe ich bisher 79 Arten von Bryozoen darin angetroffen. Nach den vorliegenden unbestimmbaren Bruchstücken zu urtheilen, dürfte jedoch ihre Zahl noch bedeutender sein.

Von ihnen sind 39 Arten — also wieder beiläufig die Hälfte der Gesammtzahl — bisher nur im Septarienthon gesehen worden. Die Zahl der mit dem Unter- und Oberoligocän und selbst mit den Miocän gemeinschaftlichen Arten ist auch hier eine beträchtliche. Im Allgemeinen ergiebt sich aus der Betrachtung der Foraminiferen, Anthozoen und Bryozoen, daß die Septarienthone sich näher anschließen an die höher liegenden Tertiärschichten, als an die älteren; — ein Ergebniß, das mit dem aus der Prüfung der Mollusken resultirenden nicht ganz im Einklange steht.

Das wirkliche Mitglied Prof. Dr. Reuß legt die von Herrn Prof. Dr. Zittel in Karlsruhe eingesendete zweite und dritte Abtheilung seiner monographischen Arbeit über die Bivalven der Gosauschichten, deren erste Abtheilung schon im 24. Bande der Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften abgedruckt ist, vor. Die zweite Abtheilung umfaßt, als unmittelbare Fortsetzung der ersten, die sorgfältige Beschreibung der Fossilreste aus der Gruppe der Monomyarier, Rudisten und Brachiopoden, welche letzteren Herr Prof. Sueß bearbeitet hat.

Die Beschreibung der Rudisten liefert durch ein näheres Eingehen in die innere Structur dieser noch immer so räthselhaften Körper einen schätzbaren Beitrag zu ihrer Kenntniß und erweitert dieselbe in mancher Beziehung.

Die Gesammtzahl der in den Gosauschichten gefundenen Bivalven, Rudisten und Brachiopoden beläuft sich auf 147, von denen 90 — also beiläufig 61 pCt. — nur in diesem Schichtencomplexe gefunden worden sind. Die übrigen sind schon aus anderen Kreidegebilden bekannt geworden.

Die zweite Abtheilung der vorliegenden Arbeit giebt zuerst eine Darstellung der Gosaugebilde in den nordöstlichen Alpen und ihrer Lagerungsverhältnisse, wobei besonders jene der neuen Welt und der Umgebung von Grünbach einer eingehenderen Prüfung unterzogen werden. Aus dieser Untersuchung ergab sich, daß, wie schon von früheren Forschern, besonders von Reuß, dargethan wurde, die Gosaugebilde ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, das von einer und derselben Fauna erfüllt ist.

Endlich zieht der Verfasser der Abhandlung aus der näheren Vergleichung der untersuchten Fossilien Schlüsse über das geologische Alter der Gosaugebilde und findet, daß dieselben zwar, wie schon früher von Anderen ausgesprochen wurde, in die Turonetage der Kreideformation zu versetzen seien, daß sie aber keineswegs dem gesammten Turonien parallelisirt werden können, sondern daß sie ausschließlich die Zone des Hippurites cornu vaccinum oder die Etage Provencien Coquands repräsentiren und daß sie durch ihren Petrefactenreichthum zugleich die ausgezeichnetste Entwicklung dieses geologischen Horizontes darstellen. Damit ist zum ersten Male eine schärfere und vollkommen naturgemäße Präcisirung der Stellung der Gosauschichten durchgeführt.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Stefan überreicht eine Abhandlung von Ludwig Boltzmann: „Ueber die Bewegung der Elektricität in krummen Flächen".

Digitized by Google

In derselben wird zuerst die Vertheilung der elektrischen Spannung in einer Kugelfläche, welche in zwei Punkten mit den Poldrähten einer elektrischen Stromquelle berührt wird, berechnet. Dieselbe Frage wird auch in Beers neu erschienenem Werke: „Einleitung in die Elektrostatik u. s. w." behandelt, doch nicht richtig gelöst. Für den Widerstand der Kugelfläche ergab sich das merkwürdige Resultat, daß derselbe gleich ist dem einer unendlichen Ebene, in welcher sich die Elektroden in derselben Distanz von einander befinden, wie bei der Kugelfläche. Den Schluß der Abhandlung bildet die Betrachtung der Elektricitätsbewegung in einer cylindrischen Fläche.

Herr Dr. Boué theilt der Classe mit, daß Herr Lartet, der berühmte Entdecker und Beschreiber der großen Knochenstätte zu Sansan, nach 40 Jahren in den Magazinen des Pariser Museums die Kiste wiedergefunden hat, welche die von ihm (Boué) im Löß zu Lahr im Baden'schen gefundenen Menschenknochen enthalten, und welche Cuvier nur für werth fand aus dem Fenster geworfen zu werden.

Für die große Pariser Ausstellung im J. 1867 wird eine eigene Abtheilung für solche menschliche Reste, so wie für Artefacten der Urvölker errichtet, welcher Lartet vorsteht. Es werden alle geologischen und archäologischen Institute gebeten, an dieser Ausstellung durch zeitige Absendung ihrer merkwürdigsten Gegenstände regen Theil zu nehmen.

Ein Alpenverein unter dem Namen „Société Ramond" hat sich in den Pyrenäen gebildet. Die Häupter sind der Graf Russel-Killough, Hr. Pack, Charl. Martins Costallat, E. Frossard.

Herr Dollfuß-Ausset hat auf dem 3300 Meter hohen Paß St. Theodule im Walliser-Land ein meteorologisches Observatorium errichtet, in welchem ein ganzes Jahr von jetzt an bis August 1867 beobachtet wird. Nach Dollfuß' Abreise werden die Gebrüder Blatter, Gemsenjäger aus Meiringen, Thermometer, Barometer und Hygrometer beobachten. Aber das Resultat bleibt für das Schweizer meteorologische Comité reservirt und wird dem Herrn Leverrier nicht mitgetheilt. Letzterer hat jedoch schon über 5000 Subscribenten auf seine meteorologische Flugschrift und giebt glänzende Gesellschaften, merkwürdiger Weise mit populären astronomischen Vorträgen.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. J. Petzval legt eine mathematische Abhandlung des Herrn Dr. J. Frischauf, betreffend die Berührungsaufgabe für die Kugel vor. In dieser Abhandlung werden zunächst die Sätze für die Kugel aufgestellt, welche denen der Symmetralen, Potenzlinien u. s. w. für den Kreis ganz analog sind. Mit Hülfe dieser Sätze wird das Problem: eine Kugel zu beschreiben, welche vier gegebene Kugeln berührt, unmittelbar auf die Aufgabe reducirt: eine Kugel zu beschreiben, welche durch vier gegebene Punkte geht.

Herr Dr. Karl Freiherr v. Reichenbach beendigt seinen Vortrag von der letzten Sitzung. Er bezeichnet als Augenzeugen eine Anzahl gebildeter sensitiver Kenner der Naturwissenschaften zu Wien und Berlin, welche die Lichterscheinungen in seinen Dunkelkammern gesehen haben und von denen er selbst endlich auch einiger ansichtig geworden ist. Alle hierher bezüglichen Erscheinungen führt er auf drei Formen zurück: auf die der Gefühle, der Lohen und der Leuchten. Sämmtlich vereinigt er sie in einem gemeinschaftlichen Brennpunkte, dem eines unbekannten eigenthümlichen Agens. Diese Dreiheit seiner Manifestation giebt Handhaben für eine strenge und entscheidende Controle, die sofort denkgesetzlich zur Ermittlung apodiktischer Wahrheit führen muß. Dem folgt eine gedrängte Zusammenstellung der entwickelten Beschaffenheits- und Beziehungsbegriffe des Gegenstandes, dann eine Vergleichung desselben mit Magnetismus, Elektricität, Wärme und Licht, und da das Agens unter keines von diesen sich subsumiren läßt, Erklärung desselben für ein Princip sui generis, das, weil strahlend, der Theorie der Aetherschwingungen anheimfällt

Digitized by Google

und zu dessen Bezeichnung schließlich auf das von ihm früher vorgeschlagene Wort „Od“ zurückgegriffen wird.

Herr J. Loschmidt übergiebt die zweite Fortsetzung seiner „Beiträge zur Kenntniß der Krystallformen organischer Verbindungen“. Gegenstand derselben ist:

1. Bernsteinsaurer Harnstoff. 2. Fumarsaurer Harnstoff. 3. Maleïnsaurer Harnstoff. 4. Apfelsaurer Harnstoff. 5. Tartersaurer Harnstoff. 6. Parabansaurer Harnstoff. 7. Gallussaurer Harnstoff. 8. Citronensaurer Harnstoff.

---

* Ungarische Akademie. (Sitzung der philosophischen, rechtswissenschaftlichen und historischen Classe.) In dieser Sitzung wurden drei Vorträge gehalten. Mit dem ersten nahm Herr Georg Urházy, verantwortlicher Redacteur des „Hon“, seinen Sitz als correspondirendes Mitglied des Institutes ein. Seine Inaugural-Dissertation handelte von der modernen Freiheit, mit Rücksicht auf die ungarische Verfassung. Nachdem er die Kämpfe erwähnte, welche die Freiheit von den ältesten Zeiten bis auf unsere herab zu bestehen gehabt, und eine Definition des Freiheitsbegriffes gegeben, entwickelte er die Ansichten des englischen Staatsmannes Jon Stuart Mill über die Freiheit und kam auf das treffliche Werk des Baron Eötvös: „Die Ideen des 19. Jahrhunderts“ zu sprechen, aus dem er Mehreres citirte. Dann unterzog er die ungarische Verfassung vom Peßatzerer Landtag bis auf die Deák'schen Adressen herab einer Revue, um ihre freiheitliche Entwicklung nachzuweisen, wobei er es namentlich an interessanten Parallelen mit der englischen Verfassung nicht fehlen ließ. — Den zweiten Vortrag hielt Herr Prof. Alex. Konek über die statistische Thätigkeit der ungarischen k. Curie. — Den Gegenstand der dritten von Dr. Franz Toldy gehaltenen Abhandlung bildeten die an den Figuren der steinernen Denkmäler Lebedia's vorkommenden Gürtelschalen. Diese Denkmäler kommen in der Gegend zwischen Don und Pruth vor, wo einst scythische Volksstämme hausten. In der gelehrten Welt ist jedoch Streit darüber, ob diese Bildsäulchen wirklich scythischen Ursprungs sind. Die in den Statuten dargestellten Figuren tragen Attilas, Cszmen und krumme Säbel, was scythische Abzeichen sind, denen Toldy noch die Gürtelschalen hinzufügt. Aus Herodot ist nämlich ersichtlich, daß die Scythen solche Schalen im Gürtel trugen, wodurch jene Meinung widerlegt ist, daß dieselben Aschenkrüge gewesen, wie eine Commission der ungarischen Akademie im Jahre 1844 vermuthet hatte. So viel ist gewiß, daß vieles darauf hinweist, daß diese Denkmäler von einem den Magyaren verwandten Volksstamme herrühren, was unser Interesse für jene Bruchstücke derselben noch erhöhen muß, die im Besitze der Akademie sind, welche sie nächstens aufstellen wird. Nur das russische Museum befindet sich außer unserer Akademie noch im Besitze derartiger Alterthümer.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Karl der Große nach der deutschen Sage.

Von Dr. Ignaz V. Zingerle.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Sage, daß sie sich gerade an den bedeutendsten Helden und größten Männern am üppigsten emporrankt, als ob sie die reichsten Erinnerungskränze auf ihr Denkmal legen wollte. Je reicher ihre Zweige sich um eine historische Gestalt schlingen, desto großartiger muß dieselbe, desto mächtiger und bedeutungsvoller ihr Wirken gewesen sein. Einen solchen Beweis für die bewunderte Größe Karls giebt uns der Sagenkreis, der an ihm aufgeblüht ist. Die dankbare Erinnerung des deutschen Volkes hat seine ganze Gestalt, ja sein ganzes Leben durch die Sage verherrlicht. Schon um seine Wiege ranken sich die Zweige der deutschen Sage, wie sie eben so reich seine Gruft umkränzen. Nach der Aufzeichnung der Weihenstephaner Chronik (aus dem 14. Jahrhundert) hielt König Pipin auf der Burg zu Weihenstephan, gelegen auf dem Berg bei der Stadt Freising, sein Hoflager; da erhielt er Botschaft, daß der König von Kärling eine minnigliche Tochter (Bertha) habe, die ihm ihr Vater gerne zur Ehe geben wollte. Pipin sandte seinen Hofmeister ab, um die Braut zu holen. Dieser aber wollte seine eigene Tochter zu Glanz und Ehren bringen und führte ihm dieselbe zu, nachdem er seinen Knechten befohlen hatte, die aus Kärlingen herbeigeholte echte Braut in der Wildniß zu tödten. Diese aber hatten Mitleid mit der schönen Frau und schenkten ihr das Leben, tödteten aber ihr Hündlein, um die Zunge als Wahrzeichen des Mordes zu bringen. Ein Zug der Sage, der uns bei Genovefa und bei Brangäne in den Tristans-Dichtungen wieder begegnet. Mit der vermeintlichen Prinzessin aus Kärlingen feierte nun Pipin seine Hochzeit und zeugte mit ihr die Kinder: Leo, Weneman, Rapolt und Agnes. Bertha aber fand Zuflucht bei einem Köhler und später in der Reismühle im Würmthale, wo sie als Magd diente.

Nach sieben Jahren verirrte sich König Pipin auf der Jagd und kam zur Reismühle, wo er Nachtherberge suchte. Da gefiel ihm die Tochter des Müllers und er trieb manche Scherzreden mit ihr. Indeß ging der ihn begleitende Sternseher hinaus ins Freie und sah am Gestirne, daß sein Herr in dieser Nacht bei seiner ehelichen Hausfrau ein rechtes Degenkind gewinnen solle, das so mächtig werde, daß die heidnischen und christlichen Könige ihm müßten unterthan sein. Als Pipin dies erfuhr und sah, daß er nicht nach Weihenstephan kommen könne,

Digitized by Google

koste er auf der Sterne Geheiß mit der edlen Bertha und Morgens als er scheiden wollte, erkannte er am Ringlein, das er ihr nach Kärlingen gesandt hatte, daß sie seine wahre Frau sei. Pipin schied — Bertha blieb aber nach ihrem Willen zurück, bis sie des Kindes genesen sein würde. Auf der Reismühle erblickte somit Karl der Große das Licht der Welt und dem Vater ward die Geburt eines Degenkindes durch Uebersendung eines Bolzens angezeigt. Dies ist die älteste Aufzeichnung der Sage von der Geburt Karls des Großen. Daß aber dieselbe in den Hauptzügen schon viel früher bekannt war, bestätigt uns Stricker in seinem Karl (gedruckt spätestens 1230), wenn er sagt:

dem künege Pippîne
wart ein frouwe gesworn.
der eit wart alsô verlorn,
daz si im verwehselt wart.
dar nâch quam er an die vart,
daz er sîn êlich wîp vant:
diu was frou Berthe genant.
des seite er gote grôzen danc.
daz waere ze sagene ze lanc,
wie daz dinc allez ergie.

Die Sage scheint schon früh an der dortigen Gegend gehaftet zu haben, das beweist uns der Karlsberg, der bei der Reismühle liegt, und der Umstand, daß die Insel Wörth im Würmsee früher Karlsburg hieß. Beachtenswerth ist ferner, daß bei Weihenstephan, das einst eine Burg war, noch heutzutage eine Ortschaft den Namen Pipinshausen führt, und daß Karl auf dem Schlosse zu Pöchl, welches weiter oben, nicht fern vom Ammersee liegt, bei einem alten Ritter das Waffenwerk erlernt habe. Daß Pipin auf der Burg zu Weihenstephan in Baiern einige Zeit Hof gehalten habe, läßt sich nicht geradezu widersprechen, da die meisten Chronisten gar nicht angeben, wo er sich damals aufgehalten, einige aber ausdrücklich versichern, daß er zu jener Zeit in Baiern gewesen sei [1]. Eine andere Sage, die im Wesentlichen gleichlautet, haftet an Karlstadt am Main, allein sie ist dort durch andere Punkte nicht bestätigt. Umspielt diese beiden angeblichen Geburtsorte des großen Kaisers eine schöne alte Sage, so entbehren die anderen Orte Ingelheim, Aachen, Vargel an der Unstrut, Lüttich, Paris, die auch die Wiege Karls zu sein beanspruchen, dieses poetischen Schmuckes. Historisch festgestellt ist nur, daß Karls Mutter, Pipins Gemalin, Bertha oder Bertrada geheißen habe und eine Tochter des Grafen Heribert von Laon gewesen sei — die Sage hat auf sie, „die Berhta mit dem großen Fuße", viele Mythen von der Göttin Perahta übertragen und sie verherrlicht, wie ihren großen Sohn — und daß der Kaiser am 2. April 742 geboren sei. Daß aber um die Geburt Karls ein Schleier waltete, muß man aus einer Stelle Eginhards, der des Kaisers Geheimschreiber war, schließen. Er sagt Cap. 4: „De cujus nativitate atque infantia vel etiam pueritia, quia neque scriptis ali-

[1] Aretin S. 65.

Digitized by Google

quid usque declaratum est neque quisquam modo superesse invenitur, qui horum se dicat habere notitiam, scribere ineptum judicans, ad actus et mores cæterasque vitæ illius partes explicandas ac demonstrandas, omissis incognitis transire disposui.“ Aus dieſer Stelle muß man wahrlich ſchließen, daß mit Karls Geburt und Kindheit einige geheimnißvolle Umſtände verknüpft ſein mußten, die nur Wenigen bekannt waren und die Eginhard mitzutheilen nicht ſchicklich und rathſam fand. Gerade dies abſichtliche Schweigen ſcheint den Bericht der Volkstradition zu beſtätigen.

Ueber die Kindheit Karls berichtet die Weihenſtephaner Chronik Folgendes: Da Pipin mit großen Heerfahrten beſchäftigt war, blieben Bertha und ihr Sohn in der Reismühle und letzterer wuchs in dem Wahne heran, daß der Müller ſein Vater ſei. Er geſellte ſich zu Viehhirten und Roßbuben und trieb mit ihnen ſeine Kurzweile. Da ereignete ſich, als er ſchon acht Jahre zählte, daß ein Knabe einen Zaum ſtahl und denſelben in ſeinem Aermel verbarg. Der Thäter beſchuldigte Karl des Diebſtahls als nach dem Zaume geforſcht wurde und Karl drang nun auf Unterſuchung. Er ſelbſt fand das Vermißte bei dem Diebe. Da ſetzten die Knaben Karl zu einem Richter über den Miſſethäter und er ſprach: „Sintemal ich das Urtheil ſoll ſprechen, weiß ich kein anderes, denn das: Wer den Leuten ihr Gut heimlich ſtiehlt und hinträgt, denſelben ſoll man an einer offenen Straße mit dem Hals zu einem Baume binden.“ Das Urtheil gefiel allen wohl und man band den Dieb mit dem Zaume an einen kleinen Baum, ohne ihn tödten zu wollen. Da lief ein weißer Hahn aus dem Buſchwerke und alle Knaben liefen ihm nach. Als ſie aber zurückkamen, fanden ſie den Dieb todt. Deſſen Vater war aber ein böſer Mann und wollte Karl und deſſen Genoſſen tödten. Als der Müller dies erfuhr, führte er ihn gegen Pöchl zu einem Edelmanne, daß er dort Schutz fände und ihm diene. Karl rettete aber zum Danke dieſem Herrn durch ſeine Klugheit deſſen Grundbeſitz vor Gericht. Es würde uns zu weit führen, dieſe ergötzliche Geſchichte hier mitzutheilen [1]. Die Weisheit des Knaben machte ſolches Aufſehen, daß die Rede vor den aus dem Kriege zurückgekehrten König kam und dieſer den Edelmann und Karl vor ſich kommen ließ und ihn fragte, wem der Knabe angehöre. Der Edelmann gab ihm aber zur Antwort, daß er es nicht wiſſe, Derjenige, der ihm das Kind empfohlen habe, könnte darüber Kunde geben. Pipin fragte nicht weiter, behielt aber Karl am Hofe. Dieſer genoß jedoch nicht aller Gunſt, denn die Königin und der Hofmeiſter waren dem Knaben faſt gram. Als der König dies bemerkte und den Grund des Haſſes ahnte, verſammelte er ſeinen Rath um ſich und der Hofmeiſter mußte mit ſeinen zwei Söhnen auch dabei ſein. Nun fragte der König, ob jener ein treuer Diener ſei, der ſeinem Herrn die Braut vertauſche und die eigentliche Verlobte tödten laſſe? Jeder verneinte die Frage. Da ſprach Pipin zum älteren Sohne des Hofmeiſters: „Was verdient ein ſolcher Diener?“ und dieſer antwortete, daß man ihn an ein Roß binde, aus der

[1] Aretin S 45 bis 49.

Digitized by Google

Stadt schleife und verbrenne. Der jüngere Sohn bestätigte dieses Urtheil seines Bruders und es wurde am Hofmeister, nachdem er die That selbst gestanden hatte, vollzogen. Seine Frau ließ Pipin vermauern, die Kinder aber, die er von ihr gewonnen hatte, Weneman, Rappolt, Leo [1] und Agnes behielt er bei sich nach dem Rechte, das Kindern zugehört. Und darnach ritt der König hinaus zur Mühle mit all seinen Fürsten und Herren, ließ sich Frau Bertha übergeben und führte sie selbst heim gegen Weihenstephan.

Da ward Karl erst inne, daß Pipin sein Vater wäre, und er war freundlich gegen seine Brüder. Ihm war aber Leo am meisten zugethan. Weneman und Rappolt trugen dagegen Neid und Haß gegen Karl und trachteten ihm nach dem Leben. Dies erfuhr der edle Graf Diepolt von Troyes und führte Karl nach Kärlingen zu seinen Aehnen, um ihn zu retten. Karl begab sich aber alsbald in die Dienste des heidnischen Königs Marsilies, dem Pipin einst Land und Leute aberstritten hatte, und focht auf das tapferste, ohne daß jemand den Königssohn kannte. Damals zogen auch die Sachsen und Böhmen gegen Karls Brüder und trieben diese nach Frankreich, so daß die Heiden wieder Deutschland besaßen. Als dies Marsilies hörte, wollte er sie aus Frankreich vertreiben, deßhalb, weil ihm ihr Vater früher Spanien abgewonnen hatte. Karl zog mit ihm unter der Bedingung, daß er Kärlingen in Frieden ließe. Der König ging darauf ein und setzte Karl und Diepolt zu Hauptmännern über die Ritterschaft. Karl, darum befragt, gab dem König den Angriffsplan und schlug seine Brüder und Rappolt wurde mit zwei Fürsten gefangen. Da bat Karl den König Marsilies, daß er ihm und seinen Gesellen zum Lohne für ihre Dienste zwölf Gefangene gebe, die sie selbst wählen würden. Der König gewährte die Bitte und Karl wählte Rappolt und jeder seiner Gefährten je einen. Diese entließen sie unter der Bedingung, daß sie über ein Jahr den Ungenannten (unter diesem Namen dienten Karl und seine Genossen im heidnischen Heere) sich stellen sollten. Rappolt hatte aber seinen Bruder und Diepolt wohl erkannt und als er heimgekommen war nach Frankreich erzählte er Weneman das Vorgefallene und wie Karl so gewaltig bei dem heidnischen König wäre. Da wurden die Brüder eines und ritten hin zum Könige, ergaben sich ihm und ihr Land und baten ihn, daß er ihren Bruder Karl wieder heimsende. Marsilies nahm Frankreich in Besitz und ließ Karl und Diepolt mit ihren Genossen weiter ziehen, obwohl er es nicht gerne that. Sie wandten sich nach Kärlingen, wo seine Brüder sich ihm in seine Gnade ergaben und er vergab ihnen alles, was sie gegen ihn verschuldet hatten. Am Hofe des heidnischen Königs hatte aber Karl sich nicht nur Ruhm und Ehre durch seine Tapferkeit und andere ritterliche Tugenden erworben, sondern er ließ sich dort auch, wie der Chronist sagt, eine Unthat zu Schulden kommen.

Die Minne ist ja aller Herzen Herrin und hat, wie die mittelalterlichen

[1] Auch nach Stricker und Heinrich von München hat Karl außer Leo noch zwei Brüder Wineman und Rapot. Kaiserchronik M. III., 977, nach der Kaiserchronik nur den Leo (14327).

Digitized by Google

Dichter so oft hervorheben, selbst die größten Helden und weisesten Männer bezwungen. Selbst David und Salomon, Alexander und Aristoteles mußten ihr dienstpflichtig werden — und sollte Karl, der schöne ritterliche Held, nicht auch ihre bezwingende Macht erfahren?

König Marsilies hatte eine gar süße schöne Schwester, die hatte den Ritter Karl so lieb, daß sie um ihn warb — und er konnte ihren Reizen nicht widerstehen, obwohl es eine Heidin war [1]. Daß unser Held auch später noch der Minne Waffen nicht widerstand, melden uns verschiedene Sagen [2]. Ich berühre nur eine, die mit der Hebung von Aachen, dieses Lieblingssitzes des Kaisers, zusammenhängt. Nach einer Handschrift des 13. Jahrhunderts hielt sich Karl dort eine Meerminne (Seejungfrau) [3], mit der er auf's vertrauteste lebte und es verhielt sich so, daß wenn er ihr nahte, sie auflebte, und wenn er sich entfernte, sie allsogleich todt war. Und als er einst mit ihr koste, drang ein Sonnenstrahl in ihren Mund und Karl sah ein Goldkorn ihrer Zunge angeklebt, das er wegnehmen hieß. Da starb sie und kam nicht wieder zum Leben. Die spätere Sage machte aus der Halbgöttin seine Gattin Fastrada, und aus dem Goldkorne einen Zauberring. Denn sie erzählt uns, daß Karl seine Gattin so leidenschaftlich liebte, daß er selbst nach ihrem Tode sich nicht von ihr trennen konnte und das Ehebett mit ihr noch theilte [4]. Dies wurde durch einen Ring verursacht, welcher die Zauberkraft hatte, daß Karl sie lieben mußte, so lange sie ihn trug. Endlich öffnete der Bischof Turpin ihren Mund und der Zauberring fiel heraus, den der fromme Bischof in einen See bei Aachen warf. Nun fühlte sich aber Karl zu diesem See mit wunderbarer Macht hingezogen und er ließ sich ein Schloß in dessen Nähe bauen und sich später nicht ferne davon im Münster zu Aachen begraben. Eine ähnliche Sage von Karl hat sich in Zürich localisirt.

Nachdem Karl wieder heimgekehrt war, unternahm er, nach der Weihenstephaner Chronik, einen Feldzug gegen den Longobardenkönig Desiderius, der den Papst überfallen hatte. Er besiegte ihn und seinen Sohn Desselo und kehrte dann nach Frankreich zurück. Damals hieß er noch nicht König, sondern man nannte ihn den großen Herrn von Frankreich. Bald darauf wurde er als König erwählt

[1] Aretin S. 62.

[2] Karls Liebesabenteuer gaben ja später Stoff zu ganzen Gedichten. Gräße: Litteraturgeschichte II., 306 ff.

[3] Aquis grani dicitur Ays, et dicitur eo, quod Carolus tenebat ibi quondam mulierem fatatam, sive quondam fatam, que alio nomine nimpha vel dea vel adriades (l. dryas) appellatur, et ad hanc consuetudinem habebat et eam cognoscebat et ita erat, quod ipso accedente ad eam vivebat ipsa ipso Carolo recedente moriebatur. Contigit, dum quadam vice ad ipsam accessisset et cum ea delectaretur, radius solis intravit os ejus, et tunc Carolus vidit granum auri lingue ejus affixum, quod fecit abscindi, et contingenti (l. incontinenti) mortua est nec postea revixit. Grimm Myth. 405, Kaufmann Rheinsagen S. 38.

[4] Aretin S. 89. Kaiserchronik III., 1019 ff. Bechstein d. Sagen Nr. 125. Simrock Rheinsagen Nr. 35.

Digitized by Google

und er verehelichte sich mit der Tochter des griechischen Kaisers Leo. Um jene Zeit soll Karl Rom besucht haben und dann auf Bitten des Papstes Adrian nach Spanien gezogen sein, wo er mit den alliirten Griechen den König Marsilies von Saragossa, dessen Diener er einst gewesen, zu einem zehnjährigen Waffenstillstande zwang, und alsdann nach Constantinopel fuhr, um den Kaiser Constantin zu besuchen. Die Kaiserchronik weiß aber von dieser ersten Romfahrt nichts.

Karls Bruder Leo war in Rom gebildet worden und wurde wegen seiner Gelehrsamkeit zum Papst erwählt. Als Karl einst schlief, hörte er dreimal eine Stimme rufen: „Wohlan, lieber Karl! fahre nach Rom, es fordert Dich Dein Bruder Leo.“ Er folgte dem Rufe und eilte nach Rom, wo er von Jung und Alt wohl empfangen wurde. Man sprach, er sollte von Recht Vogt und Richter sein. Karl kümmerte sich in seiner Demuth nicht darum, sondern besuchte barfuß die Kirchen und widmete sich nur dem Gebete. Erst nach vier Wochen fiel ihm der Papst und das Volk zu Füßen und man setzte ihm die Krone auf. Der Kaiser setzte sich nun zu Gericht und versprach dem Papste, der Kirche zu den geraubten Pfründen wieder zu verhelfen. Dann kehrte er nach den Riflanden zurück. Die Römer aber, welche einsahen, daß Karl ein strenger Richter sei, fingen den Papst und blendeten ihn. Leo verließ Rom und ritt mit zwei Caplanen nach Ingelheim und suchte bei Karl Recht und Hülfe. Als Karl diese Meinthat vernahm, sandte er Botschaft zum König Pipin und den Fürsten von Kärlingen. Von Reich zu Reich, von Herren zu Mannen eilten die Boten und selbst Bauern und Kaufleute verließen ihr Besitzthum und schaarten sich zu Karl. Dicht wie die Wolken zog die Heeresmacht über den Monte Job (gr. St. Bernhard) und durchs Trientthal hin gegen Rom. Das war die größte Heerfahrt gegen diese Stadt, die jemals stattfand. Drei Tage und drei Nächte wartete Karl auf dem Wendelberge vor der ewigen Stadt, denn er wollte vor dem Angriffe beten und die Ankunft des Herzogs Gerold von Schwaben abwarten. Am vierten Tage Morgens rief ihm Gottes Stimme zu: „Warte nicht länger und reite hin. Das Urtheil ist gefällt, Rache soll über sie ergehen.“ Er befahl den Aufbruch, das Volk eilte über den Berg hinab, da ritt ihm Gerold mit dem schwäbischen Volke entgegen. Nach siebentägiger Belagerung ergab sich die Stadt. Die Schwaben hatten sich im Streite vorzüglich hervorgethan, und daher soll das Recht derselben sich schreiben, dem Reiche vorzukämpfen [1]. Als Karl aber die Schuldigen strafen wollte, erhob sich ein neuer Kampf, der drei Tage dauerte. Da flehte Karl zu Gott und zu St. Peter und sprach zu Letzterem:

nû scouwe an dînen bâbes:
den liez ich dir gesunden,
blinden hân ich in vunden
unde ne maches dû den blinden
hiute niht gesunden,
dîn hûs ich dir zestôre,

[1] Kaiserchronik 14639 bis 14643 und III, 989.

Digitized by Google

dînen widemen ich dir zevuore.
ich läze dir in alsô blinden
unde vare hin wider zuo den Riflanden. 14732 ff.

und siehe da, das energische Auftreten Karls fruchtete — und allsogleich erhielt Leo sein Augenlicht zurück, der seinen Bruder nun zum Kaiser machte. Die Herren huldigten ihm und versprachen Recht zu halten. Er ordnete nun Kirche und Reich und setzte die Phâhte (gab Gesetze), wie sie ein Engel ihm dictirte. Von hierher soll sich jedes deutsche Recht schreiben und auf Karl ward alles Recht zurückgeführt, wie im Norden alles Recht auf König Fröde. Die Rechtsbücher hießen fortan Karlesbuoch, der Schwabenspiegel ist Künic Karles reht, wie die lex alamannica und selbst die Vehme galt als von Karl dem Großen gesetzt. Karles lot und Karles reht finden wir bei den höfischen Dichtern des 13. Jahrhunderts oft genannt, so von Gottfried, Wolfram und Wirnt, und Rudolf von Ems rühmt Karls Weisheit bei Rechtshändeln. Ja noch ein Meistersänger fragt in seiner Klage über die Vergänglichkeit der irdischen Macht:

War kam künc karle, der gerehtikeit durchsan? [1]

Auf den Rechtssinn und die strenge Rechtspflege Karls, der gleiches Recht für Alle übte, bezieht sich die schöne Sage, daß er zu Zürich eine Säule aufrichten ließ mit einer Glocke und gebot, daß, wer Recht begehre, das ihm irgend verweigert werde, die Glocke ziehen solle, es sei bei Tag oder bei Nacht. Da klang eines Tages die Glocke Die Diener eilten herbei und fanden niemanden. Bald aber läutete es wieder und man fand eine große Schlange, die das Seil im Rachen hatte. Auf diese Nachricht hin eilte Karl zur Säule und wollte dem Thiere Recht sprechen, wenn es solches begehre. Und siehe, der Wurm neigte sich vor dem Kaiser und kroch hinab einem Wasser zu. Dort fand Karl das Schlangennest und auf den Eiern der Schlange saß eine große Kröte, die wollte nicht hinweg. Da gebot der Kaiser, ein Feuer zu schüren, die Kröte mit Zangen zu packen und zu verbrennen. Es geschah. Als aber der Kaiser bei Tische saß, kam die Schlange und ließ einen kostbaren Ring mit einem Edelstein in den Pocal fallen, den der Kaiser seiner Gemalin Fastrada schenkte und der ihr den Liebeszauber verlieh [2].

Nach einer anderen Sage suchte ein Pferd, das seinen Herrn zu Sieg und Ruhm getragen hatte und im Alter schlecht behandelt wurde, sein Recht bei dem großen Kaiser. Allein nicht nur das deutsche Recht gab er damals zu Rom, sondern bestimmte auch die Tracht der deutschen Bauern. Der Bauer solle nur schwarz oder grau sich tragen und den Geren (Schoß, Zwickel) bei Seite haben, dazu soll er rindslederne Schuhe haben. Trägt er Geren hinten oder vorn, so hat er sein Standesrecht (ê were) verloren. Sechs Tage solle er beim Pfluge und anderer Arbeit sein, am Sonntag solle er mit der Gart (Gerte) in der Hand zur Kirche

[1] Bartsch, Kolmarer Meistersänger-Handschrift. S. 27.

[2] Bechstein d. Sagen Nr. 123; über die Sage Kaiserchronik III., S. 997, die Sage ist schon von Enenkel behandelt.

Digitized by Google

gehen. Trägt er aber ein Schwert, so soll man ihn zum Kirchzaun führen, dort halte man ihn und schlage ihm Haut und Haar ab. Wenn er aber gerechte Feindschaft habe, so wehre er sich wider seinen Gegner mit der Gabel. Grau war und blieb die Grundtracht der deutschen Bauern [1]. Auf diese Kleiderordnung Karls spielt noch Neidhart an, wenn er singt:

im (Gâzeman) und sinen tanzgesellen
sol man hâr und kleider alsô stellen
nach dem alten site gar
alsô manz bî karlen truoc [2].

Daß aber Karl nicht nur die Tracht und das Recht der Bauern bestimmte, wie uns die Kaiserchronik mittheilt, sondern auch bemüht war, die Landwirthschaft und die Gartencultur zu heben und seine Höfe als Musterwirthschaften zu gestalten, wissen wir aus den Capitularien, die er 812 in dieser Beziehung erließ. Und aus der auf den Gartenbau sich beziehenden Stelle des Capitulare de villis vel curtis imperatoris ersehen wir, daß das Bild unserer Bauerngärten mit jenem der Kaisergärten, was die Pflanzen betrifft, noch heutzutage wesentlich zusammenstimmt [3].

Auch dies Bestreben des großen Kaisers hat die Sage aufgegriffen, indem sie uns erzählt, Kaiser Karl habe auf dem Rüdesheimer Berg den Weinbau gegründet, er wandle in mondhellen Nächten auf der goldenen Brücke, die der Mond über den Strom wölbt, dorthin nach seinen Reben zu sehen und segne sie [4], auch habe er die westphälischen Schinken aufgebracht [5].

Doch kehren wir zu Karl, dem Kriegshelden, zurück. Nachdem er die Verhältnisse in Rom geordnet hatte, drang er, wie die Kaiserchronik meldet, nach Apulien, wo er den Fürsten Adelhart besiegte, und bezwang den Fürsten Desiderius, dessen Tochter Aba er als Gattin an den Rhein führte. Auch an die Longobardenkämpfe hat die Sage einige schöne Blüthen, z. B. von der den Karl liebenden Tochter des Desiderius, dem lombardischen Spielmann [6], und ähnliches angesetzt. Die Erinnerung an Karls Zug nach Italien hat aber auch die tirolische Sage treu bewahrt. So soll das Benedictinerinnen-Kloster Münster an der Grenze Tirols von ihm bei seiner Zurückkunft gestiftet worden sein. Noch stellt ein uraltes Steinbild in der Kirche den Kaiser mit Schwert und Reichsapfel dar. Bei Mals saß er unter einem Lärchbaume zu Gericht [7]. Er soll die Kirche S. Stefano bei Carisolo, auf dem Bergkamme, der das Rendenathal vom Val di Genova

[1] Kaiserchr. M. III., 1003.

[2] Ed. Haupt 102. 15.

[3] A. Kerner, Die Flora der Bauerngärten in Deutschland, in den Schriften der zoologisch botanischen Gesellschaft in Wien 1855.

[4] Simrock Rheinsagen Nr. 97; Kaufmann S. 102.

[5] Rheinsagen Nr. 109.

[6] Kaiserchr. III., 1005 ff.

[7] Zingerle Tir. Sagen Nr. 689.

Digitized by Google

trennt, erbaut haben, nachdem er das Schloß eines heidnischen Dynasten zerstört hatte. Sieben Bischöfe assistirten bei der Grundsteinlegung [1]. Dieselbe Sage geht von der Kirche S. Zeno im Rendenathale [2]. An der Kirche von Pelizzana im Val di Sol ward 1446 eine Inschrift gefunden, die besagte, daß Karl mit einem großen Gefolge, worunter sieben Bischöfe, auf einem Zuge gegen die arianischen Longobarden in diese Gegend gekommen sei. Er zog über den Tonalpaß [3].

(Schluß folgt.)

Mährens Culturzustände zur Zeit der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser von 906 bis 1197.

(Nach Dr. Beda Dudiks „Allgemeine Geschichte Mährens", 4. Band. Brünn 1865. Gastel.)

(Schluß.)

Seit 1041, sowohl im 11. als im 12. Jahrhundert, sehen wir die Böhmen und Mährer im friedlichsten Einvernehmen mit Deutschland, und die Geschichte weiß von keinem Kriege zwischen ihnen zu melden. Im Gegentheile nahmen die Czechoslaven Theil an den Schlachten, welche für Deutschland geschlagen wurden.

Bis zum 13. Jahrhunderte hatte dieses Verhältniß festen Bestand. Von Heinrich II., dem Heiligen, belehnen alle folgenden deutschen Kaiser den Herzog von Böhmen mit seinem Lande. So wurde, wie Ficker dies nachweist, Böhmens Beherrscher ein Reichsfürst von maßgebendem und bestimmendem Einflusse. Der Preis für diese enge Verbindung der böhmischen Herzoge war die Königskrone, die der Fürst eines Landes trug, das, seiner Bevölkerung nach slavisch, in die Geschicke des h. römisch-deutschen Reiches mächtig eingriff.

Die Thronbesteigung ging sehr feierlich vor sich; nachdem zuvor der Fürst die Landesgerechtsame bestätigt und beeidet hatte, empfing er die Geschenke und Huldigungen des Adels und Volkes; hierauf wurde aus einem Fenster der Burg Geld unter das Volk geworfen. Der Herzogsthron war ein alter behauener Felsblock, welcher am Hradschin in der Nähe der St. Veitskirche aufgestellt war. Der Titel ist in den verschiedenen Zeugnissen jener Zeit verschiedentlich angegeben. So lesen wir bald „Dominus", bald wieder „Dei gratia princeps et monarcha Boemorum", bald „Dux Boemiæ", anderer nur hie und da vorkommender Titulaturen nicht zu erwähnen. Die mährischen Fürsten, welche bekanntlich den böhmischen

[1] Mariani, Trento con il sacro concilio 1673, p. 548.
[2] Ebend. 549.
[3] Perini, Statistica del Trentino, II. 296.

Digitized by Google

Herzogen den Eid der Treue schwören mußten, wurden von diesen mit „Moraviæ provinciæ principes“ bezeichnet. Die Prinzen hießen „Duces“ und „Ducelli“. Ein Landeswappen mag es im 11. und 12. Säculum nicht gegeben haben, die Farben wechseln häufig. Auf Siegeln findet man das Bildniß des h. Wenzel, eine Fahne in der Rechten, die Linke auf den Schild gestützt. Der böhmische Löwe, der mährische Adler findet sich in dieser Zeit nicht.

Die Souzerainetät der mährischen Fürsten verpflichtete dieselben den böhmischen Herzogen gegenüber zum Eide der Treue, und der päpstliche Legat Guido bezeichnet dieses Verhältniß als „Unterstellung Mährens unter den Herzog von Böhmen“. Wiewohl im Innern autonom, waren sie in allen Beziehungen nach außen abhängig, durften weder Krieg noch Frieden mit auswärtigen Völkern eingehen, noch Münzen prägen, keinen Landesbischof ernennen, noch irgend einen Theil des Fürstenthums ohne Zustimmung des böhmischen Oberherrn verleihen, verschenken oder verkaufen. Die Krongüter kamen zumeist wie die Zölle und andere Regalien dem böhmischen Herzoge zugute; mit der Einsetzung der jüngeren Przemysliden als Fürsten von Mähren steigerte sich auch der Besitz dieser anliegenden Güter wie deren Antheil an den Einkünften der Regalien.

Der große Grundbesitz befand sich zumeist in den Händen des Landesadels. Dieser war also weder Geburts- noch Beamtennobilität, sondern Besitzadel. Im 12. Jahrhunderte bildeten die hohen Beamten neben dem Grundadel den Herrenstand, einzelne Erhebungen unter die nobiles et ingenuos legten Grund zu einem Verdienstadel. Die Genealogie wurde schon damals berücksichtigt, und nachher noch eifriger in Evidenz erhalten. Die Beamten theilen sich in Hof- und Landesbeamte. Der Vorsteher einer Župa hatte für die Ordnung durch bewaffnete Macht zu sorgen, der oberste Richter für die Rechtspflege, den Schutz des Eigenthums und der Person, der Kämmerer für die Leistung der Abgaben und der Villicus hatte die Verwaltung der Staatsgüter in seinen Händen. Sie alle waren dem comes palatinus untergeordnet. Die Einrichtung der Haus- und Hofämter in Prag entspricht ganz derjenigen, welche am Hofe des deutschen Königs üblich war. Auch am Hofe zu Prag finden wir das Gefolge (comitatus), einen Marschall, Oberstkämmerer, Oberstkanzler, Truchseß, Mundschenk, Oberjägermeister und Hofcaplan.

Der Kriegsdienst war seit 1041, wo Böhmen jeder Eroberungspolitik entsagt hatte, in keiner Weise drückend. Das Hauptaugenmerk war auf die Befestigung des Landes durch Burgen gerichtet. Die Landesburgen waren auf scharfen Gebirgsausläufern oder auf Inseln und zwischen Flüssen so postirt, daß von einer zur anderen Signale möglich waren, um die Gegend zu alarmiren; dann zog der Landbewohner dorthin mit seiner besten Habe, mit Weib und Kind, und erwartete den Feind an der Grenze. Die Burgen waren entweder nach Landessitte von Holz, oder „nach römischer Art“ aus Stein in Thurmform gebaut, umgeben von Wällen und Gräben mit Ausfallthoren. Wurfmaschinen, Pfeil und Bogen, Schwert und Wurfspieß waren in Gebrauch. Kriegslust und Tapferkeit zeichnete die Czecho-

Digitized by Google

laven in hohem Grade aus und Palacky hat recht, sie als die ersten Krieger zu bezeichnen, denen erst am Ende des 15. Jahrhunderts die Schweizer den Rang streitig machen konnten. Im Augenblicke der Gefahr, wenn der Feind sich den Grenzen des Landes näherte, wurde ein allgemeines Aufgebot erlassen; galt es jedoch einen auswärtigen Krieg, so mußte erst der Landtag seine Bewilligung ertheilen. Dann zog der Herold im Lande umher und rief zu den Waffen, die Blutfahne in Prag wurde aufgepflanzt, unter ihr sammelten sich die zu je 1000 abgetheilten Mannen und rückten todesmuthig mit dem Rufe „Cyrie eleison“ in die Schlacht, und Böhmen und Mährer verhalfen ihrem obersten Kriegsherrn, dem Herzoge von Böhmen, zu Ruhm und Sieg.

Der Landtag war in beiden Ländern ein gemeinsamer und wurde einberufen: bei der Thronbesteigung eines neuen Herzogs, zur Zeit eines Aufgebotes, zur Berathung von allgemeinen Gesetzen, welche für beide Länder gelten sollten. Alle wehrhaften Böhmen und Mährer, mit Ausnahme der Leibeigenen, hatten daran ihren Antheil; der Clerus hingegen bildete nur in Ausnahmsfällen einen privilegirten Stand in der Landtagsstube. 1174 wurde in Mähren der erste mährische Landtag gehalten, ohne daß dadurch, wie z. B. 1189 bei Berathung der Ottonischen Statuten, die allgemeinen Landtage aufhörten, gemeinsame Angelegenheiten zu berathen. (Ueber die Rechtsverhältnisse Mährens und dessen civilistische und criminalistische Normen enthalten Tomaschek's und Jireček einschlägige Forschungen viel des Belehrenden. Sie hier weiter auszuführen fehlt der Raum.)

Die Erziehung trug vorzugsweise kirchlichen Charakter. Hatte der Knabe die Kinderstube verlassen, wurde ihm das Haar abgeschnitten, hierauf begann der Unterricht. „Der h. Wenzel ward nach Budeč in die Schule geschickt, um dort zuerst vom slavischen und dann vom lateinischen Priester im Lesen, Schreiben, und Verstehen der beiden Sprachen und in der Religion unterrichtet zu werden“. Der Clerus hatte die Aufgabe den Kindern das Vaterunser und den Glauben in der lateinischen und slavischen Sprache zu lehren und sie zu gewöhnen, dem Priester in der Kirche während der h. Messe zu antworten. War der Knabe herangewachsen, so wählte er die Beschäftigung des Vaters, war er von ritterlicher Herkunft, so erhielt er das Schwert umgegürtet und den Ritterschlag.

Fahrende Sänger zogen von Burg zu Burg und verbreiteten Fröhlichkeit und allgemeine Erlustigung, zumal wenn Gaukler erschienen, welche ihre Gelenkigkeit und Kraftübung zeigten. Gesang und Tanz entfesselten die Feste, namentlich die Kirchweihfeste, und der Stephans-Tag (26. December) war stets lauter Freude und wahrer Volksbelustigung gewidmet.

Die Kunst trägt den byzantinischen Stempel, hie und da rein byzantinischen Charakter. Die beiden Slaven-Apostel Cyrill und Methud waren im byzantinischen Reiche gebildet, die Kreuzfahrer brachten byzantinische Kunsterzeugnisse als Angedenken mit, welche dann zum Muster der Nachahmung dienen mußten. Der Prager Bischof Meinhard brachte von seiner Reise aus Palästina Goldstickereien mit, und bald darauf waren die in den Nonnenklöstern Böhmens gefertigten

Digitized by Google

Meßgewänder zu Ruf gelangt. Die Baukunst kam in profanen und kirchlichen Bauten im 12. Jahrhundert zum Ausdruck; im Kirchenbau scheint neben dem romanischen der Basilikenstyl angewendet worden zu sein. Kirchen und Altäre erhielten reichen Schmuck; Herzog Soběslav hing 1129 in der Kirche auf dem Wyšegrad, wo sich die Familiengruft der Fürsten befand, eine Krone auf, die 12 Mark in Gold und 80 in Silber hatte, ließ die Wände ausmalen, den Fußboden mit polirten Steinen belegen, einen Porticus um die Kirche bauen, in den beiden Seitenschiffen die Felderdecke herstellen, das Gebäude mit Dachziegeln decken und die Altäre mit Tüchern und mit goldenen und silbernen Kreuzen verzieren. In demselben Jahre restaurirte Bischof Meinhard die St. Veits-Kirche in Prag und schmückte das Grab des h. Albert mit Gold, Silber und Krystall aus. In Mähren haben sich aus dem 12. Jahrhunderte keine vollständigen Kirchenbauten erhalten; wie es denn auch unentschieden ist, ob die Kunst in Mähren überhaupt in jener Epoche durch einheimische Künstler gepflegt wurde. Zur Verbreitung der Bildung trugen wesentlich die Klosterschulen bei. Fast jedes Kloster hatte eine Schule, zunächst für Ausbildung seiner jüngeren Mönche; allein der Drang war auch im Laienstande und so errichteten reichere Klöster auch allgemeine Schulen, in welchen die sieben freien Künste gelehrt wurden. Sie zerfielen in das Trivium und Quadrivium und umfaßten Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, wozu auch die Medicin kam. Die Unterrichtssprache war lateinisch, die Volkssprache hieß unter den Mönchen nur „lingua barbara". Nur im Prokops-Kloster an der Sáza fand slavische Sprache eine Zuflucht. Besondere Aufmerksamkeit verdienen auch die Bibliotheken, welche mit ihren Schätzen noch heute die Bewunderung erregen, die alle den höchsten Zwecken der Bildung gewidmeten Leistungen verdienen. Sie geben uns Kunde von dem Leben der Vorzeit und reizen zum Studium und Durchforschen, wo die allgemeine Rohheit an den Stätten des Glaubens ein Asyl für geistige Thätigkeit mitleidig duldete.

Zum Schlusse haben wir noch zu bemerken, daß der vorliegende Band zwei werthvolle Beilagen enthält. Die erste bringt ein genaues Verzeichniß der Bischöfe von Mähren vom h. Cyrillus an bis zu Engelbert von Brabant (1194 bis 1199) Bei jedem der Landesbischöfe sind die näheren Familiendaten, so wie das Jahr der Denominirung, der Consecration und das Sterbejahr angeführt. Die zweite Beilage ist eine Stammtafel der Przemysliden und bis zum Jahre 1200 mit besonderer Sorgfalt zusammengestellt.

Eben so schätzbar sind die beiden von Herrn Dr. Hermenegild Jireček aus gearbeiteten Landkarten, deren Anschließung an diesen Band der mährische Landesausschuß veranlaßt hat. Die eine dieser Karten umfaßt solche Orte, deren Vorhandensein in Mähren am Schlusse des 12. Jahrhunderts sich an bewährten Urkunden und Chroniken nachweisen läßt. Allein die vorhandenen Urkunden und Diplome enthalten doch bei weitem nicht alle im 12. Jahrhunderte schon bestandenen Orte. Diesen Mangel soll die zweite Karte ersetzen, die alle Orte mit patro-

Digitized by Google

nymischen Namen darstellt, also solche, welche eben nach ihrer Bezeichnung noch vor das 12. Jahrhundert reichen. H. M. R.

Melchior Meyr.

„Erzählungen aus dem Ries". Zwei Bände. Stuttgart 1861, Mäntler. — „Novellen". Stuttgart 1863, J. G. Cotta. — „Ewige Liebe". Zwei Theile. Braunschweig 1864, Westermann.

Zuweilen knüpft sich an einen Dichternamen eine untergeordnete Beziehung, welche ihn nicht zu seiner vollen und berechtigten Geltung gelangen läßt. Auch Melchior Meyr ist ein solcher Name. Der Verfasser der oben angegebenen dichterischen Werke ist auch der Verfasser eines theosophischen Werkes: „Gott und sein Reich", welches bei der Neigung des Menschen, einem Lebenden die gebührende Anerkennung zu verkümmern, stets in den Vordergrund gerückt wird, so oft er eine rein poetische Leistung dem unbefangenen Genuß unterbreiten will. Ist es doch vor allem so bequem, mit einem fertigen Urtheil, welches bereits festzustehen scheint, sich der Mühe neuer Untersuchungen und neuer Beurtheilungen zu entziehen, mögen auch die neuen Werke, die dazu auffordern, nicht den mindesten inneren Zusammenhang haben mit der Leistung, welche zu jenem ersten Urtheil veranlaßt hatte.

Auch in Oesterreich hat man wiederholt dem ganzen Geist dieses Schriftstellers Genüge zu thun geglaubt, wenn man den Widerstand gegen sein metaphysisches Heiltränkchen aussprach. Dieses ist nun in der That weder angenehm noch heilsam zu nehmen. Abgesehen von den Grundstoffen, aus denen es gebraut ist, und deren Werth zu bezeichnen nicht die Aufgabe dieser Zeilen ist, wurde es dem unglücklichsten Streben entpreßt, das man in dieser Welt haben kann, es sucht Gegensätze zu vermitteln, insofern Glaube und Philosophie als solche auftreten. Allein die Gerechtigkeit erheischt, von diesen Versuchen abzusehen bei Dichtungen, welche selbst nicht davon berührt sind. Vor dem ästhetischen, wie vor dem weltlichen Gericht dürfen die Kinder nicht für die Schuld des Vaters büßen, so lange sie eben von derselben frei bleiben. Allerdings aber fordert es um so stärkere Rüge, wenn die Manie des Vaters dem Kinde verderblich wird, und darum soll die Geißel nicht fehlen, wo die theosophische Richtung des Verfassers den künstlerischen Organismus seines Werkes zerstört.

Das ist nun am wenigsten in den „Erzählungen aus dem Ries" der Fall, so guten und anmuthenden Dorfgeschichten, als sie nur jemals geschrieben wurden. Was das Ursprüngliche und Vortreffliche in diesem Genre so selten und die Nachahmung so widerlich macht, beruht auf Bedingungen, deren Erfüllung nicht schon mit dem Talent selbst gegeben ist. Dieses mag menschliche Vorgänge erzählend

Digitized by Google

darstellen, und wenn nur die psychologische Natur derselben lebendige Wahrheit ausstrahlt, so können die Verhältnisse und der Boden der Handlung von idealster Beschaffenheit sein. In der Dorfgeschichte müssen auch diese Aeußerlichkeiten von lebendigster Wahrheit sein, ohne daß es genügen würde, das Wirkliche der Erfindung nur mechanisch anzusetzen und was etwa ohne jede locale Beziehung gedacht und erdacht ist, hinterher mit bestimmten Ortsnamen zu versehen. In diesem Falle würden Erfindung und Schauplatz stets getrennt auseinander fallen, selbst wenn jedes dieser Elemente für sich volle Wahrheit hätte. Eine dritte Wahrheit muß sie vielmehr schon ursprünglich miteinander verschmolzen haben, ein schöpferisches Gefühl, das aus dem tiefsten Gemüth des Dichters aufsteigt und sich unwillkürlich mit seinem schöpferischen Talent verbindet. In solcher Verbindung bewirkt jenes starke Gefühl für die Heimat, daß die Handlung, die man erdichtet, wie von selbst gerade nur dieses Local voraussetzt und das Locale mitwirkendes Motiv der Erfindung wird, in ihr eine Art Verklärung hat, aber dabei sein wahres Wesen nur um so entschiedener festhält.

Es ist daher nicht ein ethnographisches Gelüste und selbst nicht ein ästhetisches Postulat, wenn man von der modernen Dorfgeschichte im Gegensatz zu dem utopischen Idyll, wie es im vorigen Jahrhundert Mode war, die geographische Wirklichkeit des Bodens verlangt. Der Dorfgeschichtenerzähler überliefert uns damit vielmehr erst seine Beglaubigung, zu der Sache berufen zu sein; er giebt mit der Wahl der realen Grundlage und mit der genauen Kenntniß derselben Bürgschaft dafür, daß er jene schöpferische Liebe für das Dorf besitzt, welche zur Hervorbringung der dazu gehörenden Geschichte eben so nothwendig ist, wie das Talent. Gutzkow, Fanni Lewald und manche andere sonst begabte Geister, die sich auch einmal in der Dorfgeschichte versuchten, weil das Genre gerade im Schwange war, haben damit keine Wirkung erzielt, weil sie entweder das abstracte Dorf ohne alle concrete Beschaffenheit im Auge hatten, oder wenn sie sich schon mit ihrer Erzählung auf einem bekannten Erdwinkel niederließen, nur die oberflächliche Kenntniß davon, nur zufällige Neigung dafür verriethen, wie man sie auf einer Landpartie oder einer Reise für eine schöne Natur und die Menschen, die in ihr leben, an den Tag legt. Der Leser wurde eingeladen, einen Spaziergang mitzumachen, wobei er keinen Augenblick das Bewußtsein verliert, eigentlich in einer ganz andern, viel vornehmeren Lebensregion zu Hause zu sein.

In Melchior Meyrs Dorfgeschichten schlagen die Liebespulse des eigentlichen Heimatgefühls und darum laden sie den Leser zu einem ausgiebigen und ernsten Aufenthalt in ihrer kleinen Welt ein und er verweilt gerne darin und trennt sich davon nicht leicht und jedenfalls mit dem Wunsche, bald wieder zurückgeführt zu werden. Diese kleine Welt, wie der Verfasser selbst das Ries nennt, weil es eine nicht unbedeutende Mannigfaltigkeit von Lebenserscheinungen in sich birgt, ist ein Gau im Schwabenland, einige Stunden nordwärts von der Donau, gehört zu größerem Theil zu Baiern, zu kleinerem zu Württemberg, und man glaubt dem Dichter gerne, daß der Gau von jedem, der zu guter Jahreszeit darin verweilt, für einen

Digitized by Google

der anmuthigsten und gesegnetsten im deutschen Vaterlande gehalten werden muß. Schön und fröhlich muß die Landschaft sein, das Ries; die alte Reichsstadt Nördlingen gehört dazu, auch die fürstliche Residenz Wallenstein, außerdem manches wohlerhaltene Schloß oder ehemalige Klostergebäude und eine Menge schmucker Dörfer.

Mit dem bestimmten Schauplatz und der Liebe zu ihm, welche die wahre Kenntniß desselben vermittelt, ist jedoch für die echte und rechte Dorfgeschichte noch nicht alles gegeben. Das Talent immer vorausgesetzt, muß sich hier eine besondere Seite desselben entwickeln, deren Roman und Novelle nicht bedürfen, die Kunst, bei aller Mannigfaltigkeit der Charaktere und Verschiedenheit des auf sie einwirkenden Schicksals die Einheit zwischen ihnen festzuhalten, welche eben durch denselben Boden, durch das Verharren auf dem gleichen, fest bestimmten Landgebiet mit seinen besonderen Zuständen und Sitten schon gegeben ist. Wenn der Roman sich frei genug innerhalb des genugsam großen Kreises einer und derselben Nationalität bewegen kann, so ist es den Figuren der Dorfgeschichte und auch den interessanten und wunderbaren Geschicken, die ihnen der Erfindungsgeist des Dichters zuwendet, nicht gestattet, über den engsten Kreis dörflicher Landsmannschaft hinauszuwachsen. Gutes und Böses, Schlauheit und Einfalt, das Interesse an höheren Dingen, die gierige Leidenschaft — was in diesen Menschen immer vorherrschen mag, seine Aeußerung kann hier nur dann die Wirkung der Wahrheit haben, wenn der Leser darin den Odem des frisch gepflügten Ackerbodens wittert, den Hauch des unmittelbaren Naturlebens, eine ungestörte Naivetät selbst noch im Ausbruch der rohesten Kraft oder unter der Gewalt des tragischen Ernstes.

In den Ständen, die man im Gegensatz zum Landvolk die höheren nennt, herrscht der gesellige Schliff so unbedingt, daß er auch den Ausbruch der wildesten Gefühle hemmt oder in mildere Formen gießt, als ihm natürlich sind. Das kommt dem Romanschriftsteller zugute: er kann auf unmittelbare Kraft verzichten und die Leidenschaften, von denen seine Personen durchstürmt werden, reflectirend deutlich machen. Der Dorfgeschichtenerzähler muß die Gewalt der Empfindungen aus dem Munde der Betreffenden selbst hervorbrechen lassen und, um dabei die Schönheit des Gebildes, das doch immer ein ästhetisches bleiben muß, nicht zu opfern, vielmehr erst recht zu sichern, den frischen Naturgeist, der all' diesen unmittelbaren Aeußerungen zu Grunde liegt, nur um so erkennbarer und reizender zur Erscheinung bringen. Dann vermag uns noch das Erschütternde ein Lächeln abzugewinnen und selbst das Komische zu rühren.

Indem nun Melchior Meyr alle die hier entwickelten Bedingungen einer guten Dorfgeschichte mit der Leichtigkeit eines angebornen Berufes erfüllt, ist der Werth und der außerordentliche Reiz seiner „Erzählungen aus dem Ries" verbürgt. Von den dreien des ersten Bandes ist Ludwig und Annemarie" die einfachste Geschichte, die man sich denken kann: die Treue und Ausdauer eines liebenden Paares. Dieser simple und oft behandelte Vorwurf hat etwas von dem Ewigen und dem ewig Neuen der Liebe selbst an sich, wenn nur der Dichter es

Digitized by Google

wie hier versteht, alle Wendungen des Geschickes zum Bösen und zum Guten aus dem innersten Wesen der Liebenden selbst hervorgehen zu lassen. Denn der Mensch ist immer neu und immer ein anderer, und wenn das, worin er ein Einziger ist, sich im gewöhnlichen Leben oft bis an sein Ende vor ihm selbst und vor seinen Nächsten versteckt — eine treue und vielgeprüfte Liebe bringt es zum Vorschein. Daß aber in solchem Falle die imaginäre Gestalt nicht hinter der Originalität der Natur zurücksteht, das ist eben die That des Dichters. Dieser Kunst der Charakteristik entspringen hier die ergreifendsten Scenen, ja sogar ein Pathos, welches weit entfernt ist, sich in pathetischen Reden zu äußern und dem theilnehmenden Leser nur in der Nachwirkung fühlbar wird.

Bei gleicher Gewissenhaftigkeit in der Zeichnung der Figuren hat „Die Lehrerbraut" ein viel schwierigeres Problem zur Grundlage der Handlung: die Bildungsfähigkeit des von ländlichen Anschauungen und Gewohnheiten bereits ganz Eingefangenen für höhere Culturzustände. Es wird in einer Weise gelöst, die dem Epiker des Dorfes wohl ansteht und von der sich der Leser willig gewinnen läßt. Die Erzählung kann bei dem Ernst des Gegenstandes und der Behandlung als die geistig bedeutendste der Sammlung bezeichnet werden.

In „Ende gut, Alles gut", der Geschichte eines gutmüthigen Riesen, der in der Verwerthung der vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens so unbeholfen ist, daß er stets sein Ziel verfehlt, bildet der Humor den Grundton und dadurch kommt auch der Dialekt, von dem der Verfasser fast allzu discreten Gebrauch macht, zu größerer Geltung Der Rieser Dialekt ist so leicht verständlich und zutraulich, daß man ihn in den anderen Erzählungen zuweilen ungerne vermißt, obgleich es dem Verfasser meistentheils gelungen ist, ihn durch eine Sprechweise genügend zu ersetzen, auf die gleichsam ein Schatten des Dialektes fällt, ohne daß sie mit ihm identisch würde.

Im zweiten Band erfreut die Erzählung „Regine" weniger durch die für eine Dorfgeschichte fast zu ideale Frauengestalt, um die sich die Handlung bewegt, als durch die ergreifende Poesie, mit welcher der Erzähler den Kreislauf der Jahreszeiten begleitet, indem er jede einzelne versinnlicht in der getreuen Darstellung der den verschiedenen Zeiten entsprechenden Freuden und Beschäftigungen ländlichen Lebens. Den tragischen Nachhall dieser Erzählung, die in ihrem Verlauf mehr Dichtung als Dorfgeschichte ist, weiß die letzte Gabe „Der Sieg des Schwachen" tröstlich und erheiternd auszugleichen. Beide haben ihren Schwerpunkt wieder in den Charakteren, was überhaupt die künstlerische Signatur dieser Erzählungen ist und für die hie und da bemerkbare Dürftigkeit der Erfindung vollauf entschädigt.

Gewiß werden die „Erzählungen aus dem Ries" immer eine Stelle in der belletristischen Litteratur behaupten, und sollten sie nicht schon gegenwärtig den großen Leserkreis haben, den sie um ihres unterhaltenden Reizes willen verdienen, so wäre dies nur ein Zeugniß mehr der gerade in Deutschland so chronisch gewordenen Gleichgültigkeit gegen das Schöne, wenn sein Auftauchen nicht durch besondere Umstände oder Zufälle begünstigt wird.

Digitized by Google

In den „Novellen", deren zwei den Band bilden, betritt Melchior Meyr die größeren deutschen Gesellschaftskreise. Man könnte „Die zweite Liebhaberin" ein niederländisches Bild nennen, welches die Werkstätte des deutschen Theaters zum Gegenstande hat. Dabei wäre freilich die Berechtigung des Ateliers, selbst Vorwurf des Kunstwerkes zu werden, in Frage zu stellen, wenn auch die Malerei mit speciellem Erfolg sich dafür entschieden hat. Man muß selbst vom Metier sein, um für all die kleinen Geheimnisse Interesse zu haben, welche für den Triumph oder die Niederlage eines dramatischen Dichters bestimmend sind, und das allgemeine menschliche Interesse, auf welchem das Kunstwerk beruhen soll, ist jedenfalls nicht mit darin eingeschlossen. Auch die Tauglichkeit des Dichters zum Helden einer Dichtung ist sehr problematisch; der Dichter ist eine Ausnahmsnatur, deren Wahrheit zu controliren, der normale Maßstab fehlt, und Goethe scheint im „Tasso" die Bedingungen ein- für allemal erschöpft zu haben, unter welchen die Aufgabe lösbar ist.

Indessen siegt die vorliegende Novelle durch zweifach günstige Eigenthümlichkeit glänzend über solche Bedenken. Vorerst ist es gerade die Art des Antheils, welchen unsere Zeit dem Theater schenkt, was einen Blick in die Mysterien des Handwerks, wenn nicht zu einem allgemein menschlichen, doch zu einem sehr weit ausgedehnten Interesse macht. Auf Grundlage desselben wird auch hier mit einer dramatischen Steigerung, wie sie sonst in den Erfindungen des Verfassers nicht vorherrscht, die äußerste Spannung erzielt und jene Befriedigung gewährt, auf welche der Leser erzählender Schriften doch zunächst ausgeht. Sodann aber werden die Angelegenheiten des Metiers immer mehr zu einer Frage erhoben, welche heute alle Gebildeten beschäftigt, auch wenn sie nicht unmittelbaren Antheil an der Hervorbringung von Kunstleistungen haben. Es ist das Verhältniß der realistischen und idealistischen Kunstmittel gerade zu dem Charakter unserer Zeit, worüber sich hier eine eben so überzeugende als fruchtbare Ansicht geltend macht, wobei mit künstlerischer Geschicklichkeit dafür gesorgt ist, daß sie sich auch in den Schicksalen der handelnden Personen psychologisch abspiegle. Ein gesunder, den Blick vom idealen Ziel nicht abwendender Realismus in der Gegenwart wird als die einzig mögliche Grundlage für einen künftigen, wieder in tausend Blüthen prangenden Idealismus dargethan.

Von minderer Bedeutung ist die zweite Novelle „Verlust und Gewinn". Mit der dem Verfasser natürlichen Anmuth und mit der Sauberkeit gewissenhaften Fleißes ausgeführt, verläuft sie allzusehr nach dem Muster der moralischen Erzählungen für die erwachsene Jugend, indem mit souverainer Verachtung der Erfahrungen, wie man sie täglich macht, die eintretenden Glücksfälle sich genau nach den Verdiensten und den Tugenden der danach Strebenden richten. Zudem glitzert zwischen den Zeilen dieser Erzählung schon etwas von der theosophischen Richtung, deren heißes Licht in der größeren Production: „Ewige Liebe" voll aufgeht und die ästhetische Illusion unbarmherzig austrocknet.

Digitized by Google

Zwar der erste Band liest sich noch ungestört und angenehm. Er ist eine zarte Variation über den im Buche selbst erwähnten Erfahrungssatz einer Französin: „On n'est séduit que par ce qui trompe". Ruhige Treue eines braven Mannes scheint auch dem besten Frauenzimmer zu viele langweilige Sicherheit zu geben, als daß es den eleganten Trug, der Ungewisses, Räthselhaftes der Phantasie vorführt, nicht unwiderstehlich finden sollte. Dieses Thema erschöpft der erste Theil und es hätte nur noch einer geschickten Schlußcadenz bedurft, um mit dem zwar etwas peinlichen, aber durch Wahrheit bestechenden Lebensbild poetisch zu versöhnen. Allein der Verfasser schließt einen ganzen zweiten Theil daran, nur zu dem Zweck, die Dissonanz in Predigten über Unsterblichkeit der Seele u. s. f. aufzulösen.

Vor allem ist zu bemerken, daß mit solcher unbefugten und unzünftigen Theologie weder dem Gläubigen noch dem Philosophen gedient ist. Der Gläubige bleibt ihr gegenüber lieber schlecht und recht bei seinem Glauben; der Philosoph wirft solche Gefühlsdemonstrationen, die sich für Lehren von den höchsten Dingen ausgeben, mit gerechter Verachtung von sich, zu welchem Systeme er sich auch immer bekenne, es müßte nur der ästhetisirende Optimismus sein, in dessen Dusel Prof. Carrière in München so schöpfungsselig dahintaumelt, daß er den Schrei zu Tode gemarterter Creaturen als die schönste Musik commentirt, dem Magister Panglos zur Wonne.

Im Hinblick auf die Kunst aber ist zu bemerken, daß die Tendenzdichtung längst gerichtet ist, gleichviel, ob darin eine politische oder eine metaphysische Tendenz herrscht. Wenn man eine „Erzählung" ankündigt, so hat man die Pflicht, etwas zu erzählen — und nichts weiter. Man ist dann jedem schuldig, ihn harmlos zu unterhalten, das heißt ihn hinsichtlich seiner Gesinnung, Confession, besonderen Weltanschauung in Ruhe zu lassen. Man hat sich aber eines falschen Aushängeschildes bedient, wenn man die Leute, die sich zur Anhörung geselliger Lieder versammelten, meuchlings mit einem Oratorium überfällt.

Der begabte Verfasser, einer unserer besten novellistischen Schriftsteller, hat zu viel Geist, um nicht mindestens seine Schriften, wenn nicht sein Herz, einer Richtung zu entziehen, die ihnen die verdiente Theilnahme schmälern könnte. Einstweilen seien die „Erzählungen aus dem Ries" und die „Novellen" allen angelegentlichst empfohlen, die mit den besten Hervorbringungen unserer Litteratur im Gleichen bleiben wollen.

Hieronymus Lorm.

Digitized by Google

Eine archäologiſche Reiſe in der Szathmárer Diöceſe Ungarns.

V.

Außer den Stein- und Ziegelbauten der Szathmárer Diöceſe haben wir unſere Aufmerkſamkeit auch den hier ſehr häufig vorkommenden Holzkirchen zugewendet, die meiſtens von Romänen, in der Mármáros auch von Ruthenen erbaut wurden.

Die Holzkirchen der Gegend haben zwar kein hohes Alter, die älteſte der von uns geſehenen wurde um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebaut; doch beſitzen ſie inſoferne ein archäologiſches Intereſſe, als ihre Anordnung und ihr Styl eine Fortſetzung der im ſpäten Mittelalter gebräuchlichen Weiſe iſt, und zwar ſo ſehr, daß hier, mit Ausnahme einiger Theile der Thürme, nicht das Princip der Holz-, ſondern das der Steinconſtruction maßgebend erſcheint.

Das Innere dieſer Kirchen beſteht, wie jenes der alten Dorfſteinkirchen der Diöceſe, aus einem einzigen Schiffe und aus einem Chore oder Sanctuarium. Die Anordnung des Schiffes in der Höhe geht noch weiter in das Mittelalter zurück als deſſen Grundriß, indem es, in ſeiner Mitte mehr als an den beiden Langſeiten emporſtrebend, an die romaniſchen oder jene dreiſchiffigen Spitzbogenkirchen erinnert, deren Mittelſchiff ſich höher erhebt als die Seitenſchiffe. Das höhere Aufſteigen des Holzſchiffes in ſeiner Mitte wird bloß durch eine Verengerung ſeines oberen Theiles möglich; nun liegt es aber in der Natur des zäheren Holzmaterials, daß es gerade die Erweiterung nach oben, das Vorſpringen der Stockwerke übereinander zuläßt, und meiſt gerade wegen dieſer Eigenthümlichkeit zum Baumaterial gewählt wird; wo demnach, wie hier, der entgegengeſetzte Fall eintritt, läßt ſich dies bloß aus einem Einfluß des Steinbaues auf den Holzbau erklären; wozu noch kommt, daß die Decke des Schiffes nicht die den Balken natürliche horizontale, ſondern die Bogenlinie des Steingewölbes annimmt.

Das Schiff wird in den Holzkirchen der nichtunirten Griechen in zwei Theile getheilt, den einen ſchließt die Bilderwand vom Sanctuarium ab, der andere entſteht durch die Trennung der Verſammlungsplätze der beiden Geſchlechter, unten iſt letztere durch die volle Bruſtwehr vollkommen, höher oben aber öffnen ſich Arcaden, welche den Anblick der Bilderwand auch den in der Weiberabtheilung, der Gynaikonitis Befindlichen geſtatten.

Die Bilderwand, die ſogenannte Ikonoſtaſis, trennt das Sanctuarium vollkommen vom Schiffe der Gemeinde und geſtattet den Eingang zum Altar bloß durch drei Thüren, deren mittlere ausſchließlich dem Prieſter offen ſteht, Der Reſt der Ikonoſtaſis iſt entweder mit Wand- oder mit Staffeleibildern angefüllt, welche das Holzgerüſt von oben bis unten bedecken und meiſt, im ſtarren Feſthalten am Alten, die byzantiniſche Kunſtweiſe bis in unſere Zeit verpflanzen.

Der Chor oder das Sanctuarium, das ſich hinter der Ikonoſtaſis öffnet, iſt

Digitized by Google

nicht eben so constant wie bei der Steinkirche enger als das Schiff. In ihm steht der Altar und zu ihm hat die Gemeinde keinen Zutritt. Gewöhnlich ist der Chor nieder, nach dem Muster der Steinkirche, auch mit drei Seiten eines Achteckes geschlossen, er hat, wie das Schiff, bloß kleine, mit runden Glasscheiben versehene Fenster, die jedoch zur Beleuchtung des Innern deßhalb genügen, weil die Kirchen immer sehr klein sind. An der äußeren Schlußwand des Chores ist es gebräuchlich, zur Erinnerung an die Verstorbenen Todtenkreuze aufzuhängen, welche zuweilen ganz originelle Schnitzwerkformen zeigen.

Ein meist verhältnißmäßig sehr hoher Thurm nimmt den mittleren Raum über der Frauenabtheilung ein; hier ist die Nord- und Südwand des Thurmes so zu sagen aufgehängt, ja es läßt sich dies auch von dessen Ostwand sagen, unter welcher bloß die dünne Arkadenwand steht, die den Männerraum von der Frauenabtheilung scheidet. In Bezug auf seine Stellung und Construction am unteren Theile gehört der Thurm demnach dem Princip des Holzbaues an; sobald er aber aus dem Kirchendache hervortritt, nimmt er den Steinbau zum Muster, indem er in derber quadrater Form bis zur Galerie emporsteigt. Von da an ist es noch immer der Steinthurm, der unserem Holzthurm zum Muster dient; jedoch nicht der gewöhnlicher Kirchen, sondern der Steinthurm der Burgen und Befestigungen, welcher ursprünglich vom Holzthurme stammt. Demgemäß ist der Aussprung der Galerie an allen Seiten des unter ihr befindlichen Viereckes ein sehr bedeutender, ebenso wie bei den Befestigungsthürmen, wo man die zwischen den weit vorspringenden Kragsteinen befindlichen Lucken öffnen und aus ihnen schießen, Steine schleudern und siedendes Wasser oder Pech (woher auch die Benennung der Pechnasen) auf die Köpfe der andrängenden Belagerer gießen konnte. Da jedoch dieser Zweck bei den Holzthürmen unserer Kirchen nicht vorkommt, weil unter ihnen überall das Kirchendach vorspringt, ist auch der große Aussprung der Galerie eher als Nachahmung oder bloße Verzierung zu betrachten, und zumal letzterer deßhalb, weil die Dielen, welche die Balustrade der Galerie bilden, tiefer unter diese herabgeführt, unten in mannigfach zugeschnittenen Spitzen enden. Ueber der Balustrade werden die offenen Arcaden der Galerie sichtbar, auf denen sich der meist sehr hohe Dachhelm erhebt; bloß dieser erscheint ins Achteck gebrochen, indem an seinen Ecken vier niedere Thürmchen sich erheben, zuweilen hat er eine zugerundete Form und bildet so einen auffallend dünnleibigen, stark zugespitzten Kegel. Die Spitzen der Thürme sind mit Metallkugeln oder eisernen Kreuzen versehen; letztere haben häufig eine sehr zierliche, immer aber leichte und stark durchbrochene Gliederung.

Das Dach der Kirche springt weit über die Balkenwand vor; merkwürdiger Weise sind aber die Balken, welche den Vorsprung tragen, nicht nach dem Principe der Holzconstruction, z. B. wie jene der Schweizerhäuser profilirt, sondern sie haben durchaus die Formen der alten Kragsteine des Spitzbogenstyles, wie wir diese unter den Erkern, Galerien oder Dächern des Mittelalters kennen.

Vor dem Schiffe der Holzkirchen findet man eine, dem Narther, der Vorhalle

Digitized by Google

der altchristlichen Kirchen entsprechende, offene Arcadengalerie, welche, von wenig Säulen begrenzt, die Westseite des unteren Walmdaches trägt. Hier öffnet sich das einzige Portal der Kirche, das gewöhnlich eine reiche Einrahmung von Schnitzwerk hat. Dieses Schnitzwerk ist meist roh, am häufigsten kommt hier die Tulpenform als Verzierung vor; dennoch liegt selbst der rohen Ausführung meist ein richtiger Sinn für Raumanordnung zu Grunde. Ueberhaupt zeigt sich in der Szathmárer Diöcese viel Liebe zum Holzschnitzwerke beim Volke und man findet dort häufig zierlich geschnitzte Holzthore, ja selbst die Brunnenhölzer ermangeln solcher Verzierungen nicht. Nicht selten sind über den Kirchenthüren Inschriften angebracht, die uns über die Bauzeit und die Meister Aufschluß geben.

Neben den Holzkirchen stehen gewöhnlich eigene Glockenstühle. Die Glockenstühle wiederholen in derberen Verhältnissen die Formen der Hauptthürme, unten werden sie gleichfalls von Holzsäulen getragen, sind demnach im größten Verlaufe des unteren Stockwerkes frei, dann kommt ein nach allen Seiten abfallendes Dach, über demselben eine vierseitige Bretterverschallung, auf diese folgt, in der Höhe der Glocken, eine offene Arcadengalerie mit herabhängender Dielenbalustrade, und über der Galerie der einfache oder mit vier kleinen Eckthürmchen verzierte Dachhelm, jedoch ist dieser gewöhnlich niederer als der gleichnamige des Hauptthurmes. Uebrigens bedienen sich die Griechisch-Nichtunirten neben der Glocken auch des bei den Griechen der Türkei ausschließlich üblichen Zusammenberufungsmittels der Gemeinde, es ist dies ein einfaches Brett, an das mit Hämmern geschlagen wird. Solche Bretter fanden wir neben den Eingängen aufgehängt.

Der Gesammtanblick dieser Holzkirchen ist ein sehr gefälliger, schon in weiter Ferne verkünden die über Baumgruppen hoch emporragenden spitzen Thurmpyramiden die Ansiedlung, in der Nähe aber gesehen, baut sich die Pyramide in vielfacher Abstufung auf, indem sie unten mit dem niederen Walmdache beginnt, sich höher im meist sehr hohen Dache des scheinbaren Mittelschiffes mehr und mehr verengt und zuletzt im Thurmhelme ihre größte Zuspitzung erreicht.

Die eleganteste Holzkirche, die wir gesehen, ist die von Szinyér-Várallja und der eleganteste Glockenstuhl der von Cseke, beide im Szathmárer Comitate. In der Mármaroser Gespanschaft gefiel uns die Holzkirche von Bárdfalu, unweit Máramáros-Szigeth am besten, doch soll es im Norden dieser und der Beregher Grafschaft weit complicirtere ruthenische Holzkirchen geben, welche nach dem Muster russischer Kirchen mit Kuppeln versehen sind. Diese Kirchen wären nun nicht unter das mittelalterliche Steinarchitekturprincip zu bringen, andererseits dürfte ihnen aber auch das baukünstlerische Interesse mehr oder weniger mangeln; daher unterließen wir es, bei ohnehin mangelnder Zeit, dieselben an ihren entfernten Fundorten aufzusuchen.

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Carus, Karl Gustav: Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 1. Theil. Leipzig 1865. F. A. Brockhaus. XVII und 325 S.

F. T. B. Selten ist ein Schriftsteller mit gleich günstigem Erfolge in so verschiedenen Gebieten vor das Publicum getreten, wie der ehrwürdige Präsident der Leopoldina C. G. Carus. Vergleichende Anatomie und Landschaftsmalerei, die individuellen Formen des Schädelbaues und die Gesammtheit des Erdlebens, die flüchtigen Seelenvorgänge und das Bleibende im Reiche der Dichtung, namentlich in der Goethe's, also sehr heterogene Sphären geistigen Wirkens haben durch ihn eine glänzende Vertretung erhalten. In dieser Mannigfaltigkeit sind aber die festgehaltenen und zusammenhaltenden Grundzüge des Schaffens nicht zu verkennen.

Da weht uns zuerst aus den verschiedensten Publicationen ein Hauch der Weihe entgegen und wir entdecken sogleich, daß er aus dem Streben hervorgeht, die Gegensätze des inneren und äußeren Lebens, des Geistes und der Materie, des Unendlichen und Endlichen oder wie man sie sonst bezeichnen mag, in dem einen Schmelz und Fluß der Seelenhaftigkeit verschwinden zu lassen. Carus erblickt in allem Daseienden eine Andeutung des Unvergänglichen und wie sich ihm so die Welt zu einem Symbolenall gestaltet, so kann er sie und ihre Einzelheiten nur als Verwandte der eigenen Innigkeit erfassen und darstellen. Die Natur ist ihm das „fixirte Sehfeld oder Landschaftsbild", in ihren Existenzen tritt ihm die Entwicklungsreihe eines höchsten Kunstgedankens oder poetischen Planes entgegen, und das Mysterium des schwebenden Gleichgewichtes zwischen Geist und Natur im Seelenleben ist darum die erste und letzte Frage seines gesammten Wirkens.

Eine zweite eben so durchgreifende Richtung bei Carus ist seine stetige Beziehung zu Goethe. Er giebt darin nur der Doppelseitigkeit seines Wesens, nämlich seiner Angehörigkeit sowohl zum Gebiete der Naturforschung als zu dem der Poesie, durch welche er sich als einen Geistesverwandten Goethe's fühlt, einen persönlichen Ausdruck. Der „Hinblick" auf Goethe's selbstbiographische Arbeiten war es auch vorzugsweise, welcher ihn zur Abfassung dieser Lebensbeschreibung oft in schwierigen Lagen ermuthigte und ihn zu ihrer Publicirung bestimmte, weil er wie jener im höheren Alter sie zu einem innerlich befestigten Ganzen zu ordnen vermochte. Und wie Goethe sagte, es sei im Menschenleben Innerliches und Aeußerliches eben so wenig zu scheiden, wie im Gewebe der Faden und Einschlag, so hat auch Carus ein Lebensbild aufgestellt, aus welchem die Culturzustände der ersten Hälfte unseres Jahrhundertes deutlich erkennbar werden.

Endlich wie Goethe in seinen biographischen Schilderungen zu wiederholtenmalen auf das Hineinspielen einer dunklen, jedem Calcul sich entziehenden, das Individuum endgültig bestimmenden Macht zurückkömmt, welche er als das Dämonische bezeichnet, so weist auch Carus immer wieder auf einen solchen incommensurablen Factor der Erlebnisse hin. Mit diesem Hinweisen auf das vielfache „Verkennen des Unbewußten" und seiner Macht beginnt er die Betrachtung seines Lebensverlaufes, und wenn ihm selbst in der bunten Ausstaffirung französischer Heerhaufen die „Durchdringung eines im wesentlichen Rationalen von einem bis zu gewissem Grade Irrationalen" entgegentritt, wenn er dann auch in „kritischen Lagen eine eigene vom Unbewußten dictirte Gedankenfolge" als den Quell richtiger Erleuchtung annimmt, so begreift sich's, wie sein nächster Lebensberuf, nämlich die Heilkunst im Zusammenhange mit dem Priesterthume sich ihm darstellt. Ja es tritt in solchen Hinweisungen jene zuerst erwähnte Charakterrichtung, welche auf die Beseitigung oder Verschmelzung idealistischer und materialistischer Einseitigkeiten hinstrebt, am deutlichsten hervor.

Digitized by Google

Unter dieser milden Beleuchtung läßt der Verfasser ungefähr die ersten dreißig Jahre seines Lebens an uns vorüberziehen. Und wenn er selber gegen den Schluß des Bandes hin sagt: „Man muß den Nachlebenden wirklich diese antediluvianischen Zustände treulich aufbewahren, da sie jedenfalls von den nächstkommenden Generationen bald gänzlich vergessen sein werden", so ist das ganze Buch ein Beleg dazu. Denn durch seine liebevolle eingehende Schilderungsweise werden vor uns Gestalten und Zustände lebendig, die man wenigstens eben so viele Jahrzehnte wie Jahre von sich entfernt glauben möchte. Das Stillleben in einer halbverschollenen ehemaligen kleinen Reichsstadt (Mühlhausen), das Umherschlendern und Lernen des Knaben in Wald und Wiese, die Anregungen, die er im Kreise der Hausfreunde und Bekannten, zu denen unter anderen auch Rochlitz, Seifert und Seume zählten, und in der Naturaliensammlung des Dr. Silesius erhielt, sie gewähren alle jenen eigenthümlichen Reiz, der sich aus der Mischung von Bekanntem und Fremdem entwickelt. Und was der Verfasser über die Erziehungsweise jener Tage, welche mehr nach innen zu wirkte, im Gegensatze zu der modernen mehr nach außen dringenden Bildungsrichtung bemerkt, verdient vollste Beherzigung. Das Interesse steigert sich mit den sich erweiternden Lebenskreisen, deren psychologische Phasen, wie z. B. die Melancholie zur Zeit der Standeswahl, das Durchbrechen des Kunsteifers mit dem Kunstbesitze, die Abwehr des Sichbequemmachens beim Eintritte der Mannesjahre, scharf gewiesen werden Wir begleiten den Verfasser gerne in den Hörsaal, ans Krankenbett, auf seinen Reisen, weil wir immer wieder auf die Verbindung des Einzelnen mit dem Großen und Ganzen hingewiesen werden, und freuen uns zum voraus auf die weitere Entwicklung dieses Lebens, namentlich auf die näheren Beziehungen zu Goethe, zu welchen dieser Band erst die Einleitung bietet.

Bericht über die 14. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure, abgehalten am 30., 31. August, 1. und 2. September 1864 zu Wien. Verlag des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins. Stich und Druck von Waldheim u. Förster. Wien 1865.

Soeben ist dieser Bericht erschienen, mit dessen Herausgabe und Versendung das Wiener Localcomité der 14. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure seine Thätigkeit beschließt.

Der Bericht, ein Quartband von 36 Bogen Text mit 25 Tafeln Abbildungen und zahlreichen Holzschnitten, enthält erstlich eine geschichtliche Uebersicht der Versammlung mit den Sitzungsprotokollen, dann die meisten der fachlichen Vorträge, weiteres einen Bericht über die mit der Versammlung verbundene Ausstellung, endlich ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Theilnehmer der Versammlung.

In Betreff der abgedruckten Vorträge war die Redaction des Berichtes an den Beschluß der zweiten Gesammtsitzung gebunden, daß alle angemeldeten Vorträge, gleichviel ob sie wirklich gehalten wurden oder nicht, veröffentlicht werden sollen. Der Bericht enthält im Ganzen 49 theilweise höchst interessante Vorträge, von welchen 6 der Abtheilung für Architektur, 18 dem Bauingenieurwesen, 16 dem Maschineningenieurwesen, 6 der Abtheilung für Heizung und Ventilation und 3 den Gesammtsitzungen angehören.

In dem Ausstellungsberichte finden wir 85 Aussteller architektonischer Werke, 81 Aussteller von Gegenständen des Ingenieurwesens, und 25 Aussteller photographischer Aufnahmen aus den Gebieten der Architektur und des Ingenieurwesens.

Wenn wir hinzufügen, daß die Ausstellung eine Reihe von 17 großen Sälen und einen weiten Hofraum füllte, so dürfte dies genügen, um die Größe und Reichhaltigkeit dieser Ausstellung zu kennzeichnen.

Digitized by Google

Die Verfassung des Ausstellungsberichtes war übrigens mit großen Schwierigkeiten verknüpft.

Der größte Theil der Ausstellungsgegenstände ist nämlich — ungeachtet aller vorhergegangenen schriftlichen und mündlichen Einladungen und Bitten — erst unmittelbar vor dem Beginne der Versammlung, und zahlreiche Stücke sogar noch später eingelaufen: dabei war von vorausgehenden Anmeldungen und mitfolgenden Beschreibungen fast nirgends eine Rede.

Die Herren Architekten und Ingenieure, welche sich bereitwillig erboten hatten, die Obsorge für die Ausstellung zu übernehmen, hatten beinahe Unmögliches zu leisten, um die in den letzten Stunden massenhaft zuströmenden Objecte nur noch rechtzeitig zu ordnen und aufzustellen, und sodann eiligst einen kurzen Katalog zum Gebrauche der Besucher zu verfassen, ohne an die Zusammenstellung eines eingehenderen Berichtes auch nur denken zu können. Es konnten daher in dem Ausstellungsberichte nur jene Gegenstände detaillirter behandelt werden, deren Einsicht auch nach der Ausstellung von Seite der Aussteller gestattet worden war.

Den Schluß des Werkes bildet ein Verzeichniß der sämmtlichen Theilnehmer der Versammlung; es sind ihrer 1397, davon 699 aus Oesterreich und 698 aus den übrigen deutschen Staaten, zum Theile auch aus dem Auslande.

Gentilli, Amedée: Ein Fortschritt der Geodäsie mit Hinblick auf deren Wichtigkeit für Eisenbahnstudien.

E. Der Verfasser der räumlich kleinen, aber ihrem Inhalte nach werthvollen Broschüre hat seine technischen Studien in Wien begonnen und als Schüler der „Ecole impériale des ponts et chaussées“ in Paris vollendet. Gegenwärtig Ingenieur der lombardischen und centralitalienischen Eisenbahnen, dürfte er nächstens mit dem Bau der wichtigen Eisenbahnstrecke von Camalate nach Chiasso betraut werden. In den vorliegenden Blättern bespricht er zwei neue, von Prof. Porro herrührende geodätische Methoden, die er der unmittelbaren praktischen Anwendung mit dem Bemerken warm empfiehlt, daß sie eben so zeitersparend als genau seien und daher für die Eisenbahnfrage zunächst, dann aber auch für alle Zweige der Geodäsie, als: Kataster, militärische Topographie, Hypsometrie, Erhebungen für Straßen- und Canalbauten, für Bewässerungen und Entsumpfungen die größten Vortheile bietet. Diese Vortheile liegen zunächst in dem Umstande, daß die bisherigen geodätischen Methoden und Instrumente nur gesondert zur planimetrischen oder altimetrischen Aufnahme verwendet werden können, die neue Methode aber die Möglichkeit an die Hand giebt, in derselben Zeit, in der man sonst kaum mit einer der beiden Aufnahmen zu Stande kommen würde, beide zu erledigen. Es werden nämlich auf dem Felde, wo die Zeit am kargsten zugemessen ist, nur die Elemente der Ortsbestimmungen gesammelt, um später in der Muße des Bureau mit Zahlen ausgedrückt und bildlich dargestellt zu werden.

Der neuen Methode ist bereits auch die Sanction der Praxis in Frankreich, Spanien und Italien zu Theil geworden. So wurden die Studien des ersten Projectes der Linie Genua-Alessandria in einer Ausdehnung von 128 Kilometer von bloß 5 Ingenieuren bei 70 Tagen Feldarbeit beendigt; eine 22 Kil. lange Partie einer Studie des Alpenüberganges zwischen Lugano und Bellinzona wurde von einem einzigen Ingenieur an der schwierigen Passage des Luckmanier selbst in 11 Tagen ausgeführt ꝛc.

Noch besitzt die neue Methode den großen Vorzug der leichten Erlernbarkeit, ein Umstand, der Gentilli's Plaidoyer zu ihren Gunsten ebenfalls rechtfertigt.

Digitized by Google

Sophokles' Oedipus in Kolonos, neu dargestellt von Dawison in Dresden. Vorlesung von Dr. Phil. Jak. Wilh. Henke, a. o. Professor der Medicin in Marburg. (Leipzig und Heidelberg 1865, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.)

G. Der interessante Umstand, daß der Verfasser dieser Vorlesung, einer eingehenden, streng kritischen Analyse der Tragödie, ein Arzt ist, wird ihr allein schon einen Leserkreis sichern. Wir haben es aber auch mit einer wirklich tüchtigen Arbeit zu thun. Die Abhandlung entstand bei Gelegenheit der zu Ehren der Philologenversammlung in Meißen 1863 stattgehabten Aufführung der Tragödie und wurde zuerst in Marburg vor einem größeren Publicum gelesen. Nun ist sie im Drucke und der Freund und Pfleger ähnlicher Arbeiten wird diesen Beitrag zur Sophokles-Litteratur gewiß mit Befriedigung entgegennehmen. Wir müssen es dankbar anerkennen, daß inmitten all der unerquicklichen „Fragen" des Tages die Beschäftigung mit classischen Stoffen nicht ganz bei Seite gelegt wird, und doppelt wohl thut es, die „Studie" in den Händen des auflösenden, auf's Verneinen so sehr eingerichteten Elements zu sehen.

Z. Ein erfreuliches Zeichen künstlerischen Strebens und industrieller Thätigkeit in Tirol giebt die rasch aufblühende Glasmalereianstalt zu Innsbruck. Sie wurde von Albert Neuhauser, Glasermeister, Joseph Stadl, Architekten, und Georg Mader, dem bekannten Schüler Schraudolfs, im Jahre 1861 gegründet. Der Name des Letzteren, welchem die Brunecker Kirche ihre bewunderten Fresken verdankt, gab hinreichende Bürgschaft für den künstlerischen Werth der auszuführenden Werke. Der Anfang war schwer und hatte mit manchen Hindernissen zu kämpfen. Doch bald brach sich das Unternehmen siegreich Bahn. Denn das im Jahre 1862 für die Pfarrkirche in Landeck ausgeführte, mit Figuren gezierte Fenster reihte sich würdig den anderen in München gefertigten an und erwarb die vollste Zufriedenheit selbst strenger Kunstkenner. Dadurch wurde das Vertrauen in die neue Glasmalereianstalt allseitig gehoben und bald verbreitete sich ihr Ruf über die Grenzen Tirols. Cardinal Haulik von Agram beehrte dieselbe mit einem größeren Auftrage und die drei gelieferten Glasgemälde konnten sich in jeder Beziehung mit den aus München gekommenen Fenstern in der dortigen Domkirche messen. Der Beifall, den diese Leistungen fanden, war den Unternehmern ein neuer Sporn, das Höchste in ihrer Kunst anzustreben. Dieser edle Eifer wurde bald durch neue Bestellungen aus Croatien, Ungarn, Steiermark und der Lombardie belohnt und dadurch noch mehr angefeuert. In der kurzen Zeit ihres Bestehens lieferte die Anstalt bei 50 Fenster mit Figuren und über 300 Teppichfenster. Eine der ausgezeichnetsten Schöpfungen darunter waren die zwei 25 Fuß hohen und 5½ Fuß breiten Fenster für die Pfarrkirche in Taufers, deren eines Mariä Verkündigung, das andere Christi Geburt darstellt. Beide sind mit reicher, doch nicht überfüllter Decoration geschmückt. Daneben wurde die Cabinetsglasmalerei eifrigst betrieben und gerade in diesem Gebiete wurden Bilder erzeugt, die den Vergleich mit den Leistungen der tüchtigsten Glasmalereien in Deutschland auf's ehrenvollste bestehen. So hat sich die Innsbrucker Anstalt in wenigen Jahren zu einer Kunsthöhe aufgeschwungen, daß sie keine Concurrenz zu scheuen braucht und geht zur Ehre der Leiter und ihres Landes einer schönen, vielversprechenden Zukunft entgegen.

* Die kostbare schleswig-holsteinische Alterthümer-Sammlung des Flensburger Museums, welche der als Director vorstehende Däne Konrad Engelhardt beim Ausbruche des letzten deutsch-dänischen Krieges nach Kopenhagen entführte, sollte von der dänischen Regierung wieder gesammelt und an das deutsche Herzogthum Schleswig zurück-

Digitized by Google

gestellt werden. Wie wohlunterrichtete schleswig-holsteinische Blätter melden, hat jetzt jedoch die dänische Regierung erklärt: die ganze Sammlung sei verloren gegangen und nicht wieder auffindbar.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 27. Juli 1865.

Der Vorsitzende giebt Nachricht von dem Hinscheiden Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten der k. Akademie Dr. Andreas Freiherrn v. Baumgartner.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. A. Rollet in Graz übersendet eine Abhandlung über thatsächliche und vermeintliche Beziehungen des Blutsauerstoffes. Den Inhalt derselben bilden Versuche über die Verwandtschaft des Blutsauerstoffes zu Metallen, über das Verhalten von nicht sauerstoffhältigem Blute zu elektrischen Schlägen, über den Unterschied der Wirkung des Entladungsstromes und des constanten Stromes auf das Blut und über Frieren des Blutes bei Luftabschluß.

Herr Dr. V. R. v. Zepharovich in Prag übersendet eine Abhandlung: „Krystallographische Mittheilungen aus den chemischen Laboratorien zu Graz und Prag". Diese beziehen sich auf folgende — zum größeren Theil (Nr. 2 bis 5) noch von Prof. Wertheim dargestellte — Substanzen:

Kohlensaures Kali-Natron. Piperidin-Harnstoff-Platin-Chlorid, zweifach; Piperidin-Harnstoff-Platin-Chlorid, einfach; Piperidin-Platin-Chlorid; schwefelcyanwasserstoffsaures Cinchonin. Santonin.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. C. Jelinek macht die Mittheilung, daß mit dem 15. Juni l. J. eine regelmäßige meteorologisch-telegraphische Correspondenz für die Zwecke der Schifffahrt im adriatischen Meere ins Leben getreten ist. Gegenwärtig erhält die k. k Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus von 13 inländischen Stationen, und von 2 ausländischen Stationen, Ancona und Mailand, telegraphische Witterungsberichte eingesendet, welche sich auf Beobachtungen zu der Stunde 7 Uhr Morgens beziehen. Bemühungen meteorologische Telegramme aus Deutschland, insbesondere aus München zu erhalten, scheiterten an den Bestimmungen der deutsch-österreichischen Telegraphenconvention, welche zur Bewilligung der Gebührenfreiheit für eine solche Depesche die Einstimmigkeit sämmtlicher Vereinstelegraphenverwaltungen erfordert. Telegraphirt wird der Luftdruck, die Temperatur, die Windesrichtung und Windesstärke, der Grad der Bewölkung und bei den Hafenorten der Zustand des Meeres.

Die telegraphischen Witterungsberichte werden einstweilen (auf ähnliche Art, wie dies in England geschieht) in drei Wiener Blättern, der „Wiener Zeitung", der „neuen freien Presse" und der „Presse" veröffentlicht, und zwar beschränkt sich diese Veröffentlichung nicht auf die absoluten Werthe, sondern es werden auch die ungleich anschaulicheren Abweichungen von Normalstande für Luftdruck und Temperatur mitgetheilt.

Wo, wie in Großbritannien und Irland, die meisten Stationen in der Nähe des Meeres und in geringer Höhe über demselben liegen, dort ist die Reduction auf das Niveau des Meeres leicht auszuführen. Weit schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn eine beträchtliche Anzahl der Stationen tief im Continente und in bedeutender Höhe über

Digitized by Google

dem Meere liegt. Die Anwendung einer constanten Reductionszahl durch das ganze Jahr hindurch ist geradezu falsch und selbst die Anwendung der Ramond'schen Formel vermag, wie dies der Vortragende bei einer anderen Gelegenheit zu erörtern sich erlauben wird, eine vollständige Uebereinstimmung mit der directen Beobachtung nicht herzustellen. Wenn schon bei Darstellung der Verhältnisse des Luftdruckes die Benützung der Abweichungen vom Normalstande (im Gegensatze der Reduction auf das Meeresniveau) vorzuziehen ist, so scheint dieselbe bei der Darstellung der Temperaturverhältnisse geradezu nicht zu umgehen; denn die absoluten Temperaturen sind unter einander wegen des Einflusses der Seehöhe, geographischen Breite (und wohl auch der geographischen Länge) nicht vergleichbar.

Die Berechnung dieser Normalstände für jeden Tag des Jahres machte ziemlich umfangreiche Vorarbeiten nothwendig. Die Normalstände des Luftdruckes sind aus den Monatmitteln mit Hülfe der sogenannten Bessel'schen Formel abgeleitet worden; für die Temperatur stützen sie sich auf die fünftägigen Temperaturmittel, die unter dem Namen der Dove'schen Mittel bekannt sind. Bei der Berechnung der Normaltemperatur wurde es ferner nöthig, von den Tagesmitteln, welche unmittelbar vorlagen, mittelst der bekannten täglichen Aenderung der Temperatur, auf die Temperatur der Stunde 7 Uhr Morgens überzugehen. Für beide Elemente und für alle Stationen wurde derselbe Zeitraum (1848 bis 1863) zu Grunde gelegt, um die Beobachtungen strenge vergleichbar zu machen. Bei jenen Stationen, für welche sich die Beobachtungen nicht über den ganzen Zeitraum erstrecken, wurden die entsprechenden Correctionen abgeleitet; bei einzelnen Stationen, wo die Beobachtungsreihe eine zu kurze ist, sind die Normalmittel als provisorische zu betrachten.

Ungeachtet der bedeutenden Zugabe an Arbeit, welche die Verwandlung der Barometerstände aus Pariser Linien in Millimeter, der Temperaturen aus Réaumur in Celsius, so wie die Vergleichung mit den Normalständen mit sich führt, ist es ermöglicht worden, die in der Regel bis $9^1/_2$ oder 10 Uhr Vormittags einlaufenden telegraphischen Depeschen so rasch zu benützen, daß um 11, längstens $11^1/_2$ Uhr das Manuscript der telegraphischen Witterungsberichte den Redactionen der oben erwähnten drei Blätter zur Disposition steht. Um dieselbe Zeit ist auch das Telegramm, welches die Uebersicht der atmosphärischen Verhältnisse über der österreichischen Monarchie enthält und von der meteorologischen Centralanstalt an das Hafenamt zu Triest und an Prof. de Bosis zu Ancona gerichtet wird, verfaßt und abgesendet.

Um dieses Resultat zu erzielen, muß die Arbeit am k. k. Telegraphenamte selbst, wo dem Director und dem Assistenten der k. k. Centralanstalt, Herrn Moriz Kuhn, provisorisch ein Bureau freundlichst eingeräumt wurde, ausgeführt werden, was bei der bedeutenden Entfernung des k. k. Telegraphenamtes von der k. k. Centralanstalt mit mannigfachen Unbequemlichkeiten verbunden ist.

An die Berechnung der Abweichungen vom Normalstande knüpft sich die Herstellung meteorologischer Karten für jeden Tag des Jahres. Es werden täglich zwei solche Karten gezeichnet. Die erste Karte enthält die Curven gleicher Abweichung des Barometerstandes und die Darstellung der Windverhältnisse. Rothe Linien verbinden diejenigen Orte, an welchen sich das Barometer um gleich viel über den normalen Stand erhebt, blaue Linien diejenigen, wo die barometrische Abweichung eine negative ist, d. h. wo das Barometer tiefer steht als im Durchschnitte. Der normale Stand des Barometers ist durch eine schwarze Linie ersichtlich gemacht. Die Zahlen, welche diesen Linien beigesetzt sind, geben die Größe der Abweichung vom Normalstande in Millimeter ausgedrückt. Die Windrichtungen werden durch den Stationen beigedruckte Pfeile bezeichnet; die verschiedene Länge der Pfeile bietet das Mittel, die verschiedenen Windstärken von einander zu unterscheiden.

Digitized by Google

Die zweite Karte giebt die graphische Darstellung der Temperatur- und Bewölkungsverhältnisse. Für die Temperatur sind (ebenso wie vorhin für den Luftdruck) die Curven gleicher Abweichung vom Normalstande gezeichnet. Rothe Linien entsprechen Ständen ober dem Normale, blaue Linien Ständen unter dem Normale; zur Bezeichnung des normalen Standes der Temperatur werden auch hier wieder schwarze Linien angewendet. Um die Bewölkungsverhältnisse der einzelnen Stationen zu charakterisiren, werden runde blaugraue Scheibchen von verschiedener Abstufung der Farbe an den betreffenden Stellen der Karte aufgeklebt. Regen (zur Stunde 7 Uhr Morgens) wird dadurch kenntlich gemacht, daß um die erwähnte Scheibe ein Kreis von Punkten angebracht wird; für Schnee wird rings um das Scheibchen ein Kreis von Sternchen, für Nebel ein Kreis von kleinen Ringen gezeichnet.

Der Vortragende bemerkt, daß, so viel ihm bekannt sei, nirgend eine ähnliche graphische Darstellung der Temperaturverhältnisse versucht worden sei, während die Temperaturverhältnisse gewiß bei der Entstehung von atmosphärischen Strömungen oder der Modification derselben eine sehr wesentliche Rolle spielen, wie es denn wahrscheinlich sei, daß der Ursprung der „Bora" aus starken Temperaturgegensätzen zwischen den erkalteten Ländermassen und der über dem adriatischen und mittelländischen Meere ruhenden wärmeren Luft herzuleiten sei.

Die Vervielfältigung der von Herrn Assistenten M. Kuhn mit großer Sorgfalt gezeichneten Karten mittelst der Lithographie würde bedeutende Mittel in Anspruch nehmen; um nun demjenigen Theile des Publicums, welchen es interessirt, die atmosphärischen Verhältnisse des Kaiserstaates mit einem Blicke zu umfassen, diese Karten zugänglich zu machen, ist die Veranstaltung getroffen worden, daß dieselben in einem Schaufenster der Braumüller'schen Hofbuchhandlung am Graben zur Besichtigung aufgestellt werden. Das Zeichnen der Karten nimmt etwa 2 Stunden in Anspruch (wobei es indessen nöthig wurde, Herrn Kuhn einen Zeichner zur Unterstützung beizugeben), so daß beiläufig von 1 Uhr Nachmittags angefangen die Karten, welche den meteorologischen Zustand der ganzen österreichischen Monarchie für die siebente Morgenstunde desselben Tages darstellen, dem Publicum zur Ansicht ausgestellt werden.

Das correspondirende Mitglied Herr Dr. Theodor Kotschy bespricht eine aus dem Inneren Arabiens vom Berglande Asyr und Jemen herstammende, vor 30 Jahren von einem unbekannten dort gestorbenen deutschen Arzt abgetrockenete Pflanzensammlung. Die Bestimmungen sammt Diagnosen der neuen oder wenig bekannten Arten werden vorgelegt und letztere mit gezeichneten Analysen erläutert. Unter diesen 107 arabischen Pflanzen befinden sich 30 solche Species, die bisher dem botanischen Hofcabinet in Wien gefehlt haben.

Herr Prof. Redtenbacher hielt einen Vortrag über die Analysen zweier Mineralwässer, welche in seinem Laboratorium ausgeführt wurden. Die erste Analyse der Therme von Tobelbad bei Graz, ausgeführt von Dr. Ludwig, Assistenten am chemischen Universitätslaboratorium, stimmt im Wesentlichen mit der von Herrn Prof. Schrötter vor vielen Jahren ausgeführten überein.

Die zweite Analyse, des Frauenbades zu Baden bei Wien, ausgeführt von den Artillerieoberlieutenants Exner und Kottrsch, zeigt in ihren Resultaten große Aehnlichkeit mit der Analyse der Quelle im Sauerhofe. Im Allgemeinen ist die Frauenquelle um sehr wenig ärmer an fixen Bestandtheilen, die Gase derselben enthalten eine nicht unbedeutende Menge von Sauerstoff, ferner finden sich im Wasser unterschweflige Säure und Ammoniak, welche ebenfalls in der Sauerhofquelle fehlen.

Herr Prof. Schrötter legt „Beiträge zur Kenntniß des Indiums" vor, und zeigt Proben dieses Metalles in chemisch reinem Zustande, so wie mehrere Präparate

Digitized by Google

desselben. Das reine Metall zeigt die Farbe und den Glanz des Kadmiums, ist sehr weich, reibt sich auf Papier leicht ab und giebt dabei einen glänzenden nur wenig ins Graue spielenden Strich

Die Lage der beiden charakteristischen Linien des Indiums wurde durch unmittelbare Vergleichung des Indiumspectrums mit dem der Sonne bestimmt. Jenes wurde auf die bekannte Art mittelst der Ruhmkorff'schen Inductionsspirale und eingeschalteten Leidnerflaschen erzeugt. Es stellte sich heraus, daß die prächtige blaue Indiumlinie mit keiner dunklen Linie des Sonnenspectrums coincidirt, daß somit nach Kirchhoffs scharfsinniger Deduction in der Sonnenatmosphäre kein Indium enthalten ist. Diese blaue Linie entspricht nach der Kirchhoff'schen Bezeichnung genau der Zahl 2523. Die zweite violette Indiumlinie liegt zwischen G und H, also in dem Theile des Spectrums, der von Kirchhoff nur zum Theil gemessen wurde; sie coincidirt mit einer starken Fraunhofer'schen Linie, die auch auf der Photographie des Sonnenspectrums von Rutherfurd (siehe Anzeiger Nr. 18 vom 13. Juli) sehr scharf ausgedrückt ist. Um die Lage dieser Linie näher zu bestimmen, wurden, nachdem die drei 60gradigen Prismen des Apparates für die Linie G (2854.8) in die Minimalstellung gebracht waren, mittelst der Mikrometerschraube die Distanzen der drei bekannten Linien (2721), (2670), (2574) gemessen. Hieraus ergab sich der Werth einer Umdrehung der Mikrometerschraube in Millimetern. Wurde nun in gleicher Weise von G bis zur violetten Indiumlinie und bis zu den Linien H und H' streckenweise gemessen, nnd immer wieder die Minimumstellung der Prismen eingehalten, so ergab sich, daß nach der Kirchhoff'schen Scala der violetten Indiumlinie nahezu die Zahl 3265.8, der Linie H die Zahl 3582 und der Linie H' die Zahl 3677 entspricht. Nahe dasselbe Verhältniß in den Distanzen stellt sich auch heraus, wenn man die Lage der genannten Linien in der Rutherfurd'schen Photographie des Sonnenspectrums mißt.

Außer den beiden angeführten Linien war im Spectrum des Indiums noch eine Anzahl anderer Linien sichtbar, die jedoch theils den Gasen der Atmosphäre, theils dem Eisen und dem Zinke angehören, von denen, wie es scheint, noch Spuren in dem verwendeten Indium enthalten waren, worüber spätere Versuche Aufschluß bringen werden.

Obwohl die neueste Bestimmung des Indiumäquivalentes von C. Winkler der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürfte, so schien es doch nicht überflüssig, auch noch auf einem anderen Wege die Größe desselben zu ermitteln. Ich wählte hiezu das Schwefelindium, welches die für den angegebenen Zweck sehr günstige Eigenschaft besitzt, sich, wie ich gefunden habe, durch Hydrochlor schon bei gewöhnlicher Temperatur unter Abscheidung von Schwefelwasserstoff vollständig in Indiumchlorid umzuwandeln. Dieses kann, obwohl höchst hygroskopisch, unter Beobachtung gewisser Vorsichten doch genau gewogen werden, und überdies läßt sich der Schwefelgehalt zur Controle genau bestimmen, indem man das entweichende Schwefelwasserstoffgas durch eine Eisenoxydlösung leitet und die dadurch gebildete Menge des Eisenoxyduls durch Titriren bestimmt. Das Schwefelindium wird, gegen die bisherigen Angaben, aus jeder gehörig verdünnten und nur wenig freie Säure enthaltenden Indiumlösung durch Schwefelwasserstoff gefällt, und seine Farbe ist von der des Schwefelkadmiums nicht zu unterscheiden. Ueberhaupt zeigt das Indium die größte Aehnlichkeit in allen seinen Beziehungen mit dem Kadmium, neben welchem es, seinem elektrischen Verhalten nach, als elektronegativ zu stehen kommt. Die Angaben über die numerischen Bestimmungen sind noch nicht zum Abschlusse gelangt, dieselben werden in der Abhandlung enthalten sein.

Herr Dr. G. Tschermak spricht über das Auftreten von Olivin im Augitporphyr und Melaphyr.

Diese beiden Gesteine sind für die älteren geologischen Epochen dasselbe, was der Basalt und die verwandten Felsarten für die letzten Zeiträume. Obgleich nun viele

Digitized by Google

Augitporphyre und Melaphyre dabei auch dem Basalt äußerlich ähnlich sind und ähnliche chemische Zusammensetzung zeigen, so ergeben sich doch mineralogische Unterschiede, so daß man glauben mußte, es seien in früheren Epochen andere vulcanische Gesteine zu Tage getreten als heute. Ein solcher mineralogischer Unterschied ist das Fehlen des Olivins in den älteren Felsarten.

Bei der mineralogischen Untersuchung des Augitporphyrs aus Südtirol, der Melaphyre von Grünbach und Breitenbrunn unweit Wien so wie von Falgendorf im Gebiete des Rothliegenden Böhmens fanden sich indeß deutliche Ueberreste von Olivin als Pseudomorphosen, die zum Theil aus Glanzeisenerz bestehen, woraus zu schließen ist, daß diese Augitporphyre und Melaphyre einst ebenso Olivin enthielten, wie die heutigen Basalte. Da nun alle übrigen Thatsachen für die frühere Gleichheit solcher nunmehr verschieden aussehenden Gesteine sprechen, so ist der Vortragende der Ansicht, daß viele Augitporphyre und Melaphyre nur umgewandelte Basalte, Dolerite, Andesite seien.

Herr Dr. L. Ditscheiner übergiebt eine Abhandlung: „Absolute Bestimmung der Wellenlängen der Fraunhofer'schen D-Linien" als einen Nachtrag zu seinen Wellenlängenbestimmungen im 50. Bande der Sitzungsberichte. Durch die besondere Gefälligkeit des Herrn Prof. Herr war es möglich geworden, zur Kenntniß der gesammten Breite des Fraunhofer'schen Gitters mittelst genauer Messungen am Comparator des k. k. polytechnischen Institutes zu gelangen. Die Wellenlänge der beiden D-Linien sind nach den schon früher vorgenommenen Messungen ihrer Deviationen 590.53 und 589.89 Milliontel des Millimeters, für welche neue Zahl alle übrigen Wellenlängen in der genannten Abhandlung umgerechnet werden müssen. Für die Fraunhofer'schen Linien B, C, Db, Da, E, b, (1648.8 Kirchoff) F, G, H und H' sind diese umgerechneten Wellenlängen: 688.33; 657.11; 590.53; 589.89; 527.83; 518.09; 486.87; 431.70; 297.42 und 394.05; Werthe, welche etwas größer als die von Angström gegebenen sind, aber doch nicht wesentlich von ihnen abweichen.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung vom 8. August 1865.

Herr k. k. Bergrath Dr. Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Berichte von Herrn k. k. Hofrath und Director W. Ritter v. Haidinger werden vorgelegt.

Zuerst das anregende Abschiedsschreiben des früheren Herrn k. k. Staatsministers Ritter v. Schmerling, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt und Dank des Letzteren für wohlwollende Förderung der Arbeiten während seiner Oberleitung. Dank auch an den früheren Herrn k. k. Finanzminister Edlen v. Plener und die wohlwollenden Gönner in beiden Ministerien.

Begründetste Hoffnungen für ferneren Fortschritt unter dem k. k. Staatsministerium des Herrn Grafen Richard v. Belcredi. Erinnerung an geologische Mittheilungen des Majoratsherrn Grafen Egbert v. Belcredi in der k. k. geologischen Reichsanstalt aus den Jahren 1851 und 1852.

Erinnerung an den verewigten Präsidenten der k. Akademie der Wissenschaften Andreas Freiherrn v. Baumgartner.

Aus der Jubelfeier der k. k. Universität. Herr Franz Ritter v. Hauer zum Doctor der Philosophie ernannt. Anregende Besuche.

Digitized by Google

Vorlage des Dankschreibens der königlich rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität zu Bonn durch Herrn geh. Bergrath Noeggerath für die in Köln ausgestellt gewesene Sammlung von Gebirgsarten und Fossilresten aus der k. k. geologischen Reichsanstalt.

Vorlage des Berichtes des Herrn Dr. Stur über die Museen und Excursion von München, Tübingen und Stuttgart.

Herr Fr. Ritter v. Hauer legt die Profilkarte und Erläuterungen zur Flötzkarte des Saarbrücker Steinkohlendistrictes vor, deren Zusendung wir dem k. preußischen Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten verdanken. Weiter giebt derselbe einen Bericht über seine geologischen Aufnahmen in der Umgegend von Levenz, so wie jene des Herrn Baron v. Andrian in der Gegend von Schemnitz.

Herr Otto Freiherr v. Hingenau legte seine im Verlage von Manz erschienene Druckschrift „Ueber das Bessemern in Oesterreich" vor.

Herr Karl Ritter v. Hauer theilt die Ergebnisse der chemischen Untersuchungen einiger nach dem Bessemer'schen Verfahren im Schienenwalzwerke zu Graz erzeugten Stahlsorten mit.

Herr Karl M. Paul berichtet über die geologische Aufnahme der Umgegend von Losoncz im Neograder Comitat.

Herr A. Ott giebt eine Darstellung der geologischen Verhältnisse der Umgegend von Magyarad und Szanto, südwestlich von Levenz.

Herr F. Posepny legt eine Abhandlung „Ueber das geologische Alter der Bodnaer Erzgänge" vor.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 2. August 1865.

Der vorsitzende Herr Custosadjunct Dr. Th. Kotschy eröffnete die Sitzung mit der betrübenden Nachricht, daß Se. Excellenz Andreas Freiherr v. Baumgartner, Präsident der k. Akademie der Wissenschaften, verschieden sei, und lud die Versammlung ein, ihr Beileid durch Erheben von den Sitzen auszudrücken.

Der Secretär Herr Georg Ritter v. Frauenfeld machte die Liste der neu eingetretenen Mitglieder bekannt. Sie enthält gegen fünfzig der berühmtesten Naturforscher Englands, Frankreichs und der Schweiz, mit welchen Herr Ritter v. Frauenfeld bei Gelegenheit seiner letzten Reise Verbindungen anknüpfte und die sich sämmtlich so anerkennend über die Leistungen der Wiener zoologisch-botanischen Gesellschaft aussprachen, daß er nur mit größter Befriedigung erwähnen könne, wie hochgeachtet Oesterreich in wissenschaftlicher Beziehung in den von ihm bereisten Ländern sei.

Ferner machte er folgende Mittheilungen:

Die k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien hat die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft zur Betheiligung an der im Mai k. J. stattfindenden Ausstellung eingeladen.

Die Gesellschaft „Isis" in Dresden zeigt an, daß Hofrath Prof. Reichenbach sein fünfzigjähriges Jubiläum als akademischer Lehrer feiert.

Herr Dr. Anton Fritsch ermöglicht es, daß die Mitglieder sein ausgezeichnetes Werk über die Vögel Europa's zu bedeutend ermäßigten Preisen beziehen können. Von Dr. Günther wird eine „Record of the zoological literature" herausgegeben. Von Guyn Jeffrey's „British Conchyliology" ist der dritte Band erschienen.

Digitized by Google

Thielens giebt unter dem Namen „Kickxia belgica“ ein Normalherbar der seltenen Arten Belgiens heraus.

Herr Robic wünscht mit Coleopterologen in Tausch zu treten. Die getrockneten Pflanzensammlungen Kovats' können zu bedeutend ermäßigten Preisen bezogen werden.

Herr A. Rogenhofer legte zwei Arbeiten über Arachniden vor. Die eine, von Herrn Grafen E. Kayserling in München, behandelt die von Herrn Lindig in Neu-Granada und von Dr. Gräffe während der Godreffroy'schen Expedition in Australien und den Inseln des stillen Oceans gesammelten Radspinnen.

Die zweite, von Dr. L. Koch in Nürnberg, behandelt die von der Godreffroy-schen Expedition herrührenden neuen Spinnen aus den Abtheilungen der Tubitelæ laterigradæ und Citigradæ und die Myriapoden.

Herr Dr. H. W. Reichardt gab eine Uebersicht über die von der Novara-Expedition mitgebrachten Pilze. Sie umfassen im Ganzen circa 90 Arten, meist Hymenomyceten, von denen 20 unbeschrieben erscheinen.

Ferner zeigte er einen abnormen proliferirenden Blüthenstand von Plantago major vor, welcher von Herrn Bartsch um Pötzleinsdorf gefunden worden war.

Herr Th. Hein sprach über mehrere für die Flora Wiens seltene Arten, von welchen namentlich Apera interrupta für die Flora neu ist.

Herr Dr. J. Schiner legte eine weitere Fortsetzung der von Herrn Prof. Philippi aus Sant Jago eingesendeten Beschreibungen neuer Dipteren vor. In ihr ist eine Menge der interessantesten neuen Arten und Gattungen enthalten. Von besonderer Wichtigkeit ist die aufgestellte Gattung Tanyderus, welche ihren nächsten Verwandten nicht unter den lebenden Arten, sondern in einer Fliege des Bernsteines hat.

Herr J. Erber zeigte eine Reihe von seltenen, meist aus Dalmatien mitgebrachten Amphibien lebend vor, darunter jene giftige Viper, von welcher Herr Dr. Heintzel gebissen wurde, welcher, anknüpfend an diesen Vortrag, den sehr interessanten Verlauf der Vergiftung mittheilt. Ebenso theilten Herr Dr. Kotschy und Herr Dr. Pollak ihre Erfahrungen über Bisse von Giftschlangen und Scorpionstiche mit.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legte eine weitere Folge seiner zoologischen Miscellen vor.

Nach einem Schreiben Heynemanns in Frankfurt erkennt derselbe die von dem Vortragenden als Limax Schwabii benannte schöne ultramarinblaue Nacktschnecke aus Mähren nach der Untersuchung lebender Exemplare wirklich für eine gute Art an.

Aus Cumings reicher Conchyliensammlung hat er bei seinem jüngsten Aufenthalte in London sieben neue Paludinen beschrieben, deren Abbildungen vorgezeigt werden. Endlich erwähnt er eines interessanten Auswuchses auf Lindenblättern, der sich bei seiner Reife von den Blättern trennt, und am Boden überwinternd wohl erst im nächsten Frühjahr das vollkommene Insect liefert, das vielleicht den Cynipiden angehören dürfte. Ferner besprach er einen von Herrn Dr. Egger eingeschickten Aufsatz, in welchem eine neue Dipteren-Gattung, Cremodon, aufgestellt wird. Schließlich las er ein von Herrn Otto Herman, Conservator am Klausenburger Museum, eingesendetes Schreiben welches neue Beobachtungen über die Lebensweise von Poduren mittheilt.

Herr Dr. Theodor Kotschy referirte über einen von Herrn Dr. Schweinfurth eingesendeten Aufsatz, welcher die Flora des Saturba an der nubischen Küste schildert. Dieses auch geographisch bisher vollkommen unbekannte Gebiet wurde von Dr. Schweinfurth zuerst genauer untersucht und er beobachtete in demselben 268 Arten von Pflanzen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zum Hora-Aufstand.

So wie der Historiker, soll er die Ereignisse, die er sich zum Vorwurf gewählt, mit allseitig befriedigender innerer Wahrheit und mit der dem heutigen Stande der Geschichtschreibung erforderlichen Plastik darstellen, über seinem Stoff und über den demselben zu Grunde liegenden Motiven stehen muß, so muß auch das Publicum, für welches der Historiker schreibt, bereits über den Motiven und Parteileidenschaften stehen, von welchen es selbst in der dargestellten Periode noch in Bewegung gesetzt wurde. Diese Wahrheit vor Augen haltend, wird man es begreiflich finden, daß — sei es die poetische oder die wissenschaftlich-historische Reproduction aller oder doch der meisten Momente aus der neueren Geschichte der transleithanischen Länder in gewissem Maße an dem Mangel der nöthigen Unbefangenheit scheitern muß. Fast in jedem Moment der neueren Geschichte jener Länder stoßen wir auf einander entgegengesetzte Bestrebungen der Stände, Nationalitäten und Parteien untereinander; und welchen Standpunkt immer der betreffende Darsteller einnimmt, er wird immer auf Widerspruch stoßen von Seite der ihm gegenüber stehenden Parteien, Nationalitäten oder Stände, wenn er einen einseitigen parteiischen Standpunkt einnimmt — und von Seiten aller, wenn er möglichst objectiv, wenn er allen gerecht sein will. Indeß ist die „möglichste Objectivität" in den berührten Regionen noch ein frommer Wunsch und wird es so lange bleiben, so lange nicht die verschiedenen Nationalitäten, Parteien ꝛc. mit vollkommenster Klarheit begriffen haben, daß ihre Interessen weder einander über- und untergeordnet sind, noch einander im Wege stehen, sondern so zu sagen nebeneinander strömend in einem gemeinsamen Ziele ihre Befriedigung finden.

Während aber die sogenannte „Logik der Thatsachen", die in vielen Fällen schließlich stets die Logik selber ist, im Felde der praktischen Politik immer mehr an Terrain gewinnt, gewähren transleithanische Poeten und Historiker in der Behandlung nationalgeschichtlicher Stoffe ihren partei-politischen oder nationalen Sympathien und Antipathien, welchen dieselben als Politiker heute doch schon nur mehr cum grano salis Ausdruck geben, immer noch mehr oder weniger den alten Spielraum. Mit anderen Worten: die heilsamen Principien, wie z. B. das der Gleichberechtigung der Nationalitäten, Stände und Confessionen, sind wohl schon *erkannt*, werden auch schon allmälig mehr und mehr befolgt, aber sie sind noch nicht allseitig *gefühlt*, den Betreffenden noch nicht vollständig ins Blut übergegangen.

Digitized by Google

Das eben Gesagte bewahrheitet sich sowohl durch den Inhalt des Werkes: „A Hóra-támadás története“ (Geschichte des Hora-Aufstandes) von Grafen Dominik Teleki d. ä. (Pest 1865, im Verlag von Moriz Rath), als auch durch die Aufnahme, welche dasselbe gefunden. Der edle Graf ist unbefangen genug, um zu den Factoren dieses Aufstandes der Rumänen auch das Verfahren der betreffenden Grundherren zu zählen, somit auch seine eigene Nationalität, seine eigenen Standesgenossen anzuklagen. Nichtsdestoweniger hat er von rumänischer Seite den Vorwurf nationaler Parteilichkeit erfahren, weil er die Schuld der ungarischen Grundherren nur erwähnt, die Ausschreitungen der Rumänen in eingehender Weise dargestellt hat. Andererseits ist dem Verfasser auch aus der Mitte seiner eigenen Nationalität, und zwar von Seite des Historikers Franz Szilágyi, in einer Sitzung der ungarischen Akademie mit scharfer Kritik entgegengetreten worden, welche namentlich gegen die Bemühungen des Verfassers gerichtet ist, die damalige Regierung als an den von den Aufständischen gegen den ungarischen Adel verübten Gräueln mitschuldig darzustellen. Es hat also an dem Werk sowohl als auch an der beiderseitigen Kritik, wie aus der gegebenen Andeutung leicht entnommen werden kann, nebst dem objectiven Streben nach historischer Wahrheit auch gegenwärtiger unmittelbarer Parteieifer seinen Theil. Indeß muß auch hervorgehoben werden, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes bei allen in der Natur dieser Sachlage begründeten Mängeln das Verdienst hat, die unter dem Namen der „Hora-Aufstand“ begriffenen Ereignisse zum ersten Male zusammengestellt zu haben.

Seiner Darstellung zufolge waren bei den siebenbürgischen Rumänen schon vor langer Zeit mehrere Ursachen zu Unruhen vorhanden; ihre große Zahl, die Verschiedenheit des Stammes und der Religion, endlich die Unterdrückung, in welcher diese ungeheure Volksmasse fortwährend gehalten wurde, brachte sie immer in Gegensatz mit dem Interesse des Landes. In der benachbarten Moldau und Walachei waren sie zwar nicht unterdrückt, aber dort hatte sich ein besonderes Staatsleben entwickelt, und dies erweckte bei den siebenbürgischen Rumänen sanguinische Hoffnungen, die durch russischen Einfluß Gewicht erhielten. Um diesem Einfluß entgegenzuwirken, wurde von Seiten der österreichischen Regierung die Unirung der Rumänen der Monarchie mit der katholischen Kirche ins Werk gesetzt, wobei jedoch nur die Interessen des Clerus gewahrt, dagegen die Vorurtheile des Volkes nicht geschont wurden. Seit dem feierlichen Vollzug der Union zu Karlsburg im Jahre 1699 wurden die Nichtunirten „als Schismatiker“ behandelt. Diesem Zustande wurde wohl durch die im Jahre 1761 erfolgte Einsetzung eines nichtunirten Bischofs, also Anerkennung der nichtunirten Kirche, ein Ende gemacht, doch hörten ungerechte Bekehrungsarten nicht auf, und so war die in der kirchlichen Stellung eines Theiles der Rumänen gegebene Quelle ihrer Unzufriedenheit auch dann nicht verstopft. Nichtsdestoweniger war die Scheidewand zwischen den unirten und nicht unirten Rumänen zu oberflächlich aufgeführt, um sie die gemeinsamen Gründe ihrer Unzufriedenheit vergessen zu lassen, und in der

Digitized by Google

That gingen sie Hand in Hand, sobald gemeinsame Interessen es erforderten. Unter Kaiser Joseph hörte zwar die Verfolgung der Nichtunirten auf, aber da beschäftigte wieder die Vergrößerung der Militärgrenze die Gemüther. Trotz der Institutionen des Landes und der Civilverwaltung conscribirten die Grenzofficiere viele Familien, welche nach zwar ungerechten, aber damals noch bestehenden Gesetzen Eigenthum der Grundbesitzer waren.

Trotzdem indeß, wie aus dem Bisherigen ersichtlich, Religionszwang und Unterdrückung die entferntere und die nähere Ursache der Gereiztheit der Rumänen waren, schlug doch die Flamme zuerst aus einem anderen Grunde auf. Der Verfasser erzählt hierüber Folgendes:

„Die Aerarialherrschaft von Zalathna war in drei kleinere Herrschaften getheilt. Früher ließ das Aerar nur in einer das Schankrecht durch einen fremden Pächter ausüben; in den beiden anderen übten die Unterthanen der Herrschaft das Schankrecht gegen einen Pachtzins von 150 fl. aus. Indeß hatte ein in der Herrschaft wohnender pensionirter Hauptmann Namens Aron einen Plan eingereicht, nach welchem die Pachtsumme auf 10.000 bis 12.000 fl. erhöht werden könnte, und in Folge dessen wurden die Wirthshäuser in der ganzen Herrschaft einem Armenier in Pacht gegeben [1]. Die Bewohner kümmerten sich schon damals (1782) wenig um die Beamten, hielten zuerst Versammlungen und begingen dann Ausschreitungen, für welche sie bald in einem zu trauriger Berühmtheit gelangten Individuum einen würdigen Anführer fanden. Es war dies Nyikolaj Ursz aus dem zur Zalathnaer Herrschaft gehörigen Ort Albák; den Namen „Hora", welcher in der rumänischen Sprache Gesang bedeutet, hatte er erhalten, weil er in den Wirthshäusern beim Zechen gut singen konnte Der Umstand, daß Nyikolaj in Angelegenheit des für eine Ortschaft zu erwirkenden Marktprivilegiums öfter in Wien gewesen war, gab ihm besonderes Ansehen, so daß er bei dem Werke der Verführung die Hauptrolle spielen konnte. Hora benützte die erste sich darbietende Gelegenheit, erbrach an der Spitze der wegen der Verpachtung der Wirthshäuser unzufriedenen Rumänen den Keller des Pächters, ließ die Fässer zerschlagen und den Wein ausfließen und gab selbst nach dem Auftreten der Comitatsbeamten keine Ruhe, so daß zur Bewältigung der empörten Menge Militärmacht nothwendig wurde. Unter den Rädelsführern wurde nur Hora gefangen genommen, aber er entkam aus dem Gálder Gefängniß, in welches er mit seinen Genossen gesperrt worden war, und reiste später als Abgeordneter der Zalathnaer Unterthanen in Angelegenheit der Verpachtung der Wirthshäuser nach Wien. In der Audienz bat Hora, nachdem er die Klage gegen den armenischen Pächter vorgebracht hatte, den Kaiser um Befreiung der Unterthanen und fügte hinzu, daß, wenn dies nicht geschehe, es sich leicht ereignen könne, daß die unterdrückten Unterthanen sich empören

[1] Nach einer Bemerkung des oben genannten Herrn Szilágyi ist es vorgekommen, daß der Pächter den Wein, welcher den Popen von Abrudfalva einmal zum Gebrauch bei der Messe aus Abrudbánya geschickt wurde, als widerrechtlich eingeführte Waare confiscirte.

Digitized by Google

und sich selbst befreien. Hierauf sprach Joseph die gewichtigen Worte: „Thut ihr das", und Hora fiel zum Zeichen seines Dankes dem Kaiser zu Füßen."

Für diese Audienz Hora's bei Kaiser Joseph und die angeblichen Worte, welche Letzterem hiebei in den Mund gelegt werden, weiß der Verfasser nur eine einzige und noch dazu sehr zweifelhafte Quelle anzuführen, und ist die ganze Mittheilung von dieser Audienz von dem ungarischen Akademiker Alexander Szilágyi als unbegründet widerlegt worden, indem derselbe nachwies, daß Hora beim Kaiser gar keine Audienz gehabt habe und in der erwähnten Angelegenheit nur in der siebenbürgischen Hofkanzlei gewesen sei. Doch die Angabe des Grafen Teleki widerlegt sich selbst — auch ohne historische Behelfe. Denn nichts, was der Verfasser über Hora mittheilt, berechtigt zu der Annahme, daß dieser — falls dessen Audienz beim Kaiser ein Factum wäre — mit dem Kaiser deutsch gesprochen habe, und doch müßte dies der Fall sein, da der Verfasser die angeblichen Worte des Kaisers: „Thut ihr das" in deutscher Sprache anführt. Und wenn — die Audienz als eine wirklich stattgefundene Thatsache weiter vorausgesetzt — Hora es wirklich gewagt hätte, seine Bitte um Befreiung der Unterthanen vor dem Kaiser in Verbindung mit einer blutigen Drohung auszusprechen, so gestattet doch nichts die Annahme, daß der Kaiser eine solche Verletzung der Ehrfurcht vor der Majestät mit zustimmenden Worten zu erwiedern für gut befunden hätte — Worte übrigens, die das Wahrzeichen ihrer Erdichtung auch in ihrer Unrichtigkeit tragen, da eine Zustimmung oder Ermunterung, wenn sie in diesem Falle wirklich gegeben worden wäre, dem deutschen Sprachgebrauche gemäß: „Thut das!" hätte lauten müssen, und nicht: „Thut ihr das!". Auch hätte Hora, wenn die angebliche Audienz eine Wahrheit wäre, nach seiner Rückkehr von Wien wohl nicht erst eine besondere Gelegenheit abgewartet, um die Flammen des Aufstandes anzufachen.

Diese Gelegenheit — wenn man eben die Anfänge des Ausbruches die Gelegenheit dazu nennen kann — trat erst zwei Jahre später ein. Ob es im Zusammenhange mit der oben erwähnten Vergrößerung der Militärgrenze geschehen sei oder nicht, das finden wir nicht erörtert; genug an dem, vom Juli 1784 angefangen verbreitete sich zuerst unter den Rumänen des Hunyader Comitats, und dann in immer weiterer Ausdehnung unter denjenigen des Zarander und Kokelburger Comitats die Nachricht, daß die Rumänen als Militärs conscribirt werden, dafür die bisher in ihrem Besitz gewesenen Gründe als erbliches Eigenthum erhalten sollen und geringere Steuern zu bezahlen brauchen, was ihnen nach den Worten des Verfassers „durch die Officiere, andere Verführer und besonders durch die Popen" weißgemacht worden sein soll. In immer größeren Massen rotteten sie sich zusammen und zogen nach Karlsburg um conscribirt zu werden, und keinem die Conscription in Abrede stellenden Befehl schenkten sie Glauben.

Der Aufstand war eben reif und wurde nach den erwähnten Zusammenrottungen, die mehrere Monate gewährt hatten, systematisch zum Ausbruch gebracht. Am 28. October erschien Hora's Spion, Kristán Dsurds, aus Herpenyes und gleichfalls ein Unterthan der Aerarialherrschaft, bei Gelegenheit des Wochenmarktes

Digitized by Google

in Brád, verbarg sich da unter der Körös-Brücke, ließ mehrere Rumänen zu sich rufen und redete ihnen ein, Hora habe von Sr. Majestät den Befehl überbracht, daß den Rumänen Waffen ausgetheilt werden sollen Zur Beglaubigung seiner Worte zeigte er ein vergoldetes Kreuz vor, von welchem er behauptete, daß Hora es von Sr. Majestät erhalten und ihm als Bestätigungszeichen übergeben habe; zugleich trug er den Anwesenden auf, sich am nächstfolgenden Sonntag, am 31. October, in der Kirche zu Mesztáken möglichst zahlreich einzufinden, wo sie den Allerhöchsten Befehl vernehmen werden. Am bestimmten Tag und Ort strömte aus den Comitaten Hunyad und Zaránd und aus der Zalathnaer Aerarialherrschaft eine ungeheure Menge Rumänen zusammen. Es ist nicht gewiß, ob Hora dort erschienen sei, aber Krisán war zugegen. Aus den späteren Geständnissen ging hervor, daß in dieser Versammlung Hora, Kloska und Krisán als die Häupter des Aufstandes anerkannt wurden, was deutlich auf ein früher gesponnenes Complot hinweist. Aus denselben Aussagen geht ferner auch hervor, daß Hora seinen, die vollständige Ausrottung der Ungarn bezweckenden Befehl schon vorher durch die Popen und Dorfrichter hatte verbreiten lassen. Nach dem Gottesdienst hielt Krisán eine Ansprache und machte dem Volke weiß, daß Hora von Sr. Majestät den Auftrag habe, die Rumänen nach Karlsburg zu führen und sie dort zur Ausrottung der Ungarn zu bewaffnen. Er schloß seine Rede mit dem Befehl, daß am andern Tage, nämlich am 1. November, aus jedem Dorfe, je nach der Größe desselben fünf, sechs oder zehn mit gehöriger Ausrüstung sich im Dorf Kurétyn versammeln sollen, wo er sie erwarten und zum Behuf der Bewaffnung nach Karlsburg führen werde.

In der Kurétyer Versammlung zu welcher sich nicht allein aus der Zaránder, sondern auch aus der Maroser Gegend zahlreiche Rumänen einfanden, erschienen auch Hora und Kloska, jeder in einem geistlichen Talar und ein Kreuz in der Hand. In aufregenden Reden beriefen sie sich auf das religiöse Gefühl und die Unterthanstreue der Masse, und erklärten, es sei der Wille Gottes und der Befehl des Kaisers, daß alle Ungarn erschlagen werden sollen. — Der Beamtenkörper der vereinigten Comitate Hunyad und Zaránd hielt energisches Auftreten für nothwendig. Die Stuhlrichter: Michael Gál, Joseph Madocsai, Wolfgang Naláczi und Michael Pakótt machten sich im Vereine mit dem Commissäre Michael Szombati, einem Cadetten Namens Ludwig Kristyóri, vier Gemeinen und zwei Comitats-Heiduken auf nach Kuréti und nahmen Krisán gefangen; als sie jedoch mit ihm fortgingen, fiel die Menge über sie her, erschlug die Stuhlrichter Gál und Naláczi und einen Gemeinen und befreite den Gefangenen, worauf die übrigen Soldaten und Comitatsbeamten die Flucht ergriffen. Hiemit nahm das Morden, Plündern und Sengen seinen Anfang. Adolf Dux.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Karl der Große nach der deutschen Sage.

Von Dr. Ignaz V. Zingerle.

(Schluß.)

An die Kämpfe in Italien reiht die Kaiserchronik den Krieg gegen die Westphalen und Friesen, dann den gegen die Sachsen. Aus dem Kampfe mit den Friesen hat das Altfriesengesetz eine schöne Sage erhalten [1], wonach Karl aus Franken und Radbod aus Dänemark um das von ihnen im Frankengau besetzte Land rechten. Man fand die Sühne, daß, wer von beiden Herren den anderen an Stillstehen überträfe, gewonnen haben sollte. Karl siegte durch seine Ausdauer. An die Kämpfe mit den „steinherten" Sachsen, wie sie der Pfaffe Kuonrat nennt, mahnen noch viele Traditionen in Westphalen, von denen ich nur einige kurz berühren will. Der Kaisersberg zwischen Volmarstein und der alten Syburg hat den Namen von Karl, der dort, als er die Veste Syburg belagerte, sein Lager aufgeschlagen hatte [2]. Am berühmten Birkenbaume am Helwege schlug er eine blutige Schlacht [3]. St. Hülge bei Diepholz soll von Karl, nachdem er in Folge eines Gelübdes eine Kirche zu bauen, eine Schlacht gewonnen hatte, gegründet worden sein [4], wie die Stadt Bockholt [5]. Die schönen Sagen von Wittekind und seiner Bekehrung sind bekannt [6]. Karl wurde sein Pathe, schenkte ihm den großen Gott von Soest als Pathengeschenk [7] und gab bei dieser Gelegenheit den Sachsen das weiße Pferd zum Feldzeichen [8]. Ja selbst den Ort, wo die Taufe des berühmten Sachsenführers stattgefunden haben soll, will die Sage wissen. Sie nennt Bergkirchen und Belm bei Osnabrück [9]. Nicht weit von Osnabrück, beim Dorfe Haste liegt der Karlstein. Karl habe denselben mit einer Ruthe mitten durchgeschlagen, um seine Macht zu zeigen [10]. Am reichsten schmückte aber die Poesie und Sage Karls Zug nach Spanien aus und Romanen wie Deutsche wetteiferten darin, denselben durch Lied und Wort zu feiern. Der Geist der Kreuzzüge weht aus diesen Dichtungen, deren gewaltigen und großen Mittelpunkt Karl, der Heidenbekämpfer bildet Ich kann mich hier kurz fassen, denn die Ruolandslieder haben diese Sagen allgemein bekannt gemacht.

[1] Ausgabe von Wiarda I., 103 bis 108.
[2] Kuhn, Westphäl. Sagen I., 138.
[3] Ebend. I., 206.
[4] Ebend. I., 120.
[5] Ebend. I., 114.
[6] Ebend. I., 253 ff.
[7] Ebend. I., 211.
[8] Ebend. I., 257.
[9] Ebend. I., 256.
[10] Kuhn, Norddeutsche Sagen Nr. 360.

Digitized by Google

Karl zog, nachdem er die Sachsen bezwungen und zum Christenthume bekehrt hatte, nach Spanien gegen die Heiden. Gott selbst schickte ihm das Schwert Durindart und das Horn Olifant durch einen Engel mit dem Auftrag, beides dem Roland zu geben, der durch diese Waffen alle Feinde betäuben und besiegen werde [1]. Karl kämpfte zwei Tage in Navarra, belagerte Arl länger als sieben Jahre und nahm es endlich, nachdem er den Bürgern die unterirdische Weinzufuhr abgeschnitten hatte, im verzweifelten Kampfe. Den gefallenen Christen war über Nacht eine schöne Blume aus dem Munde gewachsen, den gebliebenen Heiden aber ein Hagedorn. Nach einer anderen Fassung fand man die Christen in wohlgezierten Särgen begraben. Bei einer anderen Stadt (Lucerna) fielen die früher unbezwingbaren Mauern auf sein Gebet zusammen, wie einst die von Jericho auf den Posaunenschall [2]. Darauf bezwang Karl die Stadt Gerundo (Girona) durch Hunger und drang dann nach Galicia, wo ihm alle Christen erschlagen wurden, so daß Karl kaum selbst entrann. Da setzte er sich auf einen Stein und weinte so bitterlich, daß heute noch der Stein naß ist und ein Engel ihn trösten mußte und ihm rieth, aus der Heimat alle megetliche wîp kommen zu lassen, um die Heiden zu täuschen. Er folgte dem Rath. Es kommen auf sein Aufgebot 50.069 Jungfrauen und als sie durch den Engpaß Porta Cesaris sich gegen das Karlestal ergossen, meldeten die heidnischen Späher ihrem Könige, daß den erschlagenen Feinden die Jungen nachgekommen wären, sich und jene zu rächen. Sie seien sehr breitbrüstig, ihr Haar sei lang und ihr Gang schön. Da gab der erschreckte König dem Kaiser Geiseln und ließ sich mit all' den Seinen taufen [3]. Der heldenkühne Kampf, den der verrathene Ruolant bei Roncesvalle ficht, gehört zum Großartigsten, was mittelalterliche Poesie geschaffen hat. Allein der Geist des Mittelalters fordert, daß ein frommer Held, wie Karl, nicht nur in Deutschland und Spanien mit den Heiden kämpfen, sondern auch einen Kreuzzug im engsten Sinne unternehmen sollte. Deßhalb darf es uns nicht überraschen, wenn wir wirklich schon früh die Sage finden, daß Karl einen Zug nach Jerusalem unternommen und es erobert habe. So viel ist gewiß, daß die Sage von einer Pilgerfahrt Karls schon zur Zeit des Anfanges der Kreuzzüge im Umlaufe war und daß sie als Mittel angewendet wurde, um den Enthusiasmus der abendländischen Christen für das h. Land zu entflammen. Ja man suchte zum ersten Kreuzzuge das Volk durch das Vorgeben zu bewegen, daß Karl der Große von den Todten auferstanden sei, um sich an die Spitze des Volkes zu stellen und es nach Jerusalem zu führen [4]. Die erste bestimmte Erwähnung dieser Fabel finden wir bei Peter Tudebod, der als Augenzeuge die Eroberung Jerusalems in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts beschrieben hat, und auch der falsche Turpin, der unstreitig dem Anfange jenes Jahrhunderts angehört, gedenkt eines Zuges unseres Helden nach dem h.

[1] Aretin S. 85.
[2] Legenda aurea S. 865.
[3] Kaiserchr. 14959 ff., III. 1012.
[4] Wilken I, 76.

Digitized by Google

Lande [1]. Ziemlich ausführlich berichtet über Karls Kreuzfahrt das alte Leben der Heiligen (14. Jahrhundert). Danach hatten die Heiden den Patriarchen aus Jerusalem vertrieben und er kam nach Constantinopel, um dem Kaiser Constantin seine Noth zu klagen. Da mahnte ein Engel, den Kaiser Karl zu Hülfe zu rufen und Constantin erfüllte diesen himmlischen Befehl. Als Karl das Schreiben empfangen hatte, bot er all' sein waffenfähiges Volk auf, bei Strafe des Besitzes. So kam das größte Heer zusammen, über das Karl jemals gebot, und es zog bis in die Nähe von Jerusalem. Da kamen sie aber zu einem Walde, der von Greifen, Löwen und Bären wimmelte und das Heer konnte nicht weiter. Als Karl muthlos war, flehte er zu Gott um Hülfe, und ein Vogel erschien, tröstete ihn und zeigte den Weg. Die Heiden aber wurden vor Karl flüchtig und die h. Stadt ward genommen. Constantin wollte ihm seine Mühe mit Gold und Silber lohnen. Karl aber verlangte nur, um nicht wie ein Thor ganz leer auszugehen, einen Theil der Heiligthümer. Da geschah ein großes Wunder, denn als man den Sarg öffnete, begann das h. Kreuz zu grünen und zu blühen. Da nahm Karl die Blumen und füllte seinen rechten Handschuh damit, der später eine ganze Stunde in den Lüften hing. Karl empfing überdies ein Stück des h. Kreuzes, das Grabtuch und eine Windel des Erlösers und das Hemd unserer sel. Frau und Simons Arme. Dies alles hängte er um seinen Hals und ritt so nach Aachen zurück, wo viele Wunder durch das Heilthum geschahen.

Hier können wir einer merkwürdigen Sage erwähnen, die mit einer Heidenfahrt Karls in Verbindung steht. Als Karl in Ungarn kämpfte, wollte seine Gemalin, die ihn todt wähnte, den König von England heiraten. Dies hinterbrachte Karln ein Engel und rieth ihm, auf dem Pferde seines Schreibers heimzureiten, denn in drei Tagen müsse er in Aachen sein. Er folgte und ritt am ersten Tage bis Raab, am zweiten bis Passau, wo er ein Füllen des Wirthes auf des Engels Rath erwarb, und auf diesem sprengte er am dritten Tage nach Aachen, wo er gerade zur rechten Zeit ankam, um das Beilager zu verhindern [2].

Wir haben hier dieselbe Entrückungssage, die bei Saxo von Hadding, dann von Heinrich dem Löwen, vom Möhringer, von Richard von der Normandie und von Gerhard von Holnbach [3] erzählt wird. Dieser ganzen Sagengruppe liegt aber die Mythe von Wuotans Mantelfahrt zu Grunde [4]. Wie hier ein Engel Karln seine Hausfrau rettet, so ein anderes Mal ihm selbst das Leben. Diese Sage, die uns ein mittelniederländisches Gedicht erhalten hat [5], verdient insoferne besondere Beachtung, als hier das mythische Element, die Elbensage ganz offen zu Tage liegt. Als Karl eines Abends zu Ingelheim schlief, weckte ein Engel den Kaiser auf und rief ihm zu: „Karl, stehe auf und werde ein Dieb!" Der Kaiser, dem

[1] Wilken I, Beilage I.
[2] Aretin S. 85, Grimms d. Sagen II., 105.
[3] Wolfs Zeitschrift IV., 39.
[4] Grimm, Myth 980. Wolf, Beiträge I., 3. Simrock, Myth. 219.
[5] Hoffmann, horæ belgicæ IV. Danach in Simrocks Rheinsagen Nr. 110.

Digitized by Google

Köln und Rom gehorchen, sträubt sich gegen einen solchen Befehl, der ihn ehrlos machen würde. Als aber der Engel auf seinem Gebote besteht, schnallt sich Karl Rüstung und Schwert an und schlich hinaus in die dunkle Nacht. Während er noch nachsann, wo er stehlen solle, bemerkte er, daß ihm der Panzer von der Brust, der Helm vom Haupte und das Schwert von der Seite genommen sei. Er zweifelte keinen Augenblick, daß dies der Zwerg Elbegast gethan habe, der selbst den brütenden Vögeln die Eier wegstahl, ohne daß sie es bemerkten [1]. Und ehe er sich dessen versah, sprach der listige Zwerg; „Funkelnde Waffen taugen nicht zum Stehlen" und dann führte er den Kaiser auf eine Burg, dort solle er es versuchen. Elbegast öffnete Schloß und Riegel und geleitete Karl in den Saal, der an des Grafen Schlafgemach stieß. Da wieherte des Grafen Leibpferd im Stalle und der Graf erwachte. Als das Pferd zum zweiten Male lauter wieherte, ging der Graf nachzusehen, fand aber keine Räuber, denn der Zwerg, der beim Pferde war, hatte sich mit seiner Tarnkappe unsichtbar gemacht. Unwillig kehrte der Graf zurück und seine Gemalin sprach ihm besorgt zu: „Lieber Herr, Dir drückt etwas das Herz und Sorgen rauben Dir den Schlaf, so wie die Lust zu Trank und Speise." Sie drang so lange mit Bitten und Liebkosungen in ihn, bis er endlich gestand, er habe sich mit eilf Edlen verschworen, am folgenden Tage in die kaiserliche Pfalz zu reiten und den Kaiser zu erdolchen Karl vernahm Wort für Wort und ritt dann auf dem gestohlenen Pferde heim. Am folgenden Tage wurden die Verschwornen, als sie zur Pfalz kamen, festgenommen und fanden den verdienten Tod. Karl aber nannte die Pfalz von dem Engel, der ihm zu stehlen gebot, Ingelheim. Unter dem Grafen ist hier vermuthlich Graf Hartrad in Ost-Franken gemeint, dessen angezettelte Verschwörung ins Jahr 785 fällt [2].

Karls Verkehr mit Engeln wird häufig erwähnt, wie wir schon gesehen haben. Nach einer Urkunde Karls IV. von 1354 [3] brachte unserem Kaiser auch ein Engel zu Ingelheim das Siegerschwert des wahren Glaubens, das wohl mit dem früher erwähnten Schwert Durindart eines und dasselbe sein soll. Karl galt als der größte christliche Held, als der Hort und Vertheidiger des Glaubens Sein ganzes Leben schien nur ein langer Heldenkampf gegen das blinde Heidenthum. Kein Wunder deßhalb, wenn der Himmel ihm seine Boten zu Rath und Hülfe sandte. Er verdiente aber auch diese Auszeichnung durch seine echte Frömmigkeit, welche ihm Sagen und Chroniken nachrühmen. Die Kaiserchronik sagt:

er minnete got stille
des nellez er nieman werden innen.
vil dilke er eine gestuont:
zuo gote karte allen sinen muot.
mit nazzen sinen ougen
vlêheto er gote tougen,
daz in der tiuvel niene bekorte. 14357 ff.

[1] Vergl. Simrocks Myth. 457.
[2] Böhmer, Reg. Karol. 14.
[3] Gudenus, cod. dipl. III., 877.

Digitized by Google

und Stricker lobt ihm nach, daß keiner jemals Gottes Ehre im neuen Bunde mehr gefördert habe, als Karl, Pipins Sohn [1], und nennt ihn geradezu den Heiligen [2]. Seine Frömmigkeit sprach sich auch aus in der Gründung vieler Gotteshäuser, deren berühmteste die Münster zu Aachen und Compostella sind [3]. Die Weihenstephaner Chronik berichtet, daß er 24 Stifte und Kirchen gegründet habe. Allein so reich an Tugenden der große Kaiser war, so strauchelte auch dieser Gerechte einmal. „Hic peccavit" überschreibt der Chronist ein Capitel und berichtet eine Sage, die auch sonst oft erzählt wird. Durch den Liebeszauber der schönen Fastrada nämlich ließ sich Karl so bethören, daß er noch ihren Leichnam minnte [4]. Als er dem h. Egidius, nach einer Schweizer Sage dem h. Theodul [5], beichten wollte, schämte er sich der Sünde so sehr, daß er sie nicht sagen konnte und laut weinte. Da rief der Heilige Gott mit Ernst an, er möchte dem Kaiser die Schuld vergeben — und siehe da, ein Engel brachte ein Begnadigungsschreiben vom Himmel, auf dem geschrieben stand, Gott habe Karl vergeben. Mit seiner Frömmigkeit hielt die im Mittelalter so gepriesene Milde (Freigebigkeit) gleichen Schritt. „Er was milter gâb", sagt kurz das alte Leben der Heiligen, und es wird von ihm erzählt, daß er den Armen, in denen er seine Brüder sah, Speise, Trank und Kleider in reicher Fülle gegeben habe. Seinem Hofe rühmt aber ein mittelhochdeutscher Sänger, der Guotäre, nach, daß man an demselben nichts als Treue, Zucht und Ehre gesehen habe [6].

Zweiundsiebenzig Jahre alt schied der große Kaiser aus diesem Leben und sein Tod wurde dem Bischof Turpin geoffenbart, wie seine Aufnahme in den Himmel [7] und sein Heimgang selbst von Wundern und Zeichen begleitet waren. So stürzte in der nämlichen Stunde der bedeckte Gang ein, der von der Kaiserpfalz auf den Markt zum Münster in Aachen führte [8]. Den schönsten Nachruf widmet ihm aber die Kaiserchronik, wenn sie sagt:

Karl war ein wahrer Gottesheld,
Die Heiden er zur Christenheit zwang.
Karl war kühn,
Karl war schön,
Karl war gnädig,
Karl war selig,
Karl war demüthig,
Karl war beharrlich und besaß doch die Güte,
Karl war löblich,

[1] Karl 72.
[2] Ebend. 100, 12206.
[3] Legenda aurea 866.
[4] Aretin 89, Kaiserchr. III., 1017.
[5] Vernaleken, Alpensagen S. 305.
[6] Kaiserchronik III., 997.
[7] Legenda aurea 868.
[8] Bechstein, d. Sagenbuch Nr. 126.

Digitized by Google

Karl war furchtbar.
Karl lobte man billig
Vor allen Weltkönigen.

Er hatte die allermeiſten Tugenden und das Leben der Heiligen ſchreibt: von der grossen werk wegen hiesz man in den Groszen. Wie man aber damals die geiſtige und die Heldengröße ſich ohne leibliche Größe nicht denken konnte, ſo geſchah es auch bei Karl. Er maß 10 Schuh in die Höhe und ſeine Bruſt war eine Elle breit. Er konnte allein tragen, was man vier Pferden aufgelegt hatte [1]. Er aß auch bei einer jeden Mahlzeit einen ganzen Haſen oder zwei Gänſe, berichtet der Weihenſtephaner Chroniſt [2]. Das Leben der Heiligen ſchildert ihn aber in folgender Weiſe: „Er maß ſechs ſeiner eigenen Schuhe, die allerlängſt waren, und hatte ein Antlitz, das war anderthalb Spannen lang, und trug einen Bart, der war einen Schuh lang, und ſeine Stirne war einen Fuß breit und ſeine Augen leuchteten wie ein Karfunkel. Seine Naſe war einen halben Schuh lang Er war ſo ſtark, daß er einen geharniſchten Mann ſammt dem Pferde mit einem Hiebe ſpaltete, vier eiſerne Halftern leicht auf einmal abriß und einen gewappneten Mann von der Erde auf über ſein Haupt ſchwang“ [3]. So dachte ſich das Volk die hohe, kräftige Heldengeſtalt des großen Kaiſers.

Allein nicht nur ſeines Lebens von der Wiege bis zur Gruft hat ſich die deutſche Sage bemächtigt, ſondern ſie trieb ſelbſt über ſeinem Grabe ihre Blüthen. Wie Hartmann von Aue von König Artus ſagt:

sine lantliute
si zehent er lebe noch hiute [4].

ſo glaubte und erzählte das deutſche Volk, daß Karl noch fortlebe, daß er entrückt nur ſchlummere, um zu ſeiner Zeit mit ſeinen Helden wieder ans Licht zu treten und des Reiches Herrlichkeit zu bringen. Dieſe Sage iſt weit verbreitet und haftet an vielen Orten. So träumt er in Odenberg in Heſſen, wo der Quell Glisborn ſprudelt, den Karls Roß einſt dem Boden entſtampft hatte, damit ſein Herr nicht erdürſte. Oft vernimmt man aus dem hohlen Berge Pferdegewieher und Waffenlärm und alle ſieben Jahre reitet er mit ſeinen Reiſigen hervor, um die Roſſe am Glisborn zu tränken [5]. Auch unter der alten Burg Herſtalla träumt der alte Kaiſer. In jeder Oſternacht ſteigt das alte Schloß wieder in alter Herrlichkeit empor und Kaiſer Karl kommt mit ſeinem Heer heraus, daß die Weſer von goldenen Panzern ſchimmert [6]. Auch in Karlsberg bei Fürth [7], im Untersberg [8], im

[1] Legenda aurea 867.
[2] Aretin 82.
[3] Vernal., Legenda aurea 867.
[4] Iwein 13.
[5] Grimm, Myth. 891. Lincker, Heſſ. Sagen Nr. 6.
[6] Steinau, Volksſagen S. 10. Menzels Odhin S. 338.
[7] Panzer II., 45.
[8] Menzel, Odhin 336.

Digitized by Google

Donnersberg [1], in Trautberg in der Pfalz [2] und an anderen Stellen ruht er, bis ihm der graue Bart dreimal um den Marmortisch, an dem er sitzt, gewachsen ist. Nur zu bestimmten Zeiten zieht er aus, um seine Pferde zu tränken oder Anderes zu thun. So kommt er aus der Karleburg bei Lohr im Spessart und zieht im feierlichen Zuge den Main herab um Gericht zu halten [3]. Aus dem Donnersberge sprengt er hervor, um den Ausbruch eines Krieges anzudeuten und das Volk zum Kampfe zu rufen [4]. Im Deesenberge bei Marburg ruht er auch, belohnt oft aufspielende Hirten mit königlicher Gabe und wird daraus am jüngsten Tage hervorbrechen und auf's neue regieren [5]. Nach einer Schweizer Sage wird Prinz Carli (es ist damit unser Kaiser gemeint) am Ende der Tage aus dem Rothhorn mit seinen Soldaten ausziehen und den größten Widersacher des Christenthums, den Antichrist, im blutigen Kampfe besiegen [6]. So träumt das Volk noch von ihm, bei dem alle Fürsten zu Lehen gingen, und verehrt in ihm den Vorfechter deutschen Glanzes und Ruhmes, wie den Glaubenshelden, von ihm hofft es, daß er endlich aufwachen und es stark und mächtig machen, seine Feinde aber bezwingen und demüthigen werde Hinter dem entrückten Kaiser und seinen Helden aber steht Wuotan, der Schlachtengott, mit seinen Einheriern, und so grünt aus seinem Grabe noch eine Odhins-Mythe, wie um seine Wiege sich eine Ranke aus dem Mythus der leuchtenden Göttin Perahta schlingt und in sein Leben spinnen sich zwischen beiden Nixen- und Elbenmythen ein. Die Göttermythen selbst mußten ihre Strahlen herleihen, um das Andenken des gewaltigen Kaisers zu schmücken, der als das Vorbild jeder ritterlichen Tugend galt, auf den das deutsche Volk stolz zurückblickt, auf dessen Wiederkunft es sehnend hofft. Und wahrlich, wie kein zweiter deutscher Fürst hat er diese Ehre verdient, denn

Karl lobete man billiche
in rômesken richen
vor allen wæltkunigen.
er habete die allir meisten tugende [7].

---

[1] Kuhn, norddeutsche Sagen S. 497.
[2] Schöppner Nr. 904.
[3] Ebend. Nr. 977.
[4] Kuhn, norddeutsche Sagen S. 497.
[5] Gottschalk, Ritterburgen V., 329. Menzel, Odhin S. 338.
[6] Lütolf Nr. 38.
[7] Kaiserchronik 15100.

Digitized by Google

Zur französischen Litteratur.

Essais sur l'histoire de la littérature française, par J. J. Weiss.
(Paris 1865.)

Aus dem Buche eines Franzosen über französische Litteratur wird kein gebildeter Deutscher etwas neues lernen wollen. Die Franzosen, von so erfrischender Objectivität, wenn sie erzählen, sind von einer unüberwindlichen, nationalen Subjectivität befangen, wenn sie urtheilen. Sie kommen zur Noth aus ihrer individuellen Haut, aber niemals aus der ihres Volkes heraus. Es ist dies kein Mangel, ja vielleicht ein beneidenswerther Vorzug, wo es sich um die politische Entwicklung ihres Landes handelt; — wenn man dessen höchste geistige Blüthe, seine poetische Litteratur abschätzen will, dann muß man nothwendig aus der nationalen Haut heraus und in der Vergleichung mit den Litteraturen anderer Völker den Maßstab für den Werth der eigenen finden.

In dieser Kunst des Erwägens und Vergleichens hat sich die deutsche Bildung nur zu oft bewährt und nicht zum Vortheil der politischen Gestaltungen des Reiches, wenn man die Lahmheit in der Erfüllung rein nationaler Aufgaben als die Kehrseite jenes schönen kosmopolitischen Antriebs betrachten darf. Dem Franzosen fehlt sowohl dieses politische Laster als diese litterarische Tugend. Der Ausübung der letzteren widersetzt sich bei ihm eine, in solchem Maße betrachtet, fabelhafte Unwissenheit, wobei er es freilich wieder als Bethätigung seines Nationalstolzes geltend macht, daß er in fremden Sprachen so wenig und in den historischen und geographischen Bedingungen gar nicht unterrichtet ist, unter welchen sich seine Nachbarvölker entwickeln. Die beste französische Kritik über französisches Schriftthum wird daher einem Deutschen immer nur den Eindruck der Schlange machen, die sich in den Schwanz beißt; man wird daraus ersehen, wie eines Volkes geschichtliche Thaten und die höchsten Blüthen seines Geistes sich decken, sich zu einem Alles ausschließenden Kreis abrunden, die Erkenntniß aber wird fehlen, die dem Urtheil eigentlich Werth verliehe, an welchem Punkte sich der Ring mit anderen Ringen, mit der großen Entwicklungskette der Menschheit zusammenschließt. Französische Litteraturhistoriker versinnlichen darum so deutlich die lustige Geschichte Münchhausens, der sich an seinem eigenen Zopf in die Höhe zieht.

Verschiedene Umstände ließen nun von dem vorliegenden Buche etwas ganz außerordentliches, das will sagen, das Wunder einer Ausnahme von der gewöhnlichen französischen Kritik, eine Gegenüberstellung der Litteraturen Frankreichs und Deutschlands hoffen. Zunächst trägt der Autor des Buches einen deutschen Namen, sodann bereiste J. J. Weiß vor einigen Jahren Deutschland und sendete aus Wien und anderen deutschen Städten Briefe, die mindestens von keiner ganz falschen Auffassung teutonischer Verhältnisse Zeugniß geben, an das „Journal des Débats", dessen Mitredacteur Herr Weiß ist. Endlich — und dies verleitet am meisten zu der Annahme,

Digitized by Google

daß hier einmal ein Franzose sich einigen Unterricht im Deutschen erworben hätte — kann man das Buch aufschlagend ein Citat aus Goethe's „Faust" im Original finden, und zwar eine ganze Zeile und in dieser Zeile nur einen einzigen Fehler! Mehr hat bisher im Verständniß des Deutschen kein Franzose geleistet, Saint-René-Taillandier nicht ausgenommen. Ja Herr Weiß citirt an einer andern Stelle sogar „Die Weltlitteratur". Daß er in dieser Beziehung, um populär zu sprechen, etwas läuten aber nicht schlagen hörte, indem er den Zukunftstraum dahin mißversteht, Goethe hätte ihn als eine bereits und zwar gerade seit 1789 vorhandene Wirklichkeit betrachtet, fällt kaum ins Gewicht gegenüber der Thatsache, daß die zwei Wörter „Die Weltlitteratur" ganz richtig gedruckt sind.

Und in der That, Herr Weiß thut sich nicht wenig darauf zugute, zu den Blumen eines fremden Landes gerochen zu haben. Schon auf S. 6 gießt er seinen triumphirendsten Spott gegen jene französischen Litteraturhistoriker aus, die sich eines Gleichen nicht rühmen können. Sie hätten nur einen einzigen schweren Fehler, meint er, sie gefielen sich zu sehr zu Hause und wären nicht aus ihren vier Wänden zu bringen; sie hätten sich fest gesessen. Dieser Widerstand gegen das Fremde gereichte aber zu großem Schaden.

Die Anzeichen hätten also nicht betrogen und in Wahrheit einen französischen Schriftsteller angekündigt, der, eine nie dagewesene Ausnahme, die Gelegenheit menschliche Geisteswerke zu verehren nicht ausschließlich oder doch vorzugsweise innerhalb der Grenzen Frankreichs sucht? Ach, die Täuschung ist kurz, aber wenigstens drollig! Wenn es jemals einen hermetisch von fremder Luft abgeschlossenen Stockfranzosen gab, so ist es Herr J. J. Weiß, trotz seiner ganzen Zeile aus „Faust" mit nur einem einzigen Fehler! Er ist nicht nach Deutschland gegangen, um, wie man aus dem Rath, den er seinen Collegen giebt, schließen könnte, den Geist seiner Heimat mit dem unseres Vaterlandes auf dem Gebiete der Poesie zu messen und dadurch etwas Bescheidenheit oder mindestens Selbstkenntniß zu lernen; er ist nach Deutschland gegangen, um aufzustöbern, was sich einigermaßen dazu tauglich finden ließe, als eine neue Verherrlichung französischer Sprache und Dichtung fälschlich ausgegeben zu werden. Und bloß aus diesem Grunde tadelt er die anderen Litteraturhistoriker seiner Nation, daß sie sich zwischen ihren vier Wänden versessen haben und den Widerstand gegen das Fremde zum Schaden der eigenen Litteratur nicht überwinden können.

Alle Welt wisse, meint er, daß man im 17. Jahrhundert die Sitten, im 18. die Ideen Frankreichs sich angeeignet hatte, und daß seit Ludwig XIV. die französische Sprache die Sprache der guten Gesellschaft auf dem Continent geblieben sei; was man aber nicht wisse, das wäre, daß diese bewunderungswürdige Sprache die confuse Prosa Deutschlands geplättet und entwirrt hätte, ja daß keine Sprache Europa's vollkommen geworden wäre, bevor ihr nicht die französische die ihr eigene Klarheit vermittelt hätte!

Die deutsche Sprache ist schon von Luther angefangen ihren eigenen Genies am meisten verpflichtet und unter diesen hatte Lessing, der das Folgenreichste für

Digitized by Google

sie leistete, gerade die französischen Einflüsse zu bekämpfen. Wenn aber einer fremden Nation ein radicales Verdienst um unsere Sprache beizumessen ist, so haben die Shakspeare-Uebersetzungen mehr dafür gethan, als die Nachbildungen der gesammten französischen Litteratur. Doch sollte ein Mann, wie Herr Weiß, darüber eine Belehrung empfangen wollen, ein Mann, dessen nationaler Eigendünkel so weit geht, „Werthers Leiden" für ein wesentlich französisches Product zu erklären! Er sagt wörtlich: „Die von unseren Poeten entwickelten Empfindungen und die uns allein eigene Form dieser Analyse haben sich so wohl dort einzuschleichen gewußt, wo man sie am wenigsten zu suchen gewohnt ist, daß es manches Meisterwerk giebt, welches den innersten Eingeweiden eines benachbarten Volkes entsprungen zu sein scheint und von dem doch wir das Recht haben zu sagen: „Da sind unsere Fußtapfen sichtbar, das gehört uns!" Werther z. B. glaubt sehr treuherzig aus Frankfurt oder aus Wetzlar zu sein. Er spricht nur von seinem Homer und von seinem Ossian. Und dennoch ist es nicht Homer und noch weniger Ossian, was aus ihm spricht, es sind die Laute unseres Landes. Er sammle nur recht seine Erinnerungen! Hat er nicht während des siebenjährigen Krieges auf den Knieen unserer Officiere getanzt? Er weiß den dritten Brief des Herrn von Malesherbes auswendig, besonders aber kennt er Racine. Der süße und weiche Freund Charlottens hatte, ohne es zu gestehen, „Phädra" und „Bajazet" in der Tasche seines blauen Fracks, an dem Tage, der über sein Schicksal entschied."

Man denke, welchen ungeheuren Bruch mit der Perrückenzeit gerade „Werther" vollzog, zu Gunsten ungemessener Naturkraft und Leidenschaft, um die Keckheit dieser französischen Behauptung ganz zu würdigen.

Worin besteht also nach Herrn Weiß das Unrecht derjenigen seiner Landsleute, welche die Dichterwerke Frankreichs beurtheilen ohne die anderen Länder zu kennen? Einfach nur darin, daß sie dadurch verhindert werden, zu sehen, wie weit sich die Macht des französischen Geistes erstreckt, wahrzunehmen, daß auch die besten Dichterwerke anderer Nationen nichts weiter als — französische Litteratur sind.

Unsere Leser werden nun wohl überzeugt sein, daß sie von dem vorliegenden Buche keine gerechten und folglich auch keine belehrenden Aufschlüsse über den Gegenstand zu erwarten haben, von welchem es handelt. Indessen ist das Buch immerhin um der Aufklärungen willen bemerkenswerth, die es gleichsam gegen seinen Willen giebt; nicht was es absichtlich vorbringt, sondern was es unwissentlich verräth, macht es zu einer instructiven Lectüre. Aus einer Sphäre hervorgegangen, welche die der höchsten Bildung wenigstens in Frankreich ist, enthält es sehr contre coeur die Scheingründe, die falschen Voraussetzungen, durch welche sich die besten und die sittlichsten Geister Frankreichs die gegenwärtige Unfruchtbarkeit seiner künstlerischen Litteratur zu erklären suchen. Der gänzliche Mangel an Einsicht in das wahre Motiv dieser Servilität ist selbst schon eine der Wirkungen dieses Motivs.

Man wird sich darüber klar in dem Abschnitt des Buches, der die gegenwärtige Epoche behandelt, „la littérature brutale", wie mit großer moralischer Emphase als Ueberschrift gesetzt ist. An nur drei Werken, die aber allerdings

Digitized by Google

hinreichend sind, den Geist der Gattung zu bezeichnen, wird derselbe entwickelt, um der Verdammniß überliefert zu werden. Die drei Opfer der Decimirung sind: das Lustspiel „Die falschen Biedermänner", von Barrière und Capendu; der Roman, der sich als eine Schilderung der Sitten in der Provinz ankündigte, „Madame Bovary", von Gustave Flaubert; endlich eine Sammlung lyrischer Dichtungen „Die Blumen des Bösen", von Charles Baudelaire. Die zwei erstgenannten Werke sind auch in Deutschland sehr bekannt geworden und viele unserer Leser werden eigene Eindrücke mit dem Urtheil des französischen Kritikers vergleichen können. In diesem Falle drängt sich sogleich das Erstaunen auf, daß den an sich nichts weniger als hinreißenden Leistungen eine so wichtige, eine culturhistorische Bedeutung beigemessen werden kann. Diese haben sie aber in Frankreich in der That erlangt, weil sie dort zu einem großen Ruf, zu einer ganz ungewöhnlichen Verbreitung kamen, was wieder darauf beruht, daß sie der eminenteste Ausdruck des eigenthümlichen französischen Realismus sind, der sich von dem englischen und deutschen erkennbar unterscheidet und im litterarischen Frankreich von heute die herrschende Richtung ist. Herr Weiß freilich kennt diesen Unterschied nicht, trotz der Reisen, auf die er so stolz ist; er spricht vom Realismus überhaupt. Allein gerade diese einseitige Auffassung des Realismus ist einer von den unwillkürlichen Aufschlüssen, welche uns das Buch über die Zustände im heutigen Frankreich ertheilt.

Aus deutschem Gesichtspunkt würde das Urtheil über jene zwei Werke sich auf die folgenden Bemerkungen beschränken können: Das Lustspiel „Die falschen Biedermänner" ist reich an Witz und hat der drolligen Momente genug. Nur leidet es an einem Fehler, welcher stark genug ist, es aus dem Bereich der Kunst auszuschließen. Er besteht darin, daß einzelne Laster und Gebrechen dazu bestimmt sind, vollständige Charaktere zu scheinen. Vor den verschiedenen Modificationen der Habsucht, Rohheit u. s. w. wird jede einzeln auf zwei Beine gesetzt und soll einen ganzen Menschen vorstellen. Das giebt nun den handelnden Personen etwas Unlebendiges, Automatisches, fast Erschreckendes, so daß dem Zuschauer von dem lachenden Gemälde ein höchst trauriger Eindruck zurückbleibt, ja ein trostloser, wenn man sich von dem ganz isolirten Charakterzug, der ein Charakter sein will, zu dem Glauben verleiten läßt, man hätte es mit der modernsten Wirklichkeit zu zu thun gehabt. Man hat sie jedoch eben nur in der Auffassung des französischen Realismus gesehen.

Nicht viel anders ist es mit dem Roman „Madame Bovary". Die vereinzelten Wahrheiten sind hier in eben so grellen Farben aufgetragen, die bei der breiten Ausmalung, welche dem Lustspiel nicht gestattet ist, nur um so entsetzlicher wirken. Der Eindruck vom Ganzen ist nur aus dem Grunde ein minder melancholischer, als der von den „falschen Biedermännern", weil der Roman im voraus seine Bilder aus der Wirklichkeit auf die Provinz zu beschränken ankündigt, während die Komödie schon ihrem Berufe nach die allgemeine Wahrheit verspricht. Man muß in dem Verfasser des Romans gewissermaßen das Genie der Gemeinheit anstaunen,

Digitized by Google

welche sich bloß aus Lust am Unedlen die Mühe giebt, sorgsam zu betrachten, was sich ein Mensch von nur etwas höheren Gedanken oder auch nur von Lebenslust nicht rasch genug aus dem Sinne schlagen kann. Der Roman ist die Naturgeschichte des Ekels, die vergleichende Anatomie der unangenehmsten Affectionen, welche die Sinne und das Gemüth sich nur immer aus muffigen Kramladen, übelriechenden Apotheken, verstimmten Leierkästen und anrüchigen Manieren der vom Reichthum überfirnißten Niedrigkeit holen können. Wenn man das Buch weglegt, glaubt man anstatt des Firmamentes ein schmutziges Leintuch über die ganze Erde gebreitet. Und diesen Glauben erregt zu haben, ist eben der Triumph des französischen Realismus.

Man ersieht daraus leicht, daß er eigentlich keiner ist, sondern nur ein umgekehrter Idealismus, wie dieser dazu bestimmt, von der Wirklichkeit zurückzuschrecken, aber durch entgegengesetzte Mittel. Das Wirkliche geht nicht mehr an der Idealität des Schönen, sondern an der Idealität des Häßlichen zu Grunde, immer aber geht es zu Grunde, der französische Realismus ist keiner. Wie ganz anders verstand man es in England und Deutschland der schlichten gesunden Wirklichkeit ihren berechtigten Platz in der Kunst zu geben! In den humoristischen Romanen von Boz und Thakeray, in der westphälischen Bauerngeschichte Immermanns, in jenen deutschen Romanen, in denen das Kleinleben des Mittelstandes sich sorgsam und behäbig ausbreitet, endlich in den Novellen Toepffers, die weitab liegen von dem Geiste der französischen Litteratur, obgleich sie zufällig in ihrer Sprache geschrieben sind, offenbart sich der wahre Realismus, wie ihn Nichtfranzosen begreifen und anerkennen, der Prophet der Alltäglichkeit, welcher dasselbe, was der Idealismus in erdentrückten Sphären suchte, das Abenteuer, das Wunder, die Romantik, in den Dingen findet, die uns stündlich umgeben, in den Herzenserschütterungen, die uns jeden Augenblick begegnen können, in dem Leben des Dorfes und des Bürgerhauses, in den Geschichten, die sich täglich auf dieser ganz gemeinen Erde zutragen.

Herr J. J. Weiß, der ungeachtet seiner angeblichen Kenntniß des Fremden von diesem wahren Realismus keine Ahnung hat, bekämpft unter dem Namen desselben nichts weiter, als den bankerott gewordenen Idealismus seiner Landsleute, einen Idealismus, dem die Ideen ausgegangen sind oder von den politischen Verhältnissen des Landes entrissen wurden und der in cynisch lustiger Verzweiflung darüber die Leere mit Koth ausfüllt. Was kann aber Herr Weiß, der selbst Franzose und folglich von derselben Leere umgeben ist, dem französischen Realismus entgegenhalten, damit er sich daran zerschmettere? Nichts als längst abgethane Ideale, nichts als von früheren Litteraturepochen völlig aufgebrauchte Träume, Vorstellungen, Ideen, die einst sehr schön waren und jetzt so unerquicklich rauschen, wie die welk gewordenen Kränze, die von vergessenen Festen übrig blieben.

Diese Ideen sind nicht mehr fähig dem Idealismus wieder Bahn zu brechen, namentlich einem Realismus gegenüber, den man für so furchtbar hält, daß man ihm die Macht einer Philosophie des Teufels zugesteht. Herrn Weiß und den

Digitized by Google

Franzosen überhaupt erscheint die Richtung des Herrn Flaubert und Consorten als das Evangelium des hartgesottenen Fatalismus. Um ihr diese Ehre anthun zu können, muß man sich tief unter der philosophischen Höhe des so hochmüthig über die Achsel angesehenen Nachbarvolkes befinden. Es giebt einen Fatalismus, doch ist er keineswegs die Verneinung der Idee, sondern erfüllt mit Ideen, welche den Franzosen bis zum heutigen Tage unbegriffen, ja ungeahnt blieben, und welche die Verschmelzung von Nothwendigkeit und Freiheit bewirken. Wäre es vergönnt, dem Buche des Herrn Weiß statt mit einem Aufsatz wieder mit einem Buche zu antworten, man könnte hoffen, ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß eine Nation keineswegs „à la tête" marschirt, der die Columbus-That Kants völlig nicht existirt, geschweige denn, daß sie die Consequenzen ahnte, welche der größte Denker der Neuzeit, Schopenhauer, daraus gezogen hat. Und so wird es Herrn Weiß nicht gelingen, durch die feurigste Predigt des „libre arbitre" den französischen Realismus aus seiner cynisch lachenden Ideenlosigkeit herauszulocken.

Die Franzosen durften lange Zeit der deutschen Träumerei und Metaphysik spottend den Rücken wenden. Denn aus der politischen Action, deren sie Meister waren, und aus der Freiheit, die ihr Lebenselement war, strömten wie bei keiner anderen Nation befruchtende Ideen in ihre Kunst und Litteratur. Gegenwärtig ist ihnen auch dieser Quell eines gesunden und stets neu sich erzeugenden Idealismus verschlossen. Zwar können Kunst und Litteratur auch unter dem Despotismus glänzend gedeihen; allein immer nur so lange als die Beherrschten noch im Zustande politischer Unschuld sind und sich „nicht schämten", nicht mehr, wenn sie bereits in den Apfel gebissen hatten, am wenigsten, wenn er ihnen nach einigen guten Bissen gewaltsam entrissen worden. Darüber muß Herr Weiß natürlich schweigen.

Das Buch ist eine Sammlung kritischer Aufsätze, die früher im „Journal des Débats" erschienen. Der ungebührliche Titel und die anmaßende Vorrede suchen einen Standpunkt zu erschwindeln, den der Inhalt nicht behaupten kann: den Standpunkt der deutschen Litteraturgeschichte, welche die Erscheinungen als historische und folglich als nothwendig begründete nachweist. An sich betrachtet, haben die Aufsätze des Herrn J. J. Weiß von dem anderen J. J. des „Journal des Débats" die Ausspinnung der Gedanken bis zum dünnsten Faden angenommen und können sich nicht mit den Kritiken von Gustave Planche messen, dem besten Kunstrichter, den Frankreich in neuer Zeit besaß und dem man im Gegensatz zu der sonstigen französischen Kritik, die aus Eitelkeit mit dem eigenen Geiste spielt, statt schlicht der Wahrheit nachzugehen, das große Lob nachsagte, daß er den Muth hatte, sich vor dem Gemeinplatz nicht zu fürchten.

Hieronymus Lorm.

Digitized by Google

Andreas Freiherr v. Baumgartner.

(Geboren 23. November 1793, gestorben 30. Juli 1865.)

Zum zweiten Male trifft mich das Los, in diesen Blättern auf dem frischen Grabe eines hochverehrten Freundes und Lehrers im Namen des Geschlechtes, für das er gelebt und gewirkt, den letzten Nachruf, die Worte der liebenden Erinnerung, der Anerkennung und des Dankes auszusprechen.

Anton Günther und Andreas Freiherr v. Baumgartner, der in tiefer Einsamkeit lebende, von der Kirche, die er vertheidigte, verurtheilte Theologe, und der auf dem Markte des Lebens großgezogene, mit Würden und Ehren nach Gebühr ausgestattete Naturforscher und Staatsmann, und Beide doch in so Vielem sich gleich, in der Einfachheit der Sitten, der Reinheit des Herzens, der religiösen Tiefe und der echten, durch jede Wendung der Geschicke unberührten Treue und Güte!

Andreas Baumgartner war der Sohn eines Handwerkers in Friedberg, einem deutschen Städtchen in dem Südwesten Böhmens, sein Geburtstag war der 23. November 1793. Von dem Vater lernte er Ausdauer und Fleiß und das Streben nach klarer Anschauung der Dinge, von der Mutter überkam er das milde, warme Herz. Der Vater erkannte frühzeitig das Talent seines Kindes und bemühte sich, ihm einen sorgfältigen Unterricht zu verschaffen. Anfänglich dachte er aus ihm einen Schullehrer zu bilden und hielt ihn deßhalb besonders zur Musik an, später wagte er, ihn dem Gelehrtenstande zu widmen und sandte ihn 1804 auf das Gymnasium nach Linz. Unter großen Entbehrungen legte der Knabe hier die Jahre der Gymnasial- und der philosophischen Studien zurück. 1810 kam er nach Wien und hörte die Rechte, allein bereits hatte sich seine Liebe zu den Naturwissenschaften entwickelt und sie wurden bald seine ausschließende Beschäftigung. Im Jahre 1814 erlangte er hier den philosophischen Doctorgrad. 1815 wurde er Adjunct des Professors der Physik an der Universität zu Wien, das Jahr darauf Professor dieses Faches am Lyceum in Olmütz, um 1823 in gleicher Eigenschaft nach Wien zurückberufen zu werden.

Es that noth, daß hier im naturwissenschaftlichen Unterrichte eine Reform eintrat. Ein veralteter Professor hatte die Lehrkanzel viele Jahre hindurch innegehabt, die großen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte waren spurlos an ihm und seinen Hörern vorübergegangen, seine Lehrstunden wurden von Theorien des vergangenen Jahrhunderts ausgefüllt und in dem großen Saale, der dem physikalischen Cabinete bestimmt war, sah man nichts als die unbehülflichen Apparate und die kindischen Spielereien jener Zeit. Rastlos waren darum die Anstrengungen des neuen Professors. Er schuf eine neue Methode des Vortrages, beobachtete und experimentirte, schrieb Lehrbücher, gab eine physikalische Zeitung heraus, entwarf Zeichnungen zu Maschinen und Apparaten, ließ sie unter seiner Aufsicht bauen, setzte sich mit Männern der Wissenschaft, Mechanikern und Constructeuren in Ver-

Digitized by Google

bindung, besuchte Werkstätten, lernte von Praktikern, bildete sich Schüler und Mitarbeiter. Neben seinen obligaten Vorlesungen hielt er jeden Sonntag einen populären Vortrag über Mechanik, der sehr zahlreich von Männern aus allen Classen der Gesellschaft besucht wurde. Immer weiter erstreckte sich seine Thätigkeit und wuchs sein Einfluß. Der neue Professor wurde einer der Gründer des niederösterreichischen Gewerbevereines, der Rathgeber in vielen gewerblichen Unternehmungen, der Lehrer der kaiserlichen Familie, der maßgebende Sachkundige der Regierung in allen Fragen der Technik.

Was ihn als Lehrer vor allem auszeichnete, war seine ungemeine Präcision und Klarheit. Vor ihm gab es nichts Verworrenes oder Verschwommenes; er unterschied in der Physik genau die Thatsache, das aus ihr abgeleitete und sie regelnde Gesetz und die zur Erklärung des Gesetzes versuchte Hypothese mit dem größeren oder geringeren Grade ihrer Wahrscheinlichkeit; er gab nichts als Thatsache, was er nicht selbst geprüft und als richtig erprobt hatte; sein Wort war klar und scharf. Er war einer der ersten, welche den Umfang der Physik genau abgegrenzt und ihren Inhalt vollständig und im Zusammenhange vorgetragen haben. Als Experimentator war er eben so glücklich als gewandt.

Seine Wirksamkeit wurde auch dadurch erhöht, daß fast gleichzeitig sein Freund und Schwager, v. Ettingshausen, als Professor der höheren Mechanik, v. Littrow als Professor der Astronomie und Director der Sternwarte und Mohs als Professor der Mineralogie in die Universität eintraten und jeder dieser Männer den anderen unterstützte Damals bildeten sich Kreil, Schrötter, Kunzeck, Redtenbacher u. v. A., die wir jetzt als die Vertreter der Naturwissenschaft bei uns verehren.

Sein Eifer als Professor hatte seine Lunge angegriffen, und dies war die nächste Veranlassung, daß man seine Kräfte mehr auf dem Felde der Praxis als auf der Lehrkanzel in Anspruch zu nehmen beschloß 1833 wurde er mit Rang und Gehalt eines Regierungsrathes zum Director der Porzellan- und Spiegelfabrik in Wien ernannt, 1842 mit Rang und Gehalt eines Hofrathes zur Leitung sämmtlicher ärarischen Tabakfabriken berufen. In jeder dieser Stellungen leistete er Bedeutendes, die Routine wurde in einen nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleiteten Vorgang verwandelt, der bureaukratische Standpunkt machte dem gewerblichen Platz, Mißbräuche verschwanden, Ersparungen wurden erzielt, die pecuniären Erfolge wurden namentlich bei den Tabakfabriken die lohnendsten. Die Porzellanfabrik erlebte unter ihm den letzten Lichtblick ihrer Existenz, die Tabakfabrication legte unter ihm den Grund zu dem Aufschwung, den sie seither genommen hat.

Aber neben seiner amtlichen Beschäftigung und neben seiner Stellung als einer der Directoren der Nordbahn, zu welcher ihn das Vertrauen der Actionäre berufen hatte und die er bis 1848 fortführte, blieb er der Wissenschaft treu. Eine Auflage seines Lehrbuches der Physik drängte die andere, jede war verbessert und vermehrt und hatte den neuesten Stand der Forschung in sich aufgenommen. Er wurde einer der Gründer und ersten Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften ihr erster Vicepräsident und 1851 — nach Hammers Tode — ihr zweiter

Digitized by Google

Präsident, unter seiner Leitung wurde der elektrische Telegraph in Oesterreich eingeführt.

Im März des Jahres 1848 wurde er als Hofrath zur allgemeinen Hofkammer einberufen und zur Leitung des Eisenbahnwesens bestellt, aber ehe er hier einzugreifen vermochte, brach die Revolution des März 1848 aus, die ihn am 8. Mai auf den Posten eines Ministers der öffentlichen Arbeiten erhob, um nach wenigen Wochen, in den Maitagen jenes Jahres, ihn mit dem gesammten Cabinete, dem er angehörte, wieder hinwegzureißen. Bald darauf wurde er zum Vorstand der Section der indirecten Abgaben im Finanzministerium ernannt. Als solcher nahm er als Vorsitzender einer Ministerialcommission Theil an den Arbeiten zur Aufhebung des Prohibitiv- und Einführung des Schutzzollsystems, leitete die sehr eingehende Enquête zur Feststellung der einzelnen Zollsätze und war der Vertreter der Regierung bei dem Zollcongresse, der zu diesem Behufe in den ersten Monaten des Jahres 1851 unter dem Vorsitze des Handelsministers Freiherrn v. Bruck sich versammelt hatte. Nach Vollendung dieser Arbeiten wurde er in den Staatsrath berufen, allein er blieb in demselben nur einige Monate, denn als Baron Bruck im Laufe des genannten Jahres von seinem Posten zurücktrat, war es Baumgartner, welcher als Vertreter der Ideen und Pläne desselben auch der Erbe seines Postens wurde, und mit Schluß des Jahres mußte er, nach dem Rücktritte des Barons Kraus, zugleich auch den noch weit schwierigeren Posten des Finanzministers übernehmen.

Als Handelsminister ist ihm die glückliche Vollendung des von Baron Bruck Begonnenen, des Handels- und Zollvertrages mit dem Zollvereine, des Handelsvertrages und des Zollcartels mit Sardinien, der Zolleinigung mit Modena, Parma und Liechtenstein und die glänzende Betheiligung Oesterreichs an den Industrieausstellungen zu München und Paris zu verdanken, als Finanzminister hat er den Zolltarif vom 6. December 1853, diesen großen Fortschritt zu einem freisinnigen Zollsysteme, geschaffen, die Reform der Zollmanipulation, dann jene der Zollleitung und Grenzüberwachung längs der Grenze gegen den Zollverein, in Triest und beim Hauptzollamt in Wien durchgeführt, der erste den Gedanken einer Besteuerung des Branntweins nach den wirklichen mittelst eines Controlapparates erhobenen Erzeugnissen gefaßt und die Gründung der Escompteanstalt ermöglicht, eines Institutes, das durch die Wahrheit und Kraft des Principes, auf dem es beruht, jenes der Solidarität der Credittheilnehmer, und durch den Segen und die Größe seiner Wirkungen zu den zukunftsreichsten unserer Zeit gehört.

Doch die Last der Geschäfte war erdrückend, und tief hatte ihn verwundet, daß das große Nationalanlehen von 500 Millionen Gulden, das er, unterstützt durch den Opfermuth aller Völker Oesterreichs zu Stande gebracht hatte, nicht ganz zu dem Zwecke, für welchen es erfolgt war, zur Zahlung der Staatsschuld an die Bank und zu der dadurch zu erreichenden Wiederherstellung der Valuta verwendet werden konnte, und daß der nöthig gewordene Verkauf der nördlichen Staatsbahn in Folge der Einmischung dritter Personen unter Bedingungen erfolgte,

Digitized by Google

die er nicht alle zu billigen vermochte und für die er doch gegenüber der Oeffentlichkeit die Verantwortung trug. Seine Kraft brach und er war genöthigt im Jahre 1854 um seine Enthebung als Handels- und Anfangs 1855 um jene als Finanzminister und um die Versetzung in den bleibenden Ruhestand zu bitten.

Er glaubte nun, sich wieder ausschließlich seiner geliebten Physik widmen zu können und begann ein neues Werk, eine Darstellung des gegenwärtigen Standes dieser Wissenschaft. Großes war in den letzten Jahren in ihr geschehen. Das Princip der Erhaltung der Kräfte, der Identität der letzten Grundlage der mechanischen, chemischen, elektrischen und magnetischen Erscheinungen, der Wärme und des Lichtes, der Uebergang jeder dieser Formen der Bewegung in die andere und die Aequivalente, unter denen er stattfindet, waren über jeden Zweifel hinaus festgestellt worden, die organische Chemie war neu entstanden und hatte das überraschendste Licht über den Zusammenhang der organischen und anorganischen Natur, und die Eigenschaften der kleinsten Theile der Körper verbreitet; während bis dahin die Forscher in Zersetzung und Sonderung des großen Ganzen, Auffindung neuer Gattungen und Arten, Elemente und Kräfte thätig gewesen waren, bemühten sie sich nun, den Zusammenhang des Gesonderten, die Entwicklung des Einen aus dem Andern aufzufinden, im Chaos den ordnenden Plan zu entdecken. Und nun ging Baumgartner daran, die letzten Ergebnisse dieser Bestrebungen darzustellen, das treue Lichtbild der noch im raschen Flusse befindlichen. Er arbeitete mit unermüdlichem Fleiße, dreimal fing er von neuem an, und noch zuletzt genügte, was er vollendet hatte, nicht seinen hohen Ansprüchen.

Mitten unter seinen Bemühungen erhob aber das Leben neue Ansprüche an ihn. Baron Bruck ersuchte ihn um die Leitung der Enquêten, welche Allerhöchsten Orts in den Jahren 1859 und 1860 über die Wirkungen der Zollreform, der Branntwein- und Zuckerbesteuerung und über den Tabakbau und Tabakexport in Ungarn angeordnet worden waren, Minister v. Plener 1864 um die Leitung der Commission zur Prüfung der Apparate, welche zur Lösung der Preisfrage überreicht worden waren, die Menge und den Grundgehalt des Zuckersaftes behufs der Besteuerung desselben zu ermitteln. Für die Akademie der Wissenschaften war 1860 eine Zeit herangekommen, deren Wirkungen abzuwehren oder abzuschwächen waren.

Die Escompteanstalt wählte ihren Gründer, nachdem er in den Ruhestand getreten, zu ihrem Präsidenten und es waren nicht bloß die Geschäfte und ihr gedeihlicher Lauf zu erhalten, sondern auch manche ungebührliche Ansprüche zurückzuweisen, innere Zwistigkeiten zu schlichten, neue Statuten zu entwerfen und gegenüber widerstrebenden Einflüssen durchzusetzen.

Endlich legte seine Ernennung zum lebenslänglichen Reichsrath und die stets wiederholte Wahl zum Präsidenten des Finanzausschusses der hohen Versammlung ihm neue Pflichten auf, die er mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllte. Unter seiner Leitung gestalteten sich die Sitzungen des Finanzausschusses zu einer hohen Schule, in welcher ein Mann von seltener Begabung einem Hörerkreise, wie er sich selten in gleicher Auszeichnung zusammenfindet, über die Probleme der Finanzwissen-

Digitized by Google

schaft und über die Anwendung der Naturwissenschaft auf das Staats- und Volksleben vortrug.

In dieser unermüdeten Thätigkeit machte ihn selbst eine schmerzhafte Blasenkrankheit nicht wankend, an welcher er seit Jahren litt. Bei jeder Unterbrechung seines Uebels ging er neu ans Werk, und er hörte nie in der Arbeit auf als bis der physische Schmerz ihn übermannte.

Schon lange hatten die Aerzte auf die Hoffnung, ihn herzustellen, verzichtet, was sie und die Bemühungen der treuesten Pflegerinnen vermochten, war, den Lauf der Krankheit zu verzögern und die Schmerzen zu mildern. Der Sommer des laufenden Jahres zeigte sich besonders gefahrdrohend, die Anfälle wiederholten sich schnell nacheinander und waren sehr schmerzhaft, der Kranke brachte nur wenige Tage außer dem Bette zu. Endlich endete der 30. Juli 1865 sein thatenreiches Leben.

Er war als er starb wirklicher geh. Rath, lebenslänglicher Reichsrath, Freiherr, Großkreuz des Leopold-Ordens, Ritter der eisernen Krone erster Classe, Präsident der k. Akademie der Wissenschaften, gewes. Rector Magnificus der Wiener Universität, Ritter einer großen Zahl der höchsten ausländischen Orden, Mitglied einer langen Reihe wissenschaftlicher Anstalten und Vereine. Der Staat und die Wissenschaft hatten ihre höchsten Auszeichnungen auf ihn gehäuft.

Er läßt in Oesterreich eine unausfüllbare Lücke zurück, denn was ihn auszeichnete, die Vereinigung von theoretischem Wissen und praktischer Erfahrung, von Einsicht und Klarheit, von persönlicher Liebenswürdigkeit und ernster Haltung, von Treue an den Fürsten und Liebe zur Freiheit, von Religiösität und Duldung, von Vorurtheilslosigkeit und freundlicher Schonung der Interessen und Schwächen Anderer ist selten zu finden und wenn sie Jemand besäße, würde er doch nicht das die Wirksamkeit in so hohem Maße erleichternde allgemeine Vertrauen aller Stände und Classen der Gesellschaft genießen, dessen sich Freiherr v. Baumgartner in Folge seiner langjährigen Laufbahn und seiner wechselnden Stellung erfreute, die ihn in so vielfache Berührungen mit Groß und Klein, Hoch und Nieder brachte

Von seinen Werken sind bekannt: „Die Areometrie", Wien 1828; „Mechanik in ihrer Anwendung auf Kunst und Gewerbe", 1823; „Die Naturlehre", 8. Auflage, 1845; „Supplementband zur Naturlehre", 1854; „Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften" (zuerst in Verbindung mit v. Ettingshausen, dann allein und zuletzt mit Ritter v. Holzer), 1826 bis 1837; „Anleitung zum Heizen der Dampfkessel und zur Wartung von Dampfmaschinen", 1841; „Reden bei den feierlichen Sitzungen der k. Akademie der Wissenschaften.

Dr. C. F. H.

Digitized by Google

Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache.

Von H. Mareta.

(Zweiter Versuch. Wien 1865. Druck und Commissionsverlag von C. Gerolds Sohn.)

J. Wer sich je mit dem österreichischen Dialekte eingehender beschäftigte, dem wird der Mangel eines die Mundart Oesterreichs umfassenden Wörterbuches oft fühlbar geworden sein. Für viele Fälle reicht zwar Schmellers unübertreffliches Buch vollkommen aus, wie ja die Dialekte Baierns und Oesterreichs einander nächstverwandt sind. Vor andern Fällen steht man beim ersten Begegnen oft rathlos, und wie lange braucht es dann, bis man dasselbe Wort wieder antrifft und zwar in einem Zusammenhange, der uns seine Bedeutung klar zu machen im Stande ist. Schon von diesem — praktischen — Standpunkte aus erscheint ein Wörterbuch unseres Dialektes als ein wahres Bedürfniß.

Dazu kommt noch die Wichtigkeit eines solchen Buches für die Geschichte unserer Sprache und die Geschichte der geistigen Entwicklung unseres Volkes.

Für die Geschichte der Sprache; denn das Wörterbuch eines Dialektes hat, wenn es dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechen will die Aufgabe, die im Dialekte vorkommenden Wörter historisch zu verfolgen und jedem seine Geschichte beizugeben. Bei dem Reichthume an Quellen der verschiedensten Art, an denen wir die Entwicklung unseres Dialektes beobachten können, und bei der besonderen Ergiebigkeit einzelner derselben kann gerade der Verfasser eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache dieser Anforderung genügen.

Es hat diese Art, welcher schon Schmeller sich bediente und welche unsere beiden Grimm in ihrem Wörterbuche weiter durchführten, bereits manche Ergebnisse geliefert, nicht bloß für die Grammatik, sondern auch in Bezug auf die Entwicklung der Bedeutung. (Wir verweisen hier auf R. Bechstein's Aufsatz: „Ein pessimistischer Zug in der Entwickelung der Wortbedeutung", Germania 8, 330.)

Wenn wir nun noch die aus einer gewissenhaften lexikalischen Zusammenstellung sich ergebende Kenntniß der einem Dialekte vor andern eigenthümlichen Worte betonen, so haben wir bei weitem noch nicht alles erschöpft, was der Geschichte der Sprache aus einem dialektischen Wörterbuche zufließt.

Noch weiter führte es uns, wenn wir die Bedeutung einer solchen Arbeit für die Geschichte der geistigen Entwicklung unseres Volkes auch nur in den oberflächlichsten Zügen ausführen wollten. Eine solche Darstellung lockte zwar sehr, doch müssen wir unsere Leser bitten, sich einstweilen mit ein paar hingeworfenen Contouren zu begnügen.

Wie ja die Sprache es ist, durch welche der menschliche Geist sich offenbart, wie sie es ist, welche in einer Periode der Entwicklung der Menschheit fast einzig Zeugniß giebt von ihrem Culturzustande, ja wie sie sogar in eine vorhisto-

Digitized by Google

rische Zeit ihre Lichter zurück zu werfen im Stande ist — so bleibt sie auch für die spätere Zeit eine wichtige und reiche Fundgrube von culturhistorischem Materiale.

Aus dem Wortschatze gewinnen wir einen Einblick in das Leben eines Volkes im Hause und außerhalb desselben, — wir lernen seine Bedürfnisse kennen und seine Anschauungen, seine Freuden und seine Leiden.

Nimmt der Verfasser eines Wörterbuches auch darauf Rücksicht, daß er aus dem reichen Schatze seiner Belege auch solche wählt und zusammenstellt, welche die Wichtigkeit des besprochenen Wortes für die geistige Geschichte des Volkes aufklären, so hat er das gethan, was der einzige Schmeller bei manchem Worte so schön durchgeführt.

Auch die lautliche Entwicklung — und hier stehen wir allerdings nicht mehr allein vor der Schwelle des Wörterbuchs, sondern wir betreten bereits den Boden der Grammatik, zu deren vorzüglichsten Hülfsmitteln ja das Wörterbuch zählt — auch die, sagen wir, wirft manches Schlaglicht auf den Charakter eines Volkes.

Das eine hält zäher am Alten fest, das andere entwickelt seine Laute schneller, — das eine löst einfache Laute in Diphthonge auf, das andere verdichtet seine Diphthonge zu einfachen Lauten, — bei dem einen lebt noch ein frischer Nerv, der die Sprache weiter zu entwickeln im Stande ist, beim andern gewahren wir das allmälige Erstarren desselben, — das eine verschließt sich den Einflüssen von außen, denen sich das andere williger hingiebt, und Anderes mehr.

Aus diesen Andeutungen, die uns vielleicht schon zu weit geführt haben, erhellt die Bedeutung und Wichtigkeit eines Wörterbuches der Sprache unseres Volkes. Wenn wir uns nun an das oben bezeichnete Buch wenden, so können wir uns bedeutend kürzer fassen, da wir ja viele Gesichtspunkte, die uns bei einem solchen Werke von Bedeutung scheinen, schon oben berührt haben.

Es ist, wie schon der Titel besagt, eine bloße Probe und enthält eine Auswahl aus den Buchstaben R und S.

Beim Durchsehen des Quellenverzeichnisses müssen wir gestehen, daß der Verfasser eine große Anzahl von bis jetzt wenig berücksichtigten Schriften ausgebeutet hat, und da wir es nur mit einer Probe zu thun haben, so werden hoffentlich auch später noch andere wichtige Quellen mit einbezogen werden.

Wir meinen hier außer den gedruckten auch noch vor allen die ungedruckten Urbarien, deren ja viele dem Verfasser zugänglich sein müssen, Kochbücher, medicinische Schriften, dazu manches andere, das, wenn auch inhaltlich werthlos, doch für das Lexikon von großer Wichtigkeit sein kann.

Was die ersteren betrifft, so würden auch die Namen von Oertern, Fluren, Halden ꝛc, freilich in einem sehr beschränkten Maße, aufzunehmen sein, denn in ihnen hat sich manches längst verschollene Wort bis auf heute erhalten.

Nur eines kommt uns hier bedenklich vor: die allzu große Berücksichtigung, welche die sogenannten im Dialekt geschriebenen Volksschriften wie „Hans Jörgel“, „Eipeldauer Briefe“ u. a. in unserem „Versuche“ gefunden haben. Weit entfernt sie ausschließen zu wollen, glauben wir doch, daß sie erst in sehr später Linie

Digitized by Google

Berücksichtigung verdienen. Sie sind im Großen und Ganzen eine sehr unlautere Quelle, ein uns wenigstens äußerst widerliches Gemisch von Dialekt und Schriftsprache. Zudem giebt die zu große Berücksichtigung, welche sie in unserem „Versuche" gefunden, diesem das einseitige Aussehen eines Idiotikons des Wiener Jargons.

Wir glauben wohl den Grund, warum gerade genannte Schriften so weitläufig ausgezogen wurden, gefunden zu haben, wenn wir ihn in dem Mangel an mündlichen Mittheilungen aus dem Volke, den der Verfasser selbst eingesteht, suchen. Hoffen wir, daß diese nun, da der Verfasser diesen Versuch zur Aufmunterung herausgiebt, recht zahlreich werden und mit ihrem Wachsen zugleich diese Surrogate des Volksthümlichen mehr und mehr verschwinden.

Die älteren Dialekte unserer Sprache fanden zwar einige Berücksichtigung, doch lesen wir in der Einleitung mit Befremden von „gelehrtem Aufputz des Alt- und Mittelhochdeutschen", den der Verfasser weggelassen habe. Freilich des Althochdeutschen werden wir in fast allen Fällen entrathen können, auch des Mittelhochdeutschen, wo es bloß „gelehrter Aufputz" sein soll. Wir fürchten jedoch, daß der Verfasser aus Furcht vor Gelehrthuerei des Guten zu wenig thue. Das wäre unrecht. Wo es gilt, wie hier, den Wortvorrath eines Dialektes festzustellen, wird der Verfasser auch die Aufgabe haben, zu untersuchen, ob ein Wort nicht schon in der älteren Sprache dem von ihm behandelten Dialekte specifisch eigenthümlich gewesen sei. In dieser Beziehung ist die weiteste Berücksichtigung der mittelhochdeutschen Denkmäler nöthig, zumal ja das „mittelhochdeutsche Wörterbuch" auf diese Fragen keine Rücksicht nimmt.

Mit diesen Worten auch haben wir bezeichnet, was wir von einem nach Schmeller erscheinenden Dialektwörterbuch über diesen hinaus fordern.

Wenn auch in manchen Fällen das Resultat vorderhand noch zweifelhaft sein wird, in vielen — wir können hier aus Erfahrung sprechen — ist es bereits möglich.

Weiter auf Einzelheiten einzugehen verbietet uns der Raum, und wir wollen nur noch die Bemerkung anknüpfen, daß wir im Vorhergehenden keinen Tadel aussprechen wollten, sondern nur unsere Ansichten dem Verfasser und unsern Lesern zur Prüfung gaben. Nennt sich ja das Büchlein selbst nur einen Versuch!

Im Gegentheil nehmen wir innigen Antheil an der Arbeit, und unser aufrichtiger Wunsch ist, daß dem Verfasser von allen, die dazu fähig sind, die thätigste Unterstützung zu Theil werde und sein künftiges Werk, seiner Mühe und seinem Fleiße entsprechend, ihm und uns, seinen Landsleuten, zur Freude und Ehre gereiche!

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Ilwof, Dr. Fr.: Oesterreichische Geschichte für das Volk. XI. Maria Theresia, vom Aachner Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges 1748 bis 1763. Wien 1865. 258 S. 8.

± Es ist dies das vierte Bändchen — in der ganzen Reihe das zweite der dritten Serie — des von dem Vereine für Verbreitung von Druckschriften unter das Volk ausgehenden Unternehmens. Die Gefahr ungleichförmiger Behandlung, welche bei Besprechung eines anderen Bändchens bereits in dieser „Wochenschrift" hervorgehoben wurde, steigerte sich im vorliegenden Falle dadurch, daß die Regierung der großen Kaiserin nach dem einmal festgesetzten Plane an drei verschiedene Bearbeiter vertheilt wurde. Um so mehr darf hervorgehoben werden, daß es in diesem einen Falle dem Verfasser und der Redaction gelungen ist, im populären Tone, in der gesammten Auffassung und in der individuellen Färbung möglichst an die von dem Vorgänger J. B. Weiß behandelte Darstellung anzuknüpfen. Diese hatte mit dem Aachner Frieden geschlossen; jene nunmehr vorliegende reicht „vom Aachner Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges" oder, wie wir um der Concinnität willen gesagt haben würden, „bis zum Hubertsburger Frieden". Im ersten Theile werden die Reformen, welche Maria Theresia im Innern während dieses Zeitraumes vollzog, und die durch sie und Kaunitz, dessen Gestalt natürlich besonders hervortritt, bewirkte Umgestaltung der europäischen Politik klar und einfach dargestellt, indeß der zweite, viel umfassendere Abschnitt ausschließend der Geschichte des siebenjährigen Krieges gewidmet ist. Dem entsprechend enthält der Band viel kriegerisches Detail, Schlachtenbilder, Belagerungen, Märsche u. dgl. Wir beneiden darum den Verfasser nicht. Es ist ein rechtes Zeichen unserer Zeit, daß sich das Interesse des gebildeten Publicums, für das doch Bücher, wie dieses, bestimmt sind, von wechselvollen und blutigen Kämpfen an sich, abgesehen von den leitenden Ideen, deren irdische Erscheinungsform sie sind, sich abgewandt hat, daß es sich lieber mit Entwicklungen und friedlichen culturgeschichtlichen Bildern beschäftigt. Das hat gewiß auch der Verfasser gefühlt und den spröden Stoff durch Einflechtung von Personalbeschreibungen, z. B. Dauns und Loudons, durch die durchsichtigste Gliederung des Stoffes und Berücksichtigung der neben dem Kriege sich hinziehenden diplomatischen Verhandlungen zu bemeistern gesucht und gewußt. Die Schlachtgemälde sind übrigens recht sauber und frisch entworfen. Dies gilt besonders von der Schlacht bei Kolin, wo ein Holzschnitt dem Leser zu Hülfe kommt und im einzelnen (S. 131) eine Berichtigung der bisherigen Schlachtberichte gegeben wird. — Dem Vernehmen nach werden demnächst das 2. und 3. Bändchen der 1. Serie erscheinen.

Pfeiffer, Eduard: Vergleichende Zusammenstellung der europäischen Staatsausgaben. Stuttgart und Leipzig 1865, bei A. Körner.

S. Eine fleißige Arbeit, welche die Budgets der einzelnen Staaten nach den verläßlichsten und neuesten Quellen aufführt und die wichtigsten Ausgaberubriken zur Kopfzahl der Bevölkerung, so wie zur Gesammtsumme der Regierungsauslagen in Vergleichung bringt. Daß es bei einer solchen Vertheilung der so verschieden angelegten Budgetposten in bestimmte Rubriken hie und da ohne Zwang und persönliche Anschauung nicht abgeht, ist erklärlich. Wie schwer ist es zum Beispiel, die Ausgaben für öffentliche Bauten, welche sich in den meisten Voranschlägen auf alle Ressorts vertheilen, richtig zu gruppiren oder die für Unterrichtszwecke ausgegebenen Summen festzustellen, wie nahe liegt im letzteren

Digitized by Google

Falle bei Vergleichungen die Gefahr arger Fehlgriffe, da in den meisten Ländern die Beiträge aus Stiftungen, kirchlichen Anstalten, von Gemeinden und Privaten jene des Staatsschatzes überragen. sich aber der ziffermäßigen Nachweisung ganz oder großentheils entziehen. Der Autor hat jedoch diese Klippe nicht verkannt und warnt in solchen Fällen ausdrücklich, die gegebenen Zahlen als absoluten Maßstab für das zu nehmen, was in einzelnen Ländern nach gewisser Richtung, wie für Volksbildung, Kunst und Wissenschaft, für Cultus u. dgl. geleistet wird. Nur wo sich die Ausgabeposten mit ziemlicher Sicherheit zusammenstellen lassen, führt er die Vergleichung durch und zieht daraus Schlüsse. Diese sind dann durchdacht und klar, freimüthig und ohne alle Parteinahme hingestellt, verlieren sich nirgends in Kleinlichkeiten und so erfüllt das Heft vollständig seinen Zweck, ein übersichtliches Bild der verschiedenartigen Vertheilung und Verwendung der Staatsausgaben zu geben.

Die steuerpflichtigen Gewerbe des österreichischen Kaiserstaates im Jahre 1862. Wien 1865, Hof- und Staatsdruckerei.

S. Diese Darstellung, welche die Industrialgewerbe umfaßt und den ersten Theil einer Gesammtübersicht des Gewerbestandes bildet, wird im 1. Hefte des 12. Jahrganges der von der k. k. statistischen Centralcommission herausgegebenen „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik" geboten. Die Gewerbestatistik Oesterreichs ist ungeachtet des vielfachen Materials, welches in den Handelskammerberichten und sonst vorliegt, nichts weniger als reich bedacht und namentlich noch kaum irgendwie zum übersichtlichen Gesammtbilde gruppirt. Um desto willkommener ist daher eine Nachweisung, welche das Gewerbewesen der ganzen Monarchie auf Grundlage genauer Erhebungen darstellt. Das Material des Heftes bilden die Erhebungen, welche vom Finanzministerium aus Anlaß der beabsichtigten Reform der Erwerbsteuergesetzgebung über die Anzahl der in der gesammten Monarchie bestehenden steuerpflichtigen Gewerbe und die von ihnen entrichteten Steuerbeträge veranlaßt wurden. Diese compendiösen Materialien wurden vom statistischen Bureau in Uebersichten zusammengefaßt, welche aber doch bis in die kleinsten Unterabtheilungen eingehen und von Gewerben Nachricht geben, über deren Bestand man bisher nichts wußte, wie Eierklartrockner, Sternbindenmacher, Bund- und Palatinmacher, Stickstickferker (Stickerei-Vordrucker und Zwischenhändler mit solchen Waaren in Vorarlberg) u. a.

Den Rahmen bildet die vom statistischen Congresse in Wien festgestellte Eintheilung, innerhalb welcher für jedes Gewerbe die Zahl der Steuerpflichtigen, der Gesammtbetrag der Erwerbsteuer, dann der höchste und niedrigste Steueransatz nach Steuerinspectoraten und Bezirken aufgeführt wird. Die Gesammtzahl der Steuerpflichtigen sämmtlicher Industrialgewerbe beträgt 518.974 Köpfe, von welchen 5,877.714 fl. an Steuer aufgebracht werden. Mit dem höchsten Betrage, 740.152 fl. erscheinen die 48.440 Müller, numerisch, aber bei weit geringerem Steuersatze, werden sie von den 56.062 Schneidern und 67.525 Schustern übertroffen, welchen letzteren noch die 13.598 Czismenmacher, die Opanchen-, Opintschen-, Papuzzenmacher und andere Verfertiger von Fußbekleidungen zuzuzählen sind.

Neumann, Fr.: Die Gestaltung der mittleren Lebensdauer in Preußen in ihren Beziehungen zum Wachsthum des Wohlstandes der Bevölkerung. Königsberg 1865.

S. Die Abhandlung kündigt sich als Inauguraldissertation und zugleich als Theil eines größeren Werkes über die Zunahme des allgemeinen Wohlstandes in Preußen an.

Digitized by Google

Der vorliegende Abschnitt erhärtet, daß die gehobene wirthschaftliche Lage des Landes in der Gestaltung der mittleren Lebensdauer keine Erklärung finde, weil die Sterblichkeitsziffer und das durchschnittliche Lebensalter sich gegenwärtig ungünstiger gestalten als vor Jahrzehnten und auch die Lebenserwartung der Neugeborenen einen steten Rückgang zeigt. Zum Beweise dieser Thatsachen sind die von der Statistik gebotenen Materialien scharfsinnig verwerthet und es läßt sich, nach der gebotenen Probe, das in Aussicht gestellte Werk mit Spannung und Interesse erwarten.

Drbal, Dr. Mathias Amos: Lehrbuch der propädeutischen Logik (zum Gebrauch für den Gymnasialunterricht und zum Selbststudium). Wien 1865, Braumüller.

H. B. Für den Unterricht der Logik, wie sie nach dem Organisationsentwurfe an österreichischen Gymnasien gelehrt werden soll, hat bislang ein praktisches und leicht faßliches Handbuch gefehlt. Das vorliegende Compendium ist darauf berechnet, diese Lücke auszufüllen. Abweichend von den gewöhnlichen Methoden logischer Compendien, die nur ein trockenes Skelett von Regeln und Formelwerk liefern und dem Schüler in der Regel entweder unverständlich oder ungenießbar sind, hat der Verfasser in faßlicher und systematischer Darstellung, mit möglichstem Eingehen in das Einzelne die Lehren der Logik dargelegt, begründet und durch eine Fülle von Beispielen, die hauptsächlich dem Kreise der Gymnasialdisciplinen entnommen sind, veranschaulicht. Mit Recht wird die Kreisfigur in ausgiebiger Weise als Hülfsmittel zur Beweisführung der einzelnen Lehrsätze verwendet. Die Capitel von den Schlüssen, Schlußketten und Methoden wird man schwerlich in einem Lehrbuche in größerer Vollständigkeit und Deutlichkeit ausgeführt finden. Von einem praktischen Schulmanne in praktischer Weise abgefaßt, wird das Buch nicht verfehlen als Vorschule der Logik die Beachtung und Anwendung zu finden, die es verdient.

---

* Der Verein der österreichischen Buchhändler bereitet die Herausgabe eines „Allgemeinen Lexikon aller in Oesterreich vom Jahre 1750 bis einschließlich 1860 gedruckten Bücher" u. s. w. vor. Das Manuscript ist so weit gediehen, daß dessen Vollendung mit Schluß des Jahres 1867 in sicherer Aussicht steht.

Der Zweck und die Vortheile, welche durch die Herausgabe dieses Lexikons erreicht werden sollten, sind:

1. Eine in den bisherigen Handbüchern unerreichte Vollständigkeit der darin aufgenommenen Druckwerke. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der österreichische Verlag — sei es aus Indolenz der früheren Verleger, sei es aus Mangel des Verkehrs, namentlich der Provinzverleger mit dem außerösterreichischen Deutschland, in den bestehenden Lexicis nur zum kleineren Theile vertreten erscheint. So waren z. B. aus einer im Jahre 1863 in Wien versteigerten Büchersammlung eines österreichischen Geschichtsforschers allein gegen tausend Titel, welche bisher nicht verzeichnet waren, auszuziehen.

2. Die ununterbrochene Reihenfolge für den Zeitraum von 111 Jahren (1750 bis 1860), welche in den bisherigen Lexicis nur durch 5 bis 6 Alphabete (wie bei Kayser v. 1750 bis 1832; von 1833 bis 1840; von 1841 bis 1846; von 1847 bis 1852; von 1853 bis 1858; bei Kirchhoff aber von 1851 bis 1855 und 1856

Digitized by Google

bis 1860) zu verfolgen möglich war, wodurch das Aufsuchen von Büchern, deren Verlagsjahr zweifelhaft ist, mit großem Zeitverluste und vieler Mühe verbunden war.

3. Die Beigabe eines vollständigen wissenschaftlichen Materienregisters, nach Art desjenigen, das beim Kayser'schen Lexikon nur die von 1750 bis 1832 erschienenen Schriften enthält. Dieses soll zugleich durch eine alphabetische Uebersicht nach Schlagwörtern dem praktischen Bedürfnisse zugänglich und brauchbar gemacht werden und ein Repertorium darstellen, welches den ganzen Zeitraum von 1750 bis 1860 umfaßt, für alle Fachwerke und namentlich für die so seltenen, im Buchhandel oft kaum antiquarisch vorkommenden Einzelabdrücke oder überhaupt wissenschaftlichen Monographien aus der Geschichte, Topographie, Naturgeschichte ꝛc. unschätzbare Daten liefern und dem Buchhändler wie dem Gelehrten gleich unentbehrlich sein wird.

Das Werk soll in 2 Bänden, Schrift und Format wie Kirchhofs Lexikon, also in Kleinquart, der Band zu höchstens 40 Truckbogen erscheinen, die in Lieferungen von circa 10 Druckbogen ausgegeben und nur die erste Abtheilung enthalten werden, nämlich die Schriften in deutscher Sprache, in außerösterreichischen fremden und in todten Sprachen — während den folgenden, erst später zu erscheinenden Abtheilungen die Bücher in slavischer, magyarischer, italienischer und rumänischer Sprache vorbehalten bleiben. Der angegebene Zeitraum (1750 bis 1860) wird nur ausnahmsweise, z. B. bei Fortsetzungen der neuen Auflagen bis auf die Gegenwart fortgeführt werden. — Als österreichischer Verlagsort gilt jeder zur österreichischen Monarchie nach ihrem Bestande in Folge des Pariser Friedens von 1815 zählender; doch wird von den in diese erste Abtheilung fallenden Schriften, die in Venedig und Krakau oder Galizien erschienen sind, der ganze Zeitraum (1750 bis 1860), von den in Mailand erschienenen aber nur bis 1859 aufgenommen. — Die Preise sind durchaus in österreichische Währung reducirt und bei erloschenen Firmen die gegenwärtigen Verlagsorte angeführt. Außer eigentlichen Büchern werden von Landkarten die Atlanten, streng wissenschaftlichen (geologischen, hydrographischen ꝛc.) Karten und Stadtpläne; von Musikalien nur theoretische (Schulen), von Spielen (Gesellschaftsspielen) dem Kayser'schen Lexikon analog die mit gedruckten Erklärungen versehenen; von Kupferstichen oder anderen Kunstblättern ohne Text endlich nur Galeriewerke, Portraits und Ansichtensammlungen, so wie Bilderbücher für die Jugend aufgenommen.

* In der Sitzung der Section für medicinische und Naturwissenschaften in der Krakauer Gelehrtengesellschaft vom 15. Juli gab Prof. Piotrowski eine vorläufige Nachricht über einen neuen Fall seiner physiologischen Erfahrungen im Gegenstand des Einflusses des falschen Nerves auf die Herzbewegungen. Prof. Kuczyński entwickelte in Ergänzung der betreffenden früheren Angaben die jene Thermometerabweichungen erläuternde Theorie, welche aus verschiedener Dehnbarkeit des Glases entspringen, in seinen Beweisführungen gestützt auf Calculation und die danach berechneten Tafeln. Der Vorsitzende Prof. Skobel gab Nachricht von einem eingelangten Manuscript Dr. A. Rehmans „über die Vegetation der westlichen Beskiden".

* Herr Jezbera, dessen Streben bekanntlich seit Jahren dahin geht, sämmtliche Slavenstämme zu bewegen, die altslavische (cyrillische) Schrift, wie sie von den Russen, Serben und Bulgaren gebraucht wird, anzunehmen, hat soeben ein czechisch-slavisches Buchstabirbuch in dieser altslavischen Schrift herausgegeben. Gleichzeitig hat er eine Epistel an die czechischen Volksschullehrer gerichtet, um denselben die Wichtigkeit der von ihm angestrebten Schrifteinigung sämmtlicher Slavenstämme an das Herz zu legen.

* Im Verlage von Karl Bellmann erscheint ein Werk, welches ein in der deutschen Litteratur noch wenig cultivirtes Gebiet der rechtsgeschichtlichen Litteratur betritt. Das Werk führt den Titel: „Das Recht in Böhmen und Mähren, geschichtlich dargestellt

Digitized by Google

von Dr. Hermenegild Jireček". „Böhmen und Mähren", sagt das Vorwort, „haben eine reiche Rechtsgeschichte hinter sich. Hier, auf einem zwar wenig umfangreichen aber abgeschlossenen Gebiete, entwickelte sich das Recht stetig durch eine Reihe von Jahrhunderten; mit dem einheimischen slavischen Rechte traf hier das deutsche in seinen verschiedenen Formen, das kanonische und römische zusammen und beeinflußten sich wechselseitig, so daß neue eigenthümliche Rechtsbildungen als Folge hervortreten". Diesen Gang der Rechtsentwicklung zu verfolgen, und die so entstandenen Rechtsgebilde darzustellen, macht sich das Werk zur Aufgabe, das — wie die vorliegende erste Abtheilung schließen läßt — ein sehr umfangreiches werden dürfte. Dieselbe reicht nämlich nur bis zum Schlusse des 10 Jahrhunderts. Zuerst stellt der Verfasser — alles auf Grundlage eines sehr umfangreichen Quellenstudiums — das Gebiet und die Grenzen der zu behandelnden Länder fest und erst nachdem er auch deren ethnographische Verhältnisse ausführlich und vielseitig beleuchtete, übergeht er zu seinem eigentlichen Gegenstand: dem Recht und Gesetz, und entrollt uns ein sehr interessantes Bild der familienrechtlichen, staatsrechtlichen, kriegsrechtlichen 2c. Anschauungen und Verhältnisse, so wie des gerichtlichen Verfahrens in jener Periode. Dem Verhältniß von Böhmen und Mähren zum Frankenreiche ist ein eigenes Capitel gewidmet. Die nächste Abtheilung des Werkes wird den Zeitraum bis zum Schlusse des 12 Jahrhunderts umfassen.

A. B. Die der Munificenz des Königs von Hannover ihre Entstehung verdankende neue und erste vollständige Ausgabe der gesammten „Werke von Leibnitz", welche „gemäß seinem handschriftlichen Nachlasse in der k. Bibliothek zu Hannover" von Onno Klopp mit der an diesem Gelehrten gewohnten Gewissenhaftigkeit und kritischen Sorgfalt besorgt wird (Hannover, Klindworths Verlag), ist bis zum vierten Bande gediehen. Dieser führt die „erste Reihe" der Leibnitz'schen Schriften, nämlich die historisch-politischen und staatswissenschaftlichen, deren größerer Theil bisher ziemlich oder ganz unbekannt war, bis zum Jahre 1680. Wir lernen hier speciell die Schriftstücke der staatswissenschaftlichen Thätigkeit von Leibniz unter dem Herzog Johann Friedrich zu Hannover kennen; namentlich zuerst den Cäsarinus Furstenerius mit all' seinen litterarischen Pertinentien, dann diejenigen Schriftstücke, welche Leibniz' Verhältniß zum Herzog in verschiedener Weise beleuchten und endlich die Schilderungen des früh verstorbenen Herzogs selbst. Der zu Michaelis bevorstehende fünfte Band der Leibniz'schen Werke wird von ganz speciellem Interesse für Oesterreich sein, indem er unter anderem Leibniz' Correspondenz wegen einer Anstellung in Wien, den Plan zur Gründung eines kaiserlich historischen Collegiums und den der Anstellung von Leibniz als kaiserlichen Hofhistoriographen enthält.

A. B. Während die Physiologie und vergleichende Anatomie der Thiere von Entdeckung zu Entdeckung fortschreitet, ist die Psychologie derselben ein noch ziemlich brach liegendes und meistens nur dilettantisch oder anekdotisch behandeltes Gebiet geblieben. Jeder Versuch einer wissenschaftlichen Erörterung der Psychologie der Thiere muß daher willkommen sein. Die neueste hieher gehörige Arbeit betitelt sich: „Ueber das Seelenleben der Thiere. Thatsachen und Betrachtungen." Von Maximilian Perty (Leipzig und Heidelberg 1865, Winter'sche Buchhandlung). Man erkennt sofort am Titel, daß es sich auch hier nicht um ein geschlossenes System, sondern mehr um Sammlung des Materials für die zukünftige Lösung dieser Aufgabe handelt. Indessen zeichnet sich das Werk in mehrfacher Beziehung aus. Zunächst durch seine ziemlich vollständige litterarisch-kritische Darlegung der wichtigeren Arbeiten über Thierpsychologie, sodann durch die versuchte psychologische Charakteristik auch der wirbellosen, sogenannten niederen Thierclassen. Die Grundsätze, von welchen der Verfasser ausgeht, erhellen schon aus seinem Ausspruche: „Wenn Manche, um zu erweisen, daß zwischen der menschlichen und thierischen Seele

Digitized by Google

kein wesentlicher Unterschied bestehe, zugleich auf die höchsten Thiere und die niedrigsten Racen oder geistig verkümmerte Menschen hinweisen, so begehen sie einen logischen Fehler, indem nicht das Vollkommene des einen Reiches mit dem Unvollkommenen des anderen, sondern nur das Vollkommenste im Thier- und im Menschenreiche mit einander verglichen werden darf, weil uns dieses das Wesen beider in seiner Vollendung darstellt."

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Dem neuesten Heft von Sybels historischer Zeitschrift ist ein Bericht über die sechste Plenarversammlung der historischen Commission bei der k. baierischen Akademie der Wissenschaften beigegeben, wovon wir bereits früher Notiz genommen haben.

Die litterarische Ausbeute der letzten Wochen ist übrigens eine sehr geringe. Einen außerordentlich umfangreichen Band bildet die erste Abtheilung von: „Herzog Albrecht IV. von Baiern und seine Zeit. Archivalischer Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts", von G. Freiherrn v. Hasselholdt-Stockheim. So eifrig und fleißig hat der Herausgeber, ein „Laie auf dem Felde geschichtlicher Forschung", seinen archivalischen Studien obgelegen, daß die in extenso mitgetheilten Urkunden und Beilagen allein gegen 757 Seiten füllen. Aus dem Nachlaß des kürzlich verstorbenen Dr. Theol. K. F. Vierordt, Director des Lyceums in Karlsruhe, erschien von einer beabsichtigten badischen Totalgeschichte die fast ganz vollendet hinterlassene badische Geschichte bis zum Ende des Mittelalters. An der Herausgabe und Ergänzung betheiligten sich: Prof. Mone, Oberstudienrath v. Stälin und namentlich Prof. B. Kugler. Einen kleinen Beitrag zur Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges bietet Prof. K. Hagen in: „Die auswärtige Politik der Eidgenossenschaft, vornehmlich Berns in den Jahren 1610 bis 1618". „Vergleichende Tabellen über die Litteratur- und Staatengeschichte der wichtigsten Culturvölker der neuen Welt" erschienen von Prof. Karl Schmidt. Dr. A. Baumeister in Lübeck veröffentlicht einen Cyklus von Vorträgen unter dem Titel: „Culturbilder aus Griechenlands Religion und Kunst" und Prof. R. Schneider in Meiningen ließ erscheinen: „Christliche Klänge aus den griechischen und römischen Classikern. Eine Sammlung aus den Quellen, im Anschluß an den Katechismus und die bezüglichen Bibelsprüche."

Eine von der theologischen Facultät zu München gekrönte Preisschrift betitelt sich: „Kirche und Sclaverei seit der Entdeckung America's, oder: Was hat die katholische Kirche seit der Entdeckung America's theils zur Milderung, theils zur Aufhebung der Sclaverei gethan?"

Der neueste (fünfte) Band der „Oesterreichischen Revue" bringt von neuen Aufsätzen nur einen: „Die Fürst Esterhazy'sche Katastrophe." Eine social-wirthschaftliche Studie vom Generaldomaineninspector Joseph Wessely, eine Darstellung des viel besprochenen traurigen Ereignisses, die das größte Aufsehen in weiten Kreisen erregt. Von früher begonnenen Essais erhalten in dem neuen Band u. a. eine Fortsetzung die Aufsätze von Freiherrn v. Helfert über die katholische Kirche in Polen, von Dr. v. Orges über das Heer in Oesterreich, die Justizreformen in Oesterreich seit dem Regierungsantritt Maria Theresia's, von Dr. A. v. Donin-Petrushevecz, dramaturgische Briefe über das Burgtheater, von Dr. Laube u. a. m.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schmeitzner. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Parteinahme und die Aufgaben in der Geschichtschreibung.

I.

A. B. Die Concentrirung schriftstellerischer Thätigkeit auf größere und schwerere Arbeiten ist auch in den historischen Fächern in den letzten Jahren wesentlich zurückgetreten hinter die zeitbezügliche Behandlung specieller Fragen des deutschen Geschichtslebens. Um auf die Zeitgenossen zu wirken, ist freilich die aphoristische und broschürenhafte Form dem hastig gedrängten und dabei schöpfungslustigen Wesen unserer Gegenwart verwandter, auch bringt es schon der bestimmte Wirkungszweck derartiger Arbeiten mit sich, daß deren Autoren ihre subjectiven Ansichten über die nichts als Wahrheit und nur die Wahrheit suchende Erörterung stellen. Dazu hat die Broschüre, das Heft, die Aphorisme, da einmal die Parteigruppirung des öffentlichen Lebens in allen seinen Phasen lebendig geworden, ein unzweifelhaftes Recht; die Fermentirung der durcheinander gemengten Stoffe ist eine Nothwendigkeit. Anders aber das Buch. Erhaben über die Tagesereignisse und Tagesmeinungen, aus höherem Standpunkte als selbst die oberste Zinne der Partei, sogar über die Schicksale des lebenden Geschlechtes hinausblickend, soll sein Autor sich bewußt sein, dem strengen Gange der Civilisation, den Ideen der Menschheit zu dienen, auch, und gerade vorzugsweise, wenn er seiner Zeit das Bild vergangener Zeiten wiederspiegelt. Dieser Gedanke hat sicherlich eine wesentlich fördernde Einwirkung ausgeübt auf die Entwicklung jener formellen Verschönung und jener edlen Popularisirung, welche die Meisterwerke der allgemeinen Wissenschaften neuerer Zeit auszeichnet. In der modernen Geschichtschreibung, dem recht eigentlich monumentalen Zeugniß jeder litterarischen Epoche, ist sie nahezu Gemeingut aller Productionen geworden, welche nicht der allerdings auch in dieser Sphäre aufwuchernden Handwerkerei oder Speculationsmacherei angehören. Aber noch mehr; tief herein in die Neuzeit bewahrte die deutsche Geschichtschreibung neben solcher formellen Entfaltung auch ihren angestammten Ruhm zuverlässiger Unparteilichkeit und objectiver Unbestechlichkeit der Auffassung. Man konnte ziemlich sicher sein, daß der deutsche Historiker, unähnlich dem französischen, in stolzer Selbstständigkeit verschmähte, die Geschichte zur Vermittlerin politischer Propaganda herabzuwürdigen. Gerade auch die freisinnigsten Geschichtschreiber: Justus Möser, Schlözer, Schlosser, selbst Rotteck bis zu einem gewissen Grade, wahrten der deutschen Geschichtschreibung den von keiner anderen Nation überbotenen Ruf gewissenhaftester Treue gegen die Thatsachen.

Digitized by Google

Die Makellosigkeit dieses Rufes ist dagegen heute ernstlich bedroht. Die letzten Jahre haben eine Reihe von Geschichtswerken und auf den Kathedern der Hochschulen eine Reihe von Lehrern auftreten sehen, welche, mit all' den formellen Vorzügen der modernen Geschichtswissenschaft ausgerüstet, die Verwerthung geschichtlicher Vorgänge und Ereignisse als Material für politische Parteizwecke geradezu absichtlich und tendentiös anstreben. Eine abhängige und dienstbeflissene Tagespresse, um Parteiautoritäten buhlend, hob diese Darstellungsweise eifrig aufs Schild. Buchhändlerische Geschäftsmacherei veranstaltete historische Sammelarbeiten, wie anderwärts Romanbibliotheken fabricirt werden, welche, indem sie namentlich die Periode seit dem beginnenden Zerfalle des deutschen Reiches zum Vorwurf nahmen, sich dem Publicum geradezu als Geschichtschreibungen aus dem Standpunkt einer bestimmten Tagespartei empfehlen ließen. Und, läugnen wir es nicht, die Reaction der ernsten Priesterschaft ehrlicher, unparteiischer Geschichtsforschung und Geschichtsgestaltung gegen dieses Treiben entarteter, wenn auch theilweise hochbegabter Liebedienerei für eigenen Ruhm und Aura popularis blieb im Allgemeinen schwach, im Wesentlichen, da auf der entgegengesetzten Seite eine überwiegende Masse und Rührigkeit der Journalistik stand, zugleich auch die Gunst einflußreicher Regierungen zu solchem historisch-publicistischen Parteidienste neigte, übertäubt vom lauten Geschrei des Tages und von der leicht erschmeichelten Gunst der Massen.

Unter solchen Umständen war es eine litterarische That eben so ungewöhnlichen Muthes als bleibenden Verdienstes, als vor etwa zwei Jahren der tüchtige Geschichtsforscher Onno Klopp zu Hannover die ganze im Vorhergehenden geschilderte historische Schule in ihrer verletzenden Anmaßung und in der von ihr betriebenen Entwürdigung des historischen Priesterdienstes schonungslos mit der ätzenden Schärfe seiner Kritik enthüllte. Entrüstung der edelsten Art hat die „Kleindeutschen Geschichtsbaumeister" geschrieben, der Kenntnisse überreiche Fülle die Beweise des Buches unumstößlich gemacht. Mag hie und da vielleicht der Zorn der Ueberzeugung zu harte Worte geliehen haben — das Gewitter, welches die Luft reinigt, fegt ebenfalls manche gute Keime vom Felde; aber sie gehen nicht verloren, sie finden ihren Boden wieder. Und Klopps „Geschichtsbaumeister" sind in das Treiben der siegessichern, bejubelten Auguren allerdings wie Wetterstrahlen und Schlossenstriche hereingeprasselt. An den ehrlichen und ernsten Geschichtsforschern ist es nun, die gewonnene freie Luft zu benützen und den Tempelbau der historischen Wahrheit wieder über die halb zerstörten Götzenaltäre tendentiöser Historie zu erhöhen.

Die Wissenschaft dem Leben unmittelbar zu gewinnen, darin liegt freilich die Aufgabe. Dieser an sich richtige Grundgedanke war offenbar auch die ursprüngliche Erzeugerin jener soeben berührten Abirrung des historischen Priesterdienstes. Das Verderbliche der Abirrung gipfelt aber vornehmlich darin, daß die deutsche Parteihistorik sogar nicht den Frevel nationaler Beschimpfung und Selbsterniedrigung scheut, wenn sie daraus Scheinargumente für ihre politische Tendenzbeweisführung

Digitized by Google

zu ziehen vermag. Sie appellirt an die Leidenschaften der Zeit; der echte Geschichtschreiber wendet sich an das Culturbewußtsein der Nationen. Diesem Culturbewußtsein zu genügen und dadurch das nationalpolitische Bewußtsein zu kräftigen, strebte auch jener edle Regent, welchen vor kaum einem Jahre ein rascher Tod vom Throne der Wittelsbacher ins Grab sinken ließ. Der Gedanke des Königs Max II. von Baiern, dem deutschen Volke eine vollständige und dabei gegliederte „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" darzubieten, ist auf dessen Thronfolger, den jugendlichen König Ludwig II., als heiliges Vermächtniß seines verewigten Vaters übergegangen. Er hat es übernommen. Binnen zwölf Jahren soll die Darstellung der neueren Geschichte der Wissenschaften in Deutschland vollendet vorliegen, indem jährlich je zwei Arbeiten aus der theologisch-philologischen, historisch-staatswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Section erscheinen. Aber selbst den ersten Beginn der Verwirklichung seines Gedankens erlebte der königliche Begründer dieses wahrhaftigen Nationalunternehmens nicht; die „Geschichte der Mineralogie", von F. v. Kobell, und die „Geschichte des allgemeinen Staatsrechtes und der Politik seit dem 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart", von J. C. Bluntschli, welche den Reihen eröffnen, traten erst nach seinem Ableben in die Oeffentlichkeit.

Auf Bluntschli's Werk werfen wir einige Blicke. Nicht bloß durch den Namen des Verfassers, auch innerhalb des Unternehmens, dem es angehört, nimmt es eine hervorragende Stellung ein. Denn an der Spitze jener historischen Darstellungen desselben steht es, welche recht eigentlich die aus dem nationalen Leben erblühten Wissenschaftsgestaltungen wiederzuspiegeln, nicht bloß die eigentlich fachwissenschaftlichen Entwicklungen vorzuführen haben. Weil eben die Wissenschaft der Politik keine Wissenschaft eines Zustandes, sondern die Wissenschaft einer unaufhörlichen Bewegung ist, deren Endzweck die culturmäßige Betheiligung der Staatsgesellschaft an der Geschichte, also die vom Menschen absichtlich betriebene Geschichte, hat ihre Geschichtsdarstellung auch die allerhöchste Aufgabe, diese aus der Nation so bewußt hervorgehende culturmäßige Bewegung, deren Voraussetzung, Ziel, Mittel immer wieder die vom Menschen absichtlich betriebene Geschichte ist, in klarster Reinheit und ungebrochener Färbung zur Anschauung zu bringen. Vielleicht daß eben darum die deutsche Schriftwelt bis jetzt wohl mancherlei Encyklopädien und historische oder litterargeschichtliche Uebersichten der Staatswissenschaften besaß, doch keine organische Geschichte derselben, noch weniger der Politik. Denn namentlich die Populariſirung derselben hat sich, um nicht partei- oder schulmäßig zu sein, jeder Voreingenommenheit zu enthalten; vor allem jedoch der Neigung für eine Schule oder Partei, welche ausdrücklich „historisch" sein will und welche doch ebensowenig bestehen kann, wie ihr Gegensatz, der aus Geschichtsverachtung und Haß gegen das, was er als historisch geworden betrachtet, Profession macht. Den beiden Richtungen fehlt aber das klare Verständniß der Politik auf der einen und der Geschichte auf der anderen Seite — oder der ehrliche Wille für dieses Verständniß. Wer seiner Zeit und seinem Volke die Geschichte der Staatswissenschaft und

Digitized by Google

Politik nicht für Förderung eigenen Parteidienstes, sondern im heiligen Dienste der Civilisation zugänglich und geistig klar machen will, der hat es vor allem im Auge zu halten, daß seine Darstellung durch moralische Vernichtung der oder gewisser Keime des Werdens der Gegenwart diese selber nicht herabsetze, während er dennoch für dieselbe den Beruf zur organischen Entwicklung einer besseren Zukunft beansprucht. Doppelt gebieterisch tritt solche Verpflichtung an denjenigen heran, welcher nicht für Fachgelehrte, sondern für das Publicum der Allgemeinbildung schreibt; denn dieses weiß nicht, kann nicht wissen, wie weit seine eigenen Forschungen gehen, es kann ihn nicht mit anderen Historikern vergleichen, es muß die Genauigkeit und Unbefangenheit seiner positiven Angaben großentheils auf Treue und Glauben hinnehmen und eben desto mehr unterliegt es dem Eindrucke der Darstellung.

Dies besonders wenn sie formell sowohl hinsichtlich der Sprache und des Styles als hinsichtlich der durchsichtigen und übersichtlichen Gruppirung des Materials in solcher Vollendung auftritt, wie in dem Bluntschli'schen Werke. Zu der Autorität seines Gelehrtennamens, der unter den Auspicien eines Fürsten auftritt, dessen reiner und parteiloser Patriotismus im glänzendsten Lichte strahlt, kommen Vertrauen fordernd auch noch die ausdrücklichen Versicherungen des Verfassers, daß er keine Litteraturgeschichte schreibe, sondern eine „Geschichte der Ideen und Richtungen, welche in der Entwicklung der Staatswissenschaften sich geltend machen, mit einander kämpfen, einander verdrängen und ergänzen", so wie daß er eben deßhalb „die Kritik nicht vermieden, aber nur insoweit geübt, als es für die Einheit und den Zweck des Werkes nöthig erschien". Kann man sich einen erhabeneren und unbefangeneren Standpunkt denken? Gewiß nicht. Der Eindruck eines solchen Werkes, welches ausdrücklich nur der Allgemeinbildung gilt, die eben lernen, nicht kritisiren will, der es nicht um die einzelne Thatsache, sondern um den Gesammtgewinn für Culturanschauungen und Civilisation zu thun ist, bleibt somit die Hauptfrage. Dies um so mehr, als durch das seit 1848 eingerissene Parteitreiben in der Geschichtschreibung, in der Besetzung historischer Lehrkanzeln, in der historischen Kritik eine Trübung des öffentlichen Urtheils herrscht, welche selbst auf unabhängige Männer wirkt. Der Eindruck des Bluntschli'schen Werkes entspricht aber seinen Verheißungen nicht. Denn nothwendig muß es dem Leser eine gefärbte, parteiische Anschauung der staatsrechtlichen und politischen Entwicklung deutscher Wissenschaft beibringen, gleich als sei deren gesammter Gang bloß da, wo er dem Principe der modernen sogenannten „historischen" Schule, die bekanntermaßen nationalpolitisch kleindeutsch, centralisirend, Deutschland verpreußend ist, scheinbar oder wirklich, bewußt oder unbewußt, auf particularem oder nationalem Gebiet, in religiösen oder profanen Sphären vor- und zugearbeitet hat, keine Abirrung des Volksgeistes, kein Fehlgang der Wissenschaften, kein Rückschritt naturgemäßer Befriedigung des nationalen Culturbedürfnisses gewesen.

Man mag gerne glauben, daß der Verfasser so eingelebt in seine hervorragende, obgleich ziemlich neue Parteistellung ist, daß ihm selbst der durchweg

Digitized by Google

tendentiöse Charakter seiner Arbeit nicht zum vollen Bewußtsein gedieh. Dies kann aber das Bedauern darüber, daß das vom König Max von Baiern als Nationalwerk erdachte Unternehmen eine solche Spitze trägt, deren Schärfe sich gerade gegen den schöpferischen Gedanken seines königlichen Urhebers kehrt, wahrlich nicht vermindern. War es der Vorzug früherer deutscher Geschichtschreibung, dem eigenen Parteistandpunkt in der Darstellung der Thatsachen keinerlei Concessionen zu machen, so scheint in der That die Kunstfertigkeit des Epigonenthums darin zu bestehen, die Tendenz des Ganzen unter scheinbarer Objectivität im Einzelnen zu verbergen. Auch diese kann allerdings ein Verdienst sein, und das Bluntschli'sche Buch besitzt dieses Verdienst. Ja das Streben ist ersichtlich, gegen Namen und Gestalten, welche der Geringschätzung unwissender, aber populärer Tagesmeinung gewissermaßen preisgegeben sind, moralische Gerechtigkeit zu üben; Machiavell, Johannes Müller, Gentz u. A. werden gewissermaßen psychologisch zu Ehren gebracht. Allein diese Gerechtigkeit hat kein gleiches Maß und Gewicht. Bis auf Friedrich den Großen herab genügt es vollkommen, daß ein Politiker oder Staatsmann mit Bewußtsein der Zerwühlung des deutschen Reiches zugearbeitet habe, um ihn oder die Gruppe, welcher er angehört, als epochemachend und politisch förderſam hinzustellen. Pufendorf und seine Genossen z. B., deren Feder für schwedisches und dänisches Gold geführt ward, sind mit derselben Verherrlichung, welche der Verfasser ihnen bereits journalistisch angedeihen ließ, und obgleich er darin längst widerlegt ward, unverändert in das Buch übergegangen. Um den wesentlich großdeutschen, jedenfalls politisch integeren Leibnitz nicht nach seiner ganzen Wucht anerkennen zu müssen, werden dessen politische Schriften in der O. Klopp'schen Ausgabe (deren Existenz dem Verfasser bekannt sein mußte) vollkommen ignorirt. Eigentlich nur dem centralistisch neigenden romanischen Geiste wird überhaupt das genügende Staatsbewußtsein zur Erschaffung einer Staatswissenschaft zugesprochen, dem deutschen Geiste fast nur insofern, als er seinen föderativen Grundzug verläugnet, also in den Romanismus überneigt, und so weit er protestantisch, also die Politik als Religion und die Religion als Politik betreibt. Aus dem allen erklärt es sich leicht, daß dem Verfasser Friedrich II. von Preußen nicht bloß „der erste und bedeutendste Vertreter der modernen Staatspraxis" ist, sondern auch „der modernen Staatswissenschaft eine neue Bahn eröffnet" hat. Der Abschnitt, welcher von ihm handelt, ist ein byzantinischer Panegyrikus. Das „historische" Kleindeutschthum überherrscht von da an das Buch vollkommen; was dazu nicht gehört, ist unbedeutend oder Rückschritt; ihren Culminationspunkt erreicht dagegen die deutsche Staatswissenschaft in der Gruppe, deren Hauptgipfel mit den Namen: Hugo, Savigny, Eichhorn, Waitz, Gneist, Dahlmann, R. v. Mohl u. s. w. bezeichnet werden.

Digitized by Google

Botaniſche Streifzüge durch Nord-Tirol.

Von A. Kerner.

Kühtei.

Siebentauſend und zwanzig Fuß über dem Meere, alſo beiläufig in gleichem Niveau mit dem Gipfel des oberſteieriſchen „Hochſchwab", lagern in der nördlichen Flanke des Oetzthaler Gebirgsſtockes in einem einſamen Hochthale zwei der höchſtgelegenen Seen des öſterreichiſchen Alpenlandes. Die Seen ſind wenig bekannt und beſucht und da ſie von den Anwohnern keine beſonderen Namen erhalten haben, ſo wollen wir ſie nach dem Thale, in dem ſie eingebettet ſind, die Finſterſeen heißen. — Finſterthal nennt man nämlich das Thal, in deſſen Sohle jetzt die beiden dunkelgrünen Seeſpiegel an derſelben Stelle erglänzen, wo einſt, den alten Moränen und Gletſcherſchliffen nach zu urtheilen, ein gewaltiges Eisfeld ſich ausbreitete.

Wenn je der Volksmund mit einem Namen das Richtige getroffen, ſo war dies gewiß beim Finſterthal der Fall; denn in der That kann man ſich kaum eine Landſchaft denken, deren Gepräge auf den Beſchauer einen düſterern Eindruck hervorbringen könnte, als dieſes von aller Welt abgeſchiedene Thalgelände. Seine weſtliche Einrahmung wird von einem ſchroffen dunklen Felsgehänge gebildet, aus deſſen Runſen alljährlich neben dem Steinſchutt eine Unmaſſe von Schnee bis zum See-Ufer herabgleitet, ſo daß die mächtigen Geröllhalden welche ſich dort aufböſchen, noch im Hochſommer mit Lawinenſchnee bedeckt ſind. Den Hintergrund des Thales aber ſchließt ein hoher klippenreicher Kamm, an deſſen Nordabhange ein zerklüfteter Ferner ſchimmert, deſſen Moräne ſich bis zum Geſtade des hinteren Sees vordrängt und aus deſſen bläulichem Eiſe kalte Bäche zum Thalgrunde niederrauſchen. Kein Baum ziert da mehr das Gelände und ſelbſt die Zirbelkiefer hat ſich nicht mehr in das Finſterthal hinaufgewagt. Nur ein paar kümmerliche Sträucher des Zwergwachholders und die Alpenroſe friſten noch an dem öſtlichen etwas ſanfter aufgeſtuften Thalgehänge ihr Daſein. Dort iſt auch noch ein geſchloſſener Graswuchs auf den ſanfteren Büheln und Rücken zu finden und eine Reihe niedriger in die Grasnarbe eingeſtreuter Pflänzchen, darunter der duftende blaublühende tiroliſche Speick (Primula glutinosa) und die zwergige Azalea procumbens entfalten dort ihre zierlichen Blüthen. Das Ufer des vorderen Sees, deſſen Umgehung etwa eine gute halbe Stunde beanſprucht, iſt an dieſer Seite auch ſtellenweiſe mit dem braungrünen Teppich eines Mooſes (Polytrichum sexangulare) überzogen, deſſen Maſſenvegetation ein getreues Abbild der an den Ufergeländen des nördlichen Eismeeres entwickelten Moostundra darſtellt, und faſt drängt ſich uns ein Lächeln auf, wenn wir hier als Vertreterin der Weidengebüſche, welche in tieferen Gegenden die Geſtade der Flüſſe und Seen einfaſſen, auch eine Weide in dicht gedrängtem Wuchſe wiederfinden; aber freilich eine putzige Epigonen-Weide, welche kaum die Höhe eines

Digitized by Google

Zolles erreicht, welche darum auch schon von Linné „minima inter omnes arbores“ genannt wurde und die ein Nichtbotaniker wohl nur auf die Versicherung eines ihm glaubwürdigen Botanikers hin als Weidenstrauch anerkennen dürfte.

Daß die Flora des Seewassers nicht sehr reichlich entfaltet ist, wird uns wohl nicht wundernehmen, wenn wir uns erinnern, daß der See von dem kaum mehr als eine Stunde entfernten Gletschereise und dem Lawinenschnee der westlichen Thalseite gespeist wird und daher eine Temperatur besitzt, welche für Wasserpflanzen wohl nicht sehr einladend sein kann. Wenn aber auch arm, so ist doch immerhin noch eine Seeflora hier zu finden, und die unter Wasser liegenden Steinblöcke sind sogar stellenweise ziemlich dicht mit mikroskopischen Algen überkrustet. Was uns aber weit merkwürdiger als dieses Vorkommen von winzigen in ihren Lebensbedürfnissen so bescheidenen Algenformen erscheint, ist das Vorkommen von Schwimmkäfern und Forellen in dem Wasser des vorderen Finsterthaler Seebeckens. Nach Tschudi hat man in der Schweiz über 6500 Fuß nirgend mehr Forellen aufgefunden, und in dem See am großen St. Bernhard welcher 7500 Fuß hoch liegt, gedeihen weder eingesetzte Forellen noch überhaupt irgend welche Fischarten. Es wäre demnach der 7020 Fuß hoch gelegene Finstersee als das höchste Gewässer anzusehen, in welchem im Bereiche der Alpen Forellen sich noch dauernd aufzuhalten vermögen. — Die Finsterthaler Forellen gelten noch dazu als besonders schmackhaft, und ab und zu kommen denn auch Leute mit Angel und Köder in's Finsterthal von Kühtei herauf, um sich dort ein paar Fischlein zu holen.

Was ist aber Kühtei? — So wie der Finstersee die höchstgelegene Wohnstätte der Forellen, so ist Kühtei eine der höchsten Wohnstätten, in welchen noch Menschen durch Winter und Sommer hausen und die Freuden und Leiden des Lebens theilen. Tirol hat noch ein paar hundert Ortschaften und Weiler, welche in dem Höhengürtel zwischen 4000 und 5000 Wiener Fuß liegen. In dem Höhengürtel zwischen 5000 und 6000 Fuß aber werden die dauernd bewohnten menschlichen Ansiedlungen schon selten und nur wenige überschreiten noch die Seehöhe von 6000 Wiener Fuß. Zu diesen wenigen nun gehört der 6125 Wiener Fuß [1] hoch liegende Weiler Kühtei, ein stattliches Gebäude mitten in einem wiesenreichen Hochthale, welches sich zwischen den Zuflüssen des Oetz- und Selrainer Thales in west-östlicher Richtung hinzieht und von welchem die früher erwähnten Finsterseen etwa eine Stunde weit entfernt in einer höheren Thaletage eingebettet liegen. — Kühtei hat seine eigene Geschichte. Es wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Jagdhaus von Herzog Sigismud dem Münzreichen erbaut. Herzog

[1] Nach der geognostischen Karte von Tirol würde sich die Höhe von Kühtei sogar noch um 200 Fuß höher, nämlich auf 6347 Wiener Fuß stellen. Die von mir oben angegebene Höhe ist jedoch das Mittel aus sieben von mir sehr sorgfältig ausgeführten barometrischen Messungen und scheint um so mehr auf Genauigkeit Anspruch machen zu können, als eine Messung, welche ich während meines Kühteier Aufenthaltes auf dem trigonometrisch mit 8949 Fuß bestimmten Birkkogel zur Controle des Werthes meiner Barometermessungen vornahm, die Höhe von 8956 Fuß ergab, also nur um 7 Fuß abwich.

Digitized by Google

Sigismund war ein Sportsman von echtem Schrott und Korn. Jagd und Fischerei wurden von ihm mit Leidenschaft betrieben, und wo sich in Tirol ein recht abgelegener von Wald und wüstem Hochgebirge umgebener und mit einen See gezierter Thalwinkel findet, kann man fast sicher sein, ein von ihm herstammendes altes Lustschloß oder Jagdhaus zu treffen. Neben dem Fürstenhaus am Achensee, Sigmundsburg am Fernsee und so manchem anderen verdankt denn auch Kühtei in der Nähe des Finstersees ihm seine Entstehung. Herrliche harzduftende Zirbelkieferwälder umgaben damals das einsame im Innern noch jetzt mit gewölbten Räumen und Gängen ausgestattete und mit zierlichem Getäfel und Holzschnitzwerk geschmückte wohnliche Gebäude, von dem aus die Schaaren der Jäger auf die ostwärts liegende „Hirscheben" hinaufgezogen, wo es der Sage nach von edlem Hochwild und von scheuem Gevögel gewimmelt haben soll. Die Zirbelkieferwälder fielen aber nach und nach unter der Hand der Menschen bis auf einige Gruppen mittelmäßiger Bäume und nur die riesigen dürren abgebleichten Strünke, welche jetzt noch zwischen dem Alpenrosendickicht aufragen und deren einige die kolossalen Durchmesser von $2^1/_2$ und 3 Fuß zeigen, erinnern an den einstigen Waldreichthum des Kühteier Hochthales. Mit dem Walde aber verschwanden auch die Hirsche, Luchse und Bären; das Jagdhaus verlor seine Bedeutung, wurde zu einem Pachthofe und ging nachträglich in den Besitz des Grafen Wolkenstein über.

Jetzt, wo dem Hochthale Wald und Wild fehlt, macht die nächste Umgebung des Weilers einen ziemlich öden, traurigen und monotonen Eindruck, und es scheint fast unglaublich, daß menschliche Insassen hier das ganze Jahr über zu hausen die Lust haben mögen. Im Winter lagern sich die Schneemassen so hoch um das Gebäude herum, daß man von den Fenstern aus Lichtfänge durch den Schnee graben und die Viehställe mit dem Wohnhause durch einen unter dem Schnee durchführenden Tunnel verbinden muß. Erst um die Mitte des Monats Mai schwindet allmälig die winterliche Decke und mit Beginn des Juni färben sich endlich die umgebenden ausgedehnten Wiesen mit dem ersten Anhauche frischen Grüns. Die Schwalben kommen dann angerückt und mit den Schwalben allmälig auch so mancher Tiroler „Sommerfrischler", welcher im Hochsommer, wenn in den tieferen Thälern der Scirocco den Aufenthalt unleidlich macht, auf kurze Zeit hier Kühlung und Erholung sucht.

Für Naturforscher, welche die alpine Region durchstöbern wollen, ist Kühtei seiner hohen Lage wegen ein prächtiges Standquartier, und auch für solche, welche mit leichter Mühe zu einer schönen Fernsicht kommen wollen, ist Kühtei ein ganz günstiger Ausgangspunkt, indem man von dort aus in $2^1/_2$ Stunden die Spitze des 8949 Fuß hohen Birkkogels erreicht, von welcher aus man einen eben so prächtigen Anblick der nordtirolischen und baierischen Kalkalpen, wie der befirnten Zinnen der rhätischen Centralalpen genießt.

In einem der letzten Sommer hatte ich auf kurze Zeit Kühtei zum Standquartier gewählt und die umgebenden Berge und Hochthäler in botanischer Beziehung gemustert. Das Wetter war aber nicht sonderlich günstig und durch fünf

Digitized by Google

Tage war ich an größeren Excursionen gehindert und so zu sagen in Kühtei eingeregnet. Ich benützte nun diese Zeit zu Studien in der allernächsten Umgebung des Weilers und musterte einmal mit Sorgfalt die Flora aller Wegränder, Zäune und Düngerstätten, so wie die Flora der kleinen cultivirten Stellen, in welchen man noch Salat, Kraut, Rüben und Kartoffel mit gutem Erfolge heranzieht. Es schien mir nämlich nicht ganz ohne Interesse, zu ermitteln, welche jener merkwürdigen Pflanzen, die dem Menschen gleich den Hausthieren in alle Welttheile folgen und die man mit dem Namen Unkräuter und Ruderalpflanzen belegt hat, sich noch in die Alpenregion über die Seehöhe von 6000 Fuß heraufgewagt haben. Und siehe da, meine Sammlung war eine ziemlich ergiebige. Ich fand nämlich nicht weniger als 13 Pflanzenarten in ganz gutem Gedeihen als Unkräuter und Schuttpflanzen vor, welche zuverlässig unabsichtlich nach Kühtei hinauf verschleppt worden waren. Die beiden Nesseln, der „gute Heinrich", das Hirtentäschel, der Hühnerdarm, das einjährige Rispengras, eine Hohlzahnart, der Erdrauch, das Ackerstiefmütterchen, der große Wegetritt, der Ackerspark und zwei Knötericharten, worunter der allbekannte „Hanserl am Weg", der den sonderbaren Geschmack hat, sich vorzüglich dort anzusiedeln, wo er den Fußtritten der Menschen am meisten ausgesetzt ist, waren meine Ausbeute. Einmal aufmerksam gemacht, verfolgte ich nun auch bei späteren botanischen Streifzügen die Unkraut- und Ruderalflora in der Nähe der höchstgelegenen menschlichen Ansiedlungen und fand dabei zu meiner Ueberraschung fast regelmäßig die oben genannten 13 Pflanzenarten wiederkehren. Natürlich ist in diesen Höhen von einem Cerealienbau keine Rede mehr. Dieser beginnt in den tirolischen Centralalpen erst um 1000 Fuß tiefer [1] und mit ihm stellt sich dann auch hier plötzlich eine viel umfangreichere Reihe von Unkräutern ein, unter welchen sich auch die Kornblume, der Raden und andere Arten finden, welche ein Hauptcontingent der Unkrautflora in den niederen Gegenden bilden und mit den Cerealien einen gleichen Verbreitungsbezirk zu besitzen scheinen.

Die Frage nach der ursprünglichen Heimat dieser ohne Absicht des Menschen auf den Culturstätten fort und fort sich erhaltenden Pflanzen hat die Botaniker mehrfach beschäftigt. Man ist aber in der Lösung der Frage nicht sehr weit gekommen, und aufrichtig gestanden, ist uns die eigentliche Heimat und der ursprüngliche Standort vieler unserer gemeinsten Unkräuter noch ganz und gar ungewiß. Da mir nun gerade meine Kühteier Unkrautstudien einige interessante Winke über die ursprünglichen Standorte gegeben haben und mir die in dieser Richtung

[1] Ich bestimmte die obere Grenze der Cultur von Gerste, Hafer und Sommerroggen in den tirolischen Centralalpen:

im Durerthal ober Hinterdux	. . .	5088 Fuß
„ Navisthal „ Navis	. . . .	4982 „
„ Pfitschthal „ Kematen	. . . .	4834 „
„ Selrainerthal bei Praxmar	. . .	5274 „
„ Oetzthal vor Pillberg	. . . .	5235 „

woraus sich hier im Mittel als obere Grenze des Cerealienbaues 5083 Fuß ergiebt.

Digitized by Google

gewonnenen Resultate auch für das größere Publicum nicht ohne Interesse zu sein scheinen, so glaube ich sie hier in Kürze mittheilen zu sollen.

Ich knüpfe an Bekanntes an. — Jedem, der einmal eine Sennerei in den Alpen besucht hat, dürfte das hochwüchsige Gestäude aufgefallen sein, welches sich regelmäßig in der Umgebung der Hütten und Ställe vorfindet. Dasselbe besteht fast allerwärts aus den gleichen Pflanzenformen, nämlich aus Eisenhut, Alpenampfer, Senecio-Arten und distelartigen Gewächsen und bildet oft die dichtesten und üppigsten Bestände. Außer der Umgebung der Sennhütten findet man dieses Gestäude in der Alpen- und Voralpenregion auch noch an den Ufern der Quellen und kleinen Bäche in den moorigen Wiesen, in morastigen Mulden und feuchten humusreichen Kesseln und Tobeln vor, und da einst eine Zeit währte, in der es auf den Alpen noch keine Sennereien gab, so muß angenommen werden, daß diese letzteren Standorte die primären waren und daß die genannten Staudenpflanzen erst nachträglich sich auch auf den reichlich gedüngten und stets morastigen Boden in der Umgebung der Sennhütten angesiedelt haben. Daß diese secundäre Ansiedelung erfolgte, konnte aber nur darin seinen Grund haben, daß der ursprüngliche und der secundäre Standort durch gewisse Lebensbedingungen übereinkamen. In der That stimmen auch die beiderlei Standorte in zwei Dingen, nämlich in dem Vorhandensein einer stetigen Feuchtigkeit und andererseits in dem großen Reichthum an löslichen anorganischen Nahrungsmitteln des Erdreiches mit einander überein, und es ist uns daher nicht so unbegreiflich, daß das Gestäude der quelligen Stellen und Bachrinnsale sich nachträglich auch auf dem unsauberen Boden in der Umgebung der Sennhütten behaglich fühlte und schließlich dort sogar eine Ueppigkeit in der Entwicklung erlangte, mit der wir dasselbe auf den primitiven Standorten kaum jemals antreffen dürften. — In ähnlicher Weise aber wie die Wanderung vieler Staudenpflanzen von dem Rinnsal der Alpenbäche zu den Düngerstätten der Sennereien erfolgte, fand zuverlässig auch in den tiefer liegenden Gegenden eine Uebersiedlung vieler Pflanzen, namentlich zahlreicher hochwüchsiger Staudengewächse der Sümpfe und Wasserränder auf die Düngerstätten der Dörfer und Städte statt und ich glaube daher mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß als ursprünglicher Standort vieler Ruderalpflanzen des Tieflandes (z. B. Echinochloa crus galli, Glyceria distans, Urtica divica, sämmtlicher ruderalen Rumex- und Polygonum-Arten u. s. f.) die quelligen sumpfigen Stellen und Bachrinnsale der Niederung angesehen werden müssen.

Bei Kühtei, so wie in der Nähe mehrerer anderen hochgelegenen Weiler und Dörfer des tirolischen Gebirgslandes machte ich aber auch die Bemerkung, daß gewisse niedere Kräuter sich regelmäßig an den Rändern der von Mensch und Vieh am meisten begangenen Steige ansiedelten. Regelmäßig findet man dort längs den Gehwegen zwei zu den Rosaceen gehörige kleine Pflänzchen (Potentilla aurea, Sibaldia procumbens) eine den Kamillen ähnliche und nahe verwandte Compositee (Chrysanthemum alpinum), eine Schafgarbenart (Achillea moschata) und ein paar Wegeriche (Plantago alpina und atrata) neben der hochstrebenden dornen-

Digitized by Google

starrenden Distel (Cirsium spinosissimum) den Weg einsäumen. Die Analogie dieser hochalpinen Wegrandflora mit der Flora der Straßenränder im Tieflande bei deren Zusammensetzung die Fingerkräuter, Kamillen, Schafgarben, Wegeriche und Disteln gleichfalls eine sehr hervorragende Rolle spielen, ist zu sehr in die Augen springend, als daß wir sie hier übersehen könnten, und sie giebt uns wohl das Recht, auch auf eine analoge Entstehungsart dieser Ruderalflora hier oben in der Nähe des ewigen Eises nnd dort unten an den staubigen Straßen des Tieflandes zurückzuschließen. In den wohl angebauten Thälern und Tiefländern ist aber die ursprüngliche Zusammensetzung der Vegetation bereits so verändert und vernichtet, daß es dort schwer halten dürfte, die Entstehungsart und den Ausgangspunkt dieser Gruppe von Ruderalpflanzen zu ermitteln. Leichter wird uns dies dagegen in der Region der Hochalpen, wo der Mensch weniger tief in die urwüchsigen Verhältnisse eingegriffen hat, gelingen, und dort wollen wir denn auch den Ausgangspunkten der oben gedachten Ruderalflora nachspüren. Hiebei werden wir nun ganz vorzüglich auf das Gerölle der Hochgebirgsbäche, auf die Geschiebe der Gletschermoränen und auf die durch Lawinenzüge stets offen gehaltenen Runsen und Erdrisse hingewiesen. Diese Punkte sind recht eigentlich die ursprünglichen Standorte der oben gedachten alpinen Ruderalpflanzen, und es wird uns wohl auch nicht gar schwierig zu erklären, wie es denn kommt, daß diese Pflanzen neben den ursprünglichen Standorten sich nachträglich auch längs den durch den Menschen gebildeten Steigen im Hochgebirge massenhaft ansiedelten und sich so zu Wegrandpflanzen qualificirten. Sie alle vertragen nämlich nur schlecht eine geschlossene Grasnarbe, sie alle wollen offenes Land und reichlichen Vorrath von gelösten anorganischen Nahrungsmitteln im Boden. Dieses Verlangen finden sie aber nicht nur auf dem stets offen gehaltenen und deßhalb der Verwitterung beständig ausgesetzten Boden der Runsen, Erdrisse, Gerölle und Geschiebe, sondern auch längs des durch häufiges Betreten stets offen gehaltenen Bodens der Wege und Steige des Hochgebirges. — Ist nun ein auf Analogie gegründeter Schluß erlaubt, so können wir wohl annehmen, daß die so räthselhafte Flora der Straßengräben und Wegränder in den angebauten Niederungen und Thälern theilweise auch dem geröllreichen Ufergelände der Bäche und Flüsse entstammt und sich nur nachträglich auf dem zusagenden Straßenterrain angesiedelt hat.

Es giebt nun aber meinen Erfahrungen zu Folge neben den beiden bisher bezeichneten Ausgangspunkten unserer Ruderalflora auch noch einen dritten, der, wenn auch auf engeren Raum beschränkt, doch gewiß nicht weniger ergiebig war. Dieser Ausgangspunkt beziehungsweise diese Standörtlichkeit fehlt aber unserem Alpengebiet und ich muß daher, um diese Skizze zu einem Abschluß zu bringen, die Alpen verlassen und den Leser ersuchen, mich in die östlichen Landschaften unseres Kaiserreiches zu begleiten.

Als ich zum ersten Male die Trachytberge besuchte, welche sich zwischen St. Andrä und Gran in Ungarn erheben, war ich nicht wenig überrascht, dort abseits von allen menschlichen Wohnstätten auf beschatteten felsigen Stellen mitten

Digitized by Google

im Walde Pflanzen anzutreffen, welche ich früher nur als Schuttpflanzen anzusehen gewohnt war und aus deren Reihe ich hier beispielsweise nur das Lamium album und die Scrofularia vernalis hervorhebe. Aber auch außer dem Walde fand ich dort auf unbebauten Abhängen, auf welche gewiß die Hand der Menschen niemals eingewirkt hatte, ferne von allen Dörfern die ausgesprochenste Ruderalflora, ja an einer Stelle, wo lockerer Trachyttuff in Folge eigenthümlicher Plastik des Terrains stets feucht gehalten war, blickte mir die ausgesprochenste Salzflora entgegen. Ganze Strecken des Trachyttuffes waren da mit dem Hordeum maritimum und Elymus crinitus überzogen und ich schrieb mir damals dieses Vorkommen kopfschüttelnd in mein Notizbuch, ohne mir anfänglich darüber eine Erklärung des Zusammenhanges abgeben zu können. Später als ich im Jahre 1858 die Trachytberge an der weißen Körös bei Halmagy und Körösbanya in Siebenbürgen und südlich von Buttyen in Ungarn durchstreifte, fand ich nun wieder ein ganz analoges Verhältniß. Ferne von den Stätten menschlicher Cultur traf ich dort Felsengerölle, sandige Gehänge und Erdabrisse, wo der verwitterte Trachyt mit Pflanzen bedeckt war, die ich früher nur auf Aeckern, Schutthaufen und Salz auswitternden Stellen des ungarischen Tieflandes beobachtet hatte. — Wenn nun aber der Detritus des Trachytes, welcher durch Bäche und Flüsse in die Niederung der Theiß und Donau hinausgeschlemmt wurde und dessen natronreiche Silicate durch allmälige Zersetzung zum Ausblühen des Sodasalzes im ungarischen Tieflande Veranlassung gaben, dieselbe Flora zeigt, welche wir auf den offenen Stellen des Berglandes beobachten, so ist wohl auch die Annahme gerechtfertiget, daß eben diese Flora von den Trachytbergen allmälig zur Niederung herabstieg und daß demnach die Trachytberge, welche das ungarische Tiefland umranden, ein wesentliches Contingent der Flachlandflora, und zwar insbesondere der Flora der sodareichen Stellen, Schutthaufen und Aecker geliefert haben. Der verwitterte Grus und Sand der Trachytfelsen, welcher an den früher genannten Orten im Berglande Ruderal- und Salzpflanzen trägt, ist daher wohl die ursprüngliche Heimat und der Ausgangspunkt nicht weniger Unkräuter in der Theiß- und Donau-Niederung. Daß sich dann weiterhin diese Unkräuter von Dorf zu Dorf, von Straße zu Straße, von Acker zu Acker weiter verbreiteten und überall ansiedelten, wo sich ein offener an löslichen alkalischen Salzen reicher, absichtlich gedüngter oder zufällig mit Unrath gemengter Boden darbot, bedarf wohl nicht erst weiter begründet zu werden Nur so viel sei hier noch erwähnt, daß die Ruderalflora Wiens, namentlich die Flora des Glacis auf das frappanteste mit der Flora mancher ausgedehnten steppenartigen Strecken der Theißniederung übereinstimmt und daß auch gewiß ein nicht unbedeutender Theil dieser Flora zunächst aus dem ungarischen Tieflande, in letzter Linie aber von den ungarischen Trachytbergen herstammt.

Daß auch von dem salzreichen Meeresgestade her einige Pflanzen ihren Weg in unser Binnenland gefunden haben, hier auf den an löslichen Salzen reichen offenen Cultur- und Ruderalstellen sich heimisch fühlten, ansiedelten, weiter verbreiteten und vermehrten und sich allmälig zu Unkräutern, Schutt- und Wegrand-

Digitized by Google

pflanzen qualificirten unterliegt wohl keinem Zweifel. Ihre Zahl ist aber im Vergleiche zu den Gewächsen, welche von den im Bisherigen aufgeführten Standorten ausgegangen sind, gewiß eine verhältnißmäßig sehr geringe und untergeordnete.

Wenn ich aber nun zum Schlusse das im Obigen Mitgetheilte nochmals kurz zusammenfasse, so ergiebt sich, daß wir als ursprüngliche Standorte unserer indigenen Ruderalflora zum Theile die Sümpfe und Bachgerinne, zum Theile die Gerölle und Geschiebe der Flußufer und endlich zum Theile den alkalienreichen verwitternden Trachytgrus des ungarischen Berglandes und die salzigen Gestade des Meeres anzusehen haben.

Zum Hora-Aufstand.

(Schluß.)

Die empörte Menge gab es auf, nach Karlsburg zu gehen und überfiel Kristyor, wo sie alle vorfindlichen Magyaren ums Leben brachte. Der Verfasser zählt die Namen der Opfer und Greuelscenen mancher Art auf. Die Frau des (bei Gelegenheit dieses Ueberfalls getödteten) Michael Kristyori flüchtete sich und kam unter freiem Himmel mit Zwillingen nieder; aber da sie in ihrem geschwächten Zustande nur eines der neugebornen Kinder forttragen konnte, so mußte sie das andere liegen lassen und dieses wurde von Hunden aufgefressen. Die arme Frau lief, das eine Kind im Arme, mit der Gattin des Kristyorer Seelsorgers, die sich gleichfalls mit zwei Kindern flüchtete, dem Walde zu. Bei dem Dorfe Czerecz fielen die Flüchtigen den Wüthenden in die Hände, welche die Kinder in eine frisch aufgeworfene Grube warfen. Die Tochter des in Kristyor ermordeten Vicestuhlrichters Michael Pakott wurde von der wüthenden Menge gezwungen zur griechischen Kirche überzutreten und einem Kristyorer Rumänen zum Weibe gegeben. Von Kristyor brachen die Rumänen am 2. November nach Brád auf, wo sie gleichfalls mehrere Magyaren ermordeten, deren Frauen und Kinder aber unter der Bedingung am Leben ließen, daß sie zur griechisch-nichtunirten Kirche übertreten. Diese gewaltsame Bekehrung ging am 4. unter erniedrigenden Ceremonien vor sich, und zugleich wurde den so Bekehrten der Befehl gegeben, nicht ungarisch zu sprechen, die ihnen zukommenden Schulden nicht einzufordern, nicht zu erwähnen, daß sie Edelfrauen gewesen und Unterthanen besessen haben, und die ihnen geraubten Gegenstände, wenn sie auch wissen, wo diese sich befinden, nicht zurückzufordern.

Nach der Bráder Metzelei begab sich ein Schwarm nach Ribicze, das ebenfalls verwüstet wurde, worauf die empörte Menge sich in mehrere Schwärme theilte, deren einer in Zaránd über Körösbánya, Junka, Ocsó, Nagy- und Kis-

Digitized by Google

Halmágy, Ácsuva, Acsuza, Pleskocza, bis an die Grenze Ungarns die Höfe der Edelleute und der Ungarn verwüstete und selbst heilige Gebäude und Heiligthümer nicht verschonte. In Körösbánya zertrümmerten die Wüthenden ein Marienbildniß mit den Worten: „Wenn Du die Schutzfrau der Ungarn bist, so hilf ihnen jetzt.“ In Junka verheirateten sie ein ungarisches Mädchen, die Tochter des Verwalters des Grafen Franz Gyulai, mit einem Urlauber und einem anderen Rumänen zugleich, welche barbarische Ehe später mittelst Militärgewalt aufgelöst wurde.

Den größeren Theil der Aufständischen führte Krisán am 4. November von Ribicze über Mihelin und Blezsenye nach Abrudbánya, wo die Gewaltthaten der Empörer ihren Höhenpunkt erreicht zu haben scheinen. 6000 Köpfe stark, erschienen diese am frühen Morgen des 6. November auf einem Berge vor Abrudbánya. Die erschrockene Stadt schickte Parlamentäre hinaus, alles versprechend, wenn die Stadt verschont bliebe; allein die Antwort war, daß sämmtliche Ungarn vernichtet werden müssen. Hierauf stürzten die Empörer um 8 Uhr Morgens unter dem schrecklichen Geheule: „Schlagen wir alle Ungarn todt!“ in die Stadt und hausten da plündernd, verwüstend und mordend bis in die Nacht hinein. Was sie nicht mitnehmen konnten, zerstörten sie; aus den Gebäuden rissen sie die Eisentheile und trugen diese fort. In der Kirche der Reformirten zertrümmerten sie die Orgel. Am anderen Tage ließen sie in der Stadt ausrufen, daß, wer nicht zur rumänischen (griechisch-nichtunirten) Religion übertritt und nicht die rumänische Tracht anlegt, vor seiner Thüre aufgehängt oder gespießt wird. Auf diese Weise wurden 65 Katholiken, 468 Reformirte, 41 Lutheraner und 548 Unitarier zum Uebertritt zur orthodoxen Kirche gezwungen. Der Schaden, den Abrudbánya damals erlitt, wurde nach einem authentischen Ausweise auf 162.462 fl. 41 kr. geschätzt. Am 9. wurde auf das Dach und die Thüre der reformirten Kirche zu Abrudbánya das rumänische Kreuz geheftet.

Anfangs war das militärische Einschreiten gegen diese Unruhen ungenügend und es dachte der so arg bedrohte ungarische Adel an Selbsthülfe. Den ersten Erfolg errangen auf diesem Wege die Edelleute von Déva, welche, von dem durch Muth und Geistesgegenwart ausgezeichneten Vicegespan Johann Zeyk organisirt und angefeuert, über die Aufständischen einen Sieg davontrugen und Gefangene machten, von denen indeß 34 durch das Comitatsgericht standrechtlich verurtheilt und — vor der Bestätigung des dem Gubernium angemeldeten Urtheils — hingerichtet wurden. Durch den Dévaer Erfolg ermuthigt, organisirte sich der ungarische Adel auch an anderen Orten und errang mancherlei Vortheile über die Aufständischen. In jener Zeit starb die Wittwe des Sigmund Buda, eine geb. Kenderesi, zu Válya in heldenmüthigster Weise. Die schöne Wittwe vertheidigte sich nämlich lange gegen die brutalen Angriffe der Aufständischen und tödtete mehrere derselben mit einem Messer, aber als sie ihre Kräfte ermatten fühlte, stieß sie sich das Messer selbst in die Brust.

Den nach dem Institute der Adelsinsurrection sich organisirenden Ungarn kamen bald auch die strengere Jahreszeit und das energischere Auftreten der Mili-

Digitized by Google

tärbehörde zu Hülfe. Indeß waren Zeichen vorhanden, daß der Aufstand im Frühling mit erneuerter Wuth ausbrechen sollte: Deßhalb wurden Kinder und Frauen in sicherere Gegenden geschickt; die Comitatsversammlungen setzten sich mit einander in Correspondenz; das Klausenburger Comitat entfaltete eine energische Thätigkeit und die adeligen Insurgentenschaaren organisirten sich mit militärischer Rangordnung und Uniform. Aber zu den Maßregeln der Abwehr gesellten sich auch Thaten der Rache; wie denn in einem Karlsburger Brief vom 28. November 1784 erwähnt wird, daß das Comitatsgericht gefangene Aufständische rädern und spießen ließ.

Wieso es kam, daß der Aufstand Monate lang dauern und sich entwickeln konnte, das ist zur Genüge erklärt, wenn man die Schwerfälligkeit der damaligen Correspondenz zwischen den Comitaten und dem Gubernium, zwischen diesem und dem Oberlandescommando, endlich zwischen beiden letzteren und Wien bedenkt. Dieser Erklärungsgrund genügt indeß dem Verfasser nicht, und nach seiner Ansicht deuteten die Erscheinungen des Aufstandes anfangs darauf hin, daß die Regierung in den Ausschreitungen der empörten Rumänen eine verdiente Strafe des Adels sah. Doch veranlaßten nach den weiteren Angaben des Verfassers die vielen Gesuche des Adels, die zu lange Dauer des Aufstandes und die Ausschreitungen der Aufständischen gegen das Militär endlich ein energischeres Auftreten der Regierung, in Folge dessen gegen Ende December die Masse der Aufständischen zerstreut und mehrere Rädelsführer gefangen wurden.

Die Hauptanführer Hora und Kloska wurden am 1. Jänner 1785 auf der Alpe „Galpona" in einer kleinen Hütte betreten und unter starker Bedeckung nach Karlsburg gebracht. Beim gerichtlichen Vorgehen gegen die Aufständischen wurde als Norm vorgeschrieben, daß dieselben in drei Classen zu bringen seien: 1. Rädelsführer, Aufwiegler, Brandleger und Religionsschänder, gegen welche der Criminalproceß einzuleiten und das Urtheil dem Kaiser vorzulegen war; 2. Theilnehmer an den Räubereien, die höchstens mit 60 Stockstreichen bestraft werden, und 3. Verführte, die freigelassen werden sollten. In die erste Classe gehörten 24 Individuen, unter welchen ein einziger Magyare, alle übrigen waren Rumänen aus dem Hunyader, Zaránder und dem Unter-Albenser Comitat und ein einziger aus dem Klausenburger Comitat. Diesen wurde der Proceß vor dem Unter-Albenser Comitatsgericht gemacht und wurden die Urtheile vom 5. bis 25. Februar gesprochen. Die Bestrafung der Hauptangeklagten bestand dem theresianischen Criminalgesetzbuch und den vaterländischen Gesetzen gemäß mit Milderung der erschwerten Todesstrafe größtentheils in einfachem Köpfen und nachträglichem Spießen des Kopfes und Rädern des übrigen Körpers. Bei einigen aber wurde die Todesstrafe durch Rädern, Spießen oder vorheriges Abhacken der Hände erschwert, namentlich bei zwei Individuen, von welchen erwiesen war, daß sie einen kaiserlichen Oberlieutenant ermordet hatten.

Die beiden Haupträdelsführer Hora und Kloska wurden vor ihrer Verurtheilung unter starker Bedeckung in den rings um Karlsburg liegenden Dörfern

Digitized by Google

umhergeführt, damit das Volk sie sehe und sich überzeuge, daß nicht unter ihrem Namen Andere gefangen wurden. Das gegen diese beiden Hauptangeklagten gefällte, am 26. Februar in lateinischer Sprache publicirte Urtheil lautet ungefähr:

„Gegen Hora, alias Urß Nyikulaj, zur Zalathnaer Herrschaft gehörig, aus Nagy-Aranyos gebürtig, ungefähr 54 Jahre alt, griechisch-nichtunirt, verheiratet und Aerarialunterthan, wurde trotz seinem bis zuletzt beobachteten hartnäckigen Läugnen durch die Aussage beglaubigter Zeugen erwiesen, daß er an der Spitze der im abgelaufenen Jahre namentlich im Zaránder, Hunyader und Albenser Comitat ausgebrochenen Unruhen gestanden, den Aufständischen Anführer bestellt und sowohl persönlich als auch durch seine treuen Helfershelfer angeordnet, daß aus jedem Bauernhause ein Bewaffneter sich ihm anschließe, damit sie alle in diesem Lande vorfindlichen Magyaren von adeligem, bürgerlichem oder niedrigerem Rang ausrotten, deren Häuser plündern und verwüsten und sammt allen Gebäuden in Asche legen und auf diese Art für die rumänischen Unterthanen eine gemäßigtere Steuer erwirken. Zur Erreichung dieser verbrecherischen Zwecke scheute Hora selbst nicht die verbrecherischsten Mittel; er hat sich von Mehreren Treue schwören lassen; indem er sich die Würde eines Herrschers beilegte und das Volk durch Lügen zu verführen strebte, behauptete er, zur Ausführung der Allerhöchsten Absichten des Monarchen eine schriftliche Bevollmächtigung erhalten zu haben; ja um seine scheußlichen Zwecke mit dem Mantel der Religion zu beschönigen, zeigte er ein vergoldetes Kreuz vor. Endlich befahl er, daß beim Herannahen der kaiserlichen Truppen in allen benachbarten Dörfern Sturm geläutet und dem Militär der Weg in die Dörfer versperrt werde. Indem besagter Hora auf diese Art der Hauptanstifter und Vermittler der im Lande begangenen schauderhaften Verbrechen war, ist gegen ihn durch die Aussage glaubwürdiger Zeugen noch besonders erwiesen, daß er in Verespatak die Mündungen jener Schachte, in welche sich die Edelleute mit ihrer Habe vor seiner grausamen Schaar verbargen, mit Heu und Stroh verstopfen und dieses anzünden ließ, um so die Verborgenen entweder zum Herauskommen zu zwingen oder sie auf eine schauderhafte Art ums Leben zu bringen.

Gegen Jura Kloska, 30 Jahre alt, griechisch-nichtunirt, verheiratet, aus Kerpenyes gebürtig, also gleichfalls zur Zalathnaer Herrschaft gehörig, der im verbrecherischen Läugnen gleich Hora eine hartnäckige Verstocktheit an den Tag legte, ist nach der Aussage beglaubigter Zeugen erwiesen, daß er zur Durchführung der oben aufgezählten Gottlosigkeiten mit Hora und einem Haupträdelsführer Namens Krizán Urß geheime Zusammenkünfte hielt und die im gemeinschaftlichen Einvernehmen beschlossenen Plünderungen, namentlich in Lupsa, Topánfalva, Offenbánya und Abrudbánya ausführte, besonders aber den Lupsaer Geistlichen zwang, das sanctum morientium viaticum ihm nach Krokkó zu bringen.

Aus diesen Gründen werden Hora und Kloska als Urheber, Hauptanstifter und Förderer der Störung der öffentlichen Ruhe nach dem 62. Art. des theresianischen Criminalgesetzbuches verurtheilt, in Karlsburg auf den öffentlichen Richt-

Digitized by Google

platz gebracht zu werden, dort soll zuerst der Körper des Jura Kloska, dann der des Nyikulaj Hora von unten nach oben gerädert und sollen sie langsam dem Tode übergeben werden, hierauf sollen ihre Körper geviertheilt und sammt ihren Köpfen in der Nähe jener Oerter, wo sie am schrecklichsten gewüthet haben, gespießt, ihr Herz aber und ihre Eingeweide auf dem Richtplatz eingegraben werden."

Auch der dritte Hauptaufwiegler, Krizsán, wurde gefangen genommen; aber er erhängte sich im Karlsburger Casemattengefängniß, ohne dadurch die Vollstreckung der Strafe zu hindern, welche an seinem Leichnam, an Hora, Kloska und eilf anderen Rädelsführern am 20. Februar 1785 — nach Szilágyi erst am 28. Februar — zu Karlsburg vollzogen wurde.

Es scheint seltsam, daß Hora, nach welchem der ganze Aufstand doch benannt wird, an den einzelnen Greuelscenen weder aneifernd noch durch Mitwirkung Theil nahm, überhaupt nur sehr selten auf dem Schauplatz der damaligen Thaten erschien. Um so größer muß sein mittelbarer Antheil an dem Aufstand durch Leitung desselben gewesen sein, wofür einerseits das oben mitgetheilte Urtheil einen Beweis liefert, andererseits die siebenbürgische Volkssage, nach welcher Hora während der ganzen Dauer des Aufstandes sich in einer von den Rumänen geschmückten Höhle aufhielt, wohin die Rumänen pilgerten, um seine Rathschläge zu vernehmen und ihm ihre Verehrung zu bezeugen. Dieser sagenhafte Hora-Cultus mag jedenfalls eine gewisse historische Begründung haben, hatte er doch vor allem eine große Meinung von sich selbst, indem er die tiefeingreifendsten Pläne nicht allein in Bezug auf seine Stammesgenossen hegte, sondern auch in Betreff ganz Siebenbürgens, und nannte er sich doch den Führer der Aufständischen (Kapitany). So schickte er am 1. December 1784 durch zwei Abgeordnete an den Obergespan und die Beamten des Hunyader Comitates eine Aufforderung zum Friedensschluß unter folgenden Bedingungen:

„Die Comitatsgrundbesitzer treten sammt allen ihren Angehörigen zur römischen Religion über. Der Adel wird abgeschafft. Die adeligen Grundbesitzer verlassen ihre Güter. Die Adeligen zahlen eben so gut Steuer, wie Andere. Die adeligen Gründe werden nach dem Befehl des nachfolgenden „walachischen Kaisers" unter dem Volk vertheilt. Wenn der Obergespan, die Comitatsbeamten und die Grundbesitzer hierauf eingehen, so sei Frieden und sollen zum Zeichen desselben weiße Fahnen auf langen Stangen ausgesteckt werden. Gezeichnet Abrudbánya am 1. December 1784. Hora, Kapitany."

Einen gewissen Hora-Cultus, wenn auch vom entgegengesetzten Standpunkte, legte seiner Zeit der ungarische Alterthumsforscher Nikolaus Jankovich an den Tag, indem er die zu weit gehende Behauptung aufstellte, daß Hora Waffen schmieden, Kanonen gießen und aus dem geraubten Gold und Silber Münzen schlagen ließ. Zur Rechtfertigung letzterer Behauptung theilte er Abdrücke von drei Münzen mit, auf welchen ein dreifaches Kreuz mit einer Krone oder auch ein mit einem Schwert durchstochenes Herz mit verschiedenen Umschriften zu sehen ist. Auf der einen Münze einerseits: „Nos pro Cæsare", andererseits: „Hora Rex Daciæ"; auf

Digitized by Google

der zweiten einerseits die rumänische Inschrift: „Hora becsi hogyinyestye“ (Hora trinkt und ruht), andererseits: „Czása plindzse si pletyestye“ (Das Land weint und zahlt); auf der dritten, von welcher nur eine Seite abgedruckt ist: „R. D. Hora“. Diese Münzen aber, die sich gegenwärtig in der Münzsammlung des Grafen Emanuel Andrássi befinden sollen, sind nach der Ansicht des Custos der archäologischen Abtheilung des Pester Nationalmuseums, Herrn Erdi, weder als zur Circulation bestimmte, noch als Denkmünzen, sondern einfach als Spottmünzen zu betrachten.

Wir schließen diese Anzeige der vor kurzem erschienenen Monographie des Hora-Aufstandes mit der Mittheilung, daß der oben genannte ungarische Akademiker Franz Szilágyi denselben Gegenstand von einem anderen, namentlich was die vom Grafen Dominik Teleki behauptete angebliche Schuld der damaligen Regierungskreise anbelangt, unbefangeneren Gesichtspunkt in einem umfangreicheren Werk behandelt, welches der Verfasser jedoch noch nicht zu veröffentlichen Gelegenheit hatte. Adolf Dux.

Eine archäologische Reise in der Szathmárer Diöcese Ungarns.

VI.

Wir haben unseren Bericht mit der Skizzirung jenes Straßenzuges begonnen, durch welchen Nord-Deutschland im Mittelalter über Ungarn und Siebenbürgen mit dem Orient verbunden wurde, wir erwähnen nun, welchen Antheil der Norden selbst durch seine Auswanderer an der Fixirung dieses Straßenzuges hatte, welche noch vorhandenen Baudenkmäler von diesem Antheile in der Szathmárer Diöcese Zeugenschaft ablegen und welchen Einfluß diese auf die ungarischen Landesgenossen übten.

Die älteste deutsche Colonie der Gegend war unstreitig jene aus Baiern bestehende, welche die Königin Gisela um das Jahr 1000 dahin schickte, wie dies die Bestätigung ihrer Privilegien durch Andreas II. beweist, von dieser Colonie soll der Name des anderen Theiles der Stadt Szathmár, nämlich Némethi, Deutsch-Szathmár herrühren; doch konnte natürlicher Weise diese Colonie keine Baudenkmäler hinterlassen, weil zu jener Zeit das dauerhaftere Steinmateriale nur in seltenen Ausnahmen und nur bei einzelnen Prachtbauten zur Anwendung kam.

Die nächstfolgende Einwanderung ist die der Sachsen nach Nagybánya unter Geyza II. im Jahre 1142. Auch diese hat keine Spuren zurückgelassen, außer etwa im Grubenbaue der ältesten Zeit.

Eine neue spätere Einwanderung wird in den Urkunden um das Jahr 1222

Digitized by Google

erwähnt, der Bauthätigkeit derselben wären vielleicht einige sehr geringe Reste romanischer Weise zuzuschreiben, wenn sich diese besser erhalten hätten und in Folge hievon näher charakterisiren ließen.

Weitaus das meiste jedoch, was noch mit dem romanischen Style zusammenhängt und dessen wir sehr wenig aufzufinden im Stande waren, scheint von einer neueren nach dem Tatareneinbruch, also in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stattgehabten Colonisation herzurühren; einer Colonisation, die sich in dieser Gegend nicht vollkommen klar urkundlich nachweisen läßt, auf die jedoch aus der Analogie der thüringischen Niederlassungen in der Zips und Kaschau logisch zu schließen ist, wie auch daraus, daß eben durch den Einfall der Tataren das Land in großem Maße seiner Einwohner beraubt worden sein mußte; auch bestätigt Bela IV. im Jahre 1247 den Bereghszászern ihre Privilegien in einer Urkunde, in welcher uns die Denkmalkunde einladet, zwischen den Zeilen zu lesen, daß diese Bestätigung in Folge neuerer Einwanderung und auf die Bitte der neueren Einwohner des damals Lamprechtshaus genannten Ortes nöthig befunden wurde. Thuróczy erwähnt in seiner Chronik II., 22, bloß im Allgemeinen der zu verschiedenen Zeiten stattgefundenen Einwanderungen; in einem Hexenprocesse vom Jahre 1216 werden jedoch die Einwanderer von Batár im Ugocsaer Comitate geradezu Flandrer genannt. Wir haben demnach in den Urkunden bloß Andeutungen vor uns, und dies ist eben eines der großen Verdienste der Bauarchäologie, daß sie ihre Denkmäler dort in die geschichtlichen Reihen führt, wo der Buchstabe der Urkunden seine Aussagen aus denselben zurückzieht, wie auch andererseits den oft todten Buchstaben der Schrift lebendig zu machen vermag. So ist es der sehr kurze Langchor und die halbrunde Apside der Kirche zu Fekete-Ardó, die, noch an das Romanische anschließend, bestätigend und zugleich näher erklärend an die Seite jener Bulle treten, in welcher Papst Urban Stephan V. im Jahre 1264 strenge ermahnt, die seiner Mutter, der Königin, widerrechtlich entrissenen Orte Zeolos (Szöllös) und Queraliaja (Királyháza), beide in der nächsten Nähe von Fekete-Ardó gelegen, zurück zu erstatten. Als Eigenthum der Königinnen Ungarns wird aber in anderen Urkunden auch Fekete-Ardó selbst erwähnt und alle drei Orte als Sachsencolonien bezeichnet.

Weiter südlich am rechten fruchtbaren Ufer der Szamos treffen wir andere Reste romanischer oder, noch näher bezeichnet, Bauten des Ueberganges aus dem romanischen in den Spitzbogenstyl an. Es sind dies die Rundkirche in Klein-Peleske und die mit einer halbrunden Apside versehene Kirche von Sima, zu welchen man noch den westlichen Theil jener von Groß-Gécz zählen kann. Die drei genannten Kirchen haben sehr kleine Dimensionen und sind unter einander sehr verschieden, während im Gegensatze hiezu die Formen der benachbarten späteren Kirchen mit einander merkwürdiger Weise übereinstimmen. Auch hier fehlen bis jetzt noch Urkunden zur Bestimmung der Bauzeit. Die geringen Dimensionen der erwähnten Kirchen lassen uns auf eine geringe Anzahl ihrer Gemeindeglieder schließen, und eben deßhalb dürfte man diese, wozu auch das Local räth, eher für

Digitized by Google

Ackerbauer und zugleich als Ungarn anerkennen, die, dem von den benachbarten Einwanderern gegebenen Impulse folgend, ihre Kirchen nicht mehr aus Holz, sondern aus Ziegeln, und zwar in dem zu jener Zeit bei uns vorzüglich beliebten romanischen Style bauten.

Ein letztes Beispiel des Uebergangsstyles bietet, wie wir diesen oben skizzirten, der Haupttheil der ehemaligen Kirche von Márműros-Szigeth.

Hier mangeln aber wieder die schriftlichen Urkunden, denn während die übrigen vier Kronstädte des Márműroser Comitates: Huszth, Visk, Técsö und Hosszúmezö ihre Privilegien bereits von Karl Robert aus dem Jahre 1329 datiren, erhält Szigeth das seine erst von Ludwig dem Großen im Jahre 1352; umgekehrt aber gehört der Bau der noch erhaltenen alten Kirchen von Huszth und Visk offenbar der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an, während der ältere Theil der Steinkirche in Szigeth, der nebenbei auch namhaft größere Dimensionen hatte als die älteren Kirchen in Huszth und Visk, noch aus dem 13. Jahrhundert oder höchstens aus dem Anfange des 14. stammten. Es ist aber eben die nächste Nähe von Szigeth die reichste an Steinsalz und daher sein durch die Frühzeitigkeit und Größe seiner Kirche bewiesener Wohlstand. Die fünf Kronstädte der Márműros wurden von sächsischen Gästen gegründet, in Bezug auf Huszth, Visk und Tecsö ist dies sicher, von Hosszúmezö und Szigeth äußerst wahrscheinlich. Der Wunsch einer Verbindung mit ihren Stammesgenossen, die im östlichen Theile der Szathmárer Grafschaft und weiter in Siebenbürgen saßen, mußte die Verbindung des nördlichen Straßenzugzweiges mit dem südlichen in Nagybánya herbeiführen, wo Stammesgenossen saßen und gleiche Thätigkeit in den dortigen Bergwerken übten.

Nagybánya aber ist der Ort, an welchem der Spitzbogenstyl seine erste Frucht in der Szathmárer Diöcese gebar; denn die erst vor kurzem niedergerissene Hauptkirche der Stadt wurde, wie wir früher sagten, unter Ludwig dem Großen um die Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut, es brauchte also ein volles Jahrhundert, von der Zeit der letzten Einwanderung gerechnet, bis die von der Natur so sehr begünstigte Bergstadt es zu einer bedeutenderen Steinkirche bringen konnte.

Was Wunder, daß nun die Orte zwischen der Szamos und der Theiß, die einen bloß auf längerem Wege Wohlstand erzeugenden Ackerbau trieben, zu einem solchen Resultate noch um anderthalb Jahrhunderte später als die Nagybányaer gelangten, nachdem sie unter der kräftigen Regierung der Könige aus dem Hause Anjou erstarkt, ihre volle Blüthe endlich unter dem glorreichen Corviner entfalteten. Daß wir uns aber hier in der Zeitbestimmung der Kirchen dieser Gegend nicht irren, dafür bürgt die bereits erwähnte Urkunde des bischöflichen Archives, welche die Erbauung der sechs noch in Misztótfalu, Szinyér-Varállja, Apa, Aranyos-Megyes, Sárköz und Sárköz-Ujlak der Freigebigkeit der kinderlosen Wittwe des Banus von Megyes, Susanna Báthory, zuschreibt; eben so sehr aber bürgt ferner für die Richtigkeit unserer Zeitbestimmung die auffallende Aehnlichkeit der meisten kleinen Kirchen der Diöcese unter einander, die jedenfalls auf ein- und dasselbe Muster hinweist. Wir möchten dieses Muster, so lange eine nähere Unter-

Digitized by Google

suchung uns nicht eines anderen belehrt, in der Kirche von Groß-Szöllös suchen, welche die bereits früher skizzirten Charaktere der Dorfkirche in eminenter Weise besitzt, indessen sie die größeren Dimensionen, die reichere und höchst präcise Durchführung der erhaltenen Sacramentsnische und des Priestersitzes, wie auch der erkennbaren Ansätze ihres Lettners, endlich ihr nach dem Muster des Mathias-Thurmes der Ofner Pfarrkirche angelegter gleichnamiger Bautheil unverkennbar an die Spitze der gleichartigen Kirchen der Szathmárer Diöcese stellt, wozu noch der Umstand kommt, daß wir hier auch noch eine etwas größere Strenge des Styles bemerken, welche uns berechtigt, den Bau für etwas älter als die übrigen und für ein Werk von mehr origineller Conception zu halten.

Das jüngste Beispiel im Spitzbogenstyle bietet die Kirche in Bereghszász, welche wir, wie bereits bemerkt, den an ihr befindlichen Jahreszahlen von 1504 und 1522 gemäß, wenigstens mit ihren noch vorhandenen alten Verzierungen aus dieser Epoche stammend halten, und nicht aus dem Jahre 1418, wie der Schematismus angiebt, wobei auch jene päpstliche Bulle für uns spricht, welche, von Leo X. ertheilt, die Kirche von Bereghszász im Jahre 1519 zum Archipresbyterat erhebt, was durch eine um diese Zeit erfolgte Vollendung, eine letzte Handanlegung an die würdige Ausschmückung des Baues hindeutet. Obschon nun aber hier keine Rede mehr sein kann von einer reinen Auffassung des Spitzbogenstyles, hat sich doch die Renaissance selbst in dieser späten Zeit an der Bereghszászer Kirche noch immer nicht breit gemacht, ja es finden sich hier noch nicht einmal jene gekrümmten, gedrehten und gewundenen, dem Steinmateriale widersprechenden Formen, die, der Spätepoche des Spitzbogenstyles eigenthümlich, an den jüngsten Theilen der Kaschauer Elisabethkirche nicht fehlen.

Wenn wir so die Entwicklung des Spitzbogenstyles, mit Ausnahme seiner Frühzeit in der Szathmárer Diöcese an zahlreichen Beispielen verfolgen können, tritt derselbe Fall nicht auch in Hinsicht der Sculpturwerke ein: denn hievon hat sich nur wenig erhalten, und auch dies Wenige zeigt von keinem fröhlichen Gedeihen, keiner kräftigen Entwicklung, wie überhaupt in unserem Vaterlande unter den zeichnenden Künsten gerade die Bildnerei am weitesten zurückgeblieben erscheint. Die von uns gesehenen Erzeugnisse dieser Kunst lassen sich in Wenigem zusammenfassen. In Giróttótfalu hat sich am Giebel der Kirche ein Kopf des Erlösers oder Johannes des Täufers erhalten, der so wenig Charakter hat, daß man selbst über die Bezeichnung des Gegenstandes nicht im Klaren ist; ein ganz ähnlicher Kopf findet sich am gleichen Orte in Groß-Muzsaj; ein Consolenkopf von fast romanischem Charakter findet sich unter den Steinresten der alten Kirche von Erdöd, ähnliche Consolenköpfe von späterem, aber auch schon manierirtem Charakter sieht man in der Kirche zu Bereghszász, wo auch noch ein mehr steif als streng stylisirter Löwe und eine Gruppe phantastisch zusammengesetzter Gestalten als Rippenanfänge vorkommen. Von eigentlichen Statuen haben wir nirgends eine Spur gefunden, so wie sich größere Reliefs bloß in Nagybánya erhalten haben, namentlich Fragmente eines Calvarienberges aus der spätesten Zeit des Spitzbogen-

Digitized by Google

styles, sie sind in der gegenwärtigen Pfarrkirche an die Wand neben dem Haupteingange gelehnt. Hoch am alten Thurme dieser Stadt sieht man noch ein sehr roh gearbeitetes Bild eines Ritters eingemauert, das wahrscheinlich von einem Grabsteine stammt. Im Allgemeinen fehlt auch die Laubwerkverzierung an den architektonischen Gliedern, ja es entbehren derselben sogar die Säulencapitäle; in Mármáros-Szigeth, wo sie vorkommt, ist sie von der rohesten Art und nur an dem Portalreste zu Nagybánya zeigt sie Charakter, nämlich den eigenthümlichen der Capitäle der Michaeler-Capelle von Kaschau. Das Beste, was von kleineren Sculpturwerken in der Diöcese noch vorhanden, sind einige in den Gewölbschlußsteinen oder als Rippenträger vorkommende Wappen.

Dagegen wurde die Malerei mit besonderer Vorliebe getrieben, und wir glauben, durch die noch vorhandenen Spuren von Wandbildern dazu berechtigt, keinen Fehlschluß zu thun, wenn wir aussprechen, daß einst alle Kirchen des Sprengels bemalt waren. Eine eigene Malerschule lassen die mit einander nahe verwandten Bilder von Fekete-Ardó, Szöllös-Vég-Ardó und Bene erkennen, der sich auch in Hinsicht der Farbenwahl die Bemalung des Thürgewändes in Groß-Muzsaj und des von uns im Sanctuare von Groß-Gécz entdeckten gemalten Blumenbouquets anschließt, ähnlich waren auch, den Copien nach zu schließen, die Wandbilder in Mármáros-Szigeth. Im Gegensatze zur Schule Aquila's in der Eisenburger Grafschaft, welche die Anwendung der grünen und blauen Farbe liebt, herrscht im Szathmárer Sprengel die rothe und rothbraune vor. Dort ist die Zeichnung noch strenger und ausdrucksvoller, die Composition noch einfacher, hier wird, um ein ganzes Jahrhundert später, die Composition bereits malerisch reicher in der Idee und Figurenfülle, doch ist die Zeichnung weniger streng, die Form weniger verstanden, der naive Ausdruck weniger zur Geltung gebracht.

Wir haben im Ganzen von jenen 117 alten Steinkirchen, welche der Schematismus des Sprengels S. 154, 155 und 156 anführt, kaum die Hälfte der angegebenen Zahl besichtigen können. In Bezug aller dieser Kirchen hat sich die Bestimmung Sr. Excellenz des Herrn Bischofs als die eines Kenners der mittelalterlichen Architektur vollkommen bewährt, und deßhalb haben wir den dringenden Wunsch, unsere Untersuchung der Baudenkmäler in der Szathmárer Diöcese im künftigen Jahre fortsetzen zu können; denn obschon die von uns gesehenen Kirchen als die der Hauptorte unstreitig die wichtigsten sind, und daher ein bestimmtes Urtheil über die mittelalterliche Bauthätigkeit dieser Gegend gestatten, werden sich doch auch in den von uns diesmal nicht besuchten Monumenten zuverlässig Einzelheiten finden, die mehrfaches Licht auf diese Thätigkeit werfen und die Ansicht darüber sowohl erweitern als durch das Einzelne näher bestimmen werden.

Digitized by Google

Kaulbachs „Kreuzfahrer" und Rahls „Cimbernschlacht".

Kaulbach, in Berlin und München beinahe jedem Kinde bekannt, ist in Wien ein so seltener Gast, daß wir seinen Carton, „Die Kreuzfahrer", welcher als Eigenthum des Berliner Museums durch die Freundlichkeit des Generaldirectors v. Olfers im österreichischen Museum zur Ausstellung gelangte, doppelt willkommen heißen.

Das gewaltige Werk, welches einen Flächenraum von circa 20 Fuß im Quadrat bedeckt und mit fünf gleich großen Darstellungen die Treppenhalle des „neuen Museums" in Berlin schmückt, wird im Kupferstich allen Kunstfreunden bekannt sein. Uns lebt es in seiner ganzen Farbenpracht im Gedächtniß, und suchen wir gerne die glücklichen Stunden früherer Jahre im Anblicke dieser großartigen, meisterhaft ausgeführten Zeichnung zurückzurufen. Es ist die wunderbare Romantik des glaubensstarken, jünglingsfrischen, ritterlichen Mittelalters, der kindliche und doch auf das Höchste gerichtete Sinn, der einen Zauber auf uns übt, als umgebe uns in der farbenduftigen, sinnlichen Mährchenpracht des Orients die düstere, gigantische, sittliche Kraft des Nordens. Der Zug der Kreuzfahrer bewegt sich in Procession zum Calvarienberge. In der Mitte des Bildes auf edlem Streitrosse Gottfried von Bouillon, der fromme Heerführer der Fürsten. Das Allerheiligste wird von Priestern dem Zuge vorangetragen und der Segen des Himmels zum vorbereiteten Sturme erfleht. Den inbrünstig Flehenden erscheint Christus, welcher seine Streiter, für die seine Mutter kniefällig bittet, segnet.

Dieser Moment verklärt das Bild, das Ganze durchweht der Hauch fanatischer Schlachtbegeisterung zur Ehre Gottes: „Gott will es!" Im Hintergrunde schimmert die heilige Stadt und der Calvarienberg als Ziel der kriegerischen Waller, welcher aber im heftigen Kampfe erst von den ihn besetzt haltenden Saracenen gesäubert werden muß. Ein stattliches Gefolge hoher Ritter mit erbeuteten Trophäen schließt sich rechts Gottfried von Bouillon an, während von links Ritter mit ihren Damen und Gefolge zuziehen. In der Mitte des Vordergrundes kniet Peter von Amiens, mit dem Rücken gegen den Beschauer, mit dem Antlitz der himmlischen Erscheinung zugewandt. Es ist der gewaltige Agitator im Bettlergewande, der mit seiner Feuerseele das ganze Abendland entflammte. Er ist der Hirt der Seelen, der mit erhobenen Händen im Kreise der Knieenden und reuig Büßenden jetzt, nachdem sein Werk so weit gediehen ist und die Entscheidung naht, die Hülfe dessen erfleht, für den er streitet. Neben dem begeisterten Minstrel und dem sich geißelnden Asket kniet bußfertig ein gekröntes Haupt, lechzend nach himmlischer Gnade und Vergebung. Und neben dieser tiefinnerlichen, bußfreudigen Zerknirschung begleitet siegesstolz ein Recke von stattlichem Körperbau seine wunderschöne Geliebte, welche auf einer Tragbahre auf dem Rücken zweier Mohren, die ob der schönen Last freudig grinsen, wie eine Königin der Liebe erscheint, sinnlich reizend, wie die

Digitized by Google

Göttin des Venusberges und dennoch im Dienste Christi, da sie ihre Liebe seinem kühnsten Streiter schenkt. Zeigt diese Gruppe den schwärmerischen Dienst der Minne, so finden wir in einer anderen, wie Gatte und Gattin im Kampfe Gottes treu bis in den Tod einander nahe bleiben, zum gegenseitigen Schutze bereit. Kaulbach giebt uns in seinem Werke den Gesammteindruck, den wir aus dem befreiten Jerusalem von Tasso empfangen und werden wir deutlich an einzelne Episoden dieses herrlichen Gedichtes erinnert. Im Schauen beglückt, können wir nur dankbar gestehen, daß wir befriedigt sind. Der edle Naturalismus des Künstlers kommt in allen Details zum überraschenden Ausdruck. Die heraldischen Abzeichen, die Trophäen, das sich vor der himmlischen Erscheinung neigende Streitroß sind tadellos mit bekannter Meisterschaft gezeichnet. Die Schönheit und Grazie seiner Figuren läßt uns gern verzeihen, daß der unerschöpfliche productive Künstler zu wenig sparsam in seinen Mitteln ist. Er giebt uns nicht den nackten historischen Moment allein, er malt zugleich ein Stück Welt- und Culturgeschichte in Einem. Manche loben, viele tadeln es. Wünschen wir auch, daß Kaulbach sich die strengeren Principien des großen Styls in früherer Zeit mehr zur Richtschnur genommen habe, so sind wir doch so stolz darauf, ihn als deutschen Künstler unser nennen zu können, daß wir gerne seine Eigenheiten und wären es Fehler, uns gefallen lassen.

Die künstlerische Individualität will vor allem bei Beurtheilung des Kunstwerkes berücksichtigt sein. Diese zur Geltung zu bringen, hat der Künstler ein Recht. Je nach dem der Boden ist, sprießen die Halme und Blumen, und es ist unrecht, Trauben vom Apfelbaum zu verlangen. Es ist keine Schwierigkeit, unter tausend Figuren jede von Kaulbach gezeichnete herauszufinden. Die strenge elegante Zeichnung, die reine und feine Contour, der man anmerkt, daß das Rasirmesser die Kohle gespitzt hat, und — man verzeihe die Zusammenstellung — daß antikes Schönheitsgefühl die Hand geleitet, die treffliche, lebenswahre Gruppirung und Schattirung zeigen den großen formgewandten Meister. Und doch liegt etwas in diesen Gebilden, das uns fremd, fast kalt berührt, und zwar besonders in den früheren Schöpfungen. Der Ausdruck vieler Köpfe zeigt die Schönheit der Medusa, es sind Dämone, gefallene Engel, die als Menschen nicht froh nach außen, sondern nach innen, nach einem verlorenen Paradiese schauen. Geistesschärfe, welche die dunklen Räthsel der Menscheit durchforscht, zeigen diese dämonisch schönen Augen, denen man zumuthen möchte, sie hätten den Schleier der Wahrheit gehoben und könnten, wie der Jüngling zu Saïs, nimmermehr froh und kindlich ins Leben schauen.

Wo dieses Dämonische wirklich darzustellen war, z. B. in der Hunnenschlacht, in seinem berühmten Narrenhause ꝛc., da finden wir überall sein Bestes und Gelungenstes. Wo aber Gemüth, kindliche Seligkeit und unschuldsvoller Frohsinn uns entgegenleuchten sollen, finden wir überall bei Kindern den düsteren Moses-Blick und bei Erwachsenen den finsteren Runenblick des Nordens, gepaart mit dem des Faust und des Mephisto.

Digitized by Google

Wir meinen nicht, daß Kaulbach irgendwo die gesunkene Menschheit in ihrer gemeinen Hülle giebt, er zeigt uns nur das Dämonische der Leidenschaft, das schreckliche, wildverzehrende Feuer in der edelsten Majestät menschlicher Schönheit.

In der gesunden blühenden Fülle seiner Gestalten singt er das Triumphlied der Natur, die den Menschen als König alles Geschaffenen hinstellt; seine Figuren sind alle adelig, seine Könige sind von herrlicher Majestät; die Herrschergewalt leuchtet im Auge derselben und ein unsichtbares Diadem krönt die gebietende, gewaltige Stirne. Weniger als die Idealisirung des Menschlichen gelang Kaulbach in unserem Carton die Darstellung des Höchsten, die Versinnlichung der Erscheinung Christi. Was das innere Auge geschaut, als die Begeisterung die Himmel sich öffnen sah und die blendende Glorie den Gottmenschen im Kreise der Apostel und seiner Mutter umfloß, diesen Moment darzustellen mag die schwierigste Aufgabe sein. Die Wirkung der Vision ist besser dargestellt als sie selbst. Die Gestalt Christi ist wohl die am wenigsten gelungene des ganzen Bildes, und wir bedauern dies um so mehr, da sie in der Action den Mittelpunkt bildet, die nicht allein die äußerlichen Lichtstrahlen, sondern auch die des geistigen Lebens aussendet. Wir erinnern an die herrliche Gestalt des Sonnengottes von Schinckel, und falls man für Christus diese antike apollonische Schönheit nicht für geeignet halte, suche man, wo die Steigerung irdischer Leibesschönheit unmöglich ist, das bezeichnende Symbol. Wir dürfen nun einmal auf diese Steigerung nicht verzichten, wenn wir nicht den Mond in hellerem Glanze schauen wollen, als die Sonne. Wir sehen hier klar, wie Kaulbachs eminentes classisches Schönheitsgefühl bei weitem nicht zur Befriedigung auf dem Gebiete christlicher Kunst hinreicht. Es ist eine ganz andere tiefinnerliche Welt, welche sich der heiteren Schönheit der Griechen nicht verschließt, aber ihr allein sich auch nicht erschließt. Das schlichte kindliche Gemüth, welches in Form und Farbe unbeholfen, aber kräftig in der Liebe und im Glauben war, gab uns in früheren Jahrhunderten Vorbilder, die obgleich anatomisch fehlerhaft, dennoch von der göttlichen Hoheit Christi mehr verrathen, als die meisten modernen Schöpfungen.

Kaulbachs philosophische Bildung und seine große Kenntniß und hohe Auffassung der Geschichte mochte ihn weniger zu biblischen als zu den nicht minder gewaltigen Aufgaben drängen, die Culturgeschichte ganzer Zeitepochen zu malen. Er ist dadurch einer der populärsten Maler geworden, zudem er das Glück hatte, die fördernde Gunst von zwei hochbegabten Königen zu besitzen, deren Wünsche wohl auf die Richtung seiner Kunst in der Wahl der Aufgaben nicht ohne Einfluß waren.

Friedrich Wilhelm IV. war hier der Auftraggeber, dessen königlichem Kunstsinne die größte Aufgabe wohl die liebste war und an der er sich allein begeistern konnte. Die damalige in Berlin herrschende Geistesrichtung, alles in Systeme und Gruppen zu vertheilen, die kosmischen Ideen, welche der Entwicklung unserer Cultur feste Bahnen zu bezeichnen suchten, alles dieses wird dazu beigetragen haben, jene sechs großen Zeitbilder, deren letztes, „Die Reformation", im vorigen

Digitized by Google

Jahre vollendet wurde, in dieser Weise zu schaffen. Die Frauengestalten der Goethegalerie beweisen, daß Kaulbach sich schlichtere, aber nicht minder schätzenswerthe Aufgaben gestellt hat und mehr wie früher dem Principe huldigt, mit Wenigem im engen Raume viel zu schaffen. Es liegt darin eine große Steigerung für den Genuß des Beschauers. Wie ein Buch einem nicht alles sagen, sondern zum Denken anregen soll, und daher der Meister des Styles sich in dem offenbart, was er weise verschweigt, so soll auch ein Bild nur anregen zum Weiterempfinden. Wir kosten aus dem Kelche der Schönheit den edlen Wein, wir berauschen uns an ihm, aber wir wollen auch mit Muße gleichsam das trunkene Entzücken empfinden und dürfen nicht im Jagen von einem Genusse zum andern uns abhetzen. Würdigen wir jede Figur unseres Cartons, so kommen wir schwer zu Ende, leider verlieren wir zu leicht durch die blendenden Einzelheiten den Gesammteindruck. Das Bild will daher sehr oft gesehen sein; es ist ein Gedicht, in welchem wir erst jede Strophe auswendig lernen müssen. Ist dieses geschehen, so erfreuen wir uns doppelt des Ganzen.

Nebenan hängt die Cimbernschlacht von Rahl. Sie drängt zum Vergleich. Jeder der großen Künstler hat seine Vorzüge. Der Eine zeigt den knapp gedrungenen Styl, der markig und gigantisch, wie seine persönliche Erscheinung ist.

Der Andere hat die vornehme Eleganz und Routine, die größere Beweglichkeit der Phantasie und die den Laien bestechende Leichtigkeit des Schaffens, die Virtuosität voraus.

Bei Kaulbach entstehen die Figuren, wie die Athene kriegsgerüstet und vollendet aus dem Haupte des Zeus hervortrat, man merkt ihnen die Leichtigkeit der Geburt an, denn sie bewegen sich ätherisch schön, wie die Gebilde unserer Träume. Rahl zeigt mehr die kräftige als die blühende Fülle, man fühlt bei seinen Gebilden, selbst wenn sie schweben, daß die irdische Masse, die Schwere sie beherrscht und nur der geistige energische Wille sie emporträgt.

Rahl hatte eine schwierige Aufgabe, er mußte das Schreckliche in seiner höchsten Potenz darstellen, er streifte an die Grenzen der bildenden Kunst, deren erster Zweck das Schöne ist. Die Aufgabe ist in ihrem Sinne großartig gelöst, aber es ist ein Bild geworden, welches man mehr bewundert, wie liebt. Wären es nur Männer, die sich zerfleischen, — aber kämpfende, wüthende, wahnsinnige Weiber, die sich an Ochsen erhängen, die ihre Kinder in die Picken der Feinde schleudern, das ist fast zu viel des Gräßlichen.

Zu loben und zu bewundern ist aber die Einheit der Composition, kein Strich erinnert an die Laune und Caprice des Künstlers, es sind keine für sich bestehenden Episoden der Allegorie, keine metaphysischen Anspielungen ꝛc., wie Kaulbach sie liebt, vorhanden, alles weist auf das blutige Drama hin, das sich in seinem ganzen Schrecken vor unseren Augen abspielt. Vielleicht wäre es gut gewesen, das Versöhnende beizumischen, denn unsere verzärtelten Nerven wünschen nach solcher Erschütterung eine beschwichtigende Medicin.

Indem das Museum die Werke der großen Kunst und zwar die unserer berühmten Meister uns zugänglich macht, weckt es in erhöhtem Grade die Em-

Digitized by Google

pfänglichkeit des Publicums für die Kunst, für das Edle und Schöne im Allgemeinen. Der kleinen Kunst kommen die Strahlen der großen zugute, und gleichfalls können viele sich groß dünkende Künstler von der kleinen Kunst lernen, wie man im Kleinen Vollendetes — Großes schaffen kann.

Friedr. Fischbach.

Kurze kritische Besprechungen.

Hausner, Otto: Vergleichende Statistik von Europa. 2. Band. Lemberg 1865, Verlag von Milikowski.

S. Der Schluß dieses Werkes, dessen erster Band im 22. Hefte dieser „Wochenschrift" angezeigt wurde, liegt jetzt vor, giebt aber keinerlei Anlaß, die dort ausgesprochene Ansicht irgendwie zu modificiren. Wieder verschmäht es der Verfasser, irgend eine Quelle für seine vielfach frappanten Mittheilungen zu geben; so lange aber dies nicht geschieht, hört über Angaben, wie bezüglich der Fabriksarbeiter und einzelnen Handwerker in Oesterreich, welche weder bei der Zählung 1857 noch sonst speciell erhoben wurden, über die Zahl der Geistlichen in Oesterreich 1863, die Zahl der Volksschulen daselbst 1863, die Schulpflichtigen und Schulbesuchenden der Türkei u. v. a. jede Kritik auf.

Für Oesterreich ist die jüngste amtliche Quelle, das statistische Jahrbuch 1863, zum Buche eifrig ausgenützt, wie die Vergleichung der einzelnen Abschnitte zeigt. Wo aber Herr Hausner davon abgeht und seine eigenen Privatquellen benützt, stellt sich sofort auch der Irrthum ein. So betragen die wegen zu kleinem Maße zurückgewiesenen Recruten nicht 9.55, sondern 8.84, die Schwächlichen nicht 35.32, sondern 32.06 pCt. und noch größer ist die Differenz bei den einzelnen Ländern, wie z. B. die letztere Kategorie in Salzburg 57.7, nicht 66.5 pCt. ausmacht. Erheblich weichen die Ziffern für die Armee und die einzelnen Truppengattungen von jenen ab, welche das Kriegsministerium zum Jahrbuche lieferte. In den Nachrichten über Bodenproduction und Viehzucht folgt der Verfasser völlig den amtlichen Mittheilungen, dagegen schweben jene über die Arbeiter wieder rein in der Luft. So werden z. B. 1,127.000 Handwerker angegeben, eine Zahl, welche der Zählung 1857 insoferne nahekommt, als diese, nach Abschlag der Lombardie, 1,121.500 bei den Gewerben beschäftigte einheimische Hülfsarbeiter nachweist. Dabei fehlen aber die in einer früheren Rubrik des Zählungsoperates aufgeführten Gewerbsleute, und die jüngste Erhebung, welche bei den Industrialgewerben 518.974 Steuerpflichtige (ohne Hülfsarbeiter) ergiebt, zeigt, wie vag H. Hausners Angabe ist. Darauf folgen dann jene ganz willkürlichen Angaben für die einzelnen Handwerke, z. B. 18.600 Tischler (31.569 im Jahre 1862 ohne die vielen besonders benannten), 12.300 Maurer, während 1862 mit allen Specialisten, wie Stucatorern u. dgl. nur 8138 gezählt wurden, und die gesammten Baugewerbe, mit Zimmermeistern, Dachdeckern, Zimmermalern u. dgl. 15.755 Steuerpflichtige zählten.

Im Capitel der Schifffahrt sind die Zahlen durchwegs gut und das Princip, nur den Verkehr der handelsthätigen Schiffe zu bringen, vollkommen richtig. Consequent sollen aber dann auch beim Vergleiche mit dem Jahre 1854 nur die handelsthätigen Schiffe ür jenes Jahr angenommen werden, während Hausner den Gesammtverkehr 1854 mit

Digitized by Google

jenem der handelsthätigen Schiffe 1863 vergleicht und dazu übersieht, daß die Nachweisungen für 1854 nur den Verkehr der Aerarialhäfen, jene für 1863 aber den Verkehr sämmtlicher 111 Häfen umfassen. Der Vergleich kann also nur geschehen, wenn entweder die 15 Aerarialhäfen auch für 1863 ausgeschieden werden oder die durchschnittlich auf die übrigen Häfen entfallende Quote (38 pCt. des Gesammttonnengehaltes) auch für das Jahr 1854 berechnet und zugeschlagen wird.

Auf Seite 423 werden 610 Telegraphenstationen, darunter 320 Bahnbureaux, angegeben, während Oesterreich nur 290 Stationen zählt. Es sind hier die Routen mit den Stationen verwechselt, wobei z. B. Prag fünfmal, bei der Wien-Bodenbacher, Prag-Marienbader, Prag-Reichenberger, Prag-Leitmeritzer, und Linz-Prager Route gezählt wird, während es thatsächlich nur eine Station besitzt. Die Zahl des Säculardlerus kennt H. Hausner vom Jahre 1863, während die Statistik sonst für die ganze Monarchie leider nur Daten von 1859 zu geben vermag. Darum führt er deren auch 53.600 auf, während damals 43.172 gezählt wurden, und läßt den Stand prosperiren in Gegensatze zu den vielfachen clericalen Stimmen, welche über den immer spärlicheren Nachwuchs von Geistlichen klagen. Und was soll nun über die Angaben bezüglich der Volksschulen vom Jahre 1863 gesagt werden? Das Jahrbuch vermochte hierüber nur das Jahr 1862 zu bringen, und mußte dabei von Ungarn und Siebenbürgen absehen, da es auch der Hofkanzlei nicht möglich war, die Daten, deren Erhebung seit 1859 ganz unterblieben war, rechtzeitig beizustellen. Wie weit die Theilnahmslosigkeit in solchen Dingen bei den autonomen Behörden damals ging, darüber möge man die Klagen der ungarischen Akademie selbst in ihren Mittheilungen lesen. Woher also diese Daten H. Hausners, die von den bekannten so sehr abweichen, daß er in Oesterreich 45.5 pCt. Schulbesuchender erhält, während sich schon 1859 die Verhältnißzahl von 68 berechnete? Er gelangt darum zu so niedrigem Resultate, weil er die Periode der Pflichtigkeit auch in Oesterreich von 6 bis 14 Jahre annimmt und hiezu das Ergebniß der Zählung von 1857 für diese Altersclasse anwendet. Nun ist aber die Grenze der Schulpflichtigkeit in Oesterreich gesetzlich auf das vollendete 12. Jahr festgestellt, es können daher dem Schulbesuche nicht jene 5,900.000 sondern nur 4,375.000 gegenübergestellt werden, nämlich die einheimischen Kinder im Alter von 6 bis 12 Jahren, wenn anders eine Vergleichung der Zahlen von 1857 und 1863 überhaupt thunlich ist.

Den Schluß der Arbeit bildet eine Art Sittencalcul, in welchem die Großstaaten je nach der Art, wie sich ihre Zustände gut, mittelmäßig oder ungenügend darstellen, eine Ziffer im 1., 2. oder letzten Range zugetheilt erhalten. Die Idee ist gut, wie aber die Ausführung? Da findet man in den ersten Rang alle jene Momente eingeschachtelt, welche eine hohe Percentziffer geben, gleichviel, ob dieselben günstige oder sehr ungünstige Zustände anzeigen. Zum ersten Range, als besonders günstige Erscheinungen, sind unter anderem registrirt bei England die relative Höhe des Militärbudgets, bei Frankreich die Ausgaben für den Hofstaat, die Höhe der directen und indirecten Steuern, der Consum geistiger Getränke, bei Oesterreich die Höhe der Einhebungskosten der Gefälle, bei Rußland der Branntweinconsum. Es läßt sich denken, zu welchem Mosaik diese Registrirung führt, welche schließlich die Suprematie in 161 Punkten Großbritannien, in 81 Frankreich, in 40 Rußland, in 36 Italien, in 30 Preußen, in 24 Spanien, in 17 Oesterreich und in 8 der Türkei zuerkennt. Als wirklich komisch verdient Erwähnung, daß einer der Punkte, in welchen die Türkei alle anderen Staaten an Vortrefflichkeit überbietet — der Menschenverlust in den Kriegen der letzten 50 Jahre ist.

Schade um die ungeheure Mühe, welche sich Herr Hausner mit seiner Arbeit gegeben hat. Die Umrechnung sämmtlicher Werthe auf Francs, aller Maße auf das metrische System, die Percentirungen und Vergleiche haben viel Zeit und Fleiß erfordert. Und doch muß das Buch ganz klanglos vorübergehen. Denn mehr als in irgend einem anderen

Digitized by Google

Felde thut bei der Statistik die strengste Wahrheit und Verläßlichkeit noth. Ein einziger Fehler, eine einzige willkürliche Angabe vermögen ein ganzes Buch zu discreditiren — in Herr Hausners Arbeit aber finden sich derlei Fehler leider zu Hunderten.

---

* In dem Nekrologe des Freiherrn Andreas v. Baumgartner war bemerkt, daß der Verstorbene im Jahre 1851 — nach dem Tode des Freiherrn v. Hammer — der zweite Präsident der k. Akademie der Wissenschaften wurde. Diese Angabe ist dahin zu berichtigen, daß Freiherr v. Baumgartner im Jahre 1851 — nach dem Rücktritte Hammers — zum Präsidenten der k. Akademie der Wissenschaften ernannt wurde und seit der Gründung dieses kaiserlichen Institutes der Reihenfolge nach der zweite Präsident war.

* Wie der „Allg. Z." aus Neapel geschrieben wird, ist die Expropriation des Bodens, unter welchem Herculanum begraben ist, decretirt worden. Man hofft von den künftigen Ausgrabungen an der Stätte dieser alten griechischen Colonie noch interessantere Funde als in Pompeji. Auch geht man damit um, das berühmte Theater von Herculanum, zu welchem man jetzt bei Fackelschein herabsteigt, durch Gas zu erleuchten und am Eingange ein Modell des Ganzen aufzustellen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Von Flammarion, dessen im vorigen Jahre erschienenes Werk über „Die Mehrheit der bewohnten Welten" einen so außerordentlichen Erfolg erzielte, liegt uns heute eine neue Arbeit vor: „Les mondes imaginaires et les mondes réels, voyage astronomique pittoresque dans le ciel"; das neue Buch scheint noch populärer als das erste gehalten zu sein. Im Anschlusse hieran erwähnen wir den zweiten Jahrgang eines sehr übersichtlichen, rasch bekannt gewordenen Jahresberichtes über die wissenschaftlichen Leistungen im Jahre 1865 von Victor Meunier: „La science et les savants en 1865." Der vorliegende Band umfaßt das erste Semester des laufenden Jahres.

Von der in Oesterreich viel gelesenen Jahresschrift von Félix: „Le progrès par le Christianisme" ist soeben der Band für 1865 erschienen. Derselbe behandelt in sechs conférences vom orthodoxen katholischen Standpunkt die brennenden Zeitfragen, insbesondere das Verhältniß des Christenthums zur Wissenschaft ꝛc.

Wir erwähnen noch ein heidnisch-religiöses Buch von dem französischen Gesandten in Athen, dem Grafen Gobineau: „Les réligions et les philosophies dans l'Asie centrale."

Von Wichtigkeit ist in diesem Augenblicke, wo Aller Augen sich nach Osten wenden, ein Buch von Ubicini: „Les Serbes de Turquie, études historiques, statistiques et politiques sur la principauté de Serbie, le Monténégro et les pays Serbes adjacents." Von Dr. Geßner in Berlin erschien ein Seerecht: „Le droit des neutres sur mer."

Wir erwähnen zum Schluß noch die interessanteste unter den heute vorliegenden Novitäten, den dritten Band von Feuillet de Conches': „Louis XVI., Marie Antoinette et Mme. Elisabeth, leur correspondance etc." Nach der Veröffent-

Digitized by Google

lichung der ganz unanfechtbaren Briefe der unglücklichen Königin aus den Wiener Archiven durch Arneth war man auf den dritten Band der Feuillet'schen Briefsammlung äußerst gespannt; derselbe beginnt mit einer wohl 60 Seiten langen Vorrede, welche, oft in sehr ausfallender Weise, die Angriffe bekämpft, welche Sybel auf Grund der Arneth'schen Publication in seiner historischen Zeitschrift (1865, 1. Heft) gegen die Echtheit der in den früheren Bänden vorliegenden Briefe veröffentlicht hatte.

Sitzungsberichte.

Auszug aus dem Protokolle

der 7. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 4. Juli 1865 abgehalten wurde.

Der Pfarrer zu Loiben Herr Ludwig Manschein übersendet das behufs der Besichtigung verlangte alte Holzschnitzwerk. Dasselbe hat augenscheinlich die Kreuztragung Christi vorgestellt, ist aber in allen Theilen schon ganz zerstört und verwittert.

Es wird beschlossen, das Urtheil des abwesenden Mitgliedes Freiherrn v. Sacken abzuwarten.

Der k. k. Conservator für Prag Herr Prof. Wocel verspricht in einem Schreiben, den Aufsatz über die Kirche am Karlshof zu Prag bis zum September liefern zu wollen, wenn ihm die Aufnahmen dieser Kirche rechtzeitig zukommen sollten, und verbindet hiemit die Anzeige, daß nach einem Berichte des Herrn Stulik, Handelsmannes in Budweis, bei der Restaurirung der dortigen Piaristenkirche eine gothische Capelle entdeckt wurde, welche aber größtentheils abgebrochen wurde, und daß der Anbau an der entgegengesetzten Seite der Kirche eine ähnliche Capelle einschließen dürfte; ferner, daß nach der Mittheilung des Herrn Stulik vor zwei Jahren in derselben Kirche Frescomalereien entdeckt, dann aber wieder mit Kalk übertüncht worden seien, wie sich jetzt erweise, wo solche Fresken wieder zu Tage kommen, nach dem Beschlusse der die Restaurirung leitenden Commission aber vernichtet werden sollen.

Herr Conservator Wocel, welcher von Herrn Stulik ersucht wurde, sich deßhalb nach Budweis zu begeben, überläßt es der Centralcommission, weitere Verfügungen zu treffen.

Es wird beschlossen, Herrn Stulik aufzufordern, sich in der besagten Angelegenheit an den für den Budweiser Kreis competenten k. k. Conservator Franz Grafen v. Thun zu wenden, welch' Letzterem diese Angelegenheit in einem Schreiben empfohlen werden wird.

Anläßlich des von einer Seite ausgesprochenen Wunsches, die kirchlichen Denkmale zu Fünfkirchen in Ungarn von einem Fachmanne besehen und beurtheilen zu lassen, erklärt Herr Prof. Rösner bereitwilligst, sich dieser Aufgabe gelegenheitlich unterziehen zu wollen. Dieses Anerbieten wird mit Dank entgegengenommen.

Se. Excellenz der Herr Statthalter von Galizien übersendet eine Eingabe des jüngst zum Correspondenten ernannten Dr. Vincenz v. Pol in Lemberg, welche die Herausgabe eines Albums der Stadt Lemberg, das ein Bild der wichtigsten Baudenkmale und der Kunstschätze dieser Hauptstadt zu liefern hätte, betrifft.

Digitized by Google

Se. Excellenz der Herr Statthalter bemerkt in seiner Note, daß einem weiteren Ansinnen Dr. v. Pols, wegen Anweisung der Localbehörden längs der Lemberg-Czernowitzer Bahntrace, die beim Bau dieser Eisenbahn zum Vorschein kommenden wichtigeren Funde sofort anzuzeigen, entsprochen worden sei.

Die Centralcommission, welche die letztere Mittheilung dankbar zur Kenntniß nimmt, beschließt, dem genannten Herrn Correspondenten bezüglich seiner Absicht, ein Album der Denkmale Lembergs zu publiciren, zu bemerken, daß dieser Centralcommission keine Mittel zu Gebote stehen, um zu den Kosten eines solchen Unternehmens beizutragen, und daß, wenn er demungeachtet die Veranstaltung eines ähnlichen populären Werkes in Aussicht nehmen sollte, es wünschenswerth wäre, vorerst eine wissenschaftliche Besprechung der bedeutendsten Objecte in den „Mittheilungen" zu veröffentlichen.

Ein Bericht des Conservators in Spalato Herrn Andrich, betreffend den diocletianischen Palast in Spalato, wird dem Herrn Correspondenten Dr. Kenner zur Begutachtung zugewiesen.

Der Herr Präsident giebt der Versammlung bekannt, daß Herr Graf Karl Zichy an die Centralcommission die schriftliche Einladung zum Besuche der vom 28. August bis 2. September d. J. zu Preßburg stattfindenden Versammlung der ungarischen Aerzte, Naturforscher und Archäologen, mit welcher die Veranstaltung einer archäologischen Ausstellung verbunden werden soll, gerichtet hat.

Diese Mittheilung wird, so wie eine Note Sr. Excellenz des Herrn Statthalters des lombardisch-venetianischen Königreiches über die Einleitungen, die wegen der Activirung von Conservatoren in diesem Königreiche getroffen wurden, zur Kenntniß genommen.

Die Anzeige des k. k. Conservators Herrn Süß, betreffend die Erfolge, die Herr Prof. Dr. Woldrich zu Salzburg bei der Durchforschung des Wallersee's nach Pfahlbauten gewonnen hat, wird ebenfalls zur Kenntniß genommen, bezüglich des gleichzeitig gestellten Ansuchens, den genannten Herrn Professor behufs weiterer Untersuchungen mit Geldmitteln zu unterstützen, beschlossen, dasselbe der k. k. Akademie der Wissenschaften zur Berücksichtigung zu empfehlen.

Eine Anfrage des k. k. Conservators Herrn Scheiger, betreffend den ehemals in dem St. Stephans-Dome aufgestellt gewesenen Gedenkstein des kaiserlichen Leibarztes und Universitätsrectors Paul Corbait, ist dahin zu beantworten, daß dieser Stein bei dessen Wegschaffung von Ort und Stelle in Stücke gegangen sei, für deren Aufbewahrung gesorgt ist.

Der k. k. Conservator Herr Tinkhauser berichtet über die rührige Thätigkeit der christlichen Kunstvereine zu Bozen und Meran, dann daß bei den Bahnbauten auf der Strecke von Bozen bis Sterzing, mit Ausnahme eines von dem Correspondenten Herrn Neeb angezeigten Fundes römischer Münzen, eine archäologische Ausbeute nicht gemacht worden sei. Dagegen habe man unter den Ruinen der alten Laimburg am südlichen Abhange des Mittelgebirges zwischen Tramin und Sigmundskron eine Reihe von rhätischen (etruskischen) Gräbern gefunden. In derselben Gegend bei Montigl seien von dem Gymnasialdirector Herrn P. Florian Orgler in einem der dort befindlichen Seen Reste von Pfahlbauten gefunden worden. Endlich sei in der Nähe von Andriau, Terlan gegenüber, eine römische Ziegelbrennerei mit verschiedenen Gegenständen aufgedeckt worden, nachdem an dieser Stelle früher schon wiederholt römische Münzen ausgegraben worden seien.

Dieser Bericht wird zur Kenntniß genommen und der Redaction der „Mittheilungen" zur Benützung zugewiesen.

Der Correspondent Herr Pescosta hat zwei Berichte übersendet, deren einer, die neueren Funde rhätischer Alterthümer am Stadlhofe betreffend, dem Herrn Baron

Digitized by Google

Sacken zur Benützung für seinen im Septemberhefte zu publicirenden Aufsatz über die Gräber im Stadlhofe überlassen wird, der andere „Ueber das Doppelkirchlein St. Jakob zu Tramin in Tirol" und über die in demselben befindlichen Frescobilder jedoch noch weiterer Ergänzung zu bedürfen scheint, in welcher Richtung sich nochmals an den Herrn Einsender zu wenden wäre.

Dem Berichte des Herrn Directors Steinbüchl in Triest, betreffend die Ruinen der Stadt Aquileja, liegen Zeichnungen nach alten Ansichten dieser Stadt bei. Der hierüber einvernommene Correspondent Herr Dr. Kenner anerkennt das Interesse, welches diese Abbildungen für die Topographie Aquileja's erregen, empfiehlt jedoch vor deren definitiver Annahme die Nachforschung in alten Werken oder die Veranstaltung der Aufnahme einer vollkommen verläßlichen Copie nach dem Originalblatte.

Es wird beschlossen, nach diesem Vorschlage vorzugehen.

Bezüglich der von dem Kanonikus Orlandi aus Cividale eingesendeten Druckschrift nebst Tafeln, enthaltend die Beschreibung und Darstellung der in Cividale aufgefundenen römischen Kerker, wird von Herrn Dr. Kenner bemerkt, daß dieselbe dankenswerth, aber nur von localem Interesse sei, und daß eine auszügliche Notiz in den „Mittheilungen" für die Zwecke der Centralcommission genügen dürfte.

Die bezeichnete Schrift wird der Redaction der „Mittheilungen" zur Benützung nach diesem Antrage überwiesen.

Der Correspondent Herr Prof. Grueber in Prag übersendet einen Aufsatz: „Die Kirche zu Hellefeld in Westphalen", welcher vorerst der geschäftsordnungsmäßigen Behandlung vorbehalten bleibt.

Herr Sectionsrath Ritter v. Löhr referirt über einen Bericht der k. k. Statthalterei für Böhmen, betreffend die angeblich 1350 erbaute Kirche zu Dohalicka, deren Bauzustand commissionell erhoben werden soll, um sodann an die stylgemäße Restaurirung derselben zu gehen.

Der Herr Referent anerkennt das Löbliche dieses Unternehmens, bemerkt jedoch, daß die vorgelegte Zeichnung außer der interessanten Grundrißform und der nicht häufig vorkommenden Anwendung des Mittelpfeilers in dem Presbyterium, keinerlei Kennzeichen von Kunstwerth darlege, sondern vielmehr den Gesammteindruck eines den Anforderungen des guten Geschmackes geradezu zuwiderlaufenden, durch spätere Zuthaten ganz stylos gewordenen Baues liefere. Es sei daher räthlich, alle jene Reparaturarbeiten, die nur aus Stabilitätsrücksichten seien, vorerst auszuscheiden und bezüglich der Anträge rücksichtlich der eigentlichen stylgemäßen Herstellung mit aller Vorsicht und nur auf Grund verläßlicher Anhaltspunkte vorzugehen.

Die Centralcommission beschließt, in diesem Sinne sich auszusprechen.

Die vom Conservator Herrn Tinkhauser eingesendete dritte Gabe des Kunstvereins in Bozen wird mit Dank entgegengenommen.

Die gleichzeitig vorgelegte Anfrage des Malers Seelos in Bozen, betreffend die Aufnahmen nach dem getäfelten Zimmer im Schlosse Eichberg bei Eppen wird dem Herrn Prof. Rösner zur gefälligen Beantwortung übergeben.

Herr Ministerialrath Ritter v. Heufler leitet die Aufmerksamkeit der Centralcommission auf die Kirche in dem hiesigen Polizeihause am Salzgries, die seiner Ansicht nach Manches enthalte, das der Beachtung werth wäre.

Es wird diese Angelegenheit dem Conservator für Wien Herrn Camesina empfohlen.

Hiemit wurde die Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Liebhaberconcerte in Deutschland.

Von Dr. Eduard Hanslick.

I.

Je größer mit der Entwicklung der Instrumentalmusik die Zahl der Dilettanten und ihre Freude am Musiciren wurde, desto mehr empfanden diese das Bedürfniß nach einem gewissen Zusammenwirken in gemeinschaftlicher Kunstübung. Damit mußte der Wunsch verbunden sein, den Musikgenuß, den sie noch nicht allgemein machen konnten, doch in etwas breitere Canäle zu leiten, ihm einen Zugang zu eröffnen, der zwar noch immer sehr beschränkt, dennoch neben der Exclusivität der fürstlichen Capellenconcerte als ein Schritt vorwärts gegen die Oeffentlichkeit hin anzusehen war. So sehen wir denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, am häufigsten in den sechsziger und siebenziger Jahren, allerorts ein neues musikalisches Leben nach einer bestimmten, sehr einflußreichen Richtung hin sich regen. Die einzelnen Musikliebhaber in den Städten Deutschlands krystallisiren sich zu förmlichen Vereinen. Diese Verbindungen hatten, wie ihr Name „Liebhaberconcert", „Dilettantenconcert", andeutete, den Zweck, alle activen Musikfreunde des Ortes zu regelmäßigem musikalischen Zusammenwirken zu vereinigen. Sie erwuchsen naturgemäß aus häuslichen Musikabenden rein privater Art; die Honoratioren A. oder B. des Städtchens, welche bisher eine „Musikpartie" bei sich zu geben pflegten, vermochten bald nicht mehr die ganze stark anwachsende Einquartierung der Musikfreunde zu beherbergen und zu tractiren, und letztere wollten ihre musikalischen Genüsse nicht von der Gastfreiheit des Einzelnen völlig abhängig wissen. So miethete man denn ein neutrales Locale, meist einen Gasthaussaal, zu den musikalischen Abenden, oder ließ dieselben der Reihe nach in den Häusern der Honoratioren abhalten, oder endlich man lehnte sie an das „Casino", „Kränzchen" oder wie sonst der bescheidene Altar der Geselligkeit im Städtchen hieß. Der gesellige Ursprung ist meist deutlich aufgeprägt und mitunter nach Jahrzehnten noch erkennbar. Die Leutchen kannten einander, erblickten in der Musik ein angenehmes und edles Bindungsmittel, das „junge Frauenzimmer" und die Söhne der Stadt fanden in dem musikalischen Zusammenwirken das schönste Anknüpfen oder Festknüpfen ihrer kleinen Herzensinteressen, und endlich der Ruhm, ein wirkliches „Concert" zu besitzen, war auch nicht zu verachten. Ein Abendessen, ein Spiel oder Tänzchen bildete meist den vergnügten Beschluß dieser ersten Dilettantenconcerte, bei welchen man die Musik oft mehr als geselliges Mittel, wenngleich als das angesehenste betrachtet hat, denn als rein künstlerischen Selbstzweck.

Digitized by Google

Mit der allmäligen Vervollkommnung der Spieler und Sänger, mit der Erweiterung der Programme und Kunstmittel wuchs aber auch das rein künstlerische Interesse und ließ allmälig das bloß gesellige, familienhaft-häusliche Beiwerk fallen. Die Musik wurde nun mehr anerkannter Hauptzweck dieser geselligen Vereinigungen, sie wurde es durch das Aufblühen einer selbstständigen Instrumentalmusik, insbesondere der Quartett- und kleineren Orchestercomposition. So lange die Tonkunst eigentlich nur in Opern- und Kirchenmusik bestanden hatte, waren Dilettantenvereine nicht praktisch, ja nicht einmal recht möglich. Die Musikübung war entweder eine ganz öffentliche (Oper, Kirche) oder eine vollständig private, auf Gesang und einzelne Instrumentalsoli beschränkte. Die Trios, Quartette und Quintette führten schon mehrere Musikfreunde regelmäßig zusammen, die „Symphonie" endlich, kurz, leicht und anmuthig, wie sie damals entstand, versammelte sie alle und erweiterte die Familienstube, die „Kammer" zum Concertsaal.

Eine der frühesten und einflußreichsten Concertunternehmungen in Deutschland besaß Leipzig, das auf diesem Gebiete unbedingt am meisten voraus war. Schon unter der Leitung Joh. Seb. Bachs bestand (nach dem Zeugniß von Mitzlers musikalischer Bibliothek) 1736 ein wochentliches Concert an Freitagabenden im Zimmermann'schen Kaffeehaus. Im Jahre 1743 hatte der nachmalige Cantor Doles das sogenannte große Concert begründet, welches nach dem siebenjährigen Kriege unter J. A. Hillers Leitung fortgesetzt und erweitert wurde. Nachdem man später die unbenützten Räume des ehemaligen Zeughauses (Gewandhauses) zu einem Ball- und Concertsaal umgeschaffen hatte, fand daselbst am 25. November 1781 die erste Musikproduction, das erste Gewandhausconcert statt. Man gab deren jeden Winter vierundzwanzig. Joh. Fr. Reichardt fand diese Concerte bereits um das Jahr 1765 „ziemlich gut organisirt" und hörte die besten Sachen seiner Zeit, besonders Haydn'sche und Vanhall'sche Symphonien, genügend aufführen [1].

Wenige Dilettantenvereine haben sich aus frühen Anfängen so stetig entwickelt und so lange erhalten, wie das Leipziger Gewandhausconcert. Leitung, Locale und Verwaltungsform sind bis auf den heutigen Tag im Wesentlichen unverändert geblieben [2].

In Berlin finden wir Dilettantenvereine ziemlich früh, doch selten von langem Bestand. Die „Musikübende Gesellschaft zu Berlin" wurde schon 1749 gegründet. Sie versammelte sich jeden Sonntag Nachmittag im Hause des Domorganisten Sack und begann jedesmal mit einer Symphonie oder Ouverture, worauf noch sieben, höchstens acht Stücke folgten [3]. Bedeutender war das 1770 gegründete „Liebhaberconcert", das unter der Leitung des königlichen Bratschisten und Solospielers Bachmann sich (im Winter jeden Freitag, im Sommer allmonatlich)

[1] J. F. Reichardt, von Schletterer, S. 105.

[2] Ausführliches über die Gewandhausconcerte enthält E. Kneschke's Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig (Leipzig 1864).

[3] Manungs Beiträge, 1. Band, S. 385.

Digitized by Google

im Corsica'schen Hause versammelte und Händel'sche Oratorien, geistliche Musiken von Graun, Em. Bach u. A. aufführte. Es wurde selbst von Mitgliedern der königlichen Familie besucht und hielt sich bis zum Jahre 1797. Im Jahre 1787 zählte es 10 Musiker von Profession und 13 Dilettanten, war also nach heutigen Begriffen dürftig genug [1]. Einige Zeit rivalisirte damit das 1787 vom Buchhändler Rellstab gestiftete „Concert für Kenner und Liebhaber". Das Abonnement für Familien oder „Chapeaux mit zwei Damen" betrug 2 Thlr. Es zählte 28 Spieler, worunter 7 Dilettanten [2]. Wie diese kleine Schaar „Oratorien und andere große Musiken" aufführen konnte, erscheint uns jetzt etwas problematisch. Auch die Freimaurerloge: Royale York de l'Amitié hielt in den achtziger Jahren ein eigenes Subscriptionsconcert, dessen Reinertrag (er dürfte mäßig gewesen sein) den Armen zufiel [3].

Als Joh. F. Reichardt als Hofcapellmeister nach Berlin kam, fand er alle diese sehr dilettantisch betriebenen Concerte ungenügend und gründete ein „Concert spirituel", das während der sechs Fastenwochen jeden Dinstag Abends von 5 bis 8 Uhr stattfand. (Der Subscriptionspreis für einen Herrn und eine Dame betrug 2 Ducaten, Nichtabonnenten zahlten für jedes Concert 1 Thlr.) Reichardt standen in seiner Eigenschaft als Hofcapellmeister die besten Kräfte für Orchester und Gesang zu Gebote; es waren die ersten Künstlerconcerte Berlins, allerdings noch unter Mitwirkung vorzüglicher Dilettanten. Ein Hauptverdienst Reichardts war dabei die häufige Aufführung älterer italienischer Kirchencompositionen von Leo, Jomelli, Pergolese, die so gut wie verschollen waren, ferner Gluck'scher und Händel'scher Werke. Reichardts reformirender Trieb zeigte sich dabei auch in einigen Aeußerlichkeiten. Er ließ die Texte der vorzutragenden Gesangstücke eigens abdrucken und vertheilen und fügte außerdem ein „kurzes Exposé über den ästhetischen Werth der Stücke" bei. Cramer macht hierüber [4] die Bemerkung, die erstere Vorsicht, welche billig bei keinem einzigen Concerte versäumt werden sollte (den Abdruck der Textworte), habe er außerdem nur noch bei Hiller in Leipzig angetroffen. „Man spielt, man singt, man geigt; aber kein Mensch versteht vom Gesange was, weiß nicht, ob das, was man hört, von Peter oder Paul gesetzt ist!" Es scheint demnach, daß überhaupt die Einführung von Concertprogrammen erst spät und allmälig geschah. Auch das Applaudiren hat Reichardt einzustellen und lieber das Bravorufen vorzuziehen, da (wie er auf dem ersten Programm von 1784 bemerkt) viele der feinsten Musikfreunde oft die Bemerkung gemacht haben, daß ihnen das laute Hände-

[1] Vergl. Reichardts Briefe eines aufmerksamen Reisenden.

[2] F. Cramer, Musik von 1789, S. 229.

[3] Das Programm bestimmt in dem lächerlich feierlichen Ton jener mysteriösen Gesellschaften: „Die Freimaurer, welche zu anerkannten Logen dieser Stadt gehören, zahlen 1½ Thlr. monatlich in Betracht der übrigen Lasten des Ordens, welche sie tragen müssen. (Andere subscribirten mit 2 Thlr.) Ein Fremder kann nicht aus eigener Bewegung und allein hineingelassen werden, sondern muß durch einen Abonnenten vorgestellt werden." (Cramer, Mag. 1784, S. 207.)

[4] Magazin der Musik v. J. 1784, S. 132.

Digitized by Google

klatschen nach einem Stück den angenehmen Eindruck zerstöre[1]. Diese Spirituelconcerte fanden erwünschte Theilnahme, hörten aber bald gänzlich auf — wahrscheinlich wegen Reichardts häufiger längerer Abwesenheit von Berlin. Eine Berliner Correspondenz in der „Leipz. allg. Musikztg" vom Mai 1800 klagt, daß alle früheren Liebhaberconcerte zu Grunde gegangen seien. „So ist jetzt Berlin ohne Concerte, einige außerordentliche Concerte abgerechnet, die die königliche Capelle von Zeit zu Zeit zu wohlthätigem Zwecke giebt"[2].

Reichardts Idee, die Zuhörer durch historisch-ästhetische Erläuterungen auf die aufzuführenden Werke vorzubereiten, gewann die größte Ausdehnung durch den berühmten Musikgelehrten N. Forkel. Dieser ließ zu Anfang der achtziger Jahre alljährlich „zur Ankündigung des akademischen Winterconcertes in Göttingen" populäre musikwissenschaftliche Abhandlungen drucken, welche, über die Grenzen eines raisonnirenden Programms weit hinausgehend, den Zweck verfolgten, „nach und nach die meisten musikalischen Begriffe, welche wesentlichen Einfluß auf die musikalische Beurtheilung haben, auseinanderzusetzen." Das erste dieser Programme (1780) behandelt die Artikel: 1. Music; 2. Musices; 3. Direction einer Music; 4. Concert.

In Stettin führte der Balladencomponist Karl Löwe die Programme mit Andeutungen über den Werth und Sinn der Musikstücke in den zwanziger Jahren ein. Außerdem verfiel er auf den wunderlichen Einfall, das Orchester zu theilen: Ouverturen, Concerte und Gesangwerke ließ er nur vom halben Orchester spielen. Erst bei den Symphonien vereinigten sich beide Hälften zu einem ansehnlichen, Spieler und Hörer neu erregenden Ganzen. Offenbar wollte er die Symphonien dadurch zu größerer Wirkung und Beliebtheit bringen[3].

In München entstand im Jahre 1783 oder 1784 ein Liebhaberconcert. „Die Aufsicht darüber wird von einem Ausschuß des Adels und des Orchesters geführt. Die vom Bürgerstande haben keine Stimme dabei, ihr Abonnement ist aber gewiß eben so beträchtlich[4]. Eine Prärogative des Adels gegen das Bürgerthum, die wir bei Liebhaberconcerten nirgends wiederfinden. Der Markgraf Friedrich von Baireuth gab jedenfalls ein besseres Beispiel: er gründete um das Jahr 1760 in Baireuth eine „Akademie der Musik", war als Stifter selbst Mitglied und stellte sich den übrigen Mitgliedern in allem gleich[5].

[1] Schletterers Reichardt S. 363.

[2] Cramers Magazin 1783, S. 1039.

[3] Berliner Musikzeitung von 1826, S. 42.

[4] Cramers Magazin vom Jahre 1784, S. 175. Das Münchner Liebhaberconcert dauerte mit verschiedenen Unterbrechungen bis 1801 fort. Später nahm der Sohn des ehemaligen würdigen Dirigenten Canabich die Concerte wieder auf und verbesserte sie. Demungeachtet und trotz der enormen Billigkeit waren sie schlecht besucht. Das Abonnement auf 10 Concerte kostete 11 fl. bairisch für eine ganze Familie, 5 fl. 30 kr. für eine Person, der Eintritt zu einem Concert 24 kr.

[5] Musikl. Almanach f. Deutschland 1782, S. 195.

Digitized by Google

Dresden besaß schon zu Ende der sechsziger Jahre ein Dilettantenconcert, wahrscheinlich sehr bescheidener Art, das später durch die Unterstützung einiger Mitglieder der kurfürstlichen Capelle viel gewann. Ebendaselbst war die „Singanstalt" des Appellationsrathes Körner in ihrer sehr abgeschlossenen Familienhaftigkeit immerhin einer der früheſten Dilettantenvereine für classische Chormusik.

Hamburg, stark aufgesucht von reisenden Virtuosen, hatte mit stabilen Concertunternehmungen wenig Glück. Ein Hamburger Correspondent berichtet darüber im Jahre 1784 in Cramers Magazin (S. 2): „Es sind einige Concerte hier, aber nicht öffentliche, nicht von solcher Bedeutung wie in Berlin, Leipzig oder Wien, auch erhalten sie sich mühsam durch Subscription. Die besten und frequenteſten Concerte hatte ehemals der große (Ph. Emanuel) Bach und nach ihm Herr Ebeling in der Handlungsakademie, aber diese sind aufgehoben worden, indem man es nachtheilig für das Institut auslegte, daß es seine Eleven in feiner Gesellschaft und mit guter Musik alle Wochen ein paar Stunden unterhielt." Das reiche Hamburg mußte in musikalischen Dingen mit einigen wunderlichen versteinerten Vorurtheilen kämpfen. So durfte an Sonntagen kein Concert stattfinden. „Das ist wider die Orthodoxie." Im ganzen übrigen Deutschland war gerade Sonntag der Concerttag par excellence. Ferner bestand in Hamburg noch der Druck einer mittelalterlichen Zunfteinrichtung, daß nämlich zum Orchester niemand genommen werden durfte, der nicht Rathsmusicus oder in der sogenannten „Rolle" aufgenommen war. Darunter litt nicht bloß das Singspiel, trotz Schröders Bemühungen, unsäglich [1], sondern auch die öffentlichen Concerte, indem man dazu nur zunftmäßige Musici nehmen konnte und durfte, diese aber „der neuen schweren Musik ganz unkundig" waren [2].

[1] Schröder erlag in Hamburg unter einer drückenden Einrichtung. Die Rathsmusiker befanden sich im Besitz des Vorrechtes das Orchester zu bilden, der Preis für die Bemühung eines Abends war nicht unbillig. Für unbillig aber konnte gelten, daß die Rathsmusiker sich für berechtigt hielten, diese Einnahme zu beziehen, ohne sie persönlich zu verdienen, und Vertreter an ihre Stelle zu schicken, denen sie einen geringen Preis zuwarfen und die der Vorsteher des Schauspiels für jeden Preis gefunden haben würde. Schröder versuchte den Uebelstand dadurch zu heben, daß er fremde Tonkünstler annahm, ohne den Einheimischen Platz und Gehalt zu entziehen. Die Rathsmusiker widersetzten sich einer Maßregel, die sie für einen Eingriff in ihre Gerechtsame erklärten. Die Polizeibehörde erhielt ihre Ansprüche aufrecht. Ein langer Rechtsstreit entstand. Einer der geschicktesten Anwälte Hamburgs übernahm Schröders Sache. Er übernahm, wie es scheint, zu viel. Nach fast zehnjährigem Klagen und Wiederklagen, als er sich von den Geschäften zurückzog, schickte er seinem Clienten einen Schiebkarren voll schriftlicher Verhandlungen ins Haus, durch welche nichts entschieden war. Da entfiel Schröder der Muth. Er erklärte, sich bei jedem Spruch beruhigen zu wollen, der dem verdrießlichen Handel ein Ende mache. Dieser bestätigte die Gerechtsame der Rathsmusiker. Schon dadurch konnte es Schröder nie gelingen, dem Singspiel seiner Bühne die gewünschte Vollkommenheit zu ertheilen." (F. L. Schröder, von F. Meyer, 1819, 2. Thl., 1. Abth., S. 18.)

[2] „Bekanntlich Geschicktere können nur fast als Concertspieler oder als solche, die nicht bezahlt werden, dabei sein. Hiedurch leidet die Liebhaberei unglaublich, indem der Zunftmäßige kalt und gleichgültig bei der Musik bleibt und ihm gleichgültig ist, ob ein Concert mehr oder weniger gefällt, oder reizbar wird." (Musikl. Corresp. Nr. 7 v. J. 1791, Speyer.)

Digitized by Google

Noch im Jahre 1779 und länger war Hamburg auf sechs Dilettantenconcerte in jedem Winter beschränkt, welche der gesellige Verein „Harmonia" für seine Mitglieder veranstaltete, und wo sich auch fremde Virtuosen mitunter hören ließen.

Diese deutschen Liebhaberconcerte, namentlich in kleinen Städten, haben mitunter einen unläugbar komischen Zug von geselliger Kleinstädterei, dieser Komik gesellt sich aber nicht selten ein Element des Respectablen, ja Rührenden bei, wenn man in den kleinsten Anordnungen wahrnimmt, wie ernst es den Leuten um die Sache war.

Letzteres äußert sich z. B. in der musikalischen Gesellschaft von Heilbronn, welche 1785 entstand. Sie hielt alle acht Tage eine musikalische Zusammenkunft in der Absicht, „einen guten, übereinstimmenden Vortrag unter sämmtlichen Mitgliedern einzuführen, um ihre Gemüther harmonirender zu machen, und Neid, Haß, Stolz zu entwurzeln". „Sowohl alles Essen und Trinken", heißt es in den umfangreichen Statuten, „als auch das Tabakrauchen ist verboten. Ohne Noth darf kein Vortrag unterbrochen oder durch Geschwätz beunruhigt werden. Incorrigible Schwätzer werden ausgeschlossen. Die Mitglieder sollen über die Vorträge kritisch sprechen und Ausstellungen machen. Jedesmal soll ein Mitglied eine nützliche musikalische Frage aufwerfen, die in acht Tagen von der Gesellschaft beantwortet wird" u. s. w. [1].

Von den tragischen Conflicten, welche derlei Dilettantenconcerte zu bestehen hatten, mag — Einer für Viele — der Correspondent aus Bremen erzählen, der im März 1790 an die „Musikal. Realzeitung" berichtet: „Das hiesige öffentliche Liebhaberconcert hat sehr gelitten, denn ehemals nahmen Liebhaber daran Antheil; weil aber auch ein Frauenzimmer, das man gerne nicht aufkommen lassen wollte, und eine Dame von altem Adel, die ihre singende Tochter nicht mit einer halbadeligen in Collision bringen wollte, zuerst Lärm blies, so zogen sich hernach auch die Bürgerlichen zurück. Man gab wohl einen moralischen Grund an, allein es ist die Frage, ob nicht im Winkel der weiblichen Herzen so ein anderer schwarzer Schalk, der Neid, sich versteckt hatte? Denn jenes Frauenzimmer übertraf alle an Höhe, Stärke, Gewandtheit und silbernem Ton der Kehle. Den Männern schien diese Cabale Mangel weiblicher Aufklärung zu sein, die man in Berlin nicht finden würde. Weil nun alle Liebhaber fehlen und keine öffentlichen Sängerinnen gehalten werden können, so mangelt aller Gesang. Alle singenden Frauenzimmer haben sich verabredet, nicht mehr zu singen und Clavierſachen zu spielen, um durch Caprice und Unnachgiebigkeit ihren Werth fühlen zu machen. Die Familien dieser Frauenzimmer haben ein neues Concert errichtet, welches Sonnabends abwechselnd in ihren Häusern gehalten wird. Man nennt es seiner Entstehung wegen nach Art der Niederländer das Insurgentenconcert". Ist das nicht ein köstliches Genrebild? Auch die confessionellen Spaltungen haben sich mitunter in den Liebhaber-

[1] Musikl. Realzeitung, Speyer 1788.

Digitized by Google

concerten gespiegelt. Mozart sollte (1777) in Augsburg in dem „Patricierconcert" spielen, zog aber, verletzt durch unartiges Begegnen, seine Zusage zurück. Es waren aber die katholischen Patricier, welche ihn so unwürdig behandelt hatten; nun kamen ihm die lutherischen Patricier mit vieler Artigkeit entgegen und Mozart spielte in ihrem Concert („in der vornehmen Bauernstubakademie", wie er sich ausdrückt) eine Sonate und ein Clavierconcert eigener Composition und geigte überdies in seiner Symphonie mit. (Jahn II., S. 71.)

Die Parteinahme und die Aufgaben in der Geschichtschreibung.

II.

A. B. Werden auch die anderen, das geistige Schaffen Deutschlands behandelnden Abtheilungen der von König Max so patriotisch gedachten „Geschichte der Wissenschaften" in gleichem Sinne behandelt, wie die „Geschichte der allgemeinen Staatswissenschaften und der Politik", dann allerdings kann die seit 1848 so systematisch betriebene Bearbeitung des öffentlichen Geistes im Sinne der Gothaer Partei sich gratuliren; aber Nationalwerke werden damit sicherlich nicht geschaffen. Wer sich jedoch zu der in der deutschen Geschichtschreibung herrschenden Partei neigt, hat mindestens den Vortheil, von der Dienstpresse gepriesen und von den Führern protegirt zu werden, während man die Gegner todtschweigt, herabsetzt, moralisch verdächtigt. Gervinus gehörte zu den Gepriesenen, seine „Geschichte des 19. Jahrhunderts" wurde als „Nationalwerk" proclamirt. Warum hat der sonst beim Erscheinen jedes neuen Bandes derselben aufschäumende Lärm beim Hervortreten des siebenten geschwiegen, dessen Hauptinhalt das deutsche Staatsleben im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts bildet? Vielleicht, weil wunderbarer Weise die Geschichtserzählung Preußen sowohl als selbstständigen Staat, wie als selbstständigen Motor ihres Zeitabschnittes so vollkommen übergeht, daß selbst das Inhaltsverzeichniß den Namen Preußens nicht kennt? Man kann dies auf sich beruhen lassen und dennoch Gelegenheit zu einigen nicht ganz uninteressanten Bemerkungen finden.

Der berühmte Herr Verfasser hat sich allerdings bereits in sechs starken Bänden mit seinen Lesern über die „Herstellung der Bourbonen" und den „Wiener Congreß" (1. Bd.), von den „Reactionen von 1815 bis 1820" (2. Bd.), den „Revolutionen der romanischen Staaten in Süd-Europa und America's", ihrer „Unterdrückung" und den „Fürstencongressen in Troppau, Laibach, Verona" (3. und 4. Bd.), dann über den „Aufstand und die Wiedergeburt von Griechenland" (5. und 6. Bd.) unterhalten. Dennoch fühlt er erst im vorliegenden 7. Band, bei

Digitized by Google

der Rückkehr vom Osten nach Deutschland, das Bedürfniß, sich über die bedingenden Grundsätze seiner geschichtlichen Auffassung und die leitenden Anhaltspunkte seiner Darstellung auszusprechen. Nach dieser Verständigung, meint er, halte er die historischen Zügel „unverschlungen in der Hand“ und „nur den einzelnen Fäden und allen den Bewegungen, die sie lenken, mit gleicher Aufmerksamkeit zu folgen, werde einiger Anstrengung bedürfen“. Man muß bedauern, nicht erkennen zu können, ob dieser geschichtsphilosophische Excurs eine Entschuldigung für die Darstellung der sechs vorausgegangenen Bände oder eine Einleitung für diejenige des vorliegenden siebenten bedeutet. Vielleicht beides; vielleicht construirt sie nachträglich ein bis da unbeachtetes weltgeschichtliches Gesetz, um uns für den weiteren Fortgang desto nachdrücklicher darauf hinzuweisen. Man kennt ja z. B. auch Fr. Rödingers „Gesetze der Bewegung im Staatsleben und des Kreislaufes der Idee“, worin ein ganzer Apparat demokratisirender Staatsphilosophie zur Entdeckung eines Ideenkreislaufes, der jedoch in Wahrheit ein spiraler Schraubengang sein soll, in Bewegung gesetzt wird, um zu beweisen, daß demgemäß Deutschland sich zuerst materiell auf Gnade und Ungnade der preußischen Suprematie anheimgeben müsse, um nachher durch die Kraft dieses Kreislaufes der Idee Groß-Preußen wieder zu verdeutschen — welches Nationalstaatsexperiment lebhafter als vortheilhaft an Herrn v. Münchhausen erinnert, der sich an seinem eigenen (Gothaer) Zopf höchstselbst aus dem Wasser zog. Das Gervinus'sche Geschichtsgesetz lautet nun etwas, doch nicht viel anders. Denn dem berühmten Geschichtschreiber gilt es zwar als „Zeugniß von einem großen Mangel geschichtlicher Kenntniß“, daß die „erschreckten Machthaber“ die von den vorausgegangenen Bänden Gervinus'scher Geschichtschreibung dargestellte „auffallende Gemeinsamkeit und Gleichartigkeit in den Zuständen fast aller europäischen Staaten“, diese Uebereinstimmung weitreichender „Wirkungen und Gegenwirkungen von einerlei Anstößen über die ausgedehntesten Erdräume hin“ durch die Annahme einer „allumfassenden Verschwörung einverstandener Unruhestifter“ erklären und ihr nicht anders glaubten begegnen zu können, als durch die „eben so gleichgerichteten Gegenbestrebungen ihres fürstlichen Gemeinbundes, der heiligen Allianz“. Allein um uns den Pragmatismus der sogenannten Reactionsepoche des dritten Jahrzehnts in ganz Europa zu erklären, setzt er voraus, daß jeder Leser „vollständig vorbereitet ist, sogleich jene nicht sowohl treibende als stillstehende Kraft zu vermuthen, die wir im österreichischen Staatswesen so thätig für die Zwecke allgemeiner Unthätigkeit gefunden haben.“ Also ein Decennium lang, welches doch auch, wie „jede Volksgeschichte im Drama der ganzen Menschheitsgeschichte nur als eine einzelne Scene sich darstellt“, erwirkt der Stillstand eines einzelnen Staatswesens „auffallende Gemeinsamkeit und Gleichartigkeit in den Zuständen fast aller europäischen Staaten“? Wie machtvoll mußte da Oesterreich sein! Und wenn es noch ganz Oesterreich wäre. Nein, in diesem Oesterreich ist's ein einzelner Mann, ist's Metternich, welcher das weltgeschichtliche Bewegungsgesetz an „eine undefinirte Hegemonie, einen Einfluß ohne Recht und ohne Grenze über ganz Europa hin“ bindet. In ihm also

Digitized by Google

concentrirt sich die Summe der „Wirkungen und Gegenwirkungen von einerlei Anstößen über die ausgedehntesten Erdräume hin“? Wie lautet sonach die Formel dieses „ganz innerlichen Zusammenhanges der Entwicklungen“ der Weltgeschichte im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts? Sie lautet: Metternich in Oesterreich.

Unserer beschränkten Einsicht will nun der Gewinn eines solchen Gesetzes der Weltgeschichte nicht gerade sehr aufklärend oder großartig erscheinen. Auch möchten wir kaum daran glauben, daß eine solche „zunehmende Vertrautheit mit den Gesetzen der Geschichte“ hinführen könne zu einem „steigenden Bewußtsein des Handelns, das den instinctiven Massentrieb aus der Zahl der geschichtlichen Triebfedern unterweilen ganz scheint entfernen zu wollen“. Undenkbar ist uns, das Bewußtsein geschichtlichen Denkens und Handelns könne mit dem Glauben an die Möglichkeit eines solchen allherrschenden Ritters vom Geist oder Zauberers von Rom so weit gehen — wie es doch Gervinus von den Franzosen vor der Julirevolution meint — „daß man, die Gegenwart an analogen Zuständen einer entlegenen Vergangenheit construirend, die Zukunft, der man zulebte, in sicherer wissenschaftlicher Weissagung voraus angab, daß man, im Sinne dieser Prophetie Zwecke und Handlungen bemessend, mit dem Willen frei erstrebte, was die Erkenntniß als unvermeidlich bevorstehend dargestellt hatte“.

Der Specialtitel dieses siebenten Bandes Gervinus'scher Geschichte könnte nach diesen Voraussetzungen und seinen damit auch wirklich übereinstimmenden Ausführungen jedenfalls treffender: „Metternich'sche“ oder „österreichische“ als „innere Zustände der europäischen Staaten im dritten Jahrzehnt“ lauten. Leser, welche noch nicht vollkommen in die Mystik des neu aufgefundenen Geschichtsgesetzes eingedrungen sind, dürften nun allerdings die naive Erwartung hegen, der berühmte Geschichtschreiber werde sie erstaunlich tief in Oesterreichs inneres Leben einweihen, aus welchem ja, nach dessen Angabe, das ganze europäische, allermindestens das gesammte deutsche Geschichtsleben dieses Decenniums emanirt. Allein diese Erwartung sieht sich gründlich getäuscht. Der Verfasser gesteht beim Titel „Oesterreich“, daß er darüber nichts weiter zu erzählen wisse, als was er schon früher erzählt, und das ist blutwenig. Wohl nur der Schwachen halber folgen dann zwar auf 4 bis 5 Seiten etwelche Bemerkungen über österreichisch-ungarische Verhältnisse, deren Richtigkeit hier dahingestellt sein mag; aber das ist auch alles. Pedanten erwarten nun der Reihenfolge nach den Titel „Preußen“, er fehlt gänzlich. Dagegen, wo wir auch lesen, sei's Bundes-Deutschland, Einzelstaat oder Ausland: Metternich hier, Metternich da, Metternich überall! Wer etwa noch die altmodische Geschichtsauffassung hegt, daß, wie sogar Gentz sagt, der Zeitgeist „mächtiger als alle Stärke und Majestät seiner Herren und Meister“ ist, daß sonach selbst der allergrößte Staatsmann seine Zeit und Zeitgenossen eben nur so weit lenken und überherrschen kann, als er dieselben versteht und ihren Geistesbewegungen entsprechend verfährt, der muß das Gervinus'sche Geschichtswerk, dessen „Metternichinismus“ (mit Verlaub!) im siebenten Bande nun seinen Gipfelpunkt erreicht, für den glänzendsten Panegyrikus auf den österreichischen Staatskanzler halten; gerade weil er

Digitized by Google

so widerwillig, doch ohne neben Metternich einen anderen Urgrund des Geschichtsganges entdecken zu können, nieder geschrieben ist. Preußen aber und seine Politik bekommt eine so inferiore Stellung angewiesen, daß Gervinus meint, selbst zur intriguanten Hemmung der Metternich'schen Omnipotenz hätte es in Berlin eines anderen Staatsoberhauptes, anderer Minister, anderer Diplomaten und „eines anderen politischen Instinctes bedurft, als das Berliner Cabinet bis heute bewährt hat".

Beim Scheiden vom Gervinus'schen Werke ist's gerade ein Metternich'sches Wort, dessen man sich unwillkürlich erinnert. An Varnhagen schreibt nämlich der Fürst, indem er von jener historiographischen Manier spricht, die an einer unendlichen Kette der Motive zurückgeht, um die Geschichte als Rebus der Cabinetspolitik aufzulösen: „Aus solchen Elementen geht am Ende etwas hervor, welches den Namen Geschichte trägt und genau erwogen dennoch nichts anderes ist als Elemente, aus denen die Wahrheit schillert; das Was beweist die That, das Wie bleibt im Zwielichte." Hätte die tagesläufige Publicistik nicht großentheils dieselbe Manier der Behandlung der Tagesgeschichte, so würde sie nicht bloß sicherer und selbstbewußter auftreten, sondern auch wirksamer auf die Zeitgenossen und ein treuerer Zeitenspiegel sein, als sie es ist. England und Frankreich haben früher das Bedürfniß empfunden, als Deutschland, aus den wirren und parteiischen Zeitungsbildern geschichtliche Jahrbücher zusammenzustellen. Das von Burke begründete „Annual register" wird seit einem Jahrhundert, das von Lesur zuerst herausgegebene „Annuaire historique", obgleich beide, wie die holländischen „Jaarbocken", sich vorzugsweise auf die Landesgeschichte beschränken, seit fünfzig Jahren durch die nachhaltige Unterstützung des Publicums erhalten. Deutschland ließ die weit stoffreicheren und namentlich parteiloseren Unternehmungen gleichen Charakters von Bredow und Venturini, Menzel, Buddeus, Becker, Mathes ꝛc. an der Theilnahmslosigkeit seiner Lesewelt wieder verkommen. Erst seit 1860 hat die Partei, welche Deutschland unter einer preußischen Hegemonie mediatisiren will, einen sogenannten „Europäischen Geschichtskalender" nicht bloß ins Leben gerufen, sondern auch erhalten. H. Schultheß redigirt ihn unter den Auspicien H. v. Sybels, mit dem von Aegidi und Klauhold so klug zusammengestellten „Staatsarchiv" bildet er ein intellectuelles Compagniegeschäft, und die wohldisciplinirte Tagespresse der Partei belobt ihn als Non plus ultra einer eben so vollständigen, als unparteiischen Jahreschronik. Auf solche Weise hat er es denn auch bis zu dem soeben erschienenen Jahrgang 1864 gebracht. Obgleich er nun die an ihm gerühmten historischen Vorzüge nur in sehr mäßiger Vollkommenheit besitzt, muß man ihm doch den Ruhm vollständig zugestehen, daß er die Zeitgeschichte mit großer Gewandtheit, für den oberflächlichen Leser selbst schwer erkennbar, durch die Auswahl seines Materials an Thatsachen, Actenstücken, Documenten und Persönlichkeiten in die Farben seiner Partei zu kleiden weiß. Dabei ist er als Unicum seines Genre's dem Tagesschriftsteller wie dem ernsteren Publicisten, dem Politiker von Fach, dem Geschäfts-, ja wohl selbst dem Staatsmann und Diplomaten ein bisweilen kaum entbehrliches und in der That recht praktisch eingerichtetes Hand- und

Digitized by Google

Nachschlagebuch. Welcher zwar stille aber fortwährende Einfluß desselben auf das öffentliche Leben sich daraus entwickeln muß, wenn er Unicum bleibt, bedarf keiner weiteren Erörterung. Die neueren der oben genannten deutschen Unternehmungen sind durch das Todtschweigen seitens der wohldisciplinirten Parteipresse, welche den Sybel-Schultheß'schen Geschichtskalender trägt, dem öffentlichen Interesse ferngehalten worden. Soll nun die in der außerösterreichischen Tagespresse fast allein herrschende, in der Geschichtslitteratur überwiegende, auf den Kathedern der Universitäten und Schulen einheimische Partei auch die wissenschaftlich zusammengefaßte Zeitgeschichte als ihr Monopol betrachten dürfen? Das Bessere ist des Guten Feind, und hier, wo der Werth des Vorhandenen ein so überaus relativer ist, wäre das Bessere so leicht herzustellen. Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, aber auch die ganze Wahrheit — wie leicht müßte sie auf allen Gebieten der historischen Darstellung die versteckte oder offene Tendenz besiegen! Aber der Arbeit, des Eifers, der Ausdauer, des Zusammenwirkens bedarf es allerdings zum Siege gegen die Ueberwucherung der Parteigeschichte, und darin können die „Kleindeutschen Geschichtsbaumeister ein unübertreffliches Muster sein. Et ab hoste doceri!

Jean B. Colbert.

Lettres, instructions et mémoires de Colbert etc. Auf Befehl des Kaisers der Franzosen herausgegeben von P. Clément, membre de l'Institut.

(Paris, kais. Druckerei. 1. bis 5. Theil.)

Nicht mit Unrecht hat man lange in Frankreich die Zeit, welche Ludwig XIV. ausfüllte, das große Jahrhundert (le grand siècle) genannt. Nicht als ob der König sich durch ungewöhnliche Gaben, durch große dem Lande geleistete Dienste, durch ein edles, opferfähiges Leben ausgezeichnet hätte. Er hatte weder Talente noch Tugenden genug, um sich das beneidenswerthe Prädicat der Große zu erwerben, denn die Nachwelt hat ja die Schmeichelei seiner Zeitgenossen nicht ratificirt. Dennoch aber war Ludwig XIV. kein gewöhnlicher Mensch: niemand personificirte die Herrschaft in so hohem Grade, wie er; niemand, selbst Napoleon I. nicht, war so durchdrungen von dem Gefühle, welches ihm den Ausspruch eingab: l'Etat, c'est moi.

Ludwig XIV. hatte mehr Glück als Verdienst. Seine Regierung bildet die Glanzperiode der alten französischen Monarchie, weil ihr Anfang eine Zeit der Erholung, der relativen Prosperität war, weil in ihr Frankreichs begabteste Feldherren, kühnste Seemänner, classischste Dichter, ruhmreichste Künstler, besonders

Digitized by Google

aber, weil in ihr wirkliche Staatsmänner, geniale Administratoren wirkten. Das Jahrhundert war groß, weil die es beherrschende Sonne von so zahlreichen, glänzenden Strahlen umgeben war. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß diesmal das Tagesgestirn das Licht und die Wärme von seinen Trabanten erhielt.

Einer dieser Trabanten, dessen Ruhm, trotz mancher Flecken, sich noch mit am reinsten erhalten hat, ist Colbert. Wie wichtig diese Persönlichkeit für die französische Geschichte erachtet wird, geht schon aus der Menge von Schriften hervor, welche über dieselbe erschienen sind, sie bilden beinahe eine ganze Bibliothek. Dennoch aber wurde, und mit Recht, der Stoff noch nicht für erschöpft angesehen, denn die französische Regierung hat einen verdienstvollen Gelehrten, Herrn P. Clément, der schon früher über Colbert geschrieben, beauftragt, sämmtliche von jenem Minister Ludwigs XIV. herrührenden Briefe, Instructionen, Promemorias auf Staatskosten herauszugeben. Es ist dies kein kleines Unternehmen, da die Sammlung ein Werk von etwa 5000 Druckseiten (gr. 8) bilden wird. Etwa die Hälfte ist schon erschienen und liegt uns vor. Es ist eine mit großer, mit umsichtiger Kritik durchgeführte Arbeit, welche einerseits für Herrn Clément's historische Gelehrsamkeit zeugt, andererseits dem Forscher ein reiches und vielseitiges Material liefert. Es ist fast des Stoffes zu viel für den gewöhnlichen Leser, man kann denselben nur bei längerem Studium bewältigen. Für allgemeine Zwecke genügen allgemeine Umrisse, und diese mögen folgende Zeilen darbieten.

Colbert (Jean Baptist) ist geboren in Reims den 29. August 1619. Sein Vater soll daselbst Krämer gewesen sein, der Großvater ebenfalls; allein dies wurde später bestritten, denn gewisse Interessen erheischten die Nachweise von adeligen Ahnen und diese suchte man bis in Schottland. Auch von seiner Jugend weiß man nicht viel. Der geistreiche Abbé de Choisy behauptete, der junge J. B. Colbert habe nicht studirt, und die lateinischen Citationen, die er später bei einigen Gelegenheiten im Munde gehabt habe, seien auswendig gelernte Phrasen gewesen, die ihm eigens dafür bezahlte Gelehrte zur rechten Zeit beigebracht hätten. Allein es geht aus einem Briefe seines Bruders Nicolaus, dem nachherigen Bischof von Luçon hervor, daß der spätere Minister ein Jesuitencollegium frequentirt und da lateinisch gelernt habe. Als er in diesem Collegium seine Studien beendigt hatte, wurde er wahrscheinlich nach Lyon in ein Handelsgeschäft gesendet und kam dann nach Paris, in die Bureaux des Kriegsministers Le Tellier. Dorthin hatte ihn sein Onkel Colbert de St. Pouange berufen, nachdem er des Ministers Schwester geheiratet und „erster Commis“ (man sagt jetzt Generalsecretär) im Kriegsministerium geworden war.

Dies geschah im Jahre 1643. Der junge Colbert machte sich durch seinen eisernen Fleiß und seine Tüchtigkeit bemerklich und gewann bald das Vertrauen Le Telliers. Während der Unruhen die unter dem Namen der Fronde bekannt sind, begleitete Colbert seinen Meister nach Rouen und wurde von demselben oft an den allmächtigen Mazarin mit mündlichen Aufträgen gesendet. Le Tellier war nach dem Cardinal damals die einflußreichste Person im Staate, daher es nicht

Digitized by Google

ohne Interesse ist, hier die Schilderung zu geben, die der Abbé de Choisy, der ihn persönlich gekannt, von ihm gegeben hat.

„Michel Le Tellier", sagt er, „hatte von der Natur alle möglichen äußeren Gaben erhalten: ein angenehmes Gesicht, glänzende Augen, lebhafte Farben, ein geistreiches, sehr einnehmendes Lächeln. Er hatte ganz das Benehmen eines ehrlichen Mannes; er war sanft, gefügig, einschmeichelnd; er sprach mit so vieler Umsicht, daß man ihn immer für geschickter hielt als er war; oft schrieb man seiner Klugheit zu, was eigentlich nur von seiner Unwissenheit herrührte. Aufrichtig, bescheiden, seine Gunst mit eben so viel Sorgfalt als sein Habe verheimlichend, konnte das glänzendste Glück, der Besitz der höchsten Staatschargen ihn nicht vergessen lassen, daß sein Vater ein einfacher Finanzrath (conseiller à la cour des aides) gewesen war. Er war frei von der Eitelkeit, sich einen schönen aber ideellen Stammbaum aufstellen zu lassen, und man muß seinen Kindern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in diesem Punkte des Vaters Klugheit und Bescheidenheit nachgeahmt, und sich nicht jene bei neugebackenen Edelleuten so häufige Schwäche angeeignet haben. . . . Le Tellier versprach viel und hielt wenig; zaghaft oder schüchtern in den Angelegenheiten seiner Familie, war er muthig und selbst unternehmend in denen des Staates; mittelmäßig begabt, beschränkt in seiner Ansicht, ungeeignet, die erste Stelle einzunehmen, wo er aber discret zu sein verstand, war er sehr fähig, einen Plan mit Festigkeit zu verfolgen, wenn er ihn hatte bilden helfen. Stets Herr seiner Leidenschaften, konnten ihm diese nie ein Hinderniß in den Weg legen; er war regelmäßig und höflich im gewöhnlichen Verkehr, in den er nur Blumen streute (das war auch alles, was man von seiner Freundschaft erwarten konnte). Dagegen war er ein gefährlicher Feind, der stets nach Gelegenheiten trachtete sich zu rächen, der aber nur im Geheimen seine Schläge führte, aus Furcht, sich Gegner zu erwecken, da er auch den schwächsten unter ihnen nicht geringschätzte. . . ."

Derselbe Abbé de Choisy bringt auch den scharfen Ausspruch Türenne's über die von Colbert und Le Tellier im Processe von Fouquet gespielte Rolle (beide haßten ihren früheren Collegen Fouquet): „Ich glaube, daß Herr Colbert sehr wünscht, man möge ihn hängen, und daß Herr Le Tellier sehr fürchtet, man werde ihn nicht hängen."

Längere Zeit hindurch wirkte Colbert im Interesse Le Telliers und man besitzt aus dieser Zeit viele Briefe von ihm, die den Cardinal Mazarin eben nicht günstig beurtheilen. Das älteste erhaltene Schreiben an Le Tellier ist vom 7. Februar 1650, und darin heißt es: „Se. Eminenz hat noch den von Ihnen so oft erwähnten Grundsatz nicht geändert, daß jedes Abkommen ihm recht sei, wenn es weiter nichts als Geld kostet". Den 12. April schreibt er unter anderem: „Welch' eine Unentschlossenheit habe ich auf dieser Reise bei ihm beobachtet. Es scheint mir fast, als ob sie daher rührt, daß sein Geist nicht zweierlei Geschäfte auf einmal verfolgen kann; wenn das eine dringend ist, verwischt es das andere, und wie auch sein Gedächtniß sich abmühen mag, letzteres von Zeit zu Zeit jenem vorzustellen, so gelingt es ihm nie, das erstere einen Augenblick von dem innehabenden Platz

Digitized by Google

zu drängen." Am 12., besonders am 15. Juni klagt er sehr über das Benehmen des Cardinals gegen ihn und schließt also seinen Brief an Le Tellier: „Ich kann Ihnen die Versicherung geben gnädiger Herr (Monseigneur), daß mir die harten Worte Sr. Eminenz sehr zu Herzen gehen, und wäre es nicht wegen des blinden Gehorsams, den ich Ihren Befehlen schulde, so würde ich mich zurückgezogen haben, denn ich kann mich nur mit Mühe und Widerwillen dazu entschließen, eine solche Behandlung von einem Manne zu erdulden, für den ich keine Achtung fühle. . . ."

Aus den Aeußerungen des Untergebenen kann man auf die Ansichten des Obern schließen, und läuft dabei jedenfalls weniger Gefahr, als wenn man von heut auf morgen schließt. Wir haben gesehen, welche Meinung Colbert im Jahre 1650 von Mazarin hat, dieselbe wird später eben so wechseln, wie die Anhänglichkeit an Le Tellier, die ihm am 28. December des genannten Jahres in folgender Stelle versichert wird. „Es war meine Pflicht gegen Sie, Sie von allem dem zu benachrichtigen, was Se. Eminenz spricht; ich würde mich aber sehr unglücklich fühlen, wenn Sie irgendwie denken könnten, daß seine (Ihnen ungünstige) Reden den geringsten Eindruck auf mich gemacht hätten, und daß es Ihrer gütigen Worte bedürfte, um diesen Eindruck wegzuwischen. Ist es doch unmöglich, daß Ihre Handlungen und Ihre Reden mir nicht wenigstens einen leichten Anstrich der beiden seltensten Tugenden dieses Jahrhunderts, Erkenntlichkeit und Uneigennützigkeit (wenn sich diese erkaufen läßt), selbst dann gegeben hätten, wenn ich auch von Natur entgegengesetzter Tendenz wäre, was Gott sei Dank nicht der Fall ist, denn ich habe bisher nicht die geringste Regung verspürt, welche mir mein Gewissen als gegen jene Tugenden gerichtet vorwerfen könnte". — Bisher! Welch' inhaltreiches Wörtlein.

Er war ihm auch wirklich damals noch zugethan und die gegen Le Tellier bewiesene Treue einerseits, so wie auch seine Arbeitsamkeit und seine Fähigkeiten andererseits, veranlaßten eben Mazarin jenen zu ersuchen, ihm Colbert zu überlassen. Dies geschah in den ersten Tagen des Jahres 1651. Colbert gewann dadurch eine einflußreichere Stellung aber auch Neider: und Neider sind Feinde! Trotz des mißtrauischen Charakters Mazarins gelang es ihnen jedoch nicht, ihn anzuschwärzen. Am 15. November schrieb der Cardinal an Bartet: Ich bürge dafür, daß Colbert mein (mir ergeben) ist und daß er in meinem Interesse alle Personen, die er liebt, ersäufen würde, selbst Le Tellier. . . ." Indeß irrte sich vielleicht damals noch der Cardinal, denn ein am 16. November also am folgenden Tag, — man weiß nicht an wen — geschriebener Brief Colberts spricht sich auf folgende Weise über Mazarins Absicht, an den Hof zurückzukehren, aus: „Wir sind hier alle auf der Folter, um zu erfahren, wie unser Mann (der Cardinal) kommen will. Daß er kommen will, wissen wir bestimmt. Wie? das ist uns unbekannt. Es scheint sehr, daß es mit den Waffen in der Hand sein wird. Indessen wäre dies so gefährlich . . . daß ich zweifle, er werde sich dazu entschließen. . . . In Wahrheit, es ist ein Jammer, Frankreich in den Händen eines so unverständigen und so von seiner Eigenliebe beherrschten Mannes zu sehen. . . ."

Digitized by Google

Aber, wie gesagt, die Zeiten änderten sich; das Land wurde ruhig, der sonst mit seinen Gaben eben nicht verschwenderische Mazarin überschüttete Colbert mit Titeln, einträglichen Aemtern und Geschenken und erwarb sich so wirklich seine Anhänglichkeit. Es würde uns zu weit führen, die übrigens sehr interessante und für die Geschichte wichtige Correspondenz Colberts mit Mazarin hier auszunützen. Seinen Ruhm hat sich Colbert erst später erworben, als er nach dem Tode des Cardinals (1661) in directere Dienstbeziehung zu Ludwig XIV. trat. Colbert war dem König so zu sagen testamentarisch vermacht worden. Zwar sagt der Abbé de Choisy: „Colbert rühmt sich, daß der sterbende Mazarin zum König gesagt habe; „Ich verdanke Eu. Majestät alles, was ich habe, aber ich glaube mich eines großen Theiles meiner Schuld zu entledigen, indem ich Ihnen Colbert gebe." Allein in besagtem Testament steht ausdrücklich Folgendes: (ich vermache) „à Colbert, la maison où il demeure, sans être obligé de rendre aucun compte, sur peine d'estre déshérité pour ceux qui le demanderont, et prie le Roy de se servir de luy, estant fort fidèle." Er bat also jedenfalls den König „sich Colbert's zu bedienen, da er sehr treu sei". Der König that, wie ihm gerathen, und befand sich sehr wohl dabei.

Uebrigens konnte auch Colbert, bei allem seinem Verdienst, sich nicht über das Schicksal beklagen, denn Mazarin starb, als sein Günstling im besten Mannesalter war, durch langjährige Bearbeitung der wichtigsten Staatsgeschäfte geschult und gereift, und er kam dann mit einem thatkräftigen und thatenlustigen jungen König in Berührung, der, sich seiner unbestrittenen Allmacht bewußt, gerne talentvolle Männer in seiner Nähe hatte. Das erste eigentliche Staatsamt, womit Colbert bekleidet wurde, war das Finanzministerium, aber unter dem bescheidenen Titel eines Controleur général (der frühere Titel war Surintendant des finances).

Eigentlich wollte der König sein eigener Finanzminister sein, den die Unordnung, die bis zur Tollheit getriebene Verschwendung, welche damals im französischen Staatshaushalt herrschte, ist seitdem in keinem Lande, auch in den übelsten Zeiten nicht wieder gesehen worden. Ludwig XIV. sagt darüber in seinen Aufzeichnungen: „Die Finanzen, welche dem großen Staatskörper Kraft und Bewegung geben, waren gänzlich erschöpft, und zwar in solchem Grade, daß gar keine Hülfe mehr möglich schien. . . . Die Art und Weise, wie die Einnahmen und die Ausgaben gemacht wurden, ist wirklich unglaublich. Meine Revenüen gingen nicht durch die Hände meiner Schatzmeister, sondern durch die der Beamten des Oberfinanzintendanten, dieselben warfen dessen Privatausgaben mit den des öffentlichen Schatzes zusammen und das Geld wurde verausgabt, wann wie, und wofür es ihnen beliebte. . . ." Diese Zustände, worunter der König persönlich litt, wurden durch seine directe und fast tägliche Einmischung ungemein verbessert, aber die meisten Reformen sind doch auf Rechnung Colberts zu setzen. Dieser wirkte nach zwei Seiten hin: Vermehrung der Einnahmen, Verminderung der Ausgaben, wenn auch nicht mit gleichem Erfolg.

Digitized by Google

Unter den Einnahmsquellen, welche zuerst Colberts Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußten, waren vor allem die sogenannten Tailles oder directen Steuern. „C'est la matière sur laquelle il peut se commettre le plus d'abus," sagte Colbert. Die Tailles waren zugleich Grund- und Einkommensteuer; erstere hieß reale, diese personale Taille. Nur ein Theil Frankreichs war dieser Steuer unterworfen, die anderen Provinzen ersetzten sie durch eine sogenannte freiwillige (!!) Gabe (don gratuit); dabei gingen nicht bloß — von Gesetzes wegen — die Edelleute und viele Beamten, sondern — von Mißbrauchs wegen — viele Individuen und oft die wohlhabenderen, sogar ganze Gemeinden frei aus. Die zu hebende Summe war für jene Zeiten ungemein hoch, die Vertheilung willkürlich, dabei die Noth im Lande oft so groß, daß mehrere Male ein bedeutender Theil und selbst die gesammte Steuer erlassen werden mußte. Dies ist noch lange nicht alles: außer den vom König ausgeschriebenen Tailles maßten sich Unterbeamte an, noch besondere Umlagen zu machen, und die Generaleinnehmer entblödeten sich nicht, bis zu 5 sous pour livre oder 25 pCt. Gebühren zu nehmen. Letztere wurden bald auf höchstens 9 Deniers, etwa 4 pCt. reducirt, und überdies wurden neue Reglements abgefaßt und von Colbert mit großer Strenge bis an seinen Tod (1682) durchgeführt. Auf ähnliche Weise wurde mit den anderen Steuern verfahren.

Auf diese Weise konnte wohl Colbert dahin wirken, daß das für den Staatsschatz bestimmte Geld auch hineinfloß, wenn er aber auch den Abfluß mit noch so großer Sorgfalt bewachte, so konnte er, besonders nach einigen Jahren, der Verschwendung des Königs nur einen sehr schwachen Damm entgegensetzen. An Muth fehlt es dabei dem Minister nicht. Man lese nur das am 22. Juli 1666 dem Könige in Fontainebleau überreichte Promemoria. Dort heißt es unter anderem: „Der Befehl Ihrer Majestät, Dero hohe Tugend, mein Herz, das voll Liebe und Eifer für die Person und den Ruhm Ihrer Majestät ist, geben mir die Kühnheit ein, zu sprechen . . . Ihre Majestät sagte mir gestern, daß ich für die Auflösung der Armee sei. Nein Sire, Ihre Majestät möge geruhen überzeugt zu sein, daß ich in Allem was seinen Ruhm betrifft, nichts schonen werde. — Ihre Majestät hat viererlei Ausgaben: die erste und jetzt wichtigste betrifft die Seemacht; die zweite die auswärtigen Angelegenheiten; die dritte die Landmacht; die vierte die inneren Ausgaben, die Vergnügungen und Lustbarkeiten Ihrer Majestät. — Ich bin überzeugt, Sire, daß die beiden ersten allen anderen vorausgehen müssen und daß nichts dabei geschont werden darf. Die dritte mag auch, so weit möglich, bestehen; aber da sie zeitweise selbst noch dringender als jene beiden ersten werden kann, so mag sie in minder dringenden Zeiten etwas Verminderung erleiden. Die vierte Classe der Ausgaben hingegen sollte die ganze Strenge der Versagung und der Ersparung erfahren, nach dem weisen Grundsatz, daß man 5 Sous (Kreuzer) von einem nicht nothwendigen Posten wegstreichen muß, dagegen Millionen nicht schonen darf, wenn es sich um den Ruhm Ihrer Majestät handelt." Diesen vierten Punkt entwickelt dann Colbert, und zwar bis ins Einzelne, und der König ließ sich

Digitized by Google

gnädig vorwerfen, daß er zu viel Geld verspiele u. dgl. Diese Gnade nahm bald ein Ende, noch lange vor Colberts Tod.

Wenn die Kriege Ludwigs XIV., seine Prachtliebe, seine Maitressen die Thätigkeit Colberts im Finanzwesen bald neutralisirten und deren gute Folgen vernichteten, so war das Wirken dieses Staatsmannes weit nachhaltiger auf dem Gebiete der Industrie und des Handels. Sonderbarer Weise haben seine Irrthümer mehr zu seinem Ruhme beigetragen, als seine weisesten und wohlthätigsten Maßregeln. Man kann gerade nicht sagen, daß Colbert den Schutzzoll erfunden hat, aber niemand hatte vorher das Princip mit solcher Strenge und mit solcher Consequenz gehandhabt, wie er. Seine Tarife sind berüchtigt, aber sie werden jetzt weniger oft erwähnt als seine Reglemente, als jene minutiösen Vorschriften über Länge und Breite der Stoffe, seine officiellen Färbungsrecepte, seine gewaltsame Einmischung in rein technische Verfahrungsweisen. Seine Absichten waren wohlgemeint, aber kann ein Staatsmann einen größeren Fehler begehen, als dem Fortschritt, und noch dazu dem wissenschaftlichen, materiellen Fortschritt eine Grenze setzen. Wer kann mit Erfolg dieser unwiderstehlichen, nie ruhenden Kraft sagen: Bis hieher und nicht weiter? Oder konnte man denken, daß Zünfte und ins Einzelne gehende Vorschriften die aus irgend einem Grunde sinkenden Gewerbszweige wieder zur Blüthe bringen würden. Das Bestreben der Nachbarländer, ihre eigene Industrie zu heben, konnte wohl mit neidischen Augen angesehen, aber schwerlich durch Einfuhrverbote gehemmt werden.

Erfolgreicher erwiesen sich Colberts Bestrebungen, neue Gewerbe nach Frankreich zu ziehen oder dort einzubürgern. Die k. Teppichfabrik des Gobelins wurde 1662 organisirt, die von Beauvais folgte bald danach (1664). Wenige Jahre genügten, um Fabriken von Seife, Soda, Pech, Weißblech, Spiegel, Spitzen, um Spinnereien, Kunstbleichen, Eisengießereien zu gründen, besonders aber, um deren Gründung durch Privilegien und Zuschüsse zu befördern. Bei dem herrschenden Zunftwesen waren die Privilegien — deren Nachtheile im Allgemeinen sich Colbert nicht verhehlte — geradezu eine Nothwendigkeit. Mit welchen Schwierigkeiten aber eine Regierung zu kämpfen hat, die auf diese Weise der Industrie unter die Arme greifen will, das geht aus tausend Briefen Colberts hervor. So hatte er z. B. einem gewissen Louis Hinard, „Teppichhändler und Bürger in Paris" und „einer der Tüchtigsten im besagten Gewerbe", ein Geschenk von 30.000 Livres (Francs) gemacht und eben so viel vorgeschossen, sonstige Vergünstigungen abgerechnet, um die erwähnte k. Teppichfabrik von Beauvais in Gang zu bringen. Da der Erfolg sich nicht gleich einstellte, beklagte sich Hinard, und Colbert schrieb den 6. November 1670 an einen Generalinspector der Industrie: „Sie werden in Beauvais den stets unbefriedigten und nach neuen Vergünstigungen verlangenden Hinard finden. Untersuchen Sie genau, wie diese Manufactur geleitet worden ist; es scheint mir fast, daß sie untergehen wird, weil er seine Waaren immer zu theuer verkaufen wollte und noch will". Hinard hatte ungeübte Arbeiter und producirte vielleicht wirklich mit zu großen Kosten.

Digitized by Google

Unter den anderen gewerblichen Anstalten, die ihm oft Sorge verursachten, war auch die Tuchmanufactur von Carcassonne. Er schrieb darüber an den Intendanten (Präfecten) von Montpellier. „Es ist nicht zu vermeiden, daß dergleichen Anstalten zuweilen ihren Absatz vermindern sehen; wenn aber ihre Leiter in solchen Fällen sich nicht neue Märkte zu eröffnen verstehen, so ist keine Obrigkeit und kein Zuschuß im Stande, diesen Mangel (an kaufmännischer Intelligenz) zu ersetzen. Die Unterbrechung des Handels mit dem Orient wird nicht lange dauern; übrigens genügt es, um den Absatz (der Carcassonner Manufactur) zu sichern, daß man im Innern des Königreiches einen großen Theil der Tuche verbrauche; die Gewebe mögen nur gut sein, es werden sich dann schon Abnehmer finden. Es giebt kein anderes Aushülfsmittel. Merken sie sich, daß die Handelsleute sich nie bemühen, durch eigene Anstrengung die in ihrem Geschäfte entstehenden Schwierigkeiten zu überwinden, so lange sie ein bequemeres Mittel von der königlichen Hülfe erwarten. Darum wenden sie sich an Sie, um irgend welchen Nutzen zu erhaschen, indem sie über den drohenden Untergang ihres Gewerbes klagen."

Aus diesen und noch vielen anderen Stellen geht hervor, daß Colbert oft eine sehr klare Einsicht in Handelssachen hatte; allein er konnte sich nicht von den Irrthümern seines Jahrhunderts frei machen. Die Frage ist, ob irgend jemand wirklich seiner Zeit vorauseilen kann? Er mag neue Regeln, neue Grundsätze aufstellen, allein diese sind nur Hypothesen, die sich allerdings bestätigen können, die aber nie ein Einzelner experimentiren kann. Im socialen oder volkswirthschaftlichen Dingen muß die ganze Gesellschaft zur Herstellung der Erfahrung beitragen. Es gehörte namentlich auch Zeit dazu, sich bewußt zu werden, daß die Fabrication von Luxusgegenständen eine Nation lange nicht so sehr bereichert als die weitgetriebene Production billiger Gegenstände alltäglichen Gebrauches. Wenn Colbert jetzt lebte, so würde er wissen, daß geringere Waare liefern — aber für den entsprechenden Preis — kein Betrug ist, auch dem ehrlichen Ruf eines Gewerbes nicht schadet und wirklich ein Bedürfniß befriedigt. Auch der Aermere muß einen Rock haben, nur braucht er nicht so fein, wie der des Reichen zu sein. Giebt es doch auch grobe Wolle zu benutzen! Mit Recht aber eiferte Colbert gegen den zu seiner Zeit schon bekannten Mißbrauch, schlechte Waare wo möglich für gute auszugeben; nur waren seine Strafen drakonisch. Demselben Uebel will man heute durch Fabrikszeichen entgehen. Pessimisten könnten hier sagen: Der Mensch ist immer derselbe, nur sein Kleid wechselt mit der Mode.

Es liegt vielleicht auch etwas Pessimismus in dem Satz: „Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen; dennoch aber ist er wahr. Ein anderes Blatt in Colberts oder — was hier dasselbe ist — in Frankreichs Handelsgeschichte, wenn wir es mit der jetzigen socialen Bewegung vergleichen, giebt uns einen merkwürdigen Beweis davon Bekanntlich wurden im 17. Jahrhundert und auch noch später eine Menge großer Handelscompagnien gebildet, um den Handel mit America sowohl als mit Ost-Indien und China auszubeuten. Fast alle Seestaaten hatten dergleichen Unter-

Digitized by Google

nehmungen begünstigt, die meisten, wie man weiß, mit wenig Erfolg. Diese Compagnien sind in neuerer Zeit häufig angegriffen worden, und gewiß läßt sich Vieles gegen dieselben sagen. Aber — unter den gegebenen Umständen — auch Vieles dafür. Keineswegs ist es unsere Absicht, das Gebahren der einen oder der anderen zu vertheidigen, nur auf die Unvergänglichkeit der dabei zu Grunde liegenden Idee wollen wir aufmerksam machen. Mancher geberdet sich in neuerer Zeit, als wenn er das Vereinswesen, „die Association", erfunden hätte, und doch hat man von jeher gewußt, daß zwei stärker und gewöhnlich auch weiser als Einer sind. Im 17. Jahrhundert waren die Handelsgesellschaften für den Handel mit fernen Gegenden vielleicht eine Nothwendigkeit, denn damals war der Einzelne viel schwächer als jetzt. Ein europäischer Staat konnte damals seine Angehörigen in weit entlegenen Gegenden nicht so gut schützen als in unserer Zeit, und man mußte oft mit dem Degen an der Seite und geladenen Pistolen im Gürtel-Elle und Waagschale handhaben. Heuer verbindet man sich zu anderen Zwecken: um große Bauten auszuführen, um Creditanstalten zu errichten, um sich gegenseitig zu unterstützen, mit einem Wort, um das zu thun, was die Kraft des Einzelnen übersteigt. Der Zweck hat gewechselt, das Mittel ist geblieben, man wende es nur recht an und überschätze seine Wirkungen nicht. Immer wird der Einzelne größere Anstrengungen machen, wenn er die ganze Frucht derselben genießen kann, als wenn er sie mit seinen Genossen theilen muß; aber unglücklicher Weise wollen Einzelne diese sonnenklare Wahrheit nicht anerkennen und da sie zu viel verlangen, wird ihnen auch ein Theil des ihnen zukommenden Rechtes versagt werden.

Kehren wir aber zu Colbert zurück. Wenn er Handelsgesellschaften gründete, so war es nicht bloß weil er von vornherein Handel und Gewerbe in seinem Ressort hatte, sondern auch weil er Minister der Marine und der Colonien wurde. Es ist auffallend, welch' einen großen Einfluß der blühende Zustand der Kriegsmarine auf die Macht eines Staates hat. Durch seine Marine hat das kleine Holland einen Augenblick lang England und Frankreich zugleich die Stirne bieten können. Auch in unseren Tagen noch spielt die Seemacht eine bedeutende Rolle, es ist nur zu bedauern, daß diese Rolle so theuer zu stehen kommt. Colbert klagt oft genug darüber, aber ohne deßhalb das Geld zu schonen. Nur hielt er mit großer Strenge und Ausdauer darauf, daß kein Material unnütz oder fehlerhaft verwendet oder überhaupt vergeudet wurde. Dies wollte eben nicht sagen, daß er den Officieren allzu große Vorsicht einprägte. Es geht aus seinen Briefen hervor, daß es damals den französischen Officieren keineswegs an dieser löblichen Tugend fehlte, denn er schrieb ihnen oft, der König wundere sich über die Seltenheit der glänzenden Seethaten; man möge sich nicht scheuen, nöthigenfalls Schiffe zu opfern. Wahrscheinlich waren aber viele der Führer damals noch nicht seetüchtig; erst als sie sich an das treuloie Element gewöhnt und sich mit seinen Launen vertraut gemacht hatten, da hört man endlich Tourville, du Quesne u. A. mit Ruhm nennen.

Die Herbeischaffung der Bemannung machte Colbert viele Sorge und, um

Digitized by Google

sie zu sichern, schuf er die Einrichtung, die man jetzt Inscription maritime nennt, die aber unter dem Namen der Classes gegründet wurde. Es versteht sich wohl von selbst, daß die von Colbert im Jahre 1665 zum ersten Male versuchte und dann durch die k. Ordonnanz von 1668 gesetzlich eingeführte Einrichtung sich in vieler Hinsicht von der im Gesetz vom 3. Brumaire des Jahres IV decretirten Inscription maritime (Seemannsregister) unterscheidet; sie ist auch vielleicht eine geringere Last gewesen als die augenblicklich bestehende, durch das k. Decret vom 22. October 1863 (s. Moniteur vom 28. October) sehr gemilderte Einrichtung. Colbert hatte einfach die Matrosen in (je nach den Bezirken) 3, 4 und 5 Classen getheilt und diese Dienst- oder Jahresclassen kamen abwechselnd an die Reihe. Die einzelnen Seeleute blieben aber nur 6 Monate effectiv unter der Flagge, für die übrigen 6 Monate wurde ein Halbsold gezahlt, und während 2 bis 4 Jahren waren sie frei. Diese Matrosenordnung war jedenfalls ein Fortschritt gegen das Pressen (Aufgreifen) der zur Schiffsbemannung tauglichen, sich gerade im Hafenorte befindlichen Individuen. Auch hatte man durch die Bildung einer besonderen Unterstützungscasse (caisse des gens de mer) den Seeleuten noch manche sehr schätzenswerthe Vortheile zugesichert und wahrscheinlich hätten sich jene ohne Murren gefügt, wenn man Wort gehalten hätte. Der König wurde nicht müde, Kriege zu führen, Schlösser zu bauen und — Geschenke zu machen, daher waren die Finanzen oft in schlechtem Zustande und die Noth gab den Ministern schlechten Rath ein. Matrose und Sclave waren fast synonyme Worte geworden und es mußte oft ohne Sold gedient werden. Ein solche Gesetzlosigkeit kennt man zwar jetzt nicht, allein immer mehr lassen die Fortschritte der Gewerbe die Seedienstpflicht als eine harte Steuer erscheinen und immer lauter wird die Forderung um Aufhebung der Inscription. Vielleicht wäre es sowohl der Bevölkerung als dem Staate nützlicher, wenn man einfach die sechs- oder siebenjährige Dienstzeit der Landtruppen auch auf die Seeleute anwendete. Die Matrosen würden sich besser dabei stehen als die Soldaten, da ihre Dienstzeit, statt sie von ihrem Gewerbe zu entfernen, sie darin vervollkommnen würde und nach abgethaner Dienstzeit würden auch sie die Freiheit erhalten.

Colberts Sohn, der Marquis de Seigneulet, folgte seinem Vater als Marineminister, und trotz mancher Fehler und einer etwas geringeren Verwaltungsgabe wurde er doch von Sachkundigen noch über seinen berühmten Vorgänger gestellt. Vielleicht weil er von früh an zur einstigen Leitung des Seewesens eingeschult worden war und durch Reisen in Holland, England, Italien u. s. w. seinem Geiste einen weiteren Horizont hatte verschaffen können. Colbert hatte übrigens Zeit, seinem Sohne das Resultat seiner eigenen reichen Erfahrung gehörig einzuprägen, und nicht ohne Interesse ist es, hier einige seiner Sentenzen herzusetzen.

„Alles, was bis jetzt für die Marine geschehen ist, und alles, was man künftighin für sie thun wird, ist vergeblich, wenn man keine guten Officiere hat."

„Mein Sohn muß suchen, sich beliebt zu machen an allen Orten, wo er sich befinden wird, und bei allen Personen, mit denen er in Berührung kommt, sie

Digitized by Google

seien höheren, gleichen oder niederen Ranges; er soll auch mit jedem höflich sein und sich besonders die Achtung und die Freundschaft der Seeleute erwerben, damit sie mit Liebe und Ehrfurcht die von ihm amtlich gegebenen Befehle ausführen." (Seigneulet hat diesen Rath seines Vaters nicht befolgt.)

„Da Se. Majestät lieber einen seiner Unterthanen schützt als zehn Feinde zerstört, so müssen Sie vor allem auf die Erhaltung seiner Unterthanen denken."

„Es ist ausgemacht, daß derjenige, welcher am wohlfeilsten Krieg führen kann, auch seinen Gegnern am überlegensten ist." (?)

„Man sei gewiß, daß ein Mensch nur dann Verdienst, Zufriedenheit und Ruhm in dieser Welt hat, wenn er große Schwierigkeiten zu überwinden versteht."

„Es muß stets an die Mittel gedacht werden, den König zum Herrn des mittelländischen Meeres zu machen und mir oft deßfallsige Vorschläge vorgelegt werden. Der Geist meines Sohnes soll immerwährend mit diesem Gedanken erfüllt sein. Er mache sich eine Ehrensache daraus, in diesem Vorhaben zu reussiren."

Das ist nur ein kleiner Theil der Instructionen Colberts an seinen Sohn, aber der hier gesperrt gedruckte Grundsatz hat eine so große historische Bedeutung, daß wir darüber alles andere übersehen. Merkwürdig ist, daß auch Napoleon I. den Gedanken hegte, aus dem Mittelmeer einen „lac français" (französischen See) zu machen.

Diese kurze Besprechung der von Herrn P. Clément herausgegebenen Sammlung genügt, um auf ihre große Wichtigkeit aufmerksam zu machen; der gelehrte Herausgeber hat sie übrigens mit zahlreichen und sehr nützlichen Anmerkungen, so wie mit Inhaltsverzeichnissen versehen und auf diese Weise die Benützung des Werkes erleichtert. Dr. M. Block.

Neue Werke über Kunst.

I.

Riegel, Dr. E. A., Grundriß der bildenden Künste. Eine Kunstlehre. Hannover 1865. Rümpler. 1 Bd. 8.

Pfau, Ludwig, Freie Studien. 1. Lieferung. Stuttgart 1865, Ebner. 8.

K. W. Wenn auch in den letzten Jahren eine Reihe bedeutender Werke, wie Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste", Kuglers Schriften, Lübke's „Geschichte der Architektur und Plastik", Sempers „Textile Kunst", Böttigers „Tektonik", Waagens „Geschichte der Malerei in Deutschland", Försters „Kunstgeschichte" u. a. m. in die Oeffentlichkeit getreten sind, Werke, welche Künstler und Kunstfreunde in reichem Maße beschäftigt haben, so fehlt es doch

Digitized by Google

weder der Theorie der bildenden Künste noch auch der Kunstarchäologie an Fragen, welche einer eingehenden Prüfung und Erforschung bedürfen. Fast hatte es einige Zeit hindurch den Anschein, als wolle die „graue" Theorie das Feld des Kampfes der lebendigen Praxis überlassen, als wolle man auf kunstwissenschaftlichem Gebiete die Wirkung der Principien abwarten, für deren Herrschaft vor mehreren Jahren so lebhaft gestritten wurde. Aber es beginnt auf dem Gebiete der Kunstlitteratur wieder lebhafter zu werden. Nicht lange wird und kann unsere Zeit einer kräftigen, energischen Führung, eines hellen, geistig überlegenen Kopfes entbehren, welcher inmitten der verschiedenartigen Bestrebungen, dann der schroffen, von einseitigem Parteigeiste vergifteten Anschauungen die höchsten Aufgaben der bildenden Künste rein und unverfälscht darzustellen versteht. Ein „frischer fröhlicher" Krieg dürfte, wie es allen Anschein hat, nicht auf sich warten lassen. Ueberblicken wir inzwischen, was die letzte Zeit an neuen Erscheinungen gebracht hat.

Ein beachtenswerthes Werk ist Dr. E. A. Riegels jüngst erschienener „Grundriß der bildenden Künste". Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, daß sein Buch ein Führer beim Eintritt in das Studium der Kunst und Kunstgeschichte sein und die Lücke ausfüllen soll, welche sich in Bezug auf wesentliche ästhetische, historisch-philosophische, künstlerische und technische Vorkenntnisse bemerkbar macht. In der That ist das Ganze der Kunstwissenschaft noch ziemlich jung, es ist, wie Kugler bemerkt, ein Reich, mit dessen Eroberung wir noch beschäftigt sind, und da wird unzweifelhaft ein guter Führer treffliche Dienste leisten.

Riegel gliedert seinen Grundriß in drei Abtheilungen, deren erste „Die Kunst, die Künste und das Schöne", die zweite „Die Kunst und die Künstler" und die dritte „Die Kunst und die Zeit" überschrieben ist. Die erste Abtheilung behandelt die Stellung der Künste in der allgemeinen menschlichen Entwicklung, den Begriff der Kunst und des Schönen, das Verhältniß der Baukunst, Bildnerei und Malerei zu einander, die Beziehungen der Kunst zur Religion und die Entwicklungsstufen der ersteren. Die zweite Abtheilung beschäftigt sich mit den Objecten künstlerischer Darstellungen und den Gesetzen künstlerischer Formbildungen, mit den Mitteln und dem Verfahren der darzustellenden Kunstwerke, mit den Grundeigenschaften der Kunstideen und dem Wesen der Stylgattungen. Die dritte Abtheilung geht auf das Verhältniß der Kunst zur Zeit, auf das bei Betrachtung von Kunstwerken zu beobachtende System und auf die alten und neuen Methoden der Kunstpflege ein.

Ueberblicken wir den Inhalt des Werkes, so zeigt sich, daß es keine eigentliche systematische Gliederung des Stoffes enthält, auch weder die philosophisch-ästhetischen noch die kunstgeschichtlichen Fragen erschöpft und daher strenge genommen nicht als ein Grundriß, noch viel weniger als eine allgemeine Kunstlehre bezeichnet werden kann. Sehen wir von dem Umstande ab, daß das Buch dem Titel nach mehr verspricht als es hält, so können wir als einen großen Vorzug desselben anerkennen, daß es in seinem speculativen Theile die Begriffe leicht faßlich entwickelt und, von concreten Fällen ausgehend, dem Leser ohne Anstrengung die

Digitized by Google

unwandelbaren Gesetze der Kunst erläutert. Daß es hiebei nicht an einer oft seichten, ungenügenden Darstellung, an unglücklichen Definitionen mangelt, dürfen wir nicht verschweigen. Wenn der Verfasser z. B. unter Kunst „das ganze Reich der durch Menschen hervorgebrachten Dinge, die den Eindruck des Schönen machen oder machen sollen, so wie die Fähigkeit selbst, solche Dinge zu erzeugen" versteht, so ist dies einerseits eine Verallgemeinerung des Begriffes, wodurch dieser auch auf „Dinge" Anwendung finden kann, die gewiß nicht in den Bereich der Kunst fallen, andererseits aber auch wieder eine Beschränkung des Begriffes, die mit der thatsächlichen Erweiterung des Kunstbegriffes im Widerspruche steht. Auch die weiteren Definitionen, wie jene des Kunstwerkes, leiden unter der vorangestellten mangelhaften Präcisirung, andere dagegen, wie über das Komische und Humoristische in der Kunst, sind zu nebensächlich behandelt, als daß sich dem Leser auch nur eine ganz geringe Vorstellung der Bedeutung derselben für die Kunst einpräge.

Im Allgemeinen zutreffend ist seine Charakteristik der Erscheinungsformen der Kunst. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Kunst der Religion auf's innigste verwandt ist, kommt er zu der Folgerung, daß, je verschiedener die Religionen der Völker von einander, um so verschiedener auch die Künste derselben sind, und folgerichtig, je mehr sich jene einander nähern, um so ähnlicher diese sind. „Ja, wenn mehrere Völker eine und dieselbe Religion haben, wird die Verschiedenheit ihrer Künste sich nur in untergeordneten Merkmalen zu erkennen geben, die auf die verschiedene Auffassung dieser selben Religion durch die verschiedenen Volkscharaktere u. dgl. zurückzuführen sind. So lange ein Volk seine eigene Religion hat, hat es seine nationale Kunst; wenn eine und dieselbe Religion mehreren Völkern gemeinsam wird, ist die Kunst periodisch" (?). Die nationale Kunst, bemerkt hierauf der Verfasser, beherrscht das gesammte Alterthum. Hier hatte jedes Volk seine eigene Nationalreligion und die Kunst überschritt die Grenzen des Volkes nur mit der Religion zugleich. Die Typen der alten Kunstarten sind in ihrem Grundwesen verschieden und selbst wenn man einzelne frühe Bezüge zwischen ihnen annehmen zu müssen glaubt, so ist man höchstens berechtigt, in ihnen eine erste Anregung zu selbstständiger, der eigenen Nationalität entsprechender Thätigkeit zu sehen. Die Ausbreitung des Christenthums änderte die ganze Sachlage und das Mittelalter kennt die nationalen Unterschiede der Kunst nicht mehr. Der Verfasser theilt hierauf, abgesehen von den Völkern, welche nicht mit in die geschichtliche Entwicklung gelangten, die mittelalterliche Kunst in die christliche und mohammedanische. Letztere trägt in sich so viele Beschränkungen, welche aus den religiösen Geboten flossen, daß sie dasselbe Schicksal so vieler alten Künste traf, sie erhielt sich typisch und ihre Entwicklung ist nur eine sehr geringe. Anders ist es mit der christlichen Kunst. Die christliche Lehre wurde ebenso von den verschiedenen Völkern verschieden aufgefaßt und angenommen, wie sie im Laufe der Zeit sich als Kirchenreligion ausbildete, änderte und wechselnd gestaltete. Die Kunst folgte allen Phasen der Entwicklung der Religion und nahm immer neue Formen und neue Ausdrucksweisen an. Mit der Neuzeit ändert sich scheinbar die Sachlage, aber nur

Digitized by Google

scheinbar; „denn die neue Religion, welche neu gestaltend und die Kunst entwickelnd eingriff, war der Sinn der Humanität". Der moderne Geist durchbrach die engen Grenzen kirchlicher Auffassung und setzte nicht nur an die Stelle des Uebernatürlichen das menschlich Vollkommene, sondern auch, indem er den Geist entschwundener Zeiten neu belebte und keine Schranken kannte, als die er sich selbst zog, wurde er sowohl universell, da er die gesammte Menschheit und was diese umgab, umfaßte, als auch individuell, da er das Empfangene aus sich selbst, mit dem Stempel seines eigensten Wesens geschmückt, wiedergebar. Aenderte sich aber, müssen wir fragen, dadurch nicht bloß scheinbar, sondern wirklich die Sachlage?

Was der Verfasser in Bezug auf die Principien der Naturnachahmung in der Baukunst, Bildnerei und Malerei bemerkt, dürfte hie und da Widerspruch hervorrufen, namentlich in seiner Auffassung des Ornamentes in der mittelalterlichen Kunst; vollkommen richtig sind dagegen seine Anschauungen über das lebende Modell, namentlich im Hinblick auf die falsche Anwendung desselben von Seite unserer Künstler. Das lebende Modell soll dem Künstler nicht ein Vorbild sein, welches er sich geschmackvoll zurechtsetzt, es soll ihm bei der Ausführung nur die Gewißheit geben, daß das von ihm Entworfene auch naturgemäß wahr in Haltung und Bewegung sei: es soll das Bild seiner Phantasie unterstützen, gleichsam der Probirstein sein, daß der von ihm als Künstler der Form nach geschaffene Organismus, wenn er plötzlich wirklich würde, lebensfähig wäre.

Bei Besprechung des Materiales in der Baukunst hat der Verfasser, wie uns scheint, darauf keine Rücksicht genommen, daß die Wahl desselben viel von der Bodenbeschaffenheit eines Landes abhängt. Daß die Griechen ihre schönsten Bauten in Marmor ausführten, hat vornehmlich darin seinen Grund, weil er ihnen reichlich zu Gebote stand. Wenn in unserer Zeit fast allgemein bei Anwendung des Hausteines Kalk- oder Sandstein gewählt wird, so steht dies im Zusammenhange mit den geringeren Kosten, aber auch — wenigstens in Bezug auf Deutschland — mit klimatischen Verhältnissen. Selbst in der Richtung findet sich in dem Werke eine Lücke, daß der Verfasser bei Schilderung des Entwicklungsganges der Formen der Architektur den Einfluß des Materiales nicht hinreichend betont hat. Zu weit geht er endlich, wenn er behauptet, daß der Ziegelbau erst in unserem Jahrhundert durch Schinckel zu seiner höchsten Vollendung gelangt sei. Die schönen, reich ausgestatteten Backsteinbauten des Mittelalters scheint der Verfasser gänzlich übersehen zu haben.

Eine Reihe trefflicher Erläuterungen finden sich in den Abschnitten über die Technik der bildenden Künste; der Verfasser hat wirklich das Verdienst, die erste zusammenfassende, wenn auch nicht erschöpfende Darstellung geliefert zu haben. In der Abtheilung: „Die Kunst und die Zeit" finden sich dagegen wieder Anschauungen von einer Einseitigkeit, die mit einer objectiven Auffassung der Kunstverhältnisse der Gegenwart nicht vereinbar sind.

Einen so getheilten Eindruck, wie das eben besprochene Werk, machen keineswegs die „Freien Studien" von Ludwig Pfau, welche sich zur Aufgabe stellen,

Digitized by Google

den Beruf der modernen Kunst und deren Stellung zum Staate zu erörtern. Bisher liegt uns von dem auf vier Lieferungen berechneten Werke nur die erste vor, aber aus der vorangeschickten Einleitung lassen sich die Zielpunkte ziemlich bestimmt erkennen. Sie ist der Rahmen zu einer Philosophie der Kunst, welche das Ideal der christlichen Kunst als Gefühlsschwindel, als verrotteten Popanz einer glaubensseligen Vergangenheit betrachtet und der Kunst der Gegenwart die historische Sendung zuschreibt, sich dieses Apparates zu entäußern und als höchstes Ideal die Erforschung und Offenbarung der reinsten Wahrheit, die von allem Scheine befreite Wirklichkeit, die Freiheit des Gedankens anzustreben. Im Grunde betrachtet, ist diese Philosophie in ihren Fundamentalsätzen nichts neues, wir haben sie unter verschiedenen Formen am Horizonte der Kunstästhetik auftauchen sehen; wir wissen auch, daß dieses Ideal der Kunst, welches kein Symbol gelten läßt, nur ein nüchterner abstracter Formalismus ist, an welchem sich die Künstler schwerlich begeistern werden, aber interessant bleibt es jedenfalls, einige Eckſteine dieses Gebäudes kennen zu lernen. In dem ersten Essai, betitelt: „Kunst und Philosophie", stellt sich Pfau zur Aufgabe, darzustellen, was der Mensch ist, der die Kunst hervorbringt, und wir lernen damit den Verfasser als entschiedenen Anhänger der Moleschott'schen Lehre kennen. „Der Mensch", bemerkt er, „ist ein Bewußtsein, das einen Willen hat. Der Wille wird erzeugt durch die Empfindung und den Gedanken, welch' beide fundamentale Fähigkeiten der menschlichen Seele das Nervensystem zum Organe haben. Das Empfinden wie das Denken ist ein physiologischer Proceß. Die Empfindung wird durch den sensitiven mit centripetaler Strömung versehenen Theil des Nervensystems vermittelt, der Gedanke durch den motorischen mit centrifugaler Strömung versehenen. Beide Theile verschlingen und durchdringen sich mit Hülfe zahlloser Fäden, während ihnen die zwischen sie ausgestreuten Bündel grauer Nervenzellen zu gemeinschaftlichen Centren dienen". Das Vermögen, die Fähigkeiten des Bewußtseins zu trennen und zu gegenseitiger Erörterung zu bringen, unterscheidet den Menschen von dem Thiere und die höchste stets fortschreitende Entwicklung dieses Vermögens führt zur Erkenntniß der Wahrheit, welche sich als Wahrheit der Empfindung in die ästhetische und als Wahrheit des Gedankens in die dialektische gliedert. Aus dem gesteigerten Proceß des Empfindens und des Gedankens geht das Ideal und die Idee hervor. „Der Mensch erzeugt Ideal und Idee auf so natürlichem Wege, wie die Haare auf seinem Kopf und die Nägel an seinen Händen. Die Erzeugung des Gedankens, der unser Bewußtsein befruchtet, ist nicht wunderbarer oder übersinnlicher als die Bereitung des Blutes, das unsere Organe befruchtet". Die Grundlage des Ideals bildet die Operation des Wahrnehmens und Fixirens. Das Auge, indem es einen Gegenstand betrachtet, reproducirt das Bild desselben auf der Netzhaut, wo es die Wahrnehmung in Empfang nimmt. Diese Reproduction ist aber keine sclavische Copie, sondern steht ungefähr in dem Verhältnisse, wie eine Photographie zum Originale. Das ist jedoch nicht alles. Das Gehirn, indem es sich des Bildes bemächtigt, unterwirft es einer zweiten Umwandlung, es nimmt nur die Grundzüge desselben, die

Digitized by Google

unterscheidenden Merkmale auf und beseitigt noch eine Menge von Einzelheiten, welche die Netzhaut zwar wiedergiebt, die Wahrnehmung aber verschmäht. Das so gereinigte Bild wird hierauf von dem Gedächtnisse bearbeitet. Nach Darlegung dieses Processes kommt Pfau zu dem Schlusse, daß das sinnliche vom Bewußtsein fixirte Bild nichts anderes sei, als das spontane, vom ästhetischen Verbande noch nicht bearbeitete Ideal und der wahre Künstler, der Erfinder der Kunst, das Auge sei. Der Künstler geht nicht von der Natur aus, sondern von dem Bilde seiner Netzhaut, da er nur dieses wahrnimmt. „Er zeichnet nur mit intelligenter Absicht nach, was ihm sein Auge mit physiologischer Naivetät vorzeichnet, er setzt nur das Verfahren fort, indem er die Consequenzen desselben entwickelt". Auf diesem Wege erzeugt der Mensch nach Pfau das Ideal, d. i. das vergeistigte sinnliche Bild, und so wie die Sprache die Idee verkörpert, giebt die Kunst dem Ideale Fleisch und Blut. Die Wissenschaft verfaßt die Biographie der Wahrheit und die Kunst liefert das Bildniß dazu; das ist ihre Verrichtung des menschlichen Geistes.

Unsre Leser dürften aus diesen Grundzügen sich einen Begriff zu bilden vermögen, wie der Pfau'sche Mensch beschaffen ist, welcher ein Kunstwerk hervorbringt. Werfen wir nun einen Blick auf die Einleitung, in welcher der Verfasser den Zweck des Kunstwerkes und die Stellung des Kunstwerkes im Staate erörtert. Er läßt die ursprüngliche Verbindung der Kunst mit der Religion als eine historische Thatsache gelten, aber er stellt in Abrede, daß die Kunst der Religion zu Dank verpflichtet sei. Die nähere Untersuchung der gegenseitigen Beziehungen stellte im Gegentheile heraus, daß die schöpferische, gestaltende Kraft dieser gemeinsamen Wirksamkeit eine Mitgift der bescheidenen Kunst, nicht aber ein Beibringen der herrschsüchtigen Religion war, daß diese vielmehr ihre willfährige Bundesgenossin ausbeutete und deren ästhetische Anstrengungen den kirchlichen und priesterlichen Zwecken dienstbar machte. In den Abschnitten: „Kunst und Geschichte", „Kunst und Moral" wird nun dieses Paradoxon, stark versetzt mit Buckle'schen Anschauungen über den Werth der bisherigen Geschichtschreibung, eingehend erörtert, für vollständige Trennung des Staates von der Kirche gekämpft und in letzter Instanz die Forderung gestellt, auch die Kunst den Einflüssen der positiven Religion zu entrücken. „Rückkehr der Kunst zur Religion heißt nichts anderes, als Rückkehr der Gesellschaft zur Theokratie". Den Weg zu einer Verweltlichung und, nach der Pfau'schen Anschauung, zu einer Veredlung der Kunst habe die Renaissance vorgezeichnet, als der Gottvater des Florentiners dem Jupiter des Phidias aus der Hüfte sprang, und in consequenter Entwicklung dieses Gedankens gelangt Pfau einerseits zu einer Verherrlichung des Heidenthums, andererseits zu einer vollständigen Negation des Christenthums. An den Staat stellt er aus diesem Grunde auch die Forderung, den Künstler so zu erziehen, daß der physiologische Proceß des Bewußtseins, d. i. der Empfindung und des Gedankens, nicht durch christliche Bilder und Symbole gestört werde. Und damit soll also der armen Kunst auf die Beine geholfen werden, damit soll sie den verlornen Einfluß im Staate wieder erlangen!

Digitized by Google

Friedrich v. Hurter.

(Aus dem „Vaterland".)

Hurter wurde zu Schaffhausen in der Schweiz, den 19. März 1787, in der protestantischen Religion (dem zwinglianischen Bekenntnisse) geboren und erzogen. Sein Vater war eidgenössischer Landvogt in Tessin und Bürger in Schaffhausen, die Mutter stammte aus dem angesehenen Geschlechte der Ziegler, welches von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1487 in den Adelstand erhoben wurde. Hurters Jugendzeit fiel gerade in jene Epoche, in welcher die französische Revolution ihren Phrasen von Freiheit, Gleichheit und Bürgerglück den blutigen Stempel der Guillotine aufdrückte und dadurch sich selbst zum Schrecken der Fürsten und Völker in ihrer wahren Gestalt entpuppte. Die Entrüstung der großen Mehrzahl der Zeitgenossen, namentlich seines eigenen trefflichen Vaters, über die Freveltaten der Jakobiner theilte sich dem Knaben mit und war eine Hauptursache seines nachmaligen entschiedenen Charakters und seiner ohne Scheu ausgesprochenen politischen und religiösen Grundsätze. Auch die damaligen stürmischen Ereignisse in der Schweiz und der Umsturz aller uralten Einrichtungen trugen das ihrige hiezu bei. Mit siebenzehn Jahren verließ Hurter im Jahre 1804 seine Vaterstadt, um auf der Universität Göttingen den theologischen Studien obzuliegen. Kräftig wies er alle rationalistischen Bestrebungen, welche damals aufzutauchen begannen, von sich und ließ den alten Kirchenglauben als alleinigen Ausdruck der von oben stammenden Offenbarung gelten. In hohem Grade merkwürdig war es, daß Hurter als junger Student, als Candidat der protestantischen Theologie Papst Gregor VII. nicht nur gegen die gewohnten Beschuldigungen seiner Commilitionen in Schutz nahm, sondern ihm selbst das Verdienst, durch seinen Kampf für die Kirche den geoffenbarten Glauben gerettet zu haben, zuerkannte und das Urtheil über ihn als einen Prüfstein des positiven Glaubens oder rationalistischer Verwässerung aufstellte. Seine Liebhaberei für Bücher, namentlich für ältere Werke, fand in Göttingen eine reiche Fundgrube. Durch Zufall gelangte er in den Besitz einer Ausgabe der Briefe Innocenz' III., welche in der Folge einen so außerordentlichen Entscheid über sein ganzes späteres Leben und Wirken ausübten.

Kaum zwanzig Jahre alt gab Hurter den ersten Band der Geschichte des Königs Theodorich heraus und erfreute sich eines aufmunternden Schreibens von seinem berühmten Landsmann Johannes v. Müller. Zur selben Zeit bestand er sein Examen als Predigeramtscandidat und erhielt eine Landpfarre im Canton Schaffhausen, wo er hinreichend Muße fand, seiner Neigung zu litterarischen Arbeiten Genüge zu thun. Er machte sich an die Lösung einer Preisaufgabe des französischen Nationalinstitutes über den bürgerlichen und politischen Zustand Italiens zur Zeit der Herrschaft der Gothen. Aus Mangel an erforderlichen Hülfsmitteln mußte er die Arbeit halb vollendet auf die Seite legen. Den Bemühungen der rationalistischen Prediger, die alten kraftvollen Gebete durch neue süßliche Phrasen zu ersetzen, trat Hurter, so jung er noch war, im Jahre 1812 durch eine Schrift entgegen, welche allgemeinen Beifall fand und den genannten Bestrebungen ein Ende machte. Auch begann er unter dem Titel „Diabolica" eine Sammlung von litterarischen und doctrinellen Ausartungen protestantischer Schriftsteller und Prädicanten anzulegen, welche zur Beleuchtung des Protestantismus helle Streiflichter enthielten. Im Verein mit seinem Bruder gab er ein politisches Blatt „Schweizerischer Correspondent" heraus, in welchem er durch zwanzig Jahre die Legitimität gegen die Revolution, die Rechtgläubigkeit der protestantischen Confessionen gegen den Rationalismus, die Freiheit und die Rechte der katholischen Kirche gegen die Gewalthaber vertheidigte. Als die Frau v. Krüdener, welche seinerzeit auch auf den schwärmerischen Kaiser Alexander I. einen

Digitized by Google

religiösen Einfluß ausübte, im Jahre 1817 die Schweiz zum Schauplatz ihrer wandernden Predigerbühne sich auserkoren hatte und Schaaren neugierigen Volkes an sich zu fesseln wußte, da trat Hurter in einer Flugschrift „Frau v. Krüdener in der Schweiz" der religiösen Schwärmerei entgegen.

In eben diesen Jahren begann Hurter eine Arbeit, die ihm nicht nur einen europäischen Ruf verschaffte, sondern an welche auch im Laufe der Zeiten alle Wendungen seines äußern und innern Lebens sich knüpften, wir meinen die Geschichte Innocenz' III. Dieses berühmte Werk ist das Resultat dreißigjährigen rastlosen Forschens, die Frucht strenger Unparteilichkeit und gerechter Würdigung der Regierung eines der größten Päpste und des großartigen Lebens und Waltens der katholischen Kirche im 12. und 13. Jahrhundert. Als im Jahre 1834 der erste Band erschien, erregte er gleich großes Aufsehen in katholischen wie in kirchlich-revolutionären Kreisen, Freude in dem einen, Zorn im anderen Lager, daß ein Protestant es gewagt hatte, Papst Innocenz III. und das Mittelalter wieder zu Ehren zu bringen. Als Beweis der damaligen Gesinnung diene der Umstand, daß selbst die renommirtesten Buchhandlungen den Verlag des genannten Werkes nicht übernehmen wollten, bis sich endlich der berühmte Perthes, ebenfalls ein Protestant, dazu erbot.

Während diesen litterarischen Arbeiten nahm Hurter mit gewohnter Energie und hervorragender Tüchtigkeit an den politischen und religiösen Angelegenheiten seines Cantons und mittelbar der gesammten Schweiz bedeutenden Antheil. Im Jahre 1835 zum Antistes der gesammten Geistlichkeit erwählt, gingen seine Bestrebungen dahin, letztere aus der Vormundschaft der Regierung zu befreien, ihr das Gefühl der Unabhängigkeit und der Achtung ihres Standes einzuflößen, aber auch deren materielle Lage zu verbessern. Den verschiedenen Eingriffen der Regierung trat er mit solcher Kraft entgegen, daß während seiner Leitung die Geistlichkeit eine ungleich freiere Stellung einnahm als in früheren Zeiten. Aus derselben Absicht suchte er eine Art von Liturgie einzuführen. Solche Neuerungen fanden natürlich heftige Widersacher auch unter seinen Amtsgenossen, aber das Ansehen und die Geistesüberlegenheit Hurters waren zu groß, so daß ihnen Schweigen und scheinbare Fügsamkeit vorläufig gerathener schien. Der Sturm brach später wegen eines anderen, anscheinend unbedeutenden Anlasses aus. — In gleicher Weise trachtete er als Präsident des Schulrathes das Schulwesen, namentlich das Gymnasium durch Berufung tüchtiger Lehrer zu heben und auch den Lehrern größere Besoldung zu erwirken.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen war aber die Thatsache, daß aus allen Theilen der Schweiz die Klöster zu Hurter, dem Vorsteher der protestantischen Geistlichkeit, in ihren Bedrängnissen die Zuflucht nahmen. Er stand ihnen mit Rath und That bei. Dem Kloster Muri rettete er bedeutende Capitalien und kostbare Pretiosen. Für die aargauischen Klöster trat er, wenn auch anonym, in einer gewaltigen Schrift auf, welche die aargauische Regierung durch eine Gegenschrift vergebens zu widerlegen sich bemühte. Die katholische Kirche in der Schweiz hatte an ihm einen Vertheidiger gefunden, der ihren Klagen über zunehmende Gewaltthaten in seiner Schrift: „Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz" beredtes Wort lieh. Bischöfe, Prälaten, Aebtissinnen, andere katholische Würdenträger standen in jenen feindseligen Zeiten in ununterbrochenem, theils persönlichem, theils schriftlichem Verkehr mit Hurter. Seinem Einschreiten haben die Katholiken auch in Schaffhausen, wo seit dreihundert Jahren kein katholischer Gottesdienst mehr gehalten werden durfte, die Uebergabe einer alten Kirche zu verdanken, und in Folge seiner zahlreichen Verbindungen und Bemühungen gelang es ihnen, das vorgeschriebene Stiftungscapital von 30.000 Fr. zu sammeln und ein Haus zur Schule sich zu erwerben. Gegenwärtig bilden sie eine blühende Gemeinde. Selbst die früheren Erzbischöfe von Freiburg wandten sich nicht selten an Hurter, der ihnen mit Rath und That beistand, als es galt dem Conventikelwesen badischer Katholiken in Constanz und Schaff-

Digitized by Google

hausen ein Ende zu machen. Noch als Protestant war er bei seiner damaligen Anwesenheit in Rom in den Unterhandlungen wegen Errichtung eines neuen Bisthums in St. Gallen thätig. Anderer Schritte zu Gunsten katholischer Institute werden wir später gedenken.

Im Jahre 1839 unternahm Hurter eine Reise nach Wien, um einen Sohn in der Ingenieurakademie zu Wiener-Neustadt unterzubringen. Hier lernte ihn Fürst Metternich kennen; auch knüpfte er mit anderen hochstehenden oder berühmten Persönlichkeiten Bekanntschaft an. Die Frucht dieser Reise war sein Buch: „Ausflug nach Wien und Preßburg". Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt besuchte er am Fest des h. Joseph mit dem Grafen v. Enzenberg, einem ausgezeichneten Mann, das Kloster St. Katharinenthal, wo er, halb knieend, halb sitzend, in seinen Mantel gehüllt, dem Hochamte beiwohnte. Ein Späher, der sich zur selben Zeit in der Kirche eingefunden, brachte alsbald Nachricht von diesem Vorgange nach Schaffhausen. Diese Hiobspost war das Signal zum lange vorbereiteten Sturm. Die Toleranzblätter klagten Hurter wegen katholischer Gesinnung an und forderten ihn auf, Aufschluß zu geben über seine protestantischen Ueberzeugungen. Hurter war aber nicht der Mann, der sich von seinen ihm untergeordneten Amtsgenossen zur Rechenschaft ziehen ließ; er verwies sie einfach auf seine bisherige Amtsthätigkeit. Ein kurzer Waffenstillstand trat ein. Hurter unternahm eine Reise nach München, um seine älteste Tochter, ein blühendes und geistreiches Mädchen, in den Kreis seiner dortigen Bekannten einzuführen. Unglücklicher Weise herrschte gerade damals der Typhus sehr stark in München; auch seine Tochter wurde davon ergriffen. Bald nach der Heimkunft brach er in heftigem Grade aus. Die beiden einzigen Töchter starben rasch nach einander, auch Hurter kam in große Gefahr. Ein Prädicant benützte diese Unglücksfälle zu einem schmählichen Zeitungsartikel, welcher den ohnehin gebeugten und kaum halb genesenen Kranken derart ergriff, daß er in die Krankheit zurückfiel und mit dem Tode rang. Wieder hergestellt, legte er, müde der Plackereien, alle seine Aemter nieder und trat in das Privatleben, doch nicht ohne zuvor seine Gegner durch seine Schrift „Antistes Hurter und sogenannte Amtsbrüder" gezeichnet zu haben. Drei Jahre verlebte Hurter in Frieden, beständig mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, bis er sich zu einer Reise nach Rom entschloß, wo er von Papst Gregor XVI. und vielen Cardinalen in besonders ausgezeichneter Weise aufgenommen wurde. Von der Gnade bewältigt, kehrte er den 21. Juli 1844 in den Schooß der katholischen Kirche zurück. Diese Conversion machte ungeheures Aufsehen überall, wo nur Hurter bekannt war. In seiner Vaterstadt entstanden stürmische Auftritte, die Volkshaufen zogen vor sein Haus, um ihren Fanatismus in thätiger Weise an Hurter zu kühlen, der aber, glücklicher Weise von einem Jugendfreunde gewarnt, in der Karthause Ittingen in Thurgau die Herstellung der Ruhe abwartete. Einige Tage darnach ließ er einen Aufruf veröffentlichen, in welchem er das Recht der Ueberzeugung und der Gewissensfreiheit auch für sich in Anspruch nahm, und die Bürger von Schaffhausen an alles das erinnerte, was er bis dahin für das Wohl seiner Vaterstadt gewirkt hatte, Hurter kehrte unbelästigt zurück. Bald veröffentlichte er die bekannte Schrift „Geburt und Wiedergeburt", die sich ganz besonders durch den Reichthum ihres Inhaltes, durch die Gedankenfülle und die kraftvolle Besprechung aller politischen und religiösen Zeitfragen auszeichnet.

Am ersten Jahrestage seiner Bekehrung bekam Hurter unerwartet seine Berufung nach Wien und Ernennung zum k. k. Hofrath und Reichshistoriographen. Noch kurze Zeit zuvor stand Minister Abel in Unterhandlung mit ihm wegen Uebernahme einer Professur an einer der bairischen Universitäten.

In Wien angekommen, unterzog sich Hurter mit gewohntem Fleiße dem ihm gestellten Auftrage, das Leben Ferdinands II actenmäßig zu schreiben. Gegenwärtig ist dasselbe in zehn Bänden vollendet. Dieses Werk mag Manchen wohl zu umfangreich

Digitized by Google

erscheinen, allein sein Verfasser hatte zugleich die Absicht, mit diesem Leben eine wahrheitsgetreue Darstellung des Zustandes der österreichischen Länder vor und zu Zeiten Ferdinands II. zu verbinden und den landläufigen Urtheilen durch quellenmäßige Beleuchtung entgegen zu treten. Etwas später erschienen aus der fleißigen Feder Hurters die „Biographie der Erzherzogin Maria", die „Criminalgeschichte des Kammerdieners Phlipp", „Beiträge zur Geschichte Wallensteins", „Französische Feindseligkeiten gegen Oesterreich im dreißigjährigen Kriege", das „Leben des Erzbischofes der Mechitharisten Aristaces Azaria", „Protestantismus und Katholicismus" und eine Menge kleinerer Schriften und Aufsätze. Noch vor dem Jahre 1848 verwendete sich Hurter für das arme Bisthum Chur, dem Napoleon I. die großen Güter im Veltlin entrissen, und welche später Oesterreich ohne allen und jeden Ersatz an sich gezogen hatte. Die Folge dieser Verwendung bei Kaiser Ferdinand I. war, daß als eine Art von Abschlagssumme dem Bisthum jährliche 4000 fl. ausbezahlt werden. Ebenso nahm sich Hurter der vertriebenen Klosterherren von Muri an und erwirkte ihnen die Uebergabe des unter Joseph II. aufgehobenen Klosters Gries bei Bozen, wo sie gegenwärtig eine blühende Klostergemeinde bilden. Auch die Cistercienser des im Aargau aufgehobenen Klosters Wettingen vermochten durch Hurters Thätigkeit in Mehrerau bei Bregenz eine Niederlassung zu gründen und eine Kirche zu bauen.

Mit demselben Eifer für katholische Zwecke nahm sich Hurter der Mission in Central-Africa und der Unterstützung der Katholiken im Oriente an. Beide Vereine wählten ihn zu ihrem Präsidenten, der durch seine Erfahrung sowohl wie durch seine Feder dieser Stelle sich vollkommen gewachsen erwies. Als die katholische Generalversammlung zu Wien ihre Zusammenkunft feierte und unter anderem auch die Gründung eines katholischen wissenschaftlichen Blattes beschloß, da war es Hurter, der die Sache in die Hände nahm, ins Leben rief und ihr durch mehrere Jahre bedeutende Unterstützungen erwirkte. —

Wir übergehen das Verfahren gegen Hurter im Jahre 1848. Der Minister Fürst F. Schwarzenberg ließ Hurter dann erst theilweise Recht widerfahren, als dieser in einer als Manuscript gedruckten Denkschrift gegen dieses Verfahren in gewohnter kraftvoller Weise auftrat. Graf Buol rehabilitirte ihn wieder. So arbeitete Hurter unverdrossen auch in seinem hohen Alter fort. Selbst sein Aufenthalt in Graz zur Stärkung seiner Gesundheit konnte ihn nicht abhalten, täglich an einem neuen Werke, das schon theilweise dem Druck übergeben ist, zu arbeiten. Ein Besuch im Kloster Rein bei Graz zog ihm eine Verkühlung und diese seine letzte Krankheit und den Tod zu. Er starb am 27. August Abends halb 8 Uhr.

Hurter stand mit den bedeutendsten Gelehrten Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Italiens in Verbindung, seine Correspondenz war äußerst ausgebreitet und erstreckte sich bis nach America, Aegypten und dem Oriente, wie die zahlreichen hinterlassenen Briefe es beweisen. Von Gregor XVI. wurde er zum Ritter des Gregor-Ordens, von Pius IX. zum Commandeur desselben Ordens und zum Ritter des Pius-Ordens zweiter Classe erhoben. Die Universität Basel sandte ihm seinerzeit das Doctordiplom der Theologie; er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, Rom, Brüssel und Assisi.

Gefällig und barmherzig wie er war, durfte wohl schwerlich jemand über unfreundliche Aufnahme sich beklagen. Sein guter Humor, seine treffenden Vergleiche und schlagenden Witze waren eine Würze für diejenigen, die seiner Conversation sich erfreuten. Staunenswürdig war namentlich sein enormes Gedächtniß. Es gab wohl keine bedeutende Familie kein berühmtes Schloß, kein historisches Ereigniß, worüber er nicht zu jeder Zeit bis in die kleinsten Details Aufschluß hätte geben können. Hatte Hurter auch viele Gegner mit Rücksicht auf seine politischen Grundsätze und katholische Ueberzeugungstreue, so hatte er doch sicher keine persönlichen Feinde. In ihm verliert die Wissenschaft eine hohe Zierde durch seine Gelehrsamkeit wie durch seinen reinen Wandel, die katholische Kirche einen

Digitized by Google

gewandten Vertheidiger, der mit dem schlagfertigen Worte hohen Muth und Furchtlosigkeit verband; seine Bekannten einen liebenswürdigen Freund, und Vielen wird wohl noch lange das Bild des ehrwürdigen Greises mit seinen freundlichen Zügen und weißen Haaren vor Augen schweben.

Kurze kritische Besprechungen.

Jahrbuch der Israeliten. 5626 (1865/66).

E. Wie alljährlich, eröffnet auch in diesem Jahre das „Jahrbuch der Israeliten", denen schon der September den Neujahrstag bringt, den Reigen der Kalenderlitteratur. Es hat neuerdings seinen Herausgeber gewechselt und als solcher steht an der Spitze des Buches Szántó, der als Pädagog und Schriftsteller bekannte Redacteur der „Neuzeit", mit einem Aufsatze „Des Buches Selbst- und Rückschau". In dieser führt er den Nachweis, daß die Biographie des Wiener Almanachs für Israeliten gewissermaßen ein Stück Geschichte des Judenthums selbst ist. Er erzählt, daß der „erste Wiener Almanach für Juden" im Jahre 1820, „als die entgegengesetzten Strömungen der Reaction wie des Liberalismus am gewaltigsten gegen einander schossen", in hebräischer Sprache unter dem Titel „Bikure haïtim" (Erstlingsfrüchte der Zeiten) erschien, herausgegeben von dem Hamburger Salomon Kohn, „dem leibhaftigen Portrait des damals auf- und niederwogenden Judenthums". Diesem gelang es, die hervorragendsten Geister der damaligen österreichischen Juden als Mitarbeiter zu gewinnen, so daß die „Erstlingsfrüchte" den Lesern zwölf Jahre hindurch geboten werden konnten. Nach zehnjähriger Pause trat das Wiener jüdische Jahrbuch zum zweiten Male unter der Leitung des unternehmungslustigen Isidor Busch ins Leben, und wieder waren es Namen von gutem Klange, deren Träger sich mit schriftstellerischen Leistungen ausdauernd daran betheiligten. Der Sturm des Jahres 1848 „verwehte die Blätter" und verschlug ihren Herausgeber bis in den fernen Westen America's. Wieder fünf Jahre später (1853) war es dann der durch humanitäre und schriftstellerische Thätigkeit in gleicher Weise berufene Vertreter der israelitischen Cultusgemeinde Joseph Wertheimer, der das Jahrbuch neuerdings ins Leben rief und sich im Jahre 1860 den Schriftsteller Kompert adjungirte. Szántó will nun der ursprünglichen Anlage des Buches neue zeitgemäße Rubriken hinzufügen, die beabsichtigten Veränderungen jedoch noch nicht in diesem Jahre eintreten lassen, weil er zunächst dem vorgefundenen Materiale Rechnung zu tragen sich verpflichtet fühlt.

Aus diesem Materiale wird nun zunächst eine biographische Skizze aus talmudischer Vorzeit (Saadias, von Joel) gebracht; ihr folgt die Lebensgeschichte eines „Vorkämpfers aus Mendelssohn'scher Zeit" (Lazarus Bendavid v. Kayserling) und — als Uebergang zu historischen Monographien — Correspondenzen der Brüder Humboldt an jüdische Freunde. Der fleißige G. Wolf hat wieder einen „Beitrag zur Geschichte der Juden in Wien", Steinschneider einen Aufsatz „Aus der Litteratur" geliefert. Prediger Jellinek beleuchtet in der „Neuen Judenfrage" das Verhältniß des arischen zum semitischen Stamme und Freudenthal bespricht „Den Gottesbegriff bei den Griechen und bei den Hebräern". Noch enthält das Jahrbuch „Chassidäische Silhouetten" von Horowitz, Gedichte von Frankl und Kämpf, eine Erzählung, „Die beiden Prinzessinnen", von Dr. M. S., und eine einfache, allerliebste, aus dem Leben gegriffene Geschichte „Wie man heiratet", von Kompert, Nekrologisches

Digitized by Google

vom Herausgeber ꝛc. Das interessante und lehrreiche Jahrbuch wird seine Leser befriedigen und diese Aufgabe noch ausreichender lösen, wenn populären Bedürfnissen und Ansprüchen in weiterem Umfange als bisher Rechnung getragen werden wird.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Als wir gelegentlich des sechsten Säcularfestes der Geburt Dante's die zahlreichen Festgaben registrirten, vermißten wir unter ihnen mit Befremden eine von der Hand K. Witte's, dessen schöne Textausgaben der „Divina commedia" und kleinere Arbeiten über den großen Florentiner eine solche vor allem erwarten ließen. Sie kommt uns jetzt nachträglich zu in einer Uebersetzung der „Göttlichen Komödie", reimlos, aber im Versmaß des Originals und begleitet von einer kurzen Einleitung und reichlich gegebenen erklärenden Anmerkungen am Schlusse des Werkes. Zu rühmen ist an dem Aeußeren des Buches die würdige Ausstattung, guter klarer Druck auf starkem Papier von sanfter gelber Farbe, wir würden sie tadellos nennen, fänden sich nicht in dem Text eine nicht geringe Anzahl der störendsten Druckfehler, die doch in einer mit Sorgfalt ausgestatteten Festschrift nicht gefunden werden sollten. Die Verlagshandlung versendet gleichzeitig zwei Ausgaben, eine sogenannte Prachtausgabe in großem Octavformat, geschmückt mit einem sehr schönen photographischen Titelbild nach Raphael, und eine kleine Ausgabe in Miniaturformat, beide zu wohlfeilen Preisen.

Eine „Geschichte des Abfalls der Niederlande", von F. J. Holzwarth, Pfarrer in Thannheim in Württemberg, erschien soeben in ihrem ersten Band, und wie wir dem Vorwort und einem kurzen Ueberblick entnehmen, hat sie sich zur Aufgabe gestellt, den älteren und neueren Werken über die viel besprochene Zeit entgegen zu treten, namentlich Motley's vielverbreitetem Werk, dessen glänzende Eigenschaften, wie vollständige Beherrschung des Stoffes, vollendete Kunst der Gruppirung und eine mit allen Künsten einer blendenden Rhetorik gesättigte Darstellung der Verfasser zwar anerkennt, aber dessen Grundanschauung er als willkürlich und der Wahrheit nicht entsprechend bezeichnet. Für sein Buch beansprucht Holzwarth eine Mittelstellung zwischen dem Phantasiegebilde Motley's und den überreizten Ausführungen Mathias Kochs. Der erste Band umfaßt nur die Genesis der Revolution in den Jahren 1559 bis 1566.

Auf dem Gebiete der Geographie haben wir heute nach längerer Pause wieder einige wichtige Erscheinungen zu verzeichnen, zwei von ihnen ergänzen die reiche Geographie des h. Landes, es sind: eine physische Geographie des h. Landes aus dem Nachlasse des Prof. der Theologie Edward Robinson in New-York, ein Bruchstück eines unvollendet gebliebenen Werkes über die physische und historische Geographie der Bibel und ein kleiner Reisebericht über Bethlehem, von H. Ludwig, Pfarrer. „Studien über agrarische und physikalische Verhältnisse in Süd-Brasilien in Hinblick auf die Colonisation und die freie Einwanderung" veröffentlicht Herr W. Schultz als die Frucht langjähriger Beobachtungen und ausgedehnter Reisen in dem hinsichtlich deutscher Auswanderung besonders wichtigen Lande(Beigegeben ist diesen Studien ein sehr schön ausgeführter Atlas, der durch zahlreiche, bisher unbekannte Details dem Werk erhöhten Werth verleiht. Eine vierte Novität führt uns eine der schönsten Gebirgsgruppen unserer Alpen vor Augen; es betitelt sich: „Die Stubaier Gebirgsgruppe, hypsometrisch und orographisch bearbeitet und mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von L. Barth und L. Pfaundler. Mit einer Karte und fünf artistischen Beilagen."

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Briefe Marie Antoinettens.

Louis XVI., Marie Antoinette et Madame Elisabeth. Lettres et documents inédits publiées par F. Feuillet de Conches.
(Tome III. Paris 1865, Henri Plon.)

Die Leser dieser Blätter haben bereits in einem längeren Artikel von der Streitfrage Kenntniß erhalten, welche sich an die jüngsten, Marie Antoinette betreffenden Pariser Publicationen geknüpft hat. Jene ersten Bedenken gegen die Echtheit der von den Herren Feuillet de Conches und v. Hunolstein veröffentlichten Briefe haben sich seit der Zeit namhaft gesteigert und wäre es nur um deßwillen, weil einer der trefflichsten Kenner der französischen Revolutionsgeschichte und zumal eine der hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiete historischer Kritik, Herr v. Sybel, in einer kleinen, aber scharf geistreichen Schrift den Briefen die Echtheit geradezu und schlechthin abgesprochen hat (Hist. Zeitschr., 7. Jahrg., 1. Heft, S. 164 bis 178). Sein Schlußurtheil lautet: „Die Antoinette der Arneth'schen Briefe ist eine völlig andere als die der Hunolstein'schen und Feuillet'schen. Jene ist ruhiger, vornehmer, wenn man will, trockener in der Art ihrer Mittheilungen, dafür aber gehalten, besonnen und in der zärtlichen Ehrfurcht gegen die Mutter höchst liebenswürdig. Man erfährt von ihr viele unerhebliche Einzelheiten, aber gelegentlich wichtige und lehrreiche Thatsachen, wie z. B. ihre Betheiligung an der Diplomatie von 1778, ihre Abneigung gegen Turgot, ihren Zorn auf die englische Verfassung. Dagegen ist die Antoinette der Pariser Sammlungen amüsant, kokett, nachlässig graziös; hundertmal meint man die Conversation einer vornehmen Dame in einem modernen Pariser Lustspiele, allerdings von etwas niedriger Gattung, zu vernehmen; im Inhalt ihrer Mittheilungen beschränkt sie sich auf die bekanntesten Dinge und nimmt es nicht immer genau mit Styl und Chronologie. Auch wo nach der Unzulänglichkeit unseres Materiales positive Einzelbeweise der Unechtheit fehlen, entscheidet der Gesammtcharakter dieser Haltung. Die Briefe der Königin vor der Revolutionszeit, wie sie bei Hunolstein und Feuillet stehen, sind aus dem beglaubigten Materiale der Geschichte sämmtlich auszuscheiden"

Gestützt hatte Herr v. Sybel dieses Urtheil auf eine Reihe von Gründen, unter welchen außer jenen, welche seinerzeit schon in der „Oesterr. Wochenschrift" mitgetheilt wurden, insbesondere der Umstand figurirt, daß eine Anzahl von Details

Digitized by Google

in den Hunolstein-Feuillet'schen Briefen aus den Memoiren der Frau v. Campan entlehnt schien. So bei Hunolstein der Brief vom 14. Februar 1771, wo die Erwähnung Metastasio's und die Schilderung der drei Tanten ganz mit der Campan S. 21, 28, 29, 41 und 58 zusammentrifft, und die kurzen Sätze über die Tante Sophie schlechterdings erst verständlich sind, wenn man die Ausgaben der Campan, aus denen sie abgekürzt sind, hinzunimmt. Weiter die neun Briefe an die Erzherzogin Marie Christine, August 1772 bis 1774. Alle neun sind mit kleinen Mädchenplaudereien erfüllt, Klagen über die Etikette, über das monotone Leben (die echte Antoinette sagt freilich 26. October 1772: „quoique le temps soit fort rempli ici, je lis au moins un peu tous les jours") — und einzelne Hofgeschichten und Personalnotizen. Diese Specialien sind sämmtlich im dritten Capitel der Campan anzutreffen, die Schilderung Clotildens und Elisabeths, die lange Nase des Grafen Artois, die gemeinsamen Mahlzeiten und das Privattheater der Prinzen. Zwei weitere Briefe an Christine besprechen 1777 den Besuch Kaiser Josephs II in Versailles: kaum ein Satz befindet sich darin, dessen Quelle nicht in den Memoiren Cap. 8 nachzuweisen wäre. Kurz — um weitere Beispiele zu übergehen — „von reichlich einem Viertheil der hier in Betracht kommenden Briefe ist die Unechtheit mit zwingenden Gründen zu erweisen" und auf das genaueste stimmen die anderen Nummern jeder dieser Correspondenzen mit den erwiesenen Fälschungen überein.

Es ist natürlich und vor kurzem von den französischen Blättern mit einer gewissen Ostentation angekündigt worden, daß die Franzosen den Vorwurf der Fälschung sowohl, als nicht minder den Vorwurf düpirt worden zu sein, zurückweisen würden. Denn nur auf den letzten Punkt bezog sich den Herren Feuillet de Conches und v. Hunolstein gegenüber die Sybel'sche Anklage. „Es bedarf nicht erst der Bemerkung", schreibt er, „daß wir Herrn Feuillet de Conches beipflichten, wenn er bei jeder Streitfrage über die Echtheit eines Actenstückes das höchste Gewicht auf die Vorzeigung des Autographs legt, und daß wir von seinem besten Glauben an seine Autographensammlung vollständig überzeugt sind. Aber er ist nicht der erste Sammler, dessen Eifer das Opfer eines Betrügers geworden ist, und der Fälscher, der ihn getäuscht hat, ist keineswegs ein Stümper gewesen. Freilich mit der historischen Kenntniß, auf die er sein Werk gebaut, hat er es sich leicht gemacht; außer der Campan hat er höchstens eines oder das andere der gleichzeitigen Tagesblätter zu Rathe gezogen und dann nach der hier geschöpften Vorstellung der jungen, unerfahrenen, lebenslustigen Königin geschrieben. Aber trefflich hat er es verstanden, diese Maske nach allen Seiten, in den Briefen an Mutter, Schwester, Bruder, Freundin festzuhalten, und, was immerhin ein litterarisches Verdienst ist, er hat es verstanden, unter dieser Maske das Wohlgefallen seines Publicums und vor allem das Herz der Herren v. Hunolstein und Feuillet de Conches zu gewinnen."

Wir wissen nicht, ob es in einem solchen Falle und speciell für einen Franzosen schmerzlicher ist als Betrogener oder als Betrüger zu gelten, sicher ist, daß

Digitized by Google

Herr Feuillet de Conches kaum in größere und sinnverwirrendere Aufregung hätte gerathen können, wenn man ihn direct der Fälschung geziehen hätte. „Unglückliche Schwäche unserer Zeit", ruft er aus, „die alles in Frage stellt, alles erschüttert! Und nach der Campan sollen die Memoiren gemacht sein? Das heißt doch dem Impostor viel Ungeschicklichkeit zumuthen. Waren nicht alle großen Fälscher aller Zeiten — Herr Feuillet de Conches zählt sie mit gewiegter Gelehrsamkeit auf — viel verschlagener und besser unterrichtet? Der griechische Sophist Alciphron, Psalmanasar, Fourmont, Caraccioli, Daniel de Foë, Archibald Bower, Chatterton, Lauder, Crébillon, der J. Angliviel de la Beaumelle, Macpherson, Surville u. s. w., sie alle waren geschickte Mystificatoren, und der moderne Nachfolger dieser illustren Genossenschaft sollte nur die Campan gelesen haben? das glaube, wer will. Weit eher läßt sich annehmen, daß Herr v. Sybel und die ganze deutsche Gelehrtenwelt durch den Vorfall Simonides' stutzig geworden sind." „Messieurs de la Prusse sont ombrageux", schließt Herr Feuillet de Conches, „alle ihre litterarischen Vedetten sind unter den Waffen, um überall Fälschungen zu entdecken. Wer die Gelbsucht hat, sieht eben alles gelb."

Der schalkhafte Einfall des Herrn Feuillet de Conches — denn dieser Einfall motivirt hinlänglich „das Vorurtheil" des Herrn v. Sybel — wäre ganz gut, nur durfte nicht er, nur durfte kein Franzose darauf gerathen. Der Vorfall mit dem „indianischen" Originalmanuscript, das sich in ein Heftchen primitiver Schreib- und Zeichnenkünste eines zeitgenössischen Hinterwäldlerkindes verwandelte, liegt nahe genug, als daß Herr Feuillet de Conches bei Anlegung der Sammlung sich daran hätte erinnern und seinem Gewährsmann einiges „Vorurtheil" entgegenbringen können. Nein, mit der französischen Gelehrtenwelt ist die deutsche im schlimmsten Falle völlig quitt, und wenn sie sich die Freiheit nimmt, Kritik zu üben, so geschieht das sicher nicht deßhalb, weil sie bisher zu gläubig, zu vertrauensselig, zu sehr von Autoritäten abhängig war.

Herr Feuillet de Conches stellt aber außer einer Reihe von Einzelargumenten, welche hier füglich übergangen werden können und welche die Unmöglichkeit der Quellenverbindung zwischen den Memoiren der Frau v. Campan und den Briefen seiner und der Hunolstein'schen Sammlung darthun sollen, noch einen Satz von allgemeinerer Bedeutung auf. Nicht nur die unglückliche Schwäche unserer Zeit, auch das specielle Verhältniß Deutschlands zu Frankreich ist Schuld an der Entstehung des Streites. „Häßliches Handwerk, das der Chicane, der Verleumdung und des Nörgelns", ruft er Herrn v. Sybel zu. „Lassen Sie doch Ihren Nationalhaß bei Seite und weihen Sie sich ganz dem heiligen Dienste der Wahrheit. Suchen Sie Licht zu verbreiten, ohne es zur Flamme anzufachen. Sieht sie denn nicht ein, diese aggressive Partei des großen Deutschland, daß es sich bei der Frage im Grunde nicht um uns handelt, sondern um die unglücklichste aller Königinnen und um eine deutsche Fürstin. Es ist wahr, daß wir sie getödtet haben, daß unsere revolutionäre Wuth im vorigen Jahrhundert nichts als einen Sarg zu 7 Fr. für die Wittwe Capet hatte, aber es ist nicht minder wahr, daß die gegen-

Digitized by Google

wärtigen Generationen sich zusammenschaaren, um einen Trauerschleier über diese gräßliche Erinnerung zu breiten und der edlen Königin ein Versöhnungsmonument, ein reines und strahlendes Denkmal zu setzen. Und ihr, was thut ihr während dieser Zeit? Indem ihr ihre Briefe besprecht, die herrlichste Leichenrede, die es geben kann, indem ihr euch lustig macht über die moderne Verehrung, verkleinert ihr die Königin und durchbrecht die Schranken der legitimen Ehrerbietung, auf die sie Anspruch hat."

Also Nationalhaß und Frivolität haben die Bedenken gegen die Echtheit der Feuillet'schen Briefe hervorgerufen. Nationalhaß einer litterarischen Publication gegenüber und von Seite der Deutschen, die die Lamartine'schen „Girondisten" und den Napoleon'schen „Julius Cäsar" übersetzt haben. Fast möchte man hinter Herrn Feuillet de Conches einen kleinen Satyriker wittern, und meinen, gerade der letzterwähnte Umstand habe ihn zu seinem Urtheile verleitet. Aber er meint es sehr ernsthaft. Gerade so ernsthaft, wie mit dem Vorwurfe der Frivolität und dem Vorwurfe, das Wesentliche der deutschen Gelehrsamkeit bestehe darin, dasselbe Haar viermal zu spalten und auf Spinneweben zu sticken. Es fehlt nur noch der Satz, daß die Deutschen eine durch und durch schwerfällige und geschmacklose Nation seien. So wenig hat sich die französische Art zu polemisiren geändert und so wahr ist noch heute der Lessing'sche Ausspruch: daß ein französischer Witzling nicht streiten kann, ohne wenigstens ein- oder zweimal einfließen zu lassen, daß es den Deutschen an Witz und Geschmack fehlt. „Werfen wir ihnen denn so oft vor", fügt er hinzu, „daß es ihnen nicht selten am gesunden und gesetzten Verstande fehlt?"

Wir könnten hier schließen, denn die Streitfrage über die Echtheit der Marie Antoinette'schen Briefe liegt heute völlig so, wie sie vor der Einrede des Herrn Feuillet de Conches lag, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß er einige der Argumente Sybels glücklich widerlegt hat. Aber es erübrigen uns noch ein paar Worte über den Inhalt des vorliegenden Bandes. Zunächst ist anzuerkennen, daß Herr Feuillet de Conches es endlich der Mühe werth gehalten hat, den von ihm neuerdings veröffentlichten Briefen die Ursprungszeugnisse beizufügen, so daß im Ganzen eine ungleich größere Sicherheit über die Echtheit der nunmehr mitgetheilten Schriftstücke herrscht. Ein Theil derselben reicht bis in das Jahr 1771 zurück, so daß die chronologische Ordnung der im 2. Bande bis 1791 vorgeschrittenen Sammlung gestört erscheint. Besonderen Werth darunter behaupten die Briefe Marie Antoinettens an die Landgräfin von Hessen, die Herr Feuillet de Conches durch die Vermittlung des Grafen Reiset, französischen Gesandten in Hannover, erhielt, und eine Anzahl von Briefen, die ihm der schwedische Minister des Aeußern Graf Manderström zur Verfügung stellte. Sie sowohl, als einige Briefe Kaiser Josephs II. und Kaiser Leopolds II., über deren Echtheit keine Zweifel bestehen, verdienen eine eingehendere Besprechung, die den Lesern der „Oesterr. Wochenschrift" hoffentlich nicht unwillkommen sein wird. E. v. T.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Liebhaberconcerte in Deutschland.

Von Dr. Eduard Hanslick.

II.

Die Wohlfeilheit der künstlerischen und sonstigen Genüsse in jenen deutschen Kränzchen kann mitunter unseren ganzen Neid erregen. So meldet die „Musikalische Correspondenz" von 1791 über das Winterconcert der schwäbischen Reichsstadt Hall: „Es findet um 5 Uhr im Gasthof zum Adler statt und dauert ungefähr zwei Stunden, alsdann folgt ein Soupee, darauf ein Ball. Die Entree ist überaus billig, nur 15 Kreuzer die Person, und so ist auch die Zehrung — indem die trockene Mahlzeit nur 24 kr. kostet. Das Concert besteht gemeiniglich aus einigen (!) Simfonien, Quartetten und einem Concert auf der Violin." Die gemüthliche Zusammengehörigkeit der musikalischen Elemente hatte übrigens auch manches Störende im Gefolg. Man fühlte sich immer „unter uns" und ermangelte daher nicht selten der erforderlichen Andacht und Aufmerksamkeit. Die Einführung numerirter Sitze fand (auch in Wien) erst viel später, meist erst in den dreißiger Jahren statt, die Damen nahmen daher nach Belieben Platz und die jungen Herren postirten sich hinter und neben ihre Stühle, nach Kräften die Angenehmen spielend. Es ist herzbrechend, welche Klagen von den andächtigen Berichtern dieser Dilettantenconcerte über die daselbst herrschende Unruhe ausgestoßen werden. So schreibt ein Musikfreund im Jahre 1793 über die Abonnementsconcerte in Göttingen: „Der Lärmen der süßen Herren und das Geschnatter der von Gecken überall belagerten Damen übertäubte oft völlig die Musik und ging so durcheinander weg, als wenn der Froschlaich für eine neue Generation zu Tage will." Dafür erhalten die Studenten in Halle das Lob, daß sie in Türcks Winterconcerten sich sehr anständig und aufmerksam betragen [1]. In Berlin lobte man im selben Jahr „das Fließische Concert, welches Herr Fließ, von der jüdischen Colonie, in seinem Hause giebt", doch könne der Effect „vor all' dem Plaudern und Scharrfüßeleitreiben" nicht sonderlich sein" [2]. Zu einer Correspondenz aus Kopenhagen in Cramers „Magazin" vom Jahre 1783, welche über das laute Schwätzen und Courmachen während der Musik klagt, macht Cramer die Anmerkung: „Das ist eine Klage, die alle Concerte trifft, in denen Damen zugegen sind." Er möchte, analog der bekannten Aufschrift eines kostbaren Kunstcabinets: „Oculis, non manibus!", über jeden Concertsaal die Mahnung schreiben lassen: „Auribus, non linguis!" [3]. In dieser Beziehung hat sich demnach das Concertwesen sehr gebessert. Unsere Concertsäle wären der ungeeignetste Ort für verliebte

[1] Berliner musikalische Zeitung von 1793, Nr. 47.

[2] Ebenda Nr. 5.

[3] Cramers Magazin von 1783, S. 951.

Digitized by Google

Plaudereien und lautes Geschwätz. Seit die Concerte nicht mehr gesellige Vereinigungen mit Musik, sondern große künstlerische Schaustellungen geworden sind, die niemand ohne wirkliches Interesse an der Musik besucht, kann man sich im Allgemeinen über störende Unruhe der Zuhörer nicht beklagen.

Wenn die deutschen Dilettantenconcerte und Musikvereine zum allergrößten Theil ihren Ursprung aus dem geselligen Vergnügen des Mittelstandes herleiten, so sind doch einzelne darunter geistlicher Herkunft. So bildeten sich in den geistlichen Stiften Schwabens kleine Musikproductionen, die allmälig auch Publicum zuließen. In Eßlingen z. B. hatten die Alumnen von Zeit zu Zeit ein „Collegium musicum", aus welchem sich endlich im Jahre 1786 das „Liebhaberconcert" bildete [1]. Aehnliches finden wir in Bern, wo schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die jungen Theologie Studirenden wochentlich einmal zusammenkamen, um sich im Singen zu üben. Unter Mitwirkung einiger Instrumentalisten führten sie auch manchmal umfangreichere Stücke von Händel, Pergolese ꝛc. in kleinen unentgeltlichen Concerten auf. Die Regierung unterstützte die Bestrebungen dieses sogenannten „geistlichen Musikcolleziums". Es wurde demselben ein kleiner Saal für die Uebungen, ein großer für die Concerte eingeräumt, dieses weckte allgemeine Theilnahme, es traten nichtgeistliche Mitglieder dazu und viele Zuhörer. Zuweilen ließen sich auch durchreisende berühmte Künstler in den Productionen dieses Collegiums hören, z. B. die Mara. Außer dem unmittelbaren Kunstgenuß hatten derlei geistliche Musikcollegien den weiteren großen Nutzen, daß die Mitglieder, später als Prediger angestellt, in ihren Gemeinden mit Einsicht und Eifer für die Verbesserung des Kirchengesanges wirkten. Unter dem Sturmhauch der französischen Revolution stürzte das Musikcollegium in Bern; nach hergestellter Ruhe wurde ein Liebhaberconcert und 1804 auch noch ein ansehnlicheres neues Concertinstitut, „Die musikalische Akademie", gegründet und mit Haydns „Schöpfung" eröffnet. Die „Akademie" versammelte sich im Winter jeden Samstag Abends im Saal des ehemaligen Rathhauses, an je einem Samstag zur Uebung und Vorbereitung, am folgenden zum eigentlichen Concerte [2].

Eine That von musikalischer und noch mehr von großer patriotischer Bedeutung war die Vereinigung aller schweizerischen Cantonsmusikvereine zu einer „Allgemeinen schweizerischen Musikgesellschaft". Die Musikgesellschaft von Luzern gab die erste Anregung dazu und berief die erste Versammlung in ihre Stadt am 27. Juni 1808. Wer „Schweizer Bürger und activer Musikfreund" war, konnte als Mitglied eintreten und zahlte 4 Fr. beim Eintritt. Eine Commission unter einem für ein Jahr gewählten Präsidenten übernahm die Leitung, in jedem Canton fungirte ein Correspondent. „Gegenseitige Freundschaft, zuvorkommende Liebe und uneigennützige Dienstfertigkeit, wie sich das für harmonische Schweizer Herzen schickt", gehörten zu den Pflichten der Mitglieder, die sich alljährlich in einer

[1] Musik. Realztg., Speyer 1788.

[2] Leipziger allg. Musikztg. vom October 1804.

Digitized by Google

anderen Stadt für zwei Tage versammelten. Bei ihrer zweiten Versammlung (im September 1809) in Zürich war die Gesellschaft schon auf 280 Mitglieder angewachsen. Sie gab vor 1500 Zuhörern ihr Concert in der großen Münsterkirche mit Ausschluß aller Virtuosen- und Solostücke. Sämmtliche Mitglieder speisten an einer Tafel, Abends gab der Stadtrath einen Ball [1]. So wuchsen diese Jahresversammlungen bald zu eigentlichen Musikfesten an. Das Hauptgewicht ruhte nicht auf der Instrumentalmusik — die in allen Schweizer Städten auf das kläglichste bestellt war — sondern auf dem durch Nägeli's Verdienst allgemein verbreiteten Chorgesang [2]. Die innere Einrichtung dieser Dilettantenconcerte, der deutschen insbesondere, war im Wesentlichen dieselbe. Einige Honoratioren, meist aus dem wohlhabenden Kaufmanns- oder Beamtenstande, bildeten das leitende Comité, sie ernannten für die musikalische Leitung entweder einen Musiker von Fach, und das war das Vernünftigste, oder einer von ihnen dirigirte selbst die Concerte, und dies war das Häufigste. Mitunter, wenn der Dilettantenverein sich besonders reich an Dirigentengenies fühlte, traten diese die Direction einander wechselweise ab, so z. B. in den Wiener Spirituel- und Gesellschaftsconcerten in deren erster Periode. Der Mangel an tüchtig geschulten Musikern, den ein höher entwickeltes Kunstleben peinlich empfindet, ward den „Liebhabern" von damals zur Wonne. Wie aneifernd, belehrend, fördernd für die Mitwirkenden solche regelmäßige Productionen waren, zu welchem Vortheil sie der nachrückenden anspruchsvolleren Generation gediehen, bedarf keiner Auseinandersetzung. Aus diesen emsigen Spielern wurde zwar im Laufe der Jahre kein virtuoses Orchester, aber etwas anderes wurde aus ihnen: ein musikalisch gebildetes Publicum. Sie hatten zwar nicht, wie sie vielleicht hofften, durch ihr Geigen und Blasen die ganze Bevölkerung musikalisch gemacht, gewiß aber sich selbst. Sogar die kleinstädtische Abgeschlossenheit dieser Liebhaberconcerte hatte ihr Gutes; indem diese Leutchen sich fest daran hielten, zu ihrer eigenen Uebung und Ergötzung zu musiciren und nur einen engeren gleich gestimmten Kreis von Bekannten als Hörer zuzulassen, blieben sie von dem Dämon eitler Beifallssucht bewahrt und vor mancher Beschämung, die vielleicht dem ganzen Concertiren ein schnelles Ende gemacht hätte. Stehende Concerte von Fachmusikern waren zu jener Zeit nur in großen Residenzstädten möglich, und auch da spielten sie lange Zeit neben den zahlreichen Liebhaberconcerten eine Nebenrolle. In den

[1] Leipziger allg. Musikztg. vom 1. März 1809.

[2] Spohr berichtet in seiner Selbstbiographie über ein Concert in Basel: „Da das Orchester mit Ausnahme von vier oder fünf Künstlern nur aus Dilettanten besteht, so war das Accompagnement fürchterlich. Und doch sollen die Orchester in den übrigen Schweizer Städten noch schlechter sein. Die guten Leute ergötzen sich hier noch an Compositionen, die man in Deutschland noch zur Zeit der Pleyel'schen Epoche ungenießbar fand." In Zürich brachte es Spohr „bei der Probe durch unzähliges Wiederholen zwar dahin, daß es wie Musik klang, am Abend aber war das Orchester so consternirt, daß es alles wieder über den Haufen warf. Zum Glück schien das Auditorium davon nichts zu merken, denn es äußerte seine große Zufriedenheit über alles, was es hörte". Auch bei dem von Nägeli geleiteten großen Musikfest in Freiburg fand Spohr die Chöre gut, aber das Orchester ganz schlecht. (Selbstbiogr. 1., S. 251, 263.)

Digitized by Google

kleineren Städten hätte kein Künstlerconcert, wenn es überhaupt aufzubringen war, sich so lange erhalten können, schon der großen Kostspieligkeit wegen, wie das Liebhaberconcert.

Die Dilettantenvereine mit ihren sehr geringen Abonnementspreisen nahmen im besten Fall so viel ein, um die Unkosten zu decken. Meistens blieb noch ein Deficit, das für die Ehre der Kunst und der Stadt zu decken den Herren Honoratioren vom Comité zukam. Erst allmälig — und nicht ohne Absicht, um die Einnahmen ein wenig zu verbessern — lüftete man die Scheidewand zwischen den „Mitgliedern" und dem exoterischen Publicum.

Wir finden in manchen Correspondenzartikeln vom Ende des vorigen Jahrhunderts die Klage, daß ein Fremder, der in einer Stadt kein ihn einführendes befreundetes „Mitglied" kannte, auf den Genuß des dortigen Concertes verzichten müsse. Ohne Zweifel war die „Musikalische Akademie" von Bern einer der ersten Dilettantenvereine, dessen Concerte jedermann gegen Eintrittsgeld offen standen. Kündigte doch selbst die unter so großartigen Verhältnissen entstandene „Gesellschaft der Musikfreunde" in Wien noch im Jahre 1825 an, daß Fremde zwar in der Gesellschaftskanzlei (nicht an der Casse) Billete gegen Bezahlung erhalten können, jedoch ihre Namen anzugeben haben! Man scheute sich offenbar vor anspruchsvollen lieblosen Kritikern, und hatte in ganz Deutschland insofern recht, als man sich eines Grundübels dieser Liebhaberconcerte doch bewußt war. Dieses Grundübel war der Mangel an Proben. In der Regel wurde jedes Orchesterstück ohne Probe vom Blatt gespielt; es brauchte eines außergewöhnlichen Anlasses oder eines abnorm schwierigen Tonstückes, dessen Vorführung man doch für Ehrensache hielt, um von dieser Regel hin und wieder abzuweichen. Sehr wenige Liebhaberconcerte wollten oder konnten sich mit Proben abgeben; unter diesen Ausnahmen glänzte Stettin, wo alle vierzehn Tage eine Vorübung (bloß für die Mitwirkenden) gehalten und jede Symphonie drei- bis viermal probirt wurde, ehe man dieselbe öffentlich vorführte. Die „Berliner Musikzeitung" vom Jahre 1793 (Nr. 46) geräth natürlich über diese ihr eingesandte Mittheilung in bewunderndes Lob, und fügt bei, daß in Berlin keine einzige ordentliche Probe zu erreichen sei. Wir wollen gleich auch noch beifügen, daß in Wien die Spirituelconcerte (!) mit den zwanziger und dreißiger Jahren ohne Probe und die Gesellschaftsconcerte mit einer Probe gespielt wurden. Von einer Partitur war obendrein in den kleineren Städten nie die Rede, der Concertmeister dirigirte mit dem Bogen aus der Violinstimme. Noch am 6. März 1826 spielte man in Leipzig in einem großen Concert öffentlich die eben erschienene neunte Symphonie von Beethoven bloß aus den Stimmen. Der Dirigent hatte die Partitur nie gesehen [1]. Derlei erscheint uns heute geradezu wie ein Mährchen. In dem Maß als die Ansprüche des Publicums größer und der Orchesterstyl complicirter sich gestaltete, wurden diese dilettantischen a vista-Productionen unzureichender und endlich in großen Städten

[1] Berliner Musikztg. vom Jahre 1826, redigirt von Marx.

Digitized by Google

geradezu unmöglich. So arbeiteten die Liebhaberconcerte naturgemäß auf die Gründung von Künstlerconcerten hin; ihre Rolle war ausgespielt, sobald sie nicht mehr allein spielten.

Vermischte Schriften.

Gesammtausgaben von Ed. Hoefer (Stuttgart, Krabbe) und F. Bodenstedt (Berlin, Decker). — „Die Stadt der Intelligenz", von Schmidt-Weißenfels (Berlin 1865). — „Dies- und jenseits der Alpen", von Jul. Rodenberg (Berlin 1865).

Früh schon trachten die Schriftsteller unserer Tage, über den Umfang ihrer Wirksamkeit und das Authentische derselben der Nachwelt keinen Zweifel zu hinterlassen. Die großen Dichter einer früheren Epoche dachten meistens, so lange sie lebten, nicht an eine „Gesammtausgabe", was ihnen die wahren Kunstfreunde, mit denen nun einmal kein praktisches Wort zu sprechen ist, als lobenswerthe Bescheidenheit anrechneten, ja mehr noch, als ein Kennzeichen von der Hoheit des Geistes, welchem in seinem unbegrenzten Weiterstreben das Auge fehlte für das bereits Erreichte. Aus dem Gesichtspunkt der Gegenwart aber war solche Unruhe, die bei den eigenen Werken nicht bleiben wollte, nachdem diese nur einmal selbst bleibende geworden waren, nichts als pure Rücksichtslosigkeit gegen die nachfolgenden Geschlechter. Da mußten sich Commentatoren, Historiographen und Buchhändler Jahre lang abmartern, eine Ausgabe „sämmtlicher Werke" zu Stande zu bringen, die zur Noth für eine correcte und vollständige gelten konnte, wenn sie sich deßhalb auch nicht weniger endlose Vorwürfe gefallen lassen mußten über falsche Textauslegungen, materielle Mängel und chronologische Fehler. Was hatte man in dieser Beziehung nicht mit Lessing zu thun! So viel, das die Bewältigung der Aufgabe aus dem hohen Lorbeer des Schriftstellers noch einen zweiten hervorsprießen ließ für den Herausgeber. Der böse Schiller aber hatte gar seine Freude daran, es so einzurichten, daß heute, gerade sechzig Jahre nach seinem Tode, eine wirkliche Ausgabe seiner sämmtlichen Werke noch immer nur ein Wunsch ist und sogar eine Unmöglichkeit scheint. Freilich muß man auch die Pietät der Verlagshandlung mit in Anschlag bringen, welche, ohne Zweifel auf überirdischem Wege von dem Trachten des Dichters in Kenntniß gesetzt, seiner Nation um keinen Preis in ganzer und wahrer Gestalt anzugehören, den unsterblichen Geist noch in seiner Bosheit ehrte.

Es ist also rein nur die „Humanität", welche man unserer Zeit nachrühmt, wenn die heutigen Schriftsteller es so eilig haben, mit ihren Gesammtausgaben hervorzutreten. Die Nachwelt soll in ihrer Entwicklung nicht aufgehalten werden durch langwierige Forschungen nach dem Entstehungsjahre eines Novellchens oder eines Albumblattes. Dabei macht man sich es zugleich zu einer bibliographischen

Digitized by Google

Pflicht, solche Schriften aufzunehmen, die einer spurlosen Vergessenheit zu überlassen vielleicht ästhetische Pflicht wäre. Was eigentlich gar nicht in die Litteratur gehört, gehört noch immer recht gut in „sämmtliche Werke“. Dadurch bekömmt das an sich Unscheinbare, ja sogar Unbrauchbare einen Nimbus, einen Anspruch auf berechtigte Dauer, und wer möchte bestreiten, daß solche Rettung vom Untergange auch wieder eine „humane“ That ist? Hat doch das lateinische Sprüchwort Bücher, indem es ihnen Schicksale zuschreibt, längst schon den Menschen gleichgestellt! Den meisten Gesammtausgaben unserer Tage gebühren Rettungsmedaillen, und wenn auch das aus dem „Meer der Zeit“ Gerettete ohnehin schon todt war, so ist es doch jetzt mindestens anständig eingesargt.

Es soll jedoch nicht verkannt werden, daß gerade wieder der Charakter des Schriftthums in unseren Tagen Gesammtausgaben von Werken zum Bedürfniß machen kann, die an sich betrachtet weder die Prätension noch die Fähigkeit haben, durch ihre geordnete Zusammenstellung das Denkmal einer großen historischen oder dichterischen Epoche zu bilden, eine Bedeutung die man einer Gesammtausgabe zuzuschreiben allerdings logisch berechtigt wäre. Allein unsere Zeit producirt nicht nur unermeßlich viel, sondern hat auch unermeßlich viele und verschiedene Schauplätze der Production. Der Meßkatalog ist nicht mehr ein sicherer Führer zu den Werken eines modernen Schriftstellers, den man gerne liest, und oft um so lieber, je weniger dichterischen Rang und dadurch auch eigene Mitthätigkeit des Geistes er beansprucht. Man kann um seine Schriften nicht zum Buchhändler schicken, man müßte sich die Mühe nehmen, die sich eben Keiner nimmt, weil sie so viel nicht werth sind, sie in den mannigfachsten Feuilletons und belletristischen Zeitschriften zusammenzusuchen.

Dazu kömmt, daß manche dieser Schriftsteller, je weniger sie Bürger einer ferneren Nachwelt sein werden, um so größeres Recht haben, den herrschenden Augenblick vollständig auszubeuten, ihm also dasjenige in ganzer Gestalt zu bieten, was sie bei ihm beliebt machte Der eigentlich beliebte Autor ist es immer durch einen Grundzug seines schriftstellerischen Charakters, welcher seine Leistungen, wie verschieden sie auch nach Form und Inhalt sein mögen, ohnehin schon als rother Faden aneinanderreiht, bevor noch diese Verbindung durch eine Gesammtausgabe auch äußerlich auf erwünschte Weise vollzogen wird.

So ist es denn die moderne Form litterarischer Production eben so sehr, als die Wesenheit der betreffenden Schriftsteller selbst, was eine Gesammtausgabe auch von Werken eines Hoefer, eines Bodenstedt, wie früher schon eines Hackländer u. A. rechtfertigt und selbst dankenswerth macht. Worauf die Nachwelt vielleicht verzichtet hätte, das wird die Gegenwart um so freudiger begrüßen. Eine Gesammtausgabe giebt ihr die Bedeutung ihrer Lieblinge schwarz auf weiß und sie kann sie „getrost nach Hause zu tragen“.

In dem Programm des Inhalts, welcher den zwölf Bänden gesammelter Schriften von Edmund Hoefer gegeben werden soll, vermißt man mit Vergnügen die umfangreichen Romane aus den letzten Jahren seiner Thätigkeit. Hoefers

Digitized by Google

Eigenthümlichkeit ist zu einer so voluminösen Ausbreitung gar nicht geeignet. Sein Vorzug, seine Specialität ist ein Helldunkel seiner novellistischen Bilder, welches nur bei rasch verlaufender Handlung bis zum Schlusse festgehalten werden kann, ohne unnatürlich zu werden. Was an seinen Gestalten, wenn sie von solchem Licht halb erhellt, halb verhüllt werden, ganz deutlich in's Auge fällt, nimmt sich dann um so plastischer aus und gewinnt zuweilen bezaubernde Wirkung.

So war es mit den alten Soldaten, welche ihre Kriegsabenteuer erzählen, mit den ersten Gestalten, die Hoefer vorführte und die seinen Novellen sogleich den Reiz des Volksthümlichen gaben. Allein die Beleuchtung bewährte sich später auch bei aristokratischen Figuren, denen sie den Zauber einer echten Romantik gab. In vielen seiner Erzählungen steigen die alten Ahnenbilder aus ihren Rahmen heraus und wandeln mit aller Natürlichkeit und doch ohne ihrem ursprünglichen Gepräge etwas zu rauben, unter den Menschen und Dingen der Gegenwart umher. Ihre Einfügung in eine Handlung wird nur dadurch möglich, daß der kurze, rasche Verlauf derselben nicht der Darstellung eines allseitig klaren Charakters bedarf, sondern sich mit Umrissen begnügen kann, wobei freilich der behandelte Vorgang selbst zu dem Clair-Obscur der Gestalten stimmen muß.

In dieser Art von Stimmungsbildern ist unter den sechs kleinen Erzählungen die den ersten Band der vorliegenden Gesammtausgabe bilden, „das verlassene Haus" ein Musterstück. Man könnte sie eine Ballade in Prosa nennen. Nachdem einmal der Schauplatz gegeben ist, entwickeln sich aus ihm selbst, wie die Reliefbilder aus dem Steine, mit ihm untrennbar verwachsen, die Gestalten, und was sie thun und erleiden, hält die schon mit dem Locale erzeugte Stimmung fest, setzt sie nur in Scene und läßt sie in einem raschen, heftigen, aber immer noch harmonischen Schlußaccord ausklingen.

Bei dem Namen Friedrich Bodenstedt's denkt Jedermann zuerst und vielleicht ausschließlich an Mirza-Schaffy. Das Liederbuch, dem dieser Weise von Tiflis, wie man jetzt allgemein weiß, nur der Pathe und nicht der Vater ist, hat eine in zahlreichen Auflagen sich kundgebende Popularität gewonnen, die es in dieser Beziehung in die erste Reihe der Leistungen deutscher Lyriker stellt. Erinnert man noch an „Tausend und Ein Tag im Orient", ein ziemlich unterhaltendes, mehr poetisirendes als wirklich dichterisches Geplauder von Erscheinungen des asiatischen Rußlands, so glaubt man Alles erschöpft zu haben, was dieser Schriftsteller aus eigenem Fond leistete, und fragt sich einigermaßen verwundert nach der Nothwendigkeit, ja nach der Möglichkeit einer — Gesammtausgabe. Da wird denn solch' unbefugter Skepsis die Aufklärung, daß auch die Uebersetzungen russischer Dichterwerke und der Shakspeare-Sonette mit aufgenommen sind und außerdem ein Band vermischter Aufsätze hinzukommen wird. So ist das Werk äußerlich zusammengestellt und innerlich rechtfertigt sich seine Existenz, wie oben erwähnt, durch die Beliebtheit des Autors.

Dennoch möchte sich das Kopfschütteln eines ernsthaften Lesers nicht völlig zur Ruhe bringen lassen, wenn er, das verhältnißmäßig Unbedeutende der ganzen

Digitized by Google

Thätigkeit dieses Schriftstellers bedenkend, ihn in der Vorrede verkünden hört, daß seine Bücher nur im Zusammenhang ganz verstanden werden können! Wer hätte gedacht, daß der harmlose, durchsichtige, wasserklare Sänger unvollständiger Ghaselen dunkel wäre, daß Mirza-Schaffy erst eines Commentars brauchte! Wenn dieser liebenswürdige Schelm von Tiflis selbst es wäre, der prätendirte, er könne nicht so ohne weiteres „verstanden" werden, so würde man darüber lachen, wie über seine selbstgefällige Behauptung, wenn er den sauber geschorenen Kopf entblößend sich für den schönsten Mann des Morgen- und für den weisesten des Abendlandes erklärt. Aber, wahrhaftig! es ist Herr Bodenstedt selbst, der allen Ernstes meint, daß seine Bücher trotz der Verschiedenheit ihres Inhalts auf das engste zusammengehören, einander wesentlich erklären und ergänzen. Gewöhnlich glaubt man dies nur von den Werken eines Philosophen, die, wenn sie auch die von einander entferntesten Disciplinen bearbeiten, sich doch einander bedingen durch das System, in welchem sie ihren gemeinsamen Centralpunkt haben. Sollte aber wirklich Shakspeare, als er den gräflichen Freund in Sonetten besang, bereits an den Touristen zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere gedacht haben? Nicht einmal das Umgekehrte ist der Fall, der Tourist in „Tausend und Ein Tag" dachte noch lange nicht an den englischen Dichter. Oder wäre es nothwendig, um die leichten Sinnsprüche Mirza-Schaffy's zu „verstehen", die „Völker des Kaukasus" gelesen zu haben? Das glaubt der Verfasser selbst nicht, sonst würde er nicht gerade dieses sein ernsthaftes Buch von der Gesammtausgabe ausgeschlossen haben. Selbst mit dem Zusammenhang wie er hier zwischen den Liedern und dem Touristenbuch thatsächlich hergestellt ist, indem die ersteren nur stellenweise in das letztere eingestreut wurden, dürften die Käufer der Gesammtausgabe schwerlich zufrieden sein, weil sie durch diese Einrichtung um die so beliebte, selbstständige Sammlung der Lieder des Mirza-Schaffy kommen. Ueber die „eigenen Dichtungen", wie der Verfasser jene zahlreichen „Gedichte" nennt, denen er keinen orientalischen Ursprung giebt, wiegt er sich in Illusionen, von denen das Vorwort Zeugniß giebt und die erst jüngst in diesen Blättern von einer ernsten und scharfsinnigen Feder bei einer Revue der modernen Lyrik auf ihren wahren Werth zurückgeführt wurden. Uebrigens ist nicht zu zweifeln, daß die Gesammtausgabe den Freunden des Dichters, die einem Schüler Hafis' einige Neigung zu Ueberschwänglichkeit und Selbstgefälligkeit gerne zugutehalten, eine willkommene Gabe sein wird.

Gewiß wird sie nicht so überflüssig erscheinen, wie es zum größten Theile das Buch ist, welches ein auf allerlei Gebieten der Buchmacherei seit Jahren sich herumtreibender Litterat, ein Herr Schmidt-Weißenfels unter dem Titel „die Stadt der Intelligenz, Geschichten aus Berlin's Vor- und Nachmärz" schrieb und in Berlin selbst herausgab. Der Ort des Erscheinens läßt schon bezweifeln, daß der Zweck erreicht wäre, der sich mit einem Buch unter solchem Titel verbinden könnte, wenn vor allem der letztere selbst im Lichte der Ironie spielte. Allein die preußische Hauptstadt würde schwerlich einen Buchhändler aufzuweisen haben, um eine Schrift zu verlegen, welche auch nur durch ein gutmüthiges

Digitized by Google

Belächeln an der stolzen Competenz Berlins frevelte, sich ernsthaft und wirklich „die Stadt der Intelligenz" nennen zu dürfen. Und Herr Schmidt-Weißenfels, Verfasser einer in Prag erschienenen Biographie des verstorbenen Fürsten Metternich, scheint auch gerade von der rechten Intelligenz zu sein, um sich vor derjenigen, die Berlin ausschließlich sich selbst zuschreibt, in gläubiger Andacht zu beugen. Man ahnt also schon beim Erblicken des Titels, des Verlagsortes und des Autornamens, was man zu erwarten hat. Im Inhaltsverzeichniß findet man nun gar erst die Bestätigung, daß jede höhere Auffassung des Gegenstandes, welche seine Behandlung allein rechtfertigen würde und die er aus politischem Gesichtspunkte allerdings verdient, sorgfältig vermieden und ein Sammelsurium von alten Anekdoten und neuem Bädecker geboten ist.

Berlin war allerdings einst eine Art Centralpunkt für Deutschland, aber ausschließlich in einer Zeit, da man alle politischen Spaltungen ertrug und ignorirte, wenn man nur ungestört Begriffe spalten konnte. Die Radien, die von diesem Mittelpunkt nach der Peripherie gezogen wurden, mündeten in einem bloß philosophisch und litterarisch empfänglichen Kreise. Was ist Berlin heute für Deutschland? Was trägt seine „Intelligenz" zur allgemeinen Bildung bei und was nimmt sie von ihr an? Hat der Mittelstand dieser Stadt die sittliche Kraft und die innere Befreiung von vielbeliebten Traditionen zu bieten, um an einer wahrhaft deutschen Regeneration mitwirken zu können? Das wären nur einige von den Fragen, deren Beantwortung eine dankbare Aufgabe für ein Buch über „die Stadt der Intelligenz" wäre.

Indessen, wenn das Buch einmal nicht politischen Inhalts sein wollte, so wäre es unrecht, ihm zum Vorwurf zu machen, daß ihm abgeht, was es zu leisten nicht beabsichtigte. Allein, daß ein Buch über eine große deutsche Hauptstadt auch von ihrem gesellschaftlichen Leben, von ihrer allgemeinen socialen Bedeutung nichts erzählt, was über Theater und Bierlocale hinausreicht, das heißt auf die allerdings große Harmlosigkeit deutscher Leser hin in einer Weise sündigen, welche heutzutage doch nicht mehr Billigung finden darf. Von dem eigentlichen Volksleben Berlins, das ebenso eine wilde und grauenhafte als eine organisirte, an Keimen, die in der Zukunft aufgehen werden, reiche Gestaltung angenommen hat, von den Arbeiterbewegungen, vom männlichen und weiblichen Proletariat, von dem Einfluß und der Stellung der Frauen in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft, von der Volks- und Zeitungslitteratur, insoferne sie nicht nur ein Bestandtheil der — Conditoreien ist, vom Verhältniß der Bureaukratie zu den bewegenden Ideen des preußischen Staatslebens — von all' diesen Dingen weiß Herr Schmidt-Weißenfeld kein Sterbenswörtchen zu sagen.

Was blieb ihm nun übrig, um seinen Gegenstand zu einem Buch aufzublähen? Zunächst die Erwähnung neuer Straßen und Baulichkeiten, welche im oberflächlichsten Journalistenstyl von ihm abgethan werden, damit er sich dann um so breiter und behaglicher der Erzählung jener alten abgebrauchten Geschichten hingeben könne, welche bisher schon in allen Memoiren, Reisewerken, Feuilletons,

Digitized by Google

denen nur immer eine Beziehung zu Berlin innewohnt, bis zum Ekel aufgetischt wurden. Da müssen wir uns abermals in die Weinstube von Lutter und Wegener führen lassen, um trockenen Mundes — denn der Styl des Verfassers ist keine Labung — zuzusehen, wie Devrient und E. T. A. Hoffmann tranken und wie Chamisso und Hitzig bei ihnen saßen. Wir haben dies alles schon so oft angestaunt, wie den Salon der Rahel, die Kindlichkeit und Romantik der Bettina, die aristokratischen Allüren der Hahn-Hahn und der Paalzow und wie alle die Neuigkeiten heißen, die man seit dreißig Jahren unausgesetzt aus Berlin erzählte. Daß dem Verfasser nicht selbst in der Langeweile des trockenen Wiederkäuens die Feder entsank, ist weniger zu bewundern, als sein naiver Glaube, er allein habe diese uralten Anekdoten allein bisher vernommen und er könne deßhalb dem Publicum ein neues Buch daraus machen. Jeder Berliner weiß es auswendig, bevor er es noch gelesen hat. Vielleicht würde gerade dieser Umstand, wenn er nicht schon zu oft ausgenützt wäre, der Schrift Erfolg in Berlin verschaffen. Denn der Berliner fühlt sich sehr geschmeichelt, wenn er plötzlich gedruckt liest, was er in unbefangener Alltäglichkeit dahinschwatzt und schenkt dieser unerwarteten Ehre gewöhnlich seinen Beifall.

Soll es schon einmal das Schicksal der am meisten besprochenen, beschriebenen und erzählten Dinge sein, immer wieder besprochen, beschrieben und erzählt zu werden, so hält man doch lieber still, wenn dies das Schicksal des schönen Landes Italien, als wenn es das der häßlichen Stadt Berlin ist, des Stiefkindes der Natur, an welchem das Entsetzlichste ist, daß es nicht selbst als ein Unglück in Demuth empfindet, so vernachlässigt und verwaist zu sein. „Mutter, was gehen ihnen die grünen Bäume an?“ Ach, es ist nicht die Berlinerin in Heine's Buch, es ist Berlin selbst, was so fragt.

So kann man sich denn von Schmidt-Weißenfels bei Julius Rodenberg erholen. Wenn auch sein Reisebuch „Dies- und jenseits der Alpen“ ebenfalls nichts neues erzählt, so heißen doch wenigstens die alten Geschichten zusammengenommen: Italien. Wenn Chamfort behauptete, daß die Liebe der einzige Gegenstand wäre, von welchem sich nichts Dummes sagen läßt, sollte Italien nicht der einzige Gegenstand sein, über welchen sich nichts Langweiliges schreiben läßt? Es wird uns wenigstens keiner jemals langweilig vorkommen, welcher uns eine Beschreibung unserer Geliebten giebt. Die Liebe zu Italien ist aber die einzige „ewige Liebe“ in dieser Welt; sie verliert im Herzen des Greises nichts von ihrem Feuer, mag es auch seine früheste Jugend gewesen sein, die ihn mit dem unvergleichlichen Stück Erde in Berührung brachte.

Rodenberg erzählt hübsch, sinnig, unterhaltend, wenn auch nichts weniger als originell. Davon hat der Leser eben den Vortheil, das Land und nicht die Subjectivität des Autors mit ihm zu bereisen. Er fährt aus Italien nach der Schweiz und läßt es auch hier sich und uns wohlbehagen. Muß es nun schon einmal gänzlich überflüssige Bücher geben, als ob die Jahrhunderte nach und nach dem barbarischen Eroberer, der die Weisheitsschätze von Alexandrien verbrannte, immer

Digitized by Google

mehr Recht geben wollten, so ist schon viel gewonnen, wenn man wenigstens einen Augenblick lang vergißt, daß man die Zeit mit etwas besserem, als mit überflüssigen Büchern zubringen könnte, und selbst ein müßiges Hinaussehen zum Fenster ist hier das Bessere. Hieronymus Lorm.

Länder- und Völkerkunde in Oesterreich.

1. E. Schwab: „Land und Leute in Ungarn", 1. Band: Natur-, Cultur- und Reisebilder. Leipzig 1865, O. Wigand.

2. A. Peter: „Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien", 1. Band: Kinderlieder und Kinderspiele, Volkslieder und Volksschauspiele, Sprüchwörter. Troppau 1865, O. Schüler.

Während in längst entschwundenen Tagen das sonderbare Axiom zu gelten schien, mit Glück und Ruf eines Staates sei es, wie mit jenem einer Frau, am besten bestellt, wenn am mindesten von ihm gesprochen wird, hat nun schon eine Reihe von Decennien das entgegengesetzte Princip der Staatskunst zur wohlverdienten Herrschaft erhoben. Nicht bloß bezüglich des eigenen Staates ist man zur Einsicht gekommen, daß der Grad staatsmännischer und politischer Bildung einen sehr verläßlichen Messer an der Theilnahme habe, welche der Einzelne der detaillirten Kunde staatlicher Zustände seiner Heimat und den auf Erlangung oder Erweiterung jener Kunde abzielenden statistischen Forschungen schenkt; die immer vielseitiger sich knüpfende Verschlingung aller humanen Interessen bringt es mit sich, daß man den Blick nicht in die zuletzt doch immer enge gesteckten Grenzen des Vaterlandes bannen darf, daß man auch das Fremde im Lichte des Eigenen kennen und würdigen muß, um den allein sicheren Maßstab für eine Feststellung der außerdem vielfach schwankenden Begriffe von Viel und Wenig, von Nützlich und Schädlich, von Licht und Schatten zu gewinnen. Dadurch ist die Statistik zu einem unentbehrlichen Zweige menschlichen Wissens geworden, und wenn auch nicht ihre mühevollen Arbeiten, so erfreuen sich doch ihre Ergebnisse einer täglich weiter greifenden Werthschätzung.

Auch unser schönes Vaterland konnte vor nicht gar langer Zeit mehr oder minder für eine terra incognita gelten. Nicht bloß außerhalb der Grenzen des Donau-Staates vernahm man nicht selten ein Urtheil über seine Zustände, welches mit der „unerbittlichen Logik der Thatsachen" im schreiendsten Gegensatze stand; selbst unter den eigenen Angehörigen gab es nur zu viele, welche über die chinesische Mauer und ihre Anwohner besser Bescheid wußten, als über die Länder und Völker der österreichischen Karpathen Will man ein recht triftiges Beispiel, so erinnere man sich nur, wie allgemein und lange die sinnlose Behauptung, das Ministerium Stadion habe die Nationalität der Ruthenen als Gegengewicht wider

Digitized by Google

die Polen Galiziens „erfunden", nicht bloß als schlechter Witz gehört und ververbreitet wurde.

Die bedeutendsten neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Vaterlandskunde haben mit besonderer Vorliebe der Ethnographie einen mehr oder minder hervorragenden Platz eingeräumt. Mochte auch den ersten Anlaß zu dieser Bevorzugung bewußt oder unbewußt der Nationalitätenhader mit seinen blutigen Consequenzen geboten haben, so schlug sie späterhin um so tiefere Wurzeln, je mehr man den innigen Zusammenhang der Geschichte und Bestimmung des Kaiserreiches mit seiner polyglotten Zusammensetzung erkannte. Nicht die Deutschen, deren geistige Präponderanz in dem Staate der Habsburger durch keinerlei Verketzerung hinweggedeutelt werden kann, haben das große Wort in die Welt hinausgesendet: man müßte Oesterreich schaffen, wenn es nicht schon bestände Mehr als ein halbes Jahrtausend giebt unwidersprechliches Zeugniß dafür.

Sehr werthvolle Beiträge zur Kenntniß der österreichischen Völker und ihres Lebens bringen beide uns eben jetzt vorliegende Werke.

Prof. Schwab hat Ungarn zum Gegenstande einer Arbeit gewählt. Nicht bloß weil er selbst jenem Kreise tüchtiger, berufseifriger Lehrer angehörte, welche einer der wichtigsten Errungenschaften der letztverflossenen Decennien, der seit siebenzig Jahren angebahnten und vorbereiteten Gymnasialreform, auch jenseits der Leitha Bahn zu brechen bestrebt waren und jetzt von allen besonnenen Vorkämpfern ungarischer Bildung schmerzlich vermißt werden; sondern noch mehr, die große Wichtigkeit jenes Landes und seiner bunten Völkermischung im Donau-Reiche gab dafür den Ausschlag, so sehr auch letztere vielleicht Manchen höchstens als ein unvermeidliches Uebel erscheinen mag. Denn ein Land, in welchem die vier europäischen Hauptvölker mit großen Massen sich begegnen, in welchem die Gleichberechtigung der Nationalitäten als ein aus der Natur der Verhältnisse sich ergebendes Gebot erscheint, kann nur im engsten Anschlusse an ein Reich bestehen, welches die nämlichen großartigen Verhältnisse der vier europäischen Hauptstämme in sich schließt. Also nur im innigen Zusammenhange mit Oesterreich, dessen Stämme sich ebenfalls durch Zahl, innere Kraft und äußere Entwicklung das Gleichgewicht halten, kann Ungarn jene Sicherheit der Weiterbildung seiner Zustände finden, welche sie bei der Jugendlichkeit derselben, die vor kaum anderthalb Jahrhunderten erst der osmanischen Unterdrückung sich entledigten, in so hohem Grade bedürfen.

Deßhalb widmet Schwab drei Fünftheile seines Buches unter dem Titel „Culturbilder" den Darstellungen aus dem Leben der verschiedenen das Land bewohnenden Stämme.

Hinsichtlich der Comitate, welche seinerzeit das Kaschauer Verwaltungsgebiet bildeten, findet sich auf S. 319 eine Tabelle der Nationalitäten.

Mit jeder solchen ziffermäßigen Nachweisung hat es eine eigenthümliche Bewandtniß. Man kann die Nationalität nicht zum Objecte einer individuellen Erhebung machen, d. h. man kann nicht bei dem Census nach derselben, so wie nach dem Alter oder Religionsbekenntnisse u. dgl. des Individuums fragen, und

Digitized by Google

dies darum nicht, weil der Einzelne, namentlich in sogenannten gemischten Gegenden oder bei den zahlreichen Uebergangsformen, höchstens, und dies nicht immer mit Sicherheit, seine Muttersprache zu declariren in der Lage ist, die verschiedenen tiefer liegenden Momente, nach welchen die Nationalitätsangehörigkeit beurtheilt werden will, häufig gar nicht ahnt, geschweige denn abzuwägen und hiernach das Resultat zu fatiren vermag. So hat auch die große ethnographische Karte und das zugehörige Werk des Freiherrn v. Czoernig mühsam auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung die Daten zur Feststellung der Nationalitätsgebiete und der Nationalitätsinseln in Ungarn gesammelt, die individuellen Erhebungen bei dem Census von 1850 bis 1851 nur nach sorgsamer Prüfung als willkommene Ergänzungen von Lücken und Sicherstellungen fraglicher Punkte angenommen und auch nachher die zahlreichen, theils aus besonderen Anlässen vorgekommenen Einzelerhebungen, theils durch die ethnographische Wissenschaft erlangten Berichtigungen fleißig benützt, um eine möglichst zweifellose Darstellung der Lagerung und Ziffer aller Volksstämme des Königreiches zu erlangen.

Bei dem strengen wissenschaftlichen Ernste, welcher Schwabs Erörterungen über den gleichen Gegenstand charakterisirt, kann es nur höchst erfreulich sein, die vielfache Uebereinstimmung seiner Ziffernansätze mit jenen zu beobachten, welche der dritte Band neuer Folge der Tafeln zur Statistik auf S. 54 und 55 der zweiten Tabelle, aus Anlaß der Volkszählung vom 31. October 1857 berechnet, brachte [1]. Zur Erläuterung der Differenzen darf aber auch nicht unbeachtet bleiben, daß die statistischen Tafeln die einheimische (ortszuständige) Bevölkerung allein im Auge haben, wogegen Schwab die factische (effective) zum Ausgangspunkte seiner Betrachtung nimmt, aber in der Gesammtzahl derselben über jene des Jahres 1857 um nahezu 2 pCt. (also wahrscheinlich mit Berücksichtigung des Zuwachses bis zum October 1860) hinausgreift. Berücksichtigt man diese Unterschiede, so hat Schwab die Zahl der Slaven (vielleicht auch der Deutschen) um etwas zu hoch, jene der Romanen, Zigeuner und Israeliten etwas zu niedrig beziffert, doch sind alle diese Unterschiede von nur geringer Erheblichkeit. Was die Unterscheidung der Slovaken von den Ruthenen des Kaschauer Verwaltungsgebietes betrifft, so habe ich mich darüber in der wissenschaftlichen Beilage zur „Wiener Zeitung" bereits aus einem anderen Anlasse ausgesprochen [2] und könnte nur das dort Gesagte wiederholen.

Einer gründlichen Untersuchung unterzieht Schwab die Zerreißung des einstigen Zusammenhanges der deutschen Ansiedlungen in Nord-Ungarn durch Slovakisirung oder Magyarisirung vieler ihrer Angehörigen. Dieselbe Frage hatte schon vorher ein geachteter Forscher, Prof. Krones, in einem längeren Zeitungsaufsatze erörtert. Die Thatsache steht fest und bildet eines der wichtigsten Elemente in der

[1] In einer Anzahl von Exemplaren dieses Heftes findet sich bei dem Gömörer Comitate die Zahl der Deutschen mit 360 statt 4360 angegeben und dieser Verstoß durch entsprechende Correctur von ein paar anderen damit zusammenhängenden Zahlen durchgeführt.

[2] Bei der Anzeige von Bidermanns „Die ungarischen Ruthenen" in der „Wochenschrift" 1862, Nr. 18, S. 137.

Digitized by Google

ethnographischen Geschichte Ungarns, aber auch des Kaiserstaates, da sie mutatis mutandis in allen Reichstheilen wiederkehrt. So lange es unbestreitbar bleibt, daß deutsche Gesittung für den größten Theil des Donau-Reiches den Anhaltspunkt der eigenthümlichen Entwicklung bildet, ist es nicht minder wichtig, daß diese geistige Suprematie einem Stamme innewohnt, welcher an Zahl anderen Landesgenossen weit nachsteht, keine erobernde Individualität in seinem Charakter birgt und bei Berührung mit fremden Nationalitäten die wenigste Widerstandsfähigkeit besitzt, am leichtesten in dieselben übergeht.

Nicht bloß jenseits des Oceans hat man die Erfahrung gemacht, daß zwar der pennsylvanische Adler nicht so mächtig rauschen würde, ohne das deutsche Mark in seinen Fittigen, daß aber kein Bürger der Union so schnell zum Anglo-Americaner wird, als der Deutsche. Auch der Anschluß der nichtdeutschen Stämme Oesterreichs an die deutsche Bildung ist nicht nur ein in den gegebenen Verhältnissen begründeter, sondern auch die nationelle Eigenthümlichkeit innerhalb ihrer Grenzen niemals gefährdender, ein die Zukunft jedes Stammes verbürgender, ein seine Lösung selbst durch Beschleunigung jenes Moments vorbereitender, in welchem die eigene Cultur der übrigen Landesgenossen selbstständig zum Hebel ihrer eigenen Weiterförderung zu werden vermag

Sehr zweckmäßig schaltet Schwab den ethnographischen Skizzen auch „Studien über die gewerblichen und industriellen Verhältnisse im östlichen Ober-Ungarn“ — der Name des Kaschauer Verwaltungsgebietes gehört ja einer halb mythischen Vergangenheit an — mit einem sehr reichhaltigen Detail ein. Der Gegenstand hat in jüngster Zeit bei Besprechung der Kaschau-Oderberger Bahn allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; eine wesentliche Ergänzung oder Berichtigung der Angaben Schwabs ergab sich auch aus diesen Erörterungen nicht. Auch der stürmische, von den schroffsten nationalen Gegensätzen leidenschaftlich aufgeregte Landtag des Jahres 1861 konnte nicht umhin, durch den Mund reich begabter Männer auszusprechen, wie viel Ungarn in Anregung und Unterstützung jeglicher Art von Entwicklung der Einwirkung Deutschlands (einschließlich der westlichen Länder des Kaiserreiches) und der Deutschen Oesterreichs und seiner Nachbarländer verdanke. Das gesammte Capitel, von welchem jetzt die Rede ist, erscheint ganz ungesucht, nur wie ein Commentar zu jenen einleitenden Worten, und wenn man namentlich den Zusammenhang der für Industrie und Handel so fruchtbringenden Vereinsthätigkeit mit deutscher Einwirkung beobachtet, wenn man findet, daß selbst Lesevereine von der Geltung dieser Regel nicht ausgenommen sind, so ergeben sich alle weiteren Schlußfolgerungen von selbst.

Ganz vortrefflich sind die vier Abschnitte, welche das Leben der magyarischen Bevölkerung auf eben so vielen verschiedenen socialen Stufen schildern. Das „Leben und Treiben auf einem ungarischen Edelhofe“, die Skizze „Auf einem ungarischen Pfarrhofe“, „Hirten auf der Pußta“, „Arme Gesellen, Betyáren und Räuber“ sind so ganz aus der Wirklichkeit gegriffen, so anziehend erzählt, daß vorzüglich ihnen das Urtheil gelten dürfte, welches nach dem Vorworte einer der gebildetsten

Digitized by Google

Ungarn über Schwabs Buch noch vor der Drucklegung fällte, daß noch kein Fremder die socialen Verhältnisse Ungarns mit solcher Sachkenntniß behandelt habe. Bereits hat das Buch auch von der Kritik ungarischer Blätter manche freundliche Anerkennung gefunden, so sehr sonst das Magyarenthum sich vorurtheilsvoll von jedem nichtmagyarischen Besprecher seiner Zustände abzukehren pflegt. O. Wigand, welcher vielleicht mehr Bücher und Büchlein, als irgend ein Anderer außerhalb Ungarns über dieses Land veröffentlicht hat, kann mit Genugthuung auf diesen jüngsten Artikel seines Verlages blicken; kaum ein anderer wird so viel dazu beitragen, mit scharfer Beobachtungsgabe, mit Selbstständigkeit und Unparteilichkeit die Licht- und Schattenseiten im nationalen Charakter jenes Volkes aufzudecken, welches eine so große Rolle im österreichischen Staate gespielt hat und fernerhin zu spielen bestimmt ist.

Bei demjenigen, was über die Juden in Ungarn berichtet wird, vermißt man einigermaßen die Klarheit über jene Umstände, denen das rasche Anwachsen der israelitischen Bevölkerung in Böhmen, Mähren und Ungarn während des letzten Decenniums des 11. Jahrhunderts zuzuschreiben ist. Man wird nicht irren, wenn man sich dabei an die große Bewegung erinnert, welche im Sinne eines Kampfes für den christlichen Glauben die Rheinländer ergriff und bei der Hefe städtischer Bevölkerung auch in eine blutige Judenverfolgung ausartete Darnach wäre es also zu berichtigen, wenn Schwab die jüdische Einwanderung „vielleicht" schon in das 9. Jahrhundert versetzt; von Zuständen, wie sie im 9. Jahrhundert in Ungarn bestanden, hielt sich die israelitische Bevölkerung im großen Ganzen stets ferne. Auch in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters haben wohl kleine Zuzüge aus dem Westen stattgefunden und diese mögen theilweise mit Maßregeln der Staatsverwaltungen gegen die Israeliten im Zusammenhange gestanden sein. Wenn nichts anderes, würde aber die Gesetzgebung der Könige Ladislav und Koloman darthun, daß die Masseneinwanderung eben in die Regierungszeit der beiden vielgenannten Herrscher fiel [1].

Auch der Zigeuner ist nicht vergessen worden; gehört er doch zu den wesentlichsten Elementen der Bevölkerung jenes weiten Flachlandes, innerhalb dessen der Magyare selbst noch am vollständigsten den Charakter eines asiatischen Steppenvolkes beibehalten hat. Daß dort viele Jahrzehnte vergehen müssen, bevor es möglich sein wird, die Zigeuner für feste Niederlassungen zu gewinnen, ist wohl für sich klar. Sehr erwähnenswerth dürfte es aber erscheinen, daß die strengere Handhabung gewisser polizeilicher Vorschriften während des Waltens der österreichischen Gesetze dem Wandern der Zigeuner in auffallendem Grade Schranken setzte, daß sie selbst in Ober-Ungarn minder häufig nomadisirten und den westlichen Ländern des Reiches fremd zu werden anfingen. Auch was für den Unterricht der Zigeuner-

[1] Bei dem sonst sehr interessanten Abschnitte über die Juden mehr als bei einem anderen thut die mitunter dem Ernste wissenschaftlicher Forschung, welcher das ganze Buch durchdringt, wenig entsprechende Fassung dem übrigens günstigen Eindruck unläugbar Abbruch.

Digitized by Google

kinder, von welchen vorher kaum eines die Schule betrat, in jenen für Ungarns Entwicklung so wichtigen Jahren geschah, hängt damit zusammen; der Primärunterricht, welcher in diesem Zeitraume die Fortschritte eines Jahrhunderts machte, würde seine Früchte auch in jener Richtung getragen haben, wenn er nicht allzubald wieder ins Stocken gerathen wäre.

Sieht man von dem ethnographischen Theile ab, so bilden besonders die Naturbilder höchst Interessantes dar. Allerdings will sich der Abschnitt über die Tatra mit der wissenschaftlichen Haltung Kořistka's (im 12 Ergänzungshefte zu Petermanns geographischen Mittheilungen) und jener über die Agteleker-Höhlen mit Schmidls Monographie nicht messen, allein die entfalteten Naturbilder sind darum nicht minder reich und ansprechend. Einen besonderen Werth aber besitzen die Schilderungen der Theiß, ihres Stromsystems und der Fahrt auf derselben.

Die Regulirung der Theiß und ihrer Nebenflüsse wird, einmal vollendet, als ein Riesenwerk menschlicher Energie dastehen, und unfehlbar kommt auch die Zeit wieder, wo man sich in das Gedächtniß zurückrufen wird, daß dieses Riesenwerk niemals hätte entstehen können, wenn nicht die Regierung demselben die Seele eingehaucht hätte. Zur Charakterisirung desselben möge hier erwähnt werden, daß die Flußlänge des Hauptstromes in der Section:

1	von	84.000	Klftr.	auf	53.300	Klftr.
2	„	86.000	„	„	47.300	„
3	„	119.500	„	„	87.500	„
4	„	155.500	„	„	99.400	„
5	„	59.500	„	„	39.200	„
6	„	131.500	„	„	97.300	„

reducirt werden soll, daß also die Reduction in der 3. und 6. Section mehr als ein Viertheil, in der 1., 4. und 5. mehr als ein Drittheil, in der 2. nahezu die Hälfte zu betragen hatte, wobei das Gefälle, welches in der gesammten Länge des Laufes von 159 Meilen nur 1 : 28.800 (oder 3 Linien auf je 100 Klafter) betrug, auf 1 : 18.437 (oder beiläufig 4½ Linien auf je 100 Klafter) zu erhöhen kam. Bis zum Ende des Jahres 1860 waren schon 93 Quadratmeilen den periodischen Ueberschwemmungen der Theiß und ihrer Nebenflüsse entzogen und sämmtliche Arbeiten so weit gefördert, daß ihre Vollendung keinerlei technischen oder finanziellen Schwierigkeiten unterlag [1].

Vielleicht würde es zum Vortheile des Buches gereicht haben, wenn der Abschnitt „Reisebilder" mit jenem der „Naturbilder" in irgend einer Weise in engere Verbindung gesetzt worden wäre. Allerdings will er zunächst jene Thatsachen zusammenstellen, welche als Erfolge menschlicher Einwirkung erschienen, und folgt deßhalb den ethnographischen Bruchstücken ebenso nach, wie die „Naturbilder" denselben vorangehen. Allein wo ist es möglich, die Grenze zwischen beiderlei Merk-

[1] Vortrefflich, nur durch den gewichtigen Inhalt belehrend, jeder phrasenhaften Ruhmredigkeit ferne, ist Pasetti's „Darstellung des Theiß-Regulirungsunternehmens", Wien 1862.

Digitized by Google

würdigkeiten so haarscharf zu ziehen, daß nicht Eines in das Andere hinübergriffe? Sehr interessant sind viele Einzelheiten dieser Reisebilder, denen nur die allzu touristische Färbung mitunter wenig zuträglich erscheint. Ungarisches Straßenwesen aus dem vierten und fünften Decennium unseres Jahrhunderts, das Leben an der Grenze christlicher und islamitischer Herrschaft vor 300 Jahren, die Geschichte der Zipser Deutschen und ihrer einzelnen Städte und manches andere bilden Episoden, unterbrechen die sonst sehr einförmig verlaufende Wanderung im östlichen Ober-Ungarn wohlthätig. Sollte dieselbe keine Fortsetzung nach Zemplin, Ungh und der Mármáros gefunden haben, dem in großartiger Uncultur gewiß den ersten Platz einnehmenden, an Naturschönheiten vielen anderen ebenbürtigen Theile des Königreiches?

Doch wir schließen mit der Ueberzeugung, daß niemand, welcher Partei er auch angehöre, das Buch ohne Befriedigung aus der Hand legen wird, dessen Inhalt wir bis jetzt skizzirten. Wir wenden uns zu einem zweiten, in seiner Art nicht minder schätzbaren Beitrage zur Kenntniß des weiten Kaiserstaates.

Peters Werk ist auf drei Bände berechnet, und zwar so, daß die beiden ersten alles Volksthümliche, was in Sprache und Sitte der deutschen Bewohner des ehemaligen Troppauer Kreises sich erhalten, sammeln und zusammenstellen sollen, während der dritte für litterarhistorische, sachliche und sprachliche Erläuterung dieses Materials bestimmt ist. Der vorliegende Band enthält vorerst auf 176 Seiten Reime, Räthsel und Spiele der Kinder, von den Wiegen-, Schooß- und Knieliedern angefangen bis zu den Mährchenliedern, welche schon den Uebergang zu der nächsten Abtheilung bilden. Eine zweite Abtheilung von fast ganz gleichem Umfange bringt Volkslieder, wie sie entweder noch im Munde der gegenwärtigen Generation leben oder doch in treuer Erinnerung glaubwürdiger Zeugen der nächsten Vergangenheit überliefert erscheinen. Sie zerfallen in 25 Balladen und Romanzen, 58 Liebeslieder, 20 Andachtslieder, 21 Hirten- und Schäferlieder, 9 Jägerlieder, 9 Handwerkslieder, 7 Soldatenlieder, 27 Scherz- und Spottlieder, 7 vermischte Lieder. Hieran reiht sich ein volksmäßiges Weihnachtsspiel, welches noch vor dreißig Jahren zeitweise durch Mitglieder der Gemeinde Obergrund bei Zuckmantel aufgeführt wurde und nicht bloß in seiner ersten Anlage, sondern auch in den Hauptpartien des gegenwärtigen Textes in das 16. Jahrhundert zurückzureichen scheint. Die Christkindelspiele von Zuckmantel, Jauernig und Pickau sind noch jetzt üblich. Endlich folgen auf 14 Seiten Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten, denen ein paar Flüche und Ausrufe des Verwunderns oder Staunens beigefügt sind.

Dieser Ueberblick thut allein schon die Reichhaltigkeit des gebotenen Stoffes dar, welcher im zweiten Bande durch Sagen und Mährchen, Schilderungen von Sitten und Gebräuchen vervollständigt werden soll. Fleiß und Sorgsamkeit des Sammlers spricht sich überall unverkennbar aus, und das lebhafte patriotische Interesse desselben an dem Gewinne spiegelt sich eben so sehr in der Reichhaltigkeit, als in der Auswahl ab, welche ihm gelang.

Digitized by Google

Allerdings aber ist es erst die Bearbeitung, wodurch eine solche Sammlung ihren vollen Werth erlangt. Unter den Gesichtspunkten, welche wir hiebei eingehalten wünschen möchten, ragen besonders zwei hervor.

Daß viele im ersten Bande mitgetheilte Stücke nicht etwa dem Orte eigenthümlich sind, welcher ihnen als Heimat zugeschrieben wird, ist auf den ersten Blick ersichtlich. Es kommen hierunter auch solche vor, die fast überall, so weit die deutsche Zunge klingt, üblich sind. Zur Erläuterung dieser Verbreitung will es eigentlich nichts sagen, wenn man auf die historische Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme verweist. Einerseits finden sich einzelne derselben auch bei anderen als germanischen Völkern vor und scheinen vielmehr so tief in der menschlichen Natur zu wurzeln, daß ihnen nicht im entferntesten ein nationaler Charakter anklebt. Andererseits aber kann man den Gedanken, daß solche Lieder und Reime dem Culturzustande jener fernen Urzeit (selbst wenn man der seitherigen Vervollkommnung der Form im weitesten Sinne Rechnung tragen will) irgendwie entsprechen, nur schwer zulässig finden, und eine nicht geringe Zahl von Versen und Sprüchen steht in einer ganz unläugbaren Verbindung mit der christlich-modernen Gesittung, hat also mit jener Urzeit ganz entschieden nicht das mindeste zu thun.

Die Bearbeitung der reichen, von Peter mitgetheilten Materialien wird sich also zunächst mit der Ausscheidung solcher Stücke beschäftigen müssen, welchen gar kein Stempel einer bestimmten Nationalität aufgedrückt ist. Dann erst kommen die Objecte allgemeinen deutschen Charakters an die Reihe, deren jedenfalls noch eine erhebliche Zahl erübrigt, wenn man auch bei jener ersterwähnten Sichtung recht achtsam vorgeht. Schließlich erübrigt ein sehr ergiebiger Rest eigentlich provinzieller Natur, und hinsichtlich dieses Restes dürfte noch eine Bemerkung nicht überflüssig erscheinen. Schon an sich erschien es wenig wahrscheinlich, daß die große Verbreitung der Deutschen in Ober-Ungarn der Hauptsache nach durch kleine Schaaren weither berufener Colonisten erfolgt sei; ein geräuschloses allmäliges Vorrücken von deutschen Anwohnern des Rheines nach den Karpathenlandschaften mußte fast a priori als das Maßgebendste angesehen werden. Auch verkannte man seit langem den vielfachen Zusammenhang in Sitte und Sprache nicht, welcher sich von den Sudeten nach der Tatra fortsetzte. Doch ist es erst Schröers Verdienst, den Sachverhalt vollständig und widerspruchslos an das Licht gestellt zu haben [1]. Diese Strömung, welche ihren ersten Anstoß von Flandern und Holland erhielt, hauptsächlich aber das Siebengebirge und den Hausruck ergriff, hat sich über Sachsen und die Lausitz ebensowohl, wie über Schlesien und Polen, endlich über Nord-Ungarn und Siebenbürgen ergossen.

Nun bietet sich die willkommenste Gelegenheit dar, diese Forschung von der

[1] Am entscheidensten sind hiefür die von der k. Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Schriften: „Darstellung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes", Wien 1864, und „Die Laute der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes", Wien 1864.

Digitized by Google

anderen Seite her zu ergänzen. Wenn Peter dieses Moment nicht außer Augen läßt, so wird er durch Bearbeitung seiner interessanten Sammlungen einen wichtigen Beitrag zur Geschichte und Ethnographie der österreichischen Länder liefern. Möge er bald zu diesem Ziele gelangen!

Eine Bemerkung muß hier noch Platz finden, weil sie jeden Freund des Fortschrittes, jeden Freund Oesterreichs und seiner Zukunft mit freudigem Stolze erfüllen kann. Die litterarische Thätigkeit unseres geachteten Mittelschullehrstandes, die sich auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten kundgiebt, liefert den Beweis, daß ein wichtiges Element der seit anderthalb Decennien vollzogenen Neugestaltung unserer Gymnasien und Realschulen bereits den gebührenden Platz in ihrer Entwicklungsgeschichte einnimmt. Schwab und Peter haben die erste Anregung ihres wissenschaftlichen Strebens schon in früherer Zeit erhalten, ihre Lernzeit fällt zum Theile noch in die schwere Uebergangsperiode. Aber nur in der lebendigen Wechselwirkung mit anderen, gleichfalls von dem frischeren Hauche der Gegenwart bewegten Geistern konnte der Thätigkeitsdrang reifen, welcher die Hemmnisse nicht selten ungünstiger äußerer Stellung nun schon in so vielen Fällen siegreich durchbrach. Mit welchem Gewichte dieses Element bald in die Wagschale der Unterrichtserfolge selbst fallen muß, wird Niemand läugnen können.

Dr. Adolf Ficker.

Die Ausstellung der Kunstwerke Rahls.

Fs. Die eröffnete Collectivausstellung, die in mehreren Abtheilungen uns die zahlreichen, weit verbreiteten Werke Rahls vorführt, ist nicht allein ein Act der Pietät, den Manen des vielverkannten, spät gewürdigten Meisters dargebracht, sie ist ein Auferstehungsfest seiner künstlerischen Ideen. Den Beschauer ergreift sein Geist und trägt ihn mit gewaltigem Ernste in die schöne Welt der Ideale.

Was wir an Rahl überaus hoch schätzen, ist zweierlei: Erstens sein rastloses Streben, die höchsten Ideen der Menschheit, das, was Wissenschaft, Poesie und Kunst je geschaffen hat, in sich aufzunehmen, sein künstlerisches Pflichtgefühl, immer klarer zu schauen, und zweitens seine eminente productive Kraft, diese Summe des Wissens im begeisterten Empfinden künstlerisch zu gestalten. Seine Individualität gab seinen Schöpfungen das Originelle, das Tiefempfundene, Reifdurchdachte und Urgewaltige. Sein an den besten Vorbildern geläuterter Sinn, sein ernstes Streben, die Principien des Styles klar zu erkennen und zur Geltung zu bringen, bewahrte ihn vor den Klippen einer ungezügelten Originalität, an denen so viele hochbegabte Künstler scheitern, weil sie nicht allein neue Ideen, sondern auch neue Gesetze der Kunst der Welt bieten wollen.

Digitized by Google

Bewunderungswürdig ist sein Styl in dem gemalten Fries für die Universität in Athen, die Entwicklung der Wissenschaften auf griechischem Boden darstellend; wir finden in der Gruppirung das Studium des Frieses des Parthenon, es ist ein herrliches Werk, von dem selbst Kaulbach erklärte, unser Jahrhundert habe nichts Besseres geschaffen. Außer Cornelius und Rethel wüßten wir keinen Maler der Neuzeit, der ähnliche Vorzüge wie Rahl für die monumentale Malerei besitzt.

Obschon in unserer reichen Kunstlitteratur von Winckelmann und Lessing an die Grenzen der bildenden Künste und das Charakteristische des großen Styles klar und scharf bezeichnet sind, so sind sie in der Praxis doch so sehr verwischt und es ist in unseren Tagen das Gefühl für die ernste Hoheit des Styles, der Freude an der nackten Copie der Natur, am flachen Realismus, an dem Genre und der frivolen Pikanterie, wie die Mode sie bringt, gewichen. Um so wohlthuender empfinden wir das ernste Streben des Meisters, mit deutlich wahrnehmbarer Absichtlichkeit alles Nebensächliche und Gewöhnliche zu vermeiden, um nicht die großreine Idee, die er versinnlicht, zu beeinträchtigen. Sein Styl ist knapp und gedrungen, er ist keusch durch seinen Ernst, und sinnlich durch seine ungeschminkte Wahrheit.

Ein Vorzug, den wenige Maler im großen Style mit Rahl theilen, welchen z. B. Carstens und Cornelius entbehren, ist sein eminentes Talent für das Colorit. Als die Ausstellung eröffnet wurde, waren wir sehr gespannt darauf, ob sich nicht Beispiele entdecken ließen, in denen Rahl mit der französischen und belgischen Schule verwandt sei,

Die von ihm angewandten Mittel zeigen jedoch so wenig von Raffinement und Effecthascherei, er ersetzt das Prunkende und Brillante so sehr durch leuchtende Wärme, er folgt so treu den alten Meistern und zumal Tizian, daß er uns ganz unbeirrt von jenen Strömungen geblieben scheint, welche doch die Ausstellungen bisher beherrschten. Wie lebenswahr und gesund ist das Colorit des Fleisches, wie fein sind die gebrochenen und doch leuchtend warmen Töne gestimmt! Freilich skizzirt oft sein breiter, markiger Pinselstrich zu sehr und läßt die zartere Ausführung vermissen; jedoch bedingt dieses die monumentale auf die Entfernung berechnete Malerei, und gewahren wir nicht minder häufig die zarteste Detailausführung. Das Vorwiegen der braunen Farbe mag nur dort störend wirken, wo das Bild in einer hellen farblosen Umgebung hängt. Hat der Hintergrund eine gedämpfte und gesättigte Farbe, wie sie jedes Bild verlangt, so wird man immer diese braunen Fleischtöne, die, wie schon gut bemerkt wurde, an nachgedunkelte Tintoretto's erinnern, angenehm und mehr erkennen. Welche Farbe paßt auch besser für die Cyklopengestalten, die bei Rubens auch nicht mit einer Haut wie Milch und Blut, sondern wie von Bronze erscheinen, gemalt mit Ocker und Zinnober.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, herausgegeben vom historischen Verein für Steiermark, 2. Jahrgang. Graz 1865, Verlag des historischen Vereines.

L. Archivar Prof. Zahn eröffnet diesen zweiten Jahrgang mit „Zwei Klagelieder über die Grafen von Pütten", einem Manuscript, dem 12. Jahrhundert entnommen. Im ersten Gedichte, einem schwerfälligen lateinischen Poem, das aus dem Deutschen übertragen zu sein scheint, trauert ein Mönch von Formbach an der Grabstätte der freigebigen Wohlthäter seines Klosters über die Vergänglichkeit alles Irdischen; das zweite, ebenfalls lateinische, aber viel schwunghafter gehaltene und von classischer Bildung des Autors zeugende Gedicht behandelt die Thätigkeit, mit der Graf Ekebert III. von Pütten für Kaiser und Reich einstand. Ein zweiter Beitrag Zahns sind Analekten aus der Handschriftensammlung des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives zu Wien.

Stiftsarchivar Pr. A. Weiß bespricht das Archiv des Cistercienserstiftes Rein, das einen werthvollen Schatz von sehr vollständigen, tief ins Mittelalter zurückreichenden Urkunden und anderen Schriftstücken besitzt, von ungünstigen Verhältnissen nicht heimgesucht wurde und über verhältnißmäßig sehr wenige Verluste zu klagen hat. Weiß berührt lobend die im Archiv waltenden Eintheilungsprincipien und giebt eine kurze Ueberschau des gegenwärtigen Archivvorrathes nach Urkunden, Acten und Büchern, die für historische Forschungen ersprießliche Anhaltspunkte bieten.

Dr. Fr. Krones lieferte „Vorarbeiten zur Quellenkunde und Geschichte des mittelalterlichen Landtagswesens der Steiermark", in den Landtagen vornehmlich die Mittelpunkte des eigentlichen Staatslebens der Steiermark erblickend. Seine Verzeichnisse umfassen in erster Linie das bereits gedruckte Material, wie es Urkunden, Chroniken, Landtagsacten und bezügliche Correspondenzen bieten. In zweiter Linie erscheinen bisher ungedruckte Funde. Als Grenze der Vorarbeit wurde das Jahr 1552 gewählt. Die erste Periode reicht von der Vereinigung der Steiermark bis zum Aussterben des babenbergischen Mannsstammes (1246); die zweite behandelt die Zwischenherrschaft (1246 bis 1283); die dritte (1283 bis 1440) beginnt von der Alleinbelehnung Herzogs Albrecht I. von Habsburg und geht bis zur deutschen Königswahl H Friedrich V. von der ernestinischen Linie; die vierte (1440 bis 1493) umfaßt die Tage Kaiser Friedrichs III.; die fünfte (1493 bis 1522) reicht von der Regierung Maximilians I. bis zur Erbhuldigung Erzherzogs Ferdinand I.

Die Regesten und Auszüge zur Geschichte des Landtagswesens der Steiermark reichen von 1160 bis 1522. M. Pangerl, Adjunct des Archives an st. l. Joanneum bringt „Studien zur Geschichte des Klosters St. Lambrecht" mit interessanten Details aus der Geschichte der Aebte dieses Klosters im 12. und 13. Jahrhundert.

Code général de commerce, introduit par la loi du 17 Decembre 1862, traduit par le chevalier Jos. Max de Winiwarter, Docteur en droit etc. Vienne 1865, Rodolphe Lechner.

E. Der Uebersetzer, gewissermaßen durch seine Stellung als Rechtsanwalt der französischen Gesandtschaft in Wien auf diese Uebertragung hingewiesen, motivirt dieselbe zunächst mit dem Umstande, daß vom 1. Juli ab der zwischen Frankreich und dem Zollverein

Digitized by Google

geschlossene Handelsvertrag einerseits und der zwischen Oesterreich und dem Zollverein andererseits zu Stande gekommene Handels- und Zollvertrag ins Leben treten. Die bezüglichen Handelsverbindungen würden hiedurch nothwendig erweitert werden, woraus sich für Frankreich ein besonderes Interesse ergebe, das für Deutschland und die deutsch-slavischen Erblande Oesterreichs gültige Handelsgesetzbuch kennen zu lernen. Dem gesetzkundigen Uebersetzer ist die Ueberwindung sprachlicher Schwierigkeiten gelungen und er hat den Geist des deutschen Textes richtig und faßlich im französischen Idiom wiederzugeben gewußt.

Von demselben Verfasser ist auch der erste Theil einer Uebersetzung des österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches in englischer Sprache erschienen. Ein Codex, der seine Ersprießlichkeit seit mehr als fünfzig Jahren bewährt habe, sei, wie Dr. Winiwarter meint, angesichts des sich täglich steigernden Verkehrs mit dem Auslande sicherlich der Uebersetzung werth. Es sei jedoch nicht leicht gewesen, gewisse, der deutschen Sprache ureigenthümliche und gewissermaßen nur in den österreichischen Institutionen wurzelnde Begriffe sinngetreu im Englischen wiederzugeben. Wo dies nicht anging, suchte Winiwarter den ursprünglichen Sinn möglichst annähernd wiederzugeben, größerer Klarheit halber den lateinischen Ausdruck, wie ihn die amtliche österreichische Uebersetzung bietet, in Klammern hinzufügend; dem englischen Rechtsanwalt dürfte auf solche Weise sicherlich Genüge geleistet worden sein, da die Uebersetzung selbst wieder den tüchtigen Polyglotten bekundet.

Bartsch, B., und Pfaundler, L.: Die Stubaier Gebirgsgruppe, hypsometrisch und orographisch bearbeitet und mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Innsbruck 1865, Wagner.

Z. Dies Werk, welches eine werthvolle Ergänzung zu Sonklars berühmter Schrift über die Oetzthaler Gruppe bildet, behandelt in streng wissenschaftlicher Weise die östlichen Theile dieser Gruppe, das Stubaier Gebirge oder das Gebiet, das im Norden vom Innfluß von Haimingen bis Innsbruck, im Osten von der Sill und Eisack bis Sterzing, im Süden vom Gailbach in Ridnaun, dem Lazzacher Bache bis zum Schneeberg und dem hinteren Theile des Moosbaches in Passeier, im Westen vom Timmlerbach und der Oetzthaler Ache bis zu deren Mündung in den Inn bei Haimingen eingeschlossen ist. Der erste Theil des Buches enthält die Darlegung der Methode und die Resultate der Messungen, der zweite giebt eine kurze Beschreibung der einzelnen Gebietstheile, so wie eine Berechnung und Zusammenstellung jener aus dem ersten Theile sich ableitenden orographischen Momente, welche für die Statistik der Gebirge von großer Bedeutung sind. Der Anhang bietet interessante Mittheilungen über Hydrographie und Gletscherkunde. Ist diese Schrift durchaus nicht für Touristen gewöhnlichen Schlages oder Leser berechnet, welche unterhaltende Schilderungen, pikante Anekdoten und blendende Darstellung fordern, so bietet der orographische Theil ungeachtet der knappen Darstellung so viele interessante Daten, daß auch ein weiterer Leserkreis darin Belehrung und Unterhaltung finden wird. Wem es aber um eine gediegene Kenntniß dieser bisher viel zu wenig beachteten Gebirgswelt zu thun ist, dem wird diese mühevoll ausgearbeitete Schrift, die allen wissenschaftlichen Anforderungen entspricht, der willkommenste und sicherste Führer sein. Die beigegebene Uebersichtskarte, verfertigt von L. Pfaundler, zeichnet sich ebenso durch Genauigkeit als schöne Ausstattung aus. Das Panorama vom Habicht wird viele Reisende verlocken, diese Bergspitze zu besteigen, die eine der schönsten Ansichten der Berg- und Gletscherwelt Tirols gewährt, wie der Eggessengrat, dessen Panorama auch beigegeben ist. Jeder Gebirgsfreund ist den Herausgebern für ihre werthvolle Gabe zu Dank verpflichtet, deren Verdienst es bleiben wird, die Stubaier Gebirgsgruppe erforscht und bekannt gemacht zu haben.

Digitized by Google

Pichler, Dr. F. S.: Geschichte der steierischen freiwilligen Schützenbataillone in den Kriegsjahren 1848 und 1849. (Wien 1865, W. Braumüller.)

G. Die nach dem Plane des steiermärkischen Gouverneurs Grafen Wickenburg errichteten drei Schützenbataillone — zusammen 4000 Mann — eilten in drei verschiedenen Richtungen dem Kriegsschauplatze zu. Das erste zog über Mailand bis vor Ancona; das zweite kam ins Venetianische und zeichnete sich vor Malghera, S. Giuliano und bei Erstürmung der Eisenbahnbatterie S. Antonio aus; das dritte endlich hatte die Genugthuung, an der Schlacht von Novara Theil zu nehmen. Die wackeren Schützen haben sich so ein hübsches Stück Geschichte erworben. Wohlthuend ist die aus jeder Zeile hervorleuchtende Ursprünglichkeit und Frische jener österreichischen Bergvölker, die nicht nur ihre Waffen gegen den Feind ihres Vaterlandes, sondern auch ihr volles deutsches Wesen gegen die verkniffenen Hasser des germanischen Elementes trugen. Mit Recht sagt Pichler (S. 43): „Mailand ist in seinem Hasse gegen die Deutschen für letztere ein großes Räthsel, dessen Auflösung fast wie Undank klingt." Die Darstellung des Marsches dieser Bataillone ist reich an interessanten Einzelheiten und werden ihre Operationen stets parallel mit denen der Hauptarmee geschildert. Wenn wir es in diesem Buche auch nicht mit Geschichte im strengsten Sinne zu thun haben, so hat es doch den Anspruch auf die Verbreitung eines Monumentes, welchem Patriotismus und Pietät den „edlen Rost" verleihen werden.

Faller, Gustav: Der Schemnitzer Metallbergbau in seinem jetzigen Zustande. Schemnitz 1865, bei A. Joerges.

S. Das Werkchen, zu dessen Bearbeitung der als Fachschriftsteller bekannte Autor, Professor der Bergbau- und Markscheidekunde an der Schemnitzer Akademie, höheren Orts den Auftrag erhielt, setzt sich zum Zweck, fremden Besuchern und insbesondere den Eleven der Bergakademie als Führer zu dienen. Es enthält eine kurze geschichtliche Einleitung, die eingehende fachmännische Darstellung der geognostischen Beschaffenheit, der Einrichtungen und des Betriebes in diesem großartigsten Bergdistricte der Monarchie, eine gedrängte aber treffende Schilderung aller Vorkommnisse beim Bergbau, bei der Erzaufbereitung und dem Metallhüttenwesen, eine Beschreibung sämmtlicher Maschinen und Werksvorrichtungen, und als Beigaben statistische Tabellen und eine sauber ausgeführte geognostisch-bergmännische Karte des Schemnitzer Bergbezirkes. Das Buch erreicht hiedurch seinen Zweck in vollstem Umfange, ja es leistet mehr, da es nicht nur einen trefflichen Führer an Ort und Stelle, sondern eine litterarische Leistung von bleibendem Werthe bildet.

Saski, Th.: Jahrbuch für das gesammte Versicherungswesen in Deutschland. 2. Jahrgang. Frankfurt a. M., Sauerländers Verlag.

S. Der erste im verflossenen Jahre erschienene Jahrgang dieses Buches suchte eine Uebersicht sämmtlicher in Deutschland bestehenden Versicherungsgesellschaften zu bringen. Es war nicht die Schuld der Redaction, sondern die Theilnahmslosigkeit vieler Directionen, welche ungeachtet wiederholter Zuschriften mit der Uebersendung ihrer Berichte und Statuten säumten, daß das Jahrbuch sehr erhebliche Lücken aufwies. Der zweite Jahrgang scheint nun, obwohl im Titel unverändert, diesen generellen Charakter ganz aufgegeben zu haben und zu bringen, was eben bei der Redaction einlief und vorlag. Dabei ist nun ins-

Digitized by Google

besondere Oesterreich stiefmütterlich bedacht, wir vermissen die Vindobona und die allgemeine Capitalien- und Rentenversicherungsanstalt in Wien, sämmtliche wechselseitigen Brandschadenversicherungsanstalten mit Ausnahme jener von Krakau und Klausenburg, fast alle Transportgesellschaften der österreichischen Küstenländer, die wechselseitigen Bauernassociationen in den Alpenländern u. a. Wie weit die Anstalten selbst die Schuld trifft, bleibt dahingestellt; jedenfalls aber thut es dem Buche Eintrag, daß diese, schon beim Erscheinen des ersten Jahrganges getadelten Lücken sich im zweiten noch häufiger und größer vorfinden, und so den Titel wenig rechtfertigen. Die erste Abtheilung, welche die Geschichte der größeren Anstalten umfaßt, hat gegen das Vorjahr eine große Bereicherung erfahren

---

* Das Werk des Staatsrathes Freiherrn v. Hock über die öffentlichen Abgaben und Schulden beginnt sich Bahn zu brechen. Bereits können wir anerkennende Beurtheilungen desselben in der „Augsburger Allgemeinen Ztg." (von Schäffle), in dem „Münchner Gelehrten Anzeiger" (von Seuffert), in den „Deutschen Jahrbüchern" zu Berlin (von Eberty), im „Temps" (von Block), im „Economiste Français" (von Vogel), im englischen „Economist" und in den „Daily news", im „World" von New-York und in der „Rivista" von Livorno registriren.

* Der ungarische Journalismus ist ziemlich neuen Datums und trug bis in die Gegenwart fast ausschließlich politischen oder belletristischen Charakter an sich. Mit Ausnahme weniger Fachblätter dienten die Tagesblätter nur höchst beiläufig den Interessen der Wissenschaft, der allgemeinen Volksbildung durch Pflege des Unterrichtes und Popularisirung der Errungenschaften ernster Forschung. Diesem empfindlichen Mangel abzuhelfen, konnte lange nicht gelingen, da leider in Ungarn für ernste Lectüre das Publicum noch immer wenig Neigung zeigt. Verschiedene Unternehmungen mißlangen und verschwanden nach kurzem Dasein; so noch jüngst das Blatt für ästhetische Kritik und schöne Litteratur, „Koszorú" d. i. der „Kranz" genannt, trotzdem Ungarns bedeutendster lebender Dichter, Johann Arany, dasselbe redigirte. Auch die einzige wissenschaftliche Revue „Buda-Pesti Szemle", trefflich geleitet von dem als Historiker und Nationalökonom wohlbekannten Anton Csengeri, kann nur mit Mühe und Subvention von Seite der ungarischen Akademie ihr Leben fristen. Es war darum gewagt, mit einem neuen Plane vor die Oeffentlichkeit zu treten, und nur die innigste Ueberzeugung einerseits von der Nothwendigkeit einer allgemein-wissenschaftlichen Zeitschrift in Ungarn und andererseits die Lebensfähigkeit des wohldurchdachten Programmes mit klar erkanntem Ziele konnte die Unternehmer anspornen, den still gehegten Gedanken zu realisiren. Wir meinen die Herausgabe des neuen encyklopädischen Journals „Uj Korszak", d. i. „Neue Aera", dessen Erscheinen und glücklicher Fortbestand eine neue Phase in der Entwicklung des ungarischen Journalismus bezeichnet, weßhalb wir uns erlauben, hier über Zweck und Anlage dieser Zeitschrift einige Worte anzuführen. Die klar ausgesprochene Aufgabe des Blattes ist: „die Interessen des Unterrichtes, der Wissenschaft, Litteratur und Kunst und des öffentlichen Lebens unparteiisch und unabhängig zu vertreten, mit besonderem Hinblicke auf die westliche Cultur und deren Einwurzlung und Verbreitung in Ungarn". Ueber die Nothwendigkeit eines solchen Journals waltet kein Zweifel, wenn wir die wahre Schilderung lesen, die einer der fleißigsten Mitarbeiter des neuen Blattes, Prof. Dr. M. Riedl, von den wissenschaftlichen und litterarischen Zuständen des Landes entwirft. „Auf dem Gebiete unserer Volkscultur — heißt es daselbst — bemerken wir den Rückschritt, in der Litteratur

Digitized by Google

die Zerfahrenheit, im Unterrichtswesen Verwirrung". Daneben freilich nehmen wir einzelne eifrige Bestrebungen wahr, welche die Heilung dieser Uebelstände beabsichtigen, hören wir Aufrufe, welche sociale und unterrichtliche Reformen energisch fordern und sehen wir litterarische Unternehmungen, deren Ziel ist: auch bei uns das großartige Ideal der Gegenwart, die Wissenschaft, einheimisch zu machen. In diesen, wenn auch heute noch vereinzelten Anstrebungen beruht der hoffnungsvolle Keim einer schöneren, besseren Zukunft, in der auch in Ungarn immer mehr die Wahrheit Anerkennung und Verbreitung finden wird, daß die Wissenschaft kein bloßer Luxusartikel sei, sondern die reife Frucht ernsten Denkens, ohne die kein gebildetes Volk bestehen kann. Wissenschaft und Leben stehen bei uns noch immer nur zu oft als Gegensätze einander schroff gegenüber; die Zukunft wird einst sie versöhnen und der Ueberzeugung Geltung verschaffen, daß die Wissenschaft Lebensbedingung jedweder Bildung und Volkscultur ist. Diesem Ziele arbeitet nun rüstig entgegen unsere neue Zeitschrift und nach dem bisher Geleisteten läßt sich das berechtigte Urtheil fällen, daß sie mit den besten Kräften langsam aber sicher die klar erkannte Absicht zu erreichen strebt. Wöchentlich in zwei Bogen größten Quartformates erscheinend, bietet dieselbe in eleganter Ausstattung ihren Lesern: Abhandlungen allgemeiner Natur über den Bildungsstand und die Culturinteressen Ungarns, sodann über einzelne Objecte aus den verschiedenen Einzelfächern der Wissenschaft und Kunst; ferner eine Rundschau über den in- und ausländischen Büchermarkt, über das einheimische und fremde Unterrichtswesen und die Schullitteratur, außerdem findet die Volkswirthschaft, Handel, Verkehr und Gewerbe ihre Vertretung; nicht minder heftet das Blatt seine Aufmerksamkeit auf die Leistungen der in- und ausländischen Gelehrtengesellschaften, Akademien, und Vereine, und bringt schließlich noch neben einem belletristischen Feuilleton allerlei interessante Notizen aus dem Gebiete des wissenschaftlichen, litterarischen und socialen Lebens. Eine kurze Bibliographie und sorgfältige Correspondenz beschließen das Blatt, dessen Reichhaltigkeit hiernach ziemlich zu Tage tritt. Um in dieser widerstrebenden Masse Ordnung und Einheit zu erhalten, bedarf es einer geschickten Hand. Sie hat sich gefunden in der Person des Redacteurs, des Grafen Koloman Lázár, der mit voller Sachkenntniß und Hingebung den Interessen des Blattes dient. Ihm steht zur Seite Prof. Dr. Riedl, aus dessen zündender Feder das Blatt bereits wiederholt treffliche Leitartikel empfing. Als dritter im Bunde ist zu nennen der Eigenthümer des Blattes, der als namhafter Geolog bekannte Gelehrte Julius Schwarz, der für das Gedeihen des Unternehmens freigebig materielle Opfer bringt und auch schon manchen werthvollen Beitrag für die Spalten des Blattes gespendet hat. Außer diesen Genannten haben fast alle bedeutenderen Schriftsteller Ungarns ihre Mitwirkung theils zugesagt, theils auch schon thatsächlich erwiesen, so z. B. Franz Toldy, Hermann Vámbéry, Henßlmann, Erkövy, Xántus, Barsi, Balogh, Pólya, Vadnay, Erdödy u. A. Außerdem zählt das Blatt auch im Auslande thätige Mitarbeiter; in Deutschland: Alfred Brehm und Karl Vogt; in England: Charles Carter Blake, Richard Owen und ein Fräulein Miß Selina Gaye, die ein ganz anständiges Ungarisch schreibt. Somit wollen wir hoffen, daß das so gut begonnene Unternehmen blühend fortgedeihe und edle Früchte bringe, damit der Herausgeber Wunsch erfüllt werde und für die Wissenschaft in Ungarn wirklich eine „Neue Aera" anbreche.

* Der „Atheniſche Feſtkalender in Bildern von Karl Böttiche r" enthält Abbildung und Erklärung eines Reliefs an der „Panagia Gorgopiko" zu Athen, des einzigen Kalenders in bildlicher Darſtellung, welcher aus dem helleniſchen Alterthum auf uns gekommen iſt.

* Aus dem Nachlaſſe des Cardinals Wiſemann iſt jüngſt (Köln, 1865. Bachem) ein Eſſai über W. Shakſpeare erſchienen, der im Hinblick auf die von dem Ver-

Digitized by Google

faſſer eingenommene hohe Lebensſtellung von nicht gewöhnlichem Intereſſe iſt. Natürlich läßt der Verfaſſer des Eſſai, welcher übrigens nur Fragment geblieben, die confeſſionellen Momente gänzlich bei Seite und ſieht in dem Dichter eben nur den Dichter.

Den Kern der mit großer Eleganz und anſprechender Verſtändigkeit verfaßten Schrift bilden die Unterſuchungen Wiſeman's über das Genie, von denen er dann die Anwendung auf Shakſpeare macht. Er meint, das Genie in irgend einem der verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft oder Kunſt ſei eine natürliche Sympathie mit allem, was zu dieſer Wiſſenſchaft oder Kunſt gehört, verbunden mit der Fähigkeit, die geiſtigen Ideen vollkommen und ſicher zu verwirklichen. Das Weſen des Shakſpeare'ſchen Genies „bildet das, was die eigentliche Seele der dramatiſchen Idee ausmacht, die Fähigkeit, ſich in die Lage, die Umſtände, die Natur, die angenommenen Gewohnheiten, die wahren oder erheuchelten Gefühle jedes Charakters, der im Drama vorkommt, hineinzuverſetzen. Das iſt ja die vollkommenſte Sympathie, die ſich denken läßt — das Wort Sympathie hier natürlich nicht in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung gebraucht, als Bezeichnung der Uebereinſtimmung in den Geſinnungen, Gefühlen und Grundſätzen. Shakſpeare hat eine eben ſo vollſtändige Sympathie für Shylock oder Jago, wie für Arthur oder König Lear. Für den Augenblick lebt er in dem ſchlauen Schurken, wie in dem unſchuldigen Kinde; er arbeitet ſich mit der ganzen Kraft ſeiner Gedanken in die Windungen des Gehirns des Verräthers hinein; er läßt ſein Herz ſchlagen in Uebereinſtimmung mit dem blutdürſtigen Haß des Wucherers, und dann befreit er ſich, wie der Schmetterling aus der Puppe, aus dem widerlichen Aufenthalte und iſt wieder er ſelbſt und im Stande, ſeine eigenen edlen und zarten Charakterzüge als Spiegel vorzuhalten oder die erhabenſten, hochherzigſten und liebenswürdigſten Muſterbilder unſerer Natur zu entwerfen. Und das alles thut er ohne mühſame Ueberlegung, ſcheinbar ohne Anſtrengung. Seine unendlich mannigfaltigen Charaktere treten wie von ſelbſt jeder an ſeinen Platz und büßen nie, auch nur einen Augenblick ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Perſönlichkeit und die Biegſamkeit ein, welche die Folge der Vereinigung vieler Eigenſchaften in jedem Menſchen iſt. Von Anfang bis zu Ende bleibt jeder Charakter der nämliche, ſpiegelt aber die Lichter und die Schatten ab, unter denen er ſich bewegt". Am Schluſſe der Schrift entwirft der Cardinal den Plan zu einem Denkmal für Shakſpeare, und zwar zu einem litterariſchen: die Veröffentlichung einer Ausgabe von Shakſpeare's ſämmtlichen Werken, welche hinſichtlich des Textes, des Druckes und der Illuſtration alles Bisherige übertrifft.

---

* Prof. Eduard Engerth hat ein hiſtoriſches Gemälde in den größten Dimenſionen vollendet, welches er demnächſt zur Ausſtellung zu bringen gedenkt. Es behandelt den Sieg Eugens über die Türken bei Zenta (11. September 1697) und wird daher einen würdigen Beitrag zur Feier der Enthüllung des Prinz Eugen-Denkmals bilden.

* Comenius hat bei Brandeis an der Adler ein Denkmal erhalten. Dasſelbe trägt in böhmiſcher Sprache die Inſchrift: „Dem Johann Amos Komensky die dankbare Nation. Am 5. September 1865". Das Denkmal ſteht an derſelben Stelle, wo noch vor 50 Jahren ein Bruderhäuschen ſtand, in welchem Comenius ſein „Labyrinth der Welt" und „Paradies des Herzens" ſchrieb und beendete.

* Aus Nürnberg, berichtet die „Allg. Ztg.": Mit außerordentlicher Schnelligkeit iſt der Wiederaufbau des durch Brand zerſtörten Thurmes der Lorenz-Kirche zu Stande ge-

Digitized by Google

kommen, so daß bereits die Kuppel nebst dem Hahn aufgesetzt werden konnte. Die innere Construction des Thurmes besteht aus Schmiedeeisen, und die Bedachung wird von vergoldetem Kupferblech gebildet werden, so daß das Prachtgebäude bald wieder in seiner früheren Schönheit glänzen wird.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die seit langer Zeit erwartete, oft versprochene, dann wieder auf unbestimmte Zeit verschobene Fortsetzung von Anton Springers „Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809" ist endlich von der Verlagshandlung S. Hirzel in Leipzig versendet worden. Dieser zweite Band (der zehnte des Sammelwerkes: „Staatengeschichte der neueren Zeit") bringt die Geschichte Oesterreichs zum Abschluß; sein lang verzögertes Erscheinen erklärt der den ersten Band bedeutend überragende Umfang. Es ist ein stattlicher Band von ungefähr 50 Bogen, gut ausgestattet, wie alle Verlagsartikel die die Firma S. Hirzel tragen. Auch wollen wir gegenüber den öfter laut werdenden Klagen über die hohen Preise deutscher Bücher den sehr billigen Preis von 2 Rthlr. nicht unerwähnt lassen. Wir begnügen uns für jetzt, seinen Inhalt kurz anzugeben. Das erste Buch, das die Ueberschrift trägt: „Die Genesis der Revolution", beginnt mit der Darstellung der ungefähr seit 1840 sich entwickelnden und rasch zunehmenden nationalen Bestrebungen, es schildert dann die politischen Parteien in Ungarn seit 1840 und schließt mit den Märztagen von 1848. Diesem folgt das zweite Buch: „Die Jubelwochen der Revolution" (die Erbtheilung zwischen den Volksstämmen Oesterreichs, Gründung und Sturz der Verfassung vom 25. April, der Slavencongreß in Prag). Das dritte Buch schildert die parlamentarische Periode des Sommers 1848, am ausführlichsten hiebei den ungarischen Reichstag. Die Krisis der Revolution, die Octobertage, der Reichstag in Kremsier und schließlich der Winterfeldzug in Ungarn bilden den Inhalt des vierten Buches, dem das fünfte und letzte Buch: „Die Rückkehr zum Absolutismus" folgt, das mit dem Sommerfeldzug in Ungarn die Darstellung der Geschichte Oesterreichs in den vierziger Jahren schließt. Ein kurzes Schlußwort bildet den Schluß des Bandes.

Die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart sendet uns nach längerer Pause wieder einige bedeutende, ihres alten Rufes würdige Erscheinungen, unter ihnen nimmt den ersten Rang ein: „Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", herausgegeben von Prof. Pfeiffer, W. L. Holland und A. v. Keller, welchen von der Wittwe Uhlands, der sehr erhebliche litterarische Nachlaß ihres Gatten zur Prüfung, Sichtung und Herausgabe des nach gemeinsamer Berathung des Druckes würdig Erscheinenden anvertraut wurde. Ohne über seinen litterarischen Nachlaß irgend eine ins Einzelne gehende Bestimmung getroffen zu haben, hat Uhland nur drei Jahre vor seinem Tode denselben ausdrücklich in die Hände seiner treuen Lebensgefährtin niedergelegt. Wir entnehmen dem Vorwort der Herren Herausgeber die nachstehende kurze Uebersicht über den Inhalt, welchen die auf sechs bis sieben Bände berechnete Sammlung umfassen wird. Uhlands hinterlassene gelehrten Arbeiten zerfallen nach Zeit und Art ihrer Entstehung und nach Form in zwei gesonderte Gruppen, in Vorlesungen und in einzelne größere und kleinere Abhandlungen oder Monographien. Die während seiner kurzen akademischen Thätigkeit zu Tübingen 1830 bis 1833 gehaltenen Vorlesungen waren von ihrem Verfasser niemals für den Druck bestimmt; anders verhält es sich mit der zweiten Gruppe, den Abhandlungen und Monographien. Mit Ausnahme einer einzigen, der Abhandlung über den

Digitized by Google

Minnesang aus dem Jahre 1824, gehören alle der späteren Lebensperiode des Dichters an und sind eigens für den Druck ausgearbeitet. Aber nur wenige von ihnen sind äußerlich fertig und zum Abschluß gebracht. Den Inhalt der Sammlung sollen bilden: I. Gedruckte Schriften: 1. Walther von der Vogelweide. 2. Sagenforschungen: I. Der Mythus von Thôr. 3. Ueber das altfranzösische Epos. 4. Zur Geschichte der Freischießen. 5. Sämmtliche Abhandlungen in Pfeiffers „Germania". II. Ungedruckte Schriften: 1. Vorlesungen über Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. 2. Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert. 3. Vier Abschnitte aus der Abhandlung über das Volkslied. 4. Abhandlung über den Minnesang. 5. Abschnitte aus dem Werke der deutschen Heldensage. 6. Schwäbische Sagenkunde. 7. und 8. Vorlesungen über nordische, deutsche und romanische Sagengeschichte. 9. Sagenforschungen: II. Der Mythus von Odhin. 10. Aus einer Vorlesung über das Nibelungenlied. Wir lassen schließlich hier aus dem Vorwort der Herausgeber die nachstehenden Worte folgen, denen wir in allem beistimmen: „Wir sind der Ueberzeugung, daß das deutsche Volk mit uns diese Schriften, die von der warmen Vaterlandsliebe dieses starken und treuen Herzens neues Zeugniß geben, als ein theures Vermächtniß, als einen kostbaren Schatz betrachten und in Ludwig Uhland neben dem Dichter künftighin noch mehr als bisher auch den Gelehrten erkennen und verehren wird." Weiter erschien im Cottaschen Verlag: „Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter von Ludw. Ettmüller. 1. Band. 8. bis 12. Jahrhundert" und ein fünfter Band von Gregorovius' vorzüglichem Werk über die Geschichte Roms im Mittelalter.

Von dem physiologisch-historischen Werk: „Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's" des New-Yorker Prof. J. W. Draper, erschien eine deutsche Uebersetzung von A. Bartels. J. W. Draper ist ein Geistesverwandter Buckle's und erklärt als die Absicht seiner Forschungen, darzuthun, daß der sociale Fortschritt ebensogut unter der Herrschaft natürlicher Gesetze als körperliches Wachsthum stehe, daß der Gang von Nationen sich nicht wie ein Traum ohne Vernunft und Ordnung fortbewegt, sondern daß es eine vorher bestimmte, feierliche Bahn giebt, welcher sich alles in steter Bewegung, in stetem widerstandslosen Fortschritte, einer unvermeidlichen Folge von Ereignissen begegnend und dieselben erduldend, anschließen muß, daß individuelles Leben und der Fortschritt desselben durch allmälige Stufen hindurch das Muster des socialen Lebens und seiner Jahrhunderte währenden Veränderungen ist.

Im Verlage von Otto Wigand in Leipzig, eine bekannte thätige Firma, die, wie keine andere, es verstanden hat, in allen ihren Unternehmungen gleichartigen Tendenzen und Richtuugen zu huldigen, so daß ihr Stempel genügt, um zu erkennen, welchen Parteizwecken das Buch dient, erschien: „Zur Geschichte der Wiener Universität. Auch ein Beitrag zur halbtausendjährigen Jubelfeier von Dr. R. Perkmann."

L. Curtze, der schon im Jahre 1859 den Briefwechsel des unglücklichen Dichters H. Stieglitz und später „Erinnerungen an Charlotte" veröffentlichte, giebt uns nun auch Stieglitz' bereits vor zwanzig Jahren abgefaßte Selbstbiographie. Warum er erst jetzt, nach einer so langen Zeit dem Wunsch des Dichters durch die Veröffentlichung seiner Biographie entspricht, dafür bleibt er uns die Erklärung schuldig. Dem Original, das der Herausgeber durch Anmerkungen und durch kritische Nachweisungen über die litterarischen Leistungen von Stieglitz ergänzt, rühmt diese meisterhafte und psychologisch äußerst interessante Darstellung all' die unheimlichen Situationen und Gemüthszustände nach, welche der tragischen Katastrophe, die dem Dichter eine traurige Berühmtheit verschafft hat, vorangingen, bezweifelt aber doch, daß es ihm gelungen ist, Allen seine subjective Ansicht über Charlottens Selbstmord zur Ueberzeugung zu bringen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft.

Zwölf Briefe von **Eugen Dühring**, Docent der Philosophie und Nationalökonomie an der Berliner Universität.

(München 1865, XVI und 160 Seiten in 8.)

Ist der Americaner H. C. Carey der von der social-demokratischen Partei in Europa schon so lang erwartete nationalökonomische Messias und Ueberwinder des Adam Smith'schen Systemes? Herr Dühring beantwortet diese Frage mit einem peremtorischen. Ja und predigt in seiner oberwähnten Schrift mit enthusiastischem Eifer das neue wirthschaftliche Evangelium, welches Carey in seinem 1859 in New-York erschienenen dreibändigen Werke: „Principien der Socialwissenschaft" (deutsch von Dr. Adler) der Welt verkündet hat.

Der alte Streit zwischen Socialismus und Nationalökonomie betrifft seinem eigentlichen Kerne nach die Stellung und das Los der handarbeitenden Classen. Die Nationalökonomie fordert, daß die Höhe des Arbeitslohnes von dem freien Walten des Preisgesetzes regulirt werde, desselben Gesetzes, welches die ganze wirthschaftliche Welt mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes beherrscht. Das Verhältniß zwischen Anbot und Nachfrage soll den Lohnsatz der Arbeit bestimmen. Der Staat hat weder die Pflicht noch das Recht der Intervention in dieser natürlichen Abmachung. Nicht das Recht, weil durch jeden solchen Eingriff der wirthschaftlichen Freiheit nahegetreten würde: nicht die Pflicht, weil eine solche Zwischenkunft, indem sie das Capital beunruhigt und vom Arbeitsmarkte verscheucht, von schädlichen Folgen für den Arbeiterstand selbst begleitet sein würde. Keinerlei staatliche Einmengung; laissez faire! In diesen Satz läßt sich die Socialpolitik der Nationalökonomie zusammenfassen.

Gegen diesen Grundsatz des „Gehenlassens" nun haben die socialistischen Schulen von jeher heftige Einsprache erhoben. Ihre Bestrebungen haben nun unläugbar das Gute gehabt, daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf die thatsächlichen Zustände der Lohnarbeiter in höherem Maße hingelenkt wurde, und man erkannte, daß diese Zustände, wie sich dieselben unter der Herrschaft der freien Concurrenz herausgebildet haben, nicht gerade die befriedigendsten sind. Besonders ist dies in jenem Lande der Fall, wo die Lehren der Nationalökonomie bisher im weitesten Umfang in die Praxis umgesetzt worden sind: in England. Dort hat das „laissez

Digitized by Google

faire“ thatsächlich den Sinn erhalten: laissez qu'on ne fasse rien, „duldet, daß nichts geschehe“, und es haben sich gräuliche Zustände herausgebildet. Wir sprechen nicht von der geistigen Verwahrlosung der unteren Volksclassen als Folge des staatlichen laissez faire im Schulwesen, wonach der englische Arbeiter seine Kinder zur Schule schickt oder nicht, je nachdem es ihm beliebt, sondern wir bleiben bei den materiellen Zuständen des englischen Arbeiterstandes stehen, auf welche die Geschichte der jüngsten Zeit neuerdings ein belehrendes Streiflicht geworfen hat.

Als die Baumwollnoth vor zwei Jahren ihren Gipfel erreichte, bewilligte die englische Regierung den Gemeinden in der Baumwollgrafschaft Lancastershire ein Nothdarlehen von über eine Million Pfund Sterling unter der Bedingung, daß diese Summe zur Anlage von Abzugscanälen und Wasserleitungen, für Straßenpflasterung u. s. w. in jenen Fabriksstädten verausgabt werde, wo derlei Bauten in sanitärer Beziehung dringend geboten waren. Um diese Reformen gegen die autonome Widerhaarigkeit der Stadtgemeinden durchzusetzen, mußte die Regierung eigens einen hochgestellten Beamten in die Grafschaft senden, welcher von Stadt zu Stadt zog und den Gemeindevorständen die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieser Reformen zu Gemüthe führte.

Für die Gesundheitspflege der Arbeiter war, wie englische Zeitungsberichte gestehen, in den meisten Fabriksstädten Lancastershire's wenig oder nichts gethan worden. Die Fabrikherren, in deren Händen vornehmlich das städtische Regiment liegt, dachten nur an ihre Baumwollspinnereien und verwendeten jeden verfügbaren Schilling zur Vergrößerung ihrer Fabriken und zur Aufstellung neuer Maschinen, während es den Arbeitern an der Macht gebrach, die Verbesserung der Sanitätszustände durchzusetzen, selbst wenn es ihnen, die Besseres niemals kannten, an Willen dazu nicht gemangelt hätte. Es bedurfte also einer furchtbaren Landescalamität, um den Baumwollarbeitern endlich ein in Bezug auf Reinlichkeit und Gesundheit menschenwürdiges Dasein zu verschaffen Liegt in dem Vorgange nicht die sprechendste Verurtheilung des unbedingten laissez faire?

Das Mißliche und Unzulängliche dieser Maxime in Bezug auf die hülflose Lage der gewöhnlichen Lohnarbeiter haben sich selbst die orthodoxesten Anhänger der modernen Nationalökonomie nicht verhehlen können. Sie anerkennen, daß die Forderung, der Arbeiterstand solle kraft eigener Anstrengungen sich über sein gegenwärtiges Niveau erheben, an eine der stärksten Leistungen des berühmten Münchhausen mahne, der mit fast übermenschlicher Kraft sich am Gürtel faßte, und mit eigenen Händen aus dem Sumpfe herauszog, in welchen er auf einer Jagdpartie gerathen war. Nicht „ob“, sondern „wie“ die Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen zu verwirklichen sei, steht in Frage. Die Schule ist entschieden gegen staatliche Einmengung. Der Staat, hört man sie sagen, soll nicht die Rolle der wirthschaftlichen Vorsehung spielen wollen; sein Beruf ist Schutz und Vertheidigung der Gesammtheit nach außen, Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung im Innern. „Keine Staatshülfe, sondern Selbsthülfe“, so lautet die Losung einer Anzahl von Männern, an ihrer Spitze Schulze-Delitzsch, welche in den letzten Jahr-

Digitized by Google

zehnten mit der Idee der „Association" hervorgetreten sind. Was die Arbeiter einzeln nicht vermögen, soll ihre Vergesellschaftung zu Stande bringen. Arbeiterassociationen sollen für die wohlfeile Beschaffung von Lebensmitteln, für Unterricht und Bildung, Capitalien ihrer Mitglieder sorgen und sollen sogar als selbstständige Unternehmer auftreten. Man muß auch anerkennen, daß die Association viel Gutes wirkt, doch hat der Erfolg hochgehenden Erwartungen nicht entsprochen. Gerade die Productivassociationen, durch welche der Arbeiter zum Unternehmer gemacht werden sollte, hatten den geringsten Fortgang. Der erste Enthusiasmus ist verraucht, und man ist versucht, den Socialisten Recht zu geben, welche die Associationen des Herrn Schulze-Delitzsch in der Rumpelkammer der überwundenen Standpunkte beigesetzt haben.

Allerdings ist, was bisher die Socialisten zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen beigetragen haben, von noch geringerem Belange. Wir erinnern an die verunglückten Nationalwerkstätten in Paris im Jahre 1848 und an die communistische Ansiedlung Cabets in America. Aber jetzt wird seine Fahne unter großem Triumphgeschrei neuerdings entfaltet. Dieses Mal, sagt Herr Dühring, ist es um die Nationalökonomie geschehen: „Der Schwerpunkt eines gründlichen volkswirthschaftlichen Studiums, welcher bisher noch immer in der Lectüre des Smith'schen „Völkerreichthumes" zu suchen war, ist jetzt in das große Werk von Carey verlegt."

Nach Dührings Darstellung beruht die Originalität des Carey'schen Systemes auf folgenden Hauptpfeilern:

1. Der Satz vom Gange der Bodencultur. (Carey behauptet im contradictorischen Widerspruche mit Ricardo, daß bei sich ausbreitender Bodencultur immer bessere Grundstücke zur Bearbeitung gelangen.)

2. Die Forderung der „Localisation" des Wirthschaftsbetriebes. (Carey will Localwirthschaftsgebiete, nöthigenfalls mittelst Schutzzöllen, schaffen, wodurch Producent und Consument in unmittelbare Verbindung gesetzt, die kostspieligen Vermittlerdienste des Handels entbehrlich gemacht, ein Theil der Transportkosten erspart und die Preise der Rohstoffe, so wie der Fabricate einander nähergerückt werden.)

3. Eine neue Lehre vom Werthe. (Der Werth ist nach Carey das Maß des Widerstandes, welchen die Natur der Erlangung eines Gegenstandes entgegensetzt.)

4. Eine neue Lehre von der Bodenrente. (Diese Rente ist nach Carey nur der Name, den der Zins im Gebiete des Bodencapitals führt.)

5. Der Lehrsatz von der Harmonie der Interessen. (Nach Carey's Gestaltung des volkswirthschaftlichen Lebens ist jedes Volk vor auswärtiger Concurrenz bewahrt, Handel und Speculation sind bloße Diener des Verkehrs, nicht selbstständige Mächte, wie jetzt, jedes Volk verkehrt wesentlich mit sich selbst und kann so viel es hervorbringt stets verzehren. Es fehlt daher nie an Absatz und Arbeitsgelegenheit, folglich giebt es keine Noth mehr.)

„Diese Punkte sind es", bemerkt Herr Dühring, „die von Carey selbst als originelle Aufstellungen und zugleich als Stützen des Systemes in Anspruch ge-

Digitized by Google

nommen werden." Aus diesen Lehrsätzen sehen wir, daß es mit der Haltbarkeit des neuen Systemes nicht am besten bestellt ist.

Der Satz von der Bodencultur ist entweder ein wirklicher Widersinn oder ein leeres Spiel mit Worten. Möglich, daß der von der üppigsten Vegetation bedeckte Boden, jener in den Niederungen der Flußthäler, welche in America derzeit noch nicht cultivirt werden, potentiell der fruchtbarste sei. Was folgt daraus? Die Americaner gehorchen bei dem Gange ihrer Ansiedlung und Urbarmachung demselben Gebote des praktischen Verstandes, der die Europäer bei diesem Geschäfte seinerzeit geleitet hat. Sie nahmen denjenigen Boden zuerst in Angriff, der den größten Ueberschuß über die Kosten der Bearbeitung bietet. Sind die Arbeitskräfte unvollkommen oder sehr kostspielig, so wird dieser Boden derjenige sein, der am leichtesten zu bearbeiten ist. Die Lehre Ricardo's, daß das einträglichste Land zuerst in Besitz genommen und bearbeitet werde, bleibt also trotz Carey's Einwendungen vollkommen wahr, nur darf man nicht übersehen, daß nicht derjenige Boden für den Landwirth der einträglichste ist, welcher per Joch die größte Anzahl Metzen Getreide trägt, sondern derjenige, welcher die aufgewendete Arbeits- und Capitalskraft am höchsten verzinst.

Durch die von Carey geforderte „Localisation" des Wirthschaftsbetriebes würden nicht nur die Vortheile der Arbeitstheilung größtentheils verloren gehen, auf welcher jeder Fortschritt im Leben beruht, sondern die Menschheit müßte auf viele Producte anderer Breitengrade, welche bereits unentbehrliche Genußmittel geworden sind, entweder verzichten oder dieselben mit ungeheuren Kosten im eigenen Lande hervorzubringen suchen. Sollen wir etwa die Kaffeestaude in localisirten Treibhäusern ziehen oder Baumwolle an Mauerspalieren pflanzen?

Die neue Lehre vom Werthe, als dem Maßstabe des Widerstandes, welchen die Natur der Erlangung eines Gegenstandes entgegensetzt, ist nichts anderes, als ein gegen Carey selbst gekehrter Spieß. Denn wenn nach Carey's eigener Behauptung die fruchtbarsten Grundstücke diejenigen sind, auf welchen die Natur uns den größten Widerstand entgegensetzt, der nur durch die Hülfsmittel einer höheren Civilisation gebrochen werden kann, so müssen die dort gewonnenen Früchte einen höheren Werth als andere, d. h. einen höheren Marktpreis haben, und folglich ist der Menschheit mit diesen Grundstücken, die ihr nur das Brot vertheuern, schlecht geholfen.

Die Carey'sche Lehre von der Bodenrente dreht sich um einen Wortstreit. Nennen wir den Ertrag eines Grundstückes mit Ricardo die Bodenrente oder mit Carey den Zins des Bodencapitals; wo ist der praktische Unterschied? Immerhin wird der bessere Boden einen höheren Reingewinn ergeben, als der schlechtere. Daß Ricardo diesen Ertragewinn eine Rente nennt, ist sachlich gleichgültig, terminologisch aber jedenfalls richtiger, als dem Worte Zins, welches bereits eine bestimmt ausgeprägte Bedeutung hat, einen weiteren Sinn unterzuschieben. Unter Zins versteht man in der Regel das Erträgniß eines Geldcapitals; Grund und Boden ist nicht Geldcapital und wird von vielen Nationalökonomen überhaupt

Digitized by Google

nicht zum Capital gerechnet, da ihm eine wesentliche Eigenschaft desselben, die beliebige Vermehrbarkeit fehlt.

Carey sucht durch den Hinweis auf die noch unbebauten Länderstriche der Erde, welche gerade die fruchtbarsten sind, die Malchus'schen Befürchtungen vor der Uebervölkerung zu widerlegen. Allein diese fruchtbarsten Grundstücke tragen bis jetzt keine Früchte, und bis dereinst die Maschinenkraft einer späteren Civilisationsepoche die Landwirthschaft auf diesen fruchtreichsten Boden übertragen wird, ist auch die Volksmenge gestiegen, und von dem Verhältnisse zwischen Volksmenge und Production wird auch dann wieder, gerade so wie heute, die Größe des Antheiles jedes Einzelnen an den Schätzen dieser Erde abhängig sein. Die Nationalökonomen können darum diese Anweisung auf die Zukunft nicht acceptiren. Die Vertheilung der Lebensgüter war, ist, und wird niemals etwas anderes sein, als das Product einer Division, bei welcher die Gesammtproduction der Dividend, die Bevölkerung der Divisor ist. Das Facit wird durch das Verhältniß der beiden Factoren bedingt. Mag die vorgeschrittene Technik kommender Zeiten noch so große Erfolge erzielen, die Gegenwart kann sich an diesen Hoffnungen nicht sättigen. Der Nationalökonom ertheilt daher dem Arbeiter, der sich verehelichen will, den Rath, mit diesem Schritte zu warten, bis er seine Arbeitskraft auf den höchsten Punkt gesteigert und ein kleines Capital gesammelt hat, womit er seinen Haushalt begründen könne. Carey-Dühring hingegen scheint zu dem Arbeiter zu sagen: Warum solltest Du die Heirat verschieben? Sind nicht die fruchtbarsten Grundstücke der Welt noch unbebaut und wird nicht die Maschinenkraft der Zukunft den Uebergang zu ergiebigeren Ländereien möglich machen?

Den Malchus'schen Satz, daß in der Bevölkerung die Tendenz vorherrschend sei, in stärkerem Verhältnisse zu wachsen als die Production der Lebensmittel — oder wie der selige Prof. Kudler in seinen Vorträgen es populär ausdrückte: daß Kinder in die Welt setzen keine Kunst, dagegen sie zu ernähren desto schwieriger sei — diesen Satz hat Carey keineswegs erschüttert und die Nationalökonomie in diesem Punkte wenigstens nicht „umgewälzt". Und da, wie Herr Dühring behauptet, der Satz vom Gange der Bodencultur für die Wirthschaftslehre dasselbe ist, was die copernikanische Behauptung für die Astronomie, so fällt das Hauptgerüste dieser „Nationalökonomie der Zukunft" hiemit zusammen.

Dühring spricht auch viel von den praktischen Folgerungen aus Carey's System, allein weder Carey noch Dühring haben sie deutlich formulirt. Es sind Nebelgestalten, die bei näherer Betrachtung in eitel Dunst zerfließen.

Dühring sagt unter anderem, Carey halte die ganze Arbeiterfrage für unpraktisch (!), sie würde von selbst gelöst, sobald die gesunden (d. h. die Carey'schen) Grundsätze des Volkswirthschaftsbetriebes zur Geltung gelangen; allein das ist offenbar ein Hinterpförtchen. Die moderne Gesellschaft fordert eine deutliche Antwort auf die Frage: „Durch welche Einrichtungen und Maßregeln soll das Los der Lohnarbeiter — der geistigen wie der Handarbeiter — gebessert werden?"

Digitized by Google

Mit allgemeinen Redensarten will und kann sich die Gesellschaft nicht abfertigen lassen. Wohlan, was bietet uns Carey in dieser Hinsicht Positives?

„Carey will die Freiheit im Sinne der durch die politische Kunst zu gewährleistenden wirthschaftlichen Gerechtigkeit" (Dühring S. 32). Er verlangt Maßregeln, durch welche ein Zustand herbeigeführt wird, in welchem der Capitalist den Arbeiter sucht, statt daß, wie bisher, das Umgekehrte der Fall war. Es soll derselbe Wille, dasselbe Interesse über Angebot und über Nachfrage der Arbeit entscheiden. Die Gesellschaft soll Trägerin der politischen Functionen werden.

Ins Praktische übersetzt bedeutet das so viel als eine allgemeine Maßregelung seitens des Staates, die sich bis auf die kleinsten Details des Geschäfts- und Privatlebens der Bürger erstreckt. Dies also ist die Panacee der Nationalökonomie der Zukunft? Die Zeitgenossen bedanken sich für diese freiheitsfeindliche Lehre. Noch ist die Action gegen die staatliche Bevormundung in wirthschaftlichen Dingen nicht zum Ziele gelangt und schon bedroht man uns mit einem Regime von Maßregelungen, zehnmal ärger als in einer orientalischen Despotie. Wohl haben diese unstaatlichen, dem Zeitgeist zuwiderlaufenden Forderungen nicht die geringste Aussicht auf Verwirklichung. Dessenungeachtet kann man gegen ein System nicht lebhaft genug protestiren, welches die schöne Welt in eine Versorgungsanstalt umgestalten will, wo jede Bethätigung des menschlichen Geistes über den Leisten einer einförmigen Hausordnung geschlagen wird.

Ja, die Arbeiterfrage ist die große Frage der Gegenwart, damit stimmen wir mit Carey überein. Allein sie kann nur im Sinne der Freiheit gelöst werden. Der Staat kann ihre Lösung mächtig fördern helfen, jedoch nur indirect, durch Hinwegräumung der vielfachen Hindernisse, welche dem wirthschaftlichen Fortschritte im Wege stehen, durch Beförderung des Volksunterrichtes und der Gesundheitspolizei, überhaupt aller jener Einrichtungen, deren Zustandekommen nur durch das Zusammenwirken aller Kräfte möglich ist. Gelingt es auf diese Art, das geistige und materielle Niveau der arbeitenden Classen dauernd höher zu rücken, dann wird ein positives Einschreiten der Staatsgewalt in wirthschaftlichen Dingen, namentlich eine Polizei des Arbeitsmarktes mehr und mehr entbehrlich werden. Dies ist die Richtung, in der wir vorwärts gehen müssen, während Carey-Dühring wie schlechte Wegweiser nach rückwärts zeigen.

Mögen sich die Nationalökonomen Europa's beruhigen, der Americaner hat nichts umgewälzt; sie brauchen ihre Studien nicht wieder von vorne anzufangen.

Uebrigens ist Carey noch ein Held der Bescheidenheit mit seinem deutschen Isagogen, Herrn Dühring, verglichen. Dieser führt eine urwuchtige Sprache; auf polemische Ausdrücke, wie: „Kerl", „Wechselbalg", „moderne Tölpelhaftigkeit", „litterarischer Troß" u. s. w. kommt es ihm „verflucht wenig" an. Der stark gepfefferte Styl soll wahrscheinlich dasjenige ersetzen, was den Argumenten an innerer Kraft mangelt. Oder ist das die Sprache der Verzweiflung an der eigenen Sache? Daß die Aussichten auf Verwirklichung des Carey'schen Arbeiterstaates

Digitized by Google

äußerst gering sind, giebt Herr Dühring selbst zu, und dies ist einer der wenigen Punkte, in welchen wir mit ihm übereinstimmen. P. Deml.

Cardinal Klesel,

Ministerpräsident unter Kaiser Mathias.

Quellenmäßig bearbeitet von Dr. A. Kerschbaumer, Professor zu St. Pölten.

(Mit Portrait. Wien 1865. 8.)

Z. Es sind nun 14 Jahre, seit die Darstellung desselben Gegenstandes von Hammer-Purgstall in vier starken Bänden vollendet wurde. Indeß wurden, noch während dies Werk im Erscheinen begriffen war, von beachtenswerther Seite (Jod. Stülz in den Münchener gelehrten Anzeigen) trotz der ausführlichen Darstellung und ungeachtet der Fülle bis dahin ungedruckter hochwichtiger Documente, die Hammer mitgetheilt hat, gewichtige Bedenken gegen die Sorgfalt der Forschung, wie gegen die Unbefangenheit des historischen Urtheils erhoben. In diesem Gegensatze der Anschauungen lag für den Verfasser der Antrieb zu erneuerter Durchforschung des von Hammer aufgespeicherten Stoffes, den er um mancherlei auf den Bibliotheken und im vaticanischen Archive zu Rom, dann in den Wiener, St. Pöltner und Wiener-Neustädter Archiven gesammelte interessante Beigaben vermehrte. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser, um den Preis des Buches nicht zu erhöhen, was ihm die Nuntiaturberichte in dieser Hinsicht boten, nicht, wie es Hammer that, außer dem Texte noch in einer Beilage im Zusammenhang abdrucken ließ.

Klesel wurde zu Wien 1553 geboren, wo sein Vater Bäckermeister im Hause zum blauen Esel (jetzt eisernen Manne) in der Kärntnerstraße war. Obgleich in Luthers Glauben erzogen, trat Klesel in Folge der Predigten des Jesuiten Scherer zum Katholicismus über und in den geistlichen Stand, zu welchem er, wiewohl nicht selbst Jesuit, dennoch im Jesuitenconvicte zu Wien seine Vorbildung empfing. Er erlangte den Doctorgrad an der Universität Ingolstadt, wurde Dompropst zu St. Stephan und Kanzler der Wiener Hochschule, zugleich niederösterreichischer Official des Bischofs von Paßau, in welcher Stellung er die bischöflichen Rechte muthig gegenüber dem landesfürstlichen Klosterrathe vertrat. Hier gerieth denn auch Klesel in die ersten Conflicte mit den meist lutherisch gesinnten Magistern jenes Collegiums, die um so erbitterter waren, da Klesel den Klosterrath als ein Interim, dieser sich selbst „als das Principalstuck katholischer Religion“ ansah. Sein Hauptgegner war der Secretär jenes Rathes, der Freiherr v. Unverzagt, nach dem Klesel wohl die Gesammtheit der Räthe die „unverzagten Kanonisten“ nannte. Seit 1590 entfaltete Klesel, zum „Generalreformator“ ernannt, eine noch

Digitized by Google

umfassendere Thätigkeit und man behauptet nicht zu viel, wenn man ihn den kühnsten Verfechter und Wiederhersteller des Katholicismus in Oesterreich im 16. Jahrhundert nennt. Seine feste Gesundheit, sein imponirendes Aeußeres, seine treffliche Rednergabe, in deren Folge ihn Kaiser Rudolf II. zu seinem Hofprediger ernannte, und der Papst Paul V. ihm den Titel eines apostolischen Predigers verlieh, hatten ihn ganz für den wichtigen Posten geschaffen und seine Ernennung zum Administrator des Bisthums Neustadt und später zum Bischof von Wien (1598) gaben ihm die Gelegenheit, auch seine wirthschaftliche Fähigkeit glänzend zu erproben.

In die Zeit seiner Erhebung zum Bischof von Wien fallen auch die ersten Anfänge seiner politischen Thätigkeit. Er wurde nämlich mit Führung jener Verhandlungen zu Graz und zu Rom beauftragt, durch welche die Ernennung des zehnjährigen Erzherzogs Leopold zum Coadjutor des Bischof von Paßau erfolgte. Uebrigens fällt seine politische Feuertaufe in die Zeit, als Rudolfs zunehmende Geistesverdüsterung entschiedene und rettende Maßregeln im habsburgischen Hause erforderlich machte und als die protestantischen Stände der österreichischen Länder die gestörte Eintracht zwischen dem Kaiser und seinen Brüdern zur Erweiterung ihrer religiösen und politischen Rechte benützten. Klesels Programm war einfach: Kampf gegen die Häresie zu Gunsten der katholischen Kirche und unverbrüchlich treue Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und an sein „liebes Oesterreich". Der Verfasser ist bei Schilderung dieser Verhältnisse vorwiegend den Forschungen Ranke's, Gindely's und Chlumecky's gefolgt. Der berühmte Familien-Vertrag zu Wien (25. April 1606), durch den die vier Erzherzoge Mathias, Maximilian, Ferdinand, und Maximilian Ernst gemeinschaftlich erklärten, in Anbetracht der kranken Gemüthsstimmung des Kaisers und der dem Staate drohenden Gefahr den Erzherzog Mathias als den ältesten ihres Hauses zum Haupt desselben erwählen und ihm zur Kaiserwürde verhelfen zu wollen, war vornehmlich Klesels Werk, obgleich sich derselbe so gut vor dem erzürnten Kaiser zu Prag zu rechtfertigen wußte, daß dieser ihm versöhnt die Hand reichte und sprach: „Habt hiermit meine Hand, daß ich euch wider alle schützen will".

Tritt auch Klesel bei den Verhandlungen des Erzherzogs mit den Ungarn und mit dem Kaiser mehr in den Hintergrund — wir fassen uns hierüber kürzer, da Kerschbaumer hier nur den Darstellungen der obgenannten Forscher folgt [1] — so ist gerade dies ein glänzender Beweis seiner Staatsklugheit. Bei den folgenden Zwisten Mathias' und der von ihm beherrschten Protestanten, die in einem dem Majestätsbriefe analogen Schriftstücke, der Resolution oder, wie sie die zu Horn versammelte Opposition lieber nannte, der „Capitulation" ihren Abschluß fanden,

[1] Man ersieht aus einer Mittheilung Kerschbaumers, daß der verdienstvolle Rector Pater Theiner in Rom im Auftrage des Fürsterzbischofes Fürstenberg historische Actenstücke über Cardinal Dietrichstein sammelt, der unter der Regierung Kaiser Rudolfs einer der wichtigsten Staatsmänner war.

Digitized by Google

stand Klesel eben so gegen, wie Liechtenstein für die Befriedigung der Protestanten ein. Um so merkwürdiger, daß in einem Nuntiaturbericht aus dieser Zeit Klesel als ein Mann geschildert wird, der in Deutschland an dem Untergang der katholischen Religion Schuld sei. Kein Wunder, wenn Klesel schon damals seine Stelle niederlegen wollte, während wie ebenfalls neue Mittheilungen lehren, seine Gegner, um ihn zu entfernen, ihm den Cardinalshut zu verschaffen suchten. Sogar der Nuntius wurde zur Mitwirkung aufgefordert, doch mißlang die Intrigue. Ueberhaupt trat bald eine Reaction in katholischem Sinne ein; die katholischen Stände verbanden sich am 1. Februar 1610, und an der Spitze des noch von Mathias genehmigten Bundes standen nun wieder vereint Carl v. Liechtenstein und Klesel. Letzterer bewirkte am 24. Juli 1609 auch die Zusammenkunft der österreichischen Prinzen zu Schottwien, die neuerdings in Rudolf drangen, für die Nachfolge im deutschen Reiche zu sorgen. Bezeichnend für Klesel aber ist es, daß er im weiteren Verlaufe dieses traurigen Conflictes überall doch die Majestät Rudolfs geschont wissen wollte. Nach Rudolfs Tode war es wieder Klesels Beredsamkeit, glücklich durch den spanischen Botschafter Zuniga secundirt, die bei der deutschen Königswahl alle Stimmen auf Mathias' Haupte vereinigte (1612). Der neuerwählte Kaiser ernannte Klesel in Anerkennung seiner Verdienste zum wirklichen Director seines geheimen Rathes, d. i. zum Ministerpräsidenten, und dieser Auszeichnung folgte (1616) die eben so hohe, daß ihn der Papst zum Cardinal erhob. So hatte Klesel den Höhepunkt von Macht und Ehre erreicht.

Klesel ist fortan die Seele von Mathias' Regierung; sein Ziel ist, wie jenes des jüngeren Zeitgenossen, des Cardinals Richelieu, die Regierung durch Centralisation zu kräftigen. Im Reiche ging sein Streben dahin, die Liga durch Aufnahme des sächsischen Hauses zu einem die Erhaltung des Religions- und Profanfriedens bezweckenden, von dem Kaiser selbst als sein Oberhaupt geleiteten Bunde umzugestalten, ein Plan, dem der Stifter der Liga, der Herzog Maximilian von Baiern, auf das entschiedenste entgegentrat. „Jedenfalls", meint Kerschbaumer, „war der Herzog consequenter als Klesel und der Laie katholischer als der Bischof". Klesel war es ferner, der dem Kaiser in den erneuerten Verwicklungen mit der Pforte den Rath ertheilte, einen Generallandtag der Stände aller Königreiche und österreichischen Länder nach Linz zu berufen, und wenn auch der Landtag ohne Entscheidung blieb, so lag für den Urheber desselben doch eine Befriedigung darin, daß auch die Stände seine friedlichen Gesinnungen theilten. Klesel brachte nach dreijährigen Bemühungen auch wirklich den ersehnten Frieden mit der Pforte zuwege, der durch die in ihm stipulirte Handelsfreiheit der kaiserlichen Flagge bis Constantinopel und durch die von Klesel vorgeschlagene Einführung von Sprachknaben (Dolmetscher) denkwürdig ist. Dieselbe aus Oesterreichs Finanznoth entspringende Abneigung gegen den Krieg zeigte Klesel auch in dem von 1615 bis 1617 wegen der sogenannten Uskoken zwischen Erzherzog Ferdinand von Steiermark und der Republik Venedig währenden Kriege, wobei er sogar in den Verruf kam, „venedigisch" gesinnt zu sein.

Digitized by Google

So warm sich auch für Klesel sein neuester Biograph interessirt, so werden, abgesehen von persönlichen Gebrechen, doch auch einige Hauptfehler in der von ihm verfolgten Politik nicht verkannt. Der bedeutendste und zugleich der, welcher seine Katastrophe herbeiführte, war die Lauheit, mit welcher er, der doch einst sich so eifrig um die Nachfolge im deutschen Reiche bei Rudolfs Tode interessirt hatte, nun am Lebensabende seines kaiserlichen Herrn dieselbe Frage betrieb. Ueber die Person des Nachfolgers konnte kein Zweifel sein, da Erzherzog Ferdinand bereits in Böhmen und Ungarn als Mathias' Thronfolger gekrönt worden war. Mit diesem verband sich daher der von altem Groll gegen Klesel erfüllte Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian zum Sturz des mächtigen Ministers, zumal er den Kaiser in seiner schwächlichen Nachgiebigkeit gegen die Protestanten in Böhmen bestärkte. Nachdem Klesel einem Attentat auf seine Person zu Preßburg glücklich entgangen war, wurde der Schlag gegen ihn ausgeführt.

Es war Freitag, 20. Juli 1618, Nachmittags 2 Uhr, als Klesel von seiner Wohnung im Paßauerhofe in die kaiserliche Burg fuhr, um einen Besuch des Erzherzogs Maximilian zu erwiedern. Der päpstliche Nuntius begleitete ihn bis dahin. Endlich, nachdem sie sich am inneren Burgplatz noch eine Viertelstunde unterhalten, stiegen beide aus und der Nuntius fuhr im eigenen Wagen nach Hause. Als Klesel die große Stiege zu den erzherzoglichen Zimmern hinanstieg, kam ihm der erzherzogliche Kammerherr v. Stein entgegen und entschuldigte den Erzherzog, daß er wegen Unpäßlichkeit dem Cardinal nicht entgegengehen könne. Inzwischen waren der König Ferdinand, Erzherzog Maximilian und der spanische Graf Ognate in einem inneren Gemache versperrt und ließen den Cardinal nicht zu sich kommen. Sobald Klesel das Vorzimmer betreten, wurde dasselbe hinter ihm geschlossen. In demselben befanden sich ganz reisefertig: Freiherr v. Breuner, Oberst v. Dampierre und die beiden Kammerherrn des Königs, Graf Colalto und Montecucoli. Man zeigte Klesel an, daß er des ganzes Hauses Gefangener sei. Auf die Frage, auf wessen Befehl, hieß es, er solle kein Aufsehen machen; unter dem Schloßthore stehe ein Wagen, der ihn weiter bringen werde. Er möge Cardinalshut und Mantel mit einem schwarzen vertauschen, welchen man ihm darreichte, sich gehorsam in seine Verhaftung ergeben, für sein Leben habe er nichts zu befürchten. Unter Protesten von seiner Seite wurde Klesel durch einen verborgenen Gang der Burg auf die Bastei gebracht, bestieg dort mit seinen Begleitern eine gedeckte sechsspännige Kutsche und fuhr zwischen 3 bis 4 Uhr Abends beim Schottenthore eilends zur Stadt hinaus. Zugleich wurden Klesels Schriften mit Beschlag belegt, sein bedeutendes Vermögen confiscirt und „zu Stillung des böhmischen Wesens" verwendet. Der Kaiser, den die Gicht ans Krankenbett fesselte, war, als er den ohne sein Wissen geschehenen Vorfall erfuhr, auf das höchste erzürnt. „Die Böhmen" soll er sich geäußert haben, „drückten mich schwer, Brüder und Vettern noch schlimmer. Wie viel lieber wäre ich nicht ein glücklicher Privatmann, als ein hintangesetzter Kaiser". Mit den Erzherzogen versöhnte sich endlich Mathias, ja als er die gegen Klesel erhobenen Beschwerden erfuhr, sagte er: „Sollte unser

Digitized by Google

vertrautester und geheimster Rath dergleichen wirklich wider uns gethan haben, dann habt ihr dem losen Lecker sein Recht widerfahren lassen".

Hiemit trat Klesel eigentlich vom Schauplatz der Geschichte ab. Seine Begleiter brachten ihn auf Maximilians Weisung zuerst nach Ambras, dann nach Innsbruck in Haft, die er in Folge päpstlicher Vermittlung mit der klösterlichen zu St. Georgenberg bei Schwaz in Tirol vertauschte. Der neue Papst Gregor XV. erwirkte endlich durch seinen Staatssecretär Cardinal Ludovico Ludovici und durch den Nuntius Cardinal Caraffa Klesels Entlassung nach Rom, wo er nach kurzer Haft in der Engelsburg auf freien Fuß gesetzt wurde. Nun weilte Klesel einige Jahre in Rom, kehrte aber, als Kaiser Ferdinand ihm die Rückkehr in seine Heimat und die Rückgabe seiner Güter gewährte, nach Wien und Neustadt, wo indeß sein Official sorgsam gewaltet, zurück, lebte nur mehr seinen geistlichen Pflichten, in deren Erfüllung er am 18. September 1630 verschied.

Dies ist in Kürze das von dem Verfasser ausführlich und sorgfältig entworfene Lebensbild Klesels, das er mit einer eingehenden Besprechung seines Testamentes — Klesel machte nämlich das Bisthum Wien zum Universalerben — seines Charakters und mit Hammers Worten beschließt: „Er glänzt in der Geschichte Oesterreichs unter dessen Staatsmännern, wenn nicht der erste derselben, doch gewiß unter denen seiner Zeit der größte Geist und größte Charakter". Worte, die, so überschwänglich sie sind, wirklich viel passender Kerschbaumers als Hammers Darstellung beschließen.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die Namensform „Klesel". So schreibt nämlich unser Verfasser „weil der Name so in den ersten wichtigen Urkunden, die sich auf ihn beziehen, Studienzeugnissen, Ordinationsdocumenten u. dgl. erscheint". Wir glauben, mit Unrecht, wenn die von dem Cardinal selbst angenommene Schreibung seines Namens entscheidet. Diese aber ist, wie ein Blick auf den Kupferstich bei Kerschbaumer und in das von Hammer mitgetheilte Facsimile lehrt: „Khlesel" Uebrigens hat Kerschbaumer als Titelkupfer ein Portrait Klesels gewählt, das von dem bei Hammer befindlichen verschieden, was recht zweckmäßig ist. Das Buch ist dem Bischof von St. Pölten Joh. Feßler gewidmet; in wiefern es auch überdies noch Jubiläumsschrift sein konnte, da doch Klesel für die Universität nur sehr wenig gethan, bleibt freilich dahingestellt.

Anacharsis Clootz in der französischen Revolution.

Anacharsis Cloots, par George Avenel.

(Paris 1865, Lacroix.)

Die genaue Kenntniß der Geschichte eines der eigenthümlichsten Männer, welche während der französischen Revolution gelebt haben, berechtigt mich keines-

Digitized by Google

wegs zum Tadel eines Werkes, welches dieselbe beschreibt, aber sie gestattet mir vielleicht leichter ein sicheres Urtheil darüber als Anderen, welche dem Stoffe ferner geblieben sind. Georges Avenel behandelt die Geschichte des berüchtigten Anacharsis Clootz nach jener Schablone, nach der die Franzosen überhaupt gerne Geschichte schreiben, wenn sie eben Werke zu Tage fördern wollen, die den Umfang eines guten Feuilletons überschreiten. Der eigentliche Zweck der vorgesetzten Arbeit verschwindet ihnen vor der Masse der Privatanschauungen, die sie zu Markte bringen wollen, der Held, dessen Leben und Wirken zur Darstellung gebracht werden soll, wird erdrückt durch Excursionen über die gesammte Weltgeschichte. Sie sind wie Vergnügungsreisende, die eine Gegend nie anders kennen lernen als durch „Aussichten", die sie aufsuchen. Und sie kennen die Aussichten, ohne oft zu wissen, wie der Punkt beschaffen ist, von dem aus sie dieselben genießen.

Das charakterisirt auch das Werk Avenels, welches in zwei dicken Bänden die Geschichte der ersten Jahre der großen Revolution von 1789 erzählt, geschmückt mit neuen Geschichten und Geschichtchen, ausgestattet mit Anekdoten und Anekdötchen und nebenher, manchmal mehr, manchmal weniger ausführlich auch des Freiherrn v. Clootz gedenkend. Worin aber die wahre Bedeutung des Lebens dieses Mannes liegt, dessen Geschichte Avenel beschreibt, das scheint er kaum zu ahnen. Er kennt weder deutsche noch englische Verhältnisse, er achtet kaum das innere Leben seines Helden und widmet seiner Erziehung nur wenige Worte. Er ist von dem Dünkel befangen, daß die französische Revolution mit Zauberkraft plötzlich und in einem glücklichen Augenblick alles geschaffen hat, was in ihr gelebt. Und doch war das allein die Gewalt der ersten Revolutionsjahre, daß sie nicht von Knaben und Thoren, nicht von ehrgeizigen und habgierigen Menschen getragen wurde, sondern von Männern, die lange vorher wußten, was sie wollten, die fertig waren mit sich und ihren Hoffnungen. Darum schlug die Zeit wie mit ehernen Füßen den Boden und schritt mit unaufhaltsamer Macht vorwärts, mit unbeugsamer Consequenz und unveränderlicher Siegesmiene. Mirabeau und Sieyes, die Girondisten und Robespierre sind sich in diesem Punkte gleich. Und so wie alle diese Männer, so begleitet auch Clootz die Revolution von ihrer Geburtsstunde bis zu ihrem Mannesalter, treu seinen Ideen, Phantasien und Schwärmereien, die er lange vor der Revolution genährt, treu selbst dem Wahnsinn, der ihn endlich stürzte, aber den nicht die Ereignisse erst erzeugt, in denen er zur Geltung kam, der ihn längst umschlungen, als er aus der still wirkenden Begeisterung der Philosophie, die der Revolution voranging, sich zum Lehrer und Meister emporhob. Erst als alle diese fertigen Naturen gefallen waren, wurde die Revolution ein Maskentanz, der, von schwachköpfigen und ehrgeizigen Menschen geführt, planlos auf der aufgewühlten Erde des Vaterlandes dahintaumelte, bis die Gewalt der Kanonen die wankenden Füße zerschmetterte und der Despot die ohnmächtige Masse unter seinen Willen beugte.

Ohne näher auf Avenels Werk einzugehen, will ich selbst ein gedrängtes Bild unseres Helden entwerfen, das auch in einer weiter ausgeführten Arbeit erscheinen

Digitized by Google

wird. Es ist nicht schwer, einen so red- und schreibseligen Charakter, wie jenen des Barons Clootz darzustellen, wenn man nur den Muth hat, jene verstaubten Werke und Schriften zu lesen, in denen zumeist die Wünsche und Hoffnungen jener denkwürdigen Periode der Weltgeschichte in unmittelbarer Frische niedergelegt worden sind. Aus diesen Quellen wird man vor allem die Geschichte Clootz' schreiben müssen, da sein Leben und Wirken verschwindend ist gegen sein Denken und Phantasiren. Ausgedacht muß erst die große Arbeit werden, welche dem Menschengeschlecht in der Weltgeschichte gesetzt ist, vorbereitet muß sie jetzt nur werden — eine andere Zeit, als die ist, welche das Geschlecht durchlebt, wird mit gewaltiger Schnelligkeit die That schaffen und in Erfüllung bringen. Und darum dachte und speculirte Clootz und — schrieb. Alle Journale, welche die öffentliche Meinung bildeten und beherrschten, alle Zeitungen, welche eine Partei bildeten und ihr dienten, waren voll von den Phantasien des Förderers des Menschengeschlechtes. „Die Boutiquen aller Buchhändler", erzählt Gallois, „waren tapezirt mit dem, was einige die Schwärmereien, andere weise Prophezeiungen des Anacharsis Clootz nannten." Und „es ist nicht mit dicken Büchern", sagt er selbst, „womit man Revolutionen macht. Die größten Werke Payne's und Sieyes' haben kaum hundert Seiten und diese Werke haben zwei Welttheile umgestürzt."

Jean Baptist Clootz stammte aus einer holländischen Judenfamilie, welche durch Fleiß und Thätigkeit große Reichthümer und endlich im Vater Clootz' den Adelstitel erworben hatte. Jean wurde 1755 auf der väterlichen Besitzung im Gnadenthal, nahe bei Cleves geboren. Sein Oheim, der Philosoph und Geschichtsforscher Cornelius Pauw, wandte die Liebe, die er für viele Freundschaft dem Vater schuldete, dem talentvollen und vielversprechenden Sohne zu. Wenn in dem Charakter und der Handlungsweise des jungen Barons nur wenig die Einwirkung dieses Mannes zu erkennen ist, so tritt aus seinen Schriften doch unverkennbar die Art und Weise seines ersten Erziehers hervor. Mit Begierde verschlang der Knabe das Werk seines Oheims, die philosophischen Untersuchungen über die Americaner (Recherches philosophiques sur les Américains. 1768 bis 1769) und begrüßte mit Freuden die Aufforderung, die in Folge dieses Werkes Diderot und D'Alembert an Pauw zur Mitarbeitung an den Nachträgen zur Encyklopädie ergehen ließen. Die scharfe Kritik und Widerlegung, welche die Werke Pauws in Deutschland fanden, berührten den phantastischen Knaben wenig. Kaum 11 Jahre alt, war er von seiner Familie nach Paris zur Vollendung seiner Erziehung gesandt worden und entfremdete unter den Einflüssen französischer Bildung Herz und Geist dem Volke, dem er seiner Geburt nach angehörte. Zur Beurtheilung der Bedeutung seines Oheims und dessen Werke blieb ihm nichts als der Mangel eigener Kritik und die Bewunderung, mit der die Encyklopädisten Pauw überhäuften. Daß diese die Mängel und Fehler der wissenschaftlichen Forschungen Pauws nicht erkannten, lag in der Gleichheit der Mängel und Fehler, welche allen Encyklopädisten längst nachgewiesen worden. Ihnen allen fehlte die ruhige Besonnenheit, welche der Einbildungskraft bei ernsten Forschungen eine feste Grenze setzen

Digitized by Google

muß. Auf nichts oder schlecht verstandene Weisheit gründeten sie die meisten ihrer Behauptungen, mehr Zweifel wußten sie zu erregen als zu lösen und das Babel der Wissenschaft, wie Chateaubriand jenes wunderliche Werk französischen Geistes, die Encyklopädie nennt, krankte an denselben Fehlern, welche man den Werken Pauws vorwarf und die den Neffen in das Labyrinth der Täuschungen und Irrthümer führten, aus dem es endlich keine andere Erlösung gab, als die Guillotine.

Die Empfehlungen des gelehrten Oheims brachten Clootz, kaum als er die Schulbänke des Seminars, in dem er erzogen wurde, verlassen hatte, mit den hervorragendsten Männern der französischen Wissenschaft und der Pariser Gesellschaft in Verbindung. Der stets gefüllte Geldbeutel des Herrn Barons mag auch das Seinige dazu beigetragen haben, besonders im Kreise der genußsüchtigen und frivolen Encyklopädisten. In Gesellschaft dieser Männer, welche den Geist der Zeit beherrschten, verfiel auch Clootz bald ihrer Macht und wurde nach zwei Richtungen hin ihr begeisterter Schleppträger.

Der Jesuitismus hatte in Frankreich jene Sophistik erzeugt, welche die Philosophie des 18. Jahrhunderts in diesem Lande so scharf kennzeichnet Man wollte mit ihr zuerst die Laster der Kirche zerstören und vernichtete in diesem Kampfe den Ernst und die Heiligkeit des Glaubens. Aber die Encyklopädisten haben darin nicht mehr geleistet als jener Pfarrer, der ferne von Paris in aller Verborgenheit lebte und, mit dem Fluch im Herzen gegen das Christenthum, dennoch bis an's Ende seines Lebens seinen priesterlichen Pflichten treu blieb. Meslier war es, der mit aller Erbitterung des Zweifels, den er aus Descartes, Bayle und Montaigne eingesogen, zuerst die Lehren des Christenthums bis in ihren letzten Grund angriff und zu zerstören versuchte. Nach dem Tode des schweigsamen Philosophen (1733) hörte Voltaire von den zurückgelassenen Schriften desselben. Ohne ihnen damals besondere Aufmerksamkeit zu schenken, benützte er sie dreißig Jahre später gegen den wieder zur Herrschaft gelangenden Jesuitismus und zur Vertheidigung seiner eigenen Philosophie. Er gab 1762 Mesliers sogenanntes Testament heraus, das nun natürlich alsbald in einer Reihe von Auflagen vergriffen war. Im ersten Theile desselben werden alle positiven Glaubenssätze mit bitterem Haß angegriffen und mit zersetzendem Spott überschüttet; im zweiten lehrt der Verfasser seinen eigenen Atheismus und Materialismus. Voltaire, Freret, Holbach, Marechal und keiner der Encyklopädisten hat ein Eigenthumsrecht an den Ideen über die Religion, die sie lehrten, alles davon gehört dem Testament Mesliers.

Zur selben Zeit mit diesem Buche, bestimmt zur Vernichtung, erschien Rousseau's: „Du contrat social", bestimmt, eine neue Welt zu lehren und aufzubauen. Es kämpft gegen Bayle, den Lehrer Mesliers, und seine Weisheit, daß keine Religion dem Staate nützlich sei. Es richtet sich gegen Warburton und seine Behauptung, daß die christliche Religion die beste Stütze der Staaten sei. Aber nicht die unfruchtbare Kritik ist das Ziel Rousseau's. Er läutert seine Anschauungen an ihr, um endlich seine eigene Religion zu lehren, die individuell menschliche. Das ist die einfache Religion des Evangeliums, der wahre Theismus — das

Digitized by Google

göttliche Recht der Natur. Das war ein Wort, das gegenüber der Afterphilosophie der Encyklopädisten wie ein Blitzstrahl zündete. Am Busen der Natur konnte ein kühnes Geschlecht, das zum Träger einer gewaltigen Revolution wurde, auch die Glückseligkeit des Glaubens finden, die es bei allem Spott noch nicht für ein solches Wort opfern wollte. Die Religionsstürmer der französischen Revolution gingen aus diesen geistigen Vorkämpfen hervor und mitten in ihnen werden wir den deutschen Baron sehen, hoch oben auf den Fluten der Zeit, jetzt die Fahne des Hasses gegen die katholische Religion schwingend, dann das Steuer führend jener ausschweifenden Philosophie, die endlich zum Götzendienst führte, nachdem man seinen Gott geopfert.

Die andere Richtung, die ich oben andeutete und in welcher Cloots zuerst auch von den Encyklopädisten beeinflußt wurde, war die der Politik und Reformation der Staaten und Völker. Die ekle Maitressenwirthschaft Ludwigs XV., die schwache Herrschaft Ludwigs XVI. gab allen aufgeklärten Männern jener Zeit Stoff und Gelegenheit genug, den Absolutismus der Regenten anzufeinden, mit Hohn und Spott ihn zu überschütten. Wer in dem Elend der Zeit ein Feind desselben war, war ein Freund des Volkes, wer ihn bekämpfte, vertheidigte den schmachtenden Bürger, wer ihn stürzen wollte, mußte die Nation auf den Thron erheben wollen. Und was hier die Encyklopädisten nicht begriffen, wie der Kampf, den sie erregten, beendet werden soll, das lehrte wieder Rousseau Und dort, wo er nur begeisternd wirkte für die Zerstörung dessen, was besteht, dort füllte Montesquieu mit dem Geist der Gesetze den leer gewordenen Raum wieder aus.

Fest wurzelten die Lehren dieser Philosophen im Glauben des französischen Volkes. Zu einer neuen Staatsordnung hatten sie sich gestaltet in den Führern der jetzt wie ein Morgenroth am fernen Horizont emporsteigenden Revolution. Und der Jüngling der mit glühender Phantasie sich im Strome der Zeit tummelte, der Jüngling steht als Mann mitten im Kreise jener Geister, die die Revolution endlich wachriefen und, nachdem sie erschienen, zuerst mit verwegenen Händen leiteten.

So war Cloots, nicht von einer einzigen Hand geleitet, nicht von dem überlegten Willen eines Meisters erzogen, sondern genährt und entwickelt vom Strome der Ideen der Zeit zum Manne geworden. Das Kind hatte mit Begierde mehr des Wissens und Erkennens in sich aufgenommen, als es im Stande war, mit der Kraft seines Geistes zu verarbeiten, der Jüngling raffte mit begierigen Händen alles zusammen, was ihm das Leben bot, ohne Zeit und Verständniß genug zu haben, den Strom der Erfahrungen als befruchtendes Element in den Garten des Lebens zu leiten, der Mann glaubte nach seiner Vergangenheit nichts anderes thun zu können als die gereiftesten Früchte vom Acker der Erziehung einsammeln zu müssen. Das Kind ward getäuscht durch seine Lehrer, der Jüngling täuschte sich selbst durch seine überreiche Phantasie, der Mann ward blind gegen sich und hielt das wüste Gebiet seines Bewußtseins und seiner Erkenntniß für den nur gährenden aber lebenskräftigen Stoff einer neuen Welt.

Digitized by Google

Voll von Plänen und Entwürfen durcheilte Cloots, von fieberhafter Hitze gejagt, halb Europa, überall Freunde werbend, überall Genossen suchend seinen Ideen und reformatorischen Phantasien. In Deutschland fand er zuerst den edlen Georg Forster, lernte durch ihn Tiedemann, Marillon, Sömering und andere Freunde Forsters kennen. In England schloß er sich an Burke an und lebte auf dessen Landgut Baconsfield, wo er mit Sheridan, Pawis, dem Duc de Saint John zusammentraf. Noch hatte die Revolution Burke's alternden Geist nicht berührt, noch trat er für Völkerfreiheit und Völkerrecht ein, noch konnte Cloots „oft bis tief in die Nacht hinein über die heiligsten Interessen der Menschheit" mit dem gefeierten Staatsmann und Parlamentsredner sich unterhalten. Doch des Forschens und Denkens war nun genug, des Wunders schon zu viel. Cloots mußte zur That schreiten und nach Frankreich zurück unter das Volk, auf den Boden, von dem er das Heil der Zukunft in der nun von Allen geahnten, von den Meisten gewünschten Revolution erwartete.

Seine Rückkehr hatte er schon vorbereitet durch das erste und größte Werk, das seiner Feder entsprang: „La certitude des preuves du Mohamétisme, par Ali-Gier-Ber Alfaci" (London 1780). Es kündigte ihn den Freunden an als Genossen am Werk der Vernichtung, den Erwartenden aber auch als Messias. Die Religion war der erste Tummelplatz, auf dem sich die wüthende Phantasie erging. Sie war das freieste Gebiet und das am leichtesten zu bebauende. Phrasen und glühende Worte, eine leichtbewegliche Phantasie, ein ausreichender Vorrath von Witzen ersetzen hier mehr und leichter als in anderen Gebieten Verstand und Weisheit, wahre geistige Größe und Wissen. Jugendliche Ueberspanntheit oder erlahmende Geisteskraft wählt sie als Stoff. Frankreich bietet zahlreiche Beispiele dafür.

In dem bezeichneten Werke tritt Cloots theoretisch mit all jenen Grundsätzen über Glauben und Religion fast zehn Jahre vor der Revolution an die Oeffentlichkeit, die er dann praktisch in Verbindung mit der wüthenden Partei Heberts und Chaumette's bethätigte. In der Form ist kein Unterschied von den späteren Schriften, im Inhalt kein Widerspruch gegen die späteren von ihm vertheidigten und bis an den Fuß des Schaffots behaupteten Grundsätze. Im ersten Theil dieses Werkes kehrt er sich gegen die herrschenden Religionen und kommt zu dem Schlusse, daß alle Täuschungen und Betrügereien seien. Aber jede will unfehlbar sein und hat es nöthig, „weil sich jede auf göttlichen Ursprung beruft". Auch in zweiten Theil steht er noch auf demselben Gebiet, nur kehrt er seine Waffen jetzt gegen die einzelnen Glaubenssätze. Er findet endlich, daß alle Religionen nur von der Gewohnheit ihrer Diener ihre Macht empfangen und hält endlich inne bei dem Satze Rousseau's: „Beten wir den wohlthätigen Gott an, den Gott des Universums und verabscheuen wir den tyrannischen und blutdürstigen Gott der Juden, Christen und Türken". Das Buch machte bei seinem ersten Erscheinen in den gelehrten Kreisen ein genügendes Aufsehen. Aber erst als die Revolution angebrochen, erlangte es für die große Masse Bedeutung und mußte 1791 neu aufgelegt werden. Mit stolzen Worten übergab Cloots als Präsident des Convents

Digitized by Google

am 17. November 1793 das Buch als ein Zeichen der Huldigung der republicanischen Volksvertretung. Cloots fühlte wie Rousseau und die Constituante daß mit der Zerstörung des Bestehenden nicht genug gethan. Auf den Trümmern des Alten muß der Neubau errichtet werden. Und gerade in diesen Gedanken lag die Bedeutung des Baron Cloots für die große Masse. Er trat damit in den Brennpunkt der geistigen Bewegung, er war nicht mehr ein Mann, eine Person — er war jetzt ein Begriff. Und dieser Begriff concentrirte sich in dem Satz der allen verständlich war: Aufgeben der alten Irrthümer und Anerkennung des Gottes, der in der Natur lebt. Um die Einheit der Darstellung einer Geistesrichtung unseres Helden nicht zu unterbrechen, greife ich den Ereignissen, welche jetzt das Leben desselben ausfüllen, vor.

In seinem politischen Hauptwerk: „Bases constitutionelles de la Republique du Genre humain" trat Cloots deutlich mit der Befriedigung dessen hervor, was der ganzen Zeit ein urplötzliches Bedürfniß war. „Man darf nicht der Sclave des Himmels werden, wenn man frei auf der Erde leben will." „Ihr sucht den Ewigen außer der Welt", ruft er den Priestern zu, „ich suche ihn in ihr. Die Materie ist allein ewig. Alles, was die Natur zusammensetzt, ist ewig. Das, was wir das Kind der Natur nennen, ist so ewig und so alt als die Mutter. Aber man will die unantastbare Natur durch eine andere unantastbare Natur messen. Ich sehe nur den einen Gott, ich sehe den anderen nicht. Ich will keine Fabrik, also auch keinen Fabricator." Und an Charles Stanhope schrieb er: „Entweder ist die Moral der Evangelien entgegengesetzt der Natur, oder sie ist ihr gleich. Im ersten Falle hat sie keinen Werth, im zweiten gehört sie nicht Jesus Christus an." Daß man diese Wahrheiten vergessen, fast verloren hat, das nennt er eine Schuld der Theologen. „Denn diese haben sich", so schreibt er an den Grafen Herzberg, „wie Jongleurs in die Gesellschaft gemischt." Nun fordert er die Emancipation der Juden, trägt nach dem Sturze des Königthums auf Schließung aller Kirchen an, veranlaßt den Erzbischof Gobet von Paris, öffentlich seinen Glauben abzuschwören, will für Guttenberg und Meslier Bildsäulen errichten und nennt sich, wie dieser, einen persönlichen Feind Gottes.

Da führte Chaumette den wahnsinnigen Reigen noch in der Notre-Dame-Kirche auf; anbetend kniete die gläubige Schaar vor einer frechen Tänzerin und huldigten ihr als der Göttin der Vernunft. „Und an der Spitze jener Menschen", berichtet spottend Camille Desmoulins seinen Lesern, „an ihrer Spitze . . sieht man Anacharsis Cloots, den Redner des Menschengeschlechtes". Zürnend beschwört der geistvolle Journalist der Revolution die Anstifter dieser gefährlichen Ausschweifung, zürnend wendet er sich auch an Cloots als ihren Lehrer und Propheten und rief damit die Reaction gegen ihn wach, die endlich mit dem Schaffot endigte.

Was war nun das politische Ideal, das Cloots träumte, mitten in der großen Zeit, die so viele Ideale der Völker zur thatsächlichen Wahrheit machen wollte, für das er alles auf's Spiel setzte, selbst den Namen eines vernünftigen Menschen. Auch hier ist Cloots in den ersten Wahrheiten, von denen er ausgeht, nicht

Digitized by Google

originell. Er anerkennt die Grundsätze der Encyklopädisten, nur drückt er sie kürzer und schärfer aus, er denkt mit Rousseau die gleiche Philosophie, nur gelangt er, der mitten in der Zeit stand, die jede Idee gleich praktisch ausführen wollte, zu gewaltsameren Schlüssen und Resultaten als dieser, der ferne dem bewegten Leben nur in finsteren Anschauungen vorhersagte, was sich später erfüllte. Schon in den „Voeux d'un Gallophile" (1784) verkündet er Frankreich seine zukünftige Bedeutung und zeigt in der Adresse an Burke, mit welchen günstigen Eigenschaften die Natur das französische Volk ausgerüstet. Kein Land ist zu so großer Macht bestimmt als Frankreich, weil keines seine Kräfte so centralisiren kann. Er schwärmt für die neue Landeseintheilung, beklagt Deutschland, das so zerrissen ist, daß der Fortschritt eines Dorfes Gegenstand eines Bürgerkrieges sein kann, daß die Deutschen fremd gegen die Deutschen seien und sicher die Zeit kommen werde, in der Kalmuken und Kosaken sich um die Theile Deutschlands streiten werden. Er sieht in dem Mangel der centralisirten Staatskraft die Gefahr der nordamericanischen Republik und verkündet ihr die Zeit, in der der Bürgerkrieg ihre Freiheit gefährden werde. Diese Gedanken bilden auch für seine Verfassung des Menschengeschlechtes die Basis. In diesem Werke verkündet er der Welt die neue Zukunft und alleinige Rettung aus dem Elend.

Wenn es Wahnsinn wäre, Träume und Hoffnungen auszusprechen und ihrer Erfüllung mit Vertrauen entgegen zu sehen, wer ist es dann, der nicht zu den Narren zählt! In der Prophezeiung liegt keine Gefahr. Die Nachwelt hätte vielleicht auch Clootz zu den Philosophen und Weisen gezählt, wenn er nicht mit krankhafter Ungeduld stets mit Genauigkeit angekündigt hätte, wann seine Weisheit sich erfüllen wird. Die heiligsten Männer ließen darüber die hoffende Menschheit im Zweifel und sie galten ihr als Propheten und Schriftgelehrte.

Das war Clootz in der Theorie. Sein Leben ist die Bewahrheitung derselben. Gleich beim Ausbruch der Revolution erfaßten ihn die ersten großen Ideen derselben. Die Constituante hatte in der Nacht des 4. August alle Standesunterschiede, Wappen und Adelstitel abgeschafft. Da erschien Clootz an der Spitze der berüchtigten Deputation des Menschengeschlechtes, um von der Constituante das Recht zu erbitten, mit den Gesandten am großen Nationalfest des 14. Juli Theil nehmen zu dürfen. Es ist ein nutzloser Streit darum, ob diese Gesandtschaft aus wirklichen Indiern, Chinesen, Chaldäern u. s. w. oder aus maskirten bestand. Genug, daß sie ihren Zweck erreichte. Sie erhitzte die Phantasien und mehr wollte man nicht, am wenigsten die Partei der Constituante, welche mit großer Wichtigkeit der Deputation die Ehre der Sitzung anbot. „Ich habe weder Mühe noch Sorge gespart", schreibt Clootz an Lord Stanhope, „und die Ruhe ist weit von mir, seitdem die Schwierigkeiten sich mir nahten. Endlich aber bin ich für meine Arbeit am 19. Juni auch gelohnt worden. Meine Rede vor der Constituante hat die Ketten der geknechteten Nation zertrümmert, sie vernichtete die schmählichen Inschriften, riß die Wappen herab, zerfetzte die Livréen und schaffte die Titel und Namen des Adels ab." So preist Clootz seine That und legt selbst seinen Baron-

Digitized by Google

titel ab gegen den Namen jenes Scythensohnes, der, zur Herrschaft in der Heimat berufen, dieser entsagt, um zu Solons Füßen Weisheit zu lernen. Als Anacharsis schreibt er jetzt seine Briefe und Bücher, spricht er in den Straßen und auf der Rednerbühne, als Anacharsis Clootz ging sein Andenken auf die Nachwelt. Als Redner des Menschengeschlechtes ist er der Mann, der „durchdrungen von der Würde des Menschen ... nachdem er die Weihe seines universellen Apostolats empfangen ... seine Schriften und Reden in Keller und Hütten trägt ... lehrt und aufklärt und den Ehren und Würden entsagt, zu denen seine Talente ihn berufen". So kündigte er sich selbst dem Volke an und wurde von den Girondisten, mit denen er zuerst in inniger Verbindung stand, unterstützt, durch das Gesetz des 10. August 1792 französischer Bürger und Abgeordneter des Departement de l'Oise für den Convent. Die Stellung, die er jetzt einnahm, war keine unbedeutende Er war Berichterstatter des Comité für auswärtige Angelegenheiten, im Monat Brumaire des Jahres II Präsident des Convents und darnach allsogleich Präsident der Jacobiner. Er stand auf Seite der Girondisten, als sie den Krieg forderten, er wurde ihr bitterster Gegner, als sie im Proceß Ludwigs XVI. mit ihrem Urtheil schwankten. Er war endlich ihr eifrigster Verfolger, als sie das Vertrauen des Volkes verloren hatten und Robespierre sie bei Seite zu drängen beschlossen.

Die Gironde stürzte, die Parteien anderer Gesinnung und Anacharsis jubelten, Robespierre war jetzt Alleinherrscher. Er konnte jetzt alles, was er wollte, und er wollte eine Republik, deren Sicherheit in der Tugend und Vaterlandsliebe ihrer Bürger ruhe. Dauernd aber wurden diese heiligen Pflichten des Republicaners durch die Ausschweifungen jener gefährdet, welche besser zu sein vorgaben, als alle übrigen und ihren Vorzug in ihrer Entartung und Sittenlosigkeit suchten. Diese Partei mußte jetzt gestürzt werden, und um nun dies zu vermögen, vereinigte sich Robespierre mit Danton und Camille Desmoulins. Die Partei aber, gegen die man jetzt kämpfen wollte, war jene, welche Clootz und Hebert führten Kurz nach dem wahnsinnigen Skandal mit der Göttin der Vernunft erhob Robespierre die Anklage gegen sie in der Versammlung der Jacobiner. „Wir haben keinen anderen Fanatismus zu fürchten", rief er aus, „als den jener unmoralischen Menschen, welche von den fremden Höfen erkauft sind, um den Wahnsinn bei uns zu erwecken und unserer Revolution den Anstrich der Immoralität zu geben." Diese Worte waren gegen Clootz gerichtet und Clootz zitterte und schwieg. Schon im December 1793 wagte Robespierre einen zweiten Angriff. Er veranlaßte eine Moralitätsprüfung der Jacobiner. Clootz aufgerufen und über seine Grundsätze befragt, antwortete: „Ich bin aus Preußen, dem zukünftigen Departement der französischen Republik." „Ach!" rief Robespierre, „können wir einen deutschen Baron als Patrioten ansehen und einen Mann mit 100.000 Livres für einen guten Sansculotten halten." Da erbleichte Clootz und verließ den Präsidentenstuhl, den er am Tage, an dem dies gesprochen wurde, innehatte. Er wurde aus dem Jacobinerclub ausgeschlossen, alsbald als Fremder für unfähig erklärt, weiter

Digitized by Google

Mitglied des Convents zu sein und endlich am 14. März 1794 mit der ganzen Partei Heberts als „verdächtig" eingezogen.

Wenige Tage darauf wurde Cloots und Genossen von dem Revolutionstribunal zu Paris des Verbrechens gegen die Nation angeklagt und über dieses undefinirbare Verbrechen hin zum Tode verurtheilt. Zitternd und weinend hörte Hebert das Urtheil. Mit stumpfem Blick sahen Vincent und Ronsin ihre Richter an. „Ich appellire an das Menschengeschlecht und werde mit Wollust den Giftbecher leeren", rief Cloots seinen Richtern zu. Mit furchtbarer Schnelligkeit fielen die Köpfe des 35jährigen Hebert, des 38jährigen Momoros, es folgte Vincent, der keine 27, der Bankier Cook, der 28 Jahre zählte, dann Ronsin und die übrigen 14 Mitangeklagten. Ein Augenblick noch und auch die Zunge, die dem Menschengeschlecht geweiht, war stumm für alle Ewigkeit.

Was ist der Nachwelt von diesem eigenthümlichen Mann geblieben? Nichts als einige Witze und der Name, der wie eine mathematische Formel von einer Hand der anderen sich überliefert. Jedermann glaubt damit genug zu wissen und ist befriedigt, wenn er mit ihm das sogenannte feststehende Urtheil wieder erhärtet, ebenso, wie wenn er bei einem Rechnenexempel mit der „ausgemachten" Formel, das „ausgemachte" Resultat wieder findet. Und doch wird nur das muthige Eindringen in die Geschichte der einzelnen Kräfte jene Gewalt erst begreifen lehren, welche eine Revolution erschuf, die ohne Gleichen in der europäischen Geschichte ist. Man wird erkennen nach einer solchen Arbeit, wie jeder Einzelne die Grabschrift verdient, die Anacharsis Cloots sich selbst gesetzt: „Ich zweifle nicht", sagte er, „daß die Franzosen einst auf mein Grab schreiben werden: Dieser Vandale war unserer Revolution sehr nützlich." Dr. Karl Richter.

Neue Werke über Kunst.

II.

Dr. W. Lübke, „Geschichte der Architektur", 3. Auflage. Leipzig 1865, Seemann.

H. Otte, „Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart". 1. bis 3. Lieferung. Leipzig 1861 bis 1865, J. D. Weigel.

K. W. Von einem glänzenden Erfolge ist Lübke's „Geschichte der Architektur" begleitet. Vor ungefähr zehn Jahren in erster Auflage erschienen, liegt nun das Werk in dritter Auflage vollendet vor. Wenn es auch früher nicht an Versuchen gefehlt hat, die Entwicklung der Baukunst in systematischer Form zu behandeln, so läßt sich doch von keinem vorangegangenen ähnlichen Werke sagen, daß es den gewaltigen Stoff so klar und übersichtlich zusammenfaßt und die Darstellung so viel Wärme und Leben durchweht wie das Lübke'sche Handbuch. Aus diesem

Digitized by Google

Grunde ist es auch für den Fachmann unentbehrlich, weil er sich über die Hauptergebnisse des Entwicklungsganges leicht zu orientiren vermag und für den gebildeten Laien, welcher sich bewußt ist, daß heute in den Rahmen der ästhetischen Bildung das Studium der bildenden Künste ebenso, wie jenes der Poesie gehört, ein willkommener Führer, welcher ihm in allgemeinen Umrissen die große Bedeutung zeigt, die bei allen Culturvölkern die Baukunst für die Beurtheilung der politischen und socialen Verhältnisse hat.

Wenn wir auf die dritte Auflage besonders zurückkommen, so hat dies seinen Grund darin, weil der Verfasser dieselbe in wesentlichen Partien vermehrt und verbessert hat. Engliche, französische und deutsche Archäologen haben in den letzten Jahren rüstig und fleißig gearbeitet und den kunstgeschichtlichen Stoff durch eine Reihe wichtiger Forschungen und Untersuchungen bereichert. Auch die Anschauungen über die Architektur des Orients, des Mittelalters, der Renaissance und der Gegenwart haben sich in wesentlichen Punkten modificirt und selbst in die Behandlung des Stoffes ist dadurch eine bessere Einsicht gekommen, daß das Glied, welches die Architektur in der Kette der geistigen Cultur bildet, von dieser nicht losgelöst betrachtet wird. Diese und noch andere Momente konnte Lübke bei der Herausgabe einer neuen Auflage um so weniger unberücksichtigt lassen, als die theilweise Nichtbeachtung derselben schon bei der zweiten Auflage fühlbar war. Die Verbesserungen erstreckten sich auch auf die Abbildungen, indem einzelne, welche bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung nicht mehr von charakteristischer Bedeutung sind, ausgeschieden und durch neue ersetzt wurden, aber auch im Ganzen die Zahl der Illustrationen im Vergleiche mit der zweiten Auflage von 448 auf 583 gestiegen ist.

So hat Lübke gleich dem ersten Buche, welches die Kunst des Orients behandelt, eine veränderte Anordnung gegeben. Während er früher bei dieser Epoche die geographische Gruppirung im Auge hatte, nahm er nun Rücksicht auf eine mehr chronologische Anordnung. Er beginnt daher auch mit der ägyptischen und schließt mit der indischen Baukunst, im Gegensatze zur zweiten Auflage, in welcher letztere die Reihenfolge eröffnet. In einem Anhange geht Lübke auf die für die persische Kunst so wichtige Periode der Sassaniden näher ein und behandelt in einem neu eingefügten Capitel eingehender die phönicische und hebräische Kunst, wozu ihm die in den letzten Jahren vorgenommenen neuen Ausgrabungen über Karthago und die jüngsten Forschungen von Thenius und Vogué über den salomonischen Tempel Stoff boten. Die Frage über den Styl des salomonischen Tempels ist zwar heute noch nicht gelöst, aber doch so weit gefördert, daß sich ägyptischer Einfluß, welchen Schnaase entschieden in Abrede gestellt hat, nicht verkennen läßt. Auch der Abschnitt über die classische Kunst zeigt, daß Lübke keine bedeutende Forschung der jüngsten Zeit unberücksichtigt gelassen hat. Er läßt Böttiger dort Gerechtigkeit widerfahren, wo es thunlich ist, ohne dessen zuweilen gewagten Hypothesen über das System der griechischen Architektur beizustimmen, und geht der Frage über den Ursprung der hellenischen Baukunst, welche doch in einer Ge-

Digitized by Google

schichte derselben am Platze ist, nicht aus dem Wege. Seine Darstellung der römischen Architektur ist zwar im Ganzen dieselbe geblieben, aber durch einige interessante Abbildungen wesentlich bereichert worden. Etwas ausführlicher und mithin auch vollständiger ist der Abschnitt über den altchristlichen Kirchenbau behandelt, über welchen seit den umfassenden Werken von Bunsen und Hübsch die landläufigen Urtheile beseitigt und ein besseres Verständniß in dieses wichtige Mittelglied für die Beurtheilung der mittelalterlichen Architektur angebahnt wurde. Zu bedauern bleibt dagegen der Mangel an Vorarbeiten für eine nähere Kenntniß der russischen Architektur, welche es Lübke nicht möglich machten, darauf näher einzugehen, wiewohl er auch hier den Stoff zu bereichern bemüht war. Den Glanzpunkt des Lübke'schen Werkes bildet unstreitig seine Darstellung der mittelalterlichen Architektur. Durch eine Reihe von Jahren mit eingehenden Studien über Bauwerke des Mittelalters beschäftigt, hat er auch das Verdienst, in weiteren Kreisen für die richtige Würdigung dieser Kunstepoche gewirkt zu haben. Seine eminente Vertrautheit mit den hervorragendsten Denkmalen giebt ihm eine seltene Sicherheit im Urtheile, seine Auffassung der culturgeschichtlichen Elemente, aus denen sich der romanische und gothische Styl entwickelt hat, ist Zeugniß seines Verständnisses für eine ernste, unbefangene Behandlung kunstgeschichtlicher Fragen. Eine Erweiterung des Stoffes hat diese Abtheilung vorzugsweise durch eine eingehendere Behandlung der spanischen Bauwerke erhalten, wo dem Verfasser Streets jüngst erschienenes Prachtwerk willkommene Anhaltspunkte gegeben hat. Die bedeutendste Erweiterung und Umgestaltung erfuhr die Behandlung der Renaissance. Es war ein auffallendes Mißverhältniß in den früheren Auflagen des Werkes zwischen der Darstellung der Architektur des Mittelalters und jener der Renaissance. Lübke hat in der neuen Ausgabe besondere Sorgfalt verwendet, den Ansprüchen auf eine eingehendere Bearbeitung der Architektur der Renaissanceepoche zu genügen wodurch das Werk an Vollständigkeit und nebstbei auch eine Reihe trefflicher neuer Abbildungen gewonnen hat.

Von besonderem Interesse ist die Stellung, welche Lübke zur Architektur der Gegenwart einnimmt, wobei er ausführlicher wie früher auf die Bestrebungen der deutschen Architekten Bedacht nimmt. Er bemerkt hierüber: „Wirft man einen Ueberblick über das seit 50 Jahren von der Architektur Geleistete und vergleicht diese Schöpfungen im Ganzen mit denen des vorigen Jahrhunderts, so erkennt man bald die Schwächen, aber auch die Vorzüge unserer Epoche. Die Schwächen beruhen darauf, daß wir kein festes Stylgefühl haben, sondern in den mannigfachsten Versuchen nach neuen Wegen ausspähen. Dies giebt dem heutigen Schaffen das unruhig Bunte, das tastend Schwankende, worin sich das unbefriedigte Gefühl unserer Zeit, das rastlose Streben nach Neugestaltungen verräth. Die Zopfzeit dagegen war in ihrem nichts weniger als reinen oder hohen Schönheitsgefühl unbeirrt, daher haben ihre Bauten das Resolute, Klare, Bestimmte einer in sich abgeschlossenen Kunstanschauung. Sind sie darin den unseren meistens überlegen, so dürfen wir doch das Streben nach Wahrheit und Schönheit, nach einer für die Geistesart und die Bedürfnisse der

Digitized by Google

Gegenwart entsprechenden Form um deßwillen nicht geringschätzen, weil dies Suchen noch nicht zum Finden geworden ist. Das Eine läßt sich als gesichertes Resultat bereits hinstellen, daß man überall nach monumentalem Gepräge, nach Echtheit des Materials und nach künstlerischer Charakteristik desselben verlangt". Das Streben nach Wahrheit und Schönheit — ja darin beruht ganz richtig ein Hauptvorzug der hervorragenderen Bauten unserer Zeit. Als einen nicht geringeren Vorzug betrachten wir auch das Streben unserer Architekten, in den Organismus jeder Stylgattung tief einzudringen, der Technik derselben volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und die socialen und localen Erscheinungen zu beobachten, welche die Entwicklung des einen oder des anderen Styles gefördert haben. Und darin liegt die Gewähr, daß unsere Künstler zur Erkenntniß der Bedürfnisse der Gegenwart gelangen und uns nicht Formen aufnöthigen werden, welche der Macht der Sitten und dem Geiste der modernen Bildung widerstreben.

Während Lübke sich mit seiner Geschichte der Architektur vorwiegend an die Gebildeten wendet, die Bauwerke aller Völker berücksichtigt und hiebei vorzugsweise das künstlerische Moment ins Auge faßt, hat sich H. Otte mit seiner „Geschichte der deutschen Baukunst", dessen erste Lieferung im Jahre 1861 erschien und von welcher nach langer Zeit soeben die dritte Lieferung ausgegeben wurde, ein engeres Ziel gesetzt und dabei auch einen anderen Standpunkt gewählt. Otte, einer der verdienstvollsten deutschen Archäologen, fand mit richtigem Verständnisse heraus, daß die bisher erschienenen Werke für ein eindringliches Studium des Entwicklungsganges der deutschen Baukunst nicht ausreichen. Auch ist in fast allen stets nur auf Kunstbauten Rücksicht genommen und der eigentliche Bedürfnißbau, wie er in den Burgen und Schlössern, den Städtebefestigungen und dem bürgerlichen Wohnhause zum Ausdruck gelangt, beinahe überall mit Stillschweigen übergangen oder doch nur sehr oberflächlich behandelt. Dies ist eine Lücke und rücksichtlich Vorwurf, von dem auch das Lübke'sche Werk nicht freizusprechen ist. Otte's Behandlung der Geschichte der Baukunst ist daher eine vorwiegend archäologische, sie ist gründlich in der Beschreibung der einzelnen Bauwerke und bei deren Charakteristik sind jene Momente festgehalten, welche für die zeitliche und örtliche Bestimmung wichtig sind. Und die tiefe Einsicht, welche Künstler und Gelehrte gewinnen, erstreckt sich, wie schon erwähnt, nicht bloß auf die kirchliche, sondern auch auf die Civilarchitektur; sie zeigt uns den Entwicklungsgang der einzelnen Epochen in allen ihren Ausläufern und Beziehungen zum Leben. Otte's Werk ist eine jener Vorarbeiten, wie sie Buckle für eine Geschichte der Menschheit fordert.

So viel über die Methode, welche Otte bei seinem Werke eingehalten hat. Ob er die Schwierigkeiten bewältigen wird, welche bei einer so breiten Anlage des Stoffes unvermeidlich sind, läßt sich noch nicht überschauen, da er in der dritten Lieferung das 13. Jahrhundert nicht erschöpft hat, und ihm gerade für die Militärbauten der Römer und der älteren Zeit Krieg v. Hochfeldens Werk hülfreich zur Seite stand. Wie er sich im 14. und 15. Jahrhundert, ja selbst in der neueren Zeit zurechtfinden wird, wo die mönchische Disciplin ihren Einfluß verliert, die Bauten

Digitized by Google

sich mannigfaltiger gruppiren und die localen Eigenthümlichkeiten immer stärker hervortreten, sind wir in hohem Grade gespannt. Hier reicht der umfassendste Apparat an gelehrten Werken und Abbildungen nicht aus, einen Ueberblick zu gewinnen, sondern Land und Leute müssen durch eigene Anschauung kennen gelernt werden Darauf möge der geehrte Verfasser Rücksicht nehmen, wenn nicht das seiner Anlage nach treffliche Werk dieselben Mängel der Stubengelehrsamkeit an sich tragen soll, an denen manche seiner früheren Werke leiden.

Die Ausstellung der Kunstwerke Rahls.

(Fortsetzung.)

Indem wir in Folgendem versuchen, auf die hervorragenden Werke näher einzugehen, sei es gestattet, zuerst einiger Portraits zu erwähnen, die unser Interesse im höchsten Grade fesselten.

Es sind die Portraits seiner Eltern, ferner zwei Selbstportraits und die Züge des Todten, eine Bleistiftzeichnung seines Schülers Bitterlich.

Erinnert uns sein vor eilf Jahren gemaltes Selbstportrait mit dem finsteren Ernst, der gedankenschweren Stirne und dem Löwentrotz in den Augen an die Stürme seines bewegten Lebens, so sagt uns sein wilder Prometheuskopf, den er im Jahre 1835 malte, daß diese Natur nicht zum ruhigen, behaglichen Dasein geschaffen sei, sondern nur im Ringen und Kämpfen allein Genuß und Befriedigung finden konnte, keine Schranken kennend.

Dieser Natur, auf das Edle und Göttliche hingewiesen, sieht man in dem prächtigen Jünglingskopfe die Lust zu dem Jakobs-Kampfe mit dem Engel an, nämlich das Empfinden des Höchsten festzuhalten und das Himmlische, Göttliche im irdischen Stoffe zu bannen. Es muß schwer gewesen sein, dieses trotzige, überschäumende Naturell in die richtigen Bahnen zu lenken, daß ihm in der Kraft nicht die zarten Empfindungen des Herzens verloren gingen. Wenn wir in seinen Werken die wilde, unbändige Leidenschaft und den Ausdruck kindlicher Unschuld in gleicher Tiefe finden, ferner die gräßlichen Furien und daneben paradiesische Scenen, wie die der Liebe und der Herrschaft der Grazien im goldenen Zeitalter gewahren, wie jene, wo eine Mutter ihre Söhne wiedersieht, so glauben wir, daß darauf nicht ohne Einfluß seine glückliche Jugenderziehung war; es sprechen dafür auch in gewisser Beziehung die trefflichen Portraits von Rahls Eltern.

Die Bleistiftzeichnung von Bitterlich wird als durchaus ähnlich bezeichnet. Ueber die Züge des Todten ist ein geheimnißvoller Frieden gebreitet, ein Abglanz jener Welt der Ideale, dessen edles Gefäß die gedankenreiche hochgewölbte Stirne war.

Digitized by Google

Es ist sehr zu bedauern, daß die Localitäten des Kunstvereins die Werke Rahls nicht alle zu gleicher Zeit aufnehmen können; selbst der dritte Theil der angekündigten Gemälde füllt den Raum derart, daß viele der bedeutendsten Werke in einem Winkel mit ungünstigem Lichte vorlieb nehmen müssen. Den Bildungsgang, den Rahl von frühester Jugend ohne Rast zur Meisterschaft durchgemacht hat, zu verfolgen, ist äußerst interessant, und haben wir in der ersten Abtheilung, die an hundert Bilder enthält, Gelegenheit, sein Streben, seine Richtung und den Einfluß Anderer zu beobachten. Es wird Aufgabe der Kunstgeschichte sein, genau darzulegen, inwieferne seine individuelle Begabung und seine Elasticität, in den Geist Anderer einzudringen und im Geiste derselben zu schaffen, bei diesen Bildern zum Ausdruck gekommen ist. Gehen wir die Werke durch, so fesselt uns gleich sein frühestes Bild, eine historische Composition von gewaltigen Dimensionen. Die Kraft, mit welcher der dreiundzwanzigjährige Jüngling dieses Bravourstück der sogenannten brillanten Malerei ausgeführt, flößt uns Respect ein. Rahl hat später diese auf Lichteffecte und grelle, absonderliche Farben basirende Malerei bekämpft, als er sich dem warmen tizianischen Colorit zuwandte, und scheint es uns überflüssig, auf die einzelnen Mängel in der Farbengebung hinzudeuten.

Als Vorzüge heben wir den schönen Körper Manfreds hervor, ferner in der trefflich geordneten, einheitlichen Composition die charakteristische, dämonische Gestalt Karls von Anjou. Den Fürsten der Hölle oder den wilden Jäger könnte man nicht schrecklicher malen, als diesen dunkel gelockten, gelblichen, mageren und finster blickenden Herzog auf schwarzem Rosse.

Im Genre, welches am wenigsten der Kunstrichtung Rahls zusagte, finden wir drei Bilder und auch in diesen wenigen Zeugen eines Bestrebens früherer Jahre, mit dem Strome zu schwimmen. Das dem Genre Eigenthümliche, das Zufällige und Unabsichtliche ist sehr schwach vertreten und an Stelle dessen tritt der ordnende Sinn, das Durchdachte und Typische, welches den Meister des Styls verräth.

Welch' ein Fortschritt offenbart sich aber in dem in der Nähe hängenden Bilde „Hercules und Omphale". Wie wundervoll ist die nackte Figur der Omphale gezeichnet, welche die Löwenhaut um ihre Schultern schlägt, und wie trefflich bezeichnet der Künstler die Situation des mit dem Rocken dasitzenden Herkules, dem der kleine Gott Amor auf der Schulter sitzt und über die nicht allzu hohe Stirne streicht, um die aufdämmernde Intelligenz, die knurrende Vernunft zu beschwichtigen. Im saftigsten Colorit gemalt, ist dieses Bild, welches im Besitze des Architekten Theophil Hansen ist, eines der hervorragendsten der ganzen Collection. Ein Jahr später (1861) malte Rahl die vier Elemente und bewies hier, wie frisch und fesselnd man diese so unzählige Male gebrauchten und mißbrauchten Motive verwerthen kann. Das Studium raphaelischer Allegorien ist deutlich zu erkennen.

Unter den vier Farbenskizzen: „Bachus findet die Ariadne auf der Insel Naxos", „Odysseus beim König Alkinoos", „Nero, im Triumphe durch das bren-

Digitized by Google

nende Rom getragen", „Bachus, aus der Insel Andros, verwandelt Wasser in Wein", sind die beiden ersteren besonders gelungen durch den warmen, goldigen Localton. Wie wohlthuend diese Farbenglut wirkt und wie sehr die Darstellung des paradiesisch Schönen mit dem ganzen Reichthume des üppigen, blühenden Lebens Aufgabe der bildenden Kunst ist, fühlt man deutlich, wenn das Auge von dem Bilde „Orestes von den Furien verfolgt" zu jenen zurückkehrt. Jeder wird gestehen, daß das Bild ein Meisterwerk ersten Ranges ist und dennoch möchte niemand wohl das Bild täglich vor Augen haben. Was beim Lesen die Phantasie erschüttert, was auf dem Theater den Zuschauer mit Entsetzen erfüllt, darf diejenige Kunst, welche nicht an den flüchtigen Augenblick gebunden ist und denselben Eindruck stets wiederholt, nicht darstellen. Jede dramatische Scene birgt in der bildenden Kunst die Gefahr des Ueberdrüssigwerdens und Abspannens, wenn ihr in dem flüchtigen Augenblicke das Bleibende, der Zustand nicht beigemischt ist.

Wie in der „Cimbernschlacht" hat hier die Aufgabe an sich und nicht das „Wie" der Lösung die Schuld. Was man nicht darstellen soll, das Gräßliche und Ekelhafte, wird uns nie befriedigen, selbst wenn ein Meister, wie Rahl, es durch treffliche Charakteristik bewunderungswürdig ausstattet. Die dem Grabe entstiegenen Leichen mit den steren, blutunterlaufenen Blicken, den verzerrten Zügen und den krampfhaft zuckenden Händen berühren uns gewaltiger als ihre Attribute, Schlange Fackel und Dolch.

Kehren wir am Schlusse unserer Besprechung der ersten Abtheilung zu heiteren Gebilden zurück, welche uns die Heimat seiner Kunst, die griechische Welt mit ihren Göttern, Heroen und schönen Töchtern der Erde in reicher Fülle bietet und in welcher wir Rahl auf der Höhe seines Schaffens gewahren.

Die vier Bilder: „Paris entführt die Helena", „Jason raubt das goldene Vließ", „Perseus befreit die Andromeda", „Die Opferung Iphigeniens", ferner der Fries für die Universität in Athen, in den Jahren 1860 und 1861 gemalt und Eigenthum Sr. Excellenz des Herrn Baron v. Sina, verdienen jedes einzeln eine Besprechung für sich. Wir können nur kurz einige Merkmale hervorheben. Der Einfluß Tizians ist in der Farbe überall sichtbar, wenn es auch oftmals scheint, als sei der Künstler in der Wahl der Farbencontraste probirend zu Werke gegangen. Diana, welche Iphigenie dem Opfertode entzieht, zeigt uns in den drei Grundfarben blau, gelb und roth viele Härten. Das Fleisch ist hingegen überall vorzüglich. Die kecke, übermüthige Gestalt des Paris mit dem Eroskopfe und den schwärmerischen Augen scheint uns gelungener als die der Helena, welche sehr mächtig freilich das Zaudern und Schwankende und halb Widerstrebende ausdrückt, aber zu sehr den Stempel göttlicher Hoheit und Reinheit auf der Stirne trägt. Die über diesem Paare schwebende, etwas schwerfällige Figur wünschen wir weg, sie lenkt unser Interesse zu sehr von den Hauptpersonen ab und mischt in das rein Menschliche zu handgreiflich die Mythe. Auf dem Bilde „Jason raubt das goldene Vließ", welches in der Stimmung den düsteren, unheimlichen Zauberort auf uns wirken läßt, sagt uns außer der die Zaubersprüche murmelnden Medea besonders der

Digitized by Google

geflügelte Knabe zu, der mit sorgloser Dreistigkeit dem bösen Wurm Schlaf in die Augen gießt, indeß seine linke Hand abgerupfte Mohnblüthen zeigt. „Perseus befreit die Andromeda" ist vorzüglich in der Gruppirung, die Figuren und Gesichter sind von edelstem Ausdruck. (Schluß folgt.)

Kurze kritische Besprechungen.

Taillandier, Saint-René: Maurice de Saxe, étude historique d'après les documents des archives de Dresde. Paris 1865, Michel Lévy frères. 8. 424 pp.

F. v. H. Von allen hervorragenden Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts ist die Morizens von Sachsen gewiß eine der räthselhaftesten. Nicht nur der Tag seiner Geburt war bis in die neuesten Zeiten der Gegenstand abweichender Behauptungen, — über ganze Zeitabschnitte seines Lebens herrschte undurchdringliches Dunkel, vielen seiner Handlungen wurden mit merkwürdiger Beständigkeit die lächerlichsten, zuweilen widersinnigsten Ursachen zu Grunde gelegt. Ich erinnere z. B. nur an die Beweggründe, welche seinem Eintritte in das französische Heer unterschoben wurden: Die Einen ließen ihn der Eifersucht seiner Gemalin, die anderen der Ränkesucht des Grafen Flemming weichen, während doch König Friedrich August, sein Vater, die alleinige Veranlassung gab. Im Jahre 1717 ließen ihn seine meisten Biographen den Feldzug gegen die Türken unter dem Prinzen Eugen von Savoyen in Ungarn mitmachen, ja wir lesen in einigen Büchern seine Heldenthaten ausführlich beschrieben und wie er dem Prinzen Eugen das Leben gerettet, das ein Türkensäbel bedrohte ꝛc. Und doch ist alles Erfindung! Die Forscher der neuesten Zeit, Arneth, Weber, haben es zur Genüge dargethan. So sehr Moriz von Sachsen zu seinen Lebzeiten die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, so wenig vermochte er eine nachhaltige Wirkung in der Geschichte seines Zeitalters zu üben; kaum war ein Jahrzehnt verflossen, seitdem sich das Grab über dem tapfern Marschall geschlossen hatte, als auch der Mund seiner Lobredner, Ranft, Thomas, Lalande u. A. verstummte, und nur noch Espagnac im Jahre 1775 versuchte es, das Gedächtniß an den entschwundenen Liebling der Pariser Damenwelt aufzufrischen. Seit dem Jahre 1794, wo Morizens Briefe und Memoiren zu Paris ans Licht gegeben wurden, hat die historische Kritik über unseren „königlichen Abenteurer" geschwiegen; erst in jüngst verflossener Zeit (1851) hat La-Barre-Duparcq das lange Schweigen gebrochen und nach zwölf weiteren Jahren einen Nachahmer gefunden, der mit seiner eben so anziehenden als gründlichen Studie: „Moritz Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich" (Leipzig 1863) erst das richtige Licht auf diese Seite der Geschichte geworfen, und sich mit vollstem Recht den Platz des ersten Biographen jenes Helden erworben hat. Ich meine den Director des Hauptstadtarchivs zu Dresden, Karl von Weber. Kaum haben wir — das viele Neue in unseren Geist aufnehmend — uns daran gewöhnt den alten Irrthümern zu entsagen, den Marschall von Sachsen nicht immer mit den Augen des 18. Jahrhunderts zu betrachten, in ihm nicht nur den von Ruhm umstrahlten Helden, vielmehr den sittlich haltlosen abenteuerlichen Träumer zu sehen, so überrascht uns das Erscheinen eines neuen Werkes, welches neue Aufklärungen über die Person des Grafen

Digitized by Google

Moriz verspricht, um so mehr, als der Titel besagt, daß es aus urkundlichem Materiale des Dresdner Archives geschöpft sei. Dasselbe ist aus der Feder des unter dem Namen Saint-René bekannten Ernest Gaspard Taillandier geflossen, von dem wir bereits zwei Bände: „Études sur la Révolution en Allemagne", ferner eine Biographie der Gräfin v. Albany, nebst mehreren anderen Werken besitzen. In Ansehung der geringen uns zu Gebot stehenden Litteratur über den Marschall von Sachsen, wäre es unverzeihlich, eine solche Erscheinung unbemerkt vorübergehen zu lassen. Und doch! — Hat sich die Welt nicht bereits ihr Urtheil über Webers Werk gebildet? — Wozu dann noch jenes von Taillandier besprechen? — Ein milder Kritiker würde zugeben, daß das erstere unverkennbar die Veranlassung zur Entstehung des zweiten gewesen sei; wir aber sagen offen und kühn, Taillandier habe Weber einfach abgeschrieben. — Doch nein! — Wir glauben die Absicht des französischen Biographen besser zu erfassen, wenn wir sagen, er habe das ausgezeichnete Werk Webers in richtiger Erkenntniß von dessen Werth auch dem französischen Publicum zugänglich machen wollen, dem es zweifelsohne durch die Sprache in der es verfaßt, verenthalten gewesen, und habe es zu diesem Zwecke frei ins Französische übertragen; nur hat der französische Schriftsteller vergessen den Namen des deutschen Verfassers auf den Titel zu setzen; so entstand zweifelsohne diese étude historique, nach den „documents des archives de Dresde" verfaßt, welche dem Herrn Autor wohl nur aus dem gedruckten Werke Webers bekannt geworden sein dürften. Es wäre überflüssig, weitere Belege für die ausgesprochene Vermuthung beibringen zu wollen; eine einfache Vergleichung des in beiden Büchern vorfindlichen Briefmaterials muß zu diesem untrüglichen Schlusse führen; Herr Taillandier hat auch nicht eine Zeile mehr aus jenen Briefen abgedruckt, aus welchen Weber nur stellenweise citirte; daß er jenen des Marschalls von Sachsen, vom 8. December 1722 in größerer Vollständigkeit abdruckte, als es Weber that, ist leicht erklärlich: veröffentlichte ihn doch Letzterer bereits vollständig in seinem Werke: „Aus vier Jahrhunderten" II. 172.

Was die obige Behauptung bezüglich der einfachen Uebertragung betrifft, so stehen uns die Beweise dafür hundertfach zu Gebot; hier nur beispielsweise einige der auffallendsten: bei Gelegenheit der Ankunft Morizens in Paris, als eben der durch Law hervorgerufene Actienschwindel in der höchsten Blüthe stand, sagt Weber (S. 75): „auch unser Held verbrannte sich bei einigen Speculationen die Finger"; bei Taillandier (S. 66) heißt es: „il ne fit heureusement que s'y brûler les doigts"; an einer anderen Stelle lesen wir bei Weber: „Die Wahrheit ist, daß der König selbst die Veranlassung gab, daß Moriz sich um eine feste Stellung in Frankreich bewarb. Dies beweist nachfolgender v. Manteuffel am 27. April 1720 an den General Feldmarschall Graf v. Flemming gerichteter Brief: le Roy m'a chargé . . .; Taillandier sagt: „or nous voyons que l'idée d'ouvrir cette carrière à Maurice appartient à Frédéric-Auguste. Le 27 avril 1720 un des conseillers du roi écrivait de la part de son maître au général de Flemming: le roi m'a chargé. . . ." Vergleicht man gewissenhaft die beiden Arbeiten Webers und Taillandier's mit einander, so gelangt man zum Resultate, daß der Letztere in seiner étude historique nichts neues, sondern nur Bekanntes in veränderter Form, mit manchen Auslassungen, einzelnen unwichtigen Zusätzen und mehreren Unrichtigkeiten (so datirt er Morizens Marschallsbrevet vom 9. anstatt vom 7. August 1720 S. 63) bietet. In Erwägung dieser Umstände entfällt für den Historiker der ganze Werth dieser neuen Erscheinung; der anziehende Styl, in dem die Studie verfaßt ist, mag sie für weitere Leserkreise geeignet machen, immerhin wollen wir es dem französischen Schriftsteller Dank wissen, daß er zur Verbreitung der Weber'schen Forschungen auch in Frankreich beigetragen und die Franzosen mit einem ähnlichen Werke über den populärsten Mann des vorigen Jahrhunderts zu beschenken getrachtet hat, wie jenes, mit welchem v. Weber das deutsche gelehrte

Digitized by Google

Publicum vor zwei Jahren auf das angenehmste überraschte, allein, so lange nicht neue unerwartete Quellen sich über dieses Gebiet erschließen, haben wir Deutsche keinen Grund, der Arbeit Webers irgend eine vorzuziehen.

Karajan, Ludwig v., Dr., k. k. Stadtarmenarzt: Bericht über die Sanitätsverhältnisse Oesterreichs unter der Enns mit Ausschluß Wiens während des Jahres 1863. Aus amtlichen Quellen zusammengestellt. Wien 1865, Selbstverlag der k. k. Gesellschaft der Aerzte.

E. Bei Beurtheilung der an 60 Seiten starken Broschüre muß zunächst der Umstand berücksichtigt werden, daß sie auf dem bezeichneten Gebiete ein Erstlingswerk ist. Man hatte nämlich früher die niederösterreichischen Bezirksärzte zu den einschlägigen statistischen und sonstigen Beobachtungen und Zusammenstellungen nicht in jener Weise veranlaßt, wie die Publicität sie unnachsichtlich erheischt. Ihre Berichte waren eben nur Behufs amtlicher Einsichtnahme, nicht aber als Substrat zur Beurtheilung vor dem Forum der Oeffentlichkeit abgefaßt. Anders soll es in Zukunft werden und das reiche Material, das den niederösterreichischen Bezirksärzten zu Gebote steht, wird nun auch der Verwerthung auf allgemeinerem und darum ersprießlicherem Gebiete zugeführt werden.

Die Rubriken der vorliegenden Broschüre sondern sich nun folgendermaßen: Witterungsverhältnisse (die der Trockenheit halber bekanntlich sehr ungünstig waren) und bemerkenswerthe Naturerscheinungen; allgemeiner Gesundheitszustand (im Großen und Ganzen sehr erfreulicher) und vorwiegende Krankheitsformen (Tuberculose, Skrophulose, Geisteskrankheiten, Selbstmorde zunehmend in Sechshaus; endemischer Kropf in einigen Thälern Neunkirchens); Volkskrankheiten; Thierseuchen; Vertheilung und Verrichtungen des Sanitätspersonales in Niederösterreich; Cur-Saison-Berichte aus den Badeorten Baden (Gegen das Vorjahr eine Abnahme der Curgäste von 572) Deutsch-Altenburg (Zunahme von 63 Personen) und Pyrawarth (Zunahme über 30) für das Jahr 1863. Uebersichtlicher und tabellarischer Vergleich der Morbilität und Mortalität der Epidemien Niederösterreichs im Jahre 1862 (Keuchhusten, Croup, Ruhr, Typhus, Scharlach, Blattern, Masern.)

Die Zusammenstellung des gebotenen Materials und die Behandlung desselben versprechen für die Zukunft die Ansammlung eines sehr werthvollen statistischen Schatzes.

S. B. Dr. Hans Hopfen ist zum Secretär der Schiller-Stiftung erwählt worden. Die ehrenvolle Stelle, die Hopfen von nun an bei dem echt nationalen Institute bekleidet, veranlaßt uns, hier einen Blick auf dessen litterarische Thätigkeit zu werfen. Hopfens Werk, durch das er in den weitesten Kreisen als ein begabter Dichter bekannt geworden, ist sein Roman „Peregretta" (Berlin 1864). Wir stehen nicht an, diesen Roman zu den vorzüglicheren, von echt künstlerischem Triebe zeugenden Producten der gegenwärtigen poetischen Litteratur zu zählen. Außer der „Peregretta" hat Hopfen in dem Münchner Dichterbuch eine Reihe lyrischer Gedichte veröffentlicht, die ein eigengeartetes Talent verrathen. R. Prutz nennt Hopfen den „bedeutendsten" unter den jüngeren Dichtern, die im Münchner Dichterbuch erscheinen und stellt ihn mit Julius Große und Hermann Lingg zusammen. Ein größeres, durch echte Laune sich auszeichnendes Gedicht von Hopfen: „Der Pinsel Mings" ist durch Lewinsky's trefflichen Vortrag dem Wiener

Digitized by Google

Publicum bekannt geworden. Alle Werke Hopfens tragen etwas muthvolles, zukunftreiches in sich, das auf höhere Ziele und die innewohnende Kraft, sie zu erreichen, hinweist.

* Von Dr. C. S. Barach ist im Verlage der Beck'schen Universitätsbuchhandlung eine neue Ausgabe von René Descartes': „Meditationes de prima philosophia" herausgegeben worden, welche in didaktischer Beziehung von so hohem Werthe sind und wie kein anderes Werk — nach den Worten des Herausgebers — „so rasch und so gründlich jene Umwandlung des populären Bewußtseins, welche zur Einführung in die Philosophie nothwendig ist, hervorzubringen vermögen".

* Die vor ungefähr zwölf Jahren von Bulwer, Dickens und anderen hervorragenden englischen Schriftstellern gegründete „Gilde der Litteratur und Kunst" hat sich jetzt ein Veteranenhaus, ein palastartiges Asyl für mittellose verdiente Litteraten nnd Künstler erbaut, denen dort, mitten in einem Park bequeme Wohnungen eingerichtet sind, wo sie den Rest ihres Lebens im Genusse der ihnen von der Gilde bewilligten Pension zubringen können. Das Asyl befindet sich in der Nähe von Knebworth, dem Landsitze und alten Schlosse der Familie Bulwer und besteht aus drei hohen Gebäuden im gothischen Style.

* Der Fortbildungsverein für Buchdrucker in Wien richtet an alle Männer der Wissenschaft und des Lehrstandes die ergebenste Bitte, ihn durch populäre Vorträge in seinen Bestrebungen zu unterstützen. Der Verein sieht geehrten Zuschriften mit den näheren Modalitäten mit Dank entgegen.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die im Allerhöchsten Auftrage durch die k. Akademie der Wissenschaften besorgte Publication der wissenschaftlichen Ergebnisse der Novara-Expedition nimmt einen rüstigen Fortgang. Nach nicht langer Pause liegen uns heute wieder zwei Bände vor: der erste Band des zoologischen Theiles, welcher, herausgegeben von A. v. Pelzeln, die Beschreibung und systematische Uebersicht der zahlreichen und werthvollen ornithologischen Objecte enthält, deren Sammlung zum größten Theile namentlich das Verdienst des Herrn Zelebor und der anderen Mitglieder der Expedition ist, theils den Geschenken, welche der „Novara" gemacht wurden, zu danken ist. Der zweite der neu erschienenen Bände bildet den zweiten Band des statistisch-commerciellen Theiles, dessen Herausgabe der um die litterarischen Productionen der Novara-Expedition so hochverdiente Dr. v. Scherzer übernommen hat. Sowohl durch sein rasches Erscheinen als durch seinen Umfang (700 Seiten in Quart) und die Reichhaltigkeit des in ihm niedergelegten Materiales von statistischen Tabellen über Waaren-Ein- und Ausfuhr, Zollverträgen u. a., bezeugt er von neuem den außerordentlichen Fleiß und Arbeitskraft, welche Herr Dr. Scherzer den Publicationen der Novara-Expedition widmet. Die transoceanischen Länder, deren wirthschaftliche Zustände dieser zweite Band schildert, sind: Java, Manila, Hongkong, Shanghai, Sydney, Neu-Seeland, Tahiti, Valparaiso, Lima, Isthmus von Panama, die mittelamericanischen Freistaaten und das mexicanische Kaiserreich, die westindischen Inseln: St. Thomas, Haiti, Porto-Rico und Cuba und die nordamericanische Union. Eine willkommene Beigabe sind die gut ausgeführten Karten der mittelamericanischen Freistaaten und der westindischen Inseln, des Kaiserreiches Mexico und der Union und über die geographische Verbreitung der wichtigsten Culturpflanzen und Mineralien u. a. In einem kurzen Schlußwort fügt der Verfasser seiner Darstellung der

Digitized by Google

Handels- und wirthschaftlichen Verhältnisse der von ihm bereisten Länder noch beherzigenswerthe Worte vom österreichischen Standpunkte bei.

Die Neuigkeiten, die uns aus Deutschland für den heutigen Bericht eingegangen sind, sind der Zahl und ihrer Bedeutung nach nicht hervorragend zu nennen; die bedeutendste unter ihnen ist eine aus dem Nachlaß Aug. Fr. Gfrörers von Dr. J. B. Weiß, Professor in Graz, herausgegebene Arbeit: „Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter". Das Werk, welches nach Gfrörers Plan das ganze Mittelalter umfassen sollte, ist erst unterbrochen durch sein großes Geschichtswerk über Papst Gregor VII., dann durch Gfrörers Tod unvollendet geblieben; nur die Lex Salica, Alamannorum und Bajuvariorum, die Volkszustände im 7. und 8. Jahrhundert haben sich, ausführlich behandelt, im Nachlaß vorgefunden.

Als Festgabe zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Jenenser Burschenschaft erschien aus der Feder von Robert und Richard Keil eine Darstellung der Gründung derselben.

Zur Einführung in das Drama Richard Wagners ließ Franz Karl Friedr. Müller, Regierungsrath in Weimar, ein: „Skizzenbild, Tristan und Isolde nach Sage und Dichtung" erscheinen; so wie er schon früher über Richard Wagners „Tannhäuser" und „Nibelungen" durch erklärende und die Schönheiten dieser „großen unerkannten Dichtwerke" unserer Zeit darlegende Arbeiten dem leider meist unverständig für die hohen Schönheiten dieser Poesien bleibenden Publicum die Augen zu öffnen versuchte.

Prof. Ernst Meier in Tübingen veröffentlicht: „Karoline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe" (geb. 1786, gest. 1846), ein biographisches Denkmal einer edlen Frau, die dreißig Jahre ihres Lebens mit aufopfernder Liebe und Fleiß dem Unterricht und der Erziehung widmete.

Sitzungsberichte.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung vom 12. September 1865.

Herr k. k. Bergrath Dr. Franz v. Hauer im Vorsitz.

Ein Bericht des Herrn k. k. Hofrathes und Directors W. Ritter v. Haidinger wird vorgelegt nebst den Exemplaren des „Eozoon Canadense Dawson", auf welche sich derselbe bezieht, das eine ein Geschenk des Directors der geologischen Aufnahmen von Canada, Sir William E. Loyau, von Perth in Canada, wo dies Fossil zuerst in den azoisch genannten Schichten entdeckt wurde, welche noch unter den bisher ältesten, Reste organischer Wesen darbietenden Schichten, welche Barrande's Primordialfauna enthalten, das andere von Herrn Prof. T. Rupert Jones, bereits von einer europäischen Fundstelle, in Connemara in Irland.

Herr Karl Ritter v. Hauer zeigt sehr schöne Briquets, dargestellt von Herrn Unterwalder aus Kohlenkleie von Fünfkirchen, vor.

Herr Dr. Guido Stache giebt einen Bericht über seine geologischen Aufnahmen in der Umgegend von Waitzen.

Herr Dr. Franz Ritter v. Hauer theilt den Inhalt der Berichte mit, welche von Herrn k. k. Bergrath Fr. Foetterle über seine geologischen Aufnahmen in der Um-

Digitized by Google

gegend von Losoncz und von Herrn Ferdinand Freiherrn v. Andrian über diejenigen in der Umgegend von Hadritsch bei Schemnitz eingesendet worden waren.

Weiter legt derselbe von den an die k. k. geologische Reichsanstalt eingelangten Sendungen vor:

Eine Suite Mineralienschaustufen, darunter namentlich Amethyst, Zinkblenden u. s. w. vom Spitaler Gang in Schemnitz, ein Geschenk des dortigen k. k. Bergrathes A. E. Bello.

Eine Reihe Bausteinmuster aus dem Görzer Gebiet, eingesendet von der k. k. Statthalterei in Triest.

Ein Blatt der geognostischen Karte von Ober-Schlesien (Blatt Troppau), bearbeitet von Herrn Prof. Dr. Ferd. Römer in Breslau, ein Geschenk des k. preußischen Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten.

Ein Blatt der geologischen Karte der Schweiz (Section 10, Umgebungen von Feldkirch und Arlberg), bearbeitet von Herrn Prof. Theobald in Chur und uns freundlichst zugesendet von der schweizerischen geologischen Gesellschaft in Bern.

Die „Palaëntologie von Niti im nördlichen Himalaya", von Salter und Blanford, mit der Abbildung und den Beschreibungen der dortigen silurischen, Trias- und Oolithfossilien, darunter von besonderem Interesse für uns die Triasformen, die mit jenen unserer Hallstädter und Cassianer Schichten übereinstimmen.

Noch giebt Herr v. Hauer Nachricht über die in den Tagen vom 28. August bis 2. September stattgehabte Versammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher in Preßburg, namentlich über die in der mineralogisch-geologischen Section vorgekommenen Gegenstände.

Fernere Berichte des Herrn k. k. Hofrathes und Directors W. Ritter v. Haidinger werden angeschlossen.

Uebersicht der diesjährigen Versammlungen fachverwandter Forscher, theils bereits vorüber, theils noch in Aussicht, welchen Mittheilungen der k. k. geologischen Reichsanstalt zugesendet worden waren, nach Genf, Cherbourg, Preßburg, Birmingham, Dürkheim an der Hardt, Hannover, Spezzia, Neapel. Letztere war wieder abgesagt worden.

Dank für das von der eilften Versammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher in Preßburg am 28. August gesandte freundliche Begrüßungstelegramm.

Der Reisebericht des Herrn D. Stur über seinen Aufenthalt in Würzburg, Coburg und Innsbruck.

Mittheilung aus Schlanders und Brixen von den Herren Dr. E. v. Mojsisovics und Prof. E. Sueß.

Vorlage eines Verzeichnisses von Höhenmessungen von Herrn Prof. Dr. K. F. Peters, barometrisch ausgeführt in der Dobrudscha im Sommer 1864 und berechnet von H. Wolf, für das Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt.

Vorlage des freundlichen Geschenkes des Verfassers Herrn Joachim Barrande in Prag: „Système silurien du centre de la Bohême." I., 2., 1. Dieser Prachtband, ein Theil des großen genannten Werkes, enthält einen Atlas von 107 Tafeln Cephalopoden, welche Classe noch zwei ähnliche Bände füllen wird.

Vorlage des starken Prachtbandes aus dem Novara-Reisewerke, von Herrn Dr. Karl Ritter v. Scherzer, der zweite Band des statistisch-commerciellen Theiles, welcher durch denselben geschlossen ist. Geschenk für die k. k. geologische Reichsanstalt und für den Director von dem hohen k. k. Staatsministerium.

Eröffnung der Reihe der Wintersitzungen am 14. November.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Der französische und deutsche Roman.

(Französische und deutsche Romane und ihr Verhältniß zur Kritik. — Aufforderung zum Romanschreiben. — „Catilinarische Existenz", von Th. König. Breslau 1865.)

Frankreich ist das Land der Romane. In der Zahl der Productionen übertrifft es zwar nicht Deutschland, weil die Masse jährlich erscheinender deutscher Romane eben nicht mehr zu übertreffen ist, allein in der Zahl der Leser, die es seinen Romanen gewinnt, siegt es über fast alle andern Länder und jedenfalls über Deutschland. Der französische Roman hat ein europäisches Publicum, der deutsche Roman kaum ein deutsches Publicum.

Es ist daher bei Beurtheilung deutscher Romane lehrreich, wenn nicht unerläßlich, auf das Verhältniß des französischen Romans zur französischen Kritik zu blicken, des Romans dort, wo er eine so fruchtbare und zugleich so lohnende Thätigkeit entwickelt, wo er gleichsam sein Mutterland hat, zu einer Kritik, welche ungleich der größtentheils in Deutschland herrschenden, eine befruchtende, eine gewissermaßen schöpferische Kritik ist, theils weil ihr die schöngeistige Production ihres Landes ein genugsam wichtiges und selbst leidenschaftliches Interesse einflößt, um daß sie derselben nicht wie in Deutschland mit einigen phrasenhaften Notizen, welche selbst im Lobe den Eishauch der Indifferenz für die Sache athmen, hinreichend gedient glaubte; theils weil sie der Lust an der Negation, die freilich der kritischen Begabung untrennbar innewohnt, niemals so weit fröhnt, um den Ruhm der nationalen Kunstthätigkeit auf irgend einem noch so untergeordneten Gebiete muthwillig zu unterschätzen, aus irgend einer politischen Verbitterung herabzusetzen.

Und dennoch! wie spricht diese ernste und patriotische französische Kritik von dem vielgelesenen Roman ihres Landes! Gustave Planche, dessen ich erst vor kurzem in diesen Blättern bei einem Blick auf die französische Litteratur der Gegenwart zu erwähnen Gelegenheit hatte, beginnt die Ueberschau einer ganzen Jahresernte des Romans mit Betrachtungen wie die folgenden: „Sollte ich es versuchen jene unaufhörlichen Erzählungen zu analysiren, welche den Müßigen helfen die Zeit tödten? Undankbare Aufgabe! Die Verfasser, die eine Art Handelsgesellschaft bilden, sie würden sich mit gutem Rechte über meinen ernsten Eifer lustig machen, wenn ich es versuchte, sie nach den Gesetzen der Litteratur zu richten. Einzig damit beschäftigt, ihr Publicum zu unterhalten, ersehnen sie nichts weiter und spotten jeder Poetik. Reinheit der Sprache, Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten, Zeichnung

Digitized by Google

der Personen, Logik der Charaktere — das sind ihnen die Elemente eines Geschwätzes, welches sie längst der Verachtung überantwortet haben. Vorausgesetzt, daß sie die Spannung rege erhalten, ist ihr Ehrgeiz befriedigt. Lassen wir sie denn in Frieden, sie haben ja ihre Stellung außerhalb der Litteratur genommen; mögen sie ohne Unterbrechung die Ausbeutung ihrer Industrie verfolgen, wir werden sie in ihren Arbeiten nicht stören, mit welchen die Kunst nichts zu thun hat."

Mit so bittern Worten sucht Planche sich und Andere darüber zu trösten, daß geistige Productionen in der Ehrenform des Buches erschienen, die man doch aus dem Gesichtspunkt der Kunst oder auch nur einer des denkenden Menschen würdigen Unterhaltung nicht eigentlich Bücher nennen dürfte; er hilft sich damit, sie rundweg aus der Litteratur auszuschließen, allein er fühlt wohl, daß sie deßhalb nicht aufhören werden, einen gewissen Rang oder auch nur eine Stellung in ihr zu beanspruchen und wenn nicht von der Nachsicht doch von der Gewohnheit des Publicums sowohl als der Kritik immer wieder zugetheilt zu erhalten.

In diesem Gefühle kann er nicht oft genug davon sprechen, daß es besser wäre — zu schweigen, von der Mehrzahl der Romane, wie sie jährlich zu Markte kommen, der Kritik den Mund nicht öffnen zu lassen. Denn wie sollte sie mit Schonung behandeln, mit Aufmerksamkeit prüfen, ja auch nur ohne verzweifelnde Ungeduld zu Ende lesen, was auf gut Glück ausgedacht wird in einer Weise, um allen Gesetzen der Intelligenz Hohn zu sprechen? Die Kritik möge, was sie zu sagen hat, bei den wenigen Werken erschöpfen, welche aus wahrem Berufe geschrieben sind. Und Gustave Planche nennt eine Anzahl von Autoren mit einer ziemlich weit sich erstreckenden Reihe von Romanen, von denen zu sprechen erlaubt ist. Nun denke man daran, daß unter den Verfassern und Werken, welche der französische Kritiker todt zu schweigen empfiehlt, ja gänzlich aus der Litteratur ausschließt, solche sind, die zu den beliebtesten der Lesewelt beider Hemisphären gehören, wie Soulié, der ältere Dumas u. A., um zu begreifen, wie viel übler noch die gewissenhafte deutsche Kritik zu dem Roman ihres Landes gestellt ist. Denn schlechte deutsche Romane haben sich dem Teufel der Gemeinheit umsonst verschrieben, sie gewinnen dafür nicht einmal den Beifall der bloß Unterhaltungssüchtigen; sie sind der Abscheu der Gebildeten, ohne deßhalb minder die Langeweile der Ungebildeten zu sein. Muß sie nun die deutsche Kritik nach dem Rathe der französischen mit Schweigen übergehen, so bleibt der ersteren nicht einmal der Vortheil, den wahren, kunstgemäßen Roman, der, während er den Gedankenlosen unterhält, zugleich ein Dichterwerk ist, mittelst einer stattlichen Reihe stets sich erneuernder Beispiele erörtern zu können. Was seit Jahrzehnten deutsche Dichter im Roman geleistet, kann ein Einhändiger an den Fingern abzählen. Dem Roman macht der Deutsche kaum das Zugeständniß, wie der Lyrik und dem Drama und zur Noth noch der Novelle, ein richtiger Ausdruck des dichterischen Vermögens zu sein, während es in Frankreich eine Anzahl großer Dichter giebt, die nichts anderes als Romane geschrieben haben.

Digitized by Google

Es wäre jedoch gerade jetzt die Zeit, sich darüber zu verständigen, ob die Bedingungen noch immer vorherrschen, welche dem wahren dichterischen Talent bereits seit einem Menschenalter so viele instinctive Scheu vor dem Romanschreiben einflößten. Sie ging Hand in Hand mit der Verbreitung eines politischen Bewußtseins in Deutschland, mit dem stets regen Erwachen des Schmerzes über die Theilung und Verschiedenheit der Interessen einer und derselben Nation und endlich auch mit der ästhetischen Anerkennung, daß es die Aufgabe des Romans, „Epos der Gegenwart" zu sein. Mit dem letzteren Postulat forderte die Aesthetik für den Roman eine Grundlage, welche ihm eben jene politischen Spaltungen nicht gewähren konnten. Diese hätten ihn nicht sonderlich gekümmert, da es seine Aufgabe nicht war, sie künstlerisch zu versöhnen, wenn sie ihm nur neben der Sprache, durch die er der ganzen Nation theuer und verständlich sein konnte, noch einen realen Boden, einen Schauplatz, einen deutschen Winkel irgendwo übrig gelassen hätten, dessen ethnographische, sociale, politische Beschaffenheit ebenfalls der ganzen Nation theuer und verständlich gewesen wäre.

Allein die einzelnen Landestheile Deutschlands, namentlich die großen Abschnitte Nord und Süd trennte nicht bloß der Streit, der noch immer eine Art Zusammenhang ist, es trennte sie in vielen und gerade in solchen Beziehungen, welche dem realistischen Roman die wichtigsten sind, in Sitte, Volksthum, Geist der Gesellschaft, bis zu Klima und Bodenbeschaffenheit herab die Kluft der gegenseitigen Unkenntniß; sie existirten nicht für einander. Und hätte der Roman selbst diese Kluft ausfüllen können, so that sich eine neue vor ihm auf, in der er rettungslos zu Grunde ging, über die keine Verständigung mehr hinwegführte, die Kluft gegenseitiger Interesselosigkeit. Der Roman, der sich im Sande der Mark zum Epos der Gegenwart aufbaute — und ein bestimmtes Local ist doch die erste Bedingung des realistischen Romans — er blieb „Hekuba" für den Bewohner der schwäbischen Alpen und umgekehrt. Welcher wahre Dichter möchte aber darauf verzichten, mit seinem Werk das gleichmäßige Interesse seiner ganzen Nation zu erwecken? Dieses Interesse nahm man in Deutschland an den Spielen der Phantasie, die in Wolkenkukuksheim oder in ferner Vergangenheit verliefen, es erlosch aber beim Epos der Gegenwart, dessen erste Voraussetzung das Wirkliche, das Bestehende ist, das was einen bestimmten Namen und eine greifbare Existenz hat. Und so hielt sich das dichterische Talent in Deutschland instinctiv vom Romanschreiben ferne.

Die Verhältnisse sind nicht mehr ganz dieselben. Wie gering auch noch die praktischen Resultate der politischen Parteibestrebungen sein mögen, wie wenig selbst die offenbar viel reger gewordenen Anstrengungen, ein festeres nationales Zusammenschließen zu erreichen, bisher erzielt haben — diese Bestrebungen und Anstrengungen selbst schließen schon eine nationale Einigung in sich, wenn sie auch vorläufig nur von rein geistiger Bedeutung. nur von moralischer Wichtigkeit ist. Diese Wichtigkeit, diese Bedeutung soll keineswegs schon in dem allgemeinen Vorhandensein des Einheitsgedankens selbst gefunden werden, den man so oft

Digitized by Google

als politisches Ideal der Deutschen verkündet hat, daß man sich schon gewöhnte, ihn als eine bloße Abstraction anzusehen und bei Versammlungen und Festen in Reden und Liedern zu einer unfruchtbarer Phrase herabzusetzen. Allein die kleinen politischen Arbeiten jeglichen Tages, die nur ganz naheliegende Ziele und ganz praktische Zwecke im Auge haben, Arbeiten, wie sie sich in den speciellen Landeszeitungen und Landesvertretungen fortwährend vollziehen, sie halten nicht nur die politische Aufmerksamkeit des ganzen Reiches wach, sie haben auch den einzelnen Theilen desselben bereits ein neues Interesse für einander gegeben, sie haben bewirkt, daß Deutschland sich selbst besser kennen lernte. Was sich aber gegenseitig nicht mehr fremd bleibt, das fühlt sich bald als zusammengehörig.

So kann denn jetzt getrost der ausschließlich norddeutsche Roman hoffen, daß auch der süddeutsche Leser sich in ihm zu Hause finden werde. Die Schranken fallen mehr und mehr, welche bei uns noch innerhalb einer und derselben Muttersprache aufgerichtet waren und für dasjenige, was aus diesem Theile Deutschlands erzählt wurde, in dem anderen Theile beinahe einen Dolmetscher nothwendig machten. Hätten sich die Deutschen auch nur deßhalb einander genähert, um sich ihre Schelt- und Streitworte in's Ohr schreien zu können, so wissen sie doch wenigstens jetzt von einander und drehen sich nicht mehr fremd und schweigend den Rücken.

Die Zeit wäre somit gekommen, in welcher, um von den Genies nicht zu sprechen, die sich ihre Bahnen und Formen selbst suchen, sich den zahlreichen litterarischen Talenten der Roman als ein Gebiet dankbarer Thätigkeit eröffnen würde. Viel zu geringschätzig pflegt die Kritik, wenn sie sich bei jeder Gelegenheit auf den höchsten künstlerischen Standpunkt stellt, von den Talenten zu sprechen, im Gegensatz zu dem meteorisch erscheinenden Genie. Wollte man ausschließlich durch die Werke des letzteren die Theilnahme der Nation an der Litteratur und damit an der edelsten geistigen Bewegung der Menschheit rege erhalten, so schliefe diese Theilnahme immer wieder für ein ganzes oder halbes Jahrhundert ein und das sporadisch auftauchende Genie fände es in der allgemeinen Apathie noch schwerer als gewöhnlich durchzudringen. Es ist wahr, Talente haben mehr nachgestaltende Fähigkeit als schöpferische Macht. Allein durch ihre gefällige und geistreiche Reproduction erhalten sie den litterarischen Blutumlauf im Publicum. Dieses würde sich zuletzt dem Besten verschließen, das ihm stets in derselben bis zur Monotonie angepriesenen Gestalt vorliegt, wenn es nicht vom Talent in fortwährender Abwechslung, als scheinbar Neues immer wieder der großen Menge dargeboten würde.

Die große Menge! Künstler und Aesthetiker mögen ihr Gewicht für ein noch so leichtes nehmen und glauben, sie mit einer verächtlichen Mundbewegung hinwegblasen zu können wie eine Feder vom heiligen Priestergewande. Das Interesse dieser großen Menge an der Litteratur stets wach zu erhalten, bleibt doch die einzige Möglichkeit der Existenz einer solchen. In Deutschland ist heute das Interesse der großen Menge an der schöngeistigen Production beinahe gänzlich eingeschlummert und hat ein offenes Auge fast nur mehr für den Roman. Und da die politische Zeitgeschichte, wie oben bemerkt, einen deutschen Roman von all-

Digitized by Google

gemeiner Wirkung wieder möglich macht, so wäre den Talenten eine zweifach starke Anregung geboten, sich der Romanproduction zu bemächtigen. Denn wie diese gegenwärtig in Deutschland betrieben wird, nicht einmal von Handwerkern der Feder, sondern als die roheste Arbeit geistiger Proletarier, würde man ihr eine unverdiente Ehre erweisen, wollte man sie auch nur eine „Industrie" nennen. Diese verächtliche Bezeichnung, durch welche der französische Kritiker die artistisch werthlosen Romane seines Landes aus der Litteratur ausschloß, wäre für die Mehrzahl deutscher Romane, wie sie ununterbrochen fluten, noch eine viel zu schmeichelhafte. Eine industrielle Thätigkeit setzt noch immer ein Erlernen voraus, bedingt ein Handhaben technischer Kunstgriffe. Und daß die französischen Autoren wenigstens hierin Mühe und Fleiß nicht sparten, merkt man auch noch ihren schlechtesten Romanen an, sie setzen, um zu interessiren, zu spannen, die Zeit zu vertreiben, eine Maschinerie in Bewegung, die nicht in Jedermanns Gewalt ist. Deutsche Romane lassen selbst diese gewerbsmäßige Geschicklichkeit vermissen. Ohne Plan und Erfindung, ohne Berechnung und Verstand geschrieben, machen sie glauben, solch angefülltes Papierquantum müsse sich überall von selbst erzeugen, wo nur in Deutschland ein Schreibtisch aufgestellt wird.

Ein schlechter, französischer Roman gleicht einer häßlichen Frau, die ihr Gesicht verbirgt und obendrein überaus reizend gebaut ist. So lockt sie den Verehrer des Geschlechtes, ihr athemlos durch alle verschlungenen Straßen zu folgen, die sie einschlägt, bis sie selbst nicht mehr weiter kann und sich in's Gesicht blicken lassen muß. Wenn er sich nun auch enttäuscht abwendet und die verlorene Zeit bedauert, so war es doch keineswegs Langweile, was ihn antrieb, bis an's Ende zu gehen. Ein schlechter deutscher Roman verbirgt sein häßliches Gesicht wie seinen plumpen Bau. Wenn er dennoch Leser findet und ihm zu diesem Zwecke sogar zahlreiche Leihbibliotheken errichtet werden, so erklärt sich dies daraus, daß es viele Leute giebt, die den gähnenden Schlund ihrer Zeit, wie der Trunkenbold den seines Magens, um jeden Preis mit geistigen Stoffen ausfüllen müssen, gleichviel woraus sie gebraut sind und wie sie schmecken. Weil aber nun einmal das Bedürfniß nach Romanen mehr als nach jeder andern belletristischen Production rege ist, so sollte dies den wahren Talenten ein Fingerzeig sein, wie sie ihren eigenen Werth zu allgemeinerer Geltung bringen und das Interesse an der schöngeistigen Litteratur in der Nation wach erhalten können.

Titel und Autorname des Romans: „Eine Catilinarische Existenz" von Theodor König erregen die Erwartung, daß mit diesem Buche der Anfang gemacht wäre zur Erfüllung der hier auseinandergesetzten Forderung an den deutschen Roman, hinsichtlich des Talentes und des Gegenstandes. Der Autorname, obgleich nicht so gepriesen wie der des Verfassers der „Clubisten in Mainz" mit dem er leicht verwechselt werden könnte, ist doch verbreitet genug, um auf ein Talent schließen zu lassen. Der Titel aber erinnert durch die Anwendung des Wortes im Munde eines preußischen Machthabers an die neueste Zeitgeschichte, an welcher man überall zu viel Interesse gewonnen hat, als daß ein diese Zeit behandelnder,

Digitized by Google

in Berlin spielender Roman nicht das Verständniß der Deutschen aller „Vaterländer" finden sollte.

Die Erwartungen, die man in das Talent des Autors und in den glücklich gewählten Titel setzt, werden von dem Werke selbst nicht befriedigt. Zunächst wird man einer äußerlichen Täuschung unterworfen. Der Titel verspricht einen Roman aus der Zeit, in der sich der preußische Minister von der Tribune herab für gewisse Elemente der Gesellschaft der Bezeichnung „Catilinarische Existenzen" bediente. Der Roman beginnt aber im Jahre 1858 als sich eine „neue Aera" an den Namen des Prinzregenten knüpfte und gestattet den politischen Ereignissen so geringen Einfluß auf die Fabel, daß es gleichgültig ist, ob man sich ihren Verlauf und Schluß mit der neuesten Gegenwart chronologisch verknüpft denken will oder nicht. Das wäre jedoch Nebensache, wenn die sociale Begebenheit, die hier entrollt wird, nur innerlich fest und nothwendig zusammenhinge mit den Ideen, Stimmungen und Lebensäußerungen, die Berlin in den Jahren von 1858 an in Bewegung hielten.

Die wahren Geheimnisse einer großen Stadt sind diejenigen, die während des Verlaufes wichtiger Ereignisse in ihr offen zu Tage liegen, aber in der allgemeinen Unruhe nur dem feinen Beobachter und dem psychologischen Auge des Dichters sichtbar werden. Wie das bürgerliche Leben und seine Charaktere von den Ereignissen tingirt werden, wäre dann aus dem Roman zu ersehen. Hier liegt uns die Geschichte eines spitzbübischen Buchhalters vor, der seinen Chef ruinirt, um dessen Tochter zu gewinnen, als Preis der Rettung. Die Vertreter des bösen Princips sind Carricaturen, das trifft sich häufig; hier sind es aber sogar die des guten Princips, z. B. jene Tochter, um die sich die Geschichte dreht und die jeder verständige Leser dem Bösewicht, der sie natürlich nicht bekömmt, als Strafe gönnen würde. Es sieht daher mißlich aus mit der poetischen Gerechtigkeit. Den Humor in diesem Roman vertritt der Berliner Dialekt eines Hausknechts.

Daß aber spitzbübische Buchhalter nicht nothwendig zur „neuen Aera" gehören, wird der Leser schon aus dem Grunde zugeben, weil er ganz ähnlichen Geschichten schon vor 1848 in zahlreichen Romanen begegnete. Die „Catilinarische Existenz" aber ist ein Journalist von sehr löblicher Gesinnung, so daß ihn auch die strengste Kritik gerne in einem Amt sehen würde, während ihn auch die nachsichtigste nicht gerne in einem Roman erblicken kann. Die Zeitgeschichte erscheint hier überhaupt nur in den mageren Schatten, die sie auf die Wände jedes Zeitungsleseсabinets wirft. — Auf den deutschen Roman muß noch gewartet werden.

Hieronymus Lorm.

Digitized by Google

Das antike Versmaß in der ungarischen Poesie.

Von den ältesten Gelehrten der classischen Philologie hat sich bis auf ihre jüngsten Nachfolger die Ansicht fortgeerbt, daß die Dichtungen der Griechen und Römer nach musikalischem Rhythmus müssen gelesen werden. Nur hie und da dämmerte die Ahnung auf, daß dem feinen Ohre der Alt-Griechen die gewaltsame Verschiebung des sprachlichen Accents wohl nicht hätte zusagen können, und vermittelnd stellte man die merkwürdige Behauptung hin, daß man beim Lesen antiker Verse den musikalischen Rhythmus mit dem sprachlichen Accent in Harmonie bringen müsse. Uns aber bleibt dieses Problem ein unlösbares Räthsel, denn bei einem solchen Kunststückchen wird entweder der musikalische Rhythmus oder der sprachliche Accent verwischt. Und sollten die Alten wirklich zu Stande gebracht haben, was der Zungengewandtheit der Jetztwelt nicht gelingt?

Nach unserer Ansicht nun verhält sich die Sache folgendermaßen. Es ist bekannt, daß die alten Griechen ihre Dichtungen, die dramatischen nicht minder wie die lyrischen und epischen, nur singend, und zwar mit Instrumental- und Tanzbegleitung zum Vortrage brachten. Ueber Art und Wesen dieses Gesanges ist nichts näheres auf die Nachwelt gekommen. Es leuchtet aber von selbst ein, daß bei dramatischen und epischen Dichtungen durchaus nicht die Rede war von bestimmten Melodien, wie sie der Sänger vielleicht zu seinen lyrischen Producten ersann. Der wißbegierige Leser wird fragen, wie mochte wohl jener Gesang beschaffen gewesen sein?

Nun denn, wer hätte nicht die Erfahrung gemacht, daß ein Kanzelredner, der in dem weiten Schiffe der Kirche von den Andächtigen deutlich verstanden werden will, stets in einem gewissen singenden Tone spricht, und daß ein guter Kanzelredner diese singende Art des Vortrages auch edel zu halten versteht? Ferner lehrt die Kirchengeschichte, wie auch die Litanei aus dem Bedürfniß hervorgegangen ist, daß der Priester von der versammelten Menge deutlich vernommen werde. Ein Gleiches ist bei dem französischen Kothurn der Fall. Bekanntlich lassen die gallischen Tragöden ihre Stimme in gehobenem singenden Vortrage über die Bretter tönen, wobei ihnen überdies der melodische Fall des Alexandriners zu statten kommt. Auch bei den alten Griechen wollten die epischen Sänger und die Schauspieler klar und deutlich von der unter freiem Himmel lauschenden Volksmenge verstanden werden. Und ist es nun nicht mehr als wahrscheinlich, daß sie einer Art von singendem Vortrage sich bedienten, welcher dem der Litanei, der Kanzelredner, der französischen Tragöden oder endlich auch des Recitativs mehr oder weniger sich näherte?

Bei diesem eigenthümlichen Gesange sahen nun die griechischen Dichter ganz ab von dem Gesetz des sprachlichen Accents, sie fügten die Sprache nach dem Gesetze des musikalischen Rhythmus. Nicht wie die Dichter aller lebenden Zungen

Digitized by Google

ließen sie den gebundenen Rhythmus aus der Abwechslung von stark und schwach betonten Silben hervorgehen, sondern wie in der Musik aus dem Wechsel von langen und kurzen Tönen die Melodie entsteht, so gewannen sie durch die wechselnde Folge von gleich langen und gleich kurzen Silben den musikalischen Rhythmus der Sprache. Dieser fiel aber von selbst in sich zusammen, sobald ein Grieche der alten Welt seine Dichtungen nicht mit Gesang, Saitenspiel und Tanz zum Vortrage brachte, sondern sie ohne diese Begleitung declamirte oder nur las. Dann hatte der musikalische Rhythmus weder Sinn noch Bedeutung und der feinfühlende Grieche würde nicht gewagt haben, gegen das Gesetz des sprachlichen Accents zu verstoßen, weil man ihn entweder für einen Barbaren oder für einen Verbrecher an der Majestät der Sprache gehalten hätte.

Hiefür aber hatten die classischen Philologen kein Verständniß. Es war ihrem secirenden Verstande wohl gelungen, selbst die combinirtesten Versmaße der Alten wieder herzustellen, aber sie hatten darüber vergessen, daß sie nur ein Skelet zusammengesetzt, daß die Seele, der unerklärliche Gesang, für alle Zeiten verloren gegangen. Wenn irgend ein Volk wäre berufen gewesen, in die Fußtapfen der Alt-Griechen zu treten, so waren es höchstens ihre Nachfolger, die Neu-Griechen. Aber in dem reichen Schatze ihrer Poesie suchen wir vergebens nach einer Spur des Versuches, ihre Sprache in den musikalischen Rhythmus zu zwängen, zu welchem dieselbe eben so bildungsfähig ist, wie die ihrer Vorfahren. Und wenn in der neueren Zeit einige Dichter unter ihnen, wie Demetrios Bernadakis, Oden in altgriechischer Sprache mit musikalischem Rhythmus zu Tage gefördert haben, so wissen wir aus früherem Umgange mit diesem Gelehrten, daß er beim Lesen solcher Producte nur den sprachlichen Accent zur Anwendung brachte. Blicken wir noch auf die lateinische Poesie der christlichen Zeit, so leuchtet wie ein Licht aus dunkler Nacht einzig und allein das Kirchenlied, dessen Dichter mit richtigem Takt so gut wie die Neu-Griechen im Rhythmus des sprachlichen Accents sangen.

Anders aber verhält es sich bei der ungarischen Nation. Als die Ungarn nach endlicher Verbannung der lateinischen Sprache wieder in ihrer eigenen Zunge zu reden begannen, hatten sich ihre Dichter bereits so sehr in den musikalischen Rhythmus der Alten hineingelebt, daß es nicht zu verwundern war, wenn sie an Stelle der lateinischen Sprache nun ihre eigene in diese todte Maschinerie fügten. Allerdings haben die damaligen Dichter und immer glänzender ihre Nachfolger bei diesem Experiment bewiesen, daß die ungarische Sprache in antiker Rhythmenbildung fast zur Höhe der altgriechischen Kunst sich erhebt. Aber der große Fehlgriff, welchen die vorangehenden Dichter wohl meist aus Mangel an Verständniß für den Rhythmus der eigenen Sprache begingen, ist in zweifacher Hinsicht von unendlichem Nachtheile für die Folgezeit gewesen.

Für's erste hat der unglückliche Versuch, die Muttersprache nach fremden Maßen zurecht zu schneiden, dadurch sich gewaltig gerächt, daß die Ungarn noch heutigen Tages nicht über das eigentliche Wesen ihres Nationalrhythmus ins Klare gekommen sind. Dichter sowohl als Kritiker stellen noch immer die heterogensten

Digitized by Google

Ansichten hierüber auf, so daß es fast den Anschein gewinnt, als ob erst das Genie einer künftigen Blüthenepoche der ungarischen Poesie mit seinem Lichte die dämmernde Ahnung des Richtigen aufklären müsse. Der andere Nachtheil aber ist ungleich bedeutender als der erstere. Wie viel edles Herz und Gemüth, wie viel Begeisterung für Freiheit und Vaterland, welche Fülle von erhabenen Ideen liegt auf ewig verschlossen für das ungarische Volk in allen jenen Werken, die in das fremdartige Gewand der antiken Muse gekleidet sind! Während das ungarische Volk, das seine Muttersprache liebt, wie sie leibt und lebt, dieselbe in jener unnatürlichen Verschiebung, in welcher die Dichter zu ihm reden, weder verstehen kann noch mag, wird auch den Gebildeten der Genuß durch das gewisse Gefühl verleidet, daß der Geist der Sprache den fremden Rhythmen widerstrebt, und die Gelehrten endlich lassen der studirenden Jugend den Kern über der Bewunderung der kunstreichen Schale vergessen!

Wenn nun das höchste Heiligthum eines Volkes seine Sprache ist und die Dichter ihre Hüter und Pfleger, vergehen sich jene Poeten nicht an dem Geiste der ungarischen Sprache, wenn sie die kerngesunde gleichsam in die Zwangsjacke stecken? „Ja", erwiedern sie, „es liegt ein besonderer Reiz in dieser Kunst zu sprechen!" In der Kunst so zu singen, das ließe sich noch eher anhören. Aber wo bleibt der Gesang? Ist der ungarische Poet, wie der blinde Homer, Dichter und Sänger in einer Person und läßt wie dieser Liebling der Götter sein süßes Lied vor der lauschenden Volksmenge unter freiem Himmel ertönen, es mit der Laute und mit entsprechendem Tanz begleitend? Weder singen noch tanzen die ungarischen Dichter zu ihren Producten und bedürfen also nicht des musikalischen Rhythmus. Die ungarische Sprache braucht kein fremdes Gewand, welches sie nicht kleidet, sie hat ihren eigenen Rhythmus der gebundenen Rede, welcher sich wie bei allen lebenden Zungen auf das Gesetz des sprachlichen Accents gründet. Wie bei den Deutschen der Hauptton mit wenigen Ausnahmen auf der Stammsilbe des Wortes ruht, bei den Franzosen sich vorwiegend auf die Schlußsilbe neigt, so wird bei den Ungarn stets nur die Anfangssilbe eines jeden Wortes stark betont und aus dem kunstvollen Wechsel ihrer stark und schwach betonten Silben entsteht der musikalische Rhythmus der ungarischen Sprache. Wenn die Ungarn ihre blühende Sprache nicht mehr mit der Zwangsjacke der antiken Maße martern, wenn sie von dem unnatürlichen Gemisch aus antikem und eigenem Rhythmus abkommen, wenn sie endlich frisch und frei nur in dem eigenthümlichen Rhythmus ihrer Sprache singen werden, dann werden sie auch wie die Engländer, Deutschen und Franzosen zu ihrem eigenen Nationalverse gelangen. Alexander Dietze.

Digitized by Google

Zur älteſten Geſchichte des Judenthums.

Dozy, Profeſſor der Geſchichte und der morgenländiſchen Sprachen an der Univerſität Leyden. Die Iſraeliten zu Mekka von Davids Zeit bis in das 5. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Ein Beitrag zur altteſtamentlichen Kritik und zur Erforſchung des Urſprungs des Islams. Aus dem Holländiſchen überſetzt.

(Leipzig und Harlem. 196 Seiten mit einer Tafel. 4.)

Die Anſichten, die uns dieſes Buch bietet, müſſen in der That, nach des Verfaſſers eigenem Bekenntniß, zum erſten Male gehört, höchſt ſonderbar erſcheinen Aber gerade um dieſer ihrer Neuheit und Sonderbarkeit willen werden ſie hoffentlich die Fachgelehrten einer recht aufmerkſamen Prüfung würdigen, und dies um ſo mehr, da ſie einem Manne angehören, von deſſen gründlichem und umfaſſendem Wiſſen in der betreffenden hebräiſchen ſowohl als arabiſchen Litteratur vorliegendes Werk ein genügendes Zeugniß abgiebt. Die vorurtheilsfreie Würdigung dieſer fleißigen und gelehrten Arbeit wird wohl bald feſtſtellen, was daran wahr und was falſch iſt. Da aber dieſe Unterſuchungen Dozy's gewiß auch für weitere Kreiſe Intereſſe haben, ſo wollen wir es verſuchen, auch Nicht-Orientaliſten mit dem Weſentlichen derſelben vertraut zu machen, dabei aber jeder gelehrten Controverſe uns enthalten. Das aber können wir nicht umhin auszuſprechen, daß das Werk von Fleiß, Gelehrſamkeit und nüchternen Urtheilen zeugt. Es zerfällt in drei Abſchnitte: die Simeoniten, das mekkaiſche Feſt und die zweiten Gorhum. Voran geht eine ſehr leſenswerthe Einleitung über die Religion der alten Iſraeliten. Wir halten uns im Folgenden ganz objectiv an die Ideen des Verfaſſers.

Der Stamm Simeon, über den wir im alten Teſtamente überhaupt wenige Nachrichten haben, zeigt gegenüber den anderen hebräiſchen Stämmen eine ſonderbare Erſcheinung: um Sauls Zeit (circa 1070) verſchwindet er gänzlich; in keiner einzigen glaubwürdigen Nachricht aus der Zeit darnach wird ein Simeonite genannt. Eine Stelle bei dem ſpäten Ezechiel thut nichts zur Sache. Ohne Zweifel muß demnach etwas eigenthümliches mit dieſem Stamme vorgefallen ſein. Man hat zwar geſagt, er ſei in Anzahl ſo gering geworden, daß er darum nicht mehr mitgezählt worden ſei, er habe ſich im Stamme Juda aufgelöst u. dgl. Solche Anſichten jedoch beweiſen weiter nichts, als daß man den Knoten nicht zu löſen weiß. Es bliebe aber in der That nichts anderes übrig, als zu derlei Vermuthungen ſeine Zuflucht zu nehmen, wenn nicht eine höchſt merkwürdige Erzählung im Buche der Chronik einem den Leitfaden in die Hand gäbe, der aus dieſem Labyrinthe der Vermuthungen zu hiſtoriſcher Gewißheit leiten kann.

Obwohl das Buch der Chronik aus ſehr ſpäter Zeit iſt (circa 300 v. Chr.), gewöhnlich nichts weiter enthält, als Umarbeitungen der Nachrichten, die uns andere Bücher beſſer bewahrt haben und überdies nicht immer glaubwürdig ſind, finden ſich deſſenungeachtet auch einige ausgezeichnete Berichte darin, die man ſonſt vergebens ſucht

Digitized by Google

Einer dieser Berichte ist jene Erzählung. Dieselbe ist, wie der Verfasser der Chronik selbst versichert, alt und reicht bis in die Zeit des Königs Hizkia (725 bis 696) hinauf, welches zu bezweifeln nicht der mindeste Grund vorliegt. Daß sie nicht ersonnen ist, zeigt der Verfasser der Chronik selbst zu deutlich, indem er jene alte Erzählung aus Hizkia's Zeit augenscheinlich gar nicht verstand, sondern gedankenlos abschrieb.

In dieser merkwürdigen Erzählung (Chronik 1, 4, 24 ff.) wird unter anderem Folgendes von den Simeoniten berichtet: „Und sie zogen bis sie kamen bei Gedôr, bis zum Osten des Thales, um Weiden zu suchen für ihre Heerden. Und sie fanden fette und gute Weiden und das Land war weit und breit und still und sicher; denn von Cham her stammten die früher dort Wohnenden. Und diese, deren Namen in den Tagen Hizkia's, des Königs von Juda, aufgezeichnet sind, kamen und schlugen ihre Zelte und die Minäer, welche dort angetroffen wurden und machten sie zu chérem [1] bis auf diesen Tag und wohnten an ihrer statt; denn da gab es Weiden für ihre Heerden. Und von ihnen, von den Söhnen Simeons, zogen auch eine Anzahl nach dem Gebirge Seïr, 500 Mann . . . Und sie schlugen den Rest der Entkommenen von Amalek und wohnten daselbst bis auf diesen Tag." Voran geht eine Aufzählung der simeonitischen Städte und Dörfer. Wichtig ist bei den zuerst genannten Orten der Beisatz: . . Dies waren ihre Städte bis David König wurde. . . .

Vergleicht man nun diesen Text mit den gleich im Anfange angeführten Thatsachen, so erhellt, daß eine Auswanderung stattgefunden hat, und zwar wohl nicht eines kleinen, sondern eines großen, wahrscheinlich des größten Theiles der Simeoniten; dann erklärt es sich, warum von einer gewissen Zeit an Simeon gar nicht mehr genannt wird. Der übriggebliebene Theil war nämlich viel zu klein und unbedeutend, als daß er für einen ganzen Stamm hätte betrachtet werden können. Wann diese Auswanderung geschah, giebt jener wichtige Zusatz: „. . . dies waren ihre Städte bis David König wurde . . ." ganz bestimmt an. Diese Worte sagen deutlich: als David den Thron bestieg, bewohnten die Simeoniten jene Städte nicht mehr, sie wohnten darin bis zur Zeit, da Saul, Davids Vorgänger, König war, aber späterhin nicht, mit anderen Worten: die große Auswanderung hat stattgefunden, ehe David König wurde, unter der Regierung Sauls. Nimmt man diese Zeitbestimmung an, so ist es klar, warum gerade seit Sauls Regierung die

[1] Chérem nämlich ist nach Dozy's Worten das einer Gottheit Geweihte, das ihr nie wieder genommen werden darf. Dasselbe kann nun ein Mensch sein oder ein Stück Vieh, ein Stück Land oder Alles was man nur will; was jedoch der Gottheit einmal als Geschenk dargebracht ist, das ist und bleibt für immer ihr Eigenthum, darf nicht losgekauft werden, ist hochheilig. Auch die Feinde der Gottheit werden ihr geweiht, d. h. die Personen oder Völker, die einer anderen Gottheit dienen; aber diese können nicht anders als durch den Tod der Gottheit geweiht werden, ebenso wie das Vieh. Die Stätte, die vor, oder bei, oder nach der Ausrottung der Feinde der Gottheit dieser geweiht ist, trägt selbst den Namen chérem oder chorma und selbstverständlich darf kein Fremder, kein Ungeweihter sie betreten, thut er es, so wird er getödtet.

Digitized by Google

Simeoniten aus der israelitischen Geschichte verschwinden. Auch geht noch aus etwas anderem hervor, daß diese Zeitbestimmung die richtige ist. In einer Erzählung der Chronik werden die Amalekiter genannt, und gerade zu der Zeit, da Saul noch lebte, führten die Israeliten unter Davids Anführung ihre letzten Kriege gegen dieses ihnen so verhaßte Volk; nach dieser Zeit kommen die Amalekiter in der israelitischen Geschichte nicht mehr vor. Und mit diesen Kriegen Davids steht der Schluß jener Stelle in innigem Zusammenhange. Im ersten Buche Samuels, Capitel 30, wird erzählt, daß, als die Amalekiter die Stadt Ziklag verbrannt und die Frauen und Kinder, die darin waren, gefangen weggeführt hatten, David sie verfolgt, eingeholt und todtgeschlagen habe; „. . . es entkam", lesen wir ferner, „niemand von ihnen, ausgesondert 400 junge Männer, die auf Kameelen ritten und entflohen". Vergleicht man nun hiemit jene Verse der Chronik, wo es heißt, daß 500 Simeoniten ins Gebirge Seïr zogen, dort den Rest der Entkommenen von Amalek todtschlugen und sich daselbst niederließen, so ist es deutlich, daß die 400 entflohenen Amalekiter, von denen das Buch Samuel spricht, dieselben sind, als die, welche in der Chronik vorkommen. Es stritten 500 Simeoniten gegen 400 Amalekiter; wie man sieht, spricht auch das Verhältniß dieser beiden Zahlen für die Identität. Das also kann als gewiß angenommen werden, daß jener Auszug der Simeoniten in die Regierungszeit Sauls zu setzen ist. Unzweifelhaft ist diese Auswanderung einer nicht geringen Masse in der israelitischen Geschichte eine Erscheinung einziger Art. Der Israelite hing bekanntlich mit ganzer Seele an seinem Vaterlande, er hatte es über alles lieb. Ist es also wahrscheinlich, daß die Einwohner von gleich 13 Städten aus dem einfachen Grunde, um Weiden zu suchen für ihre Heerden, wie der Verfasser der Chronik zu verstehen giebt, ein ihnen so theures Land sollten verlassen haben? Sollten die Simeoniten aus einem so unbedeutenden Grunde das heilige Band, das sie an ihre Brüder, an die anderen Stämme knüpfte, zerrissen haben? Denn zerrissen war dieses Band, und zwar zerrissen für immer; die Ausgewanderten bildeten ein selbstständiges Volk, das nicht die geringste Gemeinschaft mehr mit dem übrigen Hause Jakobs hatte. Die Auswanderung wird demnach eine andere Ursache gehabt haben, als die, welche die Chronik mittheilt; sie dürfte keine freiwillige, sondern eine gezwungene gewesen sein. Diese Vermuthung wird gestützt durch folgende Ueberlieferung, welche die Araber den um Medina angesiedelten Juden verdanken und die sich bei mehreren Schriftstellern findet.

Als Moses Kanaan erobert hatte, heißt es, befahl er einem zahlreichen Heere, die Amalekiter, die den ganzen Landstrich Chigâz bewohnten, zu bekämpfen und sie alle ohne Ausnahme zu tödten. Sie ließen denn auch alles über die Klinge springen, selbst den König, nicht aber dessen Sohn, den sie wegen seiner Jugend und Schönheit verschonten, indem sie Moses selbst über ihn entscheiden lassen wollten. Sie nahmen ihn deßhalb mit sich, allein Moses war unterdessen gestorben und die Israeliten erklärten: Weil ihr dem Befehle unseres Propheten nicht gehorcht habt, wollen wir euch nie wieder in unser Land hineinlassen. Da antworte-

Digitized by Google

ten die anderen: Wenn ihr uns zurückweist, dann giebt es kein besseres Land, als das, woher wir eben kommen. Chigâz war nämlich damals schon baum- und wasserreich Sie kehrten also dahin zurück, weideten dort ihre Heerden und bauten sich Wohnungen und Burgen. Einige arabische Stämme schlossen sich ihnen an. Diese Tradition erinnert an die bekannte Erzählung im ersten Buche Samuel, nach welcher Saul von Jehova verworfen wird, weil er und seine Mannschaft, dessen Befehlen ungehorsam, den gefangenen Amalekiterkönig Agag verschont und die kostbaren Gegenstände sammt dem besten Vieh als Beute sich behalten hatte. Der leicht erklärliche Irrthum, daß in jener arabischen Ueberlieferung Moses anstatt Samuel genannt wird, ist schon von einem Moslimen bemerkt worden, der auf den Rand einer der Handschriften Abulfedâ's, die sich gegenwärtig zu Paris befinden, geschrieben hat; Nicht Moses, sondern Samuel. Uebrigens kommt dieser Irrthum in der Zeit nicht in allen Ueberlieferungen vor, die man bei arabischen Schriftstellern findet. Eine haben sie, die in Bezug auf die Zeitfolge genauer ist. Darin wird zuerst über die Eroberung Kanaans unter Josua gesprochen, weiter aber heißt es: Darnach (also in späterer Zeit) wurde ein israelitisches Heer nach Chigâz gesandt, das es in Besitz nahm, nachdem es dasselbe den Amalekitern entnommen hatte. Diese Nachricht rückt der Zeit Samuels näher. Außerdem liegt in der Sage eine verkehrte Auffassung oder Aenderung, wie man es nennen will, die sicherlich nicht von den Arabern. sondern von den Israeliten herrührt und gerade darum sehr charakteristisch ist. Es heißt nämlich, daß der große Prophet (Samuel — bei den Arabern Moses) gestorben war, als das Heer nach Kanaan zurückkam. Dies war jedoch nicht der Fall; als die Israeliten von ihrem Zuge gegen die Amalekiter zurückkehrten, war Samuel noch nicht gestorben. Der Grund jedoch, warum die Nachkommen der verbannten Israeliten es so vorgestellt haben, liegt nahe. Ihre Voreltern waren verbannt, das konnten sie nicht läugnen, dennoch wollten sie wenigstens die doppelte Schande nicht eingestehen, daß sie von dem großen Propheten verbannt worden seien; dagegen sträubte sich ihr Gefühl für Ehre und Religion allzu sehr. Anzunehmen, daß die Sage weiter nichts als eine jüdische Fiction sei, geht nicht. Was wäre der Grund dazu? Könnte man den Ursprung einer für die Israeliten so entehrenden Sage erklären? Denn es war in der alten Zeit eine abscheuliche Missethat, die auf's strengste bestraft wurde, wenn man das, was für chérem erklärt war, verschonte. Sollten also die Israeliten zu Medina und in der Umgebung diese Missethat, diese Schande ohne Grund auf ihre Voreltern geladen haben? Wer den Semiten kennt und weiß, daß gerade eine unbegrenzte Achtung vor seinen Voreltern ein Hauptzug seines Charakters ist, wird eine so ungereimte Annahme verwerfen. Die Ueberlieferung trägt vielmehr die Kennzeichen der Wahrheit in sich. Die Einzelheiten sind nicht ganz richtig, sondern wie es gewöhnlich mit der Ueberlieferung geht, im Laufe der Jahrhunderte mehr oder weniger modificirt; daß aber die Hauptsache wahrscheinlich ist, läßt sich nicht läugnen. Der Umstand, daß im Buche Samuel nicht gesprochen wird von der Verbannung der Kriegsleute Sauls, die leicht Simeoniten gewesen sein können,

Digitized by Google

da dieser Stamm durch seine südliche Lage wohl zuerst zu einem Kriege mit den Amalekitern aufgefordert worden sein wird, thut nichts zur Sache, da wir es hier, wie bekannt, mit einem späteren, schlecht unterrichteten Compilator zu thun haben; denn so viel ist gewiß, daß der Autor dieses Buches den von ihm berichteten Thatsachen ferne steht. Wahrscheinlicher aber ist seine Darstellung motivirt Sicher nämlich ist es sonderbar und schwerlich historisch, daß Saul allein gestraft wird und nicht auch seine Leute, die doch eben so sehr gesündigt hatten wie er. Warum schweigt der Autor von ihnen, warum schiebt er alle Schuld auf Saul? Die ganze Darstellung hängt eher mit etwas anderem zusammen. Die verbannten Simeoniten oder Ismaeliten (Ismael, Gott hört, ist nur eine Aenderung des Namens Simeon — von Sama, hören — um ein Seitenstück zu Israel, Gott streitet, zu bilden) galten in späterer Zeit, da sie die angestammte, keineswegs monotheistische Religion beibehalten hatten, während die anderen Juden sich zum monotheistischen Jehovismus emporgeschwungen hatten, bei diesen nicht als die, welche sie waren. Zwar konnte man ihren hebräischen Ursprung nicht läugnen; aber man zählte sie nicht zum Hause Jakobs und trachtete, es scheinen zu lassen, als ob ihre Auswanderung aus Kanaan nicht zu Sauls Zeit, sondern viel früher stattgefunden habe, mit anderen Worten, die Fabel von Hagar (hagâr, der Ausländer) und Ismael wurde erfunden, um ihren Ursprung zu erklären. In diesem Sinne arbeitete auch der Compilator des Buches Samuel. Den Hauptzug der Sage nahm er unverändert auf, jedoch die ausgewanderten Simeoniten mußten bei ihm verschwinden. Diese kommen in den speciell heiligen historischen Büchern nicht vor, und die einzige fragmentarische Nachricht, die wir von ihnen in einem hebräischen Geschichtsbuch besitzen, steht gerade in einem solchen, das selten gelesen wurde und dem man wenig oder gar keine Autorität zuschrieb. Die Frage, warum die Simeoniten und ihre Geschichte aus den heiligen Büchern verschwunden seien und Ismael und Hagar an ihre Stelle traten, ist demnach nicht schwer zu beantworten. Die Bearbeiter der h. Schriften hatten nach dem eben Bemerkten ihren Grund, wenn sie die Simeoniten und ihre Auswanderung absichtlich in Vergessenheit brachten. Noch in sehr später Zeit haben die Schriftgelehrten „die Verbannten", für welche unter Hiskia, unter dessen Regierung Jesaia prophezeite, im Königreiche Juda die Theilnahme rege ward (daher stammt jene Notiz im Buche der Chronik, die der Verfasser derselben vor sich hatte und abschrieb, gerade aus der Zeit Hiskia's, wo man sich für sie interessirte und darum das eine oder das andere über ihre Geschichte aufzeichnete) und deren Andenken uns Aquila, Symmachus und Theodolion (aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.) aufbewahrt haben [1],

[1] Die Stelle steht im Jesaia 21, 11 u. 12 und ist nach Dozy also zu übersetzen. Der Spruch über Duma. Von Seir her rufen die Verbannten mir zu: Wächter wie stehts um die Nacht? Wächter wie stehts um die Nacht? Der Wächter antwortet: Der Morgen bricht an und die Nacht verschwindet. O möchtet ihr fragen! Fraget doch, kehrt zurück, kommt! Es zeigt sich nach demselben Gelehrten in dieser Stelle das Verlangen nach der Rückkehr der Simeoniten. Der Prophet (auch Wächter genannt) läßt sich von ihnen zurufen: Wie stehts um die Nacht? Das Wort

Digitized by Google

aus Jesaia entfernt, wie man in früherer Zeit ihre Verbannung im Buche Samuel zu erwähnen unterlassen hatte. Aus welchen Gründen dies geschah, liegt auf der Hand. Erkannte man die Simeoniten oder Ismaeliten als dasjenige an, was sie waren, dann kam gerade an den Tag, was man ja auf's sorgfältigste zu verbergen suchte, dann zeigte es sich, daß die Behauptung, der reine Jehovismus sei seit Moses die hauptsächliche Religion gewesen, mit dem Zeugnisse der Geschichte im Widerspruch stand. Man wollte und konnte die Ismaeliten, die man für Götzendiener hielt, nicht als Israeliten anerkennen, die zu Sauls Zeit das Land hatten verlassen müssen; andererseits aber konnte man doch ihre hebräische Herkunft nicht gänzlich läugnen, da hiefür zwei Dinge sprachen: die Sprache, der sie sich bedienten und die Beschneidung. Die umher wohnenden Völker, die übrigen Wüstenbewohner, waren unbeschnitten; die Beschneidung war kein arabischer Gebrauch, und daß dieselbe durch die Simeoniten zu den Arabern kam, beweist schon das ursprünglich hebräische Wort chatsan, das in ihrer Sprache beschneiden bedeutet. Ganz und gar also ließ sich der hebräische Ursprung der Simeoniten nicht läugnen; um die Sache jedoch so viel als möglich zu verhüllen, setzte man ihren Auszug aus Kanaan in die mythische Zeit. Dies hatte so viele Schwierigkeit nicht, im Gegentheil, die Eitelkeit des Hebräers veranlaßte ihn, Abraham zum Stammvater vieler Völker zu machen, die mit den Hebräern nichts gemein hatten, als daß sie mit ihnen zur semitischen Race gehörten.

Es erübrigt nunmehr noch über die Localität zu sprechen, welche in jener Stelle der Chronik, wo von Gedôr die Rede ist, gemeint sei. Nach der Chronik wurden in der Gegend, wohin die Simeoniten kamen, auch Minäer angetroffen, obwohl sie dort nicht die einzigen Bewohner waren. Ihr großes Gebiet erstreckte sich bis in die Nähe von Medina und weiter viel südlicher. Die Simeoniten . . . machten sie zu chérem bis auf diesen Tag, heißt es, und wohnten an ihrer statt . . . Zu Hiskia's Zeit waren demnach die Minäer schon seit drei Jahrhunderten für chérem erklärt. Sonderbarer Weise kommt dieser Ausdruck beinahe in allen, wenn auch gerade nicht zahlreichen Stellen vor, die von den Simeoniten berichten: in Palästina machen sie die Kanaaniter, die in Izephath wohnten, zu chérem, in ihrem Lande heißt ein Ort danach, sie selbst werden verbannt, weil sie etwas von dem für chérem Erklärten verschonten, und endlich machen sie in Arabien die Minäer zu chérem. Solch' eine heilige, Gott geweihte Stätte, die chérem hieß, muß man also in Arabien aufsuchen, wenn man wissen will, wohin die Simeoniten nach der Chronik gekommen sind. Man braucht nicht lange zu suchen. In ganz Arabien findet sich nur ein Ort, der, so weit die Erinnerung der Araber in

Nacht wäre hier der semitischen Poesie entsprechend als synonym mit Unglück zu fassen und das Unglück, das die Simeoniten getroffen hat, ist natürlich das Verbannungsurtheil. Der Prophet antwortet nun, daß man in Juda geneigt sei das Urtheil zurückzunehmen, jedoch müßten sie erst darum fragen, darum ansuchen; er beschwört sie dies zu thun, und wenn sie es thäten, würde man sie mit offenen Armen empfangen. Dem hebräischen Texte fehlen die Worte „die Verbannten", wodurch er in der That ungemein dunkel wird.

Digitized by Google

die Vergangenheit hinaufreicht, diesen Namen trägt: es ist dies das heilige mekkanische Gebiet. Folglich kann nur das mekkanische Gebiet das in der Chronik gemeinte sein. Seine Grenzen waren mit Steinen oder Säulen bezeichnet, welche Fremdlinge, Menschen, die sich zu einer anderen Religion bekannten, nicht überschreiten durften. Selbst in den Fabeln der moslimischen Araber hat sich die Erinnerung an diese Ausschließung erhalten. Als Adam, so heißt es, nach Mekka kam, wurden die Steine oder Säulen, welche die Grenzen des heiligen Gebietes bezeichneten, von Engeln bewacht, welche die Erdenbewohner, damals die bösen Geister, aus dem chérem entfernt halten mußten. Einen schlagenden Beweis, daß in der Erzählung der Chronik Mekka gemeint sei, liefert auch der Name Mekka oder nach der echten alten Aussprache, wie gegenwärtig einige Orientalisten schreiben, Makka. Mit diesem halten Ritter und Kiepert das bei Ptolemäus vorkommende Mockoraba für identisch. Erwägt man nun, daß der Name Makka sich aus dem Arabischen nicht passend erklären läßt, daß er also kein arabisches Wort ist, und daß Makka oder Makoraba ehemals keineswegs eine Stadt sein mußte, so ist die Erklärung des Wortes Makoraba aus dem Hebräischen, wo es großes Schlachten — das große Schlachtfeld bedeutet, nicht zu verwerfen, und dies um so mehr, als sie ganz treffend zu jenem Berichte der Chronik paßt. Gerade an der Stelle, die auf ewig zu chérem gemacht wurde, hatten die Simeoniten ein großes Schlachten unter den Bewohnern angerichtet, und also war nichts natürlicher, als daß man diesem Orte jenen Namen beilegte. Wie wir weiter aus der Chronik wissen, fand die Schlacht statt östlich vom Thale, d. h. von dem engen Thale, worin jetzt der Tempel und die Stadt liegen. Deßhalb muß die Schlacht stattgefunden haben im Gebirge, und zwar an oder auf dem Berge, der heutzutage Abukobeis genannt wird; denn dieser liegt östlich von dem Thale. Aus diesem Umstande erklärt sich auch das ganz besonders große Ansehen, in welchem dieser Berg stand und das die Moslimen nicht anders zu rechtfertigen wissen, als durch die Erklärung, daß dies der erste Berg sei, der geschaffen ist. Es war ganz natürlich, daß die Simeoniten diesen Berg als den Schauplatz ihres Sieges sehr verehrten. Die Ueberlieferung sagt, daß aus diesem Berge der schwarze Stein gekommen ist. Wenn dem so ist, dann liegt die Vermuthung nahe, daß der schwarze Stein ein eben solcher war, wie jener, den Samuel zum Andenken an einen auf der Stelle, wo nunmehr jener Stein lag, errungenen Sieg „Helfstein" nannte. Mit vollkommener Gewißheit läßt sich übrigens die Zeit, wann jene makka rabba der Simeoniten und darnach ihr Tempelbau stattfand, nicht bestimmen. Mit ihrem Zuge nach Süden ging es, wie dies bei Hirtenvölkern gewöhnlich der Fall ist, ohne Zweifel sehr langsam voran, ob sie sich also schon unter Sauls Regierung oder erst zu Davids Zeit zu Mekka niederließen, muß man dahingestellt sein lassen. Jedoch als später geschehen läßt sich die Sache nicht annehmen, da sie mit einer wichtigen arabischen Tradition stritte.

Nun ist auch klar, was für eine Gottheit jener zu Mohammeds Zeit als Hauptgott verehrte Hobal war, dessen Bild in der Form eines Mannes nach der

Digitized by Google

Einnahme Mekka's auf Mohammeds Befehl in Stücke zerschlagen wurde. Er ist der bekannte Baal, unzweifelhaft auch von den Hebräern verehrt, der nunmehr mit den Simeoniten in die Verbannung geht. (Ho ist der veränderte hebräische Artikel ha.) Das mekkanische Heiligthum desselben war ganz einfach. Der Tempel bestand aus vier Wänden ohne Dach; die Wände, deren Steine ohne Mörtel zusammengefügt waren, hatten eine Höhe von 9 Ellen. Die Länge des Gebäudes betrug 30 und die Breite 22 Ellen; es hatte nur eine Thür. So blieb es bis zur Zeit Mohammeds, jedoch vor dessen Auftreten als Prophet, die Koreisiten es abbrachen und wieder aufbauten. Die vier Wände trugen den Namen Algadr oder Algidâr, d. h die Wand; mit anderen Worten, das ganze nur aus vier Wänden bestehende Gebäude hieß Algadr oder Algidâr; denn diese Worte bezeichnen gerade eine solche Ringmauer. Im Hebräischen haben die Worte: gadér, gèder, gedéra und gedôr ganz und gar dieselbe Bedeutung. Es wäre demnach jenes Gedôr der Chronik der Baalstempel zu Mekka.

Die beiden anderen Abschnitte dieser Arbeit eben so ausführlich darzulegen als diesen, welcher den Kern des Buches bildet, würde uns zu weit führen und wir erwähnen nur kurz des Verfassers fernere Ansichten, nämlich über das mekkanische Fest und die zweiten Gorhum.

Das mekkanische Fest, dem der zweite Abschnitt gewidmet ist, ist eine Nachahmung des hebräischen Erinnerungsfestes zum Andenken an die Thaten der Israeliten während der Eroberung Kanaans, oder bestimmter an den Uebergang derselben über den Jordan. Das Pesach in seiner ursprünglichen vorexilischen Bedeutung ist weiter nichts als dieses Fest; es bedeutet nämlich Pesach eben nur Uebergang (Uebergangsfest) — von pasach, übergehen — das besonders vom Uebergange über einen Fluß gesagt wird [1]. Das jehovistische Pascha ist freilich schon ein ganz anderes. Als solches ist es mit dem Feste der ungesäuerten Brote verbunden. Die Gründe für diese Aenderung liegen auf der Hand: die jüdischen Gesetzgeber (seit dem Exile) konnten das alte Pascha nicht gänzlich abschaffen, weil das Volk zu sehr daran festhielt, aber andererseits konnten sie ihm auch wieder seinen ursprünglichen Charakter nicht lassen; denn erstlich würde ein zum Andenken an die Eroberung von Kanaan eingesetztes militärisches Fest den Persern, den Beherrschern der Juden, durchaus nicht gefallen haben und von denselben wahrscheinlich nicht geduldet worden sein. Ferner mußte es ein jehovistisches Fest sein, was das alles

[1] Diese Erklärung des Pascha scheint mir sehr annehmbar. Liegt nicht in den Worten der Schrift (Exod. 3, 22), nach welchen die Israeliten von Jehova selbst zum Diebstahl an den Aegyptern angehalten werden, vielmehr eine Erinnerung an die Metallbeute, die sie in dem eroberten Jericho gemacht und die sich, als der heiligen Schatzkammer einverleibt, dann in der Erinnerung erhalten hat? Jos. 6. 24: Die Stadt aber und alles, was darin war, verbrannten sie mit Ausnahme des Goldes und Silbers sowie der Erz und Eisengeräthe, welches sie in die Schatzkammer des Gotteshauses brachten. Ist nicht dieses in Jericho erbeutete Gold und Silber das Motiv zu jenem Verse? Hiemit scheint mir jene anstößige Stelle, die den Erklärern der Bibel genug zu schaffen gemacht, in das richtige Licht gestellt. So viel meine Ansicht, mit welcher ich den Knoten auf eine einfache Weise gelöst zu haben glaube.

Digitized by Google

durchaus nicht war. Es war also kein schlechter Gedanke der Gesetzgeber, daß sie das Pascha mit dem Feste der ungesäuerten Brote verbanden. Eine Erinnerung nun an dieses ursprünglich militärische Fest der Hebräer hat sich, wie aus der ganzen mekkanischen Festessymbolik und den am besten aus dem Hebräischen erklärbaren, auf das Fest bezüglichen Ausdrücken hervorgeht, in diesem auf die hebräischen Simeoniten zurückzuführenden mekkanischen Feste erhalten.

Was endlich die sogenannten zweiten Gorhum — gegenüber den ersten Gorhum, d. h. Fremdlinge, Ausländer (vom hebräischen gâr, gér), unter welchen die arabischen Autoren die Israeliten verstehen — betrifft, so ist des Verfassers Ansicht über sie folgende: Sie waren Juden, welche von den Babyloniern aus Judäa gefangen weggeführt worden waren, in der Stadt Kutha rabba in Babylonien neue Wohnsitze erhielten, dort mit gleichfalls von den Babyloniern ins Exil geführten Arabern zusammenwohnten, mit diesen dann flüchteten und sich zu Mekka niederließen. Die Zeit ihrer Flucht aus Kutha aber kann nicht genau bestimmt werden. Nur das darf man annehmen, daß dieselbe in dem 6. Jahrhundert stattfand, und zwar vor der Eroberung Babels unter Cyrus im Jahre 538; denn unter der persischen Herrschaft wurde der Zustand der weggeführten Juden besser; es wurde ihnen erlaubt, nach Judäa zurückzukehren, und gerade der Umstand, daß nicht viele von dieser Erlaubniß Gebrauch machten, beweist, daß ihr Los damals in Babylonien sehr erträglich war. Unter der persischen Herrschaft gab es also wohl weniger einen Grund zur Flucht, wie zur Zeit des babylonischen, wenn auch nicht sehr harten Druckes. Die zweiten Gorhum brachten keine Neuetungen in die Religion; doch man braucht sich ohnehin nicht darüber zu verwundern, wenn man die religiösen Zustände der Juden vor und in dem Exil näher ins Auge faßt. Der reine Jehovismus hatte damals lange noch nicht gesiegt; erst nach der Rückkehr aus dem Exil, als der Pentateuch von Esra verkündigt worden war, war dieses der Fall. Vor dieser Zeit hatte der größte Theil der Juden ganz andere Ideen, sie waren von nichts so weit entfernt, als vom monotheistischen Jehovismus.

„Nach all' diesem", schließt Dozy sein Werk, „würde es wohl überflüssig sein, noch umständlich darauf hinzuweisen, von welch' großem Interesse die alten jüdischen Colonien in Arabien für das Studium des alten Testamentes und der israelitischen Religion sind. Das einzige, was noch unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen soll, ist der Einfluß, den dieselben auf Mohammed und die Stiftung des Islams gehabt haben können."

Im 6. Jahrhundert bestand noch eine schwache Erinnerung an die alte Religion und man nannte sie Dîn Ibrahîm, wußte aber nicht mehr, daß dieser Ausdruck (entstanden aus Dîn Ibraim oder Ibrîm, d. h. Religion der Hebräer) Glauben der Hebräer bedeute; durch beständige Berührung mit den in der römischen Periode nach Arabien gekommenen Juden kam man auf den irrigen Gedanken, daß Ibrahîm Abraham sei. Weiter wußte man auch noch, daß die Anhänger dieser alten Religion chanif genannt wurden. Sprenger hat sehr richtig bemerkt, daß dieses Wort nicht arabisch sei und eben so richtig hat er es erkannt als das

Digitized by Google

hebräische chanéf. Wir können nun einen Schritt weiter gehen. Das Wort chanéf ist ein Schimpfname, welcher so viel als Ketzer, Ungläubiger, Gottloser bedeutet und es lag in der Natur der Sache, daß die orthodoxen Juden, die in der römischen Zeit mit dem Pentateuch nach Arabien kamen, diesen Namen den mekkanischen Juden gaben, die an der späteren Entwicklung des Judenthums keinen Antheil genommen. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß Secten oder politische Parteien den Schimpfnamen, den man ihnen giebt, sich gefallen lassen und annehmen.

Der Name chanîf war also der der Ibraîm, der Hebräer, der Gorhum geworden; weil man aber Ibrahîm für Abraham hielt, sahen die Mekkaner Abraham für einen chanîf an. Daher die im Koran immer wiederkehrende Versicherung: Ibrahîm war kein Jude und kein Christ; er war ein chanîf, was sehr richtig ist, wenn man Ibrahîm in seiner wahren Bedeutung nimmt.

Allein die Erinnerung an diese Religion war, wie ich sagte, sehr schwach; man wußte nicht mehr, worin dieselbe eigentlich bestanden habe. Nur das stand noch fest, daß sie eine reinere war, als die der Koreisiten. Und hierin hatte man ohne Zweifel Recht: die Religion der Gorhum war durch arabischen Einfluß gänzlich entartet. Der Tempel war in ein Pantheon verändert, wo jeder Stamm seine Gottheit fand, so daß es 360 derselben gab. Mit einem Worte, die alte Religion war schrecklich verderbt. Als nun die Mekkaner auf eine höhere Stufe der Entwicklung gekommen waren, konnten die besten unter ihnen sich mit der bestehenden Religion nicht mehr vereinigen und ihr Streben war, die alte, reinere wieder herzustellen, nämlich den dîn Ibrahîm. Darnach trachteten die Vorläufer Mohammeds, auf welche man in unserer Zeit wiederholt die Aufmerksamkeit gelenkt hat; doch zu ergründen, worin der dîn Ibrahîm eigentlich bestanden hatte, war ihnen unmöglich. Darum zerhieben sie den Knoten, den sie nicht zu lösen vermochten und, während sie sich chanîf nannten, verstanden sie unter diesem Worte einen Anhänger des Monotheismus. Mohammed handelte ebenso.

Die Religion der Gorhum hat also auf die Entstehung des Islams einen indirecten Einfluß geübt; an einen directen läßt sich nicht denken. Ich finde wenigstens keine Spur davon, daß Mohammed einen Nachkommen der Gorhum gekannt, geschweige denn mit ihm in Beziehung gestanden hätte. Den Haupteinfluß auf die Gestaltung des Islams übte das nacherilische Judenthum aus; diese Annahme, die gegenwärtig allgemeinen Eingang findet, bleibt unangefochten. Dessenungeachtet müssen wir, um die Entstehung des Islams zu erklären, die Erinnerung an den dîn Ibrahîm wohl berücksichtigen. Ferner ist es nun klar, daß der Islam ganz und gar aus dem Judenthume hervorgegangen ist. Bisher hielt man den größten Theil der moslimischen Lehrsätze für israelitisch, alles übrige dagegen für heidnisch, arabisch. Wir hoffen, den Beweis geliefert zu haben, daß auch dieses israelitischen Ursprungs ist.

Dr. Alois Müller.

Digitized by Google

Die Ausstellung der Kunstwerke Rahls.

(Schluß.)

Für die zweite Abtheilung der Rahl-Ausstellung gelang es dem Comité nur ungefähr 15 Compositionen des Künstlers zu erwerben. Der übrige Raum des Locales ist mit der Mehrzahl der Bilder der ersten Abtheilung ausgefüllt. Wenn daher auch zu beklagen ist, daß die zweite Abtheilung die Lücken nicht ausgefüllt hat, welche die erste offen gelassen, so sind doch immerhin mehrere bedeutende Gemälde aus der älteren und neueren Epoche hinzugekommen, welche für das Studium des Entwicklungsganges Rahls von hohem Interesse sind. Wir stellen hier voran das große historische Gemälde „Manfreds Einzug in Luceria" (gemalt 1846) im Gegensatze zu dem Bilde „Manfreds Leiche, von Karl von Anjou auf den Schlachtfeldern von Benevent aufgefunden" (gemalt 1836), welches in der ersten Abtheilung ausgestellt war. Zwischen der Vollendung beider liegt ein Zeitraum von zehn Jahren, innerhalb welchem Rahl verschiedene Versuche zur Vervollkommnung seiner Technik machte. Von großartiger Wirkung ist unstreitig in Bezug auf die Composition Manfreds Einzug, aber auch die Ausführung der einzelnen Gestalten in ihrem Verhältnisse zur Handlung zeigt den großen Fortschritt des Künstlers, die Reife der Anschauung in Bezug auf die Behandlung historischer Stoffe. Schade darum, daß die beschränkten Localitäten des Kunstvereines es nicht gestatteten, dem Bilde eine Aufstellung zu geben, wie es seine Dimensionen verlangten, aber noch beklagenswerther bleibt der Umstand, daß das Gemälde das Schicksal von „Manfreds Leiche" theilt und wegen Mangel an Raum in den Kellern des Belvedere begraben liegt.

Auch einer jener Compositionen, welche Rahls Namen in weitere Kreise trugen, begegnen wir in der zweiten Ausstellung, dem im Auftrage des Kunstvereins gemalten Bilde: „Graf Kolonitsch, Bischof von Neustadt, holt nach der Belagerung Wiens (1683) die gefangenen Christenkinder aus dem türkischen Lager." Die Darstellung von Scenen, welche einfach in ihren Motiven sind oder das Gemüth vorzugsweise in Anspruch nehmen, gelangen bekanntlich dem Künstler in seltenen Fällen. Auch die Scene aus der zweiten Türkenbelagerung zählen wir in die Reihe der auf Rührung berechneten Darstellungen; aber dem Künstler gelang es hier mehr als in anderen ähnlichen Bildern, die Herzen zu gewinnen Rahl accomodirte sich mit diesem Bilde dem herrschenden Geschmacke seiner Zeit, aber er that es in einer Weise, ohne seinem künstlerischen Standpunkte dabei etwas zu vergeben.

In kleinen, aber reizenden Farbenskizzen sind die Entwürfe zur Decoration des Festsaales im großherzoglichen Schlosse zu Oldenburg ausgestellt. Der Bestimmung der Räumlichkeit entsprechend, zeichnete Rahl als Mittelbild die schaumgeborne Göttin, auf einer Muschel dem Meere entsteigend, rechts von ihr die Grazien als Trägerinnen der Anmuth, links die Horen als Spenderinnen der Naturgaben, im

Digitized by Google

Umkreis der Decke Apoll unter den Hirten, den Tanz der Horen, Dionysos, der die Quelle auf Andros in Stein verwandelt und die Hochzeit von Amor und Psyche. Der Fries unter der Decke enthält in abgetheilten Feldern den Triumph des Amor und in seinem Gefolge Götter, Helden, Künstler und Dichter, welche die Liebe begeistert und bezwungen hat. So wenig eine in so kleinem Maßstabe ausgeführte Farbenskizze ausreicht, um die Einzelnheiten der Darstellungen zu beurtheilen, so reicht sie doch aus, um den Werth der Composition im Ganzen zu prüfen und von diesem Standpunkte aus bleibt es zu beklagen, daß die Ausführung derselben aus Rücksicht auf den Kostenpunkt gescheitert ist. Als einen Beleg, was zu erwarten gewesen wäre, dienen die reizenden Fresken, welche der Künstler für den Prunksaal des Todesco'schen Palastes geschaffen hat. Eine Reihe von Photographien, welche in die Ausstellung aufgenommen wurden, geben nur einen schwachen Eindruck von dem poetischen Zauber, welcher diesen Compositionen innewohnt. Wie bekannt, umfassen sie die Paris-Mythe. Das Mittelbild der Decke stellt das Urtheil des Paris vor und ist umgeben von sechs kleineren Bildern, der Eris, der trauernden Troja, der Nemesis und des Fatums, dann von den Symbolen des Glückes und der Hoffnung. In den neun Friesbildern der Hinterwand und der beiden Seitenwände sind dargestellt: Hekuba, wie sie sich den Traum von der brennenden Fackel erklären läßt, die Aussetzung des Paris, des Helden erste Liebe, Paris und Kassandra, die Entführung der Helena, Helena Paris zürnend über dessen Flucht vor Menelaus, Tod des Achill, Paris von Philoctet verwundet. Welche Anmuth und Grazie beleben nicht die Gestalten des Paris und der Helena? Welch' sinnlicher Reiz beherrscht nicht das Urtheil des Paris? Wie üppig und kräftig sind die Formen? Welcher Reichthum in den Motiven? Freuen wir uns, daß es Rahl gegönnt war, wenigstens *einen* Cyklus der griechischen Mythenwelt zur Ausführung zu bringen, für die er sich in den letzten Jahren in so hohem Grade begeistert hat. Ist es aber nicht ein Räthsel in dem Entwicklungsgange des Künstlers, daß er erst in dem letzten Decennium seines Schaffens, angelangt an der Neige der Manneskraft, von dem hohen Kothurn tragischer Scenen herabstieg und sich mit Vorliebe auch solchen Darstellungen hingab, welche mehr dem heiteren Sinnesleben der Olympier entnommen waren. Man wende nicht ein, daß ihm zu solchen Compositionen früher keine Gelegenheit gegeben war. *Wie* er sie ausführte, mit Einsetzung seiner ganzen künstlerischen Kraft, mit voller hingebender Begeisterung, beweist eben, daß griechisches Leben und griechische Kunst sein lang erstrebtes Ideal waren, zu dessen Erkenntniß er erst an seinem Lebensabende gelangte. Unter den übrigen neu hinzugekommenen Bildern sind: „Arion (auf einem Delphin sitzend) singt den Nereiden vor" (Eigenthum des Herrn v. Szitány in Pest) und die „Schlafende Bachantin" (Eigenthum des Herrn v. Mandl in Pest) von hervorragendem Interesse. Mit dem letzteren Bilde wird Rahl auch jene versöhnen, welche ihm hartnäckig den Sinn für warme, natürliche Fleischtöne absprachen, wenn sie ihm anders seine ungeschminkte und derbe, von jedem Raffinement

Digitized by Google

entfernte Darstellung stark realistischer Motive verzeihen. Schwächlichen Sinnes war Rahl auch in dieser Richtung nicht.

Einen Gesammtüberblick der vorzüglichsten Kunstwerke Rahls bietet, wie schon erwähnt, die Ausstellung in keinem Falle. Halten wir uns nur die Thatsache vor Augen, daß, wie Hottner in den „Wiener Recensionen" bemerkt, der Künstler bereits im Jahre 1863 558 Staffeleibilder und 413 Portraits vollendet hatte, und daß seine Werke in allen Theilen der Welt zerstreut sind, so genügt dies zur Beurtheilung der gegenwärtigen Ausstellung im österreichischen Kunstvereine. Wir hielten nicht für überflüssig, dieses Moment hervorzuheben, weil in dem Kataloge bemerkt ist, daß ein „Gesammtüberblick der vorzüglichsten Kunstwerke Rahls" geboten wird und sich Manche dadurch veranlaßt fühlen könnten, auf Grund des Gebotenen sich ein festes abschließendes Urtheil über Rahl zu bilden.

Kurze kritische Besprechungen.

Pankovic, B.: Die Militärgrenzfrage in ihrer Beziehung zur orientalischen Frage, vom politischen, staatsrechtlichen und administrativen Standpunkte beleuchtet. Wien 1865, Verlag von A. Schweiger.

G. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Nothwendigkeit der Militärgrenze als eines militärischen Instituts und namentlich in ihrer Beziehung zur orientalischen Frage darzuthun. Es will uns scheinen, daß der Verfasser einerseits etwas betont, das selbstverständlich ist, anderseits aber nicht allen jenen Bedenken gerecht wird, die sich angesichts dieser Frage in der neuesten Zeit erhoben und bereits zu einer starken Meinungsverschiedenheit geführt haben. Keinesfalls ist der Verfasser in seiner Beweisführung sehr glücklich, und wenn uns etwas in der Ansicht bestärken könnte, daß die Sache nicht mehr auf den festesten Füßen stehe, wäre es eben diese Beweisführung. Untersuchen wir seine Argumente etwas näher. Vor allem macht er geltend, daß der österreichischen Grenze von Seite der Türkei noch immer Gefahr drohe. Nun wir glauben, daß der Verfasser zu sehr das Alttürkenthum im Auge habe. Wir wollen gar nicht hervorheben, daß der Verfasser, wenn er tiefer in das Wesen des türkischen Reiches geblickt hätte, gefunden haben würde, daß die statistische Ziffer der eigentlichen Osmanen, der Träger jenes antichristlichen Fanatismus von ehedem, fortwährend im Abnehmen begriffen sei; wir wollen ihn nur auf die rein politische, zu Tage liegende Combination aufmerksam machen, welche an der Türkei ein für die europäische Ruhe gefahrloses Element gefunden hat. Wenn wir aber gleichwohl mit ihm übereinstimmen, daß die militärische Bewachung der Grenze noch nicht überflüssig sei, so bessert dies den Standpunkt des Verfassers in nichts und kann die Grenze als jenes eigenthümliche in historischem Rahmen befangene Institut nicht retten. Die Rücksichten welche wir an dieser Grenze zu beobachten haben, bestehen auch für andere Reichsgrenzen, und wir können da auf die militärische Machtentwicklung und Politik des Staates im Allgemeinen hinweisen. Ueberdies hat der Verfasser auf Ungarn vergessen, die alte Vormauer des Christenthums und der Civilisation

Digitized by Google

gegen die östliche Barbarei. Das Hauptargument des Verfassers bildet aber die orientalische Politik Oesterreichs, deren Schwerpunkt er in dieser Grenze findet. Hier müssen wir am weitesten vom Verfasser abgehen. Unsere Meinung ist, daß Oesterreichs orientalische Politik im wirklichen Osten, oder, wenn sie doch in der Militärgrenze liegt, daß diese nicht hinreichend wäre, ihre Entwicklung nachdrücklich zu verfolgen. Wir können ihr höchstens secundäre Wichtigkeit beilegen, wie überhaupt die Fäden der an irgend einem Flecke zu beobachtenden Politik oft fern von diesem Flecke gezogen werden. Mit diesem Argumente fielen also alle Resultate des Verfassers zu Boden. Die Behauptung, daß Croatien seine politische Selbstständigkeit nur der Grenze verdanke, müssen wir entschieden zurückweisen und wir führen das Moment, worüber der Verfasser sich wundert, nämlich daß eben die croatischen Deputirten für Auflassung der Militärgrenze plaidiren, als ein schwerwiegendes gegen seine ganze Beweisführung an. Wir können in der Phrase, daß im Jahre 1848 Croatien im Lager des Ban Jelačić und seiner Grenzer sich befand, nur eine poetische, durchaus nicht eine von politischer Bedeutung erkennen; die Rettung der Monarchie war damals eine Folge taktischer Dispositionen, und Croatien wurde ebenso am Po und Mincio wie an der Save vertheidigt. Der Verfasser ist weiters in Verlegenheit, welche Verwaltung nach Aufhebung der Militärgrenze in diesem Gebiete einzuführen wäre. So nahe die Beantwortung dieser Frage liegt, wollen wir uns nicht darauf einlassen; ja, eben weil sie so nahe liegt, können wir die Entscheidung ruhig abwarten; sie liegt eben in der Natur der Sache. Endlich aber bricht der Verfasser selbst seinen Argumenten die Spitze ab, da er Reformen der Militärgrenze für nothwendig hält und deren Durchführung verlangt. Nun er darf gewiß sein, daß diese Reformen die faktische Ueberlieferung der Militärgrenze in die Arme jener Verwaltung sein wird, die er sich nicht denken kann, mit einem Worte, daß es damit um das Institut als solches gethan sein werde.

So müssen wir leider den Verfasser trotz seines lobenswerthen patriotischen Eifers auf der ganzen Linie geschlagen sehen und wir müssen ihm sagen, daß er sich ohne Glück und Erfolg gegen die Stimmen gewichtiger Autoritäten in dieser Frage erhoben habe. Die Wahrheit ist: daß die Militärgrenze kein politisches Territorium ist, sondern einem speciellen Zwecke gewidmet war, der jetzt nicht mehr oder auf kürzerem Wege erreicht wird. Ihre Aufhebung würde die Politik nach anderer Seite hin in nichts alteriren, und soll sie auch als Institut fortbestehen, sehen wir die Nothwendigkeit ihrer besonderen politischen Vertretung nicht ein.

Ungern bemerken wir noch, daß uns in der Textirung recht lästige Sprachschnitzer und Fehler untergekommen sind, die wir nicht in die Kategorie der Druckfehler verweisen können, ein Uebelstand, der nicht dazu beitragen wird, das schwankende Schifflein über dem Wasser zu erhalten.

Archiv für Theorie und Praxis des allgemeinen deutschen Handelsrechtes. Archiv für deutsches Wechselrecht und Handelsrecht.

D. Kaum auf irgend einem anderen Gebiete des praktischen Rechtslebens hat sich das Bedürfniß nach einer möglichst gleichmäßigen Behandlung der einschlägigen Fragen nicht nur innerhalb des Territoriums bestimmter Staaten, sondern auch im Wechselverkehre der Nationen mit so schlagender Nothwendigkeit geltend gemacht, als im Gebiete des Handels- und Wechselrechtes.

Schon kann man bezüglich des letzteren ohne Uebertreibung behaupten, daß sich die Bestimmungen desselben fast in allen Staaten gleichmäßig entwickelt haben, und daß das Wechselrecht den Charakter eines jus gentium (Völkerrechtes) im eigentlichsten Sinne

Digitized by Google

des Wortes zu erhalten im Begriffe stehe, doch auch das Handelsrecht ist auf dem Wege zu solcher Uebereinstimmung.

Die deutschen Staaten haben sich zu einem gemeinsamen Handelsgesetzbuche einverstanden und schon ist hie und da die Frage angeregt worden, wie man den Bestimmungen desselben mit oder ohne Modificationen auch außerhalb der Grenzen der deutschen Bundesstaaten Geltung verschaffen könne, wie ja die bestehenden Handels-, Zoll-, Eisenbahn-, Marken- und Nachdrucksschutzgesetze thatsächlich schon viele, die meisten Staaten gleichmäßig umfassende handelsrechtliche Bestimmungen enthalten.

Es ist ein Symptom dieses Hindrängens nach Gleichförmigkeit, nach Ausgleichung der noch bestehenden Differenzen, daß auf keinem anderen Gebiete die wissenschaftliche Erörterung einzelner einschlägigen Fragen und die Sammlung von Präjudicien energischer betrieben, dringender gesucht und fleißiger gelesen wird, als gerade auf dem Felde des Handels- und Wechselrechtes.

Das von dem königlich sächsischen geheimen Justizrath Dr. Eduard Siebenhaar herausgegebene, soeben im 2. Hefte des 14. Bandes fortgesetzte „Archiv für deutsches Wechselrecht und Handelsrecht" und das von dem großherzoglich sächsischen und fürstlich schwarzburgischen Appellationsgerichtsvicepräsidenten F. B. Busch redigirte „Archiv für Theorie und Praxis des allgemeinen deutschen Handelsrechtes", von welchem nunmehr das 3. und 4. Heft des 5. Bandes erschienen ist, sind mustergültige Sammlungen solcher Erörterungen und Entscheidungen in dem bezeichneten Gebiete. Das neueste Heft des ersteren enthält neben drei gediegenen Aufsätzen über Wechselrecht, von denen einer den Notar Dr. Wächter in Hamburg, zwei den Oberhofgerichtsadvocaten Dr. Ladenburg in Mannheim zum Verfasser haben, fünfzehn ausschließlich dem Wechselrecht angehörige und ausführlich mitgetheilte Präjudicien der ersten deutschen Gerichtshöfe, unter anderen des obersten Gerichtshofes in Wien und des Obertribunals zu Berlin. Die erwähnten Hefte des zweiten Archivs enthalten Zusammenstellungen handelsrechtlicher Entscheidungen aus Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Hessen, Nassau, Schwarzburg, Frankfurt und Lübeck und eine Reihe kritischer Aufsätze über die neuesten Entscheidungen auf dem Gebiete der handelsrechtlichen Litteratur.

Wir können diese Fortsetzungen beider Archive denjenigen, welche mit Handelsrecht theoretisch oder praktisch sich beschäftigen, nur wärmstens empfehlen.

Havemann, Wilhelm: Das Leben des Don Juan d'Austria. Eine geschichtliche Monographie. Gotha 1865.

R. Immer erfreulicher gestaltet sich der Fortschritt der geschichtlichen Untersuchungen über die spanische Monarchie unter Philipp II. Die Weltstellung Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert, in welcher Zeit dieses Land zum höchsten Gipfel politischer Macht emporgestiegen, wird wohl noch lange Zeit Gegenstand aufmerksamer Betrachtung bleiben. Die erwähnte Periode mag nicht mit Unrecht als derjenige Zeitraum betrachtet werden, über welchen Forschungen anzustellen Bedürfniß der Wissenschaft ist. Denn nur zu lange gewöhnte man sich Philipp II. einfach als einen finsteren blutigen Tyrannen hinzustellen und mit dem Maßstabe hausbackener Moral seine Regierung abzuthun. Die gebietende Machtfülle, welche er dem von ihm beherrschten Lande auf der pyrenäischen Halbinsel verliehen, die sein Scepter in Madrid und Neapel, in Lima und Brüssel, in Mexico und Mailand herrschend machte, ein Reich von einer Ausdehnung in beiden Hemisphären umfaßte, wie kein zweites seit den Tagen der großen Eroberer bestand — lenkt die Aufmerksamkeit des Geschichtsfreundes immer wieder auf die kalte und finstere Persönlichkeit, welche, die ewigen Gesetze der Humanität verachtend, von ihrem Throne herab einer

Digitized by Google

Welt gebot. Die heldenhafte Persönlichkeit, des schweigsamen Oraniers Wilhelm wird ihm so gerne gegenübergestellt und der Begründer der holländischen Freiheit und Unabhängigkeit zum Gegenstande eifriger Forschung gemacht. Diese führt uns aber auch wiederum zu Philipp II. und den Helfern seiner Thaten zurück. Don Juan d'Austria, der Halbbruder Philipps, ist da vor Allen zu würdigen. Es mußten erst die Bibliotheken und Archive Spaniens, der Niederlande, Frankreichs und Deutschlands dem Auge des Forschers ihre geheimsten Schätze enthüllen, bevor es ermöglicht war ein Bild zu entwerfen, das nach Auffassung und Darstellung dem Stande der heutigen Geschichtswissenschaft entspricht. Die Arbeit des Verfassers, welche uns Anlaß zu diesen Worten giebt, mag vorweg als eine Bereicherung der Geschichtswissenschaft dankbar anerkannt werden. Seit Gachard seine Correspondance de Guillaume le Taciturne, eine der ausgezeichnetsten Quellen für die Geschichte des Abfalls der Niederlande veröffentlicht hat, ist ein lebhafter Anstoß zur Erforschung und Aufhellung der spanisch-niederländischen Geschichte gegeben, der in Prescott und Motley's Werken und noch jüngst in Klose's von Heinrich Wuttke trefflich eingeleitetem Buche „Wilhelm von Oranien" bemerkbar ist. Die Actes des états généraux des Pays-Bas, die Collection de documents inédits concernant l'histoire de la Belgique, die Correspondance de Philipp II. sur les affaires des Pays-Bas sind eben so viel Beweise für den Sammelfleiß als für das Talent der Sichtung und geistigen Durchdringung des trefflichen belgischen Gelehrten Gachard. Ihm verdanken wir auch die Relations des ambassadeurs Venitiens und die ausgezeichnete Arbeit: Don Carlos et Philipp II. (Brüssel 1863.) Wie für Wilhelm von Oranien, so ist auch für Don Juan d'Austria Groen van Prinsterers oranische Correspondenz eine reiche Fundgrube von aufklärenden Details. Damit hätten wir den Stand der Quellenforschungen im Ganzen und Großen bezeichnet und wir wollen demnach nur noch mit einigen Worten einschlägiger Arbeiten der deutschen Litteratur gedenken. Da man namentlich in Wien reiche Gelegenheit findet, diesen Theil der Geschichte theils durch archivalische Schätze, welche direct die spanische Geschichte angehen, zu vermehren, theils durch Arbeiten über den noch lange nicht genug gewürdigten Maximilian II. den Gegenstand extensiv zu bereichern, so mögen diese Bemerkungen hier wohl am Platze sein. Es sei darum an dieser Stelle der Egmont-Biographie von Th. Juste erwähnt und eines anderen meist nicht berücksichtigten Werkes, der Biographie von Marnix de St. Aldegonde aus der Feder desselben Juste rühmend gedacht. Wenn Mathias Koch, derselbe Historiker, welcher neuerdings durch die mit Hülfe der k. Akademie herausgegebene Geschichte Deutschlands unter Ferdinand III. die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise auf sich gezogen, in seinen „Untersuchungen über den Abfall der Niederlande" auch auf manchen Widerspruch stoßen muß, werden diese sowohl, wie seine „Quellen zur Geschichte Max' II. (1858 bis 1860) Manchem, der diese in hohem Grade interessanten Zeitereignisse studiren will, gleichwohl von Nutzen sein, während Janssen in seinem Abschnitt über die Geschichte des Abfalls der Niederlande (Schiller als Historiker 1863) von offenbar einseitigem Standpunkte urtheilt. Die Münchener gelehrten Anzeigen von 1856 und Sybels historische Zeitschrift folgten bis allher mit gewissenhaftem Eifer den Forschungen auf diesem Gebiete und liefern manchen kritischen Beitrag von Werth. Wie schon Ranke die Bedeutung von Don Juan d'Austria hervorhob, durfte man erwarten, daß deutscher Gelehrtenfleiß sich auch dieser Aufgabe bemächtigen werde. Haveman führt nun auf bester Grundlage das von Ranke skizzirte Bild des berühmten Seehelden weiter aus und gewinnt für denselben in monographischer Behandlung den geeigneten Raum und die besondere Aufmerksamkeit des Lesers, welche im Verlauf des ganzen aus vier Hauptabschnitten bestehenden Buches in stets gleichem Maße rege gemacht und erhalten wird.

Digitized by Google

Mommsen, Theodor: Römische Geschichte. 4. Auflage, 1. Band. Berlin 1865.

Kr. Der außerordentliche Beifall, mit welchem das Publicum die römische Geschichte des berühmten Philologen und Geschichtschreibers vor Jahren bei ihrem ersten Erscheinen begrüßte, ist dem vortrefflichen Werke nicht nur treu geblieben, sondern hat sich nur noch bedeutend gesteigert. Beweis dafür sind die Auflagen in Deutschland und die Verbreitung derselben durch Uebersetzungen in alle Culturſprachen Europa's. Man darf es bereits das populärste Buch auf dem Gebiete der alten Geschichte nennen. Nach den bedeutenden Erörterungen, mit welchen die zweite Auflage, namentlich im ersten Theile vermehrt wurde, beschränken sich die folgenden Ausgaben auf kleinere Zusätze und Aenderungen, die aber dennoch immer ein hohes Interesse bei denen hervorrufen, welche die verschiedenen Phasen des Werkes mit Aufmerksamkeit verfolgen. Die kleinen Bereicherungen, die sich über den Raum des ersten Bandes der vierten Auflage erstrecken, haben ihn mancher theilweisen Kürzung ungeachtet um 32 Seiten vermehrt. Sehr erwünscht wird allen Lesern das Inhaltsverzeichniß kommen, welches noch für dieses Jahr in Aussicht gestellt ist und das die Ausbeute des in den drei Bänden versammelten ungeheuren Stoffes so wesentlich erleichtern wird.

Ruf, Sebastian: Chronik von Achenthal. Nach urkundlichen Quellen. Innsbruck 1865.

K. H. Eines der schönsten Thäler Tirols ist wohl das Achenthal. Die „Scholastica" am See und das „Fürstenhaus" in der Pertisau locken alljährlich tausende von Besuchern an. Der als Geschichtsforscher und Psycholog vortheilhaft bekannte Sebastian Ruf hat es nun unternommen, eine auf Quellen sich stützende Geschichte des lieblichen Thales zu liefern. Es sollte, wie der Herr Verfasser angiebt, in derselben auf die Frage: wie es in früheren Jahren daselbst ausgesehen, und ob Nachrichten darüber noch vorhanden sind, Antwort gegeben werden. Wir gestehen, der Verfasser hat diese Aufgabe in recht gelungener Weise gelöst. Alle nur zugänglichen Quellen wurden von ihm gewissenhaft benützt, auf die Landesgeschichte stets Rücksicht genommen, und so den Freunden der historischen Litteratur ein recht schönes Bild geliefert.

Stabell, Th., Dr.: Lebensbilder der Heiligen. Schaffhausen 1865.

K. H. Der Verfasser bezeichnet seine Arbeit als eine kritisch-historische, wir dagegen vermissen in derselben nur zu sehr die Kritik und auch das Historische. Nirgends ist eine Quelle angegeben, die benützt worden ist und nur gelegentlich werden ein oder das andere Mal die Bollandisten citirt. Der Verfasser scheint übrigens selbst gar sonderbare Begriffe von einer kritisch-historischen Darstellung zu haben, da er beispielsweise den Lebensabriß des heil. Goar mit einem Citate aus Heine's „Lurlei" schmückt! Uebrigens zeichnet sich die Arbeit durch eine fließende, warme, oft schwungvolle Sprache und gerundete Darstellung aus.

Digitized by Google

* Der Wiener Alterthumsverein hat die Herausgabe eines „Archäologischen Wegweisers für Nieder-Oesterreich" unternommen. Der erste Band, das Viertel unter dem Wiener Wald umfassend, ist mit einem erläuternden Texte von Dr. Freiherrn v. Sacken und zahlreichen Abbildungen versehen, in Commission bei Prandel u. Ewald erschienen.

* Wir haben in nächster Zeit eine Reihe interessanter Novitäten zu erwarten. Nachdem vor kurzem im Verlage der Hofbuchhandlung von W. Braumüller der dritte Band von Arneths „Maria Theresia" ausgegeben wurde, erscheint im Laufe der nächsten Wochen in demselben Verlage der zweite Band von O. Lorenz' „Deutscher Geschichte". — Von den Werken F. Hebbels wird eine Gesammtausgabe vorbereitet, deren Herausgabe Prof. Emil Kuh übertragen ist. Der erste Band mit einem Vorworte von Kuh wird im October d. J. ausgegeben werden.

* Zur Statistik des österreichischen Buchhandels. Es liegt uns ein stattlicher Band von 382 Seiten mit den Titeln von nahe an 3000 Büchern und Broschüren, 2800 Bildern und 1100 Musiknummern vor. Er repräsentirt den Umfang der Production des österreichischen Buchhandels im Jahre 1864. Berücksichtigt man die ungünstigen socialen und politischen Verhältnisse des abgelaufenen Jahres, welche selbst auf dem so entwickelten deutschen Buchhandel schwer lasteten, so ist das Ergebniß in quantitativer Hinsicht ein günstiges. Freilich ist dieses eben bei Büchern nicht der entscheidende Moment und wir legen auch darauf kein zu großes Gewicht. Aber immerhin ist die stetig zunehmende Vermehrung der von österreichischen Verlagsfirmen herausgegebenen Werke ein Beweis der Rührigkeit und Unternehmungslust, so wie des sich immer mehr kräftigenden Capitals. In unserer statistischen Darstellung wollen wir uns für heute darauf beschränken zu zeigen, auf welche Fächer sich die Summe von 2990 Werken vertheilt.

I.	Encyklopädien, Sammelwerke, Litteraturwissenschaft	77
II.	1. Theologie, 2. Erbauungsschriften, Predigten	314
III.	Staats- und Rechtswissenschaft, Politik, Statistik	251
IV.	Heilwissenschaft, Thierheilkunde	126
V.	Naturwissenschaften, Chemie und Pharmacie	186
VI.	Philosophie	31
VII.	1. Erziehungs- und Unterrichtswissenschaften, Schulbücher ꝛc., 2. altclassische und orientalische Sprachen, Archäologie, 3. Jugendschriften	348
VIII.	Neuere Sprachen (einschließlich der altdeutschen Litteratur)	115
IX.	1. Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften, 2. Biographien, Memoiren ꝛc., 3. Erdbeschreibung, Länder- und Völkerkunde	290
X.	Mathematik und Astronomie	63
XI.	Kriegswissenschaften, Pferdekunde	42
XII.	Handelswissenschaft, Gewerbekunde	73
XIII.	Bauwissenschaft, Maschinen- und Eisenbahnbau, Schifffahrtskunde	50
XIV.	Forst- und Jagdwissenschaft, Bergbau ꝛc.	17
XV.	Haus- und Landwirthschaft, Gartenbau	95
XVI.	1. Schöne Litteratur, 2. Kunstlitteratur, Kunstwerke, Musik	510
XVII.	Kalender	
XVIII.	Volksschriften	400
XIX.	Vermischte Schriften	

Hievon erschienen in deutscher Sprache	1120 Werke	und 187	Zeitschriften
„ slavischer „	756 „	„ 119	„
„ ungarischer „	540 „	„ 40	„
„ italienischer „	322 „	„ —	„

Digitized by Google

Die Zahl der in italienischer Sprache erschienenen Zeitschriften ist aus dem uns vorliegenden Ausweise nicht zu ersehen.

* Herr Heinrich v. Förster, Eigenthümer der „Allgem. Bauzeitung", auf welche wir mehrfach, zuletzt bei Antritt ihres dreißigsten Jahrganges hinwiesen, hat den bedeutenden Entschluß gefaßt, die berühmtesten Bauschöpfungen aus der florentinischen Blüthezeit von Brunelleschi bis Michel Angelo in großem Maßstabe zu veröffentlichen. Zu diesem Behufe gingen zu Anfang Winter v. J. zwei tüchtige Architekturzeichner nach Florenz, deren erste Sendungen vor kurzem eingetroffen sind. Diese Blätter, welche sich hauptsächlich noch mit Brunelleschi beschäftigen, verdienen in der That alles Lob. Die Zeichnungen rühren von dem jungen und talentvollen Architekten Gnauth her, dessen colorirte Skizzen auf der Architektenausstellung zu Wien allgemeinen Beifall fanden. Ohne Zweifel wird das jetzt unternommene Werk seinen Einfluß auf die modernen Baubestrebungen nicht verfehlen und dürfen wir hoffen, daß es auch im Sinne jener großen Meister ausgeführt werde.

* Man berichtet aus Kärnten, daß sich während des ganzen Monats August Herr Prof. Zahn, der Vorstand des Grazer Joanneum-Archives, in diesem Lande aufhielt und die Archive zu Gurk und Straßburg und jenes des historischen Vereins zu Klagenfurt einer gründlichen Durchforschung unterzog. Die Ergebnisse derselben sollen sehr glänzend sein. Zahn fand, namentlich in Gurk, eine große Zahl bisher noch unbekannter Originalurkunden aus dem 9., 10., 11., und späteren Jahrhunderten. Dieselben betreffen zwar größtentheils nur das Land Kärnten, sollen aber auch nicht wenige sehr interessante Daten zur Geschichte der Steiermark darbieten. Von allen letzteren nahm Zahn Abschriften, welche dem Joanneum-Archiv einverleibt werden, in welchem sich dadurch nach und nach ein sehr reiches vollständiges Urkundenmaterial für die steiermärkische Geschichtskunde ansamuelt. — Auch die Auffindung einer bisher noch unbekannten Lebensbeschreibung Kaisers Heinrich II. (gest. 1024) aus dem 12. Jahrhundert ist die Frucht dieser Forschungsreise des genannten tüchtigen Archivars.

* Die „Schlesische Zeitung" schreibt: Der krainische Historiograph Herr P. v. Radics in Laibach hat bei der von ihm vorgenommenen Ordnung der dortigen Fürst Carlos Auersperg'schen Hausbibliothek eine äußerst interessante handschriftliche Chronik der von 1654 bis 1791 fürstlich Auersperg'schen Stadt Frankenstein in Schlesien aufgefunden. Die Chronik wurde von dem Frankensteiner Rathssenior Martin Koblitz 1655 für den Fürsten Johann Weikhart von Auersperg zusammengestellt und mit Abbildungen der Stadt (zum Auseinanderfalten) geschmückt; sie führt den Titel: „Frankensteinische Jahreszeitungen" und umfaßt 761 Seiten Kleinfolio.

* Von dem von Ankershofen begonnenen und nach dessen Tode von Dr. C. Tangl fortgesetzten „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern" ist unlängst nach zweijähriger Pause wieder ein Heft erschienen. Diese Langsamkeit in der Drucklegung hat zu einer Polemik zwischen Baron Herbert und dem Verleger Buchhändler Leon geführt; der Erstere tadelt die Saumseligkeit des Druckers und Verlegers, dieser sagt, er habe bei diesem Verlage ohnedies nur Schaden und könne andere Arbeiten deßhalb nicht liegen lassen.

* Von der bekannten Monatsschrift „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart", herausgegeben von Rudolf Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist soeben das achte Heft erschienen, welches mit einer sehr interessanten Charakteristik Ferdinand Lasalle's beginnt. Die biographischen Daten sind mit Sorgfalt zusammengetragen, die kritische Würdigung ist eben so eingehend wie unparteiisch, die Darstellung selbst ge-

Digitized by Google

schmackvoll und fesselnd: Freunde und Gegner Lasalle's finden hier zum ersten Male eine zusammenhängende Schilderung seines Lebens und Wirkens, die allerdings noch manche Ergänzungen zuläßt, aber doch in ihrer durchaus objectiven Haltung allen Parteien willkommen sein wird. Darauf folgt ein Artikel „Land und Leute in den Nilquellländern", worin die Resultate der jüngsten Forschungen von Speke und Grant mit Fleiß zusammengestellt sind; jedes einzelne Land wird genau nach seiner Lage und Beschaffenheit, seinen Producten, dem Charakter und den Sitten seiner Bevölkerung beschrieben. Das litterarische Portrait, welches sodann Friedrich Althaus von Thackeray entwirft, ist scharf und charakteristisch und wird allen Verdiensten des hervorragenden englischen Humoristen gerecht. Auf eine Schilderung der sibirischen Pest von sachkundiger Hand folgt endlich das Feuilleton, das einen Nekrolog Paxton's und in der Rubrik „Erd- und Völkerkunde" einen Bericht über die Africa-Reise Lejeans bringt. Die Aufsätze dieses achten Heftes zeichnen sich durch besondere Gediegenheit aus und bekunden vom neuen das Streben, „Unsere Zeit" den großen Revuen des Auslandes immer ähnlicher zu machen.

* Aus München 31. August wird uns geschrieben: Ueber die Malerwerke der hiesigen alten Pinakothek ist neuerdings endlich ein Katalog erschienen, der den Wünschen des gelehrten, wie den Bedürfnissen des nur genießenden größeren Publicums vollkommen zu entsprechen scheint. Man hört ihn von Allen, die sich seiner beim Besuch der Sammlung bedienten und Gelegenheit hatten, ihn mit dem so überaus mangelhaften früheren Kataloge zu vergleichen, als eine eben so zuverlässige als vielfach belehrende und anregende Arbeit rühmen, die für das Studium des reichen Gemäldeschatzes, den die Pinakothek in sich schließt, epochemachend werden müsse. Wie aus der Vorrede zu entnehmen, ist er mit Genehmigung und Förderung des k. Cultusministeriums von Prof. Rud. Marggraff verfaßte, und seine Bedeutung besteht daher wesentlich darin, daß dem Bearbeiter gestattet wurde, die wissenschaftlich-kritische Behandlung zur alleinigen und unbedingten Grundlage bei der Entscheidung über die Meister oder sonstige Benennungen der Bilder zu machen. Es will in der That viel sagen, wenn nahe an 200 Bilder (unter circa 1300 der ganzen Sammlung) ihre bisherigen bestimmten Namen verloren haben und an deren Stelle neue, urkundlich oder durch Analogien bestätigte Künstlernamen oder sonstige entsprechende Bezeichnungen getreten sind, und wenn der Katalog gegen 380 Bilder mit Inschriften aufführt, die als eben so viele kunsthistorische Urkunden zur Beglaubigung der Meister oder der Ursprungszeit der Gemälde betrachtet werden dürfen. Die den merkwürdigsten Bildern beigegebenen kunsthistorischen und kunstkritischen Bemerkungen erhöhen unsern Antheil daran, und es ist gewiß nur ein sehr gerechtfertigter Wunsch, daß auch die übrigen Kunstsammlungen Deutschlands sich bald ähnlicher kritischer Bearbeitungen ihrer Kataloge erfreuen mögen.

Die Hoffnung, das Nationalmuseum mit seinen überaus reichen, der alteinheimischen Kunst und Kunstindustrie gewidmeten Schätzen noch dieses Jahr in dem dafür eigens geschaffenen Prachtbau der Maximilian-Straße aufgestellt und für den allgemeinen Besuch geöffnet zu sehen, scheint nicht in Erfüllung gehen zu wollen. Die Vorbereitungen zu der neuen Aufstellung, die eine streng historische sein wird, und letztere selbst werden noch längere Zeit in Anspruch nehmen und die Eröffnung wahrscheinlich mit dem Beginn der nächstjährigen großen „culturhistorischen Ausstellung" zusammenfallen, für welche das Comité schon lange unausgesetzt thätig ist.

Durch Streitigkeiten, die sich über die hiesige Franz'sche Buchhandlung zwischen den Erben des G. Franz und dem Mitbesitzer Halberger in Stuttgart erhoben haben, ist die Fortsetzung des neuen Nagler'schen Monogrammlexikons leider ins Stocken gerathen. Allerdings wurde noch erst im Juli ein neues Doppelheft (das 7. und 8. vom 4. Bande) ausgegeben, aber die Vollendung des Manuscriptes, das etwa noch 48 Druckbogen geben und mit dem 4. Bande abschließen wird, ruht seit längerer Zeit. Inzwischen hat Nagler

Digitized by Google

einen „Münchner Kunstanzeiger" herauszugeben begonnen, der einem fühlbaren Bedürfniß abhelfen könnte, wenn die einseitigen Absichten des Verlegers, das Blatt zum Hauptorgan für den hiesigen Kunstverein zu machen, nicht hinderlich dazwischen lägen.

* Von H. v. Sybels „Geschichte der Revolutionszeit" hat deren Verlagshandlung soeben eine „dritte, vermehrte und verbesserte Auflage" mit der Herausgabe des ersten Halbbandes begonnen, welche trotz sehr schöner Ausstattung bedeutend billiger verkauft wird als die beiden ersten Auflagen. Solche Preisherabsetzungen sind in der That lebhafte Aufmunterungen und Ermuthigungen für den kleinen Bruchtheil des Publicums, das sich noch beeilt, wirklich bedeutsamen oder doch bedeutsam erscheinenden wissenschaftlichen Werken durch ihren schleunigen Ankauf zu mehreren Auflagen zu verhelfen!

A. B. (Zur Litteratur der Touristenbücher.) Es klingt vielleicht paradox, wenn man sagt, daß die Litteratur der Reisehandbücher mit der Entwicklung des Reisens selbst nicht gleichen Schritt hält. Dennoch glauben wir damit eine Wahrheit auszusprechen. Besonders in Oesterreich, für dessen nur einigermaßen von den großen Touristenstraßen abseits gelegene Gegenden weder der zuverlässige Bädecker, noch vollends die meistens aus zweiter Hand schöpfenden Meyer'schen Reiseführer auch nur entfernt ausreichen, ist in dieser Beziehung selbst für die oberflächlichste Benachrichtigung und Orientirung des Touristen noch erstaunlich viel zu thun. Namentlich in den steirischen, kärntnischen, ja selbst in den Tiroler Alpen liegen von der litterarischen Thätigkeit dieses Genre's noch sehr weite Kreise unberührt; des Leithagebirges, der Karpathen, Siebenbürgens, Dalmatiens, Illyriens u. s. w. gar nicht zu gedenken. Man beklagt es oft, daß der Strom der Reisewelt sich verhältnißmäßig wenig den österreichischen Gebirgen zuwendet, welche doch bei den heutigen Eisenbahnverbindungen allermindestens nicht schwerer zu erreichen sind, als z. B. das von Touristen wimmelnde Walliser, Tessiner und Graubündtner Hochland der Schweiz. Aber allerdings müßte die Reisewelt darauf hingewiesen, die Wege müßten ihr bezeichnet, sie müßte auf die Schönheiten und Merkwürdigkeiten aufmerksam gemacht werden. Darin sind die Schweizer unermüdlich, und namentlich ihre Alpenclubs entdecken selbst in den bekanntesten Gebirgsstöcken in jedem Jahre neue Wanderungen, Thäler, Gipfel, öffnen die Wege dorthin, verbinden sie mit viel begangenen Touren, kürzen diese ab, sorgen für Herbergen u. s. w. Freilich wissen davon die populärsten, aber von Nicht-Schweizern geschriebenen Touristenbücher gewöhnlich nichts, am wenigsten diejenigen, für welche die Buchhändlerspeculation die lauteste Reclame zu erheben pflegt. Der vielgepriesene Berlepsch verläßt uns, wo ihm kein anderes Handbuch vorangegangen ist, nachdem er uns auf den großen Straßen in Bezug auf die Qualität der Gasthäuser, Pensionen ꝛc. empfindlich getäuscht und selbst in dieser Hinsicht Bädeckers neuerdings nicht genugsam revidirtes Handbuch keineswegs ersetzt. Ganz zuverlässig und vollkommen unabhängig hat sich uns dagegen nach dieser dem Reisenden keineswegs unwichtigen Seite nur J. Tschudi's „Schweizer Führer" erwiesen, dessen im Juli vollendete sechste Auflage unseres Erachtens überhaupt das vollendetste Musterbuch seines Genre's erscheint. Diese Auflage ist eine vollkommene Umarbeitung und abermalige bedeutende Vermehrung des alljährlich genau revidirten, nur nach eigenen Erfahrungen der Verfassers berichtenden Werkes. In drei dünnen handlichen Bändchen, mit einer allgemeinen Reisekarte, sechs Stadtplänen und zwölf (meistens weniger bekannten) Gebirgspanoramen ausgestattet, enthält es je: 1. die Nord- und West-Schweiz, 2. die Ur- und Süd-Schweiz, 3. die Ost-Schweiz und außerdem die benachbarten südlichen Theile des Schwarzwaldes, die italischen Seen und Thäler nebst Mailand und Turin, ebenso das angrenzende Tirol, Montafon und Vorarlberg. Was aber eine Hauptsache, der große „Schweizer Alpenclub" legt hier in Originalbeiträgen seiner bedeutendsten Mitglieder stets die neuesten Resultate seiner Wanderungen in der Hochgebirgswelt nieder, so

Digitized by Google

daß mit Tschudi's „Schweizer Führer" als Organ des Clubs hinsichtlich der lohnendsten, bisher unbekannten Gebirgspartien kein anderes Buch concurriren kann. Während er dem gewöhnlichen Touristen auf den begangensten Wegen und dem kühnen Hochlandsfahrer gleichermaßen ein unbedingt verläßlicher Wegweiser und Reiseberather ist, regt er mit kernigen, treffenden, immer praktischen Bemerkungen und Beobachtungen den Reisenden auch zur Selbstthätigkeit, zum Denken und Beobachten an, ohne ihn mit Andeutendem zu verwirren. Empfehlen wir somit das Buch selbst, so möchten wir doch zugleich auch die Bearbeiter ähnlicher Werke auf die Einrichtung und Behandlungsweise desselben als auf eine wahrhaft mustergültige hinweisen.

A.B (Die Publicationen des Broschürenvereines.) Von großer Bedeutsamkeit in zeitgeschichtlicher und in litterarischer Hinsicht erscheinen die Publicationen des Broschürenvereins (Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft von G. Hamacher), welcher im vorigen Jahre von der Versammlung der Katholikenvereine begründet wurde. Bis jetzt hat derselbe acht Arbeiten, welche sich mittelbar oder unmittelbar auf historische, sociale, politische Fragen der Gegenwart beziehen, aus der Feder der berühmtesten katholischen Gelehrten veröffentlicht. Man begann die Publicationen mit etwa 12.000 Abonnenten, mußte jedoch sehr rasch zweite und dritte Auflagen veranstalten und zieht nun die neuesten Broschüren in 32.000 pränumerirten Exemplaren ab, welche vorzugsweise im südwestlichen Deutschland verbreitet sind. Der gemeinsame Gedanke der historischen Arbeiten ist die documentarische aber zugleich populäre Wiederherstellung der Wahrheit in der Geschichte, welche durch confessionelle und politische Parteidarstellungen namentlich einer sehr mächtigen modernen historischen Schule dem öffentlichen Bewußtsein verzerrt und verdunkelt werden will. In diesem Sinne zeigt Nr. 1: „Wie man in Deutschland Religionskriege macht", d. h. rein politische Kämpfe tendentiös-historisch als Religionskriege zurechtmacht. Dr. J. Friedrich zu München giebt in zwei Broschüren (Nr. 3 und 4) ein Lebensbild von „Johann Hus" als „Feind der Deutschen und des deutschen Wesens", so wie er ihn als „Reformator und seine Verurtheilung" charakterisirt; Dr. Ch. H. Vosin zu Köln bespricht (Nr. 5) „Galileo Galilei und die römische Verurtheilung des kopernikanischen Systems"; Prof. Joh. Janssen zu Frankfurt (Nr. 8) schildert „Gustav Adolf in Deutschland", nach den neuesten und unbefangensten historischen Zeugnissen und Documenten. Unmittelbar zur politischen Gegenwart wendet sich Prof. Dr. Hergenröther zu Würzburg (Nr. 2), indem er „Die französisch-sardinische Uebereinkunft vom 15. September 1864" darlegt und nach ihren Tendenzen und Consequenzen erörtert. J. M. Hägele (Nr. 6) bespricht „Den modernen Fortschritt und die arbeitenden Classen"; Dr. August Reichersperger (Nr. 7) schildert in der Broschüre „Die Kunst jedermanns Sache" die heutigen trüben Kunstzustände und fordert ein Eintreten des Publicums für das Wahre und Echte auf ästhetischem Gebiete, auf daß „die Kunst wieder im rechten Sinne jedermanns Sache werde".

* In den städtischen Archiven zu Elbing ist, wie die Zeitungen melden, ein noch unbekanntes Werk von Georg Friedrich Händel aufgefunden worden. Das Textbuch führt den Titel: „Hermann Balk, dramma per musica del Signr. F. Haendel". Außerdem ist angegeben, daß der Text vom Rector Seyler, die Musik zu den Arien und Chören von Händel, die Recitative aber vom Cantor Ditrich seien.

* Von der Zeitschrift „Časopis katolického duchovenstva" ist unter der Redaction des Herrn Kanonikus K. Winařický das sechste Heft des heurigen Jahrganges erschienen. Dasselbe enthält mehrere interessante Artikel, sowie eine reichhaltige Chronik. Unter den ersteren befindet sich auch ein größeres Bruchstück der geistlichen Reden des bekannten Magisters Johann Přibram, entnommen einem Manuscripte des böhmischen

Digitized by Google

Museums aus dem Jahre 1490. — Die juridische Zeitschrift „Právník" ist soeben zum 17. Hefte gediehen. Dasselbe bringt einen neuen Artikel über den Gebrauch der böhmischen Sprache bei den Aemtern, dann die Fortsetzung der Abhandlung über die Schwurgerichte und einen längeren Artikel über §. 19 der Concursordnung und § 16 des Einführungsgesetzes zum Handelsgesetze. Zahlreiche praktische Rechtsfälle und kleinere Notizen schließen das Heft.

* Es ist charakteristisch, wie die Italiener trotz ihrem Hasse gegen Deutsche und alles, was deutsch ist, sich neuestens mit deutscher Litteratur eifrig beschäftigen. So ist in letzterer Zeit in Mailand kurz nacheinander eine litterarkritische Studie über Lenau und eine Uebersetzung von Chamisso's „Peter Schlehmil" in italienischer Sprache (beides aus der Feder einer Dame) erschienen.

* Msgr. Audisio veröffentlichte in Rom in letzter Zeit seine „Storia religiosa e civile dei Papi". Sie ist die Arbeit von 20 Jahren. Im Jahre 1844 war er Director eines geistlichen Instituts zu Soperga bei Turin; er wollte den ersten Theil des Werkes dem Kronprinzen von Sardinien widmen. Als er dem König Karl Albert davon sprach, erwiederte dieser: „Warum nicht mir? Auch ich bin ein Freund der Päpste". So fiel die Dedication dem König zu. Der Verfasser sieht im Papstthum den Mittelpunkt und die Quelle, von wo aus in der alten und neuen Geschichte die Civilisation hervorging, schließt aber aus selbstverständlichen Gründen über die Ereignisse der Gegenwart nur mit Wünschen und Hoffnungen. — Der gelehrte Kanonikus Gaetano Carabelli machte eben eine noch fehlende vollständige Geschichte der Familie Farnese bekannt: „Dei Farnesi e del Ducato di Castro e Ronciglione dalla storia inedita di Ronciglione". Sie beginnt mit dem 10. Jahrhundert und schließt mit der Geschichte der Königin Elisabeth von Spanien 1731.

---

* Zu den kostbaren Schätzen mittelalterlicher Kunst, in deren Besitz das Stift Klosterneuburg ist, gehört der siebenarmige romanische Leuchter. Wiederholt haben die Kunstfreunde dessen ungünstigen Aufstellungsplatz, so wie auch die Verunstaltung desselben durch einen häßlichen Anstrich beklagt. Wie wir vernehmen, hat der hochwürdigste Herr Prälat den Leuchter einer Restauration unterziehen und demselben einen günstigeren Platz anweisen lassen. Herr Conservator A. Camesina überwachte die Restauration des Kunstwerkes.

* Graf Julius Keglevich hat drei interessante Antiquitäten, welche im vorigen Monate in Preßburg aus Anlaß der Versammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher ausgestellt waren, dem Nationalmuseum geschenkt. Die erste derselben, ein aus dem Bronzealter stammendes, mit einer besonders schönen grünen Patina überzogenes Halsband (Halscuras), rückwärts mit zwei Spiralen (tekercs) versehen, wurde im Heveser Comitate bei dem Orte Isten-Mezö gefunden. Die zweite, ein langer, gekrümmter, mit einer bronzenen Handhabe versehener Dolch, wurde zu Szendrö, Borsoder Comitat, gefunden. Die gleichzeitig gefundene dritte Antiquität ist ein vielfach mit Rost überzogenes Messer. Sämmtliche drei Piecen sind in der betreffenden Sammlung des Nationalmuseums Unica.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweiher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur modernen nationalrussischen Geschichtschreibung.

Bekanntermaßen ist der bei der heutigen freieren Bewegung des öffentlichen Lebens in Rußland überall erwachte Parteikampf zwischen den nationalrussischen, beziehungsweise slavophilen und den westeuropäischen, beziehungsweise deutschen Elementen nicht erst mit dieser freieren Bewegung selbst entstanden. Namentlich so weit er wissenschaftlicher und speciell historischer Natur, trat er bereits unter Nikolaus vielfach in der russischen Litteratur hervor. Nur bewegte er sich damals beinahe ausschließlich auf litterarischem und hier wieder speciell auf belletristischem Gebiete; wie denn z. B. die 1833 von Senkowski begründete Monatschrift „Lesebibliothek" einen überaus wichtigen Sammelpunkt der streng russischen Autoren bildete und als Organ Pagodins, später Kakolniks in der Gegnerschaft gegen Puschkin und dessen Nachfolger entscheidend wirkte. Wie ganz anders heute der Charakter des Kampfes geworden, bezeugt unter anderem eben auch das vor kurzem erfolgte Eingehen dieser Monatschrift. In gewisser Beziehung, d. h. den veränderten Kampfgebieten entsprechend, ist „Ruski Westnik" an ihre Stelle getreten, welches von Katkow und Leontjew herausgegeben wird, in deren Händen zugleich die Leitung des einflußreichsten und verbreitetsten politischen Organs der nationalrussischen Partei, der „Moskauer Zeitung" ruht.

Daß die wissenschaftliche Begründung der Principien der nationalrussischen, beziehungsweise slavophilen, oft auch als moskowitisch bezeichneten Partei vorzugsweise auf dem historischen Gebiete gesucht werden muß, ergiebt sich nothwendig aus dem Grundwesen ihres Gegensatzes zu den sogenannten westeuropäischen und nur beziehungsweise auch als deutsch zu bezeichnenden Bestrebungen der Gegenseite, die man wohl richtiger die petersburgische nennen könnte. Denn im Wesentlichen basirt sie ihr Programm für die culturlichen und politischen Entwicklungen Rußlands auf die durch Peter den Großen in die Staatsleitung eingeführten und von dessen Nachfolgern festgehaltenen Principien, wonach die Entwicklung Rußlands aus einer Amalgamirung des russischen mit dem europäischen Wesen sich gestalten soll. Diese angestrebte Amalgamirung wird jedoch von den Nationalen eben als entwürdigende Unterordnung des Russenthums perhorrescirt und deren Vertreter als deutsche Partei bezeichnet, weil allerdings großentheils Deutsche die praktischen Leiter und principiellen Gönner dieser Richtung waren; bekanntlich gehörten und gehören ihr jedoch auch die glänzendsten russischen Namen auf den Gebieten der Staatskunst wie der Wissenschaft an.

Digitized by Google

Die moskowitische Partei betrachtet Rußlands eigenthümliche und natürliche Entwicklung als abgebrochen durch Peter, die ganze nachfolgende Zeit als einen nationalen Stillstand oder eine Reihe von entnationalisirenden Verirrungen; als heutige Aufgabe zur Wiederbegründung naturgemäßer Entwicklungen gilt ihr die Wiederanknüpfung des nationalen Lebens in seinen verschiedenen Phasen an die vorpetrinische Periode. Die klaren Köpfe dieser Partei — und natürlich sind auch diese für den herrschenden Geist entscheidend, nicht der Troß, welcher nachredet, handwerkert und dient — denken indessen natürlich nicht daran, alles zu streichen, was seit Peter I. die Geschichte mit Hülfe der fremden Elemente in Rußland geschaffen hat. Sie machen sich vielmehr diese Vergangenheit zunutze, die gewonnenen Vortheile behauptend, indem sie aus den damit verbundenen Nachtheilen ihre Lehren für die Zukunft ziehen; nur suchen sie bei der Aneignung fremder Bildungselemente stets nach nationalen Anknüpfungspunkten. In der Geschichtschreibung des Auslandes ziehen sie dem zufolge diejenigen Autoren vor, bei denen sich Aehnliches findet, oft sogar ohne Rücksicht darauf, ob jene mit den russischen Anschauungen übereinstimmen oder nicht. So ist unter den deutschen Geschichtschreibern der alte Schlosser ihr erklärter Liebling, während die Petersburger Partei ihrer mehr kosmopolitischen Richtung zufolge ihr Ideal in L. Ranke findet, unter dessen weitumfassenden Gesichtspunkten sich alle Gegensätze versöhnlich zusammenfinden oder auflösen.

Aus dem soeben berührten Grundprincipe der moskowitischen Nationalpartei erklärt es sich selbstverständlich, daß deren historische Arbeiten mit besonderer Vorliebe sich den letzten drei Jahrhunderten zuwenden. Philosophisch hat freilich diese große nationalpolitische Partei ihre Weltanschauungen noch in keinem größeren Werke zusammengefaßt und systematisch durchgeführt; vielleicht stecken dazu ihre Vertreter noch zu tief im Formalismus der Hegel'schen Schule, was auch ihren Schriften eine gewisse Schwerfälligkeit aufprägt. Allein von tüchtigen Studien in Hegels „Philosophie der Geschichte" zeugte schon das in der neuen alexandrinischen Aera zuerst von der Partei begründete (doch von der Regierung unterdrückte) periodische Sammelwerk „Ruskaja Beseda" unter Aksakows Redaction (aus welchem Bodenstedts „Russische Fragmente", Leipzig 1862, eine interessante Auswahl von Aufsätzen mittheilten). Ein sonderbarer Zufall ist es trotzdem, daß kein Russe, sondern ein Deutscher, Schlözer, zu allererst eine kritische Bearbeitung und Revision der russischen Geschichtsquellen unternommen hatte. Ihm war Karamsin mit seinem bahnbrechenden Riesenwerke „Geschichte des russischen Reiches" gefolgt. Derselben Richtung gehörten und gehören auch mehr oder minder die historischen Arbeiten Granowski's, Kudrjawzews, Stassulewitsch' an. Aber sie schöpften dennoch meistens immer noch aus deutschen, französischen ꝛc. Quellen, was natürlich abendländische Terminologie und eine Menge von Fremdwörtern in ihre Darstellung brachte, welches deßhalb ebenso für die Bildungsfähigkeit der russischen Sprache, wie für deren Jugendlichkeit zeugt. Charakteristisch für diese Gruppe ist namentlich Stassulewitsch' „Geschichte des Mittelalters", welche, auf drei starke

Digitized by Google

Bände angelegt und noch nicht vollendet, viel weniger eine selbstständige, als eine chrestomatische Arbeit aus mittelalterlichen Schriftstellern und autoritätischen Geschichtswerken mit eingeflochtenen Expectorationen des Verfassers erscheint. Er bildet so gewissermaßen die Vermittlung zwischen der Vergangenheit und der neuesten Phase der moskowitischen Schule, in welcher diese auch davon zurückkam, den langathmigen und blumendurchwirkten Periodenbau Karamsins als mustergültig zu betrachten.

Bahnbrechend nach dieser Seite wurden Ustrjalow und Solowjew. Ersterer läßt jetzt von Zeit zu Zeit einen Doppelband seiner „Geschichte Peters des Großen" erscheinen, angefüllt mit ungedruckten Materialien, klar entwickelt, eine vortreffliche Ergänzung seiner „Geschichte des nordischen Krieges", nur so breit, daß er schwerlich viele Leser findet. Solowjews umfangreiche „Geschichte Rußlands seit den ältesten Zeiten" verfolgt aber nicht bloß das äußerliche Werden des Staates, sondern auch den inneren Entwicklungsproceß der Nation, namentlich den Nachweis der Zusammengehörigkeit der unter den warägischen Fürsten zersplittert auftretenden Stämme, um daraus die Dauerhaftigkeit ihrer späteren Wiedervereinigung zu erklären. Er steht auch in der wissenschaftlichen Methode auf der Höhe der modernen Geschichtschreibung, nur weit weniger hinsichtlich der Darstellung; aber urrussisch ist allerdings alles bei ihm. Selbst wenn er alte Urkunden nicht wörtlich anführt, schmeckt man den Styl officieller Geschäftspapiere oder Chroniken; seine Sprache ist oft wie die der Simrock'schen Uebersetzung der Nibelungen, wo noch viel Kraft und Besonderheit der alten Formen und Wendungen übrig geblieben, doch auch viel verloren gegangen ist, man begegnet Wörtern, welche die moderne russische Sprache vergessen, Satzbildungen, welche sie beseitigt hat. Solowjew erspart seinen Lesern auch keine Mühe, führt sie direct ins Archiv, verschafft ihnen allerdings interessante und lehrreiche Gesichtspunkte, zeigt ihnen hie und da auch seinen leitenden Gedanken, giebt aber doch im Ganzen mehr eine Mosaik von Geschichten, für das lesende Publicum zu viel und für die Fachmänner zu wenig, um als eindrucksvoller Geschichtschreiber im großen Styl zu wirken. Die kolossale Ansammlung kritisch gesichteten Materials, aus dessen Menge nur die Principien, aus dessen Andeutungen die Thatsachen nur besser herauszuheben und zu präcisiren wären, ist jetzt bis zum 14. Bande und dadurch bis an die Schwelle der neueren Geschichte Rußlands gediehen. Ob der Lebensdauer und Arbeitskraft des Verfassers die Vollendung der ganzen ungeheuren Aufgabe beschieden sein wird — wer mag es sagen? Der Schule und Partei ist das Werk unschätzbar; aber, offen gestanden, außer den Fachleuten kennt es das Publicum fast bloß vom Hörensagen. -

Es scheint auch, daß die nationalrussische Schule zu der Einsicht gelangt ist, daß so allgemein umfassende Werke bei den jetzigen Anforderungen der historischen Wissenschaft und Kunst, so wie des Publicums nur in den seltensten Fällen möglich sind. Dabei kommt es ihren Schriftstellern zu statten, daß die moderne Entwicklung der russischen Presse besonders auch jene Wochen- und Monatschriften-

Digitized by Google

litteratur begünstigt, welche Gemeinnütziges mit Belletristischem und Politischem mischt. Fast keine Nummer der bedeutenderen Zeitschriften erscheint, ohne einen historischen Aufsatz zu bringen, und die russischen Historiographen haben jenen falschen Gelehrtendünkel nicht, welcher sich zu entwürdigen glaubt, wenn er seine kleineren Arbeiten in Gesellschaft namenloser oder mit unberühmten Namen unterzeichneter Journalartikel veröffentlicht. Aber allerdings wird gerade auch in diesen Zeitschriften die Autorität des Namens am häufigsten benützt, um nach Art der „Deutschen Geschichtsbaumeister" die scheinbar objective historische Darstellung zum Dienst der politischen Parteiung und Meinungmacherei zu mißbrauchen. Diese Behandlungsart specieller Perioden und Ereignisse ist in den russischen Zeitschriften sogar die überwiegende und bei dem großen Einflusse, den das gedruckte Wort überhaupt, namentlich aber die nationale Gelehrtenautorität auf das noch so naive Lesepublicum Rußlands ausübt, für die fernere Gestaltung seiner nationalpolitischen und socialen Entwicklungen von tiefeingreifender Bedeutsamkeit. Die Förderung der russischen Geschichtswissenschaft gewinnt jedoch trotzdem unläugbar dabei, denn tagtäglich werden unbekannte nationale Geschichtsquellen eröffnet, neue Documente ans Tageslicht gebracht. Gerade die Autoren der moskowitischen Schule sind darin von einer Unermüdlichkeit, welche auch außerhalb Rußlands vielfach als Muster dienen könnte. Speciell unter russischen Verhältnissen beweisen sie aber, daß die der Bequemlichkeit allerdings zusagende Tradition von der Unzugänglichkeit der archivalischen Quellen heute in Rußland keine Geltung mehr hat. Die bereits gedruckten Actensammlungen sollten nur durch Rubriciren, Katalogisiren, Sichten und Ordnen nach einzelnen Gegenständen und Fragen für die wissenschaftliche Ausbeutung handlicher gemacht werden. Indessen, wo klagt man nicht über dieselben Uebelstände!

Doch ist die nationalrussische Geschichtsforschung auch in dieser Richtung mit Eifer thätig. Unter den historischen Publicationen, welche namentlich das oben bereits erwähnte „Ruski Westnik" öfters bringt, ragt z. B. neuestens ein, die noch immer vielfach dunkle Geschichte des Pugatschew'schen Aufstandes aufhellender Artikel von dem rühmlich bekannten Historiker Schtschebalski glänzend hervor. Nach bisher unbenützten Quellen und aus officiellen Actenstücken führt der Verfasser besonders den Beweis, daß die vielverbreitete, auch von Voltaire und Anderen getheilte Ansicht, jener merkwürdige Aufstand sei vom Auslande her, wenn nicht hervorgerufen, doch genährt worden, unrichtig ist. Der Petersburger Prof. Andrejewski gab dann in einer Dissertation über die Statthalter, Wojwoden und Gouverneure vor einem Jahre treffliche rechtshistorische Quellenforschungen über die Hauptmomente der Verwaltung von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage. Eine andere monographische Schrift machte zu Anfang dieses Jahres viel Aufsehen. Kostomarow erörtert nämlich darin die Frage: „Wer war der erste Pseudo-Demetrius?" in knapper, wissenschaftlicher Form, durch und durch als Quellenforschung, dabei elegant in der psychologischen Interpretation. Auch soll diese episodische Untersuchung dem Vernehmen nach überdies bloß noch Probe oder

Digitized by Google

Vorläufer eines großen Werkes von Kostomarow über jene gesammte Revolutionsepoche sein, mit welcher das 16. Jahrhundert in Rußland abschloß und das 17. Jahrhundert begann. Und damit könnte allerdings, trotzdem Solowjew in seinem großen Werke dafür bereits reiches Material aufgehäuft hat, durch seine Darstellungsweise, wenn sie der vorgelegten Probe entspricht, ein namhafter Gewinn für die nationale Geschichtschreibung erzielt werden. An Material fehlt es ja den russischen Geschichtschreibern überhaupt nicht, wohl aber an dessen gewandter Bearbeitung. Gerade darin erweist sich jedoch Kostomarow als Meister, vielleicht schon darum, weil er durch die volle Herrschaft über das Material die weitesten historischen Perspectiven eröffnet, weßwegen freilich wieder die moskowitische Schule seine nationale Orthodoxie gar nicht recht gelten lassen will. Namentlich war er mit dem alten Pagodin in schwere Kämpfe über seine häretischen Ansichten in Betreff der Herkunft der Russen, die er von den Finnen entspringen läßt, und zuletzt über ein höchst interessantes „Charakterbild des Dmitri Donskoi" (im russischen St. Petersburger Kalender für 1864) verwickelt, aus denen er jedoch siegreich hervorging. In dieselbe Zeit fiel auch seine überaus lehrreiche Darstellung „Der livländische Krieg" Johann des Schrecklichen (in der Biblioteka dja Tschtenija), wie denn überhaupt Kostomarow wohl der productivste und vielseitigste unter den nationalen Historiographen ist.

Löst sich in solcher Weise mitunter durch die chemische Uebermacht der Wissenschaft über die Bindekraft des nationalen Eifers ein Glied der sonst festgeschlossenen Kette dieser moskowitischen Schule, so erhält sie dagegen auch bisweilen eine Parteikraft aus Regionen, wo sie selbst eine solche am wenigsten erwartet. Unter die fanatischsten Parteiarbeiten gehörte z. B. das anonym erschienene Buch: „La Russie envahie par les Allemands" (Paris und Leipzig 1844). Der später enthüllte Verfasser, welcher im „Russischen Boten" Memoiren seines Lebens und dabei sehr interessante, obschon renegatenhaft deutschfeindliche Bilder des russischen und esthnischen Lebens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab, hieß Wigel, ursprünglich sogar Wigelius, stammte aus Schweden und war in Esthland geboren, nur im Staatsdienst russificirt. Fataler für die Partei ward indessen eine Enthüllung am Grabe des gefeierten Slavisten Wostokow, welcher vor einem Jahre als 83jähriger Greis starb, durch seine Arbeiten alle früheren russischen Grammatiker verdrängt und das beste kirchenslavonische Lexikon verfaßt hatte. Denn Wostokow war nicht bloß ein Deutscher, Namens Osteneck, von der Insel Oesel, aus der Stadt Arensburg, sondern auch Lutheraner und nach einander mit zwei lutherischen Frauen verheiratet. Sresnewsky, welcher Namens der russischen Akademie die Gedächtnißrede für ihn zu halten hatte, überging deßhalb seine Geburt und Jugend vollkommen, auf daß Alexander Osteneck für die Nachwelt officiell Alexander Christoforowitsch Wostokow bleibe. A. B.

Digitized by Google

Fétis: Biographien der Musiker und Bibliographie der Musik.

Biographie universelle des musiciens et bibliographie générale de la musique. Deuxième édition, entièrement refondue et augmentée de plus de moitié. Par F. J. Fétis, maitre de chapelle du roi des Belges, directeur du conservatoire Royal de musique de Bruxelles etc.

(Paris 1860–1864, Librairie de Firmin Didot Frères, Fils et Comp.)

Angezeigt von Dr. A. W. Ambros.

Von diesem bedeutenden Werke liegen in der zweiten, vom Verleger glänzend ausgestatteten Ausgabe dermal sieben Bände vor, welche (nebst einer geharnischten und behelmten Vorrede von 37 enggedruckten Seiten) die Artikel „Aaron—Scultetus" umfassen. Das Werk nähert sich somit seinem Abschlusse, und es wird endlich Zeit, da sich sein Werth und Gehalt nach dem bereits Vorliegenden mit Sicherheit beurtheilen läßt, einen Blick darauf zu werfen — es ist im Guten wie im Schlimmen sehr viel darüber zu sagen. Bisher hat es diesseits des Rheines kein anderes Echo geweckt als gelegentliche Citate, und gelegentliche Berichtigungen einzelner Unrichtigkeiten — zustimmende Aeußerungen sind bisher nicht laut geworden, wohl aber das Gegentheil. In Frankreich dagegen gilt Fétis für eine unbedingte Autorität, deren Kenntnisse in Sachen der musikalischen Archäologie und Musikgeschichte völlig ihren Gegenstand umfassen und erschöpfen, deren Aussprüche Orakel sind, gegen welche weiter keine Berufung an eine höhere Instanz stattfindet, nicht einmal a Fétis ad Fétis melius informatum, wie in dieser zweiten Auflage der Artikel Genet (Eleazar, genannt Carpentras) in einer in seiner Art ergötzlichen Probe zeigt. Herr Laurens, Secretär der Facultät zu Montpellier („d'ailleurs fort bienveillant pour moi" bemerkt Fétis), hatte eine Aeußerung der ersten Ausgabe über jenen alten Meister und seine Lamentationen durch Publication eines Theiles dieser Fétis bis dahin unbekannt gewesenen Composition berichtigen wollen. Wie er mit dieser „bienveillanten" Unternehmung bei Fétis ankömmt, möge man an Ort und Stelle nachlesen. Fétis, der sich selbst in seinem Werke mit einer 12½ Seiten Petitdruck umfassenden Biographie bedacht hat, fühlt denn auch die Autoritätskrone auf seinem Haupte sehr lebhaft, wie zahlreiche Stellen des Lexikons zeigen (sonst pflegen bei solchen Werken die große, alphabetisch geordnete geistige Waarenmagazine sind, wo jeder holen mag, was er eben braucht, die Personen der Verfasser hinter den Artikeln zu verschwinden, hier aber tritt uns Fétis sehr oft in Person entgegen — ob der Eindruck dieser Begegung gerade ein sehr angenehmer ist, wollen wir unerörtert lassen); — es ist charakteristisch, wie er in der Vorrede auf seine Vorgänger Marpurg, P. Martini, Fürstabt Gerbert, Burney, Hawkins und Forkel einen Blick der Anerkennung von seiner Höhe herabfallen läßt, aber freilich beisetzt: „d'ailleurs l'esprit critique et

Digitized by Google

philosophique manquait à ces écrivains". Er fährt fort: „L'histoire de la musique proprement dit n'existe pas encore" und „peut-être l'historien de l'art se trouvera enfin". Da Fétis schon früher der Welt verkündigt hat, er werde, sobald nur diese Ausgabe ganz heraus ist, sofort seine Musikgeschichte publiciren, so wissen wir, was wir von jenem schalkhaften „peut-être" zu halten haben, und daß der „historien" bereits gefunden ist. Und Kiesewetter, dessen Musikgeschichte in ihrer fast überpräcisen Form eine erstaunliche Masse von Wissen birgt, eine Fülle treffend in drei Worten hingestellter Urtheile, die ferner die organische Entwicklung der Musik mit der größten Klarheit und mit wissenschaftlicher Schärfe zur Anschauung bringt — und eigentlich bisher die einzige, wirkliche Musikgeschichte ist — während selbst noch der treffliche, brave Burney von der Ueberfülle seines Stoffes erdrückt ward, von Forkel u. A. gar nicht zu sprechen, — Fétis nennt hier Kiesewetter nicht einmal!! Ohnehin ist Kiesewetter sein Banquo's Geist, der sich ihm bei seinem großen Gastmahle alle Augenblicke drohend auf einen vacanten Stuhl setzt und ihn außer sich bringt. Kiesewetter hat freilich gleich beim Anfange seiner gelehrten Laufbahn die Todsünde begannen mit seiner Abhandlung über die Verdienste der Niederländer bei der gelehrten Gesellschaft der Niederlande den ersten Preis zu gewinnen, während Fétis nur das Accesit erhielt. Fétis bildet sich geradezu ein, Kiesewetter habe seitdem ganz speciell nur für ihn oder vielmehr gegen ihn geschrieben, und bei jeder litterarischen Production directe oder indirecte Polemik beabsichtigt. — vermuthlich weil er ihm das Accesit nicht gönnte. Ja — unglaublich aber wahr — den Artikel „Molitor" schließt Fétis mit den Worten: „je crois être certain que ce nom de S. Molitor est un des pseudonymes sous lesquels Kiesewetter se cachait, quand il voulait m'attaquer sur quelque point de doctrine ou sur des faits qu'il croyait mieux connaître que moi." Man fühlt sich bei solchen Zügen fast versucht, das Buch mit Abneigung aus der Hand zu legen oder zu werfen. Ein so grundgelehrter Mann wie Fétis, der, mit dem Alkoran zu sprechen, in der schwärzesten Nacht auf dem schwärzesten Stein die schwärzeste Ameise sieht, hätte doch wohl wissen sollen, daß Molitor 1766 zu Nekarulm geboren, als k. k. Oberverpflegsverwalter 1848 gestorben, ein großer, wahrhaft und gründlich gebildeter Musikkenner und Kiesewetters intimer Freund, keineswegs aber sein zweites Ich war. Fétis wirft dem verhaßten Kiesewetter einmal „vanité puerile" vor. Er thäte wohl, mit dieser Beschuldigung ja recht vorsichtig zu sein!

Fétis müßte geradezu außer sich gerathen, sähe er, wie man sich in Deutschland unterfteht, ihm über die Schulter in sein Buch zu gucken, und ihm lächerliche Schnitzer nachzuweisen, wie im Artikel „Bierey" „il mourut à Asthma près de Breslau" oder: „Gallus, Jacques, compositeur de grand mérite, né à Krain dans la Carniole". Geographische Kenntnisse sind bekanntlich nicht die starke Seite der Franzosen, und was au delà du Rhin liegt, „le Nord", ist ihnen ein kimmerisches Nebelland, trotz aller Eisenbahnverbindungen und Dampfschifffahrten. Um jedoch die leidige Frage Fétis contra Kiesewetter hier ein- für

Digitized by Google

allemal zu Ende zu bringen, sei bemerkt, daß der Artikel „Kiesewetter“ mit überraschender Mäßigung geschrieben ist — gleichsam, als habe der höfliche Franzose gefühlt, es sei ganz unthunlich, jemand im eigenen Hause zu besuchen, um ihm dann dort Grobheiten zu sagen — ferner, daß Kiesewetter seinerseits einmal einen falschen Schritt gethan hat, den Fétis auszubeuten nicht ermangelt. Kraft eines damals allverbreiteten Irrthums hielt Kiesewetter Loyset Compère von St. Quentin, den Schüler Okeghems und Loyset Piéton aus der Normandie für eine und dieselbe Person. Den Unterschied zwischen beiden mit den triftigsten Gründen nachgewiesen zu haben, ist ein großes Verdienst, das sich Fétis in neuester Zeit erworben hat, damals theilte er den Irrthum wie alle Welt. — Ueber die Frage ob Compère für den Zunamen, Piéton für einen Beinamen zu gelten habe oder umgekehrt, geriethen die beiden Gelehrten hart aneinander. Kiesewetter brachte einen unbegreiflich werthlosen Artikel in der allgemeinen Leipziger Musikzeitung pseudonym — worin er nicht ausweichen konnte, von sich selbst wie von einer dritten Person zu sprechen. Ich vermuthe, daß Kiesewetters officielle Stellung ihn zwang, sich nicht mit offenem Visir in Kämpfe, wenn auch gelehrte Kämpfe, einzulassen (erst von 1838 an warf er diese Rücksicht weg). Wie wenig er dabei Böses dachte beweist der Umstand, daß er sich in dem Verzeichnisse seiner gedruckten Schriften 1847 offen zu diesem Artikel bekannte. Fétis griff die Sache mit Bitterkeit auf (man sehe den Artikel Compère) und suchte fortan Kiesewetter hinter jedem Busch und in jeder Charaktermaske, sogar in dem k. k. Oberverpflegsverwalter Molitor. Wer mit Fétis turnieren will, muß freilich fest im Sattel sitzen.

Den Herausgeber des Antiphonars von St. Gallen, P. Lambillotte, der sich unterfangen, gegen eine Fétis'sche Ansicht aufzutreten, fertigt er nicht nur in der Vorrede mit unbeschreiblich hohnlächelndem Mitleid ab, sondern benützt auch noch den Artikel im Buchstaben L, um ihm mitten in seinen Lebenslauf hinein einige Fußtritte zu versetzen, wie „l'absence de toute critique et de logique dans cet ouvrage du p. jésuite“ u. s. w. Denn „le révérend père jésuite“ ermangelt Fétis nie, ihn zu betiteln, ungefähr wie ehemals in Rußland der Büttel dem Popen ehrfurchtsvoll die Hand küßte, ehe und bevor er ihm die andictirten Prügel verabreichte. — Coussemaker, der mit documentirten Nachweisungen gerade dort Licht schafft, wo Fétis mit den Chimären seiner note saxonne und note longobarde u. s. w. die Geschichte trübt und verwirrt, wird mit gnädig aufmunterndem Kopfnicken entlassen — aber wahrlich, ein Gelehrter, dem nicht daran läge als der wenn nicht Allwissende so doch Alleinwissende obenan zu sitzen, sollte billig einen solchen Mitstrebenden mit Freuden begrüßen. Sogar wirkliche Rauchopfer nimmt die Gottheit nicht immer mit gnädigem Gesichte an. Karl Ferdinand Becker hat eine seiner Publicationen Fétis gewidmet — worüber Fétis bemerkt „M. Becker m'a fait l'honneur de me dédier ce petit ouvrage. Hélas ! je ne me montre guère reconnaissant“. Und doch sind Beckers Beiträge zur Geschichte der Hausmusik sehr werthvoll, seine Zusammenstellungen der „Tonwerke des 16. und 17. Jahrhunderts“ und seine „systematisch-chronologische Darstellung der

Digitized by Google

musikalischen Litteratur" höchst fleißige, verläßliche und zum Nachschlagen kaum zu entbehrende Werke. Das dedicirte Werkchen führt den Titel „Die Tonkünstler des 19. Jahrhunderts". Die Dedication hat den Autor, wie man sieht, nicht gerettet; der bekannte sicilische Gastfreund, den Odysseus mit Wein tractirt, frißt ihn zum Lohne oder will ihn doch fressen.

Wir haben in Deutschland wahrhaftig keinen Ueberfluß an vortrefflichen musikalisch-biographischen Werken. Das älteste von allen, welches 1732 bei Wolfgang Deer in Leipzig in einem 659 Seiten starken Octavbande (dazu sechs enggedruckte Seiten Verzeichniß der Errata), erschien, das „Musikalische Lexikon" von Johann Gottfried Walter, wird wohl von Becker zu hoch gestellt, wenn er es ein „noch jetzt sehr werthvolles Werk" nennt, aber es ist eine fleißige Arbeit, in der manches Brauchbare noch jetzt zu finden ist. Wie eifrig der redliche Walter geforscht, zeigt ein dicker Band handschriftlicher Notizen von ihm, welchen die Bibliothek der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates in Wien besitzt. Sein Lexikon, welches neben den Notizen über die Tonkünstler auch den ganzen technischen Apparat der Musik umfaßt, ist in seinen Artikeln freilich so knapp und kurz, wie möglich. Es ist doch gar zu mager, wenn wir z. B. S. 332 über eine Größe ersten Ranges, wie Heinrich Isaak zu lesen bekommen „Isaac — Henricus — ein teutscher Componist, der viel sinnreiche Stücke über Kirchengesänge soll verfertiget haben. Siehe Glareani Dodecach. p. 149 und 460, item Ottomari Luscinii Comment. 2, p. 94, Angelus Politianus lib. Epigrammat. p. 622 nennet ihn Arrighum Isaac". Als Ergänzung zum Walter'schen Lexikon gab Ernst Ludwig Gerber 1790 sein „Historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler" in zwei Bänden heraus — und weil Gerber hintendrein den alten Walter doch gar zu trocken und dürftig fand, trug er das Fehlende in den zwei Bänden seines neuen Lexikons (1812) nach — eine Einrichtung, die das Nachschlagen zu einer leidig unbequemen Sache macht. Schillings bekanntes Universallexikon folgte 1834 — mehrere andere seitdem. Keines von allen kann sich mit dem Fétis'schen Werke auch nur entfernt messen. Man schlage einen beliebigen Artikel in Gerber oder Schilling (z. B. gleich den Artikel „Aron") auf und halte ihn neben den entsprechenden in Fétis, und man wird die Vorgänger des gelehrten Brüsselers ihm gegenüber wie wohlmeinende, aber nicht zum besten unterichtete Halb oder Viertelswisser (oft noch weniger) dastehen sehen. Eine enorme Belesenheit, ein Sammlerfleiß ohne gleichen, eine staunenswerthe Kenntniß des vorhandenen Materials füllen und überfüllen das Werk. Man hat schon der ersten Auflage den Vorwurf gemacht: „wer leidlich Fagot geblasen oder eine Sonate geschrieben, sei aufgenommen" — und in der That ist das nicht sehr übertrieben, es gehören kaum größere Verdienste dazu, um sich in diese musikalische Lebens- und Unsterblichkeitsassecuranz einzukaufen. Aber wenn diese Fülle oder Ueberfülle ein Fehler ist, so ist sie ein sehr respectabler, und höchstens insofern zu schelten, als sie das Werk namhaft vertheuert. Sollte aber der Lexikograph gar nur Epochenmänner und Leute allerersten Ranges aufnehmen dürfen, käme er freilich kaum auf

Digitized by Google

Druckbogen zwei. Das Gerber'sche Lexikon hat dem Fétis'schen hierin nichts vorzuwerfen, denn wenn es z. B. Band 1. S. 470 bei Gerber heißt: „Bonora, unter diesem Namen ist bei Kozeluch in Wien um's Jahr 1795 gestochen worden: ein Ländler sechsmal variirt für Clavier", so kann die musikalisch-lexikographische Mildthätigkeit unmöglich weiter gehen; wen in aller Welt konnte 1812, wo Beethoven auf seiner Sonnenhöhe stand, der sechsmal variirte Ländler von anno 1795 sonderlich kümmern? Fétis nimmt sich doch kaum der Armen und Unvermögenden bis zu diesem Grade an. Gewisse Partien seiner Biographie universelle sind geradezu unschätzbare, insbesondere was die niederländischen Meister von Dufay's Zeiten an betrifft. Was hat man denn von den meisten bisher viel mehr gekannt und gewußt als die blanken Namen? Die Archive der belgischen Städte, die Rechnungen vom alten Burgunder Hofe und was solcher bisher vergraben und verschüttet gewesener Quellen mehr sind, haben ein überaus köstliches, hier auf das beste verwerthetes und gemeinnützig gemachtes Material geliefert. Artikel wie: Agricola (Alexander) Barbireau, Busnoys, Dufay, Gaspar u. s. w. wird man Fétis nie genug danken können. Es schadet in der Hauptsache nicht das mindeste, wenn da und dort etwas nachzutragen, zu berichtigen ist. Die Werke, die verschiedenen Ausgaben der letzteren, die Orte, wo sie zu finden sind, werden mit einer ungemeinen Gewissenhaftigkeit, mit einem Fleiße, dem man nur die lebhafteste Bewunderung zollen kann, aufgezählt. Diejenigen, welche, wie wir in neuerer Zeit mehrfach zu lesen bekamen, sofort von französischer Seichtigkeit und Oberflächlichkeit schrieen und schrieben, wenn sie gelegentlich die Entdeckung einer irrigen Angabe machten, mögen bedenken, daß nur ein mit mehr als menschlichen Kräften und Einsichten begabtes Wesen es zu Stande bringen könnte, bei tausend und zehntausend Detailzügen alles fehl- und makellos hinzustellen. Freilich ist Fétis nicht durchweg gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, daß er sich böse und leicht zu vermeidende Mißverständnisse hat zu Schulden kommen lassen. Nur ein Beispiel: Bei dem bekannten Oboisten Joseph Fiala (geb. 1749, gest. 1816) findet er in dem böhmischen Künstlerlexikon von Dlabatsch als Geburtsort Fiala's Lochowitz (einen kleinen Marktflecken im Prager, ehemals Berauner Kreise) angegeben. Lochowitz ist für Fétis ein böhmisches Dorf, was man ihm nicht übel nehmen kann. Er macht „Lobkowitz" daraus — und fährt fort: „la comtesse de Lobkowitz, femme dure et hautaine" und weiterhin: „la comtesse de Lobkowitz donna l'ordre qu'on lui arrachât les dents, afin qu'il ne pût plus jouer de son instrument." Mit einer naiven Gewissenlosigkeit ohne gleichen beliebt es Herrn Fétis, der edlen, durch so viele ausgezeichnete Mitglieder glänzenden Familie Lobkowitz eine Barbarei auf den Nacken zu wälzen, an der sie so unschuldig ist, wie an der Ermordung des Julius Cäsar! Und das bloß, weil er in der Eile statt Lochowitz gelesen hat Lobkowitz. Fiala's Gutsherrschaft waren kraft seines Geburtsortes die Netolicky v. Netolitz — aber auch diese können unmöglich zur Zeit Maria Theresia's und Josephs II. einen Befehl gegeben haben, wie er allenfalls gegen einen Leibeigenen aus den Zeiten Ivan des Grausamen im tiefen Rußland

Digitized by Google

hätte vorkommen können. Seine deutschen Quellen hat Fétis überhaupt oft in sehr getrübter, oft auch in unglaublich lächerlicher Weise mißverstanden. So lesen wir unter den Arbeiten Conradin Kreutzers „la jeune demoiselle“ (die Jungfrau) — diese Jungfrau oder „jeune demoiselle“ ist aber im Opernbuch ein wandelndes Gespenst; das „Nachtlager“ wird mit „la mauvaise nuit“, übersetzt, Hüttenbrenners „Einquartierung“ mit „l'entrée en quartier“, Blumenthals „Käthchen von Heilbronn“ mit „la petite Cathérine de Heilbronn“, Blumenröders „Bürgschaft“ mit „la bourgeoisie“, Lortzings „Beide Tornister“ mit „les deux militaires“ u. s. w. Fremde Ortsnamen werden zuweilen arg genug verstümmelt; so läßt Fétis die Benda's mit hartnäckiger Consequenz aus „Althenatka en Bohême“ stammen, womit Alt-Benatek gemeint ist. Noch viel unbarmherziger sind Setzer und Corrector mit den deutschen Citaten umgegangen, besonders ist die Confusion mit u und ü wahrhaft Mitleid erregend. War denn in ganz Paris kein Deutscher zu finden, der die Correctur besorgt hätte? Das sind freilich untergeordnete Sachen, aber bei einem kostbaren Werke, das mit den bedeutendsten Ansprüchen auftritt, sie machen darf, und an das man sie hinwiederum berechtigt ist zu stellen, sind das doch sehr böse Flecken. Fétis versteht als Belgier halb und halb deutsch und das ist schlimmer, als wenn er es gar nicht verstünde.

Seine gründlich falsche Darstellung des Biedermann'schen Streites über das Musice vivere, für welche ihn O. Lindner neuestens so empfindlich zurechtgewiesen hat, rührt augenscheinlich nur von dem Halbverstehen seiner deutschen Vorlagen her. Freilich ist für die Franzosen das Deutsche weit mehr ein barbarisches Idiom als wir uns insgemein schmeicheln. Vergleicht doch Berlioz die deutschen Citate in dem Buche „Beethoven et ses trois styles“, von Lenz, mit den Parenthesen Shakspeare's in Heinrich IV., in denen nur steht: „Lady Mortimer spricht welsch“, von Seiten Berlioz' eine Naivetät, bei der man nicht weiß, ob man darüber lachen oder sich ärgern soll.

Indessen sind gegen Fétis noch weit schwerer ins Gewicht fallende Beschuldigungen zu erheben. Er hat geradezu an einigen Stellen falsche Angaben gemacht, über die er sich nicht getäuscht haben kann. In dem sonst sehr werthvollen Artikel „Okeghem“ ist z. B. zu lesen: „Glarean dit qu'Okeghem a écrit une messe à trente-six voix: Okenheim qui ingenio omneis exceluisse dicitur, quippe quem constat triginta sex vocum garritum quemdam (missam) instituisse, Dodecach. p. 454“. Und nun folgert Fétis weiter, eine Messe von 36 Stimmen sei gar nicht denkbar, wo es Brümel nur zu einer zwölfstimmigen brachte u. s. w. Nun denn, ist denn das Dodekachordon ein gar so entsetzlich seltenes Buch, daß wir das Citat nicht aufschlagen könnten, um zu finden, daß Fétis das Wort „missam“ hineingefälscht hat!! Fétis hat übersehen (wie vor ihm auch schon Forkel und Kiesewetter es übersehen haben), daß Glarean seine Notiz über das 36stimmige Stück, das er ein „Geschwätz“ (garritum quemdam) nennt, und nicht selbst gesehen zu haben eingesteht, aus dem dreißig Jahre älteren Mikrolog des Ornitoparchus genommen hat. (Das Dodekachordon erschien 1547, der

Digitized by Google

Mikrolog 1517.) Dort heißt es Buch IV, Cap. 1: „nam Ioannem Okeken mutetum 36 vocum composuisse constat.“ Gesehen hat aber Ornitoparch das Wunderwerk auch nicht und es bleibt diese Motette von 36 Stimmen jedenfalls höchst problematisch. (Uebrigens hat Jasquin nicht viel später einen Psalm „qui habitat in adjutorio“ für 24 Stimmen gesetzt, er ist im 3. Theil der Petrejus'schen Psalmencollection 1538 gedruckt, von der die k. k. Hofbibliothek in Wien ein sehr schönes Exemplar besitzt.)

Schlagen wir nun den Artikel „Japart“ auf. Da heißt es über die in den Canti cento cinquanta gedruckte Chanson „de tous biens“ also: „La chanson française „de tous biens“ offre aussi une singularité remarquable, en ce qu'elle peut être chantée à quatre ou à cinq parties à volonté. Le contratenor à pour inscription: Canon, hic dantur antipodes. La solution de cette énigme se trouve en prenant le chant de cette partie par mouvement rétrograde ce que indiquent les mots „hic dantur antipodes“. Si l'on fait le canon, la chanson est à cinq voix, mais si l'on ne le fait pas, elle est simplement à quatre. Ce morceau est fort bien fait: j'en ai pris une copie à Vienne, et je l'ai mis en partition.“

Nun wahrlich: Fétis überbietet jenen mittelalterlichen deutschen Bischof, der, nachdem er erzählt hat, wie sofort ein wilder Meersturm entstehe, wenn man es wagt, die Gebeine des in Neapel begrabenen „Zauberers“ Virgil an die Luft zu bringen, versichert: er habe das selbst gesehen und probirt. Daß Japarts Lied in Ewigkeit kein solches Resultat giebt, wie Fétis will, und daß die so dreist hingestellten Angaben Fétis' grundfalsch sind, davon kann sich jeder mit Hülfe des Exemplares der k. k. Hofbibliothek sofort überzeugen. Das Lied ist und bleibt immer nur vierstimmig und das „hic dantur antipodes“ bedeutet, man müsse die Altus (Contra) geradeaus, aber in Verkehrtschritten (Terzauf statt Terzab und so jeden Schritt) durchnehmen. Sollte Fétis es nicht glauben, so steht ihm meine Partitur zu Diensten, die ich nach dem Original nach glücklich gefundener Lösung zu Stande gebracht habe, nachdem ich mich anfangs von ihm habe in den April schicken lassen.

Schlagen wir den Artikel „St. Ambroise“ auf. Da lesen wir: „Sainte Ambroise nous apprend dans une lettre à sa soeur, Sainte Marcelline, qu'il régla lui-même la tonalité et le mode d'exécution des psaumes, des cantiques et des hymnes“. Von den beiden Briefen an Marcellina kann hier nur der im 5. Buche Nr. 33 enthaltene gemeint sein, denn der andere, der die Auffindung der Leiber der Märtyrer Gervasius und Protasius erzählt, enthält kein Wort von Musik. Im anderen steht kurz und gut: „Cum fratribus psalmos in ecclesia basilica minore diximus.“ Man sieht, was Fétis aus diesen wenigen Worten alles herausfindet!

Im Artikel „Heritier (Jean l')“ sagt uns Fétis: „Aron cite ce musicien (Aggiunta del Toscanello) pour l'emploi qu'il à fait du saut de triton dans son motet dum complerentur.“ Muß man nach dieser Aeußerung nicht glauben, l'Heritier habe als außerordentliche Kühnheit, ganz gegen die zu seiner Zeit gültige

Digitized by Google

Regel, einen Sprung in die übermäßige Quarte angewendet? Aber Aron sagt an der citirten Stelle gerade das Gegentheil, er lehrt, man müsse den Triton durch Anwendung des b beseitigen (also z. B. statt b—e vielmehr b—es) und fährt fort: „l'Herithier a la fine della seconda riga del motetto „dum complerentur“ sopra le parole del basso „dabat eloqui illis“ similmente lo ha dimostrato et al principio della quarta riga „si feceretis“ per un salto si comprende.“ Aron hatte, wie die Berufung auf die riga zeigt, die von ihm anderwärts ausdrücklich citirten Motetti della corona, einen Druck Petrucci's (1514 bis 1519) vor Augen, an den von ihm erwähnten beiden Stellen ist das erniedrigende b vor die Note e ganz ausdrücklich hingeschrieben. (Ein Exemplar jener Motetten besitzt das Nationalmuseum in London, ein zweites die k. k. Hofbibliothek in Wien.)

Das alles sind ganz beträchtliche Sünden, aber werfen wir in die andere Waagschale die guten und vortrefflichen Eigenschaften des Werkes, seine Reichhaltigkeit, der kein anderes ähnliches Werk auch nur entfernt gleichkommt und seine außerordentliche Brauchbarkeit, um nicht zu sagen Unentbehrlichkeit für jeden, der auf musikhistorischem Gebiete etwas zu thun oder zu suchen hat, so werden wir sehr geneigt sein, volle Absolution zu ertheilen und höchstens am Buchrande unseres Exemplars die Berichtigung beischreiben. Jeder Besitzer sollte sein Exemplar überhaupt mit weißem Papier zu derlei Berichtigungen durchschießen lassen so wie zu Nachträgen und Ergänzungen; — denn so viele geistig Arme an Fagotbläsern und Sonettenschreibern auch in dieses Himmelreich eingegangen sind, in dem Gedränge sind einige brave Leute ausgeschlossen geblieben, und wir suchen z. B. im Buchstaben B vergebens den ehrenwerthen deutschen Componisten des 16. Jahrhunderts Jobs vom Brande (er war eigentlich Pfleger zu Liebenstein, also Dilettant, aber gründlich gebildeter Schüler Lemlins, Mitschüler Georg Forsters, welcher ihm den dritten Theil seiner großen Liedersammlung, der 1551 in Nürnberg erschien, widmete und ihn in der Vorrede belobt, daß er sich „mit dem setzen oder componieren, welches bey andren des adels ein seltzam wilpred und schier ein schand ist, neben andern herrngeschefften und embtern“ befasse; — der dritte und vierte Theil der Sammlung enthalten eine große Menge seiner sehr tüchtig gesetzten Lieder; in der 1559 bei Montanus und Neuber erschienenen Motettensammlung findet sich von J. v. Brande die Motette: „Jesus Christus venit in hunc mundum ut peccatores salvos faceret“). Im Buchstaben M kommt Petrus Massenus oder Maessens, kaiserlicher Hofcapellmeister in Wien, nicht vor, ein tüchtiger Mann, von dem Philipp Ulhardt in Augsburg 1548 ein der Königin Maria „inferiore Germania gubernatrici“ und dem Erzherzoge Maximilian „in Hispaniam abeunti“ gewidmetes, so sonderbares als merkwürdiges Musikwerk druckte (es findet sich in der k. Bibliothek zu München). Dagegen hat Fétis andere aufgenommen, die in der ersten Auflage fehlten, z. B. Prioris. Zu dem betreffenden Artikel (Band 7, S. 125) sei bemerkt, daß der Vorname dieses geschickten Meisters, wie aus den kostbaren Musikbüchern der Ambraser Sammlung und aus dem Codex Nr. 11.883 der k. k. Hofbibliothek zu entnehmen ist, Johannes war. Er steht vor einer schönen

Digitized by Google

„Missa de angelis“. Sein gedrucktes Hauptwerk, ein tüchtiges Requiem, findet sich im fünften Buche der großen, prachtvoll gedruckten Messensammlung, die Pierre Attaingnant in Paris 1537 herausgab und von deren Existenz Fétis merkwürdiger Weise keine Kenntniß hat. (Auch Schmid in seinem unschätzbaren „Ottaviano dei Petrucci“ schweigt von dieser Sammlung, von der die k. k. Hofbibliothek ein schönes Exemplar — Signatur S. A. 68 A. I. — besitzt.) Zuweilen, wo Fétis eine Notiz über eine Sache, nicht die Sache selbst vor Augen hat, macht er einen falschen Schluß. So schreibt er dem Meister Mouton eine Messe „Ave regina cœlorum“ zu, „on trouve une messe de Mouton à cinq voix intitulée: ave regina cœlorum, dans le recueil intitulée: Archadelt, Jacobi, regii musici Missæ tres. Noe Noe. p. 1557.“ Fétis hat die Notiz über das Werk aus Schmid, hätte er das Werk selbst gesehen, so würde er gefunden haben, daß die fragliche Messe von Arcadelt ist — und eine sogenannte Missa parodia, das heißt über die Motive jenes „Ave regina“ componirt. So ist jene Missa Noe Noe von Arcadelt ebenfalls parodisch über eine Motette Moutons gesetzt, und da sich letztere in den Mot. della corona findet, so ist es höchst lehrreich, die Vergleichung zwischen dem Originale und der ins Große und Weite gemalten Copie vorzunehmen. Fétis schließt zuweilen sehr voreilig, wo er den Irrthum wohl vermeiden konnte. So citirt er im Artikel Deprès (d. i. Josquin de Pres) die bekannten Verse Theophil Folengo's zu den Worten; „Partibus in senis cantabitur illa beata, huc me sidereo, Se congè“ — daraus folgert Fétis flugs zwei nach seiner Meinung verloren gegangene Messen „huc me sidereo“ und „se congié“. Er hätte noch einige Worte weiter abschreiben sollen, nämlich: Præter et illud Compositum Miserere duca rogitante Ferrara“, um zu sehen, daß Folengo nicht bloß von Messen spricht. Und in der That ist die „huc me sidereo“ eine der wundervollsten sechsstimmigen (partibus in senis) Motetten Josquins — gedruckt im dritten Buche der „Motetti della corona“ und im „Secundus tomus novi et insignis operis musici“ (Nürnberg 1538); in der Vorrede des letzterwähnten Werkes meint der Herausgeber Johannes Otto: „quis pictor eam Christi faciem, supplitiis mortis subjecti exprimere tam graphice potuit“. Das „Præter“ ist die sechsstimmige Motette „Præter rerum seriem“, die im „Novum et insigne opus musicum“ (1537) gedruckt ist, und deren auch Zarlino (Instit. harm. IV. 19) gedenkt. (Ich habe diese kostbaren Compositionen, auch die vorhin erwähnten Messen Arcadelts in Partitur gebracht.) Das „Se congè“ (Se congiè pris) ist gar ein weltliches sechsstimmiges Lied Josquins, das in der großen Liedersammlung Tylman Susato's im 7. Buche, Folio 7 steht. In dem Artikel „Lupus“ bemerkt Fétis, Lupus habe eine Messe „Hercules dux Ferrarie“ über dasselbe Thema gesetzt, wie Josquin in seiner gleichnamigen — aber beide Themen sind völlig von einander verschieden. Die Confusion zwischen Lupus, Joannes Lupus, Lupus Lupi, Lupus Didier und Lupus Hellinc sucht Fétis in eben diesem Artikel nach Möglichkeit aufzuklären, was ihm bei allem redlichen Fleiße endlich doch nicht möglich wird, höchst dankenswerth ist aber das Licht, das

Digitized by Google

er über Benedictus verbreitet und dem ewigen Durcheinanderwerfen von Benedictus Ducis und Benedictus Appenzelders ein Ende macht.

Es würde zu weit führen, wollten wir so Schritt für Schritt dem gelehrten Lexikographen folgen. Irrthümer, wie die eben besprochenen, mag jeder verbessern, wenn er gelegentlich das Richtige findet, dem Autor sind sie nicht hoch anzurechnen, obwohl immerhin zu wünschen ist, auf dem Gebiete der Wissenschaft im Großen, wie im Kleinen nur der reinen Wahrheit zu begegnen. Fragen wir nun wie der überreiche Stoff behandelt wird, so finden wir freilich überall den feingebildeten, geistvollen, scharfen, verständlichen Mann, dem nur manchmal in der Hitze sein französisch lebhaftes Wesen die Besonnenheit etwas perturbirt. Wie von 1680 bis 1760 kein deutscher Gelehrter im Stande war, klar, bündig, fließend und geschmackvoll zu schreiben, so wird kein französischer Gelehrter je verworren, weitschweifig, holprig und geschmacklos schreiben; durch eine feine Sprache, die ihren Hauptwerth (zum Theile aus grammatikalischen und syntaktischen Gründen) in klarer Eleganz und in einem gewissen, überall — selbst in der Tragödie und in der philosophischen Abhandlung — festgehaltenen Conversationstone suchen mußte, werden sie einerseits sehr gefördert, andererseits ist Tiefe und Mannigfaltigkeit des Ausdruckes nicht möglich, es fließt ewig wie ein glatter Strom ohne Katarakt und Stromschnelle, und Goethe und Jean Paul würden in's Französische übersetzt ganz gleich tönen. Diesen klaren, verständigen, weltmännischen Styl schreibt auch Fétis — man halte probeweise unseren Gerber dagegen, und man wird über die schwerfällige ehrlich-pedantische Schreibart, über den Fraubasenton und den Ueberfluß an Geschmacksmangel fast lachen müssen.

Stellen wir endlich zum Schlusse die letzte und schier wichtigste Frage: wie es denn mit der höheren, der künstlerischen Auffassung aussieht — so werden wir wenigstens sofort die Behauptung wagen müssen, Fétis sei ein richtiger, sogar großer Gelehrter, aber nicht entfernt ein Künstler — er hat nicht einmal Flügel um anderen nachzufliegen. Zwar erklärt er gleich in der Vorrede, er stelle Mozart über alle — dieser liebenswürdigste aller Genien ist eben für alle da, wie die Sonne, deren Wärme selbst der Blinde, dessen Auge ihren Strahlen verschlossen ist, empfindet, aber wenn Fétis einem Beethoven nachfliegen soll, geht ihm in den höchsten Regionen die Flugkraft und der Athem aus. Dem lieben Beethoven „manquire der goût" meint Fétis. Der „goût" ist für die Franzosen der ästhetische Popanz, den sie in Ewigkeit nicht los werden — bei Licht besehen haben Homer, Aischylos, Pindar und die Propheten des alten Testamentes keinen „goût" gehabt, und sind folglich auf dem französischen Parnasse, wo Herr von Voltaire und Racine in Perrücke und steinschnallenbesetzten Schuhen zwischen gestutzten Taxushecken umherwandeln, nicht hoffähig. Für eine gewisse Sorte romantischer specifisch deutscher Poesie fehlt Fétis jedes und jedes Organ. Dies allein vermag seine Aussprüche über Mendelssohn, Schumann, Gade zu entschuldigen, die ihm sonst zu ewiger Schmach gereichen müßten. Ueber Mendelssohn ärgert er sich entsetzlich, daß er ein Stück von Boccherini nicht goutirt hat — von dem Frühlingsduft, der wie

Digitized by Google

aus einem Blumengarten aus Mendelssohns Jünglingsbriefen herzerquickend strömt, riecht und merkt Fétis nicht das Geringste. Dagegen mag jeder, der mit Fétis gut Freund ist, sehr sicher sein, in dem musikalischen Pantheon einen stattlichen Altar zu erhalten; man lese die Artikel „Auber" oder „Meyerbeer" und mache sich den Commentar dazu selbst. Nach den Grundsätzen die Fétis in der Vorrede S. V und VI von „par exemple le développement" bis „loin d'être le progrès" ausspricht, nach einem solchen ästhetischen Credo und Confiteor sollte man nicht die Ehrenpforten, Ehrentempel und Ehrenkronen erwarten, die Fétis zur Verherrlichung Meyerbeers daranwendet. Und so geräth man endlich auf den Argwohn, dieser Gallier nehme, wie weiland sein Ahnherr Brennus in Rom „pondera iniqua" zur Hand. Und unter diesen Umständen ist es fast gut, daß Fétis mit ästhetischen Auseinandersetzungen und Künstlercharakteristiken, die wir unter anderen Voraussetzungen z. B. bei Meistern wie Josquin, Loyset, Pierre de la Pue u. s. w. sehr gerne lesen würden, ziemlich karg ist und sich oft begnügt zu sagen, dieser oder jener werde „à juste titre" unter die besten Meister des 15. oder 16. Säculums gezählt. Zuweilen trifft aber Fétis auch wohl in wenigen Worten das Richtige in nicht zu verbessernder Weise — z. B. in dem, was er über Jacob Gallus sagt; — auch Brümels Charakteristik ist treffend.

Wenn künftig in einer dritten Auflage eine liebevolle und kundige Hand die Flecken verwischt, das Mangelnde ergänzt, das Irrige berücksichtigt und wenn der künftige Bearbeiter vor allem dafür sorgt, daß dem Leser der Geist reiner Liebe für die Kunst und die Künstler so entgegenwehe, wie es im Lexikon unseres zopfigen aber deutsch-warmherzigen Gerber, der Fall ist, dann wird man das Fétis'sche Werk geradehin zu den unschätzbaren Besitzthümern der Litteratur zählen müssen. Einstweilen wollen wir es mit seinen nicht ganz geringen Mängeln hinnehmen, wie es ist, und mit dem Dichterworte „ubi plura nitent" u. s. w. unserer Beurtheilung für diesmal den Abschluß geben.

Reise der k. k. österreichischen Fregatte „Novara".

Paläontologie von Neu-Seeland.

(Geologischer Theil. 1, Band. 2. Abtheilung. Wien. In Commission bei Carl Gerolds Sohn.)

Bekanntlich hat die Paläontologie eine doppelte, insofern, als wir sie als eine selbstständige Wissenschaft auffassen, eine dreifache Aufgabe. Sie untersucht und beschreibt die Ueberreste der Thier- und Pflanzenwelt, die in den einzelnen geologischen Zeiträumen gelebt hat, und macht täglich neue Fortschritte in der festeren Begründung und genauen Sonderung der großen Abtheilungen, in welche sie selbst

Digitized by Google

die Schichtenreihe der Erdrinde zerlegte. Indem sie, von dem nordwestlichen Drittheil Europa's ausgehend, ihre Forschungen im Laufe von dreißig Jahren über die größere Hälfte unseres Welttheiles ausdehnte, hat sie nicht nur zur Kenntniß der einzelnen Formationen und der mitunter höchst verschiedenartigen Beschaffenheit derselben in den Ländern unseres Westens geführt, sie hat auch in steter Wechselwirkung mit der praktischen Geologie, deren Basis sie ist, weithin nach Osten große Erfahrungen gemacht über die physischen Unterschiede, die zwischen einzelnen Regionen und geographischen Zonen in einer und derselben Periode herrschten und schon auf diesem verhältnißmäßig kleinen Erdtheile den gleichzeitigen Ablagerungen eine Vielgestaltigkeit gaben, wie man sie in der jetzt lebenden Natur reicher kaum finden mag. In dieser Verschiedenartigkeit nichtsdestoweniger mittelst weit verbreiteter Thier- und Pflanzenformen aller Orten die Gleichzeitigkeit, in dem während des extensiven Fortschrittes der Wissenschaft als gleichzeitig Erkannten die Ursachen der Verschiedenheit zu ergründen, das ist heutzutage und noch für viele Jahrzehnte ihre und der Geologie gemeinsame Aufgabe. In ihr hat sie sich mit der Geologie und physischen Geographie identificirt.

Sie verfolgt aber auch ihre besonderen Zwecke. Der Paläontolog der Museen läßt sich vom Geologen und vom Localsammler große Mengen von Fossilresten herbeibringen. Täglich, ja stündlich findet er darunter neue Formen, neue Arten, oft genug neue Sippen. Diesen ganzen unermeßlichen Reichthum organischen Lebens an die schon für unabsehbar gehaltene, jetzt lebende Thier- und Pflanzenwelt zu knüpfen, ist seine specielle Aufgabe. In dieser ihrer Arbeit ist die Paläontologie Naturgeschichte.

Ihre dritte Aufgabe ist es aber, die Ergründung der Gesetze vorzubereiten, die sich aus jenen Reihenfolgen ergeben müssen. Was hatte die einzelne Art die einzelne Sippe, was hatten ganze Formenkreise organischen Lebens, die, längst in sich abgeschlossen, in unseren heutigen Familien und Ordnungen nur Analoga finden, im Ganzen für eine Bestimmung? Die Grenzen der Verbreitung auf der Erde, daraus deren Mittelpunkt zu finden, die Rolle, welche Art und Sippe im Haushalte der Natur gespielt haben, den physiologischen Zusammenhang, in dem sie etwa mit später auftretenden Verwandten stehen, anzudeuten, das sind Probleme der Paläontologie, deren Bearbeitung die auf den höchsten Stufen ihrer Wissenschaft stehenden Geologen unter nehmen dürfen. Eine kolossale Thatsachenkenntniß also reiche Museen und Bibliotheken, ein weiter Gesichtskreis, durch große Reisen erworben, aber auch Ruhe und Glück und vor allem ein speculativ treibender Forschergeist sind die wesentlichen Bedingungen dazu.

Niemals wird sich diese höchste, die eigentlich philosophische Aufgabe der Paläontologie von den beiden anderen trennen lassen. Im Gegentheile, nur vieljährige erfolgreiche Arbeit in diesen beiden Richtungen kann Hochbegabte zu Leistungen auf diesem Gebiete der Paläontologie erheben. Muß nicht auch eine Art von Herrschaft über eine ganze Schaar von Naturforschern hinzukommen, die sich im Stadium des Sammelns von Thatsachen befinden oder sich mit der

Digitized by Google

theilweisen Verarbeitung derselben begnügen und begnügen müssen? Allerdings, sie ergiebt sich unter günstigen Umständen von selbst. Doch liegt sie gleichwie das wissenschaftliche Heroenthum nicht mehr im Charakter unserer Zeit. Was Georg Cuvier und Schlottheim, dann Lamark, Sowerby und Goldfuß leisteten in den Zeiten der Kindheit der Paläontologie, was Edw. Forbes vollbrachte in seinem allzu früh beschlossenen Leben, was Hooker, dessen Tod die wissenschaftliche Welt jüngst beklagte, d'Orbigny, v. Buch und Bronn, was unter den Lebenden R. Owen, Burmeister, Quenstedt, F. Unger, O. Heer, Darvin und viele Andere von verschiedenen Standpunkten aus anstreben, was war und ist es anderes als große, höchst verdienstvolle Einzelarbeit? Wenn der witzige J. Marcou Sir Roderik Murchison den „geologischen Papst" nennt und nebenbei den Geschichtschreiber der Geologie in Paris an seine militärische Vergangenheit, an das Commando über ein Reiterregiment erinnert, so will dadurch allerdings ein gewisser Grad von Macht der Executive als Bedingung großer Conceptionen gekennzeichnet werden, doch eben in dieser Ironie äußert sich die Ablehnung hierarchischer Genossenschaftsarbeit, herrischer Autorität und historischen Gerichtes von (geographisch) engem Gesichtskreis.

Große Institute mit möglichst größter Centralisation der Kräfte und Materialien, rasche und liberale Publication der Arbeiten, auch oftmalige Wechselbesuche maßgebender Fachmänner sind heutzutage in der Geologie und Paläontologie, so wie in anderen Naturwissenschaften das Ergebniß erfolgreichen Strebens und zugleich die Bedingung zu ferneren größeren Erfolgen. An solchen Instituten — gerade unser Oesterreich giebt Beispiel davon — gruppiren sich von selbst nach den Worten Goethe's Lehrlinge, Gesellen und Meister.

Möge uns der Leser dergleichen allgemeine Bemerkungen über das Wesen einer Wissenschaft zugutehalten, auf deren Gebiete wir ihm heute eine schöne heimische Leistung vorzuführen haben.

„Paläontologie von Neu-Seeland" (Wien 1865), welch' eine lange Reihe von Erinnerungen aus der Entwicklungsgeschichte der vaterländischen Wissenschaft erweckt in uns diese Ueberschrift.

Ein Quartband von 318 Seiten Text und 26 Tafeln über die von einem österreichischen Forscher gesammelten Fossilreste einiger Schichten der merkwürdigen Doppelinsel am entgegengesetzten Ende unseres Erddurchmessers, geschrieben von sieben Gelehrten, die Oesterreich, wenn nicht alle durch ihre Abkunft, so doch vermöge ihrer in Wien oder von Wien aus gewonnenen wissenschaftlichen Stellung ihre Heimat nennen, meisterhaft ausgeführt in Wien und in einer Weise ausgestattet, die des größten wissenschaftlichen Reisewerkes unserer Tage würdig ist!

Es sind nun gerade 27 Jahre verflossen, seit in Prag des verewigten Grafen Kaspar v. Sternberg zweiter Band der Flora der Vorwelt erschien, zwanzig Jahre seit der in Stuttgart aufgelegten Bearbeitung der böhmischen Kreideversteinerungen durch A. E. Reuß, und gerade zwanzig Jahre trennen uns von der denkwürdigen Epoche, in der W. Haidinger durch seine Gesellschaft der Freunde der Natur-

Digitized by Google

wissenschaften die productiven Kräfte unseres Vaterlandes zu einer schönen Reihe von paläontologischen Abhandlungen verband, den ersten, die seit 1780, der alt-österreichischen Glanzperiode unter v. Born, Fichtel und Karl Haidinger, in Wien selbst veröffentlicht wurden. Zu welcher Fülle von Abhandlungen und Werken über und aus Oesterreich führten diese Anfänge, seit der Bestand der k. Akademie der Wissenschaften und der geologischen Reichsanstalt die Arbeit und die Publication zugleich begünstigten und Haidingers rastlos thätiger und anregender Geist, verbunden mit der echten Humanität des Gelehrten stets frische Kräfte in den Kreis der heimischen Arbeiten zog. Die reichen wissenschaftlichen Früchte der Novara-Reise nehmen wir nun als den Ausdruck der Nothwendigkeit, daß ein im Innern geistig arbeitender Staat auch nach außen greifen müsse, so weit und so gut, als er es vermag. Sie werden in der Geschichte davon Zeugniß geben, daß in Oesterreich in den Jahren 1850 bis 1865 ein reges und erfolgreiches wissenschaftliches Leben herrschte.

Wenn uns die erste Abtheilung des ersten geologischen Bandes (vgl. Wochenschrift 1865, Heft 13, 14) mehr sachliche Beziehungen zwischen den Forschungen Hochstetters auf Neu-Seeland und den geologischen Arbeiten in Oesterreich erkennen ließ, so gilt dies von der zweiten Abtheilung nicht in gleicher Weise. Außer der schon in unserer Anzeige (a. a. O. S. 427) hervorgehobenen, höchst merkwürdigen Uebereinstimmung zweier Muscheln aus der Triasformation der österreichischen Alpen und der Südinsel von Neu-Seeland haben wir Gleichheit oder nahe Verwandtschaft der fossilen Organismen beider Länder nicht zu verzeichnen. Sie ließ sich, was die jüngeren Formationen anbelangt, auch nicht erwarten. Hier liegt die Berührung zwischen der Heimat und der Antipodeninsel in den Arbeitskräften.

Den botanischen Theil hat der Altmeister phyto-paläontologischer Forschung in Jung-Oesterreich, Prof. Franz Unger übernommen, indem er es nicht verschmähte, die zum großen Theile fragmentaren Reste aus den kohlenführenden Schichten von Nelson und der Westküste Aucklands zu deuten, zu ergänzen und auf 18 Seiten mit 5 Tafeln zu beschreiben.

Der zweite und bedeutendste Theil behandelt die fossilen Mollusken und Echinodermen, auf 8 Seiten und 3 Tafeln die der secundären, auf 34 Seiten mit 7 Tafeln die der tertiären Formationsgruppe. Dr. Karl Zittel, jetzt Professor an der polytechnischen Schule seines Heimatlandes Baden, hat während seines zweijährigen Aufenthaltes in Oesterreich einen guten Theil seiner Zeit, die wichtigen Studien und Publicationen über die Petrefacten österreichischer Lagerstätten gewidmet war, dem Novara-Werke geweiht. Seine unter Mitwirkung unserer Meister F. v. Hauer und E. Sueß vollendete Abhandlung gereicht nun nicht nur diesem Bande, sondern der paläontologischen Litteratur Oesterreichs überhaupt zur Zierde.

Die Foraminiferenfauna zweier tertiären Ablagerungen hatten die Herren F. Karrer und Dr. G. Stache unter einander getheilt. Der Erstere, der auf Grundlage mühevoller Studien den aus den Arbeiten von d'Orbigny, Reuß,

Digitized by Google

Czizek und von ihm selbst bekannten Foraminiferen des Wiener Beckens die Meerestiefe abzufragen verstand, in der sie gelebt haben, und so durch eine bathymetrische Gliederung dieser mikroskopischen Thierwelt die großen Arbeiten von Hörnes und Sueß unterstützte, hat das Gleiche nun an den Polythalamien eines tertiären Sandsteins der Orakei-Bai versucht (16 Seiten mit 1 Tafel).

Der scharfsinnige österreichische Geologe, dem wir die Zerlegung der so lange räthselhaft gebliebenen Kreide- und Eocengebilde der Karstländer und eine neue Gliederung der krystallinischen Gesteine Siebenbürgens verdanken, schildert auf 140 Seiten und 4 Tafeln die Foraminiferen eines Mergels vom Whangairoa-Hafen mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit, wie sie auf außereuropäische Polythalamien wohl noch niemals angewendet wurde. Die daraus gezogenen Schlußfolgerungen über die Meerestiefe, in der die beiden Hauptgruppen dieser Fauna lebten, und deren Analogie mit den Foraminiferen der mitteleuropäischen Tertiärgebilde werden den Detailforschern auf Neu-Seeland wichtige Anhaltspunkte zur Beurtheilung ähnlicher Gebilde bieten.

Die erste Beschreibung der Foraminiferen des Wiener Beckens, welche in Ermanglung eines deutschen Kenners dieser Thierclasse einer französischen Autorität übergeben werden mußte, erschien auf österreichische Kosten mit 312 Seiten Doppeltext und 21 in Paris lithographirten Tafeln im Jahre 1846. Seither haben sich die Verhältnisse denn doch gewaltig geändert! Seit zehn Jahren strömt der größte Theil alles neu gewonnenen Materiales aus dieser Thierclasse im Arbeitscabinet unseres Professors R. Reuß zusammen und mehr als 100 Tafeln mit neuen Formen aus allen Theilen Europa's sind sammt einem System der Foraminiferen daraus hervorgegangen.

Die fünfte, der Reihenfolge nach vierte Abhandlung dieses Bandes (70 Seiten Text mit 4 Tafeln) hat ihre besondere Geschichte. Begonnen in Wien, wurde sie in Calcutta vollendet und ebenda entstanden auch die Abbildungen der zarten Bryozoen-Gehäuse, an denen der tertiäre Sandstein der Orakei-Bai überaus reich ist. Gleichwie unser gefeierter Hochstetter in den Verband der Novara-Expedition, so trat der Verfasser dieser Abhandlung, Dr. Ferd. Stoliczka, von der k. k. geologischen Reichsanstalt an die Geological Survey für Indien und lebt seit zwei Jahren theils in Calcutta, theils auf Reisen im Himalaya, dessen Riesenbau zu erforschen dem Kenner der alpinen Formationen jedenfalls leichter wird, als seinen Collegen von der Londoner Schule. Durch bedeutende Abhandlungen über die Ammoniten der Kreideformation in Ost-Indien hat Stoliczka seine schwierige Stellung glänzend eingeweiht, und längst schon nennen die englischen Fachjournale den czechischen Namen mit gebührender Achtung. Die Bearbeitung der fossilen Bryozoen von Neu-Seeland wird nicht verfehlen, seinen Ruf als kenntnißreichen und ungemein arbeitskräftigen Paläontologen noch fester zu begründen, denn sie beschränkt sich nicht auf die Beschreibung neuer Formen, sondern enthält zahlreiche Bemerkungen über die Systematik dieser merkwürdigen, nur dem bewaffneten Auge deutlich sichtbaren Krustenthierchen, zu deren Studium die indischen Meere so

Digitized by Google

reiches Materiale bieten. Im vorliegenden Bande ist diese Abhandlung gewissermaßen ein Reisewerk im Reisewerke.

Den Schluß bildet eine kurze Abhandlung von Dr. G. Jäger „über einen fast vollständigen Schädel von Palapteryx", das ist einer jener ausgestorbenen Riesenvögel, die als einzige große Wirbelthierfippe der Fauna Neu-Seelands einen so eigenthümlichen Charakter geben. Die von Hochstetter angelegte reiche Sammlung von Moa-Resten zu einem monographischen Werke aufbehaltend, dessen Bearbeitung eine Vergleichung derselben mit dem in London aufbewahrten Materiale wünschenswerth macht, dem Gegenstande mehrerer Abhandlungen von dem berühmten Zootomen R. Owen, behandelt unser geistvolle Zoolog, dem Wien die Einrichtung seines Thiergartens verdankt, hier vorerst das Prachtstück der ganzen Sammlung.

In steter Vergleichung mit den von Owen beschriebenen, weniger gut erhaltenen Dinornis-Schädeln, die einzelnen Partien des Kopfes, namentlich den Kiefer- und Gaumenapparat, die Nasen- und Augenregion zergliedernd, gelangt Jäger in Uebereinstimmung mit Owen zu dem Schlusse, daß die Moa gleichwie ihr noch lebender Repräsentant, der Kiwi (apteryx) das reptilienähnlichste Vogelgeschlecht sind, reptilienartig insbesondere durch die Annäherung ihres Schädelbaues an den der Krokodile und Schildkröten. Zwei schön ausgeführte Tafeln erläutern den Text und geben auch dem Laien ein Bild von den eigenthümlichen Formen der Gehirnkapsel und der mit ihr verbundenen Knochen.

In Separatabdrücken unter den Fachgenossen verbreitet, hier zu einem stattlichen Bande vereinigt, geben diese Abhandlungen ein neues Zeugniß von der Vielseitigkeit und Genauigkeit der gegenwärtigen paläontologischen Forschungen in Oesterreich. Mögen dieselben nicht wieder erlahmen und mögen manche drohende Anzeichen, wie z. B. der Entgang der bedeutendsten, für das Studium der West-Karpathen geradezu unentbehrlichen Privatsammlung, und in Anbetracht des österreichischen Pauperismus und Indifferentismus, die machen, daß alles Wesentliche von Staatswegen zu thun ist, der offenkundige Mangel an geeigneten Stellungen für eine größere Anzahl von Paläontologen nicht einen Rückschritt von der hohen Stufe bekunden, die Wien und mit ihm ganz Oesterreich auf diesem Gebiete der Wissenschaft im raschen Anlaufe erreicht hat.

K. F. Peters.

Digitized by Google

Neue Werke über Kunst.

III.

Hermann Grimm: Ueber Künstler und Kunstwerke. Zeitschrift über bildende Kunst. Berlin 1865, Dümmler. Nr. 1 bis 8.

Betti Paoli: Wiens Gemäldegalerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung. Wien 1865, C. Gerolds Sohn.

J. Falke: Die Kunstindustrie auf der Ausstellung in Dublin. Wien 1865, Selbstverlag des österreichischen Museums.

Bäumers Gewerbehalle. 3. Jahrgang. Stuttgart 1865.

K. W. Hermann Grimm, der Verfasser eines beifällig aufgenommenen Werkes über „Michel Angelo", hat es unternommen, eine Zeitschrift über bildende Kunst herauszugeben, In dem Programme, welches er dem ersten Hefte vorausgeschickt, bemerkt der Herausgeber, daß es nicht seine Absicht sei, auf die Thätigkeit der heutigen Maler und Bildhauer Einfluß ausüben zu wollen. Aus welchen Gründen? Weil die wissenschaftliche Kritik Lebenden gegenüber nicht die erforderliche Unbefangenheit hat, weil es schwer ist, rückhaltlos Zustimmung oder Bedenken in schlichten Worten auszusprechen, und weil die wissenschaftliche Betrachtung der Kunst mit der producirenden Kunst des Tages in directem Verkehr nichts zu schaffen hat. Grimm sucht die Lösung der Aufgabe seiner Zeitschrift über bildende Kunst darin, die Fragen über den Werth und die Bedeutung der bildenden Kunst für die Cultur der Nationen zu erörtern, zu einer festen Begründung der Kunstwissenschaft beizutragen und darauf hinzuwirken, daß das Materiale für die moderne Kunstgeschichte, welches gegenwärtig in allen Richtungen von Europa zerstreut liegt, gesammelt werde.

Würde Grimm in seinem Programme das Ziel seiner berechtigten und nützlichen Aufgabe klar und bestimmt ausgesprochen haben, ohne zu sagen, was er nicht will, so würden wir das Programm mit unverkümmerter Freude begrüßt haben, wenn auch der Herausgeber übersieht, daß er damit etwas unternommen, welches vor ihm schon zahlreiche andere Kunstforscher versucht haben und was jede wissenschaftliche Zeitschrift über bildende Kunst in ihr Programm aufzunehmen verpflichtet ist. H. Grimm hat damit nicht etwa einen neuen Weg zur Pflege der Kunstwissenschaft betreten, sondern die Neuheit liegt darin, daß er diese Aufgabe vorwiegend allein zu lösen die Kraft verspürt, während bisher sich stets eine bestimmte Anzahl von Kräften in dieselbe getheilt haben. In keinem Falle können wir die Gründe theilen, weßhalb er sich mit modernen Kunstwerken nicht beschäftigen will. Soll das Interesse an der bildenden Kunst sich in immer weiteren Kreisen Bahn brechen, so ist es gerade unerläßlich, daß die Kunstkritik sich mit den Werken der Gegenwart beschäftigt, daß sie auf ästhetische Grundlagen gestützt, den Künstler vor Irrthümern bewahrt, in welche er durch einseitige Bestrebungen geräth, daß sie die Empfänglichkeit des Publicums für wahrhaft gediegene Leistungen

Digitized by Google

steigert und den Laien unterscheiden hilft, was Flitter und was echtes Gold ist. Die Unbefangenheit wächst mit der gründlichen Erkenntniß des künstlerisch Wahren und Schönen

Nachdem wir den Standpunkt gekennzeichnet haben, welchen H. Grimm bei Herausgabe seiner Zeitschrift einnimmt, wollen wir anerkennen, daß in den bisher erschienenen acht Heften sich manches interessante Materiale zur älteren und neueren Kunstgeschichte angesammelt findet und daß auch die Untersuchungen über einzelne Künstler und Kunstwerke von eifrigem Studium Zeugniß geben, wenn auch mancherlei Irrthümer sich vorfinden. Dabei dringt sich uns aber doch die Ueberzeugung auf, daß zu solch' einem Unternehmen nicht die Kraft eines Einzelnen ausreicht, wenn wirklich Ersprießliches für die Kunstgeschichte geleistet werden soll. Auch trat bisher das Bestreben des Künstlers, der Kunstgeschichte eine wissenschaftliche Basis zu geben, noch wenig in den Vordergrund.

Im Frühjahre dieses Jahres erschien von Betti Paoli ein Buch über Wiens Gemäldegalerien, worin sie sich die Aufgabe stellte, „an den in unseren bedeutendsten Galerien enthaltenen Werken den Entwicklungsgang der Kunst in fünf Jahrhunderten nachzuweisen, die Meister, die ungleich häufiger auf Treu und Glauben bewundert und in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden, dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen und den inneren Zusammenhang der künstlerischen Erscheinungen deutlich zu machen". Es tritt in neuester Zeit das Bestreben in den Vordergrund, in den hervorragendsten Galerien mit den bisherigen Traditionen zu brechen und an die Beurtheilung der Bilder den strengsten kritischen Maßstab zu legen. Auch die Wiener Galerien bedürfen in dieser Richtung einer eingehenden Prüfung, und die Kunstfreunde werden ein Werk, welches sich mit einer kritischen Katalogisirung der ersteren beschäftigt, gewiß mit großer Befriedigung aufnehmen. Aber wir nehmen nicht Anstand zu bemerken, daß dies eine der schwierigsten kunstgeschichtlichen Aufgaben ist, die eine nicht geringe Summe von Kenntnissen, erworben durch jahrelanges Studium der großen Meister in den verschiedenen Galerien Europa's und eine vollständige Beherrschung der einschlägigen Kunstlitteratur voraussetzt. Der Verfasserin des vorstehenden Werkes lag es allerdings ferne, einen kritischen Katalog der hervorragendsten Gemäldegalerien Wiens zu liefern, sondern sie wollte im Wesentlichen den Entwicklungsgang der Malerei an den Werken der Wiener Galerien zeigen; aber sie setzte sich ein Ziel, welches nicht zu erreichen war, weil hiezu die nöthigen Grundlagen fehlten. Wie läßt sich der Entwicklungsgang der verschiedenen Malerschulen schildern, wen wir über die Schöpfer so vieler Werke im Unklaren sind, wenn so zahlreiche Meinungsverschiedenheiten über einzelne Meister noch nicht ausgeglichen sind!

Betti Paoli hat zwar den Muth, in einzelnen Fällen in die Arena herabzusteigen und sich in den Streit zu mengen, aber, wie schon die „Wiener Recensionen über bildende Kunst" (S. 182) nachgewiesen haben, nicht mit großem Glücke. Weit verdienstlicher wäre es nach unserem Erachten gewesen, wenn die Verfasserin sich darauf beschränkt hätte bei jenen Bildern, worüber gewichtige Zweifel über den

Digitized by Google

Meister, dem sie angehören, bestehen, objectiv die Anschauungen der hervorragendsten Autoritäten neben einander zu stellen und auf die Wiedergabe der Resultate eigener Beobachtung zu verzichten.

Wiewohl daher die Kunstforschung strenge genommen durch Paoli's Buch keine Bereicherung erfuhr, so wollen wir damit nicht aussprechen, daß das Buch ohne Verdienst ist. Die großen historischen Richtungen der Malerei sind im Ganzen richtig aufgefaßt, und wer daher, durch eine Reihe glänzender Beispiele erläutert, sich eine Uebersicht der wichtigsten Malerschulen verschaffen will, wird in dem Werke einen brauchbaren Führer antreffen Auch die Charakteristiken der einzelnen Meister sind mit Wärme und Gewandtheit behandelt und die biographischen Daten mit Umsicht zusammengestellt. Einen störenden Eindruck macht in dem Werke die Aufnahme der Esterhazy-Galerie, von welcher schon Anfangs 1864 bekannt war, daß sie nach Pest übertragen wird und auch richtig zu dem Zeitpunkte nicht mehr in Wien war, als das Buch erschien.

Der erste Custos des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, Jak. Falke, begab sich im Sommer d. J. im Interesse des k. Institutes, an welchem er mit so ausgezeichnetem Erfolge thätig ist, nach Dublin, um auf der internationalen Ausstellung von dem gegenwärtigen Stande der Kunstindustrie Kenntniß zu erhalten. Das Resultat seiner Beobachtungen liegt uns in einem soeben veröffentlichten Berichte vor, welcher in hohem Grade lehrreich und anziehend ist. Falke hat in dem Berichte eine Fülle trefflicher Urtheile über einzelne Zweige der modernen Kunstindustrie niedergelegt und nicht nur mit Geist, sondern auch mit richtiger, kenntnißreicher Auffassung ein Bild der verschiedenen Strömungen gegeben, in welche unsere Kunstindustrie gerieth. Wir wollen auf einzelne Partien des Berichtes etwas näher eingehen.

Nachdem er die Bemerkung vorausgeschickt, daß die Dubliner Ausstellung, wiewohl sie keine vollständige war, doch die Möglichkeit bot, den modernen Geschmack auf seinem allerjüngsten Standpunkte nach seinen verschiedenen Richtungen hin zu verfolgen, geht er sogleich auf die Besprechung der Goldschmiedearbeiten über, in welchem Zweige fast nur England und Irland ausgestellt hatte. Nach seiner Wahrnehmung war wenig zu sehen von dem, was gegenwärtig in England für ornamentale Kunst angestrebt wird, und die Mehrzahl der Arbeiten in Gold und Silber in den überlieferten Formen und Ornamenten des Rococo im 19. Jahrhundert ausgeführt — Formen, deren Unschönheit, Geschmacklosigkeit, man möchte sagen Unwürdigkeit am klarsten bei den Kirchengefäßen hervortrat. Unter den Ausstellern von kleineren Luxusgegenständen nennt Falke die Firma Klein in Wien vor den englischen Fabricanten wegen der Sauberkeit der Ausführung und der größeren Gefälligkeit der Erscheinung. „Weiter kann man freilich nicht viel Gutes an diesem ganzen Genre rühmen, in welchem sich gerade die Sinnlosigkeit, die der modernen Industrie eigen ist, am meisten breit macht. So wie diese Gegenstände heute sind, Ausgeburten, einer gleich einem Schwamm ausgedrückten Phantasie, die sich abquält, immer neue Gedanken zu erfinden und für jede Saison

Digitized by Google

als Neuigkeit auf den Markt zu bringen, um so die Mode an die Stelle eines künstlerischen Geschmacks zu setzen — so wie diese Gegenstände heute sind, kann von Kunst bei ihnen nicht die Rede sein". — Ein entschiedener Wandel des Geschmacks, eine Hinneigung zu strengeren Formen und zu stylvollen Ornamenten zeigte sich in Allem was zur Ausstattung der Wohnung gehört und selbst Frankreich kann dem Zuge nicht widerstehen, einen der vergangenen Style nachzuahmen. Im Gegensatze zu den früheren internationalen Ausstellungen, in welchen vorwiegend die prunkende Ornamentationsweise der Zeit Ludwigs XIV. vorherrschte, machte sich in Dublin die Kunstweise zur Zeit der Regierung Ludwigs XVI. geltend und es ließ sich im Allgemeinen wahrnehmen, daß der erstere Styl im Absterben begriffen ist „Dasselbe Schicksal", bemerkt Falke mit Bezug auf die Ausstattung von Wohnungen, „scheint mir die Gothik zu haben, abgesehen von ihrer Erneuerung für die Kirche. Ihre ganze Verwendung für die moderne Wohnung hat sich auf vereinzelte Fälle beschränkt, und diese scheinen immer weniger zu werden. . . Wenn ich diesem Styl, was die Holzmöbel betrifft, mindestens für die nächste Zukunft eine günstige Aussicht absprechen muß, so dürfte es mit der Flächenornamentation der gleichen Zeit, wie wir sie auf den gewebten Stoffen finden, sich anders verhalten. Somit stellt sich dem Style Ludwigs XVI, mit welchem sich eine ziemlich freie Wiederaufnahme antiker Formen und Elemente verbindet, nur die Renaissance für heute einigermaßen gleichberechtigt gegenüber". Auch der Geschmack in den Tapetenmustern hat sich, wie die Dubliner Ausstellung bezeugt, entschieden gebessert und neben den Musterungen zierlicher, eleganter Renaissancemuster ist der Geschmack an den durch strenge Stylisirung des Ornamentes und eine kräftigere, energische Farbenstimmung ausgezeichneten mittelalterlichen Mustern in der Aufnahme. Vorhänge und Möbelüberzüge beherrschte noch die alte herkömmliche Ornamentation, wogegen bei den Fußteppichen ein Umschwung zum Besseren schon eingetreten ist und orientalische Muster in der Aufnahme begriffen sind. Die Kirchengewänder zeigten sich in Dublin noch nicht von der Reform ergriffen, die vom Rheine ausgegangen ist und dort bei der Geistlichkeit feste Wurzel gefaßt hat. Am glänzendsten zeigte sich der Erfolg besserer Bestrebungen bei den englischen Glasfabricaten, wogegen die österreichischen Aussteller, von der künstlerischen Seite aus betrachtet, vollständig auf dem alten Standpunkte waren. Sehr interessant ist, was Falke in Bezug auf die englische Krystallglasfabrication bemerkt.

„Im Gegensatz zur böhmischen Industrie sieht die englische Glasindustrie ihre Stärke im Krystallglas, und ich muß gestehen, die Art ihres Vorgehens darin ist eben so richtig, wie die Resultate bewundernswürdig sind. Die Gefäße aus englischem Krystallglas gehörten zum weitaus Gelungensten, was auf der Ausstellung zu sehen war. Der englische Fabricant strebt ebenso mit bewußter Absicht nach der schönen und eleganten Form, wie nach dem Reichthum der Reflexe und den prismatischen Farben, und legt den gleichen Werth auf die Zeichnung und den Schliff des farblosen Ornaments.

Digitized by Google

In der Form werden mit größtem Glück griechische Gefäßformen, nicht nachgebildet, sondern durch Umbildung für moderne praktische Verwendung gewonnen und dadurch wahrhaft wiederbelebt. Niemand denkt dabei, wie deutsche Fabricanten, daß es nöthig sei, zugleich die undurchsichtigen schwarzen und rothen Töne der antiken Thongefäße zu Stande zu bringen oder gar die figürlichen Vasenmalereien in Farben aufzutragen. Ueber solche sclavische Nachahmung, die doch nichts weiter als Spielerei ist, zeigt sich die englische Fabrication hinaus. Der feine und geschmackvolle Formensinn gi ebt sich aber nicht bloß in der Verwendung der antiken Gefäße kund; er bethätigt sich auch dort, wo solche Vorbilder nicht vorhanden sind oder sich nicht gebrauchen lassen, nämlich bei den Trinkgefäßen, insbesondere den Weingläsern. Hiefür findet sich das Muster im mittelalterlichen Pocal und im sogenannten Römer, deren Grundform (denn sie ist eine und dieselbe) in einer eben so reichen und mannigfachen, wie zierlichen und eleganten Weise variirt wird. Der Beschauer erhält dabei den Eindruck, als ob das Gefühl für die Form, welches der modernen Industrie bis heute verloren gegangen, wieder gefunden sei. Man sieht diesen Stengelgläsern an, warum sie gerade so und nicht anders gemacht sind.

Ein anderes Element der Ornamentation, welches die englische Industrie bei dem Krystallglas mit bewußter Kunst zur Anwendung bringt, ist die prismatische oder diamantirte Schleifung der Oberfläche. Ihr Ziel ist dabei ein reiches Farbenspiel und sie erreicht es in wunderbar glücklicher und effectvoller Weise. Facettirte Köpfe von Stöpseln strahlten ein Brillantfarbenfeuer aus wie eben so große Diamanten. Es ist aber dasselbe künstlerische Princip auch auf die ganzen Gefäße zur Anwendung gebracht. Flaschen wie Trinkgläser und Gießgefäße sind mit der prismatischen Schleifung bedeckt und geben so, wenn nicht immer in Farben strahlend, doch ein überaus reiches Spiel des Lichtes und der tausendfältigen Reflexe.

Nicht minder angemessen behandelt ist das geschliffene oder geätzte farblose Ornament. Als Muster gilt h ier für die Zeichnung meistens das zierliche Ornament der griechischen Gefäße ode r die Laubwindungen der Renaissance. Die englische Fabrication sucht es aber n icht in Farben wiederzugeben, wie man das in den letzten Jahren noch vielfach an g räcisirten Glasgefäßen gesehen hat, sondern sie hält sich an die Eigenthümlichkeit des Kry stallglases und schleift sie nach dem Muster der Krystallgefäße des 16. Jahrhunderts und der späteren böhmischen Gläser des 18. Jahrhunderts farblos hinein. Dabei ist die Ausführung eben so genau und sorgfältig, wie die Zeichnung fein und reizend. Das gilt auch von dem freieren, oft fast naturalistischen Ornament, von Blumen und Laubgehängen, mit denen die Gefäße in der gleichen Weise verziert sind. Auch hier ist die Ausführung von der äußersten Zartheit und Genauigkeit."

Der Bericht enthält noch eine Reihe ähnlicher Bemerkungen, worauf einzugehen uns leider nicht der Raum gestattet, und wir wünschen schließlich nur, daß er von unseren Industriellen einer eindringlichen Beachtung gewürdigt wird. Angesichts der bevorstehenden Pariser Ausstellung werden sich daraus manche Folgerungen ziehen lassen.

Digitized by Google

Der dritte Jahrgang von Bäumers „Gewerbehalle", eines Unternehmens, welches sich in den weitesten Kreisen rasch Bahn gebrochen, bleibt hinter den Erwartungen nicht zurück, welche sich im Interesse der Kunstindustrie an die Gründung desselben geknüpft haben. Mit richtigem Verständniß für die Bedeutung eines Kunstorganes, welches die Veredlung des Geschmackes in den gewerblichen Kreisen anstrebt, haben sich dem Unternehmen die besten schriftstellerischen und künstlerischen Kräfte angeschlossen und eine Reihe von Themata behandelt, welche eben so anziehend als belehrend sind. Der Goldarbeiter, Schlosser, Bildhauer, Tapezierer, Tischler, Vergolder finden reichen Stoff zu Studien und Entwürfen in den bisher erschienenen Heften; aber auch jene, welche der Kunstindustrie Beschäftigung geben, werden die „Gewerbehalle" mit Nutzen zur Hand nehmen, weil sie darin manche Anhaltspunkte für die Verbesserung ihres Geschmackes finden werden. Nachdem schon wiederholt die „Wochenschrift" sich eingehend mit der „Gewerbehalle" beschäftigt hat, so wollen wir nur mit diesen Zeilen den erfreulichen Fortschritt des Unternehmens signalisiren.

Grundzüge eines Systems des deutschen Staatsrechtes.

Von C. F. v. Gerber.

(Tauchnitz, 1865, XII und 208 Seiten.)

K. R. Die Gegenwart zeigt in den deutschen Staaten eine großartige Bewegung ihres öffentlichen Rechtes. Vor allen sind es die beiden Großmächte, deren ganzes staatliches Leben unter der Wucht dieser Bewegung erzittert. Dort ist es ein Verfassungsconflict", der die Herrschaft der Verfassung seit Jahren zur Ohnmacht verurtheilt; hier ist es ein plötzlich eingetretener Gährungsproceß, dessen Ende noch nicht bestimmt werden kann, das aber sicher für eine Reihe von Jahren über den Charakter des österreichischen Staates entscheiden dürfte.

Inmitten solcher Ereignisse ist jede wissenschaftliche Arbeit, welche in ihre Strömung eingreift, gewiß einer besonderen Beachtung werth. Sie verdient es um so mehr, wenn sie durch diese Ereignisse, wenn auch nicht erzeugt, so doch in ihrem Erscheinen beschleunigt wurde, wie das oben angezeigte Werk, und wenn sie von einem Manne ausgeht, der, wie der Verfasser dieses Werkes, schon längst auf anderem Gebiete als dem des Staatsrechtes seinen bleibenden Ruhm sich erworben.

Niemand wird sich über die Schwierigkeit täuschen, die in der Aufgabe liegt, ein System eines deutschen Staatsrechtes zu schreiben, da ja die Anomalie vor jedem Auge liegt, daß die deutsche Wissenschaft immer erst genöthigt wird, aus den Particularrechten einen Rechtsstoff künstlich auszuscheiden, um ihn ohne impe-

Digitized by Google

rative Bedeutung, also ohne die naturgemäße Spitze jeder juristischen Darstellung zu entwickeln. Es ist ein Zwiespalt, wie der Verfasser sagt, der genau dem Umstand entspricht, daß sich der Begriff des deutschen Volkes und seine staatliche Organisation nicht decken. Nur einem Rechtsgelehrten wie Gerber kann man zutrauen' daß er neben Zöpfl, Zachariä, Maurenbrecher, Mayer, Grotefend u. A. noch Ausgezeichnetes und Neues trotz dieser Anomalien zu leisten im Stande ist.

Wir wollen versuchen, das System Gerbers in kurzem darzustellen und können im vorhinein die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe hinlenken, da es in einer kurzen und gedrängten Darstellung dennoch mit aller Klarheit und Schärfe ein weites Gebiet alles Rechtslebens zu erschöpfen versucht.

Eingeschränkt auf ein sehr enges Gebiet erscheint die ganze Forschung dadurch, daß dem Verfasser das Staatsrecht, „die Entwicklung des dem Staate als solchem zustehenden Rechtes" zum Gegenstande hat. Der Staat selbst ist die Rechtsform für das Gesammtleben eines Volkes und diese gehört zu den ursprünglichen und ewigen Typen der sittlichen Ordnung der Menschheit"; er ist die höchste rechtliche Persönlichkeit, welche die Rechtsordnung kennt. Die Willensmacht in dieser Persönlichkeit ist die Macht zu herrschen; sie heißt Staatsgewalt. Die enge Auffassung erweitert sich aber dadurch, daß die rechtliche Aeußerung der Staatsgewalt im Herrschen zum Ausdruck kommt. Erst durch diese nachträgliche Erklärung (S. 21) kann man die erste Definition (S. 1) anerkennen, denn erst durch sie wird Wille und That zur Geltung gebracht, die beiden Wesenheiten, welche erst die Persönlichkeit bilden. Erst damit kann man die Theorie zurückweisen, die den Staat aus dem Genossenschaftsrecht ableitet und die in Bähr (Der Rechtsstaat) einen so gewandten und geistvollen Vertreter fand. Freilich schränkt Gerber das Staatsrecht wieder ein. Die Willensmacht des Staates — das ist das Staatsrecht. Was kann der Staat wollen und durch welche Organe und in welchen Formen kann und soll sich sein Wille äußern? Somit weist er ein großes Gebiet dessen, was man gewöhnlich als öffentliches Recht mit in das Staatsrecht zieht, aus diesem heraus, und es dürfte doch etwas zweifelhaft sein, ob man mit dieser gewaltsamen Trennung der dennoch verwandten Gebiete zu einer praktischen Lehre gelangen kann. Die Grundgesetze aller Staaten widersprechen dieser Auffassung, denn sie sind nicht allein „das Recht, welches den Grundbau des staatlichen Organismus als willensfähiger Macht feststellt" und es ist weder „nebensächlich" noch gleichgültig, wenn dieselben von der Justiz und Verwaltung sprechen.

Die Willensmacht des Staates ist kein Mechanismus, sondern die sittliche Gesammtkraft des Volkes, und in diesem seelischen Zusammenhang wird die Aeußerung der Willensmacht, das Herrschen, souverain und untheilbar. Das Herrschen in seinen einzelnen Thätigkeiten ist die Regierung, d. h. die Thätigkeit, welche den verschiedenen Ansprüchen der Bestimmung der Herrschaft entspricht. Nach den verschiedenen Richtungen ist sie eine gesetzgebende, richtende und verwaltende Gewalt. Sie ist nirgends absolut, sondern, indem sie dem Zweck des Staates dienen soll, findet sie in diesem die Grenze. Und hier begegnen wir der schwachen Partie des

Digitized by Google

Buches. Die Zwecke des Staates sind sehr unbestimmt, also müssen es auch die Grenzen der Gewalt sein. Gerber selbst sieht sich genöthigt, in einer langen Reihe (§ 11) die Dinge aufzuzählen, die der Staat nicht thun soll! Das ist wohl eine Besonderheit des Systems, aber sie ist werthlos. Die Staatsgewalt wendet sich in ihrer Bethätigung gegen ihre Objecte und sie ist so „die Ausübung eines Gewaltrechtes (!) an Staatsbürgern und Gemeinden innerhalb ihres örtlichen Machtgebietes. Dies scheidet die Objecte in persönliche, einzelne Personen und Gemeinden, und sachliche, das Staatsgebiet. Der Inhalt des Rechtes an die Person ist der Gehorsam. Der Uebung desselben stehen rechtliche Schranken gegenüber. Die Gemeinde als das zweite Object ist die natürliche Ergänzung des Staates, sie ist eine corporative Verbindung von selbstständigem Lebensinhalte, und der Staat macht sie zum Gegenstand seiner Gesetzgebung und Aufsicht. Wie weit diese geht, ist Sache der particulären Gemeindeordnung. Die erste ist allumfassend; die Gemeinden haben kein Recht der Autonomie. Im Staatsgebiet erscheint der Staat als real und individualisirt, und diese moderne Idee, total verschieden von der alten privatlichen Auffassung, erzeugte erst die Verfassungsgrundsätze über das Gebiet: „Untheilbarkeit und Anerkennung des örtlichen Machtgebietes." Unter dem Begriff der materiellen Richtung der Staatsgewalt begreift Gerber die gesammte Lehre der Verwaltung, die er eben nur nennt und seiner Theorie nach nur nennen kann.

Der bedeutendste Theil des Werkes ist nun die Darstellung der Organe des Staates. Nur Monarch und Landstände sind ihm Organe, weil nur in seinem und ihrem Handeln sich der Staatswille verwirklicht. Der Begriff ist sehr eng, vielleicht zu eng selbst für Gerbers Theorie, nach der wenigstens die Gemeinde noch zu den Organen gezählt werden müßte (S. 104, Note 2). Neben den Organen giebt es nur Gehülfen des Monarchen und ihr Recht bildet das Staatsdienerrecht. Die Rechtsstellung des Staatsdieners ist „nicht die eines vertragsmäßig Obligirten, sondern eines solchen, der in einem organischen Pflichtverbande unter dem Gewaltrecht eines obersten Dienstherrn steht." Daraus folgt der conservative Standpunkt, aus dem Gerber eine Reihe sehr ernster Consequenzen zieht, von denen wir nur erwähnen, daß er den Beamten nur dann als fähig für die Volksvertretung erklärt, wenn er seine Stelle niederlegt, weil er mit seiner Treuepflicht in Collision kommen kann.

Aber wir glauben, daß gerade der wahre Constitutionalismus eine Collision der Pflichten nicht kennen kann. Thatsachen, wie die, welche die Geschichte Preußens in der Gegenwart zeigt, können nichts für ein Princip beweisen. Neben dem Monarchen stehen die Landstände. (Das Wort ist schlecht, zumeist nach Gerbers Auffassung, da er selbst das historiiche Band der gegenwärtigen Volksvertretung mit den alten Ständen läugnet. [S. 119.]) Sie sind die Garantie, daß der persönliche Wille des Monarchen mit der sittlichen Ueberzeugung des Volkes zusammentrifft. Ihre Aufgabe ist daher nicht zu herrschen, sondern beschränkend (?) zu dem herrschenden Willen des Monarchen hinzuzutreten, so daß dieser erst nach

Digitized by Google

Aufnahme des Willens derselben in sich zur rechtlichen Existenz gelangen kann. Bei der Betrachtung der Bildung der Landstände schlägt in Gerbers Auffassung schon Gneist mit aller Macht durch. Den modernen Volksvertretungen fehlt die organische Stellung und sie wären kräftiger, „wenn sie in eine Reihe anderer, auf volksthümlicher Selbstverwaltung beruhender Einrichtungen sich einfügten, um ihr Centrum zu werden . . .“ den großen deutschen Staaten, „in denen das neue Princip in seiner vollen Wucht und ungehemmten Wirksamkeit in Geltung tritt, werden die Krisen nicht erspart bleiben, welche sich an jenes Verhältniß anknüpfen und neue, die Zukunft des constitutionellen Systems bestimmende Entwicklung hervorrufen werden“. Bei der Darstellung des Inhaltes des Rechtes der Stände gelangt Gerber, wie Zöpfl und Held von ihrem conservativen Standpunkt, natürlich zu dem Schlusse, daß aller Constitutionalismus ein System der Compromisse ist und „in wirklichen Zweifelfällen die Vermuthung für das Recht des Monarchen ist“. Die äußere Gestaltung der Kammern, ihre Geschäftsbehandlung und Rechte der Mitglieder übergehend, gelangen wir zur Form der Willensäußerung des Staates.

Diese umfaßt die Gesetzgebung, das Verordnungsrecht, das Finanzgesetz, das wohl nur wegen seiner Wichtigkeit besonders behandelt wird, und die außerhalb der Gesetzgebung liegenden Willensäußerungen: die Verwaltungsacte des Monarchen und die Justiz. Diese ist strafrechtliche, civilrechtliche und administrative Justiz, welche letztere in einer sehr praktischen und schönen Darstellung erörtert wird. Den letzten Abschnitt bildet die Darstellung des Rechtsschutzes im Gebiete des Staatsrechtes, der sich auf den Schutz des Staates, Ministerverantwortlichkeit, den Schutz der Individualrechte der staatlichen Organe bezieht, und zuletzt am ausführlichsten behandelt, aber ganz vom Standpunkt Zachariä's, den Schutz des Staatsbürgers gegen die Staatsgewalt: Haftbarkeit der Beamten und Richter, respective des Staates.

Möge die kurze Uebersicht des reichen Inhaltes dem trefflichen Buche ein allgemeines Interesse entgegenführen.

---

* Eine der wichtigsten Quellenschriften für die österreichische und steiermärkische Geschichte in der Zeit von beiläufig 1250 bis 1350 ist die Chronik des Anonymus Leobiensis (des Ungenannten von Leoben), welche schon im vorigen Jahrhunderte von dem verdienten Geschichtsforscher und Melker Benedictiner Hieronymus Pez herausgegeben und wegen ihrer zahlreichen Nachrichten über Steiermark und besonders über Leoben und dessen Umgebung ihren Namen erhielt. Prof. Zahn, Archivar des Joanneum-Archives hat den Anonymus Leobiensis einer gründlichen Untersuchung unterzogen und den Nachweis geliefert, daß diese Chronik eigentlich eine Compilation aus zwei an Werth ganz verschiedenen Bestandtheilen ist, nämlich: 1. aus einer Reihe von Nachrichten zur allgemeinen Kaiser- und Papstgeschichte besteht, welche anderen Chroniken, wie der Melker,

Digitized by Google

Klosterneuburger, der des Abtes Johannes von Viktring in Kärnten, den Fortsetzern des Martinus Polonus u. A. entnommen sind, wozu aber 2. eine beträchtliche Anzahl von Nachrichten specifisch österreichischen und steiermärkischen Ursprungs kommt, welche in dieser Chronik allein erscheinen, und für welche diese demnach als Original zu betrachten ist. Weiter wies Zahn nach, daß die in der Grazer Universitätsbibliothek befindliche Handschrift des Anonymus Leobiensis die älteste und beste ist, sowie, daß ihr Verfasser höchst wahrscheinlich ein Dominicaner war, welcher in oder bei Leoben lebte; dort scheint sie bis 1337 geführt worden, dann aber in das Cistercienserkloster Neuberg gekommen zu sein: von da gelangte sie nach St. Lambrecht und nach dessen Aufhebung (1786) nach Graz. Zahn ging aber in seinen Arbeiten über den Anonymus noch einen Schritt weiter, indem er denselben nach der Grazer Handschrift, und zwar nur mit Rücksichtnahme auf seinen österreichisch-steiermärkischen Inhalt, zur Herausgabe bearbeitete. Diese Ausgabe wird in Kürze in schöner Ausstattung in Leuschners und Lubensky's Universitätsbuchhandlung zu Graz erscheinen.

* Herr Friedrich Keinz, welcher das Verdienst hat, die Heimat des „Meier Helmbrecht" ausgemittelt und für Baiern gerettet zu haben, hat in den Sitzungsberichten der Münchner Akademie neuerdings einige nicht unbeträchtliche Beiträge zur weiteren Sicherstellung verschiedener Einzelheiten niedergelegt. Darunter ist ein Umstand von besonderer Merkwürdigkeit, daß es nämlich auf einem Meierhofe des Klosters Ranshofen — und dieses war ja die Heimat des Dichters Wernher — eine schöne, mit Bildern gezierte Handschrift dieser Dichtung gegeben haben müsse, die jetzt freilich verschollen zu sein scheint, die ein Augenzeuge aber noch gelesen und gesehen hat. Herr Keinz berichtet hierüber: „Ein sechsundachtzig Jahre alter, noch lebender Bauer, welcher dereinst auf dem Hofe gedient, habe feierlich vor Zeugen erzählt, wie sie damals auf dem Meierhofe viele schöne Bücher von den Klostergeistlichen zu lesen bekommen haben, von denen ihm besonders eines, das sehr schön und mit Bildern verziert war, gefallen habe — das Buch von dem Räuberhauptmann Helm. Von den Bildern konnte er sich namentlich noch das vom „Helm" selbst gut vorstellen wegen der großen, eigenthümlichen Kopfbedeckung (welche in dem Gedichte selbst bekanntlich eine Rolle spielt), mit welcher der Räuberhauptmann dargestellt war. Als dem Alten einige Stellen aus der neuen Ausgabe des „Helmbrecht" vorgelesen wurden, erkannte der durch sein Gedächtniß in der ganzen Gegend berühmte Alte sogleich das Ranshofener Buch und wußte so ziemlich den ganzen Inhalt anzugeben. „Dem alten Mann traten Thränen der Freude in die Augen, daß das Lieblingsbuch seiner Jugend wieder zu verdienten Ehren gekommen sei; nur, meinte er, sei jenes viel schöner gewesen, der vielen schönen Bilder wegen, und seufzte dazu: die jungen Leute verstehen von dem nichts mehr". — Daß dieses Buch, welches der Alte noch gesehen hat, eine, wenn auch in Titel und Sprache vielleicht modernisirte Abschrift des alten Helmbrecht war, ist kaum zu bezweifeln. Leider ist die Hoffnung gering, daß es die Klosterstürme zu Anfang dieses Jahrhunderts überdauert habe, da auch zu Ranshofen, wie sich alte Leute erinnern, mit der Bibliothek des Klosters schändlich gewirthschaftet wurde.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Beinahe an dem gleichen Tage, an welchem der in Paris so lebhaft cultivirte Spiritismus in seinen Propheten, den Gebrüdern Davenport, ein so glänzendes Fiasco erlebte, ließ die Librairie academique

Digitized by Google

Didier u. Comp. zwei neue spiritistische Publicationen vom Stapel laufen. Die eine derselben ist von dem Altmeister der Spiritisten Allan Kardic und nennt sich: „Le ciel et l'enfer, ou la justice divine selon le spiritisme"; die andere, für den Augenblick vielleicht noch unterhaltendere und belehrendere ist aus dem Englischen eines Dr. Nichols übersetzt und heißt: „Phénomènes des frères Davenport". Schade, daß diesem Werke so kurz nach seiner Geburt die Carriere abgeschnitten werden mußte!

Von ganz anderem Werthe ist eine andere Publication der gleichen Firma: „J. J. Ampère, la science et les lettres en Orient." Die Veröffentlichung des Nachlasses, so wie die Sammlung der in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze des großen Gelehrten (die meisten der letzteren sind ursprünglich in der „Revue des deux mondes" erschienen) ist einer Commission von vier Freunden des Verstorbenen anvertraut worden. Die beiden Verleger, welche Anrechte auf diesen Nachlaß haben, Didier und Levy, haben sich dahin geeinigt, die einzelnen Bände desselben, jeder für seine Rechnung, aber in gleicher Ausstattung und Format erscheinen zu lassen, und so sollen wir in wenigen Jahren die von den Herausgebern angestrebte Gesammtausgabe der Werke Ampère's vorliegen sehen.

Auf eine historische Monographie möchten wir aufmerksam machen, welche, aus der Feder eines in Frankreich sehr geschätzten Gelehrten stammend, den Eindruck einer recht sorgfältigen Arbeit macht: „Chéruel, Saint Simon, considéré comme historien de Louis XIV." Der historische Werth und die Glaubwürdigkeit der Saint-Simonschen Memoiren ist verschieden, stets aber in extremer Weise beurtheilt worden; am absprechendsten neuerdings durch die Herausgeber der: „Mémoires du Duc de Luynes". Chéruel sucht einen ganz unbefangenen Standpunkt festzuhalten und widmet die erste Hälfte seines Buches einer anziehenden Biographie Saint-Simons, während er in der zweiten dessen Aufzeichnungen einer sorgfältigen Kritik unterzieht.

Wir erwähnen noch einer Gelegenheitsschrift von Bertrand zur Enthüllung des Arago-Denkmals: „Arago et sa vie scientifique", so wie einer Monographie von Auguste Bullier: L'île de Sardaigne"; wir können nicht unterlassen, das diesem in Paris erschienenen Buche vorgesetzte Motto zu erwähnen, welches lautet: Veni, vidi — vielleicht ist das Schlußwort erst für eine spätere neue Auflage aufgespart worden.

Aus dem Gebiete der Belletristik müssen wir leider die schon abgenützte Mittheilung, daß wir „wenig Erfreuliches mitzutheilen haben", wiederholen. So viele neue Romane wir auch allwochentlich sehen und angezeigt lesen — es sind nur wenige darunter, deren Titel wir erwähnen, noch wenigere, auf deren Inhalt wir in diesen Blättern näher eingehen möchten. Von der George Sand ist eine Sammlung größerer Aufsätze, welche den Lesern der „Revue des deux mondes" bereits bekannt sind, unter dem Titel „Laura" erschienen, ebenso eine Sammlung von Feuilletons von Edmond About unter dem Titel „Causeries". Von des gleichen Verfassers auf drei Bände berechnetem Roman: „La vieille roche — Le mari imprévu" erschien der zweite Band: „Les vacances de la comtesse", während der dritte, für den die französischen Blätter seit einem Monat täglich Reclame machen, noch der Veröffentlichung harrt. Théophile Gautier brachte rasch nacheinander zwei Romane: „La peau de tigre" und „La belle Jenny", während ein Herr Vié die schwierige Aufgabe übernahm, die von Alfred de Vigny so meisterhaft behandelte Lebensgeschichte Cinq-Mars' zum Gegenstande eines neuen Romans zu machen, welcher den Titel führt: „Le dernier amour de Cinq-Mars." Zum Schlusse erwähnen wir noch ein Buch von Céséna: „Les belles pécheresses"; mehr als es nennen können wir für dieses Buch hier nicht thun.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schwetter. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Prinz Eugen von Savoyen.

„Große Männer haben, abgesehen von dem, was sie durch ihre Thaten und Bestrebungen für die Mit- und Nachwelt wirkten, auch die Bestimmung, die geistigen Sammelplätze, die Erkennungsworte der ganzen Nation, die Mittelpunkte zu sein, in welchen sich die Gefühle des Volkes begegnen, vereinigen und mit neuer Kraft stärken."

Lebhaft empfinden wir die begründete Wahrheit dieser Worte, sobald wir der Heldengestalt des Prinzen Eugen von Savoyen gedenken, dessen Thaten in dem Bewußtsein des deutschen Volkes fortleben und unauslöschlich in seiner Erinnerung haften werden, so lange ein Gedächtniß für wahre Menschengröße bestehen wird. Mit gerechterem Stolze darf aber der Oesterreicher des unsterblichen Helden gedenken. Mag immerhin die Weltgeschichte ihn unter ihre hervorragendsten Größen zählen, sein großes Beispiel anderen Völkern zum Gegenstande eifriger Verehrung und Nacheiferung dienen, der eigentliche Besitz kommt uns aus mehr denn einem Grunde zu. „Er war unser."

Oesterreich nahm den in seinem Vaterlande mißachteten neunzehnjährigen Jüngling, für den Ludwig XIV. nicht eine untergeordnete Stelle in der Armee hatte, dem des Königs Laune unerbittlich die Rolle eines Abbé aufzwingen wollte, gastlich auf, bereitete ihm eine neue Heimat, zu deren Nutz und Frommen er seine große kriegerische Anlage ausbildete. Oesterreich widmete Eugen ein halbes Jahrhundert lang mit aufopferndster Treue seine fruchtbare Thätigkeit als Krieger und Staatsmann, für diesen Staat zog er sein gutes Schwert und erprobte sein Feldherrngenie in 32 Feldzügen. Im Dienste der erlauchten Dynastie erwarb er seinen Weltruf, wurde er der Held der Christenheit, der Schrecken Frankreichs. Der Großneffe Mazarins mußte nach dem Rathschlusse der Vorsehung die Großmachtsstellung Oesterreichs begründen, diesem Staate Macht und Ansehen verleihen, seine Grenzen erweitern, ihm feste Grundlagen geben.

Dem Retter und Wiederhersteller der österreichischen Monarchie hat weder die Mit- noch die Nachwelt den Preis des Ruhmes vorenthalten; Dichtung und Geschichte verherrlichen seinen Namen und vor wenigen Jahren hat der Fleiß eines ausgezeichneten vaterländischen Gelehrten dem großen Manne ein würdiges biographisches Denkmal gesetzt. Konnte die bildende Kunst, welche unser Zeitalter zum Ausdrucke seiner Verehrung geschichtlicher Größen mit Vorliebe in Anspruch nimmt, zurückbleiben und sich der Lösung einer Aufgabe länger enthalten, wie sie würdiger

Digitized by Google

kaum gedacht werden kann? In wenigen Tagen wird denn auch das Denkmal, in dauerndem Erz von der Hand vaterländischer Kunst ausgeführt, in unserer Stadt prangen, und die daran sich knüpfende Feier fordert uns auf, einen Blick auf des Prinzen Eugen Leben und Wirken, auf sein Eingreifen in die Geschicke Europa's und Oesterreichs insbesondere zu werfen.

Prinz Eugen tritt in einem denkwürdigen Momente auf die Weltbühne (1683). Bei seinem Eintreffen in Wien fand er die Monarchie in höchster Gefahr; denn die Osmanen schlugen das kaiserliche Heer unter Karl von Lothringen und drangen unaufgehalten bis vor die Mauern Wiens. Sein Antheil an dem Entsatze Wiens führt ihn würdig in die Weltgeschichte ein. Doch erst nach der Befreiung Wiens, auf ungarischem Boden, konnte sein vielverheißendes Talent glänzendere Proben ablegen, in der Bekämpfung der Tököly'schen Rebellion, in der sieggekrönten Schlacht bei Gran (1685), vor Ofen, welche wichtige Festung nachdem sie fast anderthalb Jahrhunderte in der Gewalt der Osmanen gewesen, wieder in den Besitz der Kaiserlichen kam. Eugen entwickelte sein kriegerisches Genie unter den Augen zweier berühmter kaiserlicher Generale, Karls von Lothringen und Ludwigs von Baden, zu immer größerer Blüthe. Seine Bravour im Kampfe, sein unerschrockener Muth und die ihm eigene Ausdauer bewährte der Prinz in der berühmt gewordenen Affaire am Berge Harsan, unweit Mohacs, und das Jahr darauf (1688) bei der Einnahme Belgrads durch den Kurfürsten Max Emanuel von Baiern. Mit 25 Jahren Feldmarschalllieutenant, zählte der Prinz bereits zu den glücklichsten, fähigsten und beliebtesten Führern der kaiserlichen Armee.

Kaum war der Feind im Osten gedemüthigt, so erhoben sich im Westen drohende Gefahren. Ludwig XIV. fuhr fort, die Herrschaft Frankreichs über die Nachbarländer auszudehnen und benützte den Umstand, daß der Kaiser die Türken bekämpfen mußte, dazu, um durch die Reunionen die deutschen Festungen Straßburg und Luxemburg zu entreißen. Bald darauf drangen seine räuberischen Schaaren in die herrlichen Rheinlande, die schönsten und volkreichsten Städte niederbrennend.

In dieser traurigen Zeit erstand dem Reiche in Wilhelm von Oranien ein mächtiger Helfer in der Noth. Wilhelm, der Urenkel des Begründers der niederländischen Freiheit, welchen die Revolution von 1688 als Nachfolger der Stuart'schen Könige auf den englischen Thron erhoben, schloß mit dem Kaiser und den deutschen Reichsfürsten ein Bündniß, welchem Spanien, der Papst und Dänemark beitraten und denen sich in der Folge Victor Amadeus von Savoyen zugesellte.

Ludwig kämpfte gegen die Allianz von ganz Europa mit riesenhafter Anstrengung und bewundernswerther Ausdauer.

Eugen stand 1689 an der Seite des Kurfürsten Max Emanuel bei der Rhein-Armee (betheiligte sich ruhmvoll an der Einnahme von Mainz und Bonn) und 1690 bis 1696 in Italien gegen Catinat. In allen diesen Feldzügen bewährte sich seine Einsicht, sein durchdringender Blick und die unbegrenzte Hingebung für die Sache, welcher er diente. Allein die Unthätigkeit der Obergenerale,

Digitized by Google

die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel, die geringe Unterstützung seitens der Spanier und der Verrath seines Vetters, des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen, lähmten alle Operationen der Kaiserlichen. Eugen konnte unter solchen Umständen eine nachhaltige Thätigkeit nicht entfalten. Erst mit der Uebernahme eines selbstständigen Commando gegen die Türken beginnt die eigentliche Ruhmeslaufbahn dieses Helden.

Die Türkenschlacht bei Zenta (1697) erhob ihn rasch zu weltgeschichtlicher Bedeutung. Er wurde der gepriesene Held der Christenheit und in dem Frieden zu Carlowitz (1699) erntete Kaiser Leopold I. die reichen Früchte der großen Kriegsthat des Prinzen Eugen. Die österreichische Monarchie dehnte ihre Grenzen über Ungarn und Siebenbürgen aus und erhielt durch diesen ansehnlichen Länderzuwachs ihre Bedeutung im Osten des Welttheils.

Seit 32 Jahren beschäftigte eine tief eingreifende Frage die Diplomaten und Rechtsgelehrten Europa's — die der spanischen Erbfolge. Wer sollte zukünftig das spanische Reich beherrschen, welches die ausgedehntesten Länder auf beiden Hemisphären umfaßte? Karl II., einem unheilbaren Siechthume verfallen, schritt dem Grabe zu, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Kaiser Leopold, dessen Ansprüche für seinen zweiten Sohn Karl von dem großen Leibnitz in einer Staatsschrift glänzend verfochten wurden, hatte an Ludwig XIV. und dem bairischen Kurfürsten zwei gefährliche Rivalen. Zwar hatte der König von Frankreich für sich und seine Nachkommen feierlich allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie entsagt, ebenso wie der Kurfürst, aber es war nicht wahrscheinlich, daß das festgegründete Erbrecht des Kaisers ohne Waffengewalt durchgesetzt werden könne. Die Seemächte England und Holland, vertreten durch Wilhelm III., waren gleichfalls nicht geneigt, dem Kaiser die ansehnliche Bereicherung seiner Hausmacht ungeschmälert zukommen zu lassen. Es versuchte Wilhelm III. durch eine Theilung des spanischen Erbes zwischen den drei Prätendenten den Ausbruch eines europäischen Krieges hintanzuhalten. Allein der plötzliche Tod des Kurprinzen veränderte die Lage und der Krieg schien abermals unvermeidlich. Von neuem begann Wilhelm, dessen vornehmlichstes Streben dahin gerichtet war, ein Gleichgewicht in Europa herzustellen, sein Vermittlungswerk — da starb Karl II. von Spanien (1. November 1700), nachdem er in einem ihm von der castilianisch-französischen Partei abgenöthigten Testamente Ludwigs XIV. Enkel, Philipp, zum Universalerben eingesetzt hatte, welcher nach Madrid eilte und sich des erledigten Thrones bemächtigte.

Der alte Kaiser war bald entschlossen, mit seinen geringen Kräften, ohne Verbündete den Krieg zu eröffnen. Dem Prinzen Eugen, dem Sieger von Zenta, vertraute er den Oberbefehl und die Vertheidigung seines Rechtes an. Diesem zur Seite standen: Commercy, Vaudemont, Guido Starhemberg und Börner.

Am 20. Mai 1701 traf Eugen bei den Truppen ein und schon sechs Tage darauf erfolgte der Aufbruch. Während Catinat den Prinzen auf einer der Heer-

Digitized by Google

straßen anrückend glaubte, unternahm dieser den schwierigen Zug über die Alpen und nach vier Tagen stand sein Heer auf venetianischem Gebiete.

„Wo seit Menschengedenken kein Karren durchgebracht werden konnte, passirte ein großes Kriegsheer mit Geschütz und Gepäcke. Was in mehreren Jahrhunderten nicht geschehen war, man sah wieder ungarische Reiter die italienische Ebene durchstreifen."

Eugen wußte seinen Gegner durch geschickte Manöver zu täuschen und war bald Herr des ganzen Landstriches zwischen Etsch und Mincio. Die Franzosen wichen, von Eugen bei Carpi gänzlich geschlagen, vor den Kaiserlichen zurück und ein zweiter Sieg der letzteren bei Chiari brachte das Uebergewicht vollends auf Eugens Seite. Weder Catinat, noch Villeroy vermochten den Prinzen aus seinen vortheilhaften Stellungen zu locken, eine Reihe der wichtigsten festen Plätze ergab sich den Kaiserlichen und das Jahr 1701 schloß zum Erstaunen aller Welt mit den günstigsten Erfolgen für die Sache Leopolds I.

Inzwischen war es dem Kaiser gelungen, Brandenburg gegen Ertheilung der Königskrone, Hannover durch Erhebung zum Kurfürstenthum, Dänemark und Holland auf seine Seite zu bringen, auch die Reichskreise traten bei und endlich auch Wilhelm III. In England hatte nämlich der Umstand, daß Ludwig XIV. Jakob (III.), den Sohn des vertriebenen Königs aus dem Stuart'schen Hause, zum Könige von England ausrufen ließ, allgemeine Entrüstung hervorgerufen. Wilhelm III. benützte die Gährung im Volke zur Auflösung des in seiner Mehrheit von französischem Einflusse beherrschten Parlaments und legte dem neu gewählten, durchaus für den Krieg gestimmten die Geldbill zur Beschaffung der Mittel für den Krieg vor, welche ohne weiteren Anstand gewährt wurden. Alles stand in Holland zur Eröffnung der Feindseligkeiten bereit — da starb König Wilhelm in Folge eines Sturzes vom Pferde (20. Februar 1702). Das Schicksal der Allianz, deren Glieder dem Kaiser die Nachfolge seines zweiten Sohnes Karl auf dem spanischen Throne garantirten, war nun zweifelhaft geworden; doch glücklicher Weise wurde Wilhelms Nachfolgerin, Anna, von dem Herzog und der Herzogin Marlborough beherrscht, welche eifrig den Krieg befürworteten. Marlborough erhielt die oberste Leitung der englisch-holländischen Truppen und zwang in einem kurzen, aber energisch geführten Feldzuge die Franzosen die spanischen Niederlande zu räumen.

Eugen befehligte 1702 das kaiserliche Heer in Italien; seine Truppen litten jedoch an allem Nothwendigen Mangel und nur die Beharrlichkeit und zähe Ausdauer des Prinzen verhinderte die daraus resultirenden Nachtheile. Durch einen seit langer Zeit unbenützten Wassercanal drang er in Cremona ein und überfiel diese Stadt, in welcher sich das Hauptquartier der Franzosen befand, während Marschall Villeroy noch sorglos in seinem Bette ruhte. Nach zehnstündigem Straßenkampfe verließ er, da Prinz Vaudemonts Verstärkung ausblieb, die vom Feinde hartnäckig vertheidigte Stadt, 400 Soldaten, 90 Officiere, einige Generale und den französischen Marschall als Gefangene mit sich führend. Letzterer

Digitized by Google

wurde in Innsbruck, später in Graz internirt und erhielt erst nach neun Monaten seine Freiheit wieder. Die Franzosen wichen bis hinter die Adda zurück, drangen jedoch unter Villeroy's Nachfolger, Vendome, einem Vetter Eugens, wiederum vor und errangen gegen das schwache, von Entbehrung heimgesuchte kaiserliche Heer wichtige Vortheile. Bei Luzzara (15. August 1702) erkämpfte Eugen einen glänzenden Sieg, allein die geringe Truppenzahl, welche durch Mangel, Desertionen und Krankheiten noch mehr geschwächt wurde, lähmte jede weitere Action.

Das Jahr 1703 darf eines der verhängnißvollsten in der Geschichte unseres Vaterlandes genannt werden. Von allen Seiten drohten den kaiserlichen Erblanden ernste Gefahren. Villars kam über den Rhein und drang durch den Schwarzwald bis in die bairischen Ebenen vor, wo sich ihm der Kurfürst, welcher, wie sein Bruder, der Erzbischof von Köln und Bischof von Lüttich, des Kaisers Feind war, anschloß. Der bairische Kurfürst fiel in Tirol ein, besetzte dieses Land, und nur die heldenmüthige Landesvertheidigung der treuen Tiroler unter Martin Sterzinger konnte ihn nöthigen, seine Truppen zurückzuziehen. Während die Kaiserlichen mehrfache Niederlagen durch die französisch-bairische Armee erlitten, brach eine zweite Armee unter Tallard auf, nahm Breisach und Landau und rückte gleichfalls nach Baiern vor. Bald waren auch Regensburg, Augsburg und (Jänner 1704) endlich auch Passau in der Gewalt des Kurfürsten und eine abermalige Rebellion unter Rákoczy brach aus, welche nicht bloß Ungarn beherrschte, sondern auch die Grenzbezirke Niederösterreichs und Mährens beunruhigte.

In dieser bedenklichen Lage wurde Eugen zum Retter. Trotz drückender Finanznoth bemühte er sich, als Präsident des Hofkriegsrathes, welche Stelle er seit kurzem einnahm, Mittel zu schaffen, ging nach Ungarn und organisirte die Vertheidigung, sicherte die Grenzen und kehrte erst nach Wien zurück, als die Bemühungen des Erzbischofs von Kalocza, Paul Széchenyi, eines dem Kaiser ergebenen ungarischen Patrioten, einigen Erfolg in Aussicht stellten. Eugen unterhielt mit Marlborough eine geheime Correspondenz, legte ihm in derselben die trostlose Lage des Reiches dringend an's Herz und bewog ihn zu jenem denkwürdigen Zuge aus Flandern nach dem Rhein, welcher für das Schicksal des Reiches entscheidend wurde. Eugen begab sich gleichfalls zur deutschen Armee und in Mindelheim trafen die beiden großen Feldherrn zum ersten Male zusammen. Mit edler Selbstverläugnung übernahm Eugen die minder glänzende Aufgabe, das Observationscorps am Rhein zu commandiren, während Markgraf Ludwig und Herzog Marlborough gemeinsam gegen die Baiern und Franzosen operirten.

Eugen konnte Tallard nicht an dem Zuge nach Baiern hindern, aber er suchte die neue Gefahr dadurch zu beseitigen, daß er gleichfalls dahin aufbrach, 20.000 Mann gegen Villeroy zurücklassend, den er über seinen Abmarsch glücklich zu täuschen wußte. In vier Tagen und in unausgesetzten Eilmärschen legte er den langen Weg bis in die Nähe der Verbündeten zurück, nahm nach einer kurzen Rast den Marsch wieder auf und traf am 3. August bei Höchstädt ein. Marlborough und der Markgraf hatten inzwischen, namentlich durch den Sieg am

Digitized by Google

Schellenberg Vortheile erzielt, doch konnte Tallards Eintreffen und dessen Vereinigung mit dem Kurfürsten und Marsin das Uebergewicht leicht auf die Seite der Feinde bringen. Eine erneuerte Besprechung Eugens mit Marlborough befestigte nur die Uebereinstimmung dieser illustren Strategen, denen es gelang, den Markgrafen zur Belagerung von Ingolstadt zu vermögen.

Eugen und Marlborough vereinigten glücklich ihre Heere und lieferten den Franzosen und Baiern die Schlacht bei Höchstädt (13. August 1704), welche mit dem glänzendsten Siege der Verbündeten endete. Es war in Wahrheit ein Befreiungskampf und der große Erfolg eine Frucht des großartigen Planes des Prinzen Eugen von Savoyen. Unbeschreiblich war der Jubel zu Wien über diese herrliche Waffenthat, Marlborough wurde von Leopold I. zum deutschen Reichsfürsten gemacht und Prinz Eugen erhielt neben dem schriftlichen Danke des Kaisers das Privilegium der Steuerfreiheit seines Hauses in Wien, wofür der Kaiser die Gemeinde mit 6000 Gulden entschädigte.

Die Franzosen flohen nach dem Rhein, Kurfürst Max Emanuel nach den Niederlanden, die kaiserlichen Erblande waren außer aller Gefahr. Eugen folgte dem Feinde, setzte bei Philippsburg über den Rhein, vereinigte sein Heer mit dem des Markgrafen, welcher Letztere Landau belagerte. Während Eugen den Rücken deckte, zog Marlborough bis an die Mosel, am 26. October fiel Landau. Die Truppen Eugens zogen nach Baiern, woselbst die Kurfürstin die von dem Prinzen gestellten Bedingungen annehmen mußte.

Am 5. Mai 1705 starb Kaiser Leopold I. und ihm folgte sein ältester Sohn Joseph I., während der jüngere, Karl, in Barcelona Hof hielt und sein Recht auf den spanischen Thron vertheidigte.

Eugen stand in dem genannten Jahre an der Spitze der Truppen in Italien und versuchte zu verschiedenen Malen, gegen beide Vendomes sich behauptend, sein Heer mit dem des Herzogs Victor Amadeus und Starhembergs zu vereinigen. Sein schöpferischer Geist erfand stets Mittel, den Krieg gegen die Uebermacht des Feindes zu führen. Es gelang ihm wenigstens, den Herzog von Vendome von Turin fern zu halten.

Im folgenden Jahre (1706) bewerkstelligte er den Uebergang über die Etsch, welcher eine der ausgezeichnetsten Thaten des großen Kriegshelden ist, setzte über den Canal bianco und nach einem Eilmarsche über den Po und die Sechia, gleich darauf, trotz unsäglicher Hitze, über den Tanaro und vereinigte am 1. September glücklich seine Truppen mit denen des Herzogs Victor Amadeus, dessen Hauptstadt Turin von dem Herzog von Orleans und Marsin belagert und nur mit äußerster Noth von Wirich Daun (Vater des Siegers von Kolin) vertheidigt wurde.

Am 7. September erfocht Eugen den glänzenden Sieg vor Turin und zog noch denselben Tag um 4 Uhr in die durch seine herrliche Waffenthat befreite Stadt ein, an der Seite seines savoyischen Vetters, des regierenden Herzogs, unter dem endlosen Jubel der Bevölkerung. Einige Tage nach dem Entsatze Turins

Digitized by Google

brach Eugen mit den siegreichen Truppen auf, nahm alsbald Vercelli, Novara, Crescentino und hielt seinen Einzug in Mailand am 26. September 1706. In den folgenden Monaten October, November besetzte er ganz Ober-Italien und die Franzosen räumten alsbald alle italienischen Ortschaften. Die großen Erfolge Eugens in Italien und Marlboroughs in den Niederlanden (Ramillies) setzten die Verbündeten in den Besitz aller spanisch-europäischen Nebenländer und sie beschlossen nun Ludwig XIV. innerhalb der Grenzen seines Reiches anzugreifen. Vergebens hatte Eugen gewarnt, die Seemächte bestanden auf dem Verlangen, das von der Land- und Seeseite mächtig geschützte Toulon zu belagern. Die Unternehmung konnte nach den Umständen nicht gelingen und nur Eugens meisterhafte Führung rettete das Heer, welches nahe daran war von Savoyen abgeschnitten zu werden, vom drohenden Untergange. Kaum auf italienischem Boden, nahm Eugen Susa und begab sich nach Mailand, wo er als Generalgouverneur dem habsburgischen Interesse die ersprießlichsten Dienste leistete.

1708 finden wir Eugen in den Niederlanden. Das eben verflossene Jahr hatte den Verbündeten nur geringe Erfolge auf diesem Schauplatze gebracht; es schien nach dem Falle von Gent und Brügge die französische Macht im Steigen begriffen. Eugens Ankunft belebte die Hoffnungen von neuem und Marlborough gewann neue Zuversicht. Der Sieg von Oudenarde nöthigte die Franzosen zu weichen. Eugen unternahm bald darauf die Belagerung des von Vauban, dem berühmten Kriegsingenieur, befestigten Lille, dessen Citadelle nach langem Widerstande fiel, entsetzte im Vereine mit Marlborough Brüssel durch einen kühnen Zug über die Schelde und beendigte den denkwürdigen Feldzug von 1708 mit der Einnahme der wichtigsten Plätze: Gent, Brügge u. s. w., Flandern und Brabant waren wiederum im Besitze der Alliirten. Ludwig XIV., gebeugt von dem schweren Mißgeschick, bat um Frieden, allein das „Triumvirat" — Eugen, Marlborough und Heinsius — wies seine Anträge zurück. Von neuem begannen die Feindseligkeiten. Tournay ward genommen und ein glänzender Sieg, bei Malplaquet (11. September 1709) erfochten, in welchem Eugen Villars vollständig schlug und dadurch die Entscheidung herbeiführte, so daß Marlborough Boufflers mit leichter Mühe zurückwerfen konnte.

Der Sieg der Verbündeten über Villars' Heer, welches zum Entsatze der wichtigen Festung Mons bestimmt war, lieferte diese in die Hände Eugens und Marlboroughs. Die Muthlosigkeit war in Frankreich auf das höchste gestiegen, zumal auch in Spanien die Erfolge auf Seiten der Alliirten waren. Ludwig XIV. bat um Frieden und versprach zu Gertruidenberg (1710) die Annahme aller Bedingungen, ja sein Gesandter bot Subsidien zur Vertreibung Philipps V. Doch die stolzen Sieger beharrten auf ihrer Forderung, Ludwig solle seinen Enkel mit französischen Truppen aus Spanien verjagen. Höher stieg die Noth des gedemüthigten Franzosenkönigs, als Douay, Bethune, Air und St. Venant capitulirten, und somit die letzte Reihe der Befestigungen, welche Ludwig zur Sicherung seines Landes errichtet hatte, gefallen war. Frankreichs Armeen waren geschlagen, die

Digitized by Google

Grenzen preisgegeben, das Volk völlig entmuthigt, eine Invasion in das Innere des Reiches stand bevor und Ludwig durfte erwarten, seine zahllosen Grausamkeiten auf seinem eigenen Grund und Boden vergolten zu sehen — da traten rasch nacheinander zwei Ereignisse ein, welche die Lage des französischen Königs merkwürdig veränderten: der Sturz des Whig-Ministeriums und der plötzliche Tod Josephs I.

Der Systemwechsel in England, hervorgegangen aus Motiven verschiedenster Art, brachte die Tories St. John, Viscount Bolingbroke und Harley Graf v. Oxford an das Ruder. Marlborough verlor den Oberbefehl, ward vor dem Parlamente des Unterschlagens von Staatsgeldern angeklagt, das Unterhaus erklärte sich für den Frieden und eine durch den Peersschub hervorgebrachte Majorität des Oberhauses unterstützte dieses Verlangen. Bolingbroke hatte schon vorher im Geheimen mit Ludwig XIV. verhandelt, nach dem Tode Josephs I. trat er offen mit der Erklärung hervor, die Seemächte würden eine Vereinigung der Krone Spaniens mit der deutschen Kaiserkrone und den Erblanden — Joseph hinterließ keine männlichen Nachkommen — durch Karl nicht dulden. Doch auch von anderer Seite erhoben sich ernste Gefahren für das habsburgische Haus. Ungarn zwar war beruhigt, der Streit unter den Rebellenführern erleichterte die Verhandlungen, und diese Provinz zählte fortan zu den treu ergebensten der Monarchie und bekundete dreißig Jahre nachher seine Anhänglichkeit an die Dynastie durch die ewig denkwürdige Erhebung für die verfolgte Maria Theresia — aber im deutschen Reiche drohte der Kurfürst von Baiern und die Franzosen die Wahl Karls zum Kaiser zu verhindern, der noch in Spanien weilte. Auf Eugen ruhte in diesem bedenklichen Augenblicke das Heil der Dynastie. Er nahm dem Heere den Eid der Treue für den neuen Herrscher ab, wählte eine feste Stellung an der Reichsgrenze, besuchte den Erzbischof von Mainz und andere rheinische Fürsten, veranlaßte den Ersteren zur raschen Einberufung des Reichstages und schützte mit seinem Heere die Wahl Karls, der somit als Karl VI. den Thron der deutschen Kaiser bestieg. Inzwischen machten die Verhandlungen Englands mit Frankreich bedeutende Fortschritte; der Kaiser versuchte, England noch vor dem Abschlusse des Friedens zu gewinnen und im Winter 1712 begab sich Eugen nach London. Er empfing daselbst in überschwänglichem Maße die Huldigungen aller Parteien, mit dem ganzen Aufgebote seiner sonst sieghaften Beredsamkeit, gestützt auf die sorgfältigst ausgearbeiteten Denkschriften, konnte sein staatsmännisches Genie, das während des Krieges so bestimmend auf die Entschließungen der englischen Minister und der Generalstaaten gewirkt hatte, den zähen Bolingbroke nicht besiegen. Noch gelang es ihm, Holland und die deutschen Truppen an seiner Seite zu erhalten, erst die Niederlage bei Denain und der Abfall der anderen Verbündeten vermochten ihn dazu, seinen Plan auf offensive Fortsetzung des Krieges aufzugeben. Als Landau und Freiburg gefallen waren, schloß Eugen zu Rastatt Frieden, der im März 1714 zu Baden im Aargau neuerdings bestätigt wurde. Der Kaiser erhielt die spanischen Niederlande, das Mailändische, Neapel, Sardinien, Plätze und Häfen in Toscana, während

Digitized by Google

Philipp V. als König von Spanien anerkannt wurde. Damit endete der vierzehnjährige Erbstreit um die spanische Krone, in welchem Eugen den höchsten Kriegsruhm erworben und sein hervorragendes Feldherrntalent zu größter Blüthe entfaltete.

Der große Sieg bei Zenta (1697) hatte den Uebermuth der Osmanen gebrochen, und es war des Sultans aufrichtigstes Bemühen, den Frieden mit dem Kaiser aufrecht zu erhalten. 1709 erschien in Eugens Palast eine Gesandtschaft und bat um Verlängerung des Carlowitzer Vertrages, was der Prinz im Namen des Kaisers gewährte; aber der Sultan benützte nur die von Karl VI. geschenkte Ruhe zu Rüstungen gegen Venedig. Als die Türken bereits Morea, Tine, Cerigo entrissen hatten und die Besitzungen im adriatischen Meere anzugreifen drohten, brach Eugen mit einem Heere gegen die Osmanen auf. Er besiegte ihre ungeheure Uebermacht bei Peterwardein (5. August 1716), noch in demselben Jahre fiel Temesvar, welches 164 Jahre in der Gewalt der Muselmänner gewesen, in die Hände der Kaiserlichen. Im Frühjahre 1717 nahm Eugen eine feste Stellung zwischen der Drau und Save und bedrohte Belgrad, welche Festung von 30.000 Mann vertheidigt wurde:

„Er ließ schlagen einen Brucken,
daß man konnt hinüberrucken
mit der Armee wohl für die Stadt."

Die Festung im Rücken, zog er kühn dem übermächtigen Entsatzheere entgegen und besiegte dieses in der glorreichen Schlacht bei Belgrad (16. August 1717); zwei Tage nachher capitulirte die Vertheidigung in der Festung und nach abermals vier Tagen flatterte die kaiserliche Fahne von den Zinnen Belgrads. Im Frieden zu Passarowitz (21. Juli 1718) erhielt der Kaiser Belgrad und einen Theil von Serbien, Temesvar und das Banat, das Recht des Schutzes seiner Unterthanen auf türkischem Boden, Vortheile zum Handelsbetriebe nach der Levante.

Der Sieg bei Belgrad schließt die ruhmvolle Periode von Eugens kriegerischer Thätigkeit würdig ab. Die glänzende Waffenthat ist nicht bloß im Buche der Geschichte, sondern auch im Liede des Volkes dem Gedächtniß kommender Geschlechter überliefert erhalten.

Fortan lebte Eugen als Hofkriegsrath und Ministerpräsident zu Wien, unermüdlich thätig der Sache des Kaisers und der Monarchie zu dienen. Wie früher Generalgouverneur von Mailand, führte er später die Oberleitung der Niederlande und bewährte seine politische Begabung in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten auf das glänzendste. Man hatte seit langer Zeit im Auslande sich daran gewöhnt, den Prinzen als den eigentlichen Lenker der Geschicke Oesterreichs zu betrachten und seine Stimme war auch in Wahrheit entscheidend im Rathe des Kaisers. Allein Karl VI. lieh in der Folge mehr und mehr den Männern, welche ihm aus Spanien nach Wien gefolgt waren, Gehör und achtete weniger auf den Rath des treuen Prinzen, der an der Spitze der deutschen Hofpartei den eitlen Projecten der Spanier heftige Opposition machte. Es gelang den Spaniern sogar, das Herz

Digitized by Google

des Kaisers dem Prinzen abwendig zu machen, indem sie den Kaiser zu überzeugen suchten, daß Eugen Verrath gegen ihn im Schilde führe. Sie drängten Karl in die falsche Bahn spanischer Politik, unterstützten seinen hochstrebenden Sinn in der Verfolgung maritimer Projecte und brachten es endlich dahin, daß Karl VI. eine innige Verbindung mit Philipp V. schloß, welcher Letztere bekanntlich den Thron Spaniens nach vierzehnjährigem Kampfe mit den Habsburgern behauptet hatte. Mit Unmuth sahen die Seemächte diese Allianz, und Georg I., König von England und Kurfürst von Hannover, war eifrig bemüht, den Plänen der Spanier in Wien und Madrid entgegenzuarbeiten. Der Utrechter Friede hatte England Gibraltar und die Rolle einer Seemacht ersten Ranges zugetheilt, Karls' VI. privilegirte Ostende'sche Compagnie, seine Verbindung mit Spanien suchte ihm dieselbe zu entreißen. Hatten die Seemächte England und Holland den langwierigen blutigen Erbfolgekrieg etwa deßhalb mitgekämpft, um jetzt durch die Vermählung Maria Theresiens mit dem Infanten Don Carlos die spanische Universalmonarchie von neuem begründen zu lassen?

Georg schloß mit Frankreich, dessen Eifersucht auf Spaniens Machtentwicklung bekannt war, eine innige Allianz, gewann Sardinien, Baiern und Dänemark, wußte die protestantischen Fürsten im Reiche durch Hinweis auf die Gefahr, welche dem Protestantismus drohe, auf seine Seite zu bringen und schloß endlich (1725) mit Friedrich Wilhelm I. den Herrenhausener Vertrag, in welchem Preußen sich verpflichtete, gegen Unterstützung der Ansprüche auf die Jülich-Berg'sche Erbschaft den Krieg gegen den Kaiser zu eröffnen. Ganz Europa, mit Ausnahme Rußlands, stand in Waffen gegen Kaiser Karl VI. — dahin hatten es die spanischen Räthe gebracht und das gepriesene Spanien konnte nicht einmal ausreichende Subsidien aufbringen, während Friedrich Wilhelms Officiere schon die Marschrouten nach Böhmen und Schlesien studirten. Alle diese Gefahren hatte Eugen prophezeit, aber seine Stimme war nicht gehört worden, jetzt wandte sich Karl an des Prinzen Einsicht und Hülfe und — Eugen wird zum Retter in der Noth.

Durch die Sendung Seckendorffs an den Hof von Berlin gelang es ihm, Friedrich Wilhelm I. von der Allianz zu trennen und in der Folge zu einer innigen Allianz mit dem Kaiser zu vermögen. Friedrich Wilhelm verpflichtete sich zu Schutz und Trutz dem Kaiser, zur Anerkennung der pragmatischen Sanction und zur Unterstützung der Wahl Franz Stephans, des Gemals der Maria Theresia, zum deutschen Kaiser. Eugen sprengte die europäische Allianz und es gelang ihm, die Mächte der Reihe nach zur Anerkennung der Nachfolge Maria Theresia's zu bestimmen, den Kaiserhof zu allen Cabinetten in freundliche Beziehung zu bringen und eine Allianz Oesterreichs mit Preußen und Rußland zu begründen. So befestigte er den Bestand der Monarchie, welcher er zu wiederholten Malen bereits Retter und Wiederhersteller geworden war. Deutschland war von der Gefahr der Hispanisirung befreit, dem Hause Habsburg blieb die Kaiserkrone auch in weiblicher Linie und Maria Theresia durfte eine Wahl nach ihrem Herzen treffen. Eugen war eifrig bestrebt, den preußischen Thronfolger Friedrich — nachmals der

Digitized by Google

Große genannt — für das Kaiserhaus zu gewinnen und in ihm die gut kaiserliche Gesinnung des Vaters fortzupflanzen. Er erkannte die hervorragenden Anlagen dieses Fürsten und besorgte für die Zukunft der kaiserlichen Dynastie von Seite desselben ernste Gefahren; daher er alles daran setzte, denselben freundschaftlich dem Kaiserhause zu verbinden. Karl VI. und Eugen baten den strengen Vater um Schonung, da Friedrich auf dem bekannten Fluchtversuche ertappt wurde, und ihren Bitten dankte der Prinz sein Leben. Eugen betrieb die Heirat des preußischen Kronprinzen mit einer Nichte der Kaiserin, Elisabeth von Braunschweig, und bewies dem Prinzen seine Theilnahme in verschiedener Weise. (Friedrich und seine Schwester Wilhelmine erhielten Geldunterstützungen u. s. w.)

Noch einmal erschien Eugen im Felde. Der siebenzigjährige Greis konnte den Franzosen, welche für Stanislaus Leszczynski Partei ergriffen hatten und für die Unterstützung der Ansprüche Augusts III. von Seiten Deutschlands dieses bedrohten, Vortheile nicht abgewinnen, zumal das Ausbleiben der Hülfstruppen, Geldmangel, der Zwiespalt unter den Generalen jede Action lähmten. Dennoch gelang es dem alten Kriegsmeister, das Vordringen der Franzosen abzuhalten und mit dem Aufopfern einer Festung (Philippsburg) — während der Kaiser in Italien drei Länder verlor — einen günstigen Frieden zu erlangen. Im Feldlager war Eugen munter und verkehrte in herzlicher Weise mit seinen alten Waffengefährten, dem Dessauer und den anderen Reichsfürsten, welche unter ihm die Feldzüge in Italien und den Niederlanden oder gegen die Osmanen mitgemacht, so wie mit dem Kronprinzen Friedrich, welcher dem großen Kriegshelden die innigste Verehrung entgegenbrachte. Den Winter 1735 bis 1736 befiel ihn das Brustleiden heftiger als sonst, doch erholte er sich im Frühjahre einigermaßen. Am 20. April 1736 bewirthete er Gäste in seinem Palaste und machte denselben Abend noch seine Piquetpartie bei der langjährigen Freundin, der Gräfin Batthyany. Am andern Morgen fanden ihn die Diener leblos im Bette. Er war sanft entschlummert; schmerzlos entrang sich seine edle Seele der irdischen Hülle und stieg zur Höhe des Unsterblichen hinan.

Versuchen wir in dem engen Rahmen dieser Blätter eine Schilderung der großartigen Heldenerscheinung des Prinzen Eugen:

Es giebt wenige Menschen in der Geschichte der Völker, denen so herrliche Geistesgaben vereint verliehen waren, noch weniger, welche dieselben so herrlich angewandt haben, wie der Held dieser Darstellung. Seine großen Kriegsthaten stellen ihn den ersten Helden alter und neuer Zeit würdig zur Seite. Geniale Kraft der Erfindung, Besonnenheit in Verbindung mit kühner Entschlossenheit waren ihm eigen. Seine Pläne waren tief durchdacht und in ihrer Ausführung zeigte er eine Raschheit und Gewandtheit, welche der höchsten Bewunderung würdig ist. Seine Wachsamkeit beobachtete genau alle Schwächen des Feindes und wußte sie mit Vortheil auszubeuten. Auf dem Schlachtfelde bewährte sich sein rascher Blick, seine Umsicht und seine Beobachtungsgabe in glänzendster Weise. Im Augenblicke der drohendsten Gefahr befeuerte er den Muth der ihn abgöttisch verehrenden Truppen,

Digitized by Google

drang stürmend an ihrer Spitze auf den Feind und entriß im letzten Augenblicke diesem die gewonnenen Vortheile. Nie verließ ihn die Zuversicht auf den Sieg seiner Waffen und das stolze Bewußtsein der Kraft und Ueberlegenheit verstand er seinen Soldaten in gleichem Maße mitzutheilen. Sein Geschick in der Wahl günstiger und gesicherter Stellungen machte es oft allein möglich, daß sein in der Regel schwaches Heer, das oft noch von Mangel und Entbehrung zu leiden hatte, sich gegen den übermächtigen Feind behauptete. Die Siege von Zenta, Höchstädt, Turin, Malplaquet und Belgrad haben seinen Namen als Feldherr für alle Zeit unsterblich gemacht.

Der Staatsmann Eugen sah stets mit voller Klarheit die Lage der Dinge, hatte ein richtiges Verständniß für die Aufgabe und Stellung Oesterreichs in Europa und führte während der verhängnißvollsten Perioden zu wiederholten Malen das Staatsschiff glücklich durch Stürme und an gefahrvollen Klippen vorüber, mit sicherer Hand das Steuerruder lenkend. Sein Lieblingsgedanke und gewissermaßen der Grundzug seiner Politik war: die Kräftigung der kaiserlichen Macht im Reiche und namentlich in Süd-Deutschland, weßhalb er eine Verbindung Maria-Theresia's mit dem Kurprinzen wünschte, der bekanntlich später als Karl VII. im Reiche eine Rolle spielte. Dieser Wunsch Eugens wurde nicht erfüllt. Mit der ganzen spanischen Partei lag er in ewiger Fehde und sein Rath wurde oft mißachtet, doch stets zum Nachtheile der Monarchie. „Welch' andere Gestalt hätte die Weltgeschichte angenommen", sagt Häusser, „wenn es einem Manne wie Eugen möglich gewesen wäre, seine Entwürfe einer Reorganisation Oesterreichs durchzuführen! Wie vergeblich wären die Versuche Frankreichs, Baierns, Preußens gewesen, sich durch die Zerrüttung des österreichischen Staatswesens zu vergrößern!" Prinz Eugen ist — nach Sybel — der beste deutsche Mann unter den Großen des Kaiserhofes, trotz seiner romanischen Abkunft, und Ranke giebt ihm das Zeugniß, er sei damals in Europa derjenige Mann gewesen, der die Dinge am klarsten übersah. Ranke schreibt ihm ferner jenes Talent zu, welches das Allgemeine und Große fest im Auge behält, dabei das Kleinste nicht übersieht, und Gfrörer rühmt an Eugen einen Scharfblick, der an Sehergabe grenzte.

Dieser große Held voll feurigen Muthes und weiser Mäßigung, dieser Meister der Staatskunst, bewundert von seinen Zeitgenossen und gepriesen von der Nachwelt, dessen Thaten die Künstler und Dichter aller Nationen verherrlichten, war unser Besitz und sein ruhmreicher Name prangt auf den Tafeln unserer vaterländischen Geschichte. Dankbar gedenken wir seiner heute, der unserem Staate Zusammenhang und feste Grundlage gegeben, der von inniger Liebe für Oesterreich, sein Adoptivvaterland erfüllt, nur Ein Streben kannte: des Reiches Macht und Ansehen, Ruhm und Größe zu mehren.

Seine edle Selbstverläugnung, seine vielgerühmte Bescheidenheit, sein offener Freimuth, seine Empfänglichkeit für alles Edle und Große, seine Menschenfreundlichkeit und milde Sinnesart, sein aufopferungsvoller Eifer, seine unverfälschte Treue und unbeugsame Rechtschaffenheit lassen uns in Prinz Eugen eine Gestalt

Digitized by Google

verehren, die mit ihrer erhabenen Größe begeisternd und veredelnd wirken muß und deren Besitz unser Stolz ist und bleiben wird. Dr. H. M. R.

Das Heerwesen des österreichischen Kaiserstaates.

Ein Handbuch für Officiere aller Waffen. Nach authentischen Quellen systematisch dargestellt von **Ferdinand Petrossi**, k. k. Hauptmann im Generalstabe.

(Zwei Bände. Wien 1865. Wilhelm Braumüller.)

H. M. Jenes herrliche Heer, welches, aus Völkern verschiedener Herkunft und Sprache gebildet, doch in einer so wunderbaren inneren Einheit dasteht, daß es recht eigentlich das österreichische, das kaiserliche Heer heißt, das in seiner kraftvollen, unbesiegbaren Neigung zu dem gemeinsamen Mittelpunkte sich als ein starkes moralisches Band um das große österreichische Ganze legt, hat schon seit langen Zeiten die Blicke der Welt auf sich gezogen, bei den Freunden Oesterreichs freudige Bewunderung geerntet, dessen Feinden Bewunderung abgenöthigt. Wer möchte nicht die Elemente näher kennen lernen aus welchen dieser gewaltige Körper sich zusammensetzt, die Gesetze, nach welchen er sich regiert? Das vorliegende Buch bietet diesem Verlangen die vollständigste Befriedigung; man wird an dasselbe keine Frage, die in seinen Kreis gehört, vergebens richten und es wird daher nicht bloß ein höchst zweckmäßiges Handbuch für Officiere, als welches es zunächst sich bezeichnet, abgeben, sondern auch dem nichtmilitärischen Leser ein lebhaftes Interesse einflößen.

Der erste Band begreift die Organisation und Administration. Die Grundsätze, nach welchen die Heeresorganisation durchgeführt wird, sind gegenwärtig, weil auf wissenschaftlicher Basis ruhend, in ihrer Wesenheit Gemeingut fast aller europäischen Armeen, in ihrer Anwendung jedoch müssen sie vielfachen localen Interessen, historischen Traditionen ꝛc. angepaßt werden, so daß das Heerwesen jedes Staates, ungeachtet einer gewissen principiellen Gleichheit, sein charakteristisches Gepräge, seine Individualität aufzuweisen hat. Letztere zu erforschen und in allen ihren Eigenthümlichkeiten deutlich zur Anschauung zu bringen, ist ein wesentliches Moment jeder Heeresbeschreibung. In dieser Richtung nun aber hat, wie in der Einleitung bemerkt wird, des Studium des österreichischen Wehrsystems mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche auf die Anordnung des Stoffes Einfluß nehmen. „Mangel an Einheit im inneren Getriebe ist hier mit Kraft und Ausdauer in der Wirksamkeit nach außen hin gepaart". Die Erklärung dieser seltenen Erscheinung sucht der Verfasser mit Recht zumeist auf dem Gebiete des allgewaltigen moralischen Elementes. Die Ursache des Mangels der inneren Gleichartigkeit aber liegt theils in der Art des Anwachsens der österreichischen Hausmacht, theils in ethnographischen und geographischen Verhältnissen, indem das Heerwesen

Digitized by Google

in Oesterreich im Allgemeinen wohl die Reformübergänge vom Heerbannaufgebote zum Söldnerwesen und von diesem durch Werbungen zum Conscriptionssysteme durchmachte, diese Uebergangsperioden jedoch nicht bei allen Heerestheilen in den gleichen Zeitraum fielen.

Mußte man nun schon aus dieser Ursache fortwährend ungleichartige Einrichtungen im Heere neben einander bestehen lassen, so war mit der Erwerbung von Tirol und der Errichtung der Militärgrenze gegen die Türken die Nothwendigkeit verbunden, neue Einrichtungen in das Heerwesen aufzunehmen. Die aus den verschiedenen Landesverfassungen ꝛc. hervorgegangenen Modalitäten findet man hier theilweise noch gegenwärtig in Kraft, so daß sich die Streitkräfte Oesterreichs vom organisatorischen Standpunkte in drei Gruppen scheiden: Das eigentliche stehende Heer, die Institution der Militärgrenze und die Tiroler Landesvertheidigung.

Nationalökonomische Rücksichten verbieten es, dasjenige Summum von Kraft, welches eventuell der Politik Nachdruck zu geben bestimmt ist, fortwährend zur Verwendung bereit zu halten, und bedingen eine Theilung desselben in einen activen Theil und in eine Reserve. Aus den gegenseitigen Verhältnissen beider Factoren resultiren zwei für die Bedeutung der Streitkräfte nach außen höchst wichtige Momente: die Schlagfertigkeit und die Schlagfähigkeit. In beiderlei Beziehung giebt das vorliegende Werk die befriedigendsten Nachweisungen, und besonders glaubt der Verfasser, was den einen Factor der Wehrfähigkeit, die Beschaffenheit der materiellen Kriegsmittel betrifft, an die von ihm gegebenen Detailbeschreibungen die Bemerkung knüpfen zu dürfen, daß gegenwärtig wohl kein europäisches Heerwesen vorzüglichere als das österreichische besitzt. „Eine rationelle Ausbildung der in den Wehrverband tretenden Staatsangehörigen für ihren Beruf und eine umfassende Ausnützung der Technik und Wissenschaft für die Beschaffung eines vorzüglichen Kriegsmateriales vereinigen sich, um den in Vaterlandsliebe, Treue, Tapferkeit und Ausdauer wurzelnden kriegerischen Genius der Söhne Oesterreichs zur höchsten Potenz der Wehrfähigkeit zu steigern".

Die Heeresadministration umfaßt alle jene Thätigkeiten, welche nothwendig sind, um die dem Heerwesen gewidmeten Staatskräfte ihrer Bestimmung im Wehrkörper zuzuführen und deren inneren organischen Verband, entsprechend dem von der Heeresorganisation aufgestellten Systeme, factisch herzustellen und zu erhalten. Der Organismus des Heerwesens, einmal geschaffen, unterliegt nämlich in seinem factischen Bestande fortwährenden Veränderungen, die in erster Linie aus der bedingten Widmung und bedingten Verwendbarkeit der Elemente für Zwecke des Heerwesens, dann aus jenem ununterbrochenen Processe entspringen, welcher das Verschmelzen der einzelnen Elemente unter einander zum Objecte hat. Der Verfasser gelangt hiebei zu folgender Gruppirung des Materiales: Stand des Heeres; Erhaltung des Heeres; Verwaltung des Kriegsmateriales; Rechnungs- und Controlswesen; besondere administrative Thätigkeiten.

Der administrative Verband des Heerwesens mit den Hülfsquellen des Landes findet seinen Ausdruck in den Recrutirungs- und Remontirungsgesetzen, dann in

Digitized by Google

jenen Systemen, nach welchen die Beschaffung der verschiedenen Kategorien von Kriegsmaterial erfolgt.

Das Heeresergänzungsgesetz basirt in seiner Durchführung auf der Eintheilung der Monarchie in Territorialbezirke — die Ergänzungsbezirke, für deren jeden die erprobte Leistungsfähigkeit in sorgfältig ermittelten Durchschnittsziffern vorliegt — und ist außerdem reich an Detailbestimmungen, welche eine der Individualität der verschiedenen Nationalitäten zusagende Eintheilung der Conscribirten in die organischen Gruppen des Wehrkörpers sichern. Der administrative Act der Recrutenaushebung bietet ferner durch die Art seiner Durchführung, nämlich durch die persönliche Haftung der dabei thätigen Organe, die möglichste Garantie, daß dem Wehrkörper nur taugliches Materiale zugeführt werde, und zugleich ist diesen Organen in dem Rechte, die zeitweilige Untauglichkeit auszusprechen, die Möglichkeit geboten, mit Wahrung aller Interessen den scheinbaren Uebelstand zu beheben, daß die Stellungspflicht für alle Provinzen des Kaiserstaates, ohne Rücksicht auf die bei den verschiedenen Nationalitäten auch verschiedene Zeit der vollendeten physischen Entwicklung, gleichmäßig festgesetzt wurde. Die genaue Kenntniß der normalen Leistungsfähigkeit der einzelnen Ergänzungsbezirke gestattet endlich sichere Schlüsse, wo und innerhalb welcher Grenzen erhöhte Anforderungen gestellt werden dürfen.

Im Remontirungssysteme gelangen die gleichen Grundsätze zum Ausdrucke, und überdies ist die Militärverwaltung bemüht, durch die directe und indirecte Einflußnahme auf die Pferdezucht für einen genügenden tauglichen Nachwuchs in dieser Richtung zu sorgen. Rücksichtlich der Herstellung des übrigen Kriegsmateriales wurden in neuester Zeit wesentliche, den nationalökonomischen und militärischen Interessen gleichmäßig zuträgliche Modificationen in der Weise angebahnt, daß man für diese Zwecke nicht bloß die Rohproducte des Landes, sondern auch die Privatindustrie in immer größerem Maßstabe in Anspruch zu nehmen beginnt, woraus zunächst bedeutende Vereinfachungen und Ersparungen im Administrationsapparate resultiren.

Wiederholt weist der Verfasser auf die hohe Bedeutung des Verhältnisses hin, in welchem der im Frieden active Theil eines Wehrkörpers zu den Kriegsreserven steht, indem Schlagfertigkeit und Schlagfähigkeit mit diesem Verhältnisse in inniger Wechselwirkung stehen. Zu den die Schlagfähigkeit der Truppen fördernden Neuerungen im Administrationssysteme rechnet er unter anderem jene Verfügungen, welche verschiedene für die physische Existenz, respective Schlagfähigkeit der Truppe unentbehrliche Objecte mit derselben direct verbinden, dann die Einführung verschiedener Verpflegsartikel, von denen einige die Verpflegung der Truppen unter besonders schwierigen Umständen erleichtern, andere ihrer Natur nach die Mittel bieten, die schädlichen Einflüsse außerordentlicher Anstrengungen oder ungünstiger Witterungsverhältnisse auf den Gesundheitszustand der Truppe theilweise zu paralysiren.

Der zweite Band beschäftigt sich mit dem inneren Dienst und der Taktik. Die Vorschriften für den inneren Dienst umfassen alle jene Gesetze und Be-

Digitized by Google

stimmungen, welche die Wechselbeziehungen der einzelnen Organe des Wehrkörpers untereinander und zum Ganzen für die verschiedenen Momente dienstlicher Thätigkeiten dem Geiste und der Form nach feststellen. In ihrer Gesammtheit bilden diese Gesetze den dritten für die Bedeutung eines Heerwesens maßgebenden Factor. Der Verfasser läßt diesen Theil in folgende Hauptstücke zerfallen: Standespflichten; Dienstbetrieb bei den Truppen; Dienstbetrieb bei den Behörden; Dienstbetrieb bei den Anstalten; Auszeichnungen, Belohnungen und Strafen; Privatangelegenheiten.

Die erste der hiebei auftretenden Fragen: Die Würdigung des moralischen Elements, findet ihre Beantwortung in der Geschichte der österreichischen Armee. Letztere „ist und war durch begeisterte Anhänglichkeit an das Regentenhaus, durch vielerprobte Tapferkeit, unerschütterliche Ausdauer und Fahnentreue, endlich durch das geistige und kameradschaftliche Aneinanderschließen aller ihrer Glieder die ruhmgekrönte Vorkämpferin für bedrohtes Recht und gefährdete Interessen. Alle Erschütterungen, welche im Laufe der Jahrhunderte den Bestand des Reiches in Frage stellten, wirkten als eben so viele Verjüngungsmomente auf das Heer zurück, das von ihnen die Perioden seiner Entwicklung datirt, dessen Geist durch sie stets neue höhere Weihen empfing".

Bei dieser Gelegenheit hebt der Verfasser die hohe Bedeutung des Dienstreglements hervor, des kostbaren Vermächtnisses Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Karl, welches, indem es dem traditionellen Geist der österreichischen Armee in einfach edler, dabei unerreichbar schöner Form Ausdruck giebt, die Mittel bietet, die moralischen Anlagen der in den Heeresverband tretenden Individuen rasch und sicher in die richtigen Bahnen zu lenken. Ferner rühmt der Verfasser es als einen besonderen Vorzug der formellen Dienstesvorschriften in Oesterreich, daß in denselben das Streben zu Tage tritt, den Geist des Dienstes, d. i. die in den Standespflichten ausgesprochenen Grundsätze stets festzuhalten und klar zum Ausdruck zu bringen. Endlich macht er noch darauf aufmerksam, daß in keiner der europäischen Armeen kriegerisches Verdienst in so exclusiver, hervorragender Weise geehrt und belohnt werde, als in Oesterreich; Beweise sind der Maria Theresien-Orden und die in jüngster Zeit gegründeten Kriegsdecorationen, durch welche Se. Majestät der jetzt regierende Kaiser die vor dem Feinde erworbenen Ehrenzeichen besonders auszuzeichnen geruhten.

Das Werk schließt mit der Darstellung und Würdigung jener Gruppe von Gesetzen und Bestimmungen, die sich direct auf die eigentliche Berufsthätigkeit der Streitkräfte, auf deren Verwendung im Kriege beziehen und zu welchen die taktischen Reglements gehören. Dieser Theil des Buches umfaßt folgende Abschnitte: individuelle Ausbildung; Formen und Technik der taktischen Körper; besondere taktisch-technische Bestimmungen; Anwendung der taktischen Formen; taktische Verhältnisse beim mobilen Administrationsapparate; Dienstbetrieb im Felde.

Indem der Verfasser die Ausbildung und das Formenwesen der taktischen Organe bespricht, kommt er zu der Wahrnehmung, daß in Bezug auf die Individualität des lebenden Materials das österreichische Heer eine der interessantesten

Digitized by Google

Erscheinungen bietet. Die vier Hauptvolksstämme der Monarchie: Deutsche, Slaven, Magyaren und Romanen sammt allen Zweigen derselben finden sich natürlich im Armeestande wieder. Die Eigenthümlichkeiten dieser Nationalitäten werden im Heere geschont und gepflegt durch ihre geschickte Verwerthung innerhalb jener organischen Gruppen, deren Dienstesbestimmung ihrer Individualität am meisten zusagt; jede dem Kriegswesen günstige nationale Anlage wird ausgebildet, es werden Specialitäten — Jäger, Hußaren, Uhlanen — geschaffen und solchergestalt eine moralische Macht gewonnen, welche die dem Heere innewohnende materielle Kraft potenzirt und gleichzeitig die Heeresausbildung wesentlich erleichtert.

Endlich war die Heeresorganisation bemüht, durch ein die Ansammlung von Berufssoldaten förderndes Stellvertretersystem einen festen Rahmen für alle militärischen und taktischen Thätigkeiten zu schaffen.

Das Formenwesen der taktischen Reglements in Oesterreich zeichnet sich durch Einfachheit und Elasticität aus: die Form ist hier nur ein Mittel zum Zwecke, nie Selbstzweck.

Der Geist der neueren Kriegführung hat durch die wichtige Rolle, die er dem Gefechte in geöffneter Ordnung zuwies, den Schwerpunkt bei der Erziehung des Soldaten von der formellen auf die intellectuelle, ein möglichst selbstständiges Auftreten des Individuums anstrebende Ausbildung übertragen. Im Charakter des österreichischen Heerwesens gelangt daher das offensive Element ebenfalls immer mehr zum Durchbruche, und diese Erscheinung findet auch in den die Anwendung der taktischen Formen betreffenden reglementarischen und sonstigen Dienstesbestimmungen ihren Ausdruck; die Gesetze für das Verhalten bei den verschiedenen taktischen Anlässen sind frei von allen lähmenden Detailbestimmungen, welche eine selbstthätiges Handeln hemmen könnten.

Eine von dem Verfasser ausgeführte treffliche Militäradministrationskarte des österreichischen Kaiserstaates und 131 in den Text gedruckte Holzschnitte sind dankenswerthe Beigaben des in jeder Beziehung musterhaft ausgestatteten Werkes.

Wird selbst der nichtmilitärische Leser durch dieses Werk vertraut mit dem complicirten, aber streng einheitlichen Bau des österreichischen Heerwesens, so schöpft der Vaterlandsfreund daraus noch eine besondere, höhere Befriedigung; er gewinnt dabei die erhebende Ueberzeugung, daß dieser Bau auf starken, festen Säulen ruht, denen keine Erschütterung, welcher Art sie immer sein möge, dauernd etwas anhaben kann. Als eine fortwährende Pflanzschule der durch das Bewußtsein der Kraft getragenen Vaterlandsliebe und Bürgertreue bietet die österreichische Armee jede Bürgschaft gegen Gefahren von außen, und vermöge der Eintracht, zu welcher sie verschiedenartige Elemente in sich verschmilzt, ist sie ein Vorbild und eine Gewähr der künftigen sicheren friedlichen Ausgleichung innerer Gegensätze.

Digitized by Google

Fuchs, Dr. C. W. C.: Die vulcanischen Erscheinungen der Erde[1].

Man darf wohl, bevor man an die Beurtheilung der Arbeit schreitet, die sich unter obigem Titel ankündigt, vor allem gestehen, daß eine solche ein von dem physischen Geographen tief gefühltes Bedürfniß war, und schon aus diesem Grunde wird der Fachmann mit Begierde nach einem Buche greifen, welches ihm eine allgemeine Uebersicht der vulcanischen Erscheinungen und ihrer geographischen Vertheilung auf der Erde verheißt. Wenngleich Landgrebe in seiner Geschichte der Vulcane und der vor kurzem für die Wissenschaft leider zu früh dahingeschiedene Dr. Emil Kluge in seinen zahlreichen, aber leider meist in Fachzeitschriften zerstreuten Aufsätzen Vorzügliches auf dem Gebiete der allgemeinen Kenntniß des Vulcanismus geleistet, so müssen wir immerhin mit Freuden die Arbeit des Herrn Dr. Fuchs begrüßen, welcher, auf die Resultate obiger und anderer Forscher gestützt, ein allgemeines Bild der vulcanischen Erscheinungen zu entrollen versucht.

In der Anlage theilt sich dieses Werk, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, in einzelne streng von einander zu sondernde Abschnitte. Die Vulcane selbst nehmen wohl bei weitem den größten Theil des Buches für sich in Anspruch; der Verfasser beginnt mit einer möglichst vollzähligen Aufzeichnung sämmtlicher bis nun bekannter Feuerberge und Orte vulcanischer Beschaffenheit; dieses Capitel, übrigens eine sehr trockene Arbeit, wie leicht begreiflich, zeugt von dem besonderen Fleiße und der Aufmerksamkeit des Verfassers, indem nach meiner ziemlich eingehenden Prüfung keine wesentliche Auslassung darin vorkommt. So vermißt man beispielsweise bei der Aufzählung der Vulcane Mexico's nur jenen von S. Andres in Michoacan, den Sausſure im August 1855 entdeckte, und jenen, der kürzlich 6 Meilen von Colima entstand, und von dem ein vom 15. März 1863 datirter Consularbericht erzählt. Im Uebrigen steht der Verfasser auf dem neuesten Standpunkte und scheint den neueren Erforschungsberichten seine volle Aufmerksamkeit zugewendet zu haben. Obiger Aufzählung folgt die genaue Analysis der Vulcane, die ihrerseits in die Betrachtung der vulcanischen Berge selbst, ihrer Producte, ihrer Thätigkeit und ihrer Wirkungen zerfällt.

Nach Erörterung des verschiedenen Zustandes der Vulcane unterzieht sich der Verfasser der Arbeit, die Zahl derselben zu bestimmen; er stellt selbe auf 672 fest, wovon 270 gegenwärtig noch thätige Humboldt hatte die Gesammtzahl mit 407, worunter 225 thätige, angegeben, zugleich aber bemerkt, daß selbe zu klein sein dürfte. Wer es je versucht hat, die Angaben zu prüfen, auf welche eine derartige Zählung sich stützen muß, wird das Schwierige dieser Arbeit einsehen, zugleich aber wissen, daß auch der neuen Zahl des Dr. Fuchs noch immer kein Vertrauen zu schenken ist, da sie schließlich nur die Summe unserer Kenntniß —

[1] Erschien in Leipzig und Heidelberg 1865, C. F. Winter.

Digitized by Google

und dies oft nach schwankenden Quellen — nicht aber jene des Thatbestandes ausdrückt. Bei dem Capitel über die Höhe der Vulcane wird uns auch eine Höhentafel derselben gegeben, die aber schon aus dem Grunde für genauere Belehrung unbrauchbar ist, weil die Fußgattung nicht specificirt ist, daher zu endlosen Verwirrungen Anlaß geben kann. So ist z. B. die Höhe des Popocatepetl in Mexico mit 16.702 Fuß angegeben, wornach ich schloß, daß das englische Fußmaß den Angaben zu Grunde gelegt sei. S. 63 belehrt mich hingegen, daß dies 16.702 Pariser Fuß seien. Nun ist aber der Popocatepetl nach Humboldts Barometermessung 16.632 Pariser Fuß hoch [1], und erst ein eingehendes Nachsuchen über die von Dr. Fuchs mit Laberrière bezeichnete Angabe ließ mich hierin das seinerzeit sehr angezweifelte Resultat der August Sonntag'schen Messung erkennen. Nach meinen eigenen Untersuchungen ist das Mittel sämmtlicher bisherigen Messungen des Popocatepetl 16.657 Par. Fuß [2]. Einen noch gröberen Verstoß findet man beim Pic von Orizaba, welcher mit 16.602 Fuß (ohne Angabe des Beobachters, mir gänzlich unbekannt) und nach Ferrer mit 16.776 Fuß irrthümlich (da es 16.786 Par. Fuß sein sollen) angegeben ist, während wenige Zeilen oberhalb der Citlaltepetl mit 16.300 Fuß (offenbar die von Pieschel ohne Nachweis gelieferte Höhe) angeführt ist, was zu dem Glauben verleiten könnte, der Verfasser wisse nicht, wenn man nicht anderorts sich vom Gegentheil überzeugen könnte, daß Orizaba und Citlaltepetl ein und derselbe Berg sei.

Das Wichtigste des Abschnittes über die Vulcane im Allgemeinen ist aber unstreitig des Verfassers Entstehungstheorie derselben, indem derselbe sich zu der Ansicht bekehrt, welche seit kurzem die Oberhand gewonnen hat, wonach die vulcanischen Berge das Product der vulcanischen Thätigkeit sind und durch die während der Eruptionen ausgeworfenen Massen allmälig entstanden und vergrößert werden. Es steht mir nicht zu, in dieser wichtigen Angelegenheit zu entscheiden, ob Leopold v. Buchs, nach Humboldts Ausspruch des größten Geognosten unserer Zeit, Theorie der Erhebungskrater, ob jene der Aufschüttung, wie selbe Dr. Hochstetters Erfahrungen in Neu-Seeland andeuten, die richtigere ist. Dem Urtheile des Einzelnen muß es überlassen bleiben, der einen oder der anderen der beiden Theorien zu folgen, wenn er sich hiezu berufen fühlt. Interessant ist das Buch aber immerhin auch für den Anhänger der Erhebungstheorie, da er das entgegengesetzte System regelmäßig im ganzen Werke durchgeführt findet, namentlich bei Erörterung der Pholadenlöcher an den Säulen des berühmten Serapis-Tempels zu Pozzuoli, wobei natürlich die Hebungen und Senkungen der Küste angezweifelt werden.

Die vulcanischen Producte sind der Gegenstand aufmerksamster Betrachtung in Dr. Fuchs' Werke, der uns hier eine bedeutende Anzahl chemischer Analysen

[1] Kosmos 4. Bd., S. 318.

[2] Siehe des Schreibers dieser Zeilen „Studien über Mexico" in Dr. Otto Ule's „Natur", Halle 1865, Nr. 8, S. 59.

Digitized by Google

gesammelt bietet, wofür ihm gewiß jeder zu großem Dank verpflichtet sein wird, da solche gewöhnlich in Fachzeitschriften zerstreut sind. Am Schlusse des Abschnittes über die vulcanische Thätigkeit sind mehrere meteorologische und physikalische Beobachtungen angeführt, denen sich kurze Skizzen über historisch wichtige Eruptionen, wohl nur zur Illustration des vorher Gesagten anreihen.

Dem allgemeinen Gebrauche nach werden die Erdbeben zu den vulcanischen Erscheinungen gerechnet und müssen daher einen Platz im Buche finden. Der diesem interessanten Phänomen gewidmete Abschnitt gehört zu den besten und fesselndsten des ganzen Werkes. Ohne Weitschweifigkeit ist hierin alles gesagt und erörtert, was auf Erd- und Seebeben Bezug nimmt, und werden diese Seiten mit Nutzen von jedermann gelesen werden. Weitere Betrachtungen über die Gasquellen und Erdfeuer, die Schlammvulcane und die heißen Quellen, sämmtlich Erscheinungen, deren Bedeutung vom gebildeten Publicum noch nicht genug gewürdigt wird, beschließen in würdiger Weise das Werk, welches, einige Mängel zweiten Ranges abgerechnet, gewiß die Erwartungen befriedigt, die man dem Titel nach von demselben hegt. Es füllt eine Lücke in ganz zufriedenstellender Weise aus.

Da aber Kritikus nicht gänzlich schweigen kann, so macht er auf die kleinen Mängel des Buches aufmerksam, worunter namentlich die den Geographen unangenehm berührende Veränderung in der angenommenen Orthographie der Eigennamen hervorzuheben ist. So wird z. B. regelmäßig Anconcagua statt Aconcagua, Pinchincha statt Pichincha, Ruapahu statt Ruapehu, Temboro statt Tumboro und die veraltete Form Nisita statt Nisida geschrieben. Hatte der Verfasser, wie es anzunehmen ist, Grund, diese Rechtschreibung anzuwenden, so wäre es äußerst wohlthuend und freundlich gewesen, uns anderen Menschenkindern diese Gründe mitzutheilen, besonders wenn selbe etwa auf einer genaueren linguistischen Kenntniß beruhen sollten. Das bloße Hinwerfen aber eines neu othographirten Namens ohne Angabe des Warum, vorzüglich wenn für die frühere Schreibart altbewährte Meister einstehen, ist eben nicht erbaulich und Vertrauen erweckend. Daß auf S. 63 Daignon statt des Namens des Franzosen Alex. Doignon, des Besteigers des Orizaba, zu lesen ist, mag ein Druckfehler sein. Auch würde der Verfasser dem Lesepublicum gegenüber sehr wohlwollend gehandelt haben, wenn er hie und da ein bischen mehr Abwechslung in die Darstellungsweise hätte bringen wollen und Redensarten, wie beispielsweise „es empfiehlt sich“ nicht gar zu häufig wiederkehrten. Dies empfiehlt im Gegentheil gar nicht.

Trotz dieser hier gerügten Schwächen bleibt aber die übrigens sehr schön und mit vorzüglichen Holzschnitten ausgestattete Arbeit eine im hohen Grade beachtenswerthe, und sind wir jedenfalls dem Verfasser für die gewiß ungeheure Mühe, welche die Abfassung des Werkes verursachte, zu großem Danke verpflichtet. Der Versuch, ein Bild der vulcanischen Erscheinungen der Erde zu geben, ist gelungen.

Friedrich v. Hellwald.

Digitized by Google

Geschichte, System und Statistik der Volks- und Mittelschule im österreichischen Kaiserstaate.

„Oesterreich" in der Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens.

(Band 5, Gotha 1865.)

Selbstanzeige von Dr. **Adolf Ficker.**

Noch niemals wohl trat so vielfache Aufforderung, sich eingehend mit den Entwicklungen, Zuständen und Bedürfnissen der österreichischen Volks- und Mittelschule zu beschäftigen, an jeden für die höchsten Interessen der Gesammtheit nicht Gleichgültigen heran, als die jüngstverflossenen Jahre wiederholt sie brachten. Kaum eine einzige Gemeinde- oder Landesvertretung konnte dieser Beschäftigung sich entziehen, und selbst das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes setzte schon in seiner ersten Session einen Unterrichtsausschuß nieder. In der Journalistik bildeten die Fragen des öffentlichen Unterrichtes, insbesondere auf den beiden oben bezeichneten Stufen, einen stehenden Artikel und fanden manche sehr gehaltvolle Erörterung [1].

Wer immer aber in die Lage kam, einen mehr als oberflächlichen Blick in die Geschichte, Systematik und Statistik der österreichischen Primär- und Secundärschulen thun zu sollen, empfand es schmerzlich, daß ihm jede Erleichterung eines litterarischen Hülfsmittels jener Art für die Gesammtheit dieser Schulen fehlte, wie es kaum sonst in einem größeren Staate vermißt wird.

Helferts inhaltreiches (aber auch auf 4 starke Bände berechnetes) Werk über die Volksschule [2] beschränkt sich in seinem historischen Theile auf die allerdings mustergültige Darstellung der Gründung des neueren Volksschulsystems unter der großen Kaiserin, unter welcher zum ersten Male die unwidersprechliche Zusammengehörigkeit und der innere Einheitsdrang aller Reichstheile mit nie geahnter Lebenskräftigkeit sich geltend machte; ob künftig einmal der weitere Verlauf jener hochwichtigen Geschichte und die Statistik der Volksschule in den erübrigenden beiden Theilen des Werkes, welches in seinem dritten Bande für die wissenschaftliche Bearbeitung der auf jenem Felde bestehenden Gesetzgebung eine ganz neue Bahn eröffnete, ihre ebenbürtige Vertretung finden werden, muß mit Bedauern dahingestellt bleiben. Für keinen Zweig der Mittelschule wurde eine ähnliche Zusammenstellung ihrer Geschichte, Systematik und Statistik bisher auch nur versucht; Schimmers sehr fleißig gearbeitete Statistik der

[1] Außerhalb der zahlreichen Fachzeitschriften, deren Entstehen fast durchgehends aus den letzten anderthalb Decennien datirt, kehrten im „Wanderer" und in der „Neuen freien Presse" mit festgestellter Regelmäßigkeit Abhandlungen und Notizen aus dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes wieder.

[2] J. A. Freiherr v. Helfert: „Die österreichische Volksschule; Geschichte, System, Statistik", 1. und 3. Theil, Prag 1860 und 1861.

Digitized by Google

mittleren Lehranstalten des österreichischen Kaiserstaates [1] berührt nach ihrer Aufgabe eben nur andeutungsweise die Geschichte der jüngsten Phasen derselben, und unterzieht das System bloß insoweit einer näheren Erörterung, als eine solche zum Verständnisse der statistischen Daten nothwendig erscheint.

Selbst wenn man aber von den beiden Factoren, welche eine richtige Auffassung und Würdigung der gegenwärtigen Gesetzgebung auf dem Gebiete des niederen und mittleren Unterrichtes in Oesterreich erst ermöglichen, von der Geschichte und Statistik desselben, absehen will, findet man sich bei dem Studium auch jener Gesetzgebung allein auf Sammelwerke verwiesen, deren Bewältigung nicht Jedermanns Sache ist [2], und darf dabei noch nicht vergessen, daß ihr Inhalt für die östliche Reichshälfte zum großen Theile gar keine oder doch nur eine sehr problematische Geltung besitzt. Der Versuch, im Berichte über die großartige Ausstellung von Schul- und Unterrichtsgegenständen, welche im Februar 1862 der Londoner Weltausstellung voranging und über den Zustand des österreichischen Schulwesens mit überraschendem Erfolge Rechenschaft legte, einleitungsweise wenigstens die Grundzüge des Bestandes jeder Kategorie österreichischer Lehranstalten übersichtlich zusammenzustellen, mußte sich auf die allgemeinsten Andeutungen beschränken.

Wenn nun aber schon innerhalb des Reiches dies alles oft und schmerzlich empfunden wird, so ist solches noch mehr außerhalb Oesterreichs der Fall. Die Urtheile, welche sogar in durchaus befreundeten Nachbarländern über die österreichische Volksschule, ja selbst über das neuere Gymnasium und die Realschule nicht selten vernommen werden, wurzeln mindestens zur Hälfte in der an Unmöglichkeit grenzenden Schwierigkeit, eine richtigere Kenntniß von Verhältnissen zu erlangen, in deren thatsächliche Gestaltung bei den großen zwischen den einzelnen Ländern,

[1] Dieselbe wurde von der k. k. Direction für administrative Statistik als 4. Heft des 7. Jahrganges (1858) der „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik" herausgegeben und verfolgt zunächst den Zweck, die Formen einer internationalen Unterrichtsstatistik, welche die dritte Versammlung des statistischen Congresses im September 1857 festgestellt hatte, auf die Zustände der österreichischen Gymnasien und Realschulen anzuwenden. Wenn Stark (Volksschule in Oesterreich, Wien 1864) sich die Mühe genommen hätte, den Inhalt dieses Heftes mit demjenigen zu vergleichen, was jeder Jahrgang des großen statistischen Tabellenwerkes über den gleichen Gegenstand bringt, so würde er wohl auf den Gedanken gekommen sein, daß die amtliche Statistik wichtige Momente des Unterrichtswesens (also auch der Volksschule) nicht etwa deßhalb, weil sie in dem Tabellenwerke und ähnlichen allgemeinen Publicationen nichts darüber mittheilt, auch schon vernachlässigt Die Veröffentlichungen, so wichtig sie für die Thätigkeit der Direction selbst sind, stehen bei ihren Arbeiten in zweiter Linie; eine vollständige Drucklegung der letzteren würde bald einen ganz anderen, als den (namentlich im Verhältnisse zu allen anderen Staaten) höchst bescheidenen, gegenwärtig dafür ausgemessenen Betrag in Anspruch nehmen.

[2] Das Bedürfniß des Verwaltungsbeamten rief solche namentlich für die Volksschulgesetzgebung hervor. Auch die Gymnasien besitzen ein sehr brauchbares Normaliennachschlagebuch von T. Matauschek, 3. Auflage (Prag 1865), zu dessen Vervollständigung das allerdings nur Schlagworte bietende Hauptrepertorium der Normalvorschriften in Unterrichtsangelegenheiten (Wien 1864) eine höchst werthvolle Anleitung an die Hand geben würde. Für Realschulen fehlt selbst eine solche Arbeit noch gänzlich.

Digitized by Google

ja sogar zwischen Verwaltungsbezirken niederer Ordnung obwaltenden Verschiedenheiten der Oesterreicher sich nur mit Mühe einen verläßlichen Einblick zu verschaffen in der Lage ist [1]. Ein solcher Einblick entdeckt der Schattenseiten genug; jene Schwierigkeit leistet deßhalb dem Pessimismus der Auffassung um so mächtigeren Vorschub, als der enge Zusammenhang, welcher in Oesterreich zwischen Kirche und Schule besteht, für nicht Wenige ein weiteres Motiv bildet, noch schwärzer zu sehen, als es in Wirklichkeit noth thut.

Bei dieser Lage der Dinge konnte es für Oesterreich nicht ganz gleichgültig sein, in welcher Weise die Schilderung der Entwicklungen, Zustände und Erfolge seiner Volks- und Mittelschulen für die große Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens zu Stande käme, welche unter der Redaction des Stuttgarter Gymnasialrectors Dr. K. Schmid in Gotha erscheint [2].

Schon die pädagogisch-didaktischen Artikel dieser Encyklopädie sollten durch die Art der Vertheilung des Stoffes dazu auffordern, die einzelnen Begriffe und Probleme erschöpfender zu bearbeiten, als es die systematische Aneinanderreihung des Materials gestattet, und auf diese Art gedrängte Monographien herzustellen, welche den Stoff der pädagogisch-methodischen Gesammterkenntniß weiter zu entwickeln geeignet wären. Es gehört nicht hieher, auseinanderzusetzen, in welch' hohem Grade die bisher erschienenen Theile des Sammelwerkes dem derartig gesteckten Ziele entsprachen; die lange Liste der Mitarbeiter, aus der Reihe der tüchtigsten Schulmänner und erprobtesten Schriftsteller entnommen, sagt mehr, als jede derartige Auseinandersetzung vermöchte.

So wichtig und anziehend aber auch die theoretischen Artikel der Encyklopädie dem Fachmanne sein mögen, traten sie doch bald an Bedeutsamkeit und allgemeiner

[1] Vielleicht in keinem anderen Staate ist es so gefährlich, selbst eine namhafte Summe von Einzelbeobachtungen zu generalisiren, als in Oesterreich, dessen Völker durch ihre Culturstufen noch weiter als durch ihre ethnographischen Verschiedenheiten von einander abstehen. Hiezu kommt noch ein anderer, seit mindestens zwei Generationen „ererbter Uebelstand". Der Oesterreicher kannte bei Schilderung seines eigenen Landes Jahrzehnte lang nur zwei Extreme: den überschwänglich panegyrisirenden Ton hyperbolischer Schönfärberei, welcher z. B. in den Annalen der Litteratur des Kaiserthums (s. 1809) den damaligen Gymnasialcodex ein monumentum aere perennius nannte und nur ungerne einen oder den anderen kleinen Makel an den (kläglichen) Schulbüchern zugab, und die alles gleichmäßig dunkel malende Schmähsucht unbedingter Ausländerei, deren Herolde an nichts österreichischem etwas gutes zu entdecken vermochten, das Nichtösterreichische hingegen mit freigebiger Phantasie ausschmückten. Daß sie mit ihrem Verfahren, welches kaum Angehörige irgend eines anderen Landes selbst als Emigranten gegen ihre Heimat übten, viel leichteren und allgemeinen Glauben fanden, als die gemäßigtesten und fachkundigsten Widerleger ihrer Uebertreibungen, daß man in letzteren nur Organe der Regierung zu hören glaubte und diese sich vom Staate getrennt dachte, dafür hatte Oesterreich leider selbst nur zu sehr gesorgt.

[2] Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, bearbeitet von einer Anzahl Schulmänner und Gelehrten, herausgegeben von Prof. Dr. v. Palmer und Prof. Dr. Wildermuth in Tübingen von Dr. K. Schmid, Rector des Gymnasiums zu Stuttgart, Gotha Bd. 1 1859, Bd. 2 1860, Bd. 3 1862, Bd. 4 1863, Bd. 5 1865.

Digitized by Google

Werthschätzung zurück hinter den Darstellungen der speciellen Geschichte, Systematik und Statistik des Erziehungs- und Unterrichtswesens in den einzelnen europäischen Ländern. Mit umsichtiger Sorgsamkeit wählte die Redaction ihre bezüglichen Mitarbeiter und erlangte hiefür die Genugthuung, daß jenen Darstellungen nicht nur im großen Publicum das lebhafteste Interesse, sondern auch im engeren Kreise verwandter litterarischer Bestrebungen die vorzugsweise Anerkennung quellenmäßiger Autorität sich zuwandte. Dem größeren Publicum wurde für alle derlei Fragen die Encyklopädie zum beliebtesten litterarischen Hülfsmittel, und gar manche andere Arbeiten auf gleichem Gebiete schöpften mit Vorliebe aus diesen Darstellungen [1].

Die Wichtigkeit einer ähnlichen Darstellung bezüglich Oesterreichs für die Encyklopädie selbst wurde von der Redaction durch das Zugeständniß einer räumlichen Ausdehnung gewürdigt, welche das Ebenmaß der anderen gleichen Artikel namhaft überschritt. Während der Artikel „America" 46, „Baden" 31, „Baiern" 44, „Belgien" 30, „Braunschweig" 10, „Frankreich" 67, „Griechenland" 17, „Großbritannien" 83, „Hannover" 74, „Hessen" 57, „Holland" 21, „Mecklenburg" 23, „Nassau" 56 Seiten umfaßt, läuft der Artikel „Oesterreich" von Seite 242 bis zur Seite 566 des 5. Bandes der Encyklopädie [2]. Einerseits die Bedeutung, welche die österreichische Volks- und Mittelschule nach allen drei wiederholt aufgeführten Momenten namentlich für deutsche Lehrer besitzt, andererseits der schon Eingangs erwähnte Mangel eines litterarischen Hülfsmittels, auf welches eine kürzere Darstellung verweisen konnte, und die damit zusammenhängende Unbekanntschaft selbst vieler Fachgenossen mit den thatsächlichen Verhältnissen dürften diese Ueberschreitung genügend rechtfertigen [3].

Was die Wahl des Bearbeiters jener Darstellung anbetrifft, so mochte wohl hiebei folgende Betrachtung nicht ohne Gewicht geblieben sein.

Wie überhaupt in den Zeiten großer staatlicher Umgestaltungen der Werth einer guten Statistik, dieses „budget des choses", sich aller Abneigungen ungeachtet immer wieder geltend macht, so würden speciell auch Reformen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes von sehr zweifelhaftem Werthe sein, wenn sie nicht einerseits von einer möglichst sorgfältigen Erforschung der vorgefundenen

[1] Besonders hervorzuheben ist: „Americanisches Erziehungs- und Unterrichtswesen", von G. Baur, „Baden" von Holtzmann, „Belgien" und „Holland" von Le Roy, „Frankreich" von Bucheler, „Großbritannien und Irland" von Schöll, „Hannover" von Geffers und Pabst, „Kurhessen" von Bezzenberger, „Nassau" von Fr. Firnhaber.

[2] Hiebei kann es nicht unbemerkt bleiben, daß der äußersten Oekonomie des Druckes bei keinem anderen Artikel dieser Art in so hohem Grade durch Verweisung eines sehr reichhaltigen Materiales in die Anmerkungen, welche häufig die Hälfte der Seiten und darüber einnehmen, Rechnung getragen wurde, als es eben bei „Oesterreich" der Fall war.

[3] Auch bezüglich der räumlich unverhältnißmäßigen Ausdehnung des Artikels „Nassau" bemerkt die Redaction, das Motiv dieser Abweichung von der sonst eingehaltenen Uebung liege hauptsächlich darin, weil eine zusammenhängende gedruckte Darstellung des Gegenstandes bis jetzt fehle und noch mehr eine geschichtliche Behandlung der wichtigeren Punkte vermißt werde, welche das Verhältniß der Schulzustände dieses Landes zu jenen anderer Staaten klar machen könnte.

Digitized by Google

Zustände ausgingen, andererseits mit einer zeitweisen Rechenschaftslegung über die errungenen Erfolge verbunden wären [1]. Darum machten die jüngstverflossenen anderthalb Decennien der amtlichen Statistik Oesterreichs eine vielfache und tiefgehende Beschäftigung mit dem öffentlichen Unterrichte nach allen seinen Abstufungen zur unerläßlichsten Pflicht [2].

Schon im Jahre 1851, als Freih. v. Czoernig eine neue Periode der statistischen Thätigkeit in Oesterreich mit einer gänzlichen Umgestaltung vieler und wichtiger Tabellen eröffnete, verständigte er sich auch mit den Leitern des öffentlichen Unterrichtes über die Formen einer ihren Zwecken entgegenkommenden Unterrichtsstatistik. Späterhin fiel besonders dem Verfasser gegenwärtiger Zeilen die Aufgabe einer weiteren Entwicklung dieser Formen zu. Dann nahm der statistische Congreß dieselbe auf, und in den jüngsten Jahren erkannte die statistische Centralcommission die Wichtigkeit jenes Zweiges der Statistik durch wiederholte Beschäftigung mit seiner Vervollkommnung an [3].

Diesen Formen entsprechend, nahm die Statistik des öffentlichen Unterrichtes unter den statistischen Publicationen Oesterreichs einen ehrenvollen Platz ein. Was jeder Band der neuen Folge des großen statistischen Tabellenwerkes (1 1849 bis 1851, 2 1852 bis 1854, 3 1855 bis 1857, 4 1858 und 1859) über diesen Gegenstand brachte, würde den Inhalt eines stattlichen Octavbandes bilden; eine kürzere Uebersicht brachten dreimal die Uebersichtstafeln der „statistischen Mittheilungen" [4], späterhin für die Jahre 1860 bis 1862 die „Uebersichtstafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie", für das Jahr 1863 das „Statistische Jahrbuch" [5]; Monographien endlich wurden im 4. Hefte des 1. Jahrganges, im 1. und 4. Hefte des 7. Jahrganges dieser periodischen Schrift geliefert. Ueber den Inhalt aller

[1] Eine gute Unterrichtsstatistik wird die Gegenwart mit Bildung der Zukunft beschäftigt darstellen „und die Hoffnungen und Besorgnisse, welche sich daran knüpfen, in treuer Schilderung rechtzeitig an das Licht zu stellen bemüht sein, hiedurch aber auch dem Staate und den Einzelnen das Mittel an die Hand geben, das Erbe vorangegangener Jahrhunderte zu bewahren und weiter zu fördern. Den Weg aus dem Gewirre entgegengesetzter Richtungen, welche sich auch auf dem Gebiete des Unterrichtes bekämpfen, vermag nur die Unterrichtsstatistik zu weisen." So berichtete die fünfte Section des internationalen statistischen Congresses an die Plenarversammlung vom 5. September 1857.

[2] Unter den zahlreichen Beweisen, daß diese Erkenntniß auch in weite Kreise gedrungen sei, nehmen die trefflichen Tabellen, welche die „Gymnasialzeitschrift" in dem Schlußhefte jedes Jahrganges enthält, einen der ersten Plätze ein.

[3] Auch gehörten diese Nachweisungen zu den ersten, deren Wiedereinführung von den drei Hofkanzleien nachdrücklichst betrieben wurde, nachdem sie eine Zeitlang für die östliche Reichshälfte außer Gebrauch gekommen waren.

[4] Das 10. und 11. Heft des Jahrganges 1850, das 1. Heft des Jahrganges 1852 und vier Hefte der Jahrgänge 1855 und 1856 enthielten solche Uebersichtstafeln, da die Drucklegung des großen Tabellenwerkes durch seinen Umfang und seine typographische Schwierigkeit nothwendig weiter hinausgeschoben werden mußte, als es dem Wunsche nach möglichst rascher Veröffentlichung der statistischen Daten entsprach.

[5] Für 1864 befindet sich ein ähnliches Jahrbuch unter der Presse.

Digitized by Google

aufgezählten Publicationen abzusprechen, kann nicht unsere Aufgabe sein; es genüge, des anerkennenden Urtheils zu gedenken, welches die Vertreter der amtlichen und wissenschaftlichen Statistik aller europäischen Länder wiederholt zu Gunsten der Leistungen Oesterreichs auf diesem Felde abgeben [1].

Die Redaction der pädagogischen Encyklopädie hatte zwar für die Artikel, welche sich mit der speciellen Schulkunde einzelner Länder und Staaten befassen, einen sehr detaillirten Frageplan entworfen, welcher den Verfassern zur Richtschnur sowohl bezüglich der Auswahl als der Anordnung des Materials dienen sollte. Aber Rücksichtnahme auf die eigenthümlichen Verhältnisse des Kaiserstaates und auf die schon mehrfach berührten rücksichtlich desselben eintretenden Umstände mußte auch hier wieder einer Abweichung Raum geben, welche sich wohl am besten durch sich selbst rechtfertigt.

Demgemäß zerfällt die Darstellung in zwei Abtheilungen, deren eine (S. 242 bis 520) die deutsch-slavisch-italienischen (sammt der Militärgrenze), die andere (S. 521 bis 566) die ungarisch-croatisch-siebenbürgischen Königreiche und Länder oder, genauer gesagt, die Abweichungen der Geschichte, Gesetzgebung und Ergebnisse des niederen und mittleren Unterrichtes in letzteren von den ersteren zum Gegenstande hat.

(Schluß folgt.)

A. B. Sergei Solowjew in Moskau, als Verfasser jener riesenhaften „Geschichte Rußlands seit den ältesten Zeiten" bekannt, welche darauf ausgeht, durch Sammlung, Sichtung und Gruppirung des theils bekannten, theils unbekannten russischen Quellenmaterials in dem Gange der russischen Geschichte einen nationalen Entwicklungspragmatismus des russischen Staats- und Volkswesens nachzuweisen, ließ bei Gelegenheit der jüngsten polnischen Revolution eine „Geschichte des Falles von Polen, nach russischen Quellen" erscheinen. Er griff mit dieser Monographie seinem großen Werke vor, dessen bisher erschienene vierzehn starke Bände erst bei der Reformepoche Peters des Großen angelangt sind. Daß er auch hier weit weniger die objective Wahrheit der Thatsachen festzustellen, als den Gedanken beweisend durchzuführen strebte, daß der Schwerpunkt der russisch-polnischen Wechselverhältnisse in der Unversöhnlichkeit des Gegensatzes zwischen dem polnisch-katholischen Staate und der russisch-griechischen Kirche, die Berechtigung der Zerstückelung Polens aber in der Wiederherstellung und staatlich-religiösen Einigung „Gesammt-Rußlands" durch Einverleibung der staatlich abgetrennten, kirchlich mit Rußland verbundenen „russischen" Bevölkerung Litthauens liege, bedarf bei dem Hauptführer der sogenannten moskowitischen Partei kaum der besonderen Erwähnung. Für das Detail der politischen und diplomatischen Geschichte bringt er allerdings auch hier ein außerordentlich reiches, großentheils bisher unbekanntes Material aus den schwer zugänglichen russischen

[1] Vielleicht dürfte der im Plenum des statistischen Congresses gethane Ausspruch eines Veteranen der wissenschaftlichen Statistik, des Königsberger Professors F. W. Schubert, „daß in Oesterreich das Trefflichste für Statistik geleistet werde", bei dem eifrigen Streben seines Heimatlandes, auch auf diesem Gebiete hervorzuragen, von besonderem Gewichte sein.

Digitized by Google

Archiven. Eine Beurtheilung der unbefangenen oder tendentiösen Benützung desselben ist jedoch schon darum fast unmöglich, weil es, je nach Bedürfniß in die Darstellung verschmolzen, nur ausnahmsweise dem Leser zur Nachprüfung vorgelegt ist. Wie in der „Geschichte Rußlands" wird auch in dieser Monographie, deren Darstellung allerdings von der officiösen Liebedienerei früherer russischer Hofhistoriographen durch sittlichen Ernst vortheilhaft absticht, die Gesammtdarstellung von der Masse des Details überdeckt; man bekommt mancherlei Eindrücke, kaum Einzelbilder, am wenigsten ein übersichtliches Gemälde. Wer Sybels „Revolutionszeitalter", Hermanns „Geschichte des russischen Staates", Smitts Beiträge in ihren Darstellungen der Theilung Polens revidirend durchgehen und eine neue Darstellung versuchen will, wird auch des Solowjew'schen Buches nicht entbehren können, ohne daß es ihm doch, unseres Erachtens, gelingen wird, wesentlich neue Gesichtspunkte für die historische Gesammtauffassung der in Rede stehenden Periode zu gewinnen. Für eine derartige Vergleichung hat eine soeben erschienene (Gotha 1865, Thienemann) Uebersetzung der Solowjew'schen „Geschichte des Falles von Polen", von J. Spörer, recht zweckmäßig vorgearbeitet indem sie vielfach anmerkungsweise auf die betreffenden Parallelstellen der genannten und anderer Werke zu der Solowjew'schen Darstellung hinweist. Die Uebersetzung ist flüssig; leider hielt ihr Verfasser jede Inhaltsübersicht für überflüssig.

Von weit stärkerem Interesse auch für ein größeres Publicum erscheint die Schrift „Zur Genesis der ersten Theilung Polens", von Dr. Johannes Janssen, Professor der Geschichte zu Frankfurt a. M. (Freiburg i. B. 1865, Herder). In der stylvollen und klaren Darstellungsweise, durch welche sich alle Arbeiten des Verfassers auszeichnen, und namentlich mit Berücksichtigung der im vierten Bande der Theiner'schen „Vetera monumenta Poloniæ et Lithuaniæ etc." (Rom 1864) zuerst bekannt gewordenen Berichte und Actenstücke, welche sich auf die Vorbereitungszeit der polnischen Theilung beziehen, giebt das Buch in allgemeinen Umrissen, mit besonderer Hervorhebung der entscheidenden Momente, eine Entstehungsgeschichte der ersten Theilung Polens auf Grund aller in den letzten Jahrzehnten bekannt gewordenen primären Quellen und authentischen Documente. So gliedert es sein Material in vier Hauptabschnitte. Der Schilderung von Polens inneren Zuständen und der verschiedenen Theilungsprojecte seit 1656 bis zum russisch-preußischen Bündniß von 1764 folgt die Entwicklung der Ohnmacht Polens seit diesem Bündniß bis zur Conföderation von Bar (1768). Darauf folgt die Darstellung der unglücklichen Nationalerhebung, welche mit dem russisch-preußischen Theilungsvertrag von 1772 abschloß. Die Theilung selbst und der Warschauer Bestätigungsreichstag führen den Leser noch bis zum Jahre 1775. Einen populären theilweisen Auszug des Werkes gab der Verfasser in dem vom Broschürenverein veröffentlichten Vortrage: „Rußland und Polen vor hundert Jahren" (Frankfurt 1865, Hammacher).

* In einer der letzten Nummern der „Wochenschrift" haben wir eine Correspondenz aus München gebracht, in welcher, übereinstimmend mit fast allen Berichten in anderen Blättern, Marggrafs jüngst erschienener Katalog der Münchner Pinakothek eine sehr günstige Beurtheilung findet. Otto Mündler bringt dagegen in der vorletzten Nummer der „Recensionen" (S. 305) eine Besprechung dieses Kataloges, welche zwar die Verdienste der Marggraff'schen Arbeit anerkennt, jedoch im Bezug auf die Bilderkenntniß bedeutende Mängel aufweist.

* Der Verein für christliche Kunst in Bozen hat eine sehr hübsche Publication vom Stapel gelassen, die allen Kunst- und Alterthumsfreunden empfohlen zu werden verdient. Es ist das erste Heft des „Album mittelalterlicher Kunstwerke aus Tirol", und enthält fünf Blätter Abbildungen in Großfolio nebst beschreibendem Text hiezu. Blatt 1 und 2 enthält eine genaue Abbildung und Details der schönen

Digitized by Google

gothischen Monstranze der Pfarrkirche in Bozen, Blatt 3 die Abbildung eines gothischen Rauchfasses aus der Kirche von Montan, Blatt 4 eine Abbildung in Farbendruck von einem alten, merkwürdigen Meßgewand aus dem Stifte Marienberg, endlich Blatt 5 die Abbildung des uralten Krucifixes mit den Statuen Maria's und Johannes' aus dem Schlosse Tirol. Das Werk erscheint in der lithographischen Anstalt von Kiene in Bozen, die Zeichnungen auf Stein.

* „Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789", nach einer handschriftlichen Mittheilung von Paul v. Bojanowski (Weimar 1865, Böhlau) ist eine aus Pariser Privatbriefen und diplomatischen Mittheilungen an den Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg zu 67 Seiten zusammengestellte Erzählung. Was darin von diesen im Oldenburger Archiv aufbewahrten und durch Dr. Leverkus geordneten Schriftstücken geboten wird, sind aber wiederum keine Originaldocumente eines Augenzeugen, sondern Excerpte aus ungedruckten und wahrscheinlich verlorengegangenen „Memoiren Pitra's", eines Lyoner Stadtkindes und Pariser Bürgers, welcher mancherlei communale Wahlämter verwaltet haben soll. Lebhafte Schilderung der Vorgänge, scharfe Personalskizzen und eine gewisse philisterhafte Angst vor dem Revolutionswesen neben Lust am Mitmachen sind charakteristisch für die Pitra'sche Darstellung. Ein Geschichtschreiber der französischen Revolution wird wenig daraus entnehmen können.

* Dr. Emil v. Borchgrave, k. belgischer Legationssecretär am niederländischen Hofe, hat jüngst in Siebenbürgen verweilt, um Materialien für seine Geschichte der belgischen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen zu sammeln.

* Die Publicationen der Arundel-Society für das Jahr 1865 umfassen einen Kupferstich von Schäffer nach den Fresken von Fiesole in der Capelle Papst Nikolaus' V. im Vatican, fünf Chromolithographien nach dem Triptychon im St. Johannesspitale in Brügge vom Jahre 1467 und eine Broschüre von James Weale über Hans Memlinc. Letztere: „Hans Memlinc, a notice of his life and works", enthält eine Reihe von interessanten Thatsachen, welche Herr Weale, der umsichtigste Forscher der Gegenwart für die Geschichte der Kunst in Brügge, meist archivalischen Studien entnommen hat. Diese sind denjenigen, welche die belgische Kunstlitteratur kennen, bereits bekannt; da aber dieselbe nur Wenigen zugänglich ist, so wird diese Zusammenstellung in einer Broschüre Vielen sehr willkommen sein. Auch an den diesjährigen Publicationen hat deutsche Kunstfertigkeit einen rühmlichen Antheil genommen. Der Kupferstich nach Fiesole ist, wie gesagt, von der Hand Schäffers, die trefflichen Chromolithographien nach Memlinc sind von C. Schultz.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die Anzeichen des kommenden Winters scheinen auch die Vorboten einer besseren Zeit auf dem deutschen Litteraturmarkt zu sein; wenigstens zeigt die lange Liste der in den vergangenen Wochen an das Licht des Tages getretenen Publicationen, daß sich die Litteraturproducenten rüsten, die kurze Zeit möglichst auszubeuten, in der unser viel reisendes, vielleicht auch viel lesendes, aber für die Litteratur in recht unerfreulicher Weise gleichgültig gewordenes Publicum, in die Zimmer gebannt, sich umsieht, was seine Schriftsteller Neues geliefert haben.

Indem wir die Auswahl aus den neu erschienenen Büchern für unseren Bericht treffen, fällt uns zunächst in die Hände und fesselt unser Interesse durch seinen Titel, der es als einen Beitrag zu einem wenig bekannten Feld der Litteratur bezeichnet: „Die

Digitized by Google

byzantinischen Kaiser, ihre Palast- und Familiengeschichten, ihre Schicksale", historische Studien von Franz Freiherrn v. Andlaw. Ueber die Entstehung seines Buches berichtet der Verfasser in der Vorrede, nachdem er die Armuth der einschlagenden Litteratur und die Schwierigkeit der Geschichtschreibung des Unterganges des oströmischen Reiches hervorgehoben hat, daß er, seine Kräfte prüfend, es nicht gerathen fand, die gesammte Geschichte dieses Kaiserreiches zu bearbeiten, daß er aber der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Familiengeschichte der verschiedenen griechischen Kaiser näher zu beleuchten und an die Darstellung derselben die Geschichte der fortwährend das Reich verwüstenden Kriege, der religiösen Zänkereien und kirchlichen Ereignisse in gedrängter Kürze anzureihen. Wir sind begierig, von dem Ausspruch der Kritik zu hören, ob dem Verfasser wirklich gelungen, dem Mangel eines populären Werkes über die Geschichte des byzantinischen Reiches abzuhelfen. — Eine andere historische Novität kündigt sich ebenfalls als Abhülfe einer empfindlichen Lücke in der historischen Litteratur an; es ist die Uebersetzung einer actenmäßigen russischen Darstellung der Theilung Polens des Moskauer Prof. S. Solowjew, Verfasser einer bis jetzt 14 Bände umfassenden Geschichte Rußlands seit den ältesten Zeiten, deren Inhalt wir an einer anderen Stelle dieser Blätter angezeigt haben.

Der Director des königlich sächsischen Staatsarchives, Ministerialrath Dr. Karl v. Weber hat mit Benützung einer sehr umfangreichen und reichhaltigen Correspondenz der Gemalin des Kurfürsten August von Sachsen, Anna, ein Lebens- und Sittenbild aus dem 16. Jahrhundert erscheinen lassen, das eben so anziehend ist durch das Bild, welches er von dieser edlen fürstlichen Frau, die noch heute unter dem Ehrennamen Mutter Anna eine Lieblingsfigur der populären sächsischen Geschichtschreibung bildet, zeichnet, als durch die oft bis ins kleinste Detail gehenden Schilderungen über häusliches und wirthschaftliches Leben, über Industrie und den Stand der Gewerbe unserer Vorfahren, welche in den zahlreich abgedruckten Briefen enthalten sind. — Heinrich W. J. Thiersch in München veröffentlicht soeben den ersten Band einer Biographie seines Vaters, des bekannten Philhellenen, Philologen und Schulmannes Friedrich Thiersch. Hauptsächlich bilden wörtlich wiedergegebene Briefe den Inhalt dieses Bandes, der, die Jahre 1784 bis 1831 umfassend, also bis kurze Zeit vor dem Beginn von Thierschs öffentlicher Thätigkeit in Griechenland reicht. Die Schilderung derselben dürfte den zweiten Band zu dem weit interessanteren der Biographie machen.

Wir haben bereits das bevorstehende Erscheinen einer Gesammtausgabe von Friedrich Hebbels Werken angezeigt und erfahren nun, daß dieselbe in zwölf Bänden im Verlage von Hofmann u. Campe erscheint. Dem hierüber erschienenen Circulandum der Verlagsbuchhandlung entnehmen wir folgende Stelle.

„Wenn wir es nun unternehmen, die Herausgabe der sämmtlichen Werke Hebbels zu veranstalten, so ist unser Zweck ein mehrfacher. Es muß erstlich jedem Litteraturfreunde erwünscht sein, das Wirken dieses ausgezeichneten Mannes in einem geordneten Ganzen übersehen zu können, dann aber soll eine Anregung zu erneuertem Studium dieses Dichters gegeben und besonders auch die weiteren Kreise veranlaßt werden, sich mit seinen genialen Dichtungen bekannt zu machen.

Wir dürfen alsdann erwarten, daß der Eindruck, den Hebbel durch seine Gesammtwerke hervorbringen wird, ein entschieden günstigerer sein muß, wie Mancher ihn nach der Kenntniß einzelner seiner Dichtungen in sich trägt. Die ihm eigene Originalität kann man erst recht verstehen, wenn man ihn ganz kennen gelernt hat. Wir glauben daher mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß erst die Kenntniß Hebbels in seiner Totalität, die Grundlage seiner Popularität sein wird".

Die Ausgabe soll alles enthalten, was bisher in Einzelausgaben an verschiedenen Verlagsorten erschienen und in Broschüren und Zeitschriften zerstreut war, vereint mit mancher werthvollen Gabe, die zum ersten Male veröffentlicht wird; so im 6. Band die

Digitized by Google

Fragmente des „Moloch", den Hebbel mit großer Vorliebe bearbeitete, jedoch nur bis zum zweiten Act vollendete, und die „Schauspielerin". Gedichte und Epigramme werden aus seinem Nachlaß um ein Bedeutendes vermehrt. Die Redaction ist dem Prof. E. Kuh, einem persönlichen Freunde Hebbels, anvertraut, also in den besten Händen, die Ausstattung des uns vorliegenden Bandes eine würdige. — Robert Hamerling, ein junger österreichischer Dichter, dessen „Germanenzug", als Beitrag zu Kuhs österreichischem Dichterbuch, später als Separatabdruck erschienen und verdienten Beifall fand, tritt jetzt mit einer weit größeren Dichtung in sechs Gesängen: „Ahasverus in Rom" hervor.

Ein schweres dreibändiges Werk von Otto Banck führt den Titel „Litterarisches Bilderbuch, populäre Darstellungen für alle Kreise. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte der Gegenwart in litterarischen Briefen und charakteristischen Probestücken". Dem Ansehen nach eine Zusammenstellung von bereits in einem Journal abgedruckten Kritiken und mitgetheilten Probestücken aus den verschiedenartigsten litterarischen Erscheinungen der letzten Jahre in buntem Durcheinander ohne Sichtung zusammengestellt.

Adolf Friedrich v. Schack, der Besitzer einer allen kunstsinnigen Besuchern Münchens wohlbekannten kleinen, aber werthvollen Sammlung neuerer Gemälde, namentlich deutscher Künstler, und auf litterarischem Gebiet als trefflicher Uebersetzer durch die Herausgabe des „Firdusi" und der „Stimmen vom Ganges" bekannt, erfreut uns mit einer Publication, die uns zum ersten Male mit den poetischen Schätzen eines reich begabten Volkes, welches lange durch seine Bildung alle anderen überstrahlte, bekannt macht. Sie führt den Titel: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien", eine Frucht von Studien, zu denen ein längerer Aufenthalt in Andalusien und namentlich zwei in Granada verlebte Sommer dem Verfasser Veranlassung waren; dort, umgeben von den eben so reizenden wie eigenthümlichen architektonischen Denkmalen der Araber, erwachte in ihm das Verlangen, die Cultur des Volkes näher kennen zu lernen, von dessen Schönheitssinn sie ein so glänzendes Zeugniß ablegen. Das Ergebniß dieser Beschäftigungen ist das uns vorliegende Werk; die erste Arbeit über ein bisher noch nie behandeltes Thema, welche bei dem Mangel jeglicher Vorarbeiten nicht eine umfassende Darstellung der spanisch-arabischen Poesie bieten kann, sondern nur bezweckt, in ungebundener, von allem Systematischen fernliegender Form denjenigen, welche nicht Orientalisten sind, einen ersten Blick auf ein ihnen noch völlig unbekanntes Litteraturgebiet zu ermöglichen. Den hauptsächlichen Inhalt beider Bände bilden Proben spanisch-arabischer Poesie und der Poesie der Araber auf Sicilien; eine reiche Auswahl von Liebesliedern, Kriegs- und Trinkliedern, Naturschilderungen, Lobliedern und Satyren, Elegien, religiösen Gedichten und Musterstücken aus der erzählenden Poesie; diesen schließen sich Betrachtungen über die Kunst, namentlich Architektur der spanischen Araber und der Araber auf Sicilien an. Gleichzeitig erschien mit dieser Arbeit von des Verfassers Uebersetzung der Heldensagen des Firdusi eine zweite mit den „epischen Dichtungen" vereinte Auflage. — Die Uebersetzung der „Divina commedia" von Philalethes (König Johann von Sachsen), welche in der früheren jetzt vergriffenen Ausgabe durch den sehr hohen Preis nicht die Verbreitung gefunden hat, die sie wohl verdiente, erscheint jetzt in neuer durchgesehener und berichtigter Ausgabe zu wohlfeilem Preis.

Schließlich haben wir noch zu erwähnen, daß Heinrich Düntzer seiner vor drei Jahren erschienenen Schrift über Goethe und Karl August einen zweiten Band folgen ließ: „Goethe und Karl August von 1790 bis 1805", zu dem der seitdem erschienene Briefwechsel Beider Veranlassung gab.

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 4. October 1865.

Vorsitzender: Herr Ludwig Ritter v. Köchel.

Der Secretär, Herr Georg Ritter v. Frauenfeld machte die erfreulichen Mittheilungen, daß Se. Majestät der König von Preußen der Gesellschaft beizutreten geruhte daß ferner der Gemeinderath Wiens der Gesellschaft eine Subvention von 200 fl. für die Dauer von 3 Jahren bewilligte.

Die Versammlung gab, der Einladung des Herrn Vorsitzenden folgend, ihrer Freude und ihrem Danke durch Erheben von den Sitzen Ausdruck.

Die Versammlung für November wird, weil auf den ersten Mittwoch ein Feiertag fällt den 8. stattfinden; in ihr erfolgt die Neuwahl von drei statutenmäßig ausscheidenden Herren Ausschußräthen.

Der verdienstvolle Botaniker, Herr Dr. Franz Herbich ist vor einigen Tagen in Krakau gestorben. Er hat der Gesellschaft seine Bibliothek und sein Herbar gewidmet.

Herr Erber sprach über die Verwüster der in Dalmatien einheimischen Meerstrandskiefer Pinus halepensis, er schilderte die einzelnen, diesem Baume schädlichen Insecten und machte ferner darauf aufmerksam, wie muthwillig Anlagen desselben oft von den Eingebornen zerstört würden.

Herr Friedrich Brauer lieferte eine Fortsetzung der Beschreibungen neuer Neuropteren, welche von der Novara-Expedition mitgebracht worden waren.

Herr J. Knapp berichtete über die Ergebnisse einer botanischen Reise, welche er nach Slavonien unternommen hatte.

Herr Dr. H. W. Reichardt theilte mit, daß um Feldkirchen in Kärnten Mimulus luteus L. in großer Menge auf einer Sumpfwiese verwildert vorkomme; ferner machte er darauf aufmerksam, daß sich im Ossiacher See das seltene Nuphar pumilum Sm. in großer Menge finde.

Herr Juratzka legte ein von Dr. J. Milde in Breslau eingesendetes Manuscript vor, das einen Nachtrag zum Index Equisetorum enthält.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld berichtete über eine Reise, welche er im verflossenen Sommer durch England, Schottland, Frankreich und die Schweiz unternommen hatte. Ferner legte er die sechste Folge seiner zoologischen Miscellen vor. In ihr werden zwei von der Weltreise der Novara mitgebrachte Conchylien beschrieben; ferner vier neue Pflanzenmilben, die auf der Weißbuche, der schottischen Rose, der Ulme und dem Spindelbaum sehr auffällige Mißbildungen verursachen. Zum Schluß macht er auf einen merkwürdigen Schmarotzer auf Cicaden aufmerksam, den er vor zwei Jahren auf seiner norwegischen Reise bei Christiania entdeckte und erst vor kurzem im Prater bei Wien auffand. Derselbe, eine kleine Hymenopterenlarve hängt am Hinterleibe außen in einem Sacke, so groß wie der Leib dieses seines Wirthes, dessen Tod er verursacht.

---

* (Ungarische Akademie. Sitzung vom 1. October.) Nach Ablauf der zweimonatlichen Ferien wurden die wöchentlichen Sitzungen der ungarischen Akademie unter dem Präsidium des Herrn Grafen Emil Dessewffy wieder eröffnet, und zwar hielten

Digitized by Google

die historischen, philosophischen und rechtswissenschaftlichen Classen eine Sitzung, über die uns Folgendes berichtet wird:

Zuerst wurde ein Schreiben des Herrn Georg v. Bartal jun. an den Herrn Präsidenten verlesen, in welchem derselbe die traurige Anzeige macht von dem am 20. September erfolgten Ableben des dirigirenden und Ehrenmitgliedes Georg v. Bartal sen. welcher sich auf dem Felde der Rechtswissenschaft bleibende Verdienste erworben und bis zu seinem letzten Athemzuge das Wohl des Vaterlandes im Herzen trug. Herr Prof. Theodor Pauler wird die Gedächtnißrede halten. — Zugleich zeigte der Herr Secretär das Ableben des correspondirenden Mitgliedes der philosophischen Classe, Emerich Méßáros, welcher als Director des Pázmaneums in Wien am 25. September verschied, und des auswärtigen correspondirenden Mitgliedes, Freiherrn Andreas v. Baumgartner, der am 30. Juli in seinem 72. Lebensjahre dahinschied.

Hierauf hielt Herr Andreas Fabó einen Vortrag, in welchem er die Analyse der Vitnyédy'schen Briefe fortsetzte, und einige Briefe an Peter Zrinyi vorlas. Herr Franz v. Kubinyi hielt einen Vortrag über das im Borsoder Comitate östlich von Erlau bei Szomolya befindliche Kaptárthal, in welchem sich viele aus Bimssteinporphyr bestehende Felspartien befinden, in welchen eine Menge von 26 Zoll hohen, nicht sehr breiten und tiefen Nischen eingehauen sind. In diesem abgeschlossenen, ehemals von weiten Waldungen umgebenen Thale, hausten vor Zeiten die Hussiten, und es scheint, daß diese Nischen einen kirchlichen Zweck hatten, weil man auch ein Kreuz entdeckte; welchen Gebrauch jedoch die Hussiten von den Nischen gemacht, das konnte noch nicht ermittelt werden. Das Kaptárthal steht mit einem anderen Thale in Verbindung, in welchem man unter anderem einen großen versteinerten Baumstamm findet. Herr Kubinyi legte auch Zeichnungen vom genannten Thale und von den Nischen vor. Schließlich zeigte er einige Antiquitäten aus Bronze, namentlich einen Halspanzer, welcher bei Istenmezö im Heveser Comitat gefunden wurde; einen Dolch aus Bronze mit eisernem Griff; ein großes gekrümmtes Messer, u. s. w. Das Bronze dieser Gegenstände besteht aus Kupfer und Zinn.

Herr Prof. Franz Toldy stattete einen Bericht über die Thätigkeit des historischen Comité während der Jahre 1864 und 1865 ab. Die Documentensammlungen wurden besonders durch Herrn Ernest Simonyi vermehrt, indem er Gelegenheit hatte, die Bibliotheken und Archive in Frankreich, Florenz und Spanien auszubeuten. Herr Ózáry forschte nach Documenten in Neapel, die Herren Duttko, Szilágyi u. s. w. durchforschten verschiedene Archive in der Heimat. Ueberhaupt hat das Comité auch während der letztverflossenen zwei Jahre sowohl für die Documentensammlung, als auch für die Sammlung der historischen Schriftsteller viel Stoff zusammengetragen und bearbeitet. Leider mußte es die Herausgabe einiger Abtheilungen unterbrechen, und konnte auch mit der Veröffentlichung der anderen Abtheilungen nicht so rasch fortfahren, wie es erwünscht wäre. Denn es konnten dem Comité nicht ausreichende Geldmittel aus dem Akademiefonde angewiesen werden. — In jedem anderen civilisirten Lande werden die historischen Quellensammlungen und Documente auf Staatskosten veröffentlicht; wir können zwar darauf nicht so viel verwenden, wie z. B. die französische Regierung; doch etwas kann und soll auch bei uns geschehen. Die verborgenen Quellen, die Schätze der Archive müssen an das Licht gezogen und den historischen Forschungen erschlossen werden, es steht also zu erwarten, daß endlich auch unsere Regierung etwas zur Förderung der Sache thun werde.

Schließlich meldete der Herr Secretär die Spende des Herrn Joseph Arenstein von 2000 Gulden, und diejenige des Herrn Dr. Geisa Haláß von 19 Gulden an; und der Herr Präsident machte die Anzeige, daß die feierliche Eröffnung der Akademie am Tage vor der Eröffnung des Reichstages stattfinden werde.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Dilettanten und Dilettantenconcerte in Wien.

(Ein Blatt aus der älteren Musikgeschichte Oesterreichs.)

Von Dr. **Eduard Hanslick.**

I.

Die Leser dieser Blätter haben uns vor kurzem (Nr. 36 und 37 dieses Jahrganges) auf einer kleinen Rundschau der älteren Dilettantenconcerte in Deutschland freundlich begleitet. Wenden wir uns nach diesem Ausflug nun nach Wien, so dürfen wir darauf gefaßt sein, das musikalische Dilettantenthum in seinem üppigsten Gedeihen anzutreffen. Kaum gab es von Natur ein besseres Erdreich für Musik und kaum ward es irgendwo mit so einseitig unbedingter Hingebung gepflegt. Eine Apologie des ohnehin anerkannten Musiktalentes und Musikeifers der Wiener zu schreiben, ist nicht unsere Absicht. Sie wäre es selbst dann nicht, wenn wir vergessen könnten, daß diese glänzende Specialität zum Theil einer betrübenden Ursache entsprang: der Absperrung von anderen ernsteren Bildungsquellen, und daß sie ebenso wieder selbst Ursache mancher Stockung oder Trübung unseres geistigen Lebens wurde. Aber von dem isolirten Stand des Musikers und abgesehen von anderen Culturforderungen kann man diese eminent entwickelte Musikliebe nur mit freudiger Anerkennung constatiren. Von Wolfgang Schmälzl, der schon im Jahre des Herrn 1548 in seinem „Lobspruch der hochlöblichen, weltberühmten khüniglichen Stadt Wien" mit Stolz ausruft:

„Ich lob diß Ort für alle Land
Hier seind vil Singer, Saytenspiel,
Allerley gsellschaft, Frewden vil,
Mehr Musikos und Instrument
Findt man gwißlich an keinem end!"

bis auf die neueste Zeit fehlt es nicht an interessanten Zeugnissen für diese Seite des Wiener Lebens. J. F. Reichardt, der Berliner, nennt im Jahre 1783 Wien „nach Paris die erste Stadt in Europa für ausübende Musik", Spohr begrüßt sie (1812) als die „unbestrittene Hauptstadt der musikalischen Welt". Beredter jedoch als alle Wort- und Schriftzeugnisse spricht die unwiderstehliche Gewalt, mit welcher die größten Musiker, schaffende wie ausübende, sich magisch nach Wien gezogen und daselbst festgehalten fühlten, die Zaubergewalt, welche Gluck und Haydn, die vielgewanderten und vielgefeierten, immer wieder nach Wien

Digitized by Google

zurücklockte, welche Mozart die schwersten Kämpfe um den Wiener Boden gegen seinen Vater und seinen Fürsten bestehen machte, welche endlich Beethoven, den für einige Studienjahre nach Wien gekommenen, nie wieder ziehen ließ. Ein kunstsinniger Hof und gebildete Dilettantenkreise schaffen allein nimmermehr ein so ursprünglich und reich quillendes musikalisches Leben, wie das Wiener. Im Volke selbst, in seinem Temperament, seiner Gemüthsart und seinen Anlagen muß der musikalische Grundton vorliegen, aus dem die gebildeteren Musikbestrebungen wie harmonische Obertöne organisch herausklingen und in dem die selbstständig entwickelte Kunst noch immer eine Resonanz findet. Das Volk im engeren Sinne, das nicht selbst musicirende, erwies sich wenigstens allezeit als empfängliches Auditorium. Die Wiener sind ein italienisches Publicum ins Deutsche übertragen und Oesterreich ganz eigentlich das Italien Deutschlands. Wichtig für die unteren Classen war es, daß man in Wien nicht erst Opern und Concerte zu besuchen brauchte, um Musik zu hören. Das Volk hörte vorerst in allen Kirchen viel gute Musik — ein Umstand von großer Wichtigkeit [1].

Treffliche Militärmusikbanden durchzogen die Stadt und spielten auf den Plätzen. Sie sind ein alter Ruhm Oesterreichs, der ebensowenig erst aus Radetzky's Hauptquartier oder der Londoner Weltausstellung datirt, als der Ruhm unserer Tanzmusik erst von Strauß und Lanner. Fr. Nicolai, der im Jahre 1781 Wien besuchte, lobt die Militärmusik, welche zu Wien alle Abend vor der Hauptwache am Hof gemacht wird und tadelt die Nachlässigkeit Burney's, welcher in seinem Reisewerk „diese so merkwürdige Militärmusik" nicht aufführt [2]. Die Wiener Militärmusik bestand damals aus 2 Schalmeien, 2 Clarinetten, 2 Waldhörnern, 2 Fagotten, einer Trompete, einer gewöhnlichen und einer großen Trommel.

Von der Tanzmusik rühmt er, sie sei „in Wien gewöhnlich gut und wird markirt und hebend gespielt" [3]. Für die Bälle in den k. k. Redoutensälen haben Mozart und Beethoven nicht verschmäht, Tänze zu componiren. Die Zahl der

[1] Burney erzählt von seinem Aufenthalt in Wien im Jahre 1732: „Diesen Abend sangen zwei Armenschüler dieser Stadt in dem Hof des Hauses, worin ich abgetreten war, Duette im Falsett, Soprano und Contraalto recht gut im Tone und mit Gefühl und Geschmack. Ich ließ fragen, ob sie ihre Musik im Jesuiter-Collegio gelernt hätten und bekam „Ja" zur Antwort. Nach diesen ging ein Chor dieser Schüler durch die Gassen, welcher eine Art lustiger Lieder in drei oder vier Stimmen sang; das Land ist hier wirklich sehr musikalisch. Ich hörte hier oft die Soldaten, auch andere gemeine Leute vielstimmig singen. Einigermaßen erklärt die Musikschule im Jesuiter-Collegio in jeder katholischen Stadt diese Fähigkeit, und daß kaum eine Kirche in Wien sein wird, worin nicht täglich des Morgens eine musikalische Messe gehört wird. Es scheint, als ob die Nationalmusik eines Landes gut oder schlecht sei, je nach dem Verhältniß, wie sein Gottesdienst beschaffen ist. Die vortrefflichen Musiken, die der gemeine Mann täglich in den Kirchen umsonst hören kann, tragen mehr dazu bei, als irgend etwas anderes." (Tagebuch einer musikalischen Reise. Hamburg 1773, bei Bode, 2. Band, S. 163.)

[2] F. Nicolai, Reise durch Deutschland im Jahre 1781, 4. Bd., S. 558.

[3] Ebenda S. 559.

Digitized by Google

Garten- und Wirthshausmusiken, der Volkssänger u. dgl. (in Leipzig oder Dresden hätte man es „Concert" genannt) war erstaunlich [1].

Endlich bildeten die Serenaden einen beliebten und nicht zu unterschätzenden Bestandtheil der öffentlichen Musikgenüsse. Es war Sitte, verehrten Personen am Vorabend ihres Namenstages eine Serenade zu bringen. Passende Compositionen wurden zahlreich bestellt und die dazu engagirten Musikanten kamen oft kaum zur Ruhe. Mozart hat viele solche „Serenaden" oder „Cassationen" in Wien componirt [2], und Haydn hat deren nicht bloß componirt, sondern er mußte in seinen jungen Jahren selbst „gassatim gehen" und mitspielen. Später, als die Bevölkerung weniger romantisch und die Polizei furchtsamer und strenger wurde, hörte die sanfte Lyrik der Serenaden auf. Sie hat sich höchstens hie und da in der glücklichen Stille und Verborgenheit kleiner Städtchen noch erhalten. Ein neues, modernes Element hat sich später dieses Genre's bemächtigt, statt der Blasinstrumente sind es jetzt Männerstimmen, die, wo es das Herz gebietet und die Polizei es erlaubt, zur Nachtzeit im Chor ertönen. Die Liedertafeln sind die musikalische Landwehr Deutschlands, es ist kein Städtchen so klein, daß es nicht sein Sängercontingent stellte.

Auf diesem Grunde eines nach allen Richtungen von Musik durchzogenen Volkslebens erhob sich in dem Mittelstand, den gebildeten Classen ein sehr emsiges, mitunter passionirtes Musiktreiben. Ein Wiener Correspondent schreibt im Jahre 1808 in einem längeren Bericht an die „Leipziger Musikzeitung" (3. Bd., S. 40): „Es wird wenig Städte geben, wo die Liebhaberei zur Musik so allgemein ist, wie hier. Sogenannte Privatakademien (Musik in vornehmen Häusern) giebt es hier unzählige den Winter hindurch. Da giebt's keinen Namens-, keinen Geburtstag, wo nicht musicirt würde. Die meisten sind einander ziemlich ähnlich;

[1] Ergötzlich ist die Schilderung in den für die älteren Wiener Culturzustände sehr wichtigen „Briefen eines Eipeldauers an seinen Herrn Vettern" vom Jahre 1794 (3. Heft, S. 19): „In allen Löchern stecken Musikanten und sogar an Werktägen müssen's ihnen Musik aufmachen, damit's nur ihr Geld anbringen können. Sogar in Wirthshäusern schmeckt ihnen 's Bratel nicht, wenn's kein Tafelmusik dabei haben. Da kommt ein Einazigter und drauf ein Blinder und gleich wieder ein Bucklichter und das sind lauter Virtuosen auf der Harpfen und G'sichter schneiden's beim Singen, wie ein B'sessener. Drauf kommt ein Herr und blast ein Fakott auf ein Haslingerstecken und der giebt d'Thür ein andern Herrn in d'Hand, der ein türkische Musik macht, und diesen löst eine wälische Dam' ab, die hat ein Hackbretl und schlägt ein Triller, trotz der Frau Mahm ihrer schwarzen Katz. Und so kann der Herr Vetter sein ganz's Mittagmal nach'm Takt essen."

[2] Mozart schreibt am 3. November 1781 an seinen Vater von einer Serenade, die er an seinem Namenstage (31. October) erhalten: „Auf die Nacht um 11 Uhr bekam ich eine Nachtmusik von zwei Clarinetten, zwei Horn und zwei Fagott, und zwar von meiner eigenen Composition. Diese Musik hatte ich auf den Theresientag für die Schwester der Fr. v. Hickel gemacht, allwo sie auch wirklich das erste Mahl produzirt wurde. Die sechs Herren, die solche exequutiren, sind arme Schlucker, die aber ganz hübsch zusammenblasen. Man hat die Serenade in der Theresiennacht an dreierlei Orten gemacht; denn wenn sie wo damit fertig waren, so hat man sie wieder wo anders hingeführt und dafür bezahlt." (Jahn 4, S. 111.)

Digitized by Google

so sehen sie aus: Vorerst ein Quartett oder eine Symphonie, welche im Grunde als ein nothwendiges Uebel angesehen und also verplaudert wird. Dann erscheint aber ein Fräulein nach dem andern, legt ihre Claviersonate auf und spielt sie weg, wie es nur gehen will, dann kommen andere und singen einige Arien aus den neuesten Opern ebenfalls so."

„Um einen Begriff von der Ausdehnung der hiesigen Dilettantenschaft zu geben", erzählt der Correspondent weiter, „jedes feine Mädchen, habe sie Talent oder nicht, muß Clavierspielen oder Singen lernen; erstlich ist's Mode, zweitens ist's die bequemste Art, sich in der Gesellschaft hübsch zu produciren und dadurch — wenn das Glück es will — eine in die Augen fallende Partie zu machen. Die Söhne müssen ebenfalls Musik lernen, erstens gleichfalls weil es gehörig und Mode ist, zweitens weil es auch ihnen zur Empfehlung in der feinen Gesellschaft gereicht und die Erfahrung lehrt, daß gar mancher sich hier an die Seite einer reichen Frau oder in eine sehr einträgliche Bedienung musicirt hat. Die Studenten ohne Vermögen bringen sich durch die Musik fort, bekommen Stipendien und Anstellungen; will einer Advocat werden, so verschafft er sich durch die Musik, indem er überall spielt, eine Menge Bekanntschaften, ebenso der angehende Arzt." [1] Man sieht, der Verfasser kann eine gewisse Unzufriedenheit nicht verbergen, daß in den Wiener Familien gar so viel musicirt, auf musikalische Fertigkeit gar so großes Gewicht gelegt wird. Dies Bedenken war von vereinzelten einsichtsvollen Stimmen auch früher schon geäußert, natürlich ohne die allermindeste Wirkung [2]. Dieses häusliche Musiciren zum Namenstag oder zur Kaffeegesellschaft, wovon der Aufsatz spricht, ist indessen der unterste Grad des Dilettantenthums, reine Familienangelegenheit, die sich dem künstlerischen Gesichtspunkt entzieht. Wien hatte aber noch ganz andere Kreise, in welchen die Musik zwar auch privatim, aber mit wählerischem Ernst und Eifer getrieben wurde. Das „Jahrbuch der Tonkunst für 1796" führt eine stattliche Anzahl angesehener Familien auf, bei welchen zu Anfang der neunziger Jahre regelmäßig „Dilettantenakademien" stattfinden, natürlich nur für die geladenen Freunde des Hauses. Dann verzeichnet es, gleichfalls in alphabetischer Ordnung, alle einigermaßen hervorragenden Dilettanten Wiens. Daß man dergestalt Privatleute, die nur zu ihrem Vergnügen musiciren, öffentlich herzählt und belobt (es ist auch in den älteren musikalischen Zeitungen und Almanachen regelmäßig der

[1] In seiner derb populären Manier schreibt Vetter Eipeldauer im Jahre 1794 über Wiener Gesellschaften: „Wenn ein Fräuln im Haus ist, so muß's ein weil eins auf'n Klavier schlagen und dazu singen, daß den Herrn und Fraun der Schlaf vergeht. Das ist aber wahr, solche Talenti zur Musik trifft man in der ganzen Welt nicht an, wie z'Wien. Es gibt ka Fräuln und nicht einmal mehr ein Burgerstochter, die nicht 's Klavier schlagt und dazu singen kann." (Briefe eines Eipeld. 1794, 4. Heft, S. 34.)

[2] So heißt es z. B. in dem „Neuesten Gemälde von Wien" (1797): „Bei jeder gebildeten Familie findet sich ein Fortepiano. Ob aber die Unterweisung der weiblichen Jugend in der Musik nicht einen beinahe zu großen Raum in der gewöhnlichen bürgerlichen Erziehung einnimmt, ist eine andere Frage."

Digitized by Google

Fall) erscheint in mancher Hinsicht bezeichnend. Es spricht für den Werth, den jeder einzelne brauchbare Dilettant damals noch für das Allgemeine hatte. Man konnte, wo es noth that, der Dilettanten gewiß sein, aber man mußte auch jeden einzelnen zum Besitzstande der Musik zählen. Von jedem jungen Beamten, der Violine spielte, wird Aufhebens gemacht, weil man bei größeren Aufführungen ihn schwer entbehrte. Mancher Posten in dem Verzeichniß des „Jahrbuches" klingt wirklich ergötzlich, z. B.:

„Bartenstein, Freiherr v., Reichshofrath, spielt die Violine gut.

Beck, Herr v., bei der Postverwaltung, ist sehr musikalisch und spielt sehr gut auf dem Bassettel.

Berndt, Frau v, Gemahlin des Herrn Oberverpflegsamtsverwalters, spielt brillant Clavier.

Claus, ein junger Mediziner, spielt die Flaute ganz artig und hat einen schönen klaren Ton u. s. w."

So zahlreich und ausgebildet das musikalische Dilettantenthum in Wien war, es hielt sich überwiegend in den Grenzen des Familienkreises. Wir finden im vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts in Wien sehr viele Dilettanten, aber sehr wenige Dilettantenvereine. Zahl und Bedeutung der letzteren steht in keinem Verhältniß zu ersteren. Bei dem erwähnten Verzeichniß von „Dilettantenakademien" in Schönfelds „Jahrbuch" darf man nicht an die „Liebhaberconcerte" in Deutschland denken, deren Mitglied man für Geld werden konnte und die gegen ein billiges Abonnement regelmäßig stattfanden. Die concertgebenden Familien Wiens genossen allgemeines Ansehen, gaben aber nichts weniger als allgemeinen Zutritt. Letzteren erhielt man nur aus dem Titel der persönlichen Freundschaft oder der activen Mitwirkung.

Die musikalische Dilettantenschaft in Wien war ungleich zahlreicher, bedeutender, virtuoser als in irgend einer Stadt, aber was sie an öffentlichen „Liebhaberconcerten" organisirte, hatte nicht die Stetigkeit und Regelmäßigkeit, auch für das öffentliche Musikwesen nicht jene relative Bedeutung, wie z. B. die Gewandhausconcerte in Leipzig. Die Erklärung liegt einfach in dem Charakter Wiens als einer Großstadt, Liebhaberconcerte können in einer großen Stadt niemals in dem Grade Bedürfniß sein und Bedeutung haben, wie in Mittelstädten. Das starke Contingent öffentlicher Musik (Oper, Kirche, Tonkünstlersocietät) und die enorme Zahl regelmäßiger häuslicher Concerte machten in Wien die Concentration von Dilettantenkräften zu förmlichen „Liebhaberconcerten" nicht so dringend. Dazu kam, daß gerade in Wien, wo die besten Dilettanten angesehenen Familien angehörten und der Privatmann gegen den erkältenden Hauch der Oeffentlichkeit scheuer und empfindlicher war als irgendwo anders, die „Liebhaber" sich nicht so leicht zur förmlichen Production vor einem Publicum entschlossen. Im vorigen Jahrhundert haben bloß zwei Liebhaberconcerte in Wien sich durch eine gewisse Oeffentlichkeit und Regelmäßigkeit bemerkbar gemacht: die Concerte auf der „Mehlgrube" und jene im Augarten. An diese schloß sich im ersten Decennium des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

das sogenannte „adelige Liebhaberconcert". Wir wollen uns alle drei etwas näher ansehen.

Von dem Liebhaberconcert auf der „Mehlgrube" giebt uns Friedr. Nicolai gelegentlich seines Wiener Aufenthaltes im Jahre 1781 zuerst genauere Nachricht: „Als ich in Wien war", erzählt er, „kündigte einer Namens Philippe Jaques Martin als Unternehmer die Errichtung eines großen Dilettantenconcerts in Wien an, bey dem viele hiesige Herren Dilettanten sich mit vollständigem Orchester üben wollen, und sich unsre schönen Gesellschaften dabei versammeln, sich sehen, unterhalten, welches für fremde Bemerker der Nationalunterhaltungen einer der herrlichsten Anblicke werden könnte; weil auch solche Concerts in Brüssel, Frankfurt am Main, Mainz und hauptsächlich in Berlin mit dem besten Erfolge und zum höchsten Vergnügen des dasigen sämmtlichen Adels und übrigen Publicums seit vielen Jahren gegeben werden und immer zur größeren Vervollkommerung der Tonkunst bisher noch fortgehen." Dieses Liebhaberconcert sollte Freitag von halb 7 bis halb 9 Uhr Sommers und Winters in der Mehlgrube gehalten werden. Es ist auch wirklich zu Stande gekommen, hat aber den folgenden Sommer aufgehört. Ueber die Physiognomie dieser Concert e vermochten wir nichts erhebliches mehr zu eruiren. Das Locale (die prosaische „Mehlgrube") muß sehr bescheiden gewesen sein, spätere Journalartikel tadeln es als „zu niedrig und klein." Die Programme — es ist längst keines mehr aufzutreiben — denken wir uns als dem gleichzeitigen deutschen Liebhaberconcerte analog. Der Charakter geselliger Zerstreuung, den ehemals alle nicht im Theater gegebenen Concerte trugen, verläugnete sich in der „Mehlgrube" nicht. Im § 4 der Ankündigung hieß es: „In den Nebenzimmern werden Spieltische für alle Arten Commercespiele bereit gehalten, für deren jeden a discretion Spielgeld erlegt wird, so wie auch die Gesellschaft mit allen Arten von Erfrischungen auf Begehren bedient werden wird". (Nicolai tadelt dies, und fügt bei: „im Berliner Liebhaberconcert sei man mit dem bloßen Vergnügen an der Musik zufrieden".) Was den Unternehmer des „Liebhaberconcertes", Phil. Jac. Martin, betrifft (nicht zu verwechseln mit Vincenz Martin, dem Componisten der Cosa cara), so vermögen wir ihm „zu einem Platz im Tonkünstlerlexikon" ebensowenig zu verhelfen als Jahn („Mozart" 3., S. 200). Allenfalls können wir der Notiz des Letzteren beifügen, daß Martin weniger ein „Künstler" als ein „Traiteur" (Restaurant) und Veranstalter öffentlicher Lustbarkeiten war [1]. Das Liebhaberconcert in der Mehlgrube muß sehr bald eingegangen sein. Die sechs Abonnementsconcerte, welche im Jahre 1785 Mozart in demselben Locale gab, waren keine Fortsetzung jenes Liebhaberconcerts, sondern selbstständige Productionen

[1] Wir finden im Intelligenzblatt der „Wiener Zeitung" vom 9. Juli 1783 eine Annonce dieses Martin, worin er zu einem öffentlichen Ball im Augarten einladet, und zwar bloß nur für Personen von Distinction, weil diese ihn zu unterstützen auch versprochen haben, sobald er aufhört, Billets beim Eintritt zu verkaufen. Derlei Martin'sche Anzeigen wiederholen sich, eine musikalische Thätigkeit geht aus keiner derselben hervor.

Digitized by Google

Mozarts, des Tonkünstlers und Claviervirtuosen, bei welchen überdies das Orchester — nach dem Zeugnisse Gyrowetz' [1] — nicht von Dilettanten versehen wurde.

Das deutsche Gewerbewesen von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart.

Nach Geschichte, Recht, Nationalökonomie und Statistik von Dr. H. A. Mascher.

(Potsdam 1866, Ed. Döring, XXIV und 797 S. gr. 8.)

Es giebt kaum eine wirthschaftliche Institution, in welcher die Eigenthümlichkeit des Germanismus so vorwiegend zur Geltung gelangt und so lange unverwischt erhalten wird, als das deutsche Gewerbewesen. Die ersten Anfänge desselben sind rein germanischen Ursprunges und noch heute schließt es Elemente in sich, die bei keiner anderen Nationalität wieder zu finden sind. Weit entfernt, eine bloße Nachbildung oder Fortdauer der römischen Collegien zu sein, haben sich die deutschen Genossenschaften auf originellen Grundlagen entwickelt; sie gingen naturgemäß aus den Städten und dem Bürgerstande hervor und ruhten beinahe ein halbes Jahrtausend lang auf diesen unerschütterlichen Fundamenten. Derselbe Drang zu genossenschaftlichen Verbindungen, der dem Germanen so charakteristisch ist und die ersten Schutzgilden im Zeitalter der Karolinger ins Leben rief, schuf seit dem 10. und 11. Jahrhundert die Zünfte, die trotz der verschiedenen Eingriffe und Maßregelungen der Hohenstaufen sich nicht mehr unterdrücken ließen, sondern mit fast wuchernder Kraft erstarkten; und als im 17. und 18. Jahrhundert diese Zünfte aus staatsrechtlichen Ursachen in Verfall geriethen, da entwickelte sich bald aus der Asche der alten eine junge und abermals rein germanische Art der Verbrüderung: die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaft, die jetzt eben im vollen Emporblühen begriffen ist.

Mit dem nächstliegenden Zwecke hat sich nur die Form der Association geändert; ihre Wesenheit aber ist seit dem Mittelalter die nämliche geblieben; die

[1] Gyrowetz erzählt in seiner Selbstbiographie (S. 10), daß er sein erstes öffentliches Debut als Componist durch Mozarts Protection in einem der sechs Concerte gemacht, welche dieser damals im Saal zur Mehlgrube gab. Eine Symphonie von Gyrowetz wurde durch das vollständige Theaterorchester ausgeführt und fand allgemeinen Beifall. „Mozart nahm mit seiner angebornen Herzensgüte den jungen Künstler bei der Hand und stellte ihn als Autor der Symphonie dem Publicum vor." Gyrowetz giebt den Donnerstag als den regelmäßigen Tag dieser Concerte an, sein Gedächtniß trügt ihn hierin, die Concerte fanden stets am Freitag, als dem theaterfreien Abend statt, wie auch ein Brief Leopold Mozarts an seine Tochter (Jahn 3., S. 207) bestätigt.

Digitized by Google

ersten Vereine, die in den longobardischen Gesetzen Karl's des Großen erwähnt werden, hatten, wie es scheint, lediglich die gegenseitige Hülfeleistung in den unter der Naturalwirthschaft so häufigen schweren Unglücks- und Wechselfällen des Lebens bezweckt und mußten deßhalb mit dem Beginne der Geldwirthschaft theilweise überflüssig werden; an ihre Stelle traten bald die eigentlichen Zünfte, deren Hauptaufgabe darin lag, die gemeinsamen Interessen der Gewerbetreibenden gegen die Uebergriffe der herrschenden Geschlechter zu schützen und dem „dritten Stande" nach außen hin Ehre und Geltung zu verschaffen; als endlich diese Verhältnisse behoben waren, als die Macht der Patricier gebrochen war und die Vorurtheile, die das Mittelalter gegen industrielle Beschäftigung hegte, zu weichen begannen, erblaßte auch die Bedeutung der Zünfte; und heute ist es der Kampf gegen die moderne Uebermacht, gegen das große Capital, der wiederum zu Verbänden ähnlicher Art, freilich mit veränderten Formen und Mitteln, den Anlaß bietet. So wie dieser Kern, so hat auch das ganze um ihn sich anlegende deutsche Gewerbewesen seine specifischen Merkmale mit einem auffälligen Conservatismus bis jetzt zu bewahren gewußt und es ist deßhalb eine eben so glücklich gewählte, als in sich abgeschlossene Aufgabe, deren Lösung der Verfasser in dem uns vorliegenden Werke unternommen hat.

Zwar ist namentlich die neuere Litteratur an Arbeiten reich, welche die volkswirthschaftliche Entwicklung der Staaten nicht mehr bloß vom statistischen, sondern auch von dem sehr berechtigten historischen Standpunkte auffassen; allein keine derselben behandelt das deutsche Gewerbewesen als selbstständiges Ganze; sie stecken sich entweder viel weitere Grenzen, wie die Geschichten des Handels und Verkehres von Fischer, Hoffmann, Lafaurie, Engelmann, Beer u. A., oder sie sind monographische Studien über einzelne Perioden oder einzelne Partien des Gewerbewesens, wie z. B. die beiden trefflichen Schriften von Hüllmann über das Städtewesen und den Ursprung der Stände, oder von Wilda über das mittelalterliche Gildenwesen, von Klöden über die Stellung des Kaufmanns im Mittelalter, von Barthold, Arnold u. s. w. Gewiß aber sind alle diese, zum Theil sehr wissenschaftlichen und werthvollen Arbeiten nur „einzelne, zerstreut umherliegende Bausteine, des Meisters harrend, der Kenntnisse und Talente, Muße und Geld genug besitzt, um sie nach allen Regeln der Kunst zusammenzufügen und das etwa noch fehlende Materiale aufsuchen und beschaffen zu können". Während also die vorhandene Litteratur den Gegenstand theils zu allgemein, theils zu speciell behandelt, hat Dr. Mascher in seinem neuesten Werke versucht, den über das deutsche Gewerbewesen vorhandenen Stoff vom staatswissenschaftlichen Standpunkte zu einem Ganzen zu gestalten. Er stützt sich dabei auf die politisch-bürgerliche Geschichte „welche alles für die Ewigkeit feststellt, was von den Menschen im Staatsleben und für dasselbe geschehen, und von dem die Geschichte des Gewerbewesens einen wichtigen integrirenden Theil ausmacht", auf die Rechtswissenschaft, die Statistik und die Nationalökonomie, welche zum Verständniß des gegenwärtigen Zustandes der Gewerbe unerläßlich sind. Für die Methode, welche Dr. Mascher dabei beobachtet, gilt das

Digitized by Google

jenige als Rechtfertigung, was er von den nächsten Zwecken seines Buches in der Vorrede sagt. Er hat das „Deutsche Gewerbewesen" zunächst und vorzugsweise im Interesse des Gewerbestandes selbst bearbeitet, um demselben ein möglichst klares Bild seiner Geschichte, einer Arbeitergeschichte, seines Rechtes, des Arbeiterrechtes, einzuhändigen und ihm die gesunden Lehren der Nationalökonomie zum Verständniß zu bringen; den Staats- und Gemeindebeamten, welchen der Mehrzahl nach eine genaue Kenntniß der Volkswirthschaftslehre leider noch immer abgeht, soll dadurch das Mittel in die Hand gegeben werden, die tief eingehenden wirthschaftlichen Fragen richtig würdigen zu können und dem Gelehrten ein Anhalt bei weiteren Forschungen.

Der Verfasser theilt seinen Stoff in acht Abschnitte ein, welche sich mit vollster Berechtigung nicht etwa den Perioden der Weltgeschichte anschließen, sondern nach den wesentlichsten, meritorischen Veränderungen des Gewerbewesens gegliedert sind. Eine leider nur zu flüchtige Einleitung, welche diesen acht Abschnitten vorausgeschickt wird, befaßt sich mit der culturgeschichtlichen Skizze des vorchristlichen Gewerbewesens. Der Zustand der Gewerbe bei den Hindus, Aegyptern, Persern, Babyloniern, Israeliten, Griechen und Römern wird in gedrängten Andeutungen auf drei Seiten abgethan; wenn auch die eigentliche Aufgabe Maschers auf Deutschland beschränkt ist, so hätte es doch zum Verständniß der Gegensätze und zum Vergleiche, zur Erkenntniß des Fortschrittes in der socialen Auffassung und zur Belehrung des Gewerbestandes sehr wesentlich beigetragen, jene ältesten Epochen etwas aufmerksamer zu behandeln; stand doch dem Verfasser nebst vielem Anderen die ausgezeichnete Arbeit Heerens, wie wir seinem eigenen Quellenregister entnehmen, zu Gebote.

Der erste Abschnitt, welcher die sonderbare Aufschrift trägt: „Vorgeschichtliches Gewerbewesen", umfaßt die Zeit der Römerherrschaft in Deutschland und die Stürme der Völkerwanderung; er schildert die Urzustände Germaniens, das Entstehen römischer Colonien und der Municipalstädte, die damalige Städteverfassung, die Stellung der Handwerker und Gewerbetreibenden und die in Folge des Sturzes der Römerherrschaft eintretenden Wirren, welche einen völlig neuen und originellen Aufbau des gewerblichen Lebens nach der Völkerwanderung hervorriefen. Auch hier bewegt sich der Verfasser noch in ziemlich oberflächlichen Schilderungen; freilich ist für diese Periode das Materiale ein so spärliches, daß man es ihm theilweise verzeihen muß, wenn er erst in dem folgenden zweiten Abschnitte aus dem Rahmen einer allgemeinen Handelsgeschichte heraustritt. Hier behandelt er schon in mehr eingehender Weise das „hoferechtliche Verhältniß der Gewerbe unter der Herrschaft des Naturalsystems" zur Zeit der Merowinger, der Karolinger und unter den sächsischen Königen; er beschreibt den langsamen aber stetigen Uebergangsproceß von der Unehrbarkeit der Handwerke zur allmäligen Freiheit und bürgerlichen Gleichberechtigung derselben. Während im frühesten Mittelalter weder einheimische Kaufleute noch ein eigener Gewerbestand in Deutschland vorkamen und für die wenigen Bedürfnisse der Hofherren, wie Wohnung,

Digitized by Google

Kleidung, Waffen und Werkzeuge durch die Hörigen unter strengem Hofrecht gesorgt werden mußte, während daselbst der geschickteste hofhörige Handwerker immer nur ein „Knecht" (Schuhknecht, Schmiedeknecht, Mühlknecht u. s. w.) blieb und für „unehrbar", anrüchig gehalten wurde, wurden schon unter Karl dem Großen die Keime zur Hebung der Gewerbe dadurch gelegt, daß in Folge gesteigerter Bedürfnisse auf seinen Königshöfen eine Theilung der einzelnen Productionszweige erfolgte. Unter den sächsischen Königen, insbesondere unter Heinrich I. (919 bis 936), welcher das städtische Leben begründete und unter den Ottonen blieben die Handwerker und Künstler zwar noch immer im hofrechtlichen Verhältnisse, allein sie fingen in den Städten und Marktplätzen schon an, um Lohn für Fremde zu arbeiten. Das gab ihnen Gelegenheit, neben den in erster Linie stehenden Hofdiensten einen Nebenerwerb zu finden, und da ihre Söhne wieder Handwerker wurden, so traten die Lohnarbeiten immer mehr in den Vordergrund, ihr Arbeitsverdienst steigerte sich und die Abhängigkeit von den Herren wurde thatsächlich geringer. So entledigten sich die Handwerker auf dem natürlichsten Wege der Unfreiheit und die Herren gewöhnten sich daran, ihre Bedürfnisse durch freie Arbeiter befriedigen zu lassen, deren Leistungen die der Hörigen in der Regel weit übertrafen. Schon in dieser Epoche finden sich Anhaltspunkte, aus denen zu entnehmen ist, daß die Hörigen der Herrschaft gegenüber in ein genau präcisirtes Rechtsverhältniß getreten waren; in den folgenden Perioden, unter den Hohenstaufen und dem Interregnum verwandelten sich die Naturaldienste in eine Geldabgabe, die bald die einzige Spur der ehemaligen Hofrechte und den Handwerkern nur wenig drückend war.

Ein aus formellen und stofflichen Gründen erhöhtes Interesse gewinnt aber die Darstellung in dem dritten und vierten Abschnitte, welche das Aufkommen der Zünfte unter der Herrschaft der fränkischen Könige und die Blüthe der Gewerbe während der Zunftbewegungen im 13., 14. und 15. Jahrhundert umfassen. Hier wird uns ein lebensvolles Bild vorgeführt; wir sehen, wie durch die feste Ansiedlung der Gewerbe, durch die Freizügigkeit und durch den Uebergang der ehemals hörigen städtischen Einwohner in eine freie Bürgerschaft auch die letzten Spuren der früher gegen den Gewerbestand herrschenden Vorurtheile verschwinden, wie unter den Schutze der Privilegien und Städterechte die persönliche Freiheit aller Classen der städtischen Bevölkerung anerkannt wird, wie trotz kaiserlicher Verbote die im Stillen längst abgeschlossenen Genossenschaften die obrigkeitliche Anerkennung erwirken und vom Beginn des 13. Jahrhunderts an überraschend schnell sich vermehren. Der Gewerbestand, durch seine Betriebsamkeit, Wohlhabenheit und Wehrfähigkeit eine wesentliche Stütze für Macht und Ansehen der Städte, vertritt in dieser Periode das sittliche Element gegenüber den rohen Ausbrüchen des Faustrechtes, und da einmal die Alleinherrschaft des unbeweglichen Vermögens gebrochen war, treten natürlich die Genossen eines und desselben Berufes zusammen, um eine freie Zunft oder Innung zu bilden, gerade so, wie sich schon vorher der Klerus und die Ritterschaft zunftartig vereinigt hatten. Der Verfasser giebt

Digitized by Google

die Geschichte einzelner Zünfte, er erörtert deren corporative Rechte und schildert die Stellung derselben auf dem Gipfel ihres Einflusses, ihre meist siegreichen Kämpfe mit den Patriciern, den dadurch erreichten Antheil an dem Regimente, der Verwaltung und Gerichtsbarkeit der Städte, ihre sociale politische, religiöse und wirthschaftliche Bedeutung und das gesellige Leben des Gewerbestandes; schließlich fügt er interessante Daten zur Geschichte der Preise und Arbeitslöhne bei.

Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Verfall der Gewerbe und dem Sinken des Gewerbestandes im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Macht der deutschen Fürsten hob sich seit Maximilian wieder so rasch, daß sie bald über den beiden früher herrschenden Parteien, den Patriciern und Zünftlern stand, dazu kam, daß wegen der Einführung von Söldnerheeren die Zünfte ihre frühere Wehrfähigkeit in Verfall gerathen ließen, daß sie in vielen Städten von den Kaisern ihrer in den vorigen Jahrhunderten mühsam erkämpften Rechte entkleidet und gedemüthigt wurden, daß der deutsche Handel in Folge der Entdeckung America's und der Auffindung eines Seeweges nach Indien von seiner ehemaligen Höhe herabstürzte, daß das gesammte volkswirthschaftliche Leben durch Monopolienzwang, Zölle, Zinsverbote und durch die zernichtenden Verheerungen des dreißigjährigen Krieges gehemmt und bedroht wurde; daß endlich in den Zünften selbst eine Reihe von Mißbräuchen und eine bedauerliche Demoralisation einriß.

So trat der Fall des Zunftwesens und mit ihm auch der wirthschaftliche, sociale und sittliche Fall des Gewerbestandes ein, dessen bewegende Ursachen in diesem Abschnitt geschildert sind, während der folgende sechste Abschnitt das vollständige Darniederliegen der Gewerbe unter der Herrschaft des Zunftzwanges in der zweiten Hälfte des 17. und bis zu Ende des 18. Jahrhunderts beschreibt. Die Zünfte, die bei ihrem Entstehen eine wesentlich schützende Institution waren, wurden jetzt den Gewerben eine beengende, lästige Fessel; an die Stelle der Selbsthülfe trat die Selbstsucht; die Zünfte strebten darnach, die Concurrenz des Angebotes künstlich einzuschränken und die Preisbestimmung von ihrer Willkür abhängig zu machen, indem sie durch eine Reihe von engherzigen monopolistischen Maßregeln ihren Angehörigen den ausschließlichen Gewerbebetrieb sichern wollten und sogar die Lehrzeit und Gesellenjahre nach Schablonen festsetzten. Häufige Gesellenaufstände und Strikes, die in Folge dessen entstanden, und die fühlbaren Nachtheile, die der Zunftzwang auf die Consumenten ausübte, bewogen die deutschen Fürsten zu gesetzlichen Einschreitungen gegen dieselben, und wenn auch keine energischen Verfügungen durchgeführt wurden, so hatte man doch schon damals die vollste Ueberzeugung gewonnen, daß die gänzliche Aufhebung der Zünfte durch volkswirthschaftliche und politische Gründe dringend geboten sei. Um die Uebelstände des Zunftzwanges auf das nothwendigste Minimum zurückzuführen, versuchten viele Staaten, an die Stelle der ehemaligen freien Statuten nunmehr landesherrliche Zunftordnungen zu setzen; diese und die Reichszunftordnung vom Jahre 1731 raubten aber den Zünften das letzte Element eines natürlichen und gesunden Bestandes und am Ende des 18. Jahrhunderts begann mit den Lehren Ad. Smiths

Digitized by Google

auch die Wahrheit zum Durchbruch zu gelangen: daß die Zünfte in ihrer Corruption den Gewerbestand ins Elend brachten, und daß nur die wirthschaftliche Freiheit zur Wiedergeburt desselben führen kann.

Mit diesem Uebergang vom Zwang der Zünfte zur Gewerbefreiheit macht uns Dr. Mascher im *siebenten* Abschnitte seines Werkes bekannt. Durch die Bewegung der französischen Revolution aufgerüttelt, entstand auch in Deutschland das unaufhaltsame Streben, sich vom Zunftzwange gänzlich zu befreien, die Verkaufsmonopolien zu beseitigen und die Lohn- und Preistaxen aufzuheben. Ueberdies war in allen, der napoleonischen Herrschaft unmittelbar oder mittelbar unterworfenen Ländern die volle Gewerbefreiheit eingeführt. Zwar geschahen nach dem Pariser Frieden wieder reactionäre Schritte und das polizeiliche Concessionswesen machte sich mehr geltend, als zuvor die Zünfte; die einmal erkannten und erprobten Wohlthaten der Freiheit auf dem wirthschaftlichen Gebiete konnten aber selbst durch das Auflehnen der Handwerker und durch alle Agitationen der Zünftler nicht mehr weggeläugnet werden. Die Blüthe und Entfaltung des Großgewerbes und der Industrie, die Segnungen der Arbeitstheilung, die Fortschritte des Communicationswesens und das vollständige Durchgreifen der Geld- und Creditwirthschaft verdrängten ohnedies jedes exclusive Streben der Handwerker. So bekehrte sich ein Staat nach dem anderen, *Oesterreich* voran, zum System der Gewerbefreiheit. Heute herrscht dieselbe *vollständig* auf deutschem Gebiete von 8367 Quadratmeilen mit fast 34 Millionen Einwohnern und in beschränktem Maße auf deutschem Gebiete von 1833 Quadratmeilen mit fast 7 Millionen Einwohnern, während nur mehr zwölf Staaten Deutschlands mit einer Fläche von 1261 Quadratmeilen und 3½ Millionen Einwohnern dem Zunftzwange huldigen (S. 662 ff.). Sowohl die Geschichte dieser ganzen Bewegung, als die jetzt in den deutschen Staaten geltenden Gewerbeverfassungen schildert und kritisirt Dr. Mascher in so eingehender und gründlicher Weise, daß auch für Juristen das uns vorliegende Werk eine reiche Fundgrube bildet. Wer die bunte und systemlose Mannigfaltigkeit der Gewerbegesetze hier studirt, wird ohne Zweifel mit Dr. Mascher den Wunsch aussprechen, die deutsche Nation durch ein allgemeines deutsches Gewerbe-, Heimats- und Niederlassungsgesetz in derselben Art zu einigen, wie dies auf dem Gebiete des Wechsel- und Handelsrechtes bereits mit dem besten Erfolge geschehen ist.

Der *letzte* Abschnitt des Mascher'schen Buches ist den modernen Genossenschaften gewidmet. Die verschiedenen Formen der Association unter Arbeitern und Gewerbetreibenden, speciell die deutschen auf Selbsthülfe gestützten Genossenschaften, die neueste social-politische Arbeiterbewegung, die Verdienste Hubers, Engels, Schulze's und das revolutionäre Treiben der Lasallianer finden eine eben so unparteiische, als volkswirthschaftlich richtige Kritik und auch eine Fülle von statistischen Daten über die Fortschritte der Genossenschaften wird hier geboten.

Als Anhang bringt das Werk einige historisch interessante Documente, so die Ordnung der Mühlknechte in Danzig von 1365, die Artikel der im Jahre 1669 zu Iglau entstandenen Gesellenverbindung: „Tuchknappenbrüderschaft", den Text

Digitized by Google

der eben erwähnten Reichszunftordnung (Reichsbeschluß vom 16. August 1731) u. a. und endlich das Quellenregister.

Wir haben bisher den Inhalt der gelehrten Monographie über das deutsche Gewerbewesen in solchen Zügen zu charakterisiren versucht, daß jeder Leser zu beurtheilen im Stande ist, was ihm das Buch Maschers wirklich bietet, was er dort findet, worüber er sich Belehrung verschaffen kann. Einige Worte der eigenen Meinungsäußerung mögen uns hier noch verstattet sein. Dr. Mascher hat sich unzweifelhaft durch die, in solcher Vollständigkeit noch nicht vorhandene Compilation, Sichtung und rationelle Bearbeitung des massenhaften, fast erdrückenden Stoffes große Verdienste um die Wissenschaft und um den Gewerbestand Deutschlands erworben. Namentlich dürfte unbefangene Auffassung, historische Gründlichkeit und volkswirthschaftliches Verständniß nur selten, so glücklich vereinigt sein, wie bei dem Verfasser der hier angezeigten Schrift. Diese wesentlichen Vorzüge anerkennend, können wir aber nicht mit Stillschweigen über dasjenige hinweggehen, das dem Werke in manchen Beziehungen gewiß nachtheilig ist.

Vor allem bedauern wir lebhaft, daß der Verfasser auf die genetische Entwicklung des Gewerbestandes selbst nicht immer das Hauptgewicht der Darstellung gelegt hat; statt den lehrreichen und sittlich erhebenden Läuterungsproceß, der den Sclaven, Leibeigenen und Hörigen allmälig zum freien vollberechtigten Bürger machte, im Zusammenhange zu schildern und daran die nebensächlichen und oft nur localen Details anzureihen, läßt er sich durch das — wir möchten sagen dramatische — Interesse einzelner Begebenheiten von dem culturgeschichtlichen Centrum ablenken; er räumt dem Flunker der Zunfthistorien, den Biographien, Erfindungsgeschichten, den Städtechroniken, Anekdoten und geistreichen Aperçus oft einen so hervorragenden Platz ein, daß die Hauptsache selbst in den Hintergrund gedrängt wird. Dadurch schwillt das Materiale zu einem Umfange an, der dem Leser überflüssige Schwierigkeiten bereitet und dem Buche den Eingang in viele Kreise verwehren wird, für welche es gerade eine höchst wünschenswerthe Lectüre sein sollte. Theilweise in Folge dieses, allerdings leicht erklärlichen Fehlers wird Dr. Mascher von der synchronistischen Behandlung fast unwillkürlich abgezogen, zu Wiederholungen verleitet und dem Leser wird der Zusammenhang der Ereignisse oft unklar. Neben dem meritorischen möchten wir aber noch einen formalen Uebelstand hervorheben. Der Verfasser hat es durchwegs vermieden, die Quellen an den zugehörigen Stellen anzugeben; obwohl er in der Vorrede selbst eingesteht, daß ein rein wissenschaftliches Werk die Quellenangabe erfordert, und daß die Männer der Wissenschaft dies von ihm auch verlangten, besorgte er dennoch „dem gebildeten Leser, für den das Buch bestimmt ist, das Lesen desselben zu verleiden". Wir sind entgegengesetzter Meinung; bei einer vorwiegend historischen Arbeit will Jeder selbst die Verläßlichkeit der Angaben prüfen und in einer so eingehenden Monographie, wie jene Maschers, wollen Viele auch die Anhaltspunkte zu weiteren Studien unmittelbar und leicht finden. Das bloße, am Schlusse angehängte Register genügt keinem dieser Zwecke.

Digitized by Google

Ohne in die Einzelheiten weiter einzugehen, wollen wir es bei diesen allgemeinen Bemerkungen bewenden lassen, müssen aber die Versicherung wiederholen, daß nichtsdestoweniger Maschers Arbeit ein ganz vorzügliches Zeugniß deutscher Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, voll von Anregung und Belehrung ist und nicht verfehlen wird, in den weitesten Schichten Anerkennung zu finden.

Dr. Franz Neumann.

Ein Nachzügler Heinrich Laube's.

„Herzog Wallenstein in Mecklenburg". Historischer Roman von Julius v. Wickede. 3 Bände. Jena und Leipzig 1865.)

Heinrich Laube hat sein romantisches Gemälde „Der deutsche Krieg" noch nicht vollendet und schon treten ihm die Nachzügler auf die Ferse. Wenn man mit so vieler Sicherheit davon sprechen kann, daß Laube's Roman noch kein abgeschlossenes Ganzes ist, so berechtigt dazu nicht irgend ein Bruch in der poetischen Erfindung, welcher nothwendig durch eine Ergänzung ausgeglichen werden müßte; nicht der Leser der Leihbibliothek hat eine Fortsetzung zu verlangen. Nur wer mit den Augen des Künstlers in das Buch gedrungen ist und im Autor den Künstler wieder erkannt hat, wird mit Bestimmtheit voraussetzen, daß man nicht in dem Sinne, wie es der Verfasser dieses Werkes that, den Prager Fenstersturz erzählt, wenn man nicht mit den Geschehnissen, die dem westphälischen Frieden zuerst die Bahn brachen, abschließen will. Dem geschichtlichen Proceß der Thatsachen geht ja auch jener der Ideen und Anschauungen zur Seite, theils wie sie sich unmittelbar mit den Ereignissen verbanden, theils wie sie auf diese von der Betrachtung einer späteren Zeit zurückgeworfen werden.

In diesen geistigen Vorgängen des Laube'schen Romans ist die letzte Scene noch nicht gespielt, das letzte Wort nicht gesprochen, obgleich die materielle Handlung, so weit sie der Inspiration des Dichters angehört, eine vorläufige Abrundung fand, so weit sie aber das Eigenthum der Geschichte ist, den Dichter durchaus nicht zur Darstellung ihres ferneren Verlaufes verpflichtet. In dem noch nicht völlig Ausgesprochenen der Gedanken, die sich mit den politischen, nationalen und selbst allgemein ethischen Fragen unserer Zeit verschlingen, liegt der Hinweis auf die Weiterführung des Werkes und öffnet sich die Perspective auf die Aufgabe der Kritik, wenn es einmal vollständig vorliegen wird.

Da macht es sich nun komisch, wenn die Eil- und Leichtfertigkeit des gewöhnlichen Romanschreibers dieselbe Epoche, weil ein ernstes Werk sie der Nation wieder vorführte, auch glaubt ausbeuten zu müssen, nicht anders, als ob der

Digitized by Google

dreißigjährige Krieg ein neu erfundenes Genre wäre, das man nachahmen muß, um von der Gunst der Mode auch etwas abzubekommen.

Julius v. Wickede ist als Darsteller militärischer Scenen und als touristischer Schriftsteller in engeren Kreisen gelesen und dadurch auch in weiteren Kreisen genannt worden. Zu einem ernsten Werke fehlt ihm jedoch eben der Ernst, zur Darstellung des historisch Bedeutenden die Bildung, zum historischen Roman insbesondere das künstlerische Talent. Für diese drei Zacken der kritischen Gabel, mit der man sein neues Buch spießen könnte, liefert jede Seite desselben genügende Anhaltspunkte.

„Herzog Wallenstein in Mecklenburg" beginnt mit dem Jahre 1626, mit dem Feldlager des Friedländers in Ungarn, auf der Insel Schütt. Der Oberst Graf Strozzi, im Heere des Herzogs und von diesem oft zu wichtigen Eilbotschaften benützt, reitet in Begleitung croatischer Soldaten, die er sich von dem unfern Komorn lagernden Reiterregiment des Grafen Isolani als Bedeckung mitgenommen hat, auf einem schmalen Saumpfad längs der Donau dahin. Plötzlich wendet er sich zu dem nächsten der ihm in einiger Entfernung folgenden Reiter und fragt ihn nicht etwa bloß: „Wie weit ist noch nach der Ueberfahrt der Insel Schütt?" sondern er setzt mit unbegreiflicher Herablassung gegen den gemeinen Reiter und sehr überflüssig für diesen hinzu: „wo der Herzog von Friedland jetzt sein Hauptquartier aufgeschlagen hat." Freilich erfahren die Leser dadurch am schnellsten, was der Oberst Strozzi auf der Insel Schütt sucht, allein sie fangen dafür gleich an, die wirkliche Existenz desselben zu bezweifeln, wenn er als höherer Officier mit so unnöthiger Breite zu dem zufällig aufgegriffenen gemeinen Soldaten spricht, noch dazu auf einem Ritt, der mit seiner rasenden Eile bei Sonnenglut und Staub Roß und Reiter zu Tode erschöpft und zu einem Gespräch keineswegs gelaunt macht.

Dieser kleine Fehlzug in der realistischen Zeichnung ist an sich von keiner Bedeutung, das wissen wir wohl. Nur daß er, aus der Gedankenlosigkeit entsprungen, die handwerksmäßige Betriebsamkeit des Romanschreibers verräth und dem aufmerksamen Leser ein Loch in die Illusion bohrt.

Wir haben uns durch eine bogenlange, für die Fabel des Romans gänzlich unnöthige, aber zum Theil recht lebendige Schilderung des Lagers durchzuwinden, bevor wir mit dem Grafen Strozzi bei dem Zelt des Feldherrn anlangen. Der Graf fragt den Kammerdiener: „Könnt Ihr mich sogleich bei des Herzogs Durchlaucht melden?" Doch läßt er es auch hier nicht bei dem Nöthigsten bewenden, er entwickelt gleichsam hinter dem Rücken des Verfassers, der von diesem Charakterzug des Obersten selbst nichts zu wissen scheint, eine unaufhaltsame Mittheilungslust gegen Untergebene und berichtet dem Kammerdiener in einem Athem mit jener Frage den ganzen Inhalt der Botschaft, die er dem Herzog zu melden hat. Wenn der edle Graf sich weder durch Eile, noch durch Pflicht, noch durch Standesgefühl in seiner Herablassung bezähmen läßt, so sollte er doch auch gegen den armen Leser milde gesinnt sein und bedenken, wie diesem durch so vorzeitigen

Digitized by Google

Verrath die nun folgende Unterredung mit dem Herzog zu einer bloßen Wiederholung und dadurch zu einer unendlichen Langeweile wird. Die Botschaft, daß der Graf Mansfeld wirklich gestorben ist, erfreut den Leser nicht so außerordentlich, wie den Herzog, um sie gleich diesem öfter vernehmen zu wollen.

Der Herzog ist in der That nicht wenig befriedigt, den unermüdlichen Widersacher seiner Pläne, wie er sagt, los zu sein, und da die sternenhelle Nacht ihm zu Beobachtungen günstig und das Ereigniß wichtig genug scheint, um deßhalb astrologische Berechnung anzustellen, so läßt er den Seni rufen. Bei der Scene die nun folgt, wird der Glückliche, der nur zu seinem Vergnügen liest, aus Sorge für das letztere, das Buch für immer aus der Hand legen. Daß der Verfasser aus dem Seni, welcher sonst gerne als ein treuer und seiner abergläubischen Kunst mit Ernst hingegebener Mann dargestellt wird, einen Betrüger und gemeinen, gegen den Herzog verschworenen Verräther macht, kann zur Noth mit der dichterischen Freiheit gerechtfertigt werden. Schwerer aber läßt sich erklären, wie ihm der Verfasser so große Plumpheit, so brutale Dummheit als hervorstechende Eigenschaft geben mochte, weil ja darunter der große Held des Buches leidet, wenn es möglich war, ihn auf so einfältige Weise zu täuschen.

Das Schlimmste jedoch ist hiemit noch nicht ausgesprochen. Wallenstein und Seni besteigen die Warte und der Letztere, nachdem er seine Beobachtungen und Berechnungen vollendete, verkündet dem Herzog nicht etwa nur die Constellationen der Gestirne, es diesem überlassend, Schlüsse daraus auf seine bevorstehenden Schicksale zu ziehen, sondern er erzählt gleich diese Schicksale selbst mit der Bestimmtheit eines Chronisten der Zukunft. Er liest nicht nur in den Sternen, daß Wallenstein ein Fürstenthum gewinnen wird, sondern sogar, daß das Geschlecht, dem es bisher gehörte, seine Abstammung von heidnischen Königen ableitet. Nicht genug! Wallenstein, der eben so kindliche Begriffe von der Astrologie hat und das gestirnte Himmelszelt für eine Paßkarte zu halten scheint, die den Namen, den Titel und das Reiseziel schwarz auf weiß zu lesen giebt, fragt mit ungeheurer Naivetät, eine astrologische Gurli: „Und welches Herzogthum wird mir beschieden, wie heißt das Land, dessen Krone ich tragen werde, ist Euch auch dessen Name bekannt?“

Und richtig! Seni, dies Fabelthier von einem Astrologen, weiß auch hierauf Bescheid: „Durch die schwierigsten Berechnungen“, sagt er, „und mühsamsten Vergleichungen, wie solche nur ein Kundiger der Wissenschaft, der seine ganze Kraft des Lebens zu ihrer Erforschung angewandt hat, aufzustellen vermag, ist es mir gelungen, auch diesen Namen Euch mittheilen zu können. Das Land, auf welches Euer Herr Euch hinweist, heißt Mecklenburg“.

Wie bemerkt, wer zu seinem Vergnügen liest, schlägt bei dieser Stelle das Buch zu und denkt nie wieder daran. Schon vor zweihundert Jahren, als die Astrologie noch in vollem Credit stand, hätte man sich über einen solchen Begriff von ihr geschüttelt vor Lachen. Was soll man erst heute von einem Autor denken, der sich so kindische Vorstellungen von der Sache macht und dieselben nicht einmal

Digitized by Google

durch einige Lectüre berichtigt, bevor er an eine historische Arbeit geht, in der astrologische Orakelsprüche eine Rolle zu spielen haben!

Man gelangt an das Ende des ersten Bandes, dessen zweite Hälfte ein mecklenburgisches Rittergut und seine Bewohner, so wie die Landschaft, die es umgiebt, in recht ansprechender Weise schildert, ohne daß die poetische Erfindung, ohne daß der Roman begonnen, auch nur seinen ersten Athemzug gethan hätte. Wickede ist offenbar ebenso berufen zu beschreiben, als unfähig zu erzählen und zu charakterisiren.

Doch, um gewissenhaft zu sein, auf den letzten Blättern des ersten Bandes zeigt sich doch schon der Keim einer poetischen Fabel. Nachdem bisher unter den aufgetretenen Personen keine Beziehung bestanden, welche den Leser im geringsten hätte interessiren können, wird ihm endlich ein handelnder Charakter von Bedeutung vorgeführt, und zwar vom Stallknecht vorgeführt, ein „Mecklenburger", dessen hohe Wichtigkeit für die Handlung nicht befremden kann, wenn man bedenkt, wie berühmt das Land wegen seiner Pferde schon damals war.

Von den Gästen des Rittergutes vermag keiner den wilden Hengst zu reiten er schleudert einen nach dem andern aus dem Sattel, bis er endlich unter dem überwältigenden Schenkeldruck eines Junkers von Blücher gefügig wird. Dies sieht die Jungfrau des Schlosses — und aus ist es mit ihrer Ruhe! Einem solchen Vierfüßler Mores zu lehren, dazu gehört eine Seelengröße, eine Charakterstärke, eine geistreiche Beredsamkeit, daß man es besagter Jungfrau nicht verdenken kann, wenn von diesem Augenblicke an „ein Sturm verschiedener Gefühle ihren Busen durchbebt, eine Thräne, von der sie eigentlich selbst sich kaum eine klare Rechenschaft geben konnte, ihr Auge netzte.

Ja der Verfasser meint es ganz ernsthaft mit dieser Wirkung einer Reitergeschicklichkeit auf ein edles Schloßfräulein, seine Heldin. „Sie fühlte sich jetzt plötzlich von der Allmacht der Liebe ergriffen", sagt er, „und mußte noch nach langen Jahren an diesen verhängnißvollen Augenblick zurückdenken, als der Junker das wilde Roß bändigte." Eines Mannes Kraft und Schönheit hat zu allen Zeiten Macht geübt über Frauenherzen. Dennoch darf man nicht vergessen, daß das 17. Jahrhundert nicht mehr das 13. war, als die starke Faust allein den Mann machte und hinreichte, ihm die zartesten Edelfräuleins besiegt zu Füßen zu legen. Es wäre auch gar zu bequem für die Romanschreiber, wenn sie die Liebe, statt sie psychologisch zu begründen, bloß durch Angabe von so und so viel Pferdekraft glaubhaft zu machen hätten.

So kindisch wie die Astrologie sind auch die Pläne Wallensteins, seine politischen Ideen und die Träume seines Ehrgeizes aufgefaßt. Die Verhandlungen in der Kaiserburg zu Wien und die Gestalt des Paters Lamormain malt sich wohl ein Knabe nicht anders aus, der soeben Schillers „Wallenstein" gelesen hat. Diese gänzliche Ohnmacht im künstlerischen Theil der Aufgabe tritt auch aus der Erfindung hervor. Den Hauptinhalt des Romanes bildet die Belagerung von Stralsund. Die Erzählung ist überall ansprechend, wo sie Dinge, und überall unwahr

Digitized by Google

und langweilig, wo sie Personen und Handlungen darstellt. An Sprachfehlern ist auch genug vorhanden, damit sich der Bildungsmangel noch durch das letzte Siegel bekräftige.

Die letzte Abtheilung des Laube'schen Romanes „Der deutsche Krieg" wird wohl nicht lange mehr auf sich warten lassen. Wenn dann diese erste epische Darstellung der ungeheuren Epoche auch äußerlich vollständig sein wird, indem sie den ganzen Umfang der Begebenheit, wenn nicht enthält, doch umschreibt, so wird sich das Werk im Laufe der Jahre immer sicherer und allgemeiner beim Publicum einbürgern und dadurch von jedem ferneren stümperhaften Versuch, sich desselben Gegenstandes zu bemächtigen, entschieden abschrecken.

Hieronymus Lorm.

Geschichte, System und Statistik der Volks- und Mittelschule im österreichischen Kaiserstaate.

„Oesterreich" in der Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens. (Band 5, Gotha 1865.)

Selbstanzeige von Dr. **Adolf Ficker.**

(Schluß.)

An der Spitze der erstgenannten Abtheilung steht die Geschichte der Volksschule. Wenn dem Beginne dieser Geschichte (S. 242 bis 250) das Buch Helferts ausschließend zum Grunde liegt, so wurde der Versuch gemacht, daran ebenmäßig eine Fortsetzung bis zur Gegenwart zu knüpfen (S. 251 bis 285). Bei der engen Verbindung, in welcher das Volksschulwesen seit der Allerhöchsten Entschließung vom 28. September 1770 mit der politischen Verwaltung stand und blieb, mußten die entsprechenden Gesetzsammlungen für die Periode Josephs II. zur Hauptquelle werden, welcher sich die Broschürenflut jener und der nächstfolgenden Zeit anreiht, so schwer es ist, aus der meist ganz gehaltlosen Masse dieser großentheils längst verschollenen Producte einige Körnlein historischer Wahrheit herauszulesen. Eine ganz andere Bedeutung haben zwei officielle oder officiöse Publicationen, welche sich auf die Jahre 1791 bis 1795 beziehen [1]. Mit der letzteren dieser beiden gelangt man allmälig auf den Boden der „politischen Schulverfassung", deren seit 1805 bis 1847 neunmal wiederholte Auflagen jedesmal die zwischen-

[1] Nachrichten von einigen Schul- und Studienanstalten in den österreichischen Erblanden, Wien 1791 — und C. U. D. Freiherrn v. Eggers Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesens in den österreichischen Staaten, Tübingen 1808.

Digitized by Google

weilig erflossenen Zusätze und Abänderungen aufnahmen [1]. Die Darstellung desjenigen endlich, was seither auf dem Gebiete der Volksschulen geschah, beruht größtentheils auf dem Studium der Normalvorschriften, welche auch — allerdings in einer systematischen Anordnung, als Theile des bestehenden Rechtes an einander gereiht — in Helferts Werke mit großem Fleiße zusammengestellt sind, dann aber auf der Benützung aller jener Quellen der Zeitgeschichte, welche dem Forscher Autopsie und kritische Lectüre (namentlich der Schulzeitschriften) in so reichem Maße eröffnet.

Die Verhältnisse, unter denen die Volksschule in den einzelnen deutsch-slavisch-italienischen Ländern des Kaiserstaates besteht, tragen bei manchen provinziellen Eigenthümlichkeiten doch auch gegenwärtig sehr viel Gemeinsames an sich, und hierauf bezieht sich der weitere Verfolg des Artikels (S. 285 bis 340), welcher vorerst die allgemeinen Grundsätze der Classification dieser Schulen, ihrer confessionellen und nationalen Beziehungen, der Schul- und Concurrenzpflicht, so wie der Schulverwaltung in allen Instanzen erörtert, hierauf das wichtigste Detail der Durchführung in möglich systematischer Reihenfolge (hauptsächlich Schulgebäude und Schuleinrichtung, Lehrpersonale, Classen, Unterrichtszeit, Unterrichtsplan, Schulbücher und andere Lehrmittel, einzelne Lehrgegenstände, Schuldisciplin, Schulgeld, Classification, Versetzung und Austritt, Privatunterweisung in den Gegenständen der Volksschule) aufführt, und hieran eine kurze Besprechung gewisser nächstverwandter Gegenstände (Wiederholungsunterricht, Bürgerschule, Lehrerbildung, Schulbücherverlag) reiht. Wenn eine Wiedergebung des Wortlautes der zahlreichen über alle diese Punkte bestehenden Vorschriften außerhalb des Zweckes der Arbeit lag, so dürfte doch kaum irgend eine Anordnung von einiger Wichtigkeit unberücksichtigt geblieben sein; zugleich beschränkt sich ihre Berücksichtigung keineswegs bloß auf eine Nomenclatur, sondern bemüht sich, ein klares Bild des bestehenden Organismus der österreichischen Volksschule zu gewähren.

Daß der prüfenden Würdigung ihrer Ergebnisse die entsprechende Aufmerksamkeit zugewendet wurde, zeigt schon der äußere Umfang dieses Capitels (340 bis 355). Auf keinem anderen Gebiete des öffentlichen Unterrichtes ist es so schwer, sine ira et studio abzusprechen, als eben hier [2]. Doch wird es selbst dem minder geneigten Beurtheiler schwer werden, zu verkennen, daß das Volksschulwesen Oesterreichs seit anderthalb Decennien große Fortschritte gemacht hat, daß die Bevölkerung selbst in den zurückgebliebensten Ländern zur Theilnahme für dasselbe erwacht [3], in den vorgeschritteneren wetteifert, große Opfer für die bessere Bildung

[1] Sonderbarer Weise wurde die Auflage von 1847 im Jahre 1859 ohne die mindeste Verbesserung neuerdings abgedruckt, obgleich sie der im letzteren Jahre bestehenden Gesetzgebung durchaus nicht mehr entsprach.

[2] Man vergleiche z. B. die bezüglichen Artikel des „Schulboten" und der „Volksschule", welche beide Zeitschriften in Wien erscheinen.

[3] Die Zunahme der Schulenzahl und der Schülerzahl von 1847 bis 1860 betrug:

Krain . . . 143 und 149 pCt.

Digitized by Google

ihrer Jugend zu bringen [1], daß die heilsamsten Erfolge bereits wahrnehmbar sind und mit jedem Jahre sich mehren. Noch ist ein weiter Weg zurückzulegen: allzu geringe Zahl der Volksschulen überhaupt oder mindestens der vollständigen, Vorherrschen der gemischten Schulen, Mißverhältniß der Lehrkräfte selbst zur vorhandenen Schulenzahl, Ueberfüllung der Classen, mangelhafte Ausstattung der Gebäude, der Lehrerdotation, der Lehrmittelsammlung ꝛc., schwacher oder unregelmäßiger Schulbesuch begründen ernste Desiderata bezüglich der äußeren Schulverhältnisse hinreichend: was aber die inneren Einrichtungen anbelangt, so stehen Vermehrung der Classenzahl, Erweiterung des Lehrstoffes, vorzüglich in der Richtung der sogenannten Realien, häufigere Einbürgerung des Unterrichtes in praktischen Beschäftigungen, Verwandlung des Wiederholungsunterrichtes in eine Fortbildungsschule, Erweiterung einer Anzahl von Hauptschulen zu Bürgerschulen und höheren Töchterschulen, Erhebung der Präparandien zu selbstständigen Lehrerseminaren, Begünstigung der Selbstbildung des bereits fungirenden Lehrerstandes, Aenderung des Vorschreibungssystems bezüglich der Schulbücher an der Spitze wohlbegründeter Wünsche. Auch die vielbesprochene Reorganisation der unteren Schulverwaltung, namentlich in Bezug auf die Form des Zusammenwirkens kirchlicher Organe mit jenen des Staates und der Gemeinden und auf die Betheiligung bewährter Mitglieder des Lehrstandes an denselben, blieb der Erörterung nicht entzogen [2].

Die Geschichte des Gymnasialwesens läuft von S. 355 bis 420 und enthält gewiß eine nicht unbedeutende Summe von Thatsachen, welche bisher minder vollständig oder genau bekannt waren. Sie beginnt mit der Einführung der Staatscontrole über die bisher von geistlichen Corporationen ganz autonom organisirten Gymnasien im Jahre 1735 und den Anfängen gleichförmiger Verfügungen über diese Anstalten im Jahre 1747, und behandelt zunächst die Reformversuche von 1753 und was sich daran schloß. Der Heß'sche Lehrplan lieferte den Beweis, daß schon im Jahre 1774 der Gedanke, das Gymnasium sei eine Schule höherer allgemeiner Bildung, in Oesterreich seine beredten Vertheidiger fand. Wie der Marx'sche Lehrplan zu dem Lang'schen von 1804 sich entwickelte und dann wieder den gewaltigen Rückschritt von 1819 machte, tritt dadurch erst

Galizien . . 8.4 und 44.5 pCt.
Bukowina . . 118 „ 48 „

[1] Nicht ohne die größte Unbilligkeit könnte man hier des glänzenden Beispiels vergessen, mit welchem die Commune Wien vorangeht; sie hat im Laufe von 15 Jahren, seit sie die Volksschulen der Reichshauptstadt größtentheils in ihre Obsorge übernahm, nahe an 4,000.000 fl. für die Zwecke dieser Anstalten ausgegeben, wovon nur ein Drittheil durch die Schuleinkünfte gedeckt wurde.

[2] Bei der Verschiedenheit der Quellen, aus welchen die Kosten der Volksschule bestritten werden, ist es fast unmöglich, die Gesammtsumme der für sie zur Verwendung kommenden Beträge (in Geld- und Naturalleistungen) auch nur annähernd richtig festzustellen; doch ist die Veranschlagung dessen, was jährlich vom Staate, den Ländern, Gemeinden und Privaten oder aus Fonds, Stiftungen u. dgl. für Volksschulzwecke geleistet wird, auf 10,000.000 fl. eher zu niedrig als zu hoch gegriffen.

Digitized by Google

in das volle Licht, daß stets parallel mit der Geschichte des sechs- (oder fünf-) classigen Gymnasiums jene der zwei (oder drei) philosophischen Obligatjahrgänge — der Martini'sche Lehrplan von 1774, der Rottenhann'sche von 1805, der Powondra'sche von 1824 — dargestellt wird. Mit besonderem Interesse verfolgt gewiß jeder Oesterreicher die Schilderung der zwanzigjährigen Bemühungen von Leitern und Lehrern heimischer Anstalten, unter welchen M. Arneth, A. Baumgartner, A. v. Ettingshausen, Fr. Exner, C. Hallaschka, B. Richter, Fr. Ficker, A. Wilhelm, J. A. Zimmermann verdientermaßen besonders hervorgehoben werden, zur endlichen bleibenden Behebung der Gebrechen des österreichischen Gymnasialwesens, deren Vorhandensein schon 1838 von den Unterrichtsbehörden aller Instanzen einmüthig anerkannt wurde [1]. In keinem anderen Zweige des öffentlichen Unterrichtes fand das verjüngte Oesterreich einer Organisation so vielseitig und tüchtig vorgearbeitet, als im Gymnasialwesen. Hiedurch geschieht dem Verdienste jener Männer kein Abbruch, welche unter günstigeren Verhältnissen endlich durchführten, woran ihre Vorgänger gescheitert waren; die Geschichte des Organisationsentwurfes vom 16. September 1849, seiner Durchführung, Vertheidigung und Ausbildung wird ihnen stets die warme Anerkennung sichern, die ihnen auch im vorliegenden Artikel gezollt wird [2].

Der Bestand der gegenwärtigen Gymnasialeinrichtungen in den deutsch-slavisch-italienischen Königreichen und Ländern wird auf S. 420 bis 462 analysirt. Der Gang dieser Skizze ist ein analoger mit dem bezüglich der Volksschulen eingehaltenen. An der Hand der Statistik werden schließlich auf S. 462 bis 475 die Erfolge des neuen Lehrplanes nachgewiesen. So sehr durch die ziffermäßigen Nachweisungen die ohnehin ziemlich geeinigte Ueberzeugung von den bedeutenden Fortschritten [3] und entsprechenden Erfolgen [4] des Gymnasialunterrichts gestärkt wird, so

[1] Die Verantwortung für mancherlei Abweichungen von anderen Darstellungen dieser Periode trägt selbstverständlich der Verfasser des Artikels, welcher nicht nur das Erbe einer eifrigen Betheiligung an jenen Bestrebungen übernahm, sondern auch in engeren persönlichen Beziehungen zu vielen der genannten Personen stand.

[2] Die sorgsame Hervorhebung aller Persönlichkeiten, welche auf irgend einer Stufe der Unterrichtsverwaltung, auf der Lehrkanzel oder in schriftlichen Arbeiten um das österreichische Schulwesen sich Verdienste erworben, war ein besonderes Augenmerk des Verfassers, welcher in den Anmerkungen der bezüglichen Blätter einen Theil der seit Decennien gesammelten Daten und Notizen zu verwerthen bemüht war. Unmöglich war es, jede Druckschrift, welche hierauf Bezügliches von einiger Wichtigkeit darbot, gewissenhaft zu erwähnen.

[3] Die Zunahme der Schülerzahl von 1851 bis 1863 beträgt in Oesterreich unter der Enns, Böhmen, der Militärgrenze, Steiermark, Galizien und der Bukowina zwischen 32 und 40, in Oesterreich ob der Enns und Salzburg 47, in Mähren und Schlesien 52, im Küstenland 59, in Kärnten und Krain 76 pCt., bei fortwährender Verminderung des Privatstudiums, so daß erst auf je drei Obergymnasialclassen ein Privatist entfällt.

[4] Welcher große Fortschritt in der Sicherheit des Absolvirens der gesammten acht Classen erzielt wurde, zeigt am besten die Thatsache, daß früher nur 60 bis 61 pCt. jener Schüler, welche die 6. Classe zurückgelegt hatten, den zweiten philosophischen Jahrgang mit Erfolg absol-

Digitized by Google

bietet doch die Ueberfüllung der Classen, das Mißverhältniß zwischen der Zahl der ordentlichen Lehrer und Supplenten, die ökonomische Unzulänglichkeit vieler Anstalten (bezüglich der Lehrergehalte, Lehrmittelsammlungen und vorhandenen Stipendien), die schiefe Stellung der sogenannten freien Gegenstände, die rein doctrinäre Anwendung mancher an sich richtigen Principien [1], die Ungleichmäßigkeit in dem Vorgange bei Maturitätsprüfungen, die allzu bureaukratische Form der Schulverwaltung u. m. a. Stoff zu Wünschen für weitere Verbesserungen dar, nach deren Verwirklichung das österreichische Gymnasialwesen unbedingt selbst jenes vieler deutschen Länder hinter sich lassen würde [2].

Die Geschichte der Realschule in den deutsch-slavisch-italienischen Ländern (S. 476 bis 491) ist ungleich kürzer und einfacher als jene des Gymnasiums; die Periode ihrer Entwicklungskämpfe scheint eben jetzt gekommen zu sein, da der schon von Fr. Gerstner im Jahre 1799 und fünfzig Jahre später neuerdings von Exner hervorgehobene Charakter derselben als einer Anstalt höherer allgemeiner Bildung, ebenbürtig den Gymnasien, wiederholt einer sogenannten praktischen Richtung weichen mußte und erst in jüngster Zeit allgemeinere Anerkennung und Befürwortung fand [3]. Eben aus Rücksicht auf diese Lage der Dinge wurde hinwieder den Capiteln über Bestand (S. 491 bis 512) und weitere Entwicklung (S. 512 bis 520) der Realschule in jenen Ländergebieten ein größerer Raum zugestanden, als ihn an sich die vielfache Uebereinstimmung jener Anstalten mit dem anderen Zweige der Mittelschule erfordert haben würde. Neben den äußeren Verhältnissen derselben, deren Besserung auch bei den Gymnasien in Erwägung gezogen werden mußte, ist es namentlich der Lehrplan, dessen Entlastung vom Ballaste gewisser reiner Fachgegenstände und Regelung in methodischer Hinsicht nur im Zusammenhange mit der Erweiterung des Kreises allgemein bildender Elemente eine Bedeutung hat [4].

Die ungeheuren Schwierigkeiten, welche der Bearbeitung des zweiten Abschnittes der gesammten Darstellung (S. 521 bis 566) im Wege standen, wird sich niemand verläugnen können, welchem der noch ungleich höhere Grad des Mangels an litterarischen Behelfen und selbst die Unsicherheit über die praktische Geltung manches Theiles des gegenwärtigen theoretischen Bestandes klar ist. Auch hier bemühte sich

virten, während gegenwärtig 79 bis 80 pCt. derselben Schüler die 8. Classe erfolgreich zurücklegen.

[1] Höchst gefährlich für den Zweck der Erziehung und Bildung wurde dieselbe namentlich in Betreff der Unterrichtssprache.

[2] Die Gesammtauslagen für den Gymnasialunterricht der deutsch-slavisch-italienischen Länder lassen sich mit 1,400.000 fl. beziffern.

[3] Dem bekannten Büchlein Kletke's „Stimmen über den Lateinunterricht an Realschulen" stellt sich vollkommen ebenbürtig die Publication des Wiener Vereines „Mittelschule" über ihre Debatten bezüglich einer Reform der Realschule, namentlich was die Gründe für und wider den Lateinunterricht anbelangt, zur Seite. (Wien 1865.)

[4] Der Jahresaufwand für die gesammten Realschulen der deutsch-slavisch-italienischen Länder kann auf 600.000 fl. veranschlagt werden.

Digitized by Google

der Verfasser redlich, mit möglichster Objectivität die Thatsachen zu erforschen und darzustellen. Lücken, welche er jetzt auszufüllen nicht vermochte, wird vielleicht späterhin eine nachbessernde Hand beseitigen.

Möge es ihm gelungen sein, etwas für Oesterreich Ersprießliches, das hohe vorgesteckte Ziel wenigstens einigermaßen Förderndes zu leisten! [1]

Kurze kritische Besprechungen.

Cattanei di Momo, F. Freiherr: Die Bildung eines österreichisch-deutschen Vereines für orientalische und transatlantische Verkehrsanstalten. Wien 1865. C. Gerold.

S. Der Verfasser, in maritimen und handelspolitischen Angelegenheiten eine Autorität, benützt den Moment, in welchem die Begleichung der Frage über die Elbeherzogthümer und die Ermittlung einer die Opfer Oesterreichs begleichenden Entschädigung in Verhandlung stehen, um neuerdings mit einem Vorschlage hervorzutreten, welchen er in ähnlicher Form schon vor mehr als zwei Jahrzehnten und seither wiederholt in Anregung gebracht hat. Er stellt als das passendste Aequivalent für das Aufgeben der Mitbesitzrechte Oesterreichs auf Schleswig-Holstein im Interesse Preußens, der Herzogthümer und Deutschlands überhaupt die Gründung eines Vereines für orientalische und transatlantische Verkehrsanstalten dar, zu welchem Preußen und das übrige Deutschland je ein Drittel der Herstellungs- und Betriebskosten beitragen und dagegen ein gleichmäßiges Mitbenützungsrecht erhalten sollten. Die auszuführenden Verkehrsanstalten wären eine Bahnlinie von Triest nach dem Bodensee, eine gleiche durch Kärnten, Ober-Steiermark und Ober-Oesterreich nach Böhmen, zum Anschlusse an die ausländischen Bahnen, eine Dampferlinie von Triest nach Aegypten, dem rothen, indischen und hinterasiatischen Meere und eine unterseeische Telegraphenleitung über Griechenland in gleicher Richtung. Die ungemeinen Vortheile, welche für die Production und den Verkehr Deutschlands und Oesterreichs insbesondere schon jetzt und namentlich nach Vollendung des Suez-Canales durch diese Verkehrsanstalten erwachsen müssen, werden vom Verfasser auf schlagende Weise dargelegt. Allerdings hat nun das Project in dieser internationalen Form wenig Aussicht auf Verwirklichung; aber immer dringlicher tritt an Oesterreich die Mahnung heran, rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen, um den verstärkten Zug der Waaren, welcher sich nach der nunmehr nicht länger angezweifelten Durchführung des Suez-Canales von Indien und dem Oriente aus durch das Mittelmeer nach Europa ergeben wird, durch die österreichischen Häfen und Lande zu lenken. Und dies wird sich, auch ohne Hülfsmittel von außen, um so eher erreichen lassen, als mehrere der Vorschläge des Herrn v. Cattanei bereits der Ausführung entgegengehen. Seiner ostdeutschen Orientbahn entspricht die bereits ausgesteckte Linie der Rudolfsbahn über Villach, Leoben, Steyr nach Böhmen, der westdeutschen Route die Brennerbahn mit den projectirten Anschlüssen bis

[1] Einige Ungleichförmigkeiten dürfte wohl der Umstand entschuldigen, daß die aus den Vorarbeiten von zwei Decennien erwachsene Darstellung der Hauptsache nach schon vor zwei Jahren beendet war und seither nur partienweise in verschiedenen Zeitabschnitten einer abkürzenden Umarbeitung unterzogen werden konnte.

Digitized by Google

Bregenz einer- und Villach andererseits. Ein verwandtes Unternehmen sehen wir in der eben entstandenen österreichischen Export- und Importgesellschaft sich rasch entwickeln. Noch aber bleibt viel zu thun übrig, um den Anstrengungen Frankreichs und Italiens, von dem in Aussicht stehenden maritimen Verkehre den Löwenantheil zu erlangen, die Waage zu halten. Je größer und dringender aber diese Anforderungen sind, desto mehr ist jede Anregung hiezu willkommen zu nennen, besonders wenn sie mit so fachmännischem Wissen und so regem Eifer für das Gedeihen des Vaterlandes auftritt, wie Herrn v. Cattanei's Arbeit.

Schriften der historisch-statistischen Section der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, redigirt von Christian Ritter d'Elvert, k. k. Oberfinanzrath. (14. Band. gr. 8. 592 S.) Brünn 1865, Verlag der historisch-statistischen Section.

St. Der uns vorliegende Band enthält nebst einer „Geschichte der Eulenburg", eine Abhandlung über das Znaimer Gymnasium und einen Aufsatz über Heinrich Holke, österr. Feldmarschall, die „Desiderien der mährischen Stände vom Jahre 1790 und ihre Folgen" mit einem Vorwort von d'Elvert; — Handschriften „Zur Wiedertäuferlitteratur", Beiträge „Zur Geschichte des Hexenwesens in Mähren und Schlesien", eine Abhandlung über „Wickliff, Hus, Rohač, Luther und Zwingli, dann die Pikarditen, was sie den mährisch-huterischen Neu- und Wiedertäufern waren", „Zur Geschichte der militärischen Einrichtungen in Mähren und Schlesien, in Beziehung auf Bequartierung, Service, Casernen, Spitäler, Vorspann u. a." und endlich „Zur Geschichte des Steuerwesens in Mähren und Schlesien."

Die „Geschichte" der Eulenburg in Mähren, in mehr romantischem als correctem Styl geschrieben, hat für uns, mit Ausnahme der zwischen Augustin Oswald v. Liechtenstein, deutschem Ordensritter und Statthalter, Commandanten der Besatzung der Veste Eulenburg, und Leonhard Torstensohn, schwedischem Feldmarschall, betreffs der Uebergabe der belagerten Veste geführten Correspondenz wenig anderen Werth. In dieser Correspondenz und den weiteren Unterhandlungen, Verfügungen, Relationen u. s. w. spiegelt sich allerdings ein Stück Geschichte (des dreißigjährigen Krieges) ab, die nicht nur für den Chronisten des Städtchens Eulenburg von Bedeutung, sondern auch für den Beobachter der Entwicklung der Menschheit von Interesse ist.

Die Lectüre der „Desiderien der mährischen Stände vom Jahre 1790 und ihre Folgen" empfehlen wir jedem, dem darum zu thun ist, über das heute der „Geschichte anheimgefallene Feudalwesen des vorigen Jahrhunderts mit wenig Anstrengung tiefe Studien zu machen und zu sehen, wie die Stände, deren Privilegien unter den reformatorischen Neuerungen Josephs II. einen harten Stoß erlitten, über „eingeschlichene Bedrückungen" Klage führen und um die Rückerstattung ihrer „verletzten Gerechtsame und Freiheiten flehentlich" bitten. Es ist nicht uninteressant da zu vernehmen, wie unter anderen „Unglücksfällen, die das geliebte Vaterland so übel mitnahmen und so sehr entstellten", auch die aufgezählt werden, daß man, um das Maß der „Herabwürdigung" voll zu machen „dem Fürsterzbischof von Olmütz nichts als die Ernennung des Hausknechtes einräumte"; daß auch schon damals „die unselige Freiheit des Druckes und Nachdruckes der gefährlichsten Bücher für den Glauben und die christliche Sittenlehre der Religion eine empfindliche Wunde geschlagen haben"; wie die Besorgniß ausgedrückt wird, „daß vielleicht die Jugend nicht schon von den ersten Kindesbeinen in dem Fache der Religion durch diese Methode (die in den Normalschulen eingeführte sogenannte sokratische Katechisationsart) vernünfteln und klügeln lerne, wo sie nichts weniger als klügeln,

Digitized by Google

sondern wo sie ihre Vernunft dem Dienste des Glaubens gefangen geben soll"; „wie selbst das Wohl und die Liebe für ihre Unterthanen die treugehorsamsten Stände veranlassen, Se. Majestät zu bitten, sie bei ihrem wohlhergebrachten Schank- und Braurecht mildest zu schützen, dieses zum Verderben des Unterthans selbst führende freie Schankrecht wieder völlig einzustellen und auf die ehehin bestandene — von undenklichen Zeiten her unbekränkt gebliebene obrigkeitliche Befugniß allerhuldreichst zurückzusetzen"; wie darauf hingewiesen wird, daß das „rohe Bauernvolk" durch die vielen Förmlichkeiten, mit welchen die (in Folge der Verfügungen Josephs II.) verhängten Strafen verknüpft seien, „auf den Irrwahn einer Unabhängigkeit gebracht worden", der am besten mit einigen „auf dem Fuß des Verbrechens nachfolgenden Stockstreichen wieder benommen werden kann"; wie endlich darum gebeten wird, die Juden „als ein mit gutem Grunde verachtetes Geschlecht, von der Beadlung, so wie auch von dem Besitze aller, so landtäflich als grundbücherlichen Realitäten auf immer auszuschließen".

In der von Kaiser Leopold II. erlassenen „Erledigung dieser Beschwerden" heißt es in Bezug auf die hier berührten Punkte, daß „die bisher bestandene Preßfreiheit beschränkt und die Vorschrift ertheilt worden ist, wie sich bei Censurirung der Bücher künftig zu benehmen sei"; daß den Beschwerden bezüglich der ohne vorhergegangene Prüfung der Bischöfe kundgemachten theologischen Lehrbücher und Katechismen durch den „neuen Studienplan die gewünschte Abhülfe verschafft werden wird"; daß es ferner „in Absicht auf die bestehenden Verordnungen, welche den Unterthanen den freien Schank ihres selbst erzeugten Weines erlauben und die Befugniß ertheilen, sich das Bier wo sie her wollen zu verschaffen, sein unabänderliches Verbleiben haben soll, massen bekanntlich der Wein das mühsamste aller Producte sei, welches zugleich den widrigen Zufällen der Elemente am längsten ausgesetzt bleibe, mithin höchst unbillig wäre, den Unterthan in dem möglichst vortheilhaften Absatz desselben beschränken zu wollen"; und daß endlich rücksichtlich der „Verfahrungsart mit Unterthanen" das Patent vom 1. September 1781 (welches das Verbot erneuert, die Unterthanen eigenmächtig mit Stockschlägen zu bestrafen) „in seiner vollen Wirkung unabänderlich belassen und sich genauest darnach geachtet werden müsse". Bezüglich der Juden wird auf „das eben in Bearbeitung stehende neue Judenpatent, welches Ziel und Maß geben wird", verwiesen.

Indem wir es uns versagen müssen, auf alle Abhandlungen dieser Collectivschrift einzugehen, können wir hinsichtlich des Beitrages „Zur Geschichte des Hexenwesens in Mähren und Schlesien" zum Schluß die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns mit der gründlichsten Ausbeutung der dortigen Consistorial- und Landesarchive in der uns vorliegenden Weise sowohl für den vaterländischen Geschichtsforscher, wie für den Denker überhaupt, wenig gewonnen scheint. Das Bestreben, kein Bruchstück jener Denkmale des tiefen Sitten- und Culturverfalls Mährens und Schlesiens im 17. Jahrhundert der Oeffentlichkeit vorzuenthalten, mag an sich ein sehr löbliches sein; die Auswahl der zu veröffentlichenden Actenstücke kann indeß eine gewisse Kritik nicht entbehren. Geradezu tadeln müssen wir es aber, wenn die historisch-statistische Section nach den Mittheilungen dieser Art im zwölften Band es noch nöthig findet, die im Olmützer Consistorialarchive aufgefundenen Bruchstücke, zum Theil nach unbeglaubigten Abschriften, mit all' der haarsträubenden Rohheit des Ausdruckes, des Styles und der Orthographie, die fast alle desselben Inhalts sind, sammt und sonders in extenso abzudrucken.

Digitized by Google

* In der Sitzung des mährischen Landesausschusses am 30 September l. J. gelangte der Bericht des Herrn Landesarchivars Vincenz Brandl, über die von ihm durchgeführte Forschung im Pirnitzer Archive zum Vortrage. Mit jener Umsicht, welche Brandl's archivalische Forschungen auszeichnet, mit einem unermüdlich thätigen Eifer und mit Hingebung an die Geschichte seines Vaterlandes hat er die umfassenden Arbeiten im Pirnitzer Schloßarchive in kurzer Zeit beendet und hiedurch das Landesarchiv um 489 vollständige Urkundenabschriften und 28 ausführliche Regesten bereichert. Sein diesfalls erstatteter Bericht wird die Serie der Forschungsberichte in Landesarchiven von jenen Palacky's an bis auf die Chlumecky's und Dudiks würdig ergänzen. Die Tiefenbach'schen Urkunden waren es vorzugsweise, denen Brandls Forschungsarbeiten sich zuwendeten. Für die österreichische und für die Landesgeschichte sind die Urkunden dieser Familie, die sich ursprünglich „aus dem Gehag" — seit dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts nach ihrer Besitzung „von Tiefenbach", seit Beginn des 16. Jahrhunderts aber „Tiefenbach, Freiherren von Meierhofen" nannte, von unverkennbarem Werthe. Eine hervorragende Rolle spielte der Generalissimus der kaiserlichen Armee, Christoph v. Tiefenbach, und nicht minder dessen ältester Sohn, der Feldmarschall Rudolf v. Tiefenbach, der zugleich der letzte seines Stammes war.

* Der berühmte Astronom Joh. Heinrich v. Mädler bereitet die Herausgabe einer „Geschichte der Astronomie" vor. Mädler, welcher bisher in Dorpat lebte, übersiedelt in nächster Zeit nach Bonn.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die Novitäten, welche wir aus den bibliographischen Listen der vergangenen Woche für den heutigen Bericht ausfuchen, gehören gleich denen unseres letzten Berichtes fast ausschließlich der geschichtlichen Litteratur an. Wir erwähnen zuerst zwei Erzeugnisse der inländischen Presse, welche die Wagner'sche Verlagshandlung in Innsbruck auf den Markt bringt. Das erste hat Prof. Dr. Ad. Huber in Innsbruck zum Verfasser und kann als eine nachträgliche Festgabe zum Wiener Universitätsjubiläum betrachtet werden, da es sich mit dem Stifter derselben, Herzog Rudolf IV. beschäftigt. Ein Abschnitt aus diesem Werke erschien bereits vor zwei Jahren gelegentlich der Feier der Vereinigung Tirols mit Oesterreich. — Aus dem Nachlaß Joh. Fr. Böhmers veröffentlicht Prof. Jul. Ficker ein drittes Ergänzungsheft zu der Sammlung der Regesten Kaisers Ludwig des Baiern und seiner Zeit (1314 bis 1347). Das Hauptwerk, von Böhmer im Jahre 1839 veröffentlicht, erhielt zwei Ergänzungshefte, deren letztes 1846 erschien. Die reichen Ergebnisse, welche in dem langen Zeitraum durch die geschichtliche Forschung bekannt wurden, hat Böhmer in dem jetzt erschienenen Heft gesammelt. Der Herausgeber hat dem 1858 vollendeten Manuscript Böhmers die weiteren ihm bekannt gewordenen Nachträge hinzugefügt.

Einen Beitrag zur Specialgeschichte der Weser-Marschen erhalten wir in einer von dem Bremer Verein für Geschichte und Alterthümer gekrönten Preisschrift von H. A. Schumacher: „Die Stedinger", ein freier Bauernstamm, der sich in langen blutigen Kämpfen mit größtem Muth gegen die Macht der Ritter vertheidigte, bis er in der noch jetzt im Gedächtniß des Volkes lebenden Schlacht bei Altenesch (1234) vernichtet wurde. Wie die Kämpfe der Dithmarschen Holsteins ist auch die Geschichte der Stedinger in poetischen Schriften alter und neuer Zeit vielfach gefeiert worden. Eine andere Mono-

Digitized by Google

graphie führt uns wieder nach Süd-Deutschland und in die Zeit des dreißigjährigen Krieges ein. Sie ist betitelt: „Gustav Adolf und sein Heer in Süd-Deutschland, von 1631 bis 1635", von Franz Freiherrn v. Soden, Verfasser einer umfangreichen Geschichte Nürnbergs, und liegt uns in ihrem ersten Bande vor, der die Zeit von Gustav Adolfs Erscheinen in Süd-Deutschland bis zu seinem Tod behandelt. Zu tadeln ist die sehr unschöne äußere Ausstattung, in welcher der Verleger des gelehrten Werkes es auf den Markt bringt. Die Geschichte der neuesten Zeit behandeln zwei Novitäten: F. v. Welch veröffentlicht „Correspondenzen und Actenstücke zur Geschichte der Ministerconferenzen von Carlsbad und Wien in den Jahren 1819, 1820 und 1834". Das Material sammelte der Verfasser gelegentlich der Vorarbeiten zu einer Geschichte des constitutionellen Lebens in Baden hauptsächlich in dem ihm geöffneten badischen geheimen Cabinet und den Ministerialarchiven. — Schließlich erhalten wir in einem starken, gegen 600 Seiten umfassenden Band die erste ausführliche Geschichte des großen americanischen Bürgerkrieges aus der Feder des preußischen Hauptmannes Konst. Sander. Uns will es als ein gewagtes Unternehmen erscheinen, die Geschichte eines Krieges bereits wenige Monate nach den letzten entscheidenden Schlachten zu veröffentlichen. Dem Schauplatz des Krieges ist der Verfasser fern geblieben, er rühmt aber als seine Quellen ausgezeichnete officielle Berichte, die ihm zu Gebote standen, außerdem die fleißig gesammelten Berichte der Tagespresse aller Parteien.

Auf dem Gebiete der schönen Litteratur liegen uns als neu erschienen vor: „Weimar'sche Beiträge zur Litteratur und Kunst", eine Gelegenheitsschrift, zu der unter Anderen auch Dingelstedt, A. Schöll, H. Köster und v. Maltitz beigesteuert haben, und eine Uebersetzung von Shakspeare's „König Lear" durch Fr. Bodenstedt. Im Verlag von C. Gerolds Sohn erschien ein Bändchen ausgewählter Gedichte von Friedrich Halm. Zwei Artikel über Jakob Grimm, von Dr. W. Scherer in Wien, zuerst in den preußischen Jahrbüchern enthalten, erschienen jetzt in einem Separatabdruck. Der reiche Beifall, den sie in dem kleinen Leserkreis der genannten Monatschrift fanden, wird ihnen auch von Seiten des größeren gebildeten Publicums, dem sie jetzt zugänglich geworden sind, nicht vorenthalten bleiben.

---

* Das „Süd-Tiroler Volksblatt" giebt folgenden Bericht über die dort herrschende Thätigkeit auf dem Gebiete religiöser Kunst. Für die Pfarrkirche von Tirol wurde ein neuer schöner gothischer Altar nach Zeichnungen von Ueberbacher und Sies von Letzterem gebaut. Die neu restaurirte St. Valentins-Kirche erhielt durch die Hochherzigkeit der Gräfin Esterhazy eine Statue der „Schmerzhaften" von Knabl in München und ein Bild der „Unbefleckten Maria" von Blaas in Venedig. In der Gruftcapelle des Erzherzogs Johann in Schöna ist mit Einsetzung der Gewölberippen der eigentliche Baukörper fertig geworden. Es erübrigt nun noch die der herrlichen Grabcapelle entsprechende innere Ausstattung. Zu Platt in Passeier ist die größtentheis abgebrannte Kirche im romanischen Style umgebaut worden, und erhielt zwei Glasgemälde aus der Anstalt des Herrn Neuhauser und zwei romanische Altäre nach Zeichnungen des Herrn Stolz in Innsbruck. Für die Pfarrkirche in Meran ist die Bloßlegung der dortigen Fensterrose, wohl der schönsten gothischen im ganzen Lande, und ein gothisches Orgelgehäuse projectirt. Herr Bauingenieur Geppert endeckte in der Schloßcapelle in Tirol sehr interessante Frescogemälde aus der Uebergangsperiode des romanischen in den gothischen Styl. Spuren von alten Gemälden entdeckte auch Caplan Planer in der Kirche des Klosters Maria

Digitized by Google

Steinach in Algund, und Pfarrer Thaler in seiner Pfarrkirche zu Kuens, welcher letztere auch an die Herren Vereinsmitglieder die Bitte stellte, ihre Kirchen behufs solcher alter Frescogemälde zu untersuchen und dieselben bloßzulegen. Decan Stuefer in Lana und Pfarrer Bliem in Latsch fahren fort in der stylgerechten Restaurirung ihrer Pfarrkirchen. Die Kirche St. Felix bei Marling wurde vom dortigen Pfarrer auch mit gutem Geschmacke renovirt

---

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 4. October 1865.

Der Präsident der Classe Herr v. Karajan gedenkt des Verlustes, den die Akademie durch den am 30. Juli d. J. erfolgten Tod ihres Präsidenten Freiherrn v. Baumgartner erlitten hat.

Die Classe bezeigt ihr Beileid durch Erhebung von den Sitzen.

Derselbe theilt das Schreiben vom 5. August Sr. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Stephan mit, worin Hochderselbe seinen Dank für die Wahl zum Ehrenmitgliede der Akademie im Inlande in den für die Akademie schmeichelhaftesten Ausdrücken ausspricht.

Die Classe erhält folgende Zusendungen:

a. Vom h. k. k. Staatsministerium, Note vom 5. August d. J., worin die Akademie zu einer Begutachtung aufgefordert wird über Dr. Mannhardts Plan zu einer „Sammlung und quellengeschichtlichen Kritik der agrarischen Gebräuche des germanischen Volksstammes", so wie über „die Modalität und den Umfang der von ihm bei diesem Ministerium nachgesuchten Förderung seines Unternehmens im österreichischen Kaiserstaat mittelst Erhebung der diesfalls hier vorkommenden Bräuche, Sagen u. s. w."

b. Von der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, Mittheilung des Anerbietens des Herrn Prof. Dr. Woldrich, die Seen Salzburgs in Bezug auf Pfahlbauten zu untersuchen, mit der Empfehlung an die Akademie, dessen Untersuchungen zu unterstützen.

c. Von dem Landesausschuß des Herzogthums Salzburg und vom Verwaltungsausschuß des Museums Francisco-Carolinum zu Linz, Mittheilungen für die Commission zur Herausgabe österreichischer Weisthümer.

Das wirkliche Mitglied Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Erklärung einer alten chinesischen Semiotik".

Zu den Werken des zu den Zeiten der späteren Han lebenden berühmten Arztes Tsch'hang-ki gehört auch eine Semiotik, welche unter dem Titel: „Die bestimmten Regeln der vier Beobachtungen", in das Sammelwerk I-tsung-kin-kien „der goldene Spiegel der ärztlichen Stammhäuser" aufgenommen wurde.

Die erste Abtheilung dieser Semiotik enthält drei Gegenstände: die Beobachtung der Farbe, die Beobachtung der Stimme und die durch „Fragen" (das Krankenexamen) sich ergebenden Zeichen. Die zweite Abtheilung behandelt den vierten Gegenstand: die Lehre von dem Pulse.

Digitized by Google

In der gegenwärtigen Arbeit, welche die erste Abtheilung des genannten Werkes umfaßt, wurden vorerst die im Allgemeinen ziemlich schwer verständlichen aphoristischen Sätze Tsch'hang-ki's wiedergegeben und hierauf die ihnen unmittelbar folgenden, zum großen Theile von ärztlichen Autoritäten herrührenden erläuternden Bemerkungen hinzugefügt. Hiedurch glaubt der Verfasser einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der Medicin, und vielleicht mehr noch zur menschlichen Culturgeschichte geliefert zu haben.

Was die in dem Buche enthaltenen Ansichten betrifft, so sind dieselben so neu und unerhört, daß eine praktische Verwendbarkeit derselben kaum zu erwarten, hingegen eine wenigstens physiologische Untersuchung der Wahrheit nicht am unrechten Orte sein dürfte. Am Schlusse finden sich noch Auseinandersetzungen über die fünf Constitutionen und die fünf Temperamente.

In Folge der eben angedeuteten Eigenthümlichkeiten des Inhaltes ist dieser Arbeit ihre Stelle nicht sowohl auf dem medicinischen, als auf dem philosophischen Gebiete anzuweisen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 5. October 1865.

Herr Hofrath W. Ritter v. Haidinger übernimmt als Alterspräsident den Vorsitz und gedenkt in warmer Ansprache der vielen Verdienste des nunmehr verewigten Präsidenten Freiherrn v. Baumgartner um die k. Akademie der Wissenschaften und den Staat.

Der Secretär giebt Nachricht von dem am 26. August erfolgten Ableben des auswärtigen correspondirenden Mitgliedes der Classe, des Directors der Berliner Sternwarte, Herrn Dr. Johann Franz Encke.

Derselbe theilt ferner eine Zuschrift Sr. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Stephan vom 5. August l. J. mit, worin Höchstderselbe der k. Akademie in der schmeichelhaftesten Weise den Dank für seine Wahl zum inländischen Ehrenmitgliede ausspricht.

Die k. k. Statthalterei in Nieder-Oesterreich theilt der Akademie mit Note vom 20. August l. J. folgenden Auszug aus dem Testamente weiland Sr. Excellenz Freiherrn v. Baumgartner mit:

„H. Die sub A. 3 reservirten zehn convertirten Staatsschuldverschreibungen (à 1000 fl. ö. W.) vermache ich der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. Akademie der Wissenschaften zu dem Behufe daß die Zinsen derselben, jedoch von nicht weniger als zwei Jahren, zu einem Preise bestimmt sein sollen, den die Classe über einen von ihr gewählten Gegenstand ausschreibt. Wird keine der eingegangenen Preisschriften für preiswürdig erkannt, so kann von der Classe die bestimmte Preissumme dem Verfasser des im Laufe der Preisausschreibung erschienenen, die Physik am meisten fördernden Werkes zugewendet werden".

Von dem wirklichen Mitgliede der philosophisch-historischen Classe, Herrn Dr. A. Pfizmaier, wird vorgelegt: „Eine alte chinesische Abhandlung über die Schädlichkeiten der Nahrungsmittel".

Die Abhandlung über die Schädlichkeiten der Nahrungsmittel findet sich unter den Werken des zu den Zeiten der späteren Han lebenden berühmten Arztes Tsch'han-ki, welcher der erste war, der die Heilmittel bei Krankheiten nicht nur durch das Wort, sondern auch durch die Schrift veröffentlichte, während die vor ihm lebenden Aerzte zwar

Digitized by Google

über Krankheiten schrieben, die entsprechende Weise der Behandlung jedoch nur einigen Auserwählten mittheilten.

Das Werk ist so eingerichtet, daß den kurzen, aphorismenartigen Sätzen Tsch'hang-ki's die zum großen Theile von ärztlichen Autoritäten herrührenden Bemerkungen unmittelbar folgen.

Die Auseinandersetzungen über die Einwirkungen der schädlichen Nahrungsmittel enthalten sehr vieles Neue und Eigenthümliche, sind jedoch von abergläubischen Zuthaten nicht ganz frei. Ein besonderes Interesse bieten die verschiedenen Mittel, welche zur Beseitigung der durch den Genuß der Nahrungsstoffe entstandenen üblen Zufälle, hier im Allgemeinen als „Vergiftung" bezeichnet, angewendet werden. Dieselben sind in den meisten Fällen weniger eigentliche Arzneien, als scheinbar indifferente, leicht zu verschaffende Stoffe aus allen drei Naturreichen. Was ihre Wirksamkeit betrifft, so dürfte, von einigen ekelhaften unter ihnen abgesehen, die Anstellung von Versuchen der Mühe nicht ganz unwerth sein.

Herr Prof. Dr. E. Mach in Graz übersendet eine Abhandlung: „Ueber die Wirkung der räumlichen Vertheilung des Lichtreizes auf die Netzhaut".

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. C. M. Diesing legt eine Revision der Prothelminthen vor. Unter dieser Benennung versteht der Verfasser jenen Theil der als Infusorien bezeichneten mikroskopischen Thiere, welcher sich unmittelbar an die Helminthen anschließt und in dieser Classe die erste Ordnung bildet. Die bereits im Jahre 1850 unternommene Ausschließung alles Fremdartigen wurde gegenwärtig noch genauer durchgeführt, eine schärfere Begrenzung dieser Gruppe gegeben und eine auf die Ergebnisse der neuesten Forschungen begründete systematische Beabeitung derselben geliefert. Die Ordnung der Prothelminthen umfaßt hiernach 20 Familien mit 161 Gattungen und etwa 440 Arten.

Herr Dr. A. Schwarzer, Lehrer am Realgymnasium zu Tabor, übermittelt eine Abhandlung: „Beziehungsgleichungen zwischen der Seite und dem Halbmesser gewisser regelmäßiger Kreisvielecke".

Herr A. Lamberg, k. k. Telegraphenamtsleiter zu Wels, übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Theorie eines elektro-magnetischen Voltameters".

Das wirkliche Mitglied, Herr W. Ritter v. Haidinger, legt zur Ansicht Dopplerit in einer Flasche in Wasser aufbewahrt vor, von vollkommen den vier-, fünf-, sechs-, siebenseitigen Basaltsäulen ähnlicher Form. Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Dr. Ritter von Zepharovich, hatte dieselben von Aussee mitgebracht, wo sie ihm von Herrn Bergrath und Ritter Cornel Hafner eingehändigt worden waren. Wir verdanken ihre Kenntniß der Aufmerksamkeit des Herrn Bergrathes. Er bewahrte nämlich große Stücke des Dopplerits in Säcken unter Wasser auf, zum Theil in Teichen, welche überfroren. Späterhin untersucht, zeigten sie die so eigenthümliche Zerspaltung. Hier ist sie in einem zum größten Theile aus Wasser bestehenden Körper, unter Wasser vor sich gegangen, während sie beim Basalt, bei gewissen, großer Hitze ausgesetzt gewesenen Sandsteinen eben in dieser ihren Ursprung findet und in sedimentären Bildungen auf Druck beruht.

Das correspondirenden Mitglied Prof. Peters besprach die Ergebnisse seiner Bearbeitung der Versteinerungen aus den tertiären und secundären Schichten der Dobrudscha, deren Darstellung den wesentlichsten Inhalt einer größeren, für den 26. Band der Denkschriften bestimmten Abhandlung bildet.

Sehr beachtenswerth ist der Umstand, daß keine der miocänen Schichten der Dobrudscha eine Fauna besitzt, die mit der „marinen Stufe" des österreichischen Beckens übereinstimmen würde. Allenthalben, auch da, wo sie unmittelbar dem Grundgebirge aufliegen, führen die Kalksteine nur Tapes gregaria, Partsch, Trochus Podolicus, Desh.,

Digitized by Google

Tr. Beaumontii d'Orb., Buccinum duplicatum, Sow. und einige wenige Cardienarten, mit einem Worte jene Fauna, welche die zweite oder „brackische Stufe" des Wiener Beckens charakterisirt. Da nun aber diese Kalksteine vollkommen die Stellung unserer Nulliporenkalke einzunehmen scheinen, überdies von Thonen überlagert werden, die mit Mactra Podolica Eichw. und Ervilia Podolica Eichw. erfüllt sind, auch ein großer Theil der Miocänablagerungen in Ungarn über der normalen Meeresfauna jene obengenannten brackischen Arten enthält, ohne eine wesentliche Gesteinsänderung oder Spuren einer inzwischen vor sich gegangenen Bodenveränderung zu verrathen, so läßt jener Befund den Schluß zu, daß das Miocänmeer im Osten des mysischen Beckens niemals einen hohen Salzgehalt gehabt habe. In gleicher Weise läßt sich daraus folgern, daß jene „brackische" Fauna als Miocänfauna der östlichen Regionen im österreichischen Becken nicht nur sporadisch überall da erschienen sei, wo ein stärkerer Süßwasserzufluß ihre Existenz begünstigte, sondern auch in den pannonischen Gegenden die Alleinherrschaft schon zu einer Zeit gewonnen habe, wo im Wiener Becken, in Siebenbürgen und, wie es scheint, in Serbien die Fauna des stark salzigen Wassers mit ihren indischen und mediterranen Arten noch fortbestand. Daß die Einwanderung jener östlichen Fauna mit einer Niveauänderung des ganzen Festlandes zusammenfalle, ist für das Wiener Becken von Suess längst erwiesen worden, doch scheint es, daß eine durchgreifende Stufensonderung durch sie allein nicht begründet werden könne, daß vielmehr (in den östlichen Ländern) Ablagerungen mit ausschließlicher Herrschaft von Tapes gregaria, Buccinum duplicatum und ihren Genossen sehr wohl gleichzeitig mit der Bildung einzelner Schichten der marinen Stufe des Wiener Beckens stattfinden mochten, und daß erst die Schichten mit Mactra Podolica und Ervilia Podolica die Verbreitung gleichartiger Zustände über das ganze südöstliche Mittel-Europa bezeichnen. Am allerwenigsten möchten die Cerithienarten der „brackischen Stufe" des Wiener Beckens, welche in den Miocängebilden der Dobrudscha gänzlich fehlen, auf eine weitgreifende stratigraphische Bedeutung Anspruch haben.

Zweitens hebt Prof. Peters die Jurabänke von Tschernawoda hervor, um zu zeigen, daß eine genaue Sonderung von Stufen und Horizonten, die durch gewisse herrschende Thierspecies bezeichnet werden sollen, hier keine Anwendung findet. Allerdings ist die zweihörnige Muschel der Kalksteine und Mergel von Tschernawoda nicht das echte Diceras arientinum Lam., sondern zum Theil D. speciosum Gold sp., zum Theil eine sehr prägnante, von Peters mit dem Namen Diceras monstrum bezeichnete Form, aber es giebt hier doch mehrere Arten der sogenannten Dieraszone, namentlich Nerineen, welche mit Pteroceras Oceani Brogn. sp., dem herrschenden Petrefact der Gegend, in innigster Gemeinschaft lebten. In einer der tiefsten Bänke erlangen sie allerdings zusammen mit manchen Korallen und Austern die Herrschaft, ohne mit Pteroceras Oceani zusammenzutreffen, aber auch ohne vom echten Diceras arietinum begleitet zu sein. Eine durchgreifende Scheidung beider Zonen läßt sich somit hier noch weniger vornehmen, wie in einigen Theilen von Deutschland (z. B. in der Umgebung von Hannover). Ueberhaupt mag jede Zonensonderung wohl nur für physisch gleichartige oder höchst analoge Regionen Geltung haben, und so wie Unterschiede der geographischen Breite, wenn sie von starken Abweichung in der Form der Küsten und des Meeresgrundes begleitet sind, sehr grelle Differenzen zwischen gleichzeitigen Ablagerungen zur Folge haben mußten, so werden wir bei stark verschiedener geographischer Länge gleichartiger Ablagerungen eines und desselben Gewässersystems wohl kaum aus der Anwesenheit einzelner oder mehrerer identischer Thierarten in abweichender Gesellschaft eine genaue Gleichzeitigkeit ihrer Entstehung herleiten dürfen.

Drittens lenkt Prof. Peters die Aufmerksamkeit der Geologen auf einen Kalkstein, der die Popin-Insel in der Lagune Rasim bildet. Gegen die Vermuthung von

Digitized by Google

Spratt (Woodward) glaubte Peters nach dem Funde einer großen, von Spiriferina rostrata, Schloth. sp. nicht unterscheidbaren Spiriferinenart und anderer Reste diesen Kalkstein als Lias erklären zu dürfen.

Es hat sich aber herausgestellt, daß eine schöne Rhynchonella, Rh. orientalis, Peters, neu, eine vermeintliche Spiriferina Münsteri Dav. die nur in Listen verzeichnete, der Sp. hirsuta, Alberti, verwandte Sp. gregaria, Suess, und die erst-erwähnte Art nichts anderes sei, als eine riesige Varietät der Sp. Mentzeli Dunker. Dieser Kalkstein stimmt in seinen wesentlichen Petrefacten mit einer Schichte von Köves-Kallya am Plattensee überein, die zuerst von Prof. R. v. Zepharovich beschrieben und seither von Sueß genauer studirt wurde. Diese letzte bildet eine sehr interessante Vermittlung zwischen dem Kalkstein der Popin-Insel und dem schlesischen Muschelkalk (den Schichten von Mikultschitz), mit dem beide östliche Localitäten außer Sp. Mentzeli noch T. vulgaris Schloth. gemein haben, einerseits, dem alpinen Muschelkalk anderseits, an den überdies noch eine Ammonitenart aus der Gruppe des A. Aon, Münst. erinnert.

Die oben genannten neuen und einige durch Nennung ihres Namens nicht unzweifelhaft festzustellende Arten sind auf einer der Abhandlung beizulegenden Tafel abgebildet. Auch die geologische Karte der Dobrudscha nebst erläuternden Profilen und Ansichten wird derselben beigefügt.

Herr Franz Unferdinger legt eine mathematische Abhandlung vor mit dem Titel: „Theorie der Transversalen, welche die Mittelpunkte der Seiten eines sphärischen Dreieckes verbinden, nebst darauf bezüglichen Lehrsätzen und Problemen".

Wird einer Commission zugewiesen.

---

* Ungarische Akademie (Sitzung der belletristischen und philologischen Classen vom 9. October.) Herr Vámbéry hielt einen Vortrag, gleichzeitig einige Manuscripte und Bücher vorlegend, welche er auf seiner Reise in Central-Asien zu sammeln Gelegenheit hatte. Alle diese Schriften waren bis jetzt in Europa ganz unbekannt, und beziehen sich auf eine Litteratur, von welcher wir bisher fast gar nichts wußten. Zwar sind es keine eigentlichen Volksschriften, denn in Central-Asien giebt es keine wahrhaft volksthümliche Litteratur; der Mohammedanismus unterdrückt und vernichtet überall, wohin er gelangt, die Nationalität und den nationalen Typus, und drückte auch auf die Litteratur der türkisch-tatarischen Stämme Central-Asiens einen fremden, persisch-arabischen Stempel. So ist auch die Sprache der Turkomanen so stark mit arabisch-persischen Wörtern vermischt, daß es unter 10 Wörtern gewiß 4 fremde giebt. Dennoch spiegelt sich in der Litteratur der türkisch-tatarischen Stämme auch der eigene nationale Charakter ab, und in den Schriften, welche Herr Vámbéry nach Europa brachte, ist ein großer Schatz enthalten. Er wird daraus eine Chrestomathie verfassen, worin die gesammten türkischen Dialekte Asiens vertreten sein werden. Von den vorgelegten Schriften gehören zwei dem azerbeidschanischen, eine dem turkomanischen, eine dem khiwaischen, eine dem chokandischen eine dem kirgisischen Dialekte an. Ferner befinden sich darunter zwei Werke des im Orient berühmten Nevai, und endlich ein ujgurisches Buch, welches den Schlüssel zu den in Paris befindlichen ujgurischen Manuscripten enthält. — Herr Budenz machte einige Mittheilungen aus dem von ihm verfaßten tscheremißischen Vocabularium. —

Verantwortlicher Redacteur Ernst v. Teschenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur Orientirung in der socialen Frage.

(Die Proletarier. Drei Vorlesungen von Johannes Huber. München 1865.)

Die sociale Frage oder die Frage nach den Mitteln der Realisirung der allgemeinen Wohlfahrt unseres Geschlechtes ist eine über unsere Zukunft entscheidende Frage. So viel Arbeit des Gedankens wurde bereits auf die Verbesserung des menschlichen Loses gerichtet — und noch immer ist die Frage eine offene und harrt einer gedeihlichen Lösung. Heute noch wie in den Tagen des Alterthums wird der Mehrzahl des Menschengeschlechtes der Genuß eines menschenwürdigen Daseins unmöglich, und der unläugbare Fortschritt der Cultur hat das menschliche Elend nicht vermindert.

Ein Beitrag zur Orientirung in der Frage von der Möglichkeit der allgemeinen Wohlfahrt, wie der vorliegende, hat für uns einen um so größeren Werth, als er von einem Denker herrührt, der, ferne von jeder politischen Parteiansicht, vom voraussetzungslosen Standpunkte des Philosophen aus die Frage und die Versuche zu ihrer Lösung würdigt. Vielleicht ist es auf keinem Gebiete nothwendiger, als auf dem der socialen Frage, den voraussetzungslosen, über den Gegensätzen, von denen die Gegenwart durchfurcht und zerklüftet wird, stehenden Standpunkt festzuhalten, welcher den freien Blick in das Spiel der das menschliche Leben gestaltenden Kräfte gewährt. Wer mitten drinnen steht in der Wirre und Noth des Kampfes, dem wird es kaum gelingen, das Ganze mit klärendem Auge zu übersehen. Wenn die bisherigen Versuche der Lösung des socialen Problems an einem Mangel litten, so war es die befangene, einseitige Auffassung der menschlichen Bestimmung. Darum ist es wünschenswerth, daß sich die Philosophie, die das Wesen und den Zweck des Menschen zu erforschen zur nächsten Aufgabe hat, der Frage bemächtige, deren Lösung bis jetzt immer entweder der die Menschennatur verkennende Materialismus, oder der das Individuum zu einem bloßen Werkzeug herabdrückende politische Fanatismus im Wege standen. Wir begrüßen daher den vorliegenden Versuch Hubers, der sich durch mehrere Schriften als ein den großen Fragen des Lebens gewachsener reifer Denker bewährt hat, mit Freude, und wünschen, daß er bald mit einer umfassenderen Bearbeitung des socialen Problems hervortreten möge. Unseren Lesern aber wollen wir in Folgendem das Wesentliche aus den drei Vorlesungen Hubers mittheilen.

Mit dem Menschen wird auch die Frage nach dem Wesen und den Mitteln des Glückes geboren. Jeder Einzelne arbeitet während seines Lebensganges praktisch

Digitized by Google

an ihrer Lösung. Menschliche Glückseligkeit ist nur möglich in der Gemeinschaft, in der Vereinigung mit Menschen. Schon die Alten sagten, daß der Mensch durch Bedürfniß und Anlage für den Staat bestimmt sei, und die Glückseligkeit der Bürger den Zweck des Staates bilde. Wie soll aber der Staat einer solchen Aufgabe gerecht werden? Untersuchen wir die Antworten, welche die Alten auf die Frage nach dem besten Staat zu geben vermochten, so stellt es sich heraus, daß es sich bei den Alten nicht um die Verwirklichung des Glückes aller Staatsangehörigen handelte, sondern nur um das der Vollbürger. Für Platon ist Sparta mit seinem Helotenthum das Musterbild des Staates, und Aristoteles findet die Sclaverei in der Natur begründet; der Sclave erscheint Aristoteles als ein beseeltes Werkzeug, dessen einzige Tugend die Brauchbarkeit für den Dienst des Herrn ist. Auf 20.000 Bürger und 10.000 Schutzbürger zählte Demetrius Phalerus 400 000 männliche Sclaven in Attika. Die Frage nach dem menschlichen Glück vermochten Griechenlands Staatsweise und Staatskünstler nur zu Gunsten Weniger und nur durch das Mittel der Unterdrückung der Meisten zu lösen. Aus der Stoa und aus den Lehren des Christenthums ging principiell die Negation der Sclaverei hervor: Das Glück der Gesammtheit sollte nur aus dem Glück aller Einzelnen organisch hervorwachsen.

Zwei Jahrtausende sind seit jener Gedankenwende verflossen. Auf den Trümmern der alten Cultur erhob sich eine neue, die versunkene überflügelnde. Das Bewußtsein der Humanität hat in der neuen Aera der Geschichte an Vertiefung und Ausbreitung gewonnen; aber das menschliche Elend hat nicht abgenommen, die Verheißung der allgemeinen Wohlfahrt ist nicht erfüllt; die Civilisation erhebt sich auf den Trümmern zerstörten Menschenglückes. „Gleichbedeutend mit dem Siege der Cultur wäre die gelungene Lösung des großen Problems von der Möglichkeit der allgemeinen Wohlfahrt; weßhalb alle diejenigen, welche nach einer solchen gerungen, selbst wenn ihre Vorschläge und Experimente verkehrt gewesen, im letzten Grund nicht bloß warmfühlende Menschen, sondern, wenn man auf das Wesentliche blickt, was gerettet und erhalten werden soll, auch tiefconservative Naturen waren Wenn sich nämlich für unsere moderne Civilisation die Garantien ihrer Sicherheit und Dauer nach außen in dem Grade vermehren, als es gelingt sie über den Planeten auszubreiten und die rohen Völker in sie hinein zu ziehen, so steigern sie sich auch in demselben Verhältniß nach innen, in welchem es dem Staate gelingt, seine Culturaufgabe seinen Angehörigen gegenüber zu lösen. Denn wie ein Organismus ist der Staat, da er im Material des Volkes zweckthätig waltet. Wie aber jeder Organismus, wenn er anorganische Bestandtheile in sich trägt und sie nicht in sein Leben zu assimiliren vermag, gefährlichen Krankheitskrisen preisgegeben ist, so ist es auch mit dem Staate, der in sich eine Summe von Angehörigen trägt, die er mit seinen Culturzwecken nicht durchdringen, die er nicht zur Wohlfahrt und Bildung führen kann — sie sind ein anorganischer Bestandtheil in ihm, der früher oder später ihn selbst mit tödtlichen Gefahren bedrohen wird. Und was ist das Proletariat von ehedem und heute anderes, als

Digitized by Google

dieses in unseren Staaten vorhandene und ihnen doch nicht wahrhaft einverleibte und darum anorganische Element? Wie uns die Bebungen der Erdrinde hie und da erinnern, daß wir auf vulcanischem Grunde stehen, so werden auch die Staaten an die Unsicherheit ihres Bestandes gemahnt, wenn unter ihren Füßen hie und da der Riesenleib des Proletariats, von Träumen nach einem besseren Lebenslose fieberhaft erregt, seine gewaltigen Glieder unruhig dehnt und streckt."

Für Deutschland ist die Frage nach den Mitteln, welche dem Anwachsen des Proletariates vorbeugen und das vorhandene vermindern könnten, so weit sie sich auf das industrielle Proletariat bezieht, sehr jung; in anderer Rücksicht ist sie aber schon lange dagewesen. Zuerst war es Fichte, der das Thema von einer für das Wohlergehen Aller sorgenden Staatsordnung erörterte. Erst seit der Julirevolution wurde man bei uns mit dem Saint-Simonismus und seit dem Anfang der vierziger Jahre auch mit Fourier bekannt. Nachdem Victor Huber auf die Association als auf das Mittel für die materielle und moralische Hebung des Proletariats hingewiesen, unternahm es seit dem Anfange der fünfziger Jahre das bekannte Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses Schultze v. Delitzsch, auf Grund der Theorien Bastiats, das Princip der Association unter den Arbeitern praktisch ins Werk zu setzen. Von einer tief sittlichen Auffassung des Wesens und der Folgen der Arbeit ausgehend, empfiehlt er dem Arbeiterstande vor allem die Selbsthülfe. Aber er schließt damit die Mithülfe des Staates nicht aus. Er verlangt vom Staate die Garantien des unbeschränkt freien Gebrauches der jedem gegebenen Arbeitskräfte, Freiheit des Gewerbes, allgemeine ungehemmte Concurrenz. Er fordert ferner eine möglichst gleichmäßige Vertheilung der Staatslasten in Verbindung mit möglichster Schonung der wirthschaftlichen Kräfte der Nation und das allgemeine directe Wahlrecht. Durch die letztere Forderung geht er seinem Gegner Lassalle entgegen, der nachwies, daß von einer wirklich freien Concurrenz nicht die Rede sein könne, so lange auf der einen Seite das Capital und auf der anderen die capitallosen Arbeiterassociationen beständen. Die freie Concurrenz ist nur möglich wenn der Staat den Arbeiterassociationen die für die Production nothwendigen Capitalien liefert. Staatshülfe ist das Losungswort des in der Gymnastik der Hegel'schen Logik gebildeten Lassalle. Aber Lassalle meint nicht, daß der Arbeiterstand auf die Selbsthülfe verzichten solle, sondern er betont fast noch kräftiger wie Schultze-Delitzsch die Selbsthülfe, indem er sie nicht allein als wirthschaftliche, sondern auch als politische auffaßt. Denn damit die Staatshülfe für den Arbeiterstand möglich werde, so soll durch das Mittel allgemeinen und directen Wahlrechtes dem Stande eine mächtige Vertretung zu Theil werden. Man sieht, daß zwischen den Mitteln, die Lassalle und die Schultze-Delitzsch vorschlägt, keine unausfüllbare Kluft besteht, da beide das allgemeine directe Wahlrecht betonen. Aber wodurch Lassalle dem Schultze-Delitzsch eine vollständige Niederlage beibringt, das ist von der Idee des Staates aus. Nach Schultze-Delitzsch besteht die Aufgabe des Staates lediglich in der Verwirklichung der Rechtsordnung. Aber von der Idee des Rechtsstaates aus, dem bloß die Erhaltung und Beschützung der Rechtsgleichheit

Digitized by Google

in der Gesellschaft zukommt, folgt nicht einmal das Wenige, was Schultze-Delitzsch an Staatshülfe fordert, nicht einmal Pflege der Bildung der Arbeiter. Mit Recht ruft daher Lassalle: „Das ist eine Nachtwächteridee — eine Nachtwächteridee deßhalb, weil sie sich den Staat selbst nur unter dem Bilde eines Nachtwächters denken kann, dessen ganze Function darin besteht, Raub und Einbruch zu verhüten. Die Geschichte aber ist ein Kampf mit der Natur, mit dem Elend, der Unwissenheit, Armuth, der Machtlosigkeit und somit der Unfreiheit aller Art, in der wir uns befanden, als das Menschengeschlecht am Anfange der Geschichte auftrat. Die fortschreitende Besiegung dieser Machtlosigkeit — das ist die Entwicklung der Freiheit, welche die Geschichte darstellt. In diesem Kampfe würden wir nie einen Schritt vorwärts gemacht haben oder jemals weiter machen, wenn wir ihn als Einzelne, jeder für sich, jeder allein geführt hätten oder führen wollten. Der Staat ist es, welcher die Function hat, diese Entwicklung der Freiheit, diese Entwicklung des Menschengeschlechtes zur Freiheit zu vollbringen. Der Staat ist die Einheit der Individuen in einem sittlichen Ganzen, eine Einheit, welche die Kräfte aller Einzelnen, die in dieser Vereinigung eingeschlossen sind, millionenfach vermehrt, die Kräfte, welche ihnen allen als Einzelnen zu Gebote stehen würden, millionenfach vervielfältigt." Die Aufgabe, die Lassalle gegenüber Schultze-Delitzsch dem Staate setzt, ist in der allerallgemeinsten Form: die Erziehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes zur Freiheit. Der Staat soll nicht nur Person und Eigenthum schützen, sondern er soll auch den Einzelnen in den Stand setzen, das zu vollbringen, eine solche Stufe des Daseins zu erreichen, die er als Einzelner, ohne diese Vereinigung, die der Staat ist, niemals erreichen könnte. Der letzte und höchste Zweck des Staates ist, die Einzelnen zu befähigen, eine Summe von Bildung, Macht und Freiheit zu erlangen, die ihnen sämmtlich als Einzelnen schlechthin unersteiglich wäre.

Es ist offenbar, daß die ganze Controverse, ob Staatshülfe oder Selbsthülfe in den das sociale Wohl bedingenden Reformen, von der Formulirung der Idee des Staates abhängig, und daher die Form der Staatsverfassung, die Aufstellung und Ordnung der Gewalten im Staate, nicht gleichgültig ist für das sociale Problem. Unterscheidet man Staat und Gesellschaft und faßt die Staatsidee in dem antik-ethischen Sinne wie Lassalle, so kann man im Gegensatz zum Staate die Gesellschaft als jene Ordnung menschlichen Zusammenseins bestimmen, worin die Güter, der materielle und geistige Besitz die Macht, Bedeutung und Stellung des Einzelnen bedingen. Wenn also der Staat, indem er Allen den Rechtsschutz gewährt und die Culturzwecke der Gesammtheit befördert, in beider Hinsicht alle als Gleiche betrachtet, so kehrt die Gesellschaft, in welcher die mit einem bestimmten Grade der physischen oder geistigen Macht ausgerüstete Persönlichkeit sich geltend macht, die Unterschiede hervor. In der Gesellschaft herrschen der Egoismus, die Concurrenz, das Parteiinteresse als treibende und ziehende Kräfte. Der Staat soll ein Zustand des bewußten Strebens nach den höchsten Zielen der Cultur sein, das allgemein vorsehende Auge, das den egoistischen Kampf in der Gesellschaft zu

Digitized by Google

überwachen und die socialen Stände seiner allgemeinen Aufgabe dienstbar zu machen hat. Er hat somit nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, in die Lösung der socialen Frage einzugreifen, „so wahr der Gedanke über die Naturkraft, der sittliche Wille über den egoistischen Trieb zum Herrscher berufen ist".

Aber welche Staatsform vermag einer solchen Aufgabe am erfolgreichsten nachzukommen? Gewiß nur eine solche, welche die Gewalt nicht unmittelbar und ganz in die Stände der Gesellschaft hineinfallen läßt. Denn wo die Gewalten im Staate abhängig werden von dem Egoismus der Coterien und Stände, da perennirt der sociale Kampf und die Ausbeutung des weniger Mächtigen. Aristokratie und Demokratie sind solche sociale Staatsformen, in denen ein Stand, eine Classe sich zur Herrschaft erhebt. In ihnen absorbirt eine Schichte der Gesellschaft den Staat und macht alle übrigen zu Werkzeugen ihrer Sonderinteressen. Vielmehr muß in einer die allgemeine Wohlfahrt begünstigenden Staatsform eine über der Gesellschaft stehende, nicht aus ihr hervorgegangene Macht postulirt werden, welche in dieselbe ordnend und bewegend einzugreifen, die Wechselwirkung der socialen Stände organisch zu reguliren vermag. Doch darf dieser Macht kein Umfang eingeräumt werden, durch den sie im Stande wäre, die Gesellschaft selbst zu absorbiren; darum ist nicht minder die absolute Monarchie als eine dem socialen Wohl nicht entsprechende Staatsform zu verwerfen. So resultirt demnach nur die constitutionelle Monarchie als diejenige Staatsform, mit der die Sache der allgemeinen Freiheit und Wohlfahrt solidarisch verbunden ist. „Das constitutionelle Königthum ist das freie und sittliche Königthum, weil sittliche Freiheit nicht in der unvernünftigen Willkür, sondern in der Erfüllung der Vernunftgesetze besteht, das constitutionelle Königthum aber die Macht der Staatsvernunft im Herrscher sein soll. Wer einmal bis zu solcher Einsicht sich erhoben hat, daß der Staat und seine Verfassung eine objective Vernunftordnung ist, in welcher um des allgemeinen Zweckes willen das Königthum ein nothwendiges Moment ist, der wird auch leicht verstehen, daß Macht und Recht des Königthums nicht wie ein Privatbesitz seines Trägers zu betrachten sei, den man ihm auch verkürzen könne und bei welcher Verkürzung sich noch ein Vortheil für das Volk ergebe, sondern daß Macht und Recht des Königthums gerade um der allgemeinen Freiheit und Wohlfahrt willen gesetzt sind, gerade so wie der Steuermann, soll er seiner Aufgabe genügen können, nicht gebundene Hände haben darf. Darum haben auch zu allen Zeiten gerade die liberalsten und für die Freiheit und Wohlfahrt der Völker besorgtesten Männer an dem Königthum als einem Hort derselben festgehalten. Die Geschichte erweist aber auch auf allen ihren Blättern, daß dort, wo ein Königthum fehlte, das in sich selber genug gefestigt gewesen wäre, um von der Macht der einen oder der anderen der socialen Parteien frei zu sein, ohne jedoch so übermächtig, um die ganze Gesellschaft tyrannisiren und erdrücken zu können — daß dort, wo ein solches Königthum fehlte, die allgemeinen Interessen und namentlich die Interessen des ärmeren Theiles der Nation schlecht besorgt waren. Das Königthum, wenn es die allgemeine Wohlfahrt und nicht bloß die Interessen eines Standes besorgt,

Digitized by Google

besitzt an den Mächten der Gesellschaft selbst die hinreichend starke Garantie für seine Dauer und Herrlichkeit." Wie die Monarchie allein den socialen Ständen die Wohlfahrt und Freiheit sichert, so sichert sie sich selbst ihre eigene Freiheit und Macht in der Berücksichtigung und Pflege der allgemeinen Interessen. So ist auch die Wohlfahrt des Proletariats, der zahlreichsten und ärmsten Classe der Nation, nicht mit der socialen Demokratie, wohl aber mit dem constitutionellen Königthum solidarisch verbunden. Nicht der König, nicht ein einzelner Stand der Gesellschaft bilden den Staat. Wenn die Despotie die Gesellschaft negirt, wenn in der Aristokratie und Demokratie die Gesellschaft den Staat negirt, so ist die constitutionelle Monarchie die einzige Form der Verfassung, in der die freie organische Wechselwirkung aller Stände der Gesellschaft gewahrt wird. Auch der Socialismus und Communismus lösen das Problem von der allgemeinen Wohlfahrt nicht, weil sie nur das Ganze und nicht das Einzelne berücksichtigen. Sie geben um der Erhaltung des Ganzen willen die Substanz und das Recht der Individualität auf. Wenn es richtig ist, daß der Staat Allen die gemeinsamen, gleichen Bedingungen des Glückes einräumen soll, so ist es doch gewiß verkehrt, wenn er die Individualisirung, d. h. den Gebrauch derselben nach der eigenthümlichen Natur des Individuums verkümmern würde. Die Theorie des Communismus ist längst gerichtet; sie widerspricht sich selbst. Ist auch das Menschenthum überall das gleiche, so sind die Einzelnen innerhalb der Gattung als concrete Individuen unendlich, also nicht durchaus Gleiche. Der Communismus mit dem Princip der Gleichheit der Persönlichkeiten, von dem aus er seine Consequenzen zieht, will Allen gerecht werden, wird es aber keinem Einzelnen und ist zuletzt das Gegentheil von dem, was sein Name ankündigt. Ebenso der Socialismus. Indem er das Eigenthumsrecht nicht als persönliches begründet, kann er es überhaupt nicht begründen; kann die Arbeit nicht Eigenthum schaffen und die Ordnung des Besitzes bestimmen, so giebt es gar keinen Rechtsgrund für die persönlichen Besitzverhältnisse mehr. Der Socialismus, welcher mit der Beschränkung des Eigenthums in der Gesellschaft verbindend wirken will, würde selbst auf die von der Natur geknüpften Bande auflösend wirken. Denn schon in der Gegenwart des Lebens würde er die Einzelnen von einander trennen, da er die individuelle Bethätigung des Wohlwollens beschränkt und jeden auf den egoistischen Genuß zurücktreibt. Wie dem Socialismus und Communismus Negation des Einzelnen, der Persönlichkeit, des individuellen Lebenskreises, so könnte man unserer gegenwärtigen Gesellschaft umgekehrt Vergessen des Ganzen vorwerfen. Dort wäre Erdrückung alles individuellen Lebens die Folge, hier scheint das Gegentheil, Atomisirung des Ganzen stattzufinden. Es handelt sich aber für das Zusammenleben der Menschen darum, es nach dem Vorbilde der höchsten Organisation zu ordnen, die Einheit in der Mannigfaltigkeit herzustellen, den Zweck des Individuums mit dem Zwecke des Staates zu vermitteln. Die Wahrheit, die im Communismus und Socialismus liegt, ist die Geltendmachung des Principes der Association. Zu ihrem Gedeihen bedarf es einer auf ethischem Grunde errichteten Staatsform, der constitutionellen Monarchie, welche durch eine den socialen

Digitized by Google

Ständen entsprechende Volksvertretung den Interessen der Gesellschaft gerecht wird. Der constitutionelle Staat soll nicht nur der sich regenden Selbsthülfe der gedrückten Classen mit seiner Hülfe entgegenkommen, sondern auch die Initiative in den Reformen ergreifen. Also Staatshülfe, so weit sie möglich ist, für die Associationen, ist das vorzüglichste Rettungsmittel für die Arbeiterclassen.

Man fordere Selbsthülfe derselben auf wirthschaftlichem und moralischem Gebiete mit Schulze-Delitzsch, denn ohne sie wäre die Staatshülfe ohne Erfolg; aber man fordere nicht minder mit Lassalle, daß dort, wo unter der Wucht äußerlicher Verhältnisse eigene Anstrengung des Arbeiterstandes zur Besserung seiner Lage scheitert und scheitern muß, der Staat den vergeblich Ringenden eine rettende Hand darreiche. „Man muß staunen, daß über diese Forderung als über etwas neues und unerhörtes so viel Lärm geschlagen worden — man erinnere sich nur, wie die Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit, die Ablösung der auf dem Boden liegenden Servituten, also die Befreiung des Bauernstandes und die Verminderung des Ackerbauproletariats ohne Staatshülfe niemals zu Stande gekommen wäre. Man erinnere sich nur, wie zu allen Zeiten drängende Nothstände den Staat zur Hülfeleistung genöthigt haben. Und warum sollte die Hülfeleistung nur eine epimetheische, nicht eine prometheische, fürsorgende sein, womit der Staat das drohende Elend nicht nur in vielen Fällen verhüten, sondern das bestehende auch allmälig vermindern und vielfach gewiß auch ganz heben könnte? Wenn der Staat einem äußeren Feinde gegenüber in Gefahr ist, wer wagte da noch, die Pflicht der Bürger zu bestreiten, Leben und Eigenthum an die Beseitigung derselben zu setzen? Ist aber diese innere Krankheit des Pauperismus, die an der Lebenssubstanz der modernen Völker zerstörend nagt, etwa ein minder gefährlicher Feind, von dem man für die Erhaltung des Ganzen nichts zu fürchten und dem gegenüber man darum um dieser Erhaltung willen auch nichts zu opfern hätte? — Gewiß nicht."

Wäre nun auch die Association allenthalben wirklich ins Leben gerufen, die Staatshülfe in Bewegung gesetzt, so wäre damit doch nicht alle Garantie für die Verbesserung des Loses der Arbeiterclasse gegeben. Man muß die Arbeitskraft überhaupt werthvoller machen, durch Organisation der Arbeit, durch Regelung der Consumtion und Production. Ueberhaupt ist von dem Fortschritt der Cultur, d. h. von der Erweiterung der Bedürfnisse die Zukunft der Arbeiter bedingt. Und doch, so viel Vertrauen auf die heutige Cultur und ihre noch schlummernden Kräfte zu setzen ist, alle Lasten werden nie dem menschlichen Leben abgenommen. In der ethischen Lebensauffassung allein liegt eine weltüberwindende Kraft der Resignation, ohne die wir in den glücklichsten Verhältnissen nicht bestehen können. Es ist nicht gleichgültig, ob der sittliche Geist die Gesellschaft und namentlich die gedrückten Classen durchdringt oder ob der Trieb nach physischem Wohlergehen allein der herrschende in ihr ist. In sein Schicksal eine ethische Bedeutung hineinlegen zu können, ist ein hoher Gewinn für das Leben und erleichtert die Verzichtleistung auf unerringbare Güter. Man erhalte und pflege daher die idealen Grundlagen der Gesellschaft und verstopfe nicht die sittlichen Quellen des Glückes. Die Bildung,

Digitized by Google

Aufrechthaltung und Befestigung der ethischen, idealen Weltanschauung in der Gesellschaft stellt sich als die letzte und höchste Forderung an diejenigen hin, welche in die Geschicke des Arbeiterstandes einzugreifen haben. Und von dieser Forderung aus ist die Bedeutung der Philosophie für die Lösung des socialen Problems nicht zu verkennen. Dr. C. S. Barach.

Dilettanten und Dilettantenconcerte in Wien.

(Ein Blatt aus der älteren Musikgeschichte Oesterreichs.)

Von Dr. Eduard Hanslick.

II.

Eine Sommerausgabe dieser Mehlgrubenconcerte oder Uebersetzung derselben ins Grüne, waren die Morgenconcerte im Augarten. Sie waren eine Unternehmung des erwähnten Ph. Martin, dem sich zu diesem Zwecke Mozart anschloß. Am 18. Mai 1782 schreibt Mozart an seinen Vater: „Nun wird in diesem Sommer im Augarten alle Tage Musik sein. Ein gewisser Martin hat diesen Winter ein Dilettantenconcert errichtet, welches alle Freitag in der Mehlgrube ist aufgeführt worden. Sie wissen wohl, daß es hier eine Menge Dilettanten giebt, und zwar sehr gute, nur ist es noch immer nicht recht in Ordnung gegangen. Dieser Martin hat nun durch ein Decret vom Kaiser die Erlaubniß erhalten, 12 Concerte im Augarten zu geben und 4 große Nachtmusiquen auf den schönsten Plätzen der Stadt. Das Abonnement für den ganzen Sommer ist 2 Ducaten. Nun können Sie sich leicht denken, daß wir genug Subscribenten bekommen werden, um so mehr, als ich mich darum annehme und damit assozirt bin. Baron van Swieten und die Gräfin Thun nehmen sich sehr darum an. Das Orchester ist von lauter Dilettanten, die Fagottisten, die Trompeter und Paucker ausgenommen". Eine ganz eigenthümliche Physiognomie hatten diese Augarten-Concerte schon durch ihre malerische, frühlingsgrüne Umgebung. Es waren Concerte mitten im Garten, zwar nicht unter freiem Himmel, aber in dem geräumigen Saal des recht stattlichen, mittleren Gartengebäudes. Kaiser Joseph II. hatte den Augarten, den ein gleichzeitiger Chronist als den „Tuileriengarten Wiens" preist, am 30. April 1775 dem Publicum geöffnet[1]. Sechs Jahre später gaben Mozart und Martin in diesem Nachtigallenpark ihr erstes Abonnementsconcert (26. Mai 1781) Es wurde darin eine Symphonie von Mozart und eine von van Swieten gegeben. Ein Knabe Namens Türk producirte

[1] Später wurde über dem Eingang die Tafel mit der Inschrift eingefügt: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer." (Hormayr „Geschichte Wiens", 2. Abth., 3. Bd., 23. Heft, S. 111.)

Digitized by Google

sich mit einem Violinconcert, eine Dilettantin, Fräul. Berger, sang und Fräul. v. Auernhammer spielte mit Mozart dessen Duettconcert in Es. „Dies erste Concert fiel gut aus, Erzherzog Maximilian, die Gräfin Thun, Wallenstein,[1] Baron van Swieten und viele andere Liebhaber waren zugegen." Nach Jahns Vermuthung dürften die Concerte doch nicht so glänzend ausgefallen sein, als man anfangs hoffte, wenigstens ist von einer weiteren Betheiligung Mozarts in den folgenden Jahren nirgends die Rede [1].

Die Augarten-Concerte selbst wurden fortgesetzt. „Eine Anzahl junger Dilettanten schoß die nöthige Geldsumme dazu her, der Vicepräsident v. Keeß lieferte Musikalien und Instrumente dazu, und jeder Einheimische und Fremde von einigem Ansehen hatte freien Zutritt. Unter Keeß' Oberleitung standen die Dilettantenmusiken im Augarten (12 in jedem Sommer) in so hohem Ansehen, daß selbst Damen vom höchsten Adel sich dabei hören ließen. Das Auditorium — es hatte nicht jedermann Zulaß — war sehr brillant". Anfangs der neunziger Jahre übernahm der Violinspieler Rudolf die Direction. „Es ging zwar noch immer gut, aber nicht mehr so glänzend. Der Adel zog sich zurück, indem im Grunde der größte Theil desselben dem Kaiser Joseph zu Gefallen hinausgegangen war". Nach Rudolf übernahm Schuppanzigh die Direction [2] und — so berichtet unser Gewährsmann in der „Leipziger Allgem. M. Ztg." vom Jahre 1800 — „jenes aufmunternde Auditorium ist ganz weg. Kein Liebhaber von wahrer Bedeutung mag sich mehr hören lassen, selbst die Musiker spielen nur sehr selten Concerts, überhaupt ist das Feuer für dies Institut ganz erloschen. Da der Zweck des Unternehmers nicht sowohl mehr Liebe zur Kunst, als vielmehr sein Nutzen ist, so ist es bei dem geringen Abonnementsgeld gar nicht möglich, etwas namhaftes auf die Musik zu verwenden. Das Auditorium ist zu wenig aufmunternd, zu wenig einladend. Der Saal ist sehr gut, aber das Orchester übel gestellt, gerade in der Mitte, ohne die mindeste Erhöhung. Das größte Verdienst des Herrn Schuppanzigh ist wohl sein kühnes Spiel. Doch können wir dem ziemlich verbreiteten Ruf, er sei ein großer Director nicht beistimmen. Er ist ein sehr geschickter, aber doch bloßer Praktiker, ohne alle Kenntnisse der Theorie und Composition" [3].

Unzweifelhaft hat Schuppanzigh seinen Künstlerruf hauptsächlich als Quartettspieler begründet und in dieser Eigenschaft (wesentlich gehoben durch seine Verbindung mit Beethoven) den großen und dankenswerthen Einfluß auf das Wiener Musikleben gewonnen, den die Geschichte ihm zuerkennen muß. Indessen hat er auch in seinen Augarten-Concerten immerhin Verdienstliches geleistet. Wurde diesen Produc-

[1] Jahn 3., S. 200.

[2] Schuppanzigh hatte, dem „Jahrbuch der Tonkunst" zufolge, schon 1795 begonnen, Morgenconcerte im Auzarten zu dirigiren, als noch Rudolf, „der beständige Directeur", dieser Morgenmusiken war. Später führte er die Unternehmung dieser Morgenconcerte allein, welche an Donnerstagen früh um halb 8 Uhr, mitunter auch schon, wie die Annoncen in der „Wiener Zeitung" von 1802 und 1803 darthun, um 7 Uhr früh stattfanden

[3] „Leipz Allg. Musikztg." vom 15. October 1800.

Digitized by Google

tionen allerdings schon in den Jahren 1800 bis 1805 ein beständiges Sinken vorgeworfen, so waren sie doch nicht ohne künstlerische Bedeutung sowohl was das Programm als was die mitwirkenden Künstler betrifft. In ersterer Hinsicht machte sich, wie bereits erwähnt, Schuppanzighs Verdienst um die Vorführung Beethovens geltend, dessen Ouverturen, erste fünf Symphonien und Clavierconcerte (gespielt von Czerny, Stein und Ries) sehr häufig vorkamen. Von Virtuosen machten die für das Wiener Musikleben so wichtig gewordenen Geiger Mayseder (24. Juli 1809), Pechatschek (9. September 1805) und Linke (2. August 1810) hier ihr erstes Debut. Außer diesen jungen Künstlern wirkten nicht selten die Pianisten Czerny und Stein, der Flötist Bayr, die Harfenspielerin Müller u. A. mit. Schuppanzigh selbst, der die Orchesterstücke (mit dem Bogen) dirigirte, trat fast jedesmal auch als Virtuose auf mit Concerten von Viotti, Kreuzer, Rode und dem damals unerläßlichen Polonaisen- und Variationentribut. Er mußte sich mehr oder minder verblümt sagen lassen, das Bravourspiel sei nicht sein Fach [1]. Die Programme waren auf Abwechslung bedacht, brachten aber neben Gesang, Instrumentalsolos und Declamation stets zum mindesten ein bis zwei größere Orchesterwerke [2]. Der Grund des allmäligen Verfalls dieser Concerte unter Schuppanzigh war ein tieferer oder wenn man will ein oberflächlicher. Er lag in dem Schicksal des Augartens, aus der Mode zu kommen, und in dem Schicksal jedes Sommer- oder Gartenconcerts, einen rein künstlerischen Charakter nicht aufrechthalten zu können. Schon nach dem Tode des Kaisers Joseph zogen sich die höheren Classen zurück und bald nach Beginn dieses Jahrhunderts verließ auch das große Publicum immer mehr und mehr den reizenden, aber entlegenen und von unschönen, ärmlichen Stadttheilen umgebenen Augarten [3]. Dazu kommt, daß die Sommerzeit mit ihrer fortlockenden, zerstreuenden Gewalt für ernsten Musikgenuß nicht gemacht ist; die Morgenstunde ist es ebensowenig; der Garten mit seiner Duft- und Blumenpracht, seinem Gewimmel eleganter Spaziergänger am allerwenigsten. Concerte, die zur Sommerzeit in einem, von der Mode getragenen Belustigungsgarten stattfinden, werden immer den Charakter von etwas nebensächlichem, beiläufigem

[1] So von der „Leipz. Allg. Musikztg." im October 1800, im October 1804 („Sein Schüler Mayseder dürfte den Meister bald erreichen"), im Mai 1812 ꝛc.

[2] Z. B. das Eröffnungsconcert des zweiten Cyklus im Sommer 1804 brachte die D-dur-Symphonie und das C-moll-Concert von Beethoven (letzteres gespielt von F. Ries), die Ouverture zur Zauberflöte und die G-moll-Symphonie von Mozart. Schuppanzighs Mittagsconcert im Augarten am 6. Mai 1810 brachte drei Beethoven'sche Stücke, eine Arie, Ouverture und Symphonie. Eines der letzten Programme Schuppanzighs (1. Mai 1813) lautete: „Beethoven C-moll-Symphonie, Arie von Liverati von Fräuln Hensler, Solo für Violoncell, comp. und vorgetragen von Linke, Declamation von Delle. Adamberger, Marsch von Beethoven."

[3] Vetter Eipeldauer klagt schon im Jahre 1794: „Der Augarten, den der Kaiser Josef den Wienern so schön hergestellt hat, ist jetzt wie ausg'storben. Einmahl hat's freilich dort gewimmelt von Menschen, aber das is mehr aus Politik g'scheh'n. Zum einzigen Tins (Diner) ist er ihnen noch gut g'nug. 's Frauenzimmer und d'schöne Welt aber sitzt und treppelt im Prater und bei Lemonadihütten herum, wo der größte Staub ist." (Briefe, 5. Heft, S. 9.)

Digitized by Google

annehmen, ernste Musik kann sich da niemals zum Selbstzweck, zur Hauptsache erheben. War es auch nicht immer so schlimm im Augarten wie an jenem 1. Mai, wo die Spaziergänger aus den Alleen in den geheizten Gartensaal flüchteten, und ein Concert hörten, bloß um sich zu erwärmen [1], so wird man doch häufig auch an den schönsten Sommermorgen die Musik nur gehört haben, um das rein elementarische Vergnügen durch ein ihm homogenes Singen und Klingen beiläufig verstärken zu lassen. Concertmusik, auch die beste, stand damals überhaupt noch nicht in so hoher Achtung, daß man sie, gleichberechtigt mit der Oper und dem Oratorium, als künstlerischen Selbstzweck von absoluter Bedeutung betrachtet und behandelt hätte. Dies bestätigt auch das Verhalten der Journal- und Reiseschriftsteller jener Zeit, welche, wenn sie den Glanz des Augartens meist im entzückten Ton schildern, die Concerte daselbst entweder gar nicht oder nur mit der kurzen allgemeinen Bemerkung erwähnen, daß „des Morgens oft Musik gemacht wird“ [2].

Die Augarten-Concerte mit ihrer Verschmelzung von Kunst- und Naturgenuß, Glanz der Virtuosität und der Toiletten, waren eine Wiener Specialität, deren Ruf sich bald weit verbreitete. Als der Geiger Joseph Böhm aus Wien gemeinschaftlich mit dem Pianisten Peter Pixis auf einer größeren Kunstreise im Juni 1818 Triest berührte, verkündigten die Anschlagzettel: „un Academia musicale di mattina che verrà data nella campagna del Sign. Lombardo accanto al così detto Augarten, o giardino Tedesco“. Der Anfang war um 8 Uhr Morgens, eine in Italien gewiß ungewöhnliche Concertstunde. In dem Maße, als der Besuch des Augartens außer Mode kam, schwand natürlich auch der Ruf und die Beliebtheit der Schuppanzigh'schen Concerte [3]. Mitunter kam ein angekündigtes Abonnement gar nicht zu Stande. Bis zum Jahre 1810 oder 1812 scheinen diese Abonnementsconcerte einen ziemlich ununterbrochenen Fortgang zu nehmen [4], dann verlieren wir ihre Spur und begegnen nur das alljährliche Schuppanzigh'sche Morgenconcert am 1. Mai im Augarten. In dem Decennium 1814 bis 1824

[1] „Am 1. Mai 1820 gab Herr Pechatschek ein Morgenconcert im Augarten. Es ist eine uralte Gewohnheit unserer eleganten Welt, sich am Morgen des 1. Mai im Augarten zu versammeln, welcher sonst in den schönsten Tagen unbesucht bleibt. Herr Pechatschek fuhr bei dieser ungünstigen Witterung nicht übel; er bekam volles Haus, denn selbst die Nichtverehrer der Musik strömten haufenweise herein, um sich für 3 fl. wenigstens zu wärmen.“ (Wiener Allg. Musikztg. Mai 1820.)

[2] So in Pezzls „Skizze von Wien“ vom Jahre 1786, S. 696, in den „Reisen durch das südliche Deutschland“ von 1789 (1. Bd., S. 192) u. a. Selbst der Musikschriftsteller F. A. Kanne erwähnt in einer langen, unerquicklich witzelnden Schilderung des „1. Mai im Augarten“ (in Hormayrs „Archiv für Geschichte“ vom Jahre 1823, Nr. 51 ff.) bloß der Harmoniemusik, welche beim Hoftraiteur während des Essens spielt.

[3] Die auf allen Kreisen lastenden Nachwirkungen der französischen Occupation vereitelten im Jahre 1806 das Zustandekommen der Augarten-Concerte. (Schindlers „Beethoven“, 1., S. 139.)

[4] Unter Schuppanzigh betrug das Abonnement für fünf Concerte 5 fl., dafür wurden zwei Billete verabfolgt. Wenn Zuspruch zu hoffen war, annoncirte Schuppanzigh im August ein zweites Abonnement. („Leipz. Musikztg. von 1805.)

Digitized by Google

finden sich nur spärlich einzelne Concerte, meist von irgend einem einheimischen Virtuosen der nach Schuppanzighs Abgang nach Rußland (1816) die alte Zugkraft des Augartens versuchen wollte. So brachte der Mai 1819 und 1822 je ein Morgenconcert des Violinspielers Clement, 1820 des Geigers Fr. Pechatschek, 1823 endlich des Pianisten und Compositeurs Conradin Kreutzer, sämmtlich schwach besucht.

Während Schuppanzigh's Abwesenheit von Wien veranstaltete im Sommer 1813 der Hoftraiteur Jan in Gesellschaft mit dem Orchesterdirector des Hofoperntheaters Wranitzky sechs abonnirte Morgenconcerte im Augartensaal — die letzten — „mit schwachem Erfolg", wie die „Wiener Musikzeitung" (Nr. 30) meldet, und „sehr geringfügigen Inhalts". Gehalthose Instrumentalsoli hatten zu sehr die Oberhand. Am 21. September 1817 (Mittags) findet sich eine Wohlthätigkeitsakademie „im neu erbauten Festsaale" im Augarten verzeichnet, aller Wahrscheinlichkeit nach ein improvisirter großer Bau. Weigl dirigirte, Mayseder, Moscheles, Giuliani, dann mehrere italienische Sänger wirkten mit. Die Akademie wurde daselbst mit verändertem Programm am 12. October wiederholt. Gegen Ende der zwanziger Jahre hören auch die einzelnen Virtuosenconcerte im Augarten gänzlich auf.

Nur für Einen Tag im Jahr erwachte der Augarten wie durch einen Zauber, gleich jener Prinzessin im Mährchen, zum Leben, zur alten Pracht und Fülle zurück, das war der erste Mai. Längst waren die schattig grünen Alleen des Augartens das Jahr über von der eleganten Welt verlassen, als noch an dem Einen Tag alles im Festkleid hinausströmte. Das alljährliche Morgenconcert am 1. Mai erhielt sich daher auch, als letztes Zweiglein, am längsten. Noch in den dreißiger und vierziger Jahren hörte man am 1. Mai ein Morgenconcert, das zwar nicht Beethoven'sche Symphonien, aber Strauß'sche Walzer und Märsche brachte. Die Strauß'sche Capelle erschien als moderne und der Umgebung wohl entsprechende Transformation der Concerte Schuppanzighs. Am 1. Mai war die Tagesordnung des richtigen Wieners vom Morgen bis zum Abend auf das strengste vorgezeichnet. Zeitlich früh mußte er in den Prater, das Wettrenen der herrschaftlichen Laufer zu sehen. Hierauf hatte man Toilette zu machen und sich in neuen eleganten Frühlingskleidern unfehlbar in den Augarten zu begeben, wo promenirt und Musik gehört wurde [1].

Der Nachmittag brachte die weltberühmte Praterfahrt und der Abend die italienische Oper. Gegen die Barbarei des „Schnelllaufens", das jedesmal rasch oder langsam Menschenopfer kostete, hatten sich allmälig ernste Stimmen erhoben,

[1] Die sociale Bedeutung, welche diese Maipromenade für das Wiener Leben erlangt hatte, spiegelt sich in einem einactigen Lustspiele, betitelt: „Das Augarten-Concert", welches zum ersten Male am 21. Juni 1806 im Theater an der Wien gegeben wurde. Heldin des Stückes ist die vergnügungssüchtige Gattin eines fleißigen Buchhalters, welche das letzte ihrem Kinde zugesicherte Restchen Vermögen angreifen will, um am 1. Mai in theurem Putz das Augarten-Concert besuchen zu können. (Wiener Theaterztg. v. J. 1806, Nr. 2.)

Digitized by Google

für solche Stimmen brachte aber erst das Jahr 1848 die geeignete ausreichende Akustik. Das Lauferrennen am 1. Mai 1847 war das letzte, das in Wien stattfand und die Morgenmusik im Augarten am selben Tage die letzte, die in dem „allen Menschen gewidmeten Erlustigungsort" erklang. —

Eine dritte kurze, aber schöne Blüthe des Dilettantismus war (1807) das sog. adelige Liebhaberconcert oder Cavalierconcert, dessen officieller Titel bescheidener und zutreffender „die Gesellschaft der Liebhaberconcerte" hieß. Es war nach langem Brachliegen der erste Versuch sich zu sammeln und mit würdigen Aufführungen an die frische Luft der Publicität hinauszutreten. Man hatte nicht vergessen, was der hohe Adel zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zuletzt noch 1801 („Jahreszeiten") für die große Musik geleistet hatte. War nun auch der Adel als solcher nicht mehr zu einer regelmäßigen Fortsetzung dieser Productionen geneigt, so fühlten doch einige seiner vornehmsten Glieder die sanfte Gewalt des „Noblesse oblige". An diese wendete sich die gebildetste und angesehenste Schicht des bürgerlichen Dilettantismus, mit der Bitte, an der Gründung eines „Liebhaberconcertes" Theil zu nehmen und vor allem das junge Institut ihrer Protection, zu versichern. Mit dieser „Protection", bezweckte man vor allem, den Liebhaberconcerten den Besuch des hohen Adels zuzuwenden und sich so von vornherein der Gefahr pecuniärer Verluste und dem Verdacht uneleganter Formen zu entziehen. Die als unentbehrlich erachtete Schirmherrschaft zweier Fürsten ist noch ein patriarchalischer Zug. Er verschaffte dem Unternehmen die noch stärkere Protection der Mode und den schmeichelhaften Beinamen eines „adeligen" Liebhaberconcerts. Ueber den ersten Anfang derselben belehrt uns ein stark vergilbtes gedrucktes Circular im Archiv der „Gesellschaft der Musikfreunde". Es trägt zwar kein Datum, aber der Umstand, daß dem deutschen Text die französische Uebersetzung rechts gegenübersteht, belehrt uns sofort, daß das Blatt nach dem 13. November 1805 erschienen ist. An diesem Tage waren die Franzosen in Wien eingerückt; Theater und Concertzettel wie die meisten sonstigen Publicationen geschehen bis ins folgende Jahr hinüber in beiden Sprachen, des Siegers und des Besiegten. Das Circular ist unterzeichnet „Für die Oberdirection Freiherr v. Neuwirth"; ein in der Musikwelt Wiens weder früher noch später auftauchender Name, der übrigens zu seiner künstlerischen Legitimation auf mehrere in seiner Wohnung arrangirte und beifällig aufgenommene Privatconcerte hinweist. Dieser Baron Neuwirth proponirt die Gründung einer Concertanstalt, welche „allen Künstlern Gelegenheit geben soll, ihre Talente vor einer zahlreichen und sehr gewählten Gesellschaft glänzen zu lassen." „Aufgefordert durch den Wunsch mehrerer Musikliebhaber und geehrt durch den Schutz Ihrer Durchlauchten der Fürsten Lobkowitz und Trauttmannsdorf" ladet er alle Musikliebhaber zur Subscription auf 16 Concerte ein, die vom 1. December an jeden Sonntag von 12 bis 2 Uhr im großen Universitätssaal stattfinden sollen. Die Direction des Orchesters ist den Capellmeistern Gyrowetz und Wranitzky übertragen, die Hauptleitung des Unternehmens behält Baron Neuwirth sich allein vor. Das Orchester wird aus 50 bis 60 der vorzüglichsten Künstler

Digitized by Google

bestehen. Der Subscriptionsbetrag für die 16 Concerte (25 fl. in Einlösungsscheinen) soll zurückgestellt werden, falls die Zahl der Abonnenten nicht hinreicht, die Unkosten der Unternehmung zu decken. Das Geld scheint in der That zurückgestellt worden zu sein, denn es findet sich keine Spur, daß diese Concerte wirklich im Winter 1805 bis 1806 stattgefunden hätten. Sehr wahrscheinlich hat jene trostlose „Zeit der Noth" wenig Leute in der rechten Concertstimmung vorgefunden. Erst im November 1807 sehen wir die Ideen des Barons Neuwirth von einem Anderen, dem Bankier v. Herring aufgenommen und wirklich durchgeführt [1]. Herring, ein sehr guter Violinspieler, der manches Concert in seinem eigenen Hause veranstaltet und dirigirt hatte, war der Hauptbegründer dieser neuen „Liebhaberconcerte", welche im November 1807 in der prosaischen „Mehlgrube" begannen, aber noch im selben Jahre den großen Saal der Universität bezogen. Sie waren zahlreich und von der gewähltesten Gesellschaft Wiens besucht, was zum großen Theil gewiß dem erwähnten Schutze des kaiserlichen Oberstthofmeisters Fürsten Trauttmannsdorff zu danken war, welchem sich der kunstsinnige Graf Moriz Dietrichstein thätig beigesellte [2]. Die Eintrittskarten wurden, wie die „Vaterländ. Blätter" von 1808 berichten „mit strenger Wahl vertheilt". Man gab sie nur an „den hiesigen Adel, angesehene Fremde und die vorzüglichsten Personen des Mittelstandes, und auch unter diesen Classen wurden besonders Musikkenner und Liebhaber vorgezogen. Die Musik wurde fast durchgängig von Dilettanten — mitunter auch adeligen — ausgeführt und von Herring dirigirt [3]. Letzterer, der uns als ein etwas eigensinniger und unverträglicher Mann geschildert wird [4], legte in Folge einiger Mißhelligkeiten

[1] Als Vorgänger und Vorbereiter zu dem adeligen Liebhaberconcert können die Privatconcerte angesehen werden, die in den Jahren 1803 bis 1807 der Bankier v. Würth in seiner Wohnung gab. Es waren stattliche Aufführungen mit Orchester, gediegensten Inhalts, und dürften wohl, wären sie öffentlich gewesen und nicht rein häusliche Matinéen, an der Seite des Herring'schen „Liebhaberconcertes" genannt werden. Würths Musiken bildeten genau das Verbindungsglied zwischen den Aufführungen van Swietens, welche mit dem Jahre 1801 erloschen und dem Herring'schen „Liebhaberconcert", welches im Jahre 1807 begann. Die Concerte bei Würth fanden an Sonntag-Vormittagen vor einer sehr gewählten (geladenen) Gesellschaft statt. Dirigent war in der Regel Clement, die Spieler fast durchaus Dilettanten. Doch ließen sich die berühmtesten Virtuosen gern in dem gastfreundlichen Hause hören, so z. B. im Jahre 1804 Kalbrenner, Thieriot, Metzger, Flut ꝛc, von Wiener Pianisten waren Ferd. Ries, Frl. v. Kurzböck u A. thätig. Im Februar 1804 dirigirte Beethoven bei Würth seine „Eroica", eine ganz neue Symphonie, eigentlich „eine sehr weit ausgeführte, kühne und wilde Phantasie", wie der Correspondent der „Leipz. Musikztg." sagt. Dies einzige Factum — und es blieb weitaus nicht das einzige — kennzeichnet die künstlerische Bedeutung dieser Würth'schen Concerte.

[2] Bei Griesinger, Dies und in öffentlichen Blättern finden wir als officielle Beschützer nur Trauttmannsdorff genannt, nicht auch Lobkowitz.

[3] Mündliche Mittheilung Dr. L. Sonnleithners.

[4] Im ersten Concert gab man Beethovens zweite Symphonie, die Ouverture zu „Figaro" von Mozart und zu „Iphigenie" von Gluck. Frl. Spielmann trug ein Klavierconcert von Krommer vor. Im folgenden excellirte Baron Cerrini mit einem Violinconcert von Rode. (Leipziger Allg. Musikztg. 10. Bd., Nr. 9 und 15.)

Digitized by Google

noch im selben Jahre die Direction nieder, welche der Violinspieler und Orchesterdirector des Wiedner Theaters Clement nach ihm übernahm. Letzteren denken wir uns nicht ohne alles Verdienst darum, daß Beethoven, den er enthusiastisch verehrte und der Clements Talent oft erprobt hatte, in nähere Beziehung zu dem Liebhaberconcert trat. Im December 1807 dirigirte Beethoven daselbst seine „Coriolan"-Ouverture, und „Eroica", im Jänner 1808 seine B-dur-Symphonie, welche (zuvor im Theater nicht allzu warm aufgenommen) hier gleich sehr gefiel [1].

Das „adelige Liebhaberconcert stand rasch im schönsten Flor. Alles wirkte spielend oder hörend mit Lust und Liebe mit [2]. Leider sollte diese rasch entwickelte Kunstblüthe von kurzer Dauer sein. Die Kriegsstürme, welche 1805 zuerst den Beginn der Unternehmung verzögert, beschleunigten (1809) das Ende derselben. Die Aufführung der „Schöpfung" von Haydn am 27. Mai 1808 war das letzte Lebenszeichen des Dilettantenconcerts. In keinem Falle war es möglich, rühmlicher zu schließen. Es war jene denkwürdige Aufführung, bei der Haydn persönlich erschien, zum letzten Mal öffentlich erschien, und einen Triumph erlebte, der jeden Anwesenden bis ins Herz erschüttert hat [3].

[1] Leipz. Allg. Musikztg. von 1808.

[2] Nach einer mündlichen Mittheilung des Herrn Grafen M. Dietrichstein war der später als Componist des „Nachtlagers" berühmt gewordene junge Pianist Conradin Kreutzer dem „Liebhaberconcert" von besonderem Nutzen. Er füllte mit Klaviervorträgen viele oft plötzlich entstandene Lücken aus; auf ihn konnte man stets mit Sicherheit zählen.

[3] Haydns Freund und Biograph Albert Dies erzählt, wie folgt:

„Der 27. März 1808 war einer der größesten Ehrentage, die Haydn bis jetzt erlebte. Der Greis liebte von jeher sein Vaterland und er setzt einen unaussprechlichen Werth auf die im Vaterland genossene Ehre.

Die Gesellschaft des Liebhaberconcertes gab unter dem Schutze des Obersthofmeisters Fürsten v. Trauttmannsdorf am 27. März das diesjährige letzte Concert im Universitätssaale und glaubte es mit Haydns Schöpfung am würdigsten zu beschließen. Carpani hatte eine meisterhafte italienische Uebersetzung des Textes geliefert. Haydn war zu dem Feste, wo er die erste Person sein sollte, förmlich eingeladen, und seine Gesundheit sowohl als das heitere Wetter erlaub en ihm glücklicher Weise bei der Aufführung erscheinen zu können. Der Fürst Esterhazy war an dem Tage bei Hof, schickte aber einen Wagen vor Haydns Wohnung, in welchem Haydn langsam nach dem Saale hinfuhr. Hier wurde er schon bei dem Aussteigen von hohen Personen des Adels empfangen. Das Gedränge war sehr groß, so daß Militärwache für die Ordnung Sorge tragen mußte. Haydn wurde nun, auf einem Armstuhle sitzend, hoch emporgehoben, getragen und bei dem Eintritt in den Saal unter dem Schalle der Trompeten und Pauken von der zahlreichen Versammlung empfangen, und mit dem freudigen Rufe: „Es lebe Haydn!" begrüßt. Er mußte neben der Fürstin Esterhazy Platz nehmen. Auf der anderen Seite saß das Fräulein von Kurzbeck neben ihm. Der höchste, sowohl fremde als hiesige Adel hatte seine Sitze in Haydns Nähe gewählt. Man war sehr besorgt, der schwache Greis möchte sich erkälten, er wurde daher gezwungen, den Hut aufzubehalten.

Der französische Botschafter Graf Andreossy schien mit Vergnügen zu bemerken, daß Haydn die ihm von dem Concert des Amateurs zu Paris verehrte goldene Medaille, die er sich durch die Schöpfung erwarb, an einer Schleife im Knopfloche trug, und sagte zu ihm: „Nicht allein diese Medaille, Sie müssen alle Medaillen, die in ganz Frankreich ausgetheilt werden, empfangen."

Digitized by Google

Im Jahre 1809 verdunkelte sich der Himmel abermals und noch drohender, der Feind rückte zum zweiten Male in Oesterreichs Hauptstadt ein. Das nahende Waffengeklirr scheuchte wahrscheinlich die Mitglieder des „Liebhaberconcerts" auseinander. Sie haben sich nicht wieder versammelt. Das Wiener Publicum blickte den Productionen im Universitätssaal mit großem Bedauern nach und die Zeitungen beklagten deren Verstummen als eine empfindliche Lücke [1].

Mit jenem letzten „Liebhaberconcert" im Universitätssaal (27. März 1808) stockt die öffentliche Betheiligung des Dilettantismus in Wien. Es ist, als wäre dieser mit seinem Herrn und Meister, Joseph Haydn, aus dem Leben geschieden. Aus dem öffentlichen wenigstens; die Dilettanten Wiens, zogen sich für lange Zeit gänzlich an den häuslichen Herd zurück, sich in kleinste Kreise zersplitternd, die in ihrer Heimlichkeit segensreich für die Kunstbildung jenes Einzelnen wirkten, für die Gesammtheit aber nicht vorhanden waren. Von Haydns letztem Concertbesuch (1808) bis zur vollständigen Organisation der „Gesellschaft der Musikfreunde" (1815) hatte Wien kein öffentliches Dilettantenconcert. Erst die großartige Aufführung des „Timotheus" in der Winterreitschule im Jahre 1812 gab — eine rettende That — das Signal zur Gründung jener Gesellschaft und zu einer neuen Gestaltung des musikalischen Dilettantismus in Wien.

Ein Beitrag zur Architekturgeschichte der Stadt Wien.

Wer den steinernen Riesencodex, den wir Architekturgeschichte nennen, zu lesen versteht und sich die Schaaren dahingeschwundener Geister vergegenwärtigt, welche

Haydn glaubte ein wenig Zugluft zu verspüren, welches die ihm nahesitzenden Personen bemerkten. Die Fürstin Esterhazy nahm ihren Shawl und umhing ihn damit. Mehrere Damen folgten diesem Beispiele und Haydn war in wenigen Augenblicken mit lauter Shawls bedeckt.

Die Feier dieses Festes war von dem Herrn v. Collin in deutscher und von Carpani in italienischer Sprache besungen worden. Die Gesänge beider Dichter wurden dem gerührten Greise von der Freiin von Spielmann und dem Fräulein Kurzbeck überreicht. Er konnte länger seiner Empfindung nicht gebieten, das gepreßte Herz suchte und fand Linderung im Ausbruch der Thränen.

Er mußte eine Stärkung von Wein nehmen, um die die ermatteten Lebensgeister zu erhöhen. Haydn blieb dessenungeachtet in einer so wehmüthigen Stimmung, daß er sich zu Ende der ersten Abtheilung wegbegeben mußte. Sein Abschied überwältigte ihn vollends; er hatte kaum Worte und konnte den herzlichsten Dank und die feurigsten Wünsche für das Wohl der Versammlung, der Virtuosen und der Kunst überhaupt nur mit abgebrochenen schwachen Worten und Segnungen ausdrücken. In jedem Gesichte las man tiefe Rührung und bethränte Augen begleiteten ihn, wie er weggetragen wurde, bis an den Wagen." (Biographische Nachrichten S. 162.)

[1] Der „Sammler" von 1809 klagt: „Allgemein vermißte man in diesem Winter die im vorigen Jahr von einer so gewählten als zahlreichen Gesellschaft besuchten Liebhaberconcerte im Universitätssaal." Die Bemühungen der vornehmen Veranstalter seien damals „mit dem Dank von fast tausend Zuhörern gelohnt" gewesen.

Digitized by Google

die verschiedenen Baustyle gleich Erdschichten mit ihren Gängen und Lagerungen übereinander gethürmt haben, für den kann das Bauleben einer einzigen Stadt, an und für sich betrachtet, möglicherweise nur eine höchst relative Bedeutung haben. Er wird es vorziehen, das Einzelne dem großen Ganzen einzufügen und aus der Menge der Thatsachen rasch eine Regel abzuleiten, welche ihm die allgemeine Uebersicht erleichtern soll.

Anders diejenige Betrachtung der Kunst, welche man die psychologische nennen könnte. Für sie hat das architektonische Individuum, die Stadt, mit ihrer eigenthümlichen Physiognomie, mit ihren angeerbten Familienähnlichkeiten und Gewohnheiten, mit den Lapidarmemoiren ihrer Kirchen und Paläste den allerhöchsten Reiz. Je mehr sich hier des Besonderen und Ungewöhnlichen findet, desto besser. Jedes Denkmal der Vergangenheit bietet dieser Art der Beobachtung einen frischen Charakterzug, jeder Neubau ein erwünschtes Lebenszeichen dar.

Es ist eben ein Jahr verflossen, seit eine solche biographische Betrachtung des architektonischen Lebens der Stadt Wien zum ersten Mal versucht worden ist. Die Gelegenheit dazu bot sich in der vorjährigen Architektenversammlung, zu der man von Seiten des hiesigen Architekten- und Ingenieurvereins gleichsam einen Führer durch die baulichen Schätze der Stadt für die fremden Gäste herstellen wollte. Das damals erschienene, von dem städtischen Archivar K. Weiß redigirte Büchlein „Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken" war nun aber wirklich nur für die Fremden da. Der zu gering bemessene Vorrath reichte sogar für diese kaum aus, und so sah sich der genannte Verein genöthigt, schleunigst eine revidirte und vermehrte Auflage davon zu veranstalten, die in sauberstem Druck und reich illustrirt bei C. Gerold's Sohn erschienen ist.

Für den heutigen Praktiker, sei er nun Architekt oder Bauunternehmer, muß diese architektonische Biographie der Kaiserstadt, an deren Inhalt sich ungesucht die interessantesten Betrachtungen knüpfen, ihre ganz besondere Wichtigkeit haben. In dem Neugestaltungsproceß, den wir gegenwärtig durchmachen, ist es naturgemäß, wenn sich das Bedürfniß nach einer gewissen Richtschnur geltend macht, und wir wollen nur wünschen, daß man dieselbe nirgends anderswo als in der eigenen Vergangenheit unseres Baulebens suche. Nur im richtigen Verständniß der wirklich lebensfähigen Elemente, welche sich in dem Bestehenden vorfinden, läßt sich etwas tüchtiges neues erschaffen und unsere Architektur vor dem unfruchtbaren Experimentiren bewahren, an dem z. B. das moderne München, trotz der bedeutenden Kräfte, die dort eine Zeitlang thätig gewesen sind, architektonisch zu Grunde zu gehen droht.

Es ist nicht schwer, den durchgreifenden Charakterzug zu erkennen, welcher die bauliche Physiognomie der Stadt Wien bezeichnet. Daß dies kein mittelalterlicher ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Die wenigen monumentalen Reste, welche das Mittelalter in den Mauern der Stadt uns hinterlassen hat (St. Stephan, Michaeler-Kirche, Minoriten-Kirche, Augustiner-Kirche, Maria am Gestade, Hofburgcapelle, Rathhauscapelle, Pfarrkirche am Hof, St. Rudberts-

Digitized by Google

Kirche und deutsche Ordens-Capelle) sind einestheils mit modernen Elementen so stark versetzt, daß wir oft nur mit Mühe den Kern aus der zopfigen Hülle herausschälen können; anderentheils gehören ihre mittelalterlichen Bestandtheile selbst keineswegs der eigentlichen Blüthezeit, sondern bereits dem Ausgange der mittelalterlichen Style an und können deßhalb wohl in vielen Punkten als reizvolle, kühne, charakteristische, aber nicht als mustergültige Werke betrachtet werden.

Dieser verspätete Charakter, wenn ich so sagen darf, ist ein bemerkenswerther Zug in dem architektonischen Leben Wiens, der sich von den ältesten bis auf die jüngsten Epochen unserer Bauthätigkeit verfolgen läßt. Wer von uns kennt nicht das altergeschwärzte Portal, das sogenannte Riesenthor an der Vorderfaçade der Stephanskirche mit seinem reichen, phantastischen Ornamenten- und Figurenschmuck? Als dieses kostbare Denkmal des romanischen Styls und was an den westlichen Theilen der Kirche sonst noch aus jenen Tagen stammt, seine letzte Vollendung erhielt, war in Frankreich, England und einigen Theilen Deutschlands die Gothik bereits in voller Entwicklung begriffen. Und ganz ähnlich verhält es sich natürlich mit den hiesigen Werken gothischen Styles. Während man dem Thurme von St. Stephan zum ersten Mal seine kürzlich erneuerte Kreuzrose aufsetzte (1433) und sodann (1446) den letzten Stein in das große Gewölbe des Mittelschiffes der Kirche einfügte, war in Italien schon seit mehreren Decennien die Renaissance in Kirchen und Palästen zur Geltung und Herrschaft gelangt. Das reizende Thürmchen der Kirche Maria am Gestade läßt in seinem kuppelförmig abgerundeten Helm — der an den verwandten Thurmabschluß des Domes zu Frankfurt a. M. erinnert — wohl schon etwas von dem „sanften Hauche der Renaissance" verspüren. Diese selbst in ihrer Totalität jedoch kam erst, nachdem sie anderwärts den Kreislauf ihrer Entwicklung fast vollendet hatte, in der freilich stolzen und strengen, aber bereits abgekühlten Form des 16. und 17. Jahrhunderts zu uns herüber.

K. Weiß hat ganz recht, wenn er in die letztgenannte Periode, zu der man jedoch den Anfang des 18. Jahrhunderts noch mit hinzurechnen muß, die eigentliche Blüthezeit der Wiener Baugeschichte setzt. Vornehmlich glänzen hier die Regierungsepochen der Kaiser Joseph I. und Karl VI. Allerdings hatten auch deren Vorgänger Ferdinand III. und Leopold I. manches zur Förderung der monumentalen Künste gethan. Eine Menge kirchlicher Neubauten, ungefähr zwanzig an der Zahl, darunter die Schotten-Kirche, die Paulaner-Kirche u. a. m., wurden schon unter ihnen theils vollendet, theils in Angriff genommen. Aber der architektonische Werth dieser innerlich" holen, äußerlich glatten und bis zur Armseligkeit heruntergekommenen Denkmale der traurigen Epoche des dreißigjährigen Krieges kann so ziemlich auf Null angeschlagen werden. Offenbar hatte diese Art von Kunstbeförderung ihre Aufgabe darin gesucht, „daß zahlreiche Gotteshäuser entstanden, unbekümmert darum, wie sie gebaut werden". Anders die Kaiser Joseph I. und Karl VI. Sie „zeigten Sinn und Verständniß für architektonische Formen und beide waren bemüht, ihrer Regierung durch monumentale Bauten ein ehrendes Denkmal zu setzen". Die Consolidirung der politischen Verhältnisse des Reiches

Digitized by Google

trug wesentlich zu diesem Aufschwunge des künstlerischen Lebens bei. Wien wurde damals zur bleibenden Residenz der Herrscher erhoben; der kaiserliche Hof, neben dem französischen der prunkvollste und reichste seiner Zeit, bildete einen Anziehungspunkt für die große Welt von nah und fern. So entstand außer neuen Schöpfungen kirchlicher Art, außer den Prachtanlagen des Hofes und den Regierungsgebäuden für die Reichsbehörden auch jene Reihe stattlicher Privatpaläste, in welchen der alt-österreichische, böhmische und ungarische Adel seine Wohnsitze um den Hof des Kaisers aufschlug. Prinz Eugen, die Liechtenstein, Schwarzenberg, Kinsky, Starhemberg, Batthyany, Trautson u. v. A. führten damals die uns allen bekannten Prachtgebäude aus, welche der österreichischen Hauptstadt ihren eigenthümlich stolzen, aristokratischen Stempel aufgedrückt haben.

Es wäre sehr zu wünschen und besonders auch für die Culturgeschichte der neueren Zeit ein ungemein fruchtbares Unternehmen, wenn der Verfasser der obengenannten Schrift uns das künstlerische Leben dieser Glanzepoche des alten Wien, als dessen drei hervorragendste Architekten Johann Bernhard Fischer von Erlach, Dominik Martinelli und Lukas Hildebrand zu nennen sind, später einmal etwas eingehender schildern wollte. Das Wesen dieser Spätrenaissance und der darauf folgenden Rococozeit wird unter uns noch gar zu oft, und gewöhnlich aus Unkenntniß, über die Gebühr herabgesetzt. Die Fehler und Rohheiten derselben liegen freilich offen genug zu Tage. Dies ist jedoch bei allen großen Erscheinungen der Weltgeschichte ganz ebenso der Fall; und ich glaube, wir thäten gut daran, die Geringschätzung der Meister unserer Spätrenaissance jenen überaus feinen Geistern anheimzustellen, welche auch in der Aufsuchung von Verzeichnungen im Dürer oder von barbarischen Ungeheuerlichkeiten im Shakspeare zu glänzen wissen. Für unsere Zeit und namentlich für unsere Wiener Architektur könnte dagegen gerade die Zeit Fischers v. Erlach in mancher Hinsicht als Muster und Richtschnur dienen. An Tiefe der geschichtlichen Bildung, an Zartheit des Schönheitsgefühls mögen die meisten Architekten unserer Tage jenen Meistern überlegen sein. Sie haben den akademischen Classicismus, die Romantik, den Eklekticismus durchzumachen gehabt und können, wenn sie sich in diesem Wirrsal der Stylrichtungen überhaupt noch eigenen Sinn und Geschmack bewahrt haben, auf diese glückliche Rettung aus dem Schiffbruch sich etwas zugutethun. Aber darüber täuscht sich wohl niemand mehr, daß in der Sturmflut der letzten siebenzig Jahre, die auf architektonischem wie auf politischem Gebiete mit den Tagen der französischen Revolution ihren Anfang nahm, die große Tradition der classischen Kunst zu Grunde gegangen ist, während selbst den Schöpfern der barocksten Schnörkelarchitektur, den Erbauer unserer Karls-Kirche mit eingerechnet, eben jene Tradition einen Anflug von Großheit und monumentaler Würde verliehen hat, den heute selbst die bedeutendsten Talente nur mit Mühe erreichen. Die Rückkehr zu dieser Tradition, nicht in leerem akademischem Nachahmen, sondern in freier geistiger Durchdringung, gilt uns daher als die erste und wichtigste Forderung an die Architekten unserer Zeit. Dieselbe Quelle, aus der ihre großen Vorfahren geschöpft, fließt ihnen noch heute, und zwar in vollerem

Digitized by Google

und gereinigtem Strome. Das Weiß'sche Buch, das namentlich auch die Früchte der letzten ereignißreichen Jahre der Wiener Bauthätigkeit durch Bild und Wort veranschaulicht, läßt mit hinreichender Klarheit erkennen, daß unsere begabtesten Meister den oben angedeuteten Weg wandeln und mit Freiheit und Geist sich der classischen Tradition der Renaissance anzunähern suchen. Daß auch hiebei noch mancher Irrthum mit unterläuft, ist nicht zu verwundern. Dahin gehört namentlich das Wiederaufnehmen des französischen Styles der schlechtesten Zeit, dieser Larve der Architektur, welcher der Geist entflogen ist. Der gesunde Sinn wird indessen wohl auch über diese Klippe uns glücklich hinüberhelfen. C. v. Lützow.

Kurze kritische Besprechungen.

Wurzbach, C. v.: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 13. Band. (Kosarek bis Lagkner.) Wien 1865, Staatsdruckerei.

× Diesem Bande hat der Verfasser eine größere Vorrede mit statistischem Resumé über die bisher erschienenen Bände vorangeschickt, das vieles interessante Detail, manche Aufforderung zu weiteren culturstatistischen Berechnungen enthält. Wir entnehmen daraus Folgendes: Im Ganzen sind bis jetzt in 13 Bänden 6565 — auf den 13. Band kommen davon 573 - Biographien verzeichnet. Diese Zahl repräsentirt alle Stände, alle Fächer und Gebiete der geistigen und materiellen Cultur; es ziehen an uns vorüber 1436 Militärs, 1422 Adelige (nur alten und hohen Adels), 645 Theologen, 626 Maler, 465 Musiker, 452 Ordensgeistliche, 449 Schriftsteller (mit Ausschluß der Fachschriftsteller und Poeten), 414 Frauen, 343 regierende Fürsten, 331 Poeten und belletristische Schriftsteller, 318 Staatsmänner, 263 Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, 253 Aerzte, 235 Naturforscher, 177 Sänger, Schauspieler und Tänzer, 171 Pädagogen, 154 Sprachforscher, 147 Litterarhistoriker, Bibliographen, 136 Archäologen, 136 Rechtsgelehrte, 131 Bildhauer ꝛc., 128 Humanisten, 122 Kupferstecher ꝛc., 115 Mathematiker ꝛc., 102 Geographen, 83 Architekten, 63 philosophische Schriftsteller, 62 Industrielle, 61 Land- und Forstwirthe, 47 Publicisten, 47 Techniker und Mechaniker, 33 Kirchenhistoriker, 31 Reisende, 30 Nationalökonomen und Financiers, 29 Orientalisten, 27 Missionäre, 27 Numismatiker, 24 Kanzelredner, 17 Bauern, 17 Geologen, Mineralogen, Bergmänner, 14 Tiroler Landesvertheidiger, 8 Hippologen.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns leider nicht, der Versuchung tieferen Eindringens in Werth und Verwendbarkeit dieser Ziffern nachzugeben; wir können nur im Allgemeinen betonen, daß hinter denselben ein reiches Materiale zur Geschichte Oesterreichs in jeder Richtung verborgen liegt. Ein flüchtiger Blick auf das Bei- und Quellenwerk einzelner Artikel, unter anderem auf die zur Adelsgeschichte gebrachten genealogischen Tabellen, auf die scrupulöse Aufzeichnung litterarischer, artistischer und anderer Werke, auf die kritische Prüfung der Quellen und Daten, läßt die Hand des gründlichen Fachmannes und unermüdlichen Arbeiters erkennen.

Aus dem vor uns liegenden 13. Bande lassen wir beispielsweise jene Berühmtheiten die Revue passiren, welche v. Wurzbach in der Rubrik „Geschichtschreiber, Geschichts-

Digitized by Google

forscher, Biographen" zusammengestellt hat. Es sind ihrer 15 unter 573 Namen, und zwar: Jos. Nik. Martin und Georg Kovachich, Alex. Krasicki, Erasmus Kreuzinger, G. H. Krieg v. Hochfelden, Martin Kromer, Franz Krones, Georg Krüger, Joh. Kukuljevic-Sakcinski, Steph. Kulcsár, Jos. Aug. Kumar, Evar. Kuropatnicki, Franz Kurz, Jos. Labus, Jos. Ladurner. Sie vertreten die habsburgische, deutsch-österreichische, die steiermarkische, tirolische, ungarische, italienische, böhmische, mährisch-schlesische, polnische und südslavische Geschichte.

Der bedeutendste der deutsch-österreichischen Geschichtschreiber aus dieser Gruppe ist unbedingt Franz Kurz, der viel zu wenig gewürdigte, gekannte und benützte Mühlviertler und Florianer. Im Jahre 1771 geboren trat er 1789 in das Chorherrenstift St. Florian. Mit wissenschaftlichem Drange erfüllt, hatte er in Wien als Seminarist Gelegenheit, Vorträge tüchtiger Meister in den Fächern der Geschichte zu hören. Obwohl auch Musik gepflegt ward, überließ er sich nach der Profeß (1795) ganz dem Studium und den Arbeiten der Geschichte und er ließ vom Jahre 1805 bis 1835 eine Reihe von historischen Werken erscheinen, die „noch heute von Geschichtskennern in Ehren gehalten werden"; wie die Beiträge zur Geschichte des Landes ob der Enns, die Geschichte der Landwehr, die Geschichte Oesterreichs unter Ottokar und Albrecht I. und II., unter Friedrich dem Schönen, unter Albrecht dem Lahmen, unter Rudolf IV., unter Albrecht III. und IV., unter Friedrich IV., die Geschichte des Handels in Oesterreich, die Militärverfassung u. s. w. Kurz starb 1843 und war der Vorgänger, Lehrer und Freund eines anderen Unvergeßlichen auf diesem Gebiete, weil. Joseph Chmel.

Als Deutsch-Oesterreichs Geschichtsforscher schließt sich an den alten Kurz ein jüngerer Kämpe, Franz Krones, an (geb. 1835). In seinem „Umrisse des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppe in seiner staatlichen Grundlage vom 10. bis 16. Jahrhundert" hat er ein Zeugniß fleißigen Forschens abgelegt. Außerdem charakterisirt auch er die äußere Richtung aller Litteratur unserer Zeit durch viele in Fach- und anderen Zeitschriften zerstreute Abhandlungen, die rasch ein Bildchen bringen, irgend eine Frage erledigen, während die Alten an ein riesiges Werk ihr ganzes Leben gesetzt. Sic tempora.

Für die Geschichte Ungarns finden wir zwei: Kovachich, Vater und Sohn, Martin Georg (geb. 1743, † 1821) und Joseph Nikolaus (geb. 1798), dann Stephan Kulcsár (geb. 1760, † 1828) thätig. Eine Reihe denkwürdiger Momente im Leben der beiden Ersteren trägt dazu bei, ihre Biographien höchst anziehend zu machen und uns ihre litterarische Fruchtbarkeit wie ihren Ruf zu erklären. Kovachich Vater unterhält sich frühzeitig mit Auffammlung historischer Quellen, dann macht er Reisen im Interesse seines Vaterlandes, führt dabei seinen Sohn in die Welt, läßt eine patriotische That der anderen folgen — Reisen auf eigene Kosten, Aufwendung großer Summen für litterarische Unternehmungen — und findet noch Muße, eine Reihe schwerer historischer Werke zu schreiben, darunter eine Geschichte der ungarischen Könige aus dem Hause Habsburg, die Geschichte der ungarischen Comitien von ihrem Ursprunge an, eine Sammlung der ungarischen Geschichtschreiber u. s. w. Bezeichnend ist, was Johannes Müller von ihm sagt: „Einen eiserneren Fleiß, eine gesündere Kritik und größere Loyalität in der Mittheilung habe ich nirgendwo gefunden, und wie sehr wäre zu wünschen, daß seine reichen Sammlungen, welche über alle Reiche und Länder Pannoniens, Daciens, Illyricums, Mösiens und über so viele große und merkwürdige Menschen neues Licht verbreiten, herauskommen könnten."

Unter solchen Händen aufgewachsen, mußte auch der Sohn Joseph Nikolaus bald in breiter Entwicklung und mit dem ganzen Apparate aufgehäuften Wissens versehen auftreten. 17 Jahre alt ließ er sein erstes Werk erscheinen, im 20. zählt er schon ebensoviele durchaus geschichtliche Werke. Wie sehr er im rechten Geleise ging, beweist sein

Digitized by Google

Aufruf an die Landsleute, um Einsendung von Originalurkunden zur Geschichte der Comitien, den wir hieherſetzen: „Provocatio ad optimos quosque patriæ cives Hungaros, ut decreta comitialia adhuc latentia et alienum originalia authentica sua quisque diligenter exquivere et nos de illis informare velint“ (1816). Leider war der Erfolg ſo wenig entſprechend, daß man ihn keinen nennen darf: ein einziges Antwortſchreiben, erzählt v. Wurzbach, langte aus — Güns ein!

Der Dritte dieſer Gruppe, Steph. Kulcsár, war einer der vielen nun meiſt verſchollenen Förderer der nationalen Sprache und als ſolcher eben nach mehreren Richtungen, z. B. auch für den Bau eines Nationaltheaters, in Unterſtützung junger Leute, die ſich dem Studium der vaterländiſchen Sprache widmeten, thätig. Er gehörte in die Zahl jener, welche die joſephiniſche Zeit von der theologiſchen Laufbahn weg zu anderen Berufen geführt. Er ward 1787 öffentlicher Lehrer, 1799 Erzieher bei Graf Georg Feſtetics und wendete ſich zuletzt ganz der Litteratur zu. Sein Wirken auf dem Felde der Geſchichtſchreibung beſchränkt ſich auf eine verbeſſerte Auflage der A. C. Gebhard'ſchen Geſchichte Ungarns (1803) und auf eine Chronik der Ereigniſſe in Ungarn ꝛc. vom Tage von Mohács bis zum Wiener Frieden (1805). Dem Comitate zu Komorn vererbte er ſeine 4000 Bände ſtarke Bibliothek.

Weitaus der bedeutendſte der im Rahmen des 13. Bandes gezeichneten Geſchichtsforſcher iſt der ſüdſlaviſche Johann Kukuljevich-Sakcinski, der bei vielbewegter politiſcher Thätigkeit und mit öffentlichen Würden bekleidet, doch auch eine große litterariſche Fruchtbarkeit entwickelt hat. Seine Schriften zerfallen in hiſtoriſche, archäologiſche und topographiſche, in biographiſche und bibliographiſche. Namentlich iſt es das Gebiet der croatiſchen Cultur- und Kunſtgeſchichte, auf dem er viel geleiſtet. Dahin gehören: ein Beitrag aus der ſlaviſchen Sagenwelt, croatiſche Lieder aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die älteſte Kirche Agrams, Warasdins Beſchreibung vom hiſtoriſchen Standpunkte, Reiſe über Dalmatien nach Neapel und Rom, mit Hinblick auf ſlaviſche Geſchichte, Kunſt und Alterthümer u. ſ. w. Sein Hauptwerk iſt das biographiſche Lexikon ſüdſlaviſcher Künſtler nebſt Monographien über die Grafen Haller v. Hallerkeö, das Geſchlecht der Orſic, der Biographie der Maler G. J. Clovio und M. Langus. Und als Bibliograph hat er ſich durch die croatiſche Bibliographie legitimirt, von welcher der erſte Theil erſchienen iſt.

Wenn wir bis jetzt geſehen haben, daß die Geſchichtsforſchung hier auf einer breiten Grundlage quellenreichen Terrains, dort mit Benützung des ganzen Apparates einer politiſch und ſocial bewegten Gegenwart ſich mehr oder minder üppig entfalten konnte, ſo ſtoßen wir nun auf einen Namen, dem nicht durch äußerliche Verhältniſſe Anregung und Befriedigung ward. Es iſt J. Ladurner, der Meraner, der frühzeitig körperliches Leiden trug, eingeſchloſſen blieb in den Bergen ſeiner Heimat, der ſich die wiſſenſchaftlichen Pfade wörtlich ſelbſt aufſuchen und bahnen mußte und doch eine Reihe von Werken zu Stande brachte, die, wie ſein Biograph ſagt, nicht etwa raſch und leichtſinnig zuſammengeſchrieben, ſondern „verläßliche und gut benützbare Quellenarbeiten“ ſind, zu denen er „unglaubliche Mühe“ verwendete und die, wenn auch größtentheils nur in Handſchrift — im Ferdinandeum zu Innsbruck — vorhanden, der künftigen Forſchung nicht verloren ſein werden.

Als eine Erſcheinung im Gebiete der Archäologie ſteht der Brescianer Johann Labus (1775 bis 1853) vor uns. Man erſtaunt zu gleicher Zeit über die Vielſeitigkeit und Vertiefung, über die maſſenhafte Production und den Wiſſensreichthum dieſes Gelehrten. Erſt geologiſches, dann claſſiſches, dann juridiſches, zuletzt archäologiſches Studium; dabei wiſſenſchaftlicher Verkehr nach allen Seiten; patriotiſche Dienſte in den verſchiedenſten politiſchen Phaſen, heute die Erklärung eines in der Heimat aufgefundenen Baudenkmales, morgen ein Spaziergang zu den ägyptiſchen Alterthümern, und allüberall ſeine Ausſprüche als Autorität betrachtet. Nur ſo nebenbei kam er auch auf die Epigraphik und arbeitete ſich darin zu claſſiſcher Meiſterſchaft, ja zu dem Titel eines

Digitized by Google

kaiserl. Hofepigraphen — von Kaiser Ferdinand 1837 verliehen — empor. Die lateinische Inschrift des Schlachtdenkmals von Kulm ist von ihm verfaßt. Was seine Werke betrifft, so findet sich von den zerstreuten Abhandlungen ein Ueberblick im Almanach der k. Akademie der Wissenschaften (1851), wie sie in den verschiedensten Fachzeitschriften erschienen waren. An selbstständigen Arbeiten führt v. Wurzbach 32 Hauptwerke historischen, archäologischen und biographischen Inhalts auf.

Uebergehend zu den Diis minorum, finden wir für die Steiermark den k. k. Oberlieutenant J. A. Kummer (1789 bis 1818) mit einer Monographie über die Herbersteine; für Schlesien einen Erasmus Kreuzinger mit einer Chronik der alten und neuen Zeit Troppau's (1862); Polens Geschichte ist nur durch zwei Genealogen, den Grafen Alex. Krasicki und den Grafen Evarist Kuropatnicki vertreten. Der berühmte Chronist Martin Kromer, Bischof, Gesandter König Sigismunds von Polen, Günstling Kaiser Ferdinands I., Verfasser von: „De origine et rebus gestis Polonorum" in 30 Büchern und von: „Polonia sive de situ, populis, moribus, magistratibus et republica regni poloni" in 2 Büchern — gehört dem 16. Jahrhundert an.

Wenn wir nun noch des im 17. Jahrhundert lebenden Jesuiten Georg Krüger (Crugerius) als böhmisch-mährischen Geschichtschreibers Erwähnung thun, so erübrigt nur ein interessantes Werk des im Auslande mit Austriacis beschäftigten badischen Generalmajors und Geschichtsforschers G. H. Krieg v. Hochfelden zu verzeichnen. Es ist dies eine Folge der Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz, eine schön illustrirte Abhandlung in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

So sehen wir durch dieses kleine Häuflein von Namen fast alle, die größten Kronländer Oesterreichs voran, und zwar durch Matadore vertreten. Es genügt zu ahnen, welche Fülle geboten wird und wie es mit anderen, noch mehr im Vordergrunde der Zeit stehenden Fächern bestellt sein muß. Gewiß kann kein Bearbeiter irgend eines Moments unseres Vaterlandes v. Wurzbachs Lexikon — ein Quellenwerk in erster Linie — entbehren.

Robinson, Edward: Physische Geographie des h. Landes. Leipzig 1865, F. A. Brockhaus. 8. 405 S.

F. v. H. Ein Buch wie das vorliegende war schon längst ein Bedürfniß. Es sei gestattet, nur in wenigen Worten auf das Interesse des Stoffes hinzuweisen, welches kaum von irgend einem übertroffen wird. Palästina, die Wiege des Christenthums, vielleicht die denkwürdigste Stelle der Erde, von wo aus der civilisatorische Gedanke der modernen Gesittung das Erdenrund umkreiste, verdient es nicht in seiner physischen Beschaffenheit studirt und gekannt zu werden; ist dies nicht sogar in hohem Grade nöthig, um jene herrlichen Gestalten zu verstehen, die der edle hebräische Urtext unserer Glaubensbücher in schlichter Weise uns vorführt? Die Geographie der Bibel — ein großes Wort — ist noch lange nicht derart abgehandelt, wie dies behufs eines eindringlicheren Studiums der Gesetzbücher nothwendig wäre. Wer je seine Aufmerksamkeit diesem gewiß anziehenden Gegenstande zuwandte, wer je die Schriften des alten und neuen Testamentes mit der Absicht durchlas, das geographische Element daraus gleichsam loszuschälen, der wird auch zu beurtheilen wissen, welch' riesige Aufgabe dies Unternehmen ist, und wenn der durch seine früheren Arbeiten über Palästina schon rühmlich bekannte Verfasser in dem vorliegenden Buche auch nicht das ganze Materiale bewältigte, sondern nur speciell die physische Geographie des h. Landes ins Auge faßte, so müssen wir ihm schon hiefür um so mehr Dank zollen, als nach unserer unmaßgeblichen Meinung, er sich hiebei den schwierigsten Theil erwählte. Wie der Titel übrigens verkündet, soll das Buch, welches

Digitized by Google

aus dem Nachlasse des verstorbenen Autors veröffentlicht wurde, bescheidener Weise nur als Ergänzung zu dessen früheren Schriften über Palästina dienen. Unumwunden gestehen wir gern, daß diese Ergänzung auch an und für sich selbst eine höchst beachtenswerthe Leistung ist — mehr als eine einfache Ergänzung — ein Buch in sich selbst abgeschlossen, welches die Titelworte „Physische Geographie des h. Landes" vollständig rechtfertigt. Von dem großen Plane eines systematischen Werkes über die physische und historische Geographie der Bibel, selbstverständlich mit Einschluß der Topographie, welches der verewigte Verfasser anstrebte und zu welchem seine früheren Reisewerke über Palästina nur als Vorarbeiten dienen sollten, war es ihm freilich nur gegönnt, diesen verhältnißmäßig geringen Theil zu vollenden; Dank, warmer Dank sei ihm auch für das Gebotene gespendet.

Die Anlage des Werkes ist in wenigen Worten beiläufig folgende. Nach einer Einleitung, die übrigens für das projectirte große Werk geschrieben war und in welcher ein kurzer Ueberblick des zu behandelnden Gebietes, so wie der hierauf bezüglichen Quellen und ihrer verschiedenen Epochen geboten wird, folgt eine kurze Abhandlung über Namen, Grenzen und Ausdehnung Palästina's. Der Rest des Buches umfaßt vier Abtheilungen und einen Anhang.

Der Oberfläche des Landes ist die erste Abtheilung gewidmet. Der auffallendste Zug in der Physiognomie Palästina's besteht in den vier langen, parallel laufenden Strichen oder Streifen, in welche der Boden seiner Natur nach getheilt ist; zwei davon sind niedrig, nämlich die niedrige Ebene längs der Küste, die nur am nördlichen Ende und bei Karmel unterbrochen wird, und dann die Thalebene des Jordan, die zum großen Theil noch unter die Fläche des Mittelmeeres herabgedrückt ist. Die beiden anderen Striche hingegen sind hoch. Es ist dies die Strecke Hügel- und Berglandes westlich vom Jordan, die sich vom Libanon südlich durch das ganze Land zieht und bei der Ebene Esdrelon unterbrochen wird, während die andere Strecke Hügel- und Berglandes östlich vom Jordan, vom Hermon südlich durch Basan, Gilead und Moab läuft. Oestlich vom See Tiberias breitet sich das hohe Tafelland aus und bis in die Ebene Haurân hinein. Dieser natürlichen Eintheilung gemäß behandelt der Verfasser im ersten Abschnitte dieser Abtheilung das Berg- und das Hügelland, welche in westliches und östliches vom Jordan zerfallen. Die westlich dieses Flusses gelegenen Berge trennen sich nochmals in solche die im Norden und jene die im Süden der Ebene Esdrelon liegen und endlich in jene, die an der Westseite an das Ghôr (el-ghôr ist das Jordanthal) und an das todte Meer grenzen. Der zweite Abschnitt behandelt ausschließlich die Thäler, und zwar zuerst das Ghôr, als die Haupteinsenkung des Landes, dann die östlichen und westlichen Seitenthäler desselben und zuletzt diejenigen, welche nach der Küste laufen. Die Ebenen sind der Gegenstand des dritten Abschnittes und zerfallen ihrer Natur wie ihrer Behandlung nach in solche, die längs der Küste, dann im Hügellande westlich vom Ghôr, jene die im Ghôr selbst und jene die östlich desselben liegen.

Im Gegensatze zur ersten befaßt sich die zweite Abtheilung mit den Gewässern, und zwar in 4 Abschnitten je mit den Flüssen, Seen, Quellen und den Brunnen nebst Cisternen, Wasserbehältern und Wasserleitungen. Der Jordan, die mächtigste Wasserader des Landes, erfordert natürlich die meiste Beachtung. Seine Quellen, sein Lauf und seine zahlreichen beiderseitigen Zuflüsse sind mit so besonderer Aufmerksamkeit behandelt, daß wir beinahe diesen Theil des Werkes für den gelungensten zu halten versucht wären, wenn uns hieran nicht die später folgende Schilderung des todten Meeres zweifeln ließe. Die Flüsse längs der Küste finden hier gleichfalls einen Platz.

Palästina besitzt nur vier Seen; den kleinen Phiala, jetzt Birket-er-Râm, zwei Stunden von Bâniâs entfernt, den See des Hûleh, welcher in der heiligen Schrift als das Wasser Merom vorkommt, an welchem Josua das Kriegsvolk Jabin's, des Königs zu Hazor, schlug, — der See Tiberias, jetzt Bahr Tubarîyeh, welcher eigentlich das

Digitized by Google

zweite Becken des Jordan ist, in welches sich die Gewässer dieses Flusses ausbreiten, nachdem sie die enge Basaltkluft unterhalb des Sees des Huleh herabgebraust sind — endlich das todte Meer, das dritte und größte Becken, in welches der Jordan seine Gewässer ergießt. Der älteste hebräische Name ist der Salzsee oder auch See der Arabah. Josephus und Galen nennen es Asphaltites und die Araber Bahr Lût, „Lots Meer". Wir müssen es unterlassen auf eine nähere Schilderung hier einzugehen und wollen nur erwähnen, daß diese umfassende Beschreibung des todten Meeres zu dem Vorzüglichsten gehört, was je über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Wichtig, weil eben sehr wenig bekannt, sind die beiden Abschnitte über Quellen und Brunnen, die im orientalischen Leben eine so wichtige Rolle spielen. Sie beschließen die zweite Abtheilung.

In der dritten Abtheilung wird das Klima in Bezug auf Jahreszeiten, Temperatur und Winde, in der vierten aber die Geologie des Landes erörtert. Da das Land in geologischer Hinsicht — nach dem neueren Begriffe des Wortes Geologie — nur zum Theile untersucht wurde, so kann das hier Gebotene selbstverständlich nicht mehr als ein kurzer und allgemeiner Umriß sein. Man sieht hieraus, daß die großen Felsenmassen aus denen die Gebirge Palästina's und des Libanons bestehen, Jurakalk sind, welcher überall das Grundwerk bildet; doch kommt in Verbindung mit demselben auch Dolomit vor; Sandstein, Conglomerate und Mergel werden an einzelnen Stellen getroffen. Vulcanische Striche findet man östlich und westlich vom Ghôr und gehört auch die Ebene Haurân hiezu. Eine Abhandlung über die Erdbeben beschließt diese vierte Abtheilung.

In einem Anhange folgt nunmehr ein Ueberblick der physischen Geographie der syrischen Küste von Klein-Asien bis nach dem rothen Meere. Dieser Theil ist allerdings nur sehr fragmentarisch, aber immerhin beachtenswerth, wenigstens für jene, welche den geographischen Verhältnissen Syriens keine specielle Beachtung geschenkt haben. Man erkennt aber leicht, daß hier der Verfasser nicht mehr die letzte Hand anlegen konnte, um diese Skizze den vorigen an Vollendung gleichzustellen.

Wenn wir im Vorausgesendeten mehr einen Auszug als eine Beurtheilung des Buches gegeben haben, so geschah dies insbesondere deßhalb, um dem Leser ein Bild von der Reichhaltigkeit des Stoffes zu entwerfen. Robinsons Werk, welches übrigens die F. A. Brockhaus'sche Firma mit bekannter Liberalität auf das eleganteste sowohl in Druck als Papier ausstattete, wird gewiß jedermann willkommen sein, den die Plastik des Bodens jener merkwürdigen Stätten interessirt. Wer in den letzten Jahren die herrlichen Schilderungen palästinischer Landschaften gelesen, die aus Renans blumenreicher Feder geflossen, den wird es drängen, mit den geographischen Verhältnissen eines Landes vertraut zu werden, das noch kein Gebildeter ohne Ehrfurcht betreten, wo an jedem Steine Erinnerungen von Jahrtausenden haften und wo einst ein gewaltiges Stück Menschengeschichte abgespielt wurde.

Woldemar, C.: Zur Geschichte und Statistik der Gelehrten- und Schulanstalten des k. russischen Ministeriums der Volksaufklärung. St. Petersburg 1865, bei Fr. Aßmann.

S. Die Zeit, in welcher man es als Gebot der Staatsweisheit ansah, statistische Erhebungen sorgfältig zu verheimlichen und in den Archiven zu vergraben, ist wohl auch für Rußland schon lange vorüber, ja eben dieses Reich, das schon seit 1802 ein statistisches Bureau, 1852 neu organisirt, und seit 1863 eine statistische Centralcommission mit davon abhängigen Provinzialbureaux besitzt, hat in der letzten Zeit eine außerordentlich erfolgreiche Thätigkeit auf diesem Felde entwickelt. Der Staatsrath Ssemenow

Digitized by Google

konnte dem statistischen Congresse in Berlin (1863) nicht weniger als 50 Publicationen vorlegen, unter welchen die älteste dem Jahre 1857 entstammte, die Mehrzahl aber 1860 bis 1863 herausgegeben war [1].

Einen neuen Beleg zu diesem mit höchster Anerkennung zu preisenden Streben giebt Woldemars Buch über die Gelehrten- und Schulanstalten Rußlands, durch welches zuerst die Zahl der Lehranstalten und ihr Besuch mitgetheilt wird und über eine große Anzahl derselben so eingehende geschichtliche und statistische Mittheilungen gebracht werden, wie dergleichen in solcher Ausführlichkeit nur von wenigen Ländern bekannt sind. Die im Buche detaillirt behandelten Lehranstalten sind jene, welche zum Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung gehören, nämlich die 6 Universitäten, 3 Lyceen und 2 Veterinärschulen, 212 Gymnasien und gleichgestellte Institute, 626 Kreisschulen, 2171 Elementarschulen und bei 500 Volksschulen, zusammen bei 3500 Lehranstallen mit 195.556 Schülern. Allerdings bilden diese nur einen Bruchtheil der Unterrichtsanstalten Rußlands, da daselbst jedem Ministerium eine erhebliche Anzahl höherer Lehranstalten und Volksschulen untersteht, welche vom Ministerium für Volksaufklärung völlig eximirt sind. Das Buch strebt aber auch in dieser Richtung die möglichste Vollständigkeit an, indem es auch die zu anderen Centralstellen ressortirenden Anstalten nach Kategorien, Zahl und Schülern aufführt. Die Ziffer derselben beträgt 29.759 Anstalten mit 739.347 Schülern, so daß sich die Gesammtzahl aller Schulen Rußlands mit 33.259 und ihr Besuch mit 934.903 ergiebt. Jene Anstalten, welche zum Ministerium der Volksaufklärung gehören, sind dagegen mit höchster Ausführlichkeit behandelt und im ersten Abschnitt des Buches alle auf den Zweck und die Wirksamkeit dieser Behörde einschlägigen Momente. Budget für Unterrichtszwecke (1865 beim obigen Ministerium 6,244.022 Silberrubel, bei den Lehranstalten der übrigen Branchen 12,683.801 Silberrubel), Organisation des Ministeriums, demselben unterstehende gelehrte Gesellschaften und Anstalten besprochen Bei den Lehranstalten selbst wird eine geschichtliche Entwicklung vorausgeschickt, wobei namentlich die Aufzählung der Phasen, welche die russischen Universitäten von der ersten Schöpfung Peters des Großen 1724 bis zu dem neuesten, 1863 nach sechsjährigen Berathungen erlassenen Statute zu durchlaufen hatten, sehr interessant ist. Hieran knüpft sich die statistische Darstellung, und zwar höchst detaillirt, wie z. B. die Schüler nach Confessionen, Ständen, Facultäten, ein vollständiger Personalstand, genaue Darstellung aller Lehrmittelsammlungen und bei den Schulen niederer Kategorien die Einzelaufzählung aller gleichgestellten Privatpensionate mit den Namen der Eigenthümer, Gründungsjahr und Angabe der Schüler nach Religion und Ständen. Ein besonderer Abschnitt ist den eigenthümlich organisirten hebräischen Schulen, welche in Rabbiner- und Kronschulen, Volks- und Privatschulen zerfallen, gewidmet, und hiebei ist besonders die vergleichende Uebersicht des Besuches vom Jahre 1847 bis 1864 interessant, aus welcher sich, wie aus den historischen Angaben über die vorausgehenden Kategorien, die nachdrücklichen und erfolgreichen Anstrengungen erkennen lassen, welche Rußland auch in dieser Richtung während des letzten Jahrzehnts zum socialen Fortschritte machte. Eine Uebersicht der gesetz-

[1] Es mag bei diesem Anlasse erlaubt sein, einen Wunsch zu erneuern, der schon auf dem internationalen Congresse selbst ausgesprochen wurde, nämlich jenen statistischen Werken, welche in weniger allgemein verstandenen Sprachen erscheinen, eine Uebersetzung, zum mindesten der Tabellenüberschriften, in einer der Weltsprachen, am füglichsten französisch, beizugeben. Welcher Vorschub hiedurch der Verwendbarkeit der jetzt selbst für die meisten Fachmänner des Auslandes todt liegenden Tabellenwerke Rußlands, Romaniens, Serbiens und im Inlande auch der Schriften der ungarischen Akademie geschähe, liegt auf der Hand, und das oben angezeigte Buch giebt wieder einen Beleg hiefür, es wird eifrig gekauft, bereits in statistischen Sammelwerken benützt und allenthalben mit Anerkennung und Freude begrüßt, weil es — deutsch gedruckt wurde. Wäre es in russischer Sprache erschienen, so hätte schwerlich davon außer den Grenzen Rußlands etwas verlautet.

Digitized by Google

lichen Bestimmungen zur Ausübung des Lehramtes, besonders auch für die in Rußland an öffentlichen Anstalten oder als Hauslehrer thätigen Ausländer, schließt den reichen Inhalt des fleißig gearbeiteten, sehr verdienstlichen Werkes.

Loeper, Hermann v.: Gedichte. Leipzig 1865, Brockhaus.

F. Z. In dem als Prolog der uns vorliegenden Sammlung lyrischer Gedichte vorangeschickten Poem „Dichteramt" sagt der Dichter „Daß Wahrheit sei in unserem Gedichte — Ins eig'ne Herzblut senkten wir die Feder — Und schrieben uns're eigene Geschichte". — Von diesem ziemlich hyperbolisch gehaltenen Programm hat der Dichter jedoch wenig gehalten. Die einen starken Band füllende Sammlung enthält zum größten Theile Gedichte der gewöhnlichsten Art, nirgends lebt in ihnen der Hauch höherer Begeisterung, alles, was der Lyriker Freude zu sein pflegt, wie Wald und Flur, Morgen und Abend, Liebe und Liebesweh, besingt der Dichter mit einer gewissen kühlen Objectivität, mit einer leidenschaftlosen Ruhe, die uns den Eindruck hinterläßt, als wären all' diese mitunter ganz nett gearbeiteten Poesien nur gemachte Producte des Verstandes und keineswegs mit dem Herzblute geschrieben. Die Sprache ist im Allgemeinen gewandt und correct, der Reim richtig und rein, die Anschauungen und Gedanken, wenn auch gewöhnlich, so doch zart und sinnig, nur manchmal entschlüpfen dem Dichter Bilder und Ideen, die zum mindesten sonderbar sind. So singt er in dem Gedichte „Frühlingsleben" „Doch mit fröhlicher Geberde — Dreht sich uns're liebe Erde — Wie im Tanze rasch herum". Das ist doch ein Schwindel erregendes Bild. Daß der Dichter ferner noch der Sprache einigemale harten Zwang anthut und z. B. im Gedichte „Brautfahrt" sagt: „Da greift vom Dampfe geängstigt — Tief in das Wasser ein das eiserne Rad" oder in demselben Gedichte „Wilder nun bäumt sich die Welle empor — vom Pfeile gegeißelt" u. dgl. m., wollen wir ihm lieber vergeben, als den Cynismus, der in einigen seiner Weinlieder, denen übrigens der Lieder-Rhythmus fehlt, abstoßend hervortritt; so sind z. B. in dem Gedichte Jugendmaß, die der Jugend gemachten Concessionen doch etwas zu weit gehend. „Ein Glas zu viel, das ist der Jugend Weise, — Und wer es trinkt ist d'rum kein schlechter Mann" — oder „Der ist nicht würdig einer Schäferstunde, — Wer küssen will erst mit ergrautem Bart". Wo bleibt da die Poesie? könnte man mit Recht fragen. Die nach unserem Dafürhalten hübschesten Gedichte befinden sich in der „Alpenfahrt" überschriebenen Abtheilung und unter den religiösen Gedichten. Freunde der Lyrik finden übrigens in der Sammlung mehr als gewöhnliche Ausbeute, statt einzelner Blätter und Blüthen, ist ihnen ein ganzer starker Strauß geboten.

---

* Die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde hielt am 1. October ihre Jahresversammlung. Aus dem Berichte geht hervor, daß die Betheiligung eine verhältnißmäßig lebhafte ist und in nächster Zeit wieder ein neuer Band der Mittheilungen der Gesellschaft ausgegeben werden wird. Unter den Erwerbungen wird die große geognostische Karte Salzburgs von F. Keil hervorgehoben.

* „Entwicklung des böhmischen Rechtslebens in gedrängter Uebersicht und mit besonderer Berücksichtigung seiner Quellen" ist ein Werk betitelt, das soeben, in böhmischer

Digitized by Google

Sprache von Dr. Karl Jičinský verfaßt, in Commission bei Frau Řivnáč erschienen ist. Das Werk umfaßt die Geschichte des Privat- und öffentlichen Rechtes in Böhmen von den ersten Spuren seiner Entwicklung bis zum Jahre 1620, wo diese gewaltsam unterbrochen wurde. Die Darstellung gliedert sich in vier Perioden, von denen die erste die Urzeit, die zweite die Epoche des geschriebenen Rechts bis zum 13. Jahrhunderte, die dritte jene bis Vladislav II., die letzte die Zeit bis 1620 umfaßt. Mit dem Werke ist einem wesentlichen wissenschaftlichen und praktischen Bedürfniß entgegengekommen und die Basis zu weiteren Forschungen auf diesem bisher wenig cultivirten Gebiete der böhmischen Litteratur gelegt; was dasselbe empfiehlt, ist die zusammenfassende Darstellung und die sorgfältige Benützung der bisher zugänglichen Quellen, namentlich so weit dieselben in anderen historischen Werken zerstreut sich vorfinden. Wir empfehlen das Werk angelegentlich unseren heimischen Juristen und auch der Politiker wird aus dem Theile, der das öffentliche Recht behandelt, manche auch in unserer Zeit wünschenswerthe Aufklärung erlangen.

* Vor kurzem erschien in Venedig bei Antonelli in hübscher Ausstattung eine italienische Uebersetzung der Schrift: „Maria Theresia", von Prof. J. B. Weiß unter dem Titel: „Maria Teresa e la guerra di successione austriaca 1740 bis 1748".

A. B. Die „Europäische Chronik von 1492 bis Ende April 1865; mit besonderer Berücksichtigung der Friedensverträge ꝛc., von Dr. F. W. Ghillany. Zwei Bände (Leipzig 1865, O. Wigand), ist ein außerordentlich praktisches Hand- und Nachschlagebuch, welches jedem Freunde der Politik und Geschichte lebhaft empfohlen werden darf, weßhalb wir auch den vom Verleger sehr hoch gestellten Preis doppelt bedauern. Herr Ghillany hat sich schon früher durch die unter dem Titel „Diplomatisches Handbuch" (Nördlingen 1855, Beck, 2 Bände) herausgegebene Sammlung der wichtigsten europäischen Friedensschlüsse, Congreßacten und Staatsurkunden vom westphälischen Frieden bis auf die Gegenwart ein bedeutendes Verdienst erworben. Wie er jene mit kurzen geschichtlichen Einleitungen begleitete und zu besserem Verständniß der nicht eigentlich Fachgelehrten brachte, so unterscheidet sich seine „Europäische Chronik" von den mancherlei vorhandenen chronistischen und synchronistischen Tabellenwerken dadurch, daß sie der chronistischen Angabe der Thatsachen kurze erläuternde, ganz objectiv und sachlich gehaltene Notizen beifügt. Die Friedensschlüsse namentlich, doch auch andere bedeutsame und folgenreiche Documente sind in ihren wichtigsten Stellen in ihrer Originalsprache eingeführt. Ein besonderes Verzeichniß der im Buche enthaltenen Friedenstractate, so wie ein sorgfältig gearbeites Sach- und Namenregister erleichtern die Benützung des Werkes außerordentlich.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Von Tocqueville's gesammelten Schriften waren bis jetzt der 1., 2., 3. und 6. Band erschienen. Band 1 bis 3 enthalten die „Démocratie en Amérique", Band 6 „Mélanges". Vor einigen Tagen hat nun auch der 7. Band die Presse verlassen. Derselbe giebt „Nouvelle Correspondance inédite" in einer Reihe von zahlreichen Briefen an Tocqueville's Familie und an französische und englische Celebritäten, unter den ersteren: de Beaumont, Odilon Barrot, Royer-Collard, Bouchitte, Ampère, Montalembert u. s. w., unter den letzteren: Reeve, Stuart Mill und Senior. Die Briefe beginnen mit Anfang der dreißiger Jahre und endigen mit 1859. Die ersten datiren aus der Reise Tocqueville's in Nord-America und

Digitized by Google

beschäftigen sich meistens mit den Zuständen in den Vereinigten Staaten. Man betrachtet bekanntlich Tocqueville's Buch über die nordamericanische Demokratie als in seiner Art mustergültig und die neueste Geschichte der Union hat viele Ansichten und Voraussagen Tocqueville's bestätigt. In den heute angezeigten Briefen finden sich nun die ersten Eindrücke jener Reise, aus welchen sich später das berühmte Buch entwickelte. Namentlich bergen die Briefe an befreundete und verwandte Frauen einen Schatz von tüchtigem Verstande, Geist und Humor. Auch die Reise nach England und Irland bietet viel Interesse und die Geschichte der politischen Wandlungen Frankreichs spiegelt sich in der ganzen Correspondenz in einzelnen Zügen und Betrachtungen wieder. Wir glauben nicht falsch zu prophezeien, wenn wir aussprechen, daß dies Buch gern und viel gelesen werden wird.

In der Schrift: „La Province en Decembre 1851, étude historique par Eug. Ténot" versucht der Verfasser eine Darstellung dessen, was sich in den französischen Provinzen im December 1851 nach dem Staatsstreiche zutrug. Wie es scheint, soll damit der Beweis hergestellt werden, daß ein Widerstand gegen die neue Ordnung der Dinge überall stattgefunden hat, daß man der demokratischen Partei Schandthaten und Absichten unterschob, deren sie nicht schuldig war, und daß die sogenannte Partei der Ordnung in ihrer Angst um die Gefährdung des Bestehenden und des Besitzes die breiteste Grundlage für die Errichtung einer „starken Regierung" bot. Auf dem Titel des erwähnten Buches hat, wie es scheint, kein Verleger sich zu nennen den Muth gehabt.

Von A. Ubicini, dem Schriftsteller, der schon verschiedene Werke über die Türkei und deren Zustände und Völker geschrieben, liegt ein neues Buch vor: „Les Serbes de Turquie, études historiques, statistiques et politiques sur la principauté de Serbie, le Montenegro et les pays Serbes adjacents". Nach einer allgemeinen Einleitung, in welcher der allmälige Verfall und Untergang des muselmänischen Elementes in den christlichen Provinzen der Türkei und das verstärkte Eintreten dieses Verfalls seit dem orientalischen Kriege dargethan wird, geht der Verfasser auf die Statistik, Constitution und Verwaltung des Fürstenthums Serbien über und bringt da alles Detail, das ihm zugänglich war. Ebenso über Montenegro. Den Schluß des Buches bildet eine Sammlung aller Verträge und Hatticherifs, die auf Serbien und Montenegro Bezug haben. Ubicini's Werk zeichnet sich vortheilhaft aus vor ähnlichen Schriften über die Donauländer, die von französischen Federn herstammen und sich meistens in Declamationen und Phantasmagorien ohne solide Studien ergehen.

Von französischen Almanachen für 1866 erschienen bis jetzt der „Almanach comique" und der „Almanach pour rire", beide von Cham illustrirt.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 11. October 1865.

Herr Dr. Ferdinand Wolf legt vor: „Ein Beitrag zur Rechtssymbolik aus spanischen Quellen".

Jakob Grimm ist, wie in so vielen Zweigen des Wissens, auch in diesem Zweige der Rechtswissenschaft bahnbrechend, mustergültig, epochemachend geworden, und hat in

Digitized by Google

seinen „Deutschen Rechtsalterthümern" gezeigt, welch' eine reiche Fundgrube die symbolischen Rechtsformeln und Rechtsgebräuche auch für Völkerpsychologie, Culturgeschichte und selbst für die Poesie enthalten; ja er hat treffend diese sinnbildliche Darstellung rechtlicher Verhältnisse und Vollbringung rechtlicher Handlungen „die Poesie im Rechte" und „das sinnliche Element der Rechtsgeschichte" genannt.

Unter den Schriftstellern romanischer Zunge hat Grimm bisher nur einen namhaften Nachfolger gefunden, nämlich Michelet, der aber in seinen „Origines du droit français cherchées dans les symboles et formules du droit universel" (Paris 1837. 8.) großentheils nur aus Grimm geschöpft und verhältnißmäßig wenige Zusätze aus den französischen Rechtsquellen gemacht hat.

Und doch bieten auch die romanischen Quellen, wenn auch nicht so reiche Ausbeute wie die germanischen, immerhin beachtenswerthes Material für diesen Zweig der Rechtsgeschichte.

Der vorliegende Beitrag dazu aus spanischen Quellen wird dies beweisen. Er enthält die daraus gesammelten Stellen, nebst den nöthigen Erläuterungen und Hinweisungen auf Parallelen, unter den folgenden drei Rubriken zusammengeordnet: 1. Formeln; 2. Masse; 3. Symbolische Handlungen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 12. October 1865.

Herr Regierungsrath Ritter v. Ettingshausen führt als Alterspräsident den Vorsitz.

Der Secretär giebt Nachricht von dem am 11. October erfolgten Ableben des correspondirenden Mitgliedes der Classe, Herrn Dr. Ferdinand Heßler.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Dr. Constantin Ritter v. Ettingshausen überreicht eine Abhandlung: „Beitrag zur Kenntniß der Nervation der Gramineen".

Die Gramineen der vorweltlichen Flora sind bis jetzt noch sehr unvollständig bekannt. Bei der Untersuchung ihrer Fossilreste ergab sich die Nothwendigkeit, dieselben mit den jetzt lebenden Arten dieser Ordnung genauer, als dies bisher geschehen ist, zu vergleichen. Hiebei wurde der Nervation gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und der Naturselbstdruck als Mittel benützt, um die feinsten Seiten- und Zwischennerven deutlich wahrnehmen und dieselben getreu zur Anschauung bringen zu können. Die Abhandlung, welche die Ergebnisse dieser Vergleichungen enthält, soll zugleich unsere Kenntniß über die genannte, in dieser Richtung noch sehr wenig untersuchte Pflanzenordnung erweitern. Von den bis jetzt beschriebenen Gräsern ließen sich einige jetztweltlichen Geschlechtern einreihen; für andere konnten mehr oder weniger nahekommende Analogien angegeben werden.

Herr J. Loschmidt legt eine Abhandlung vor „Zur Größe der Luftmolecüle".

J. Loschmidt hat auf Grundlage der neueren Gastheorie eine angenäherte Berechnung des Durchmessers der Gasmolecüle ausgeführt. Als Ausgangspunkt benützt derselbe eine von Maxwell abgeleitete Gleichung, welche nach schicklicher Umformung aussagt, daß jene Größe gleich ist der achtfachen mittleren Weglänge eines solchen Molecüls, multiplicirt mit dem Condensationscoefficienten des betreffenden Gases. Unter dem Condensationscoefficienten hat man die Zahl zu verstehen, welche anzeigt, der wievielte Theil eines mit Gas gefüllten Gefäßes von der undurchdringlichen Substanz selbst eingenommen wird. Derselbe läßt sich annähernd aus der Beobachtung berechnen, wenn man

Digitized by Google

die wahrscheinliche Annahme macht, daß in den Flüssigkeiten die Molecüle einander sich wirklich berühren

Für die nicht condensirbaren Gase sind die Formeln zu benützen, welche die Chemiker in der letzteren Zeit aufgestellt haben, um aus den Bestandtheilen einer Flüssigkeit ihre Dichte zu berechnen. Dieselben geben Resultate, welche mit der Beobachtung durchschnittlich eine überraschende Uebereinstimmung zeigen. Auf diesem Wege findet man, daß die Luft, wenn sie sich condensiren ließe, eine Flüssigkeit von der Dichte 1.3 darstellen würde. Dies giebt mit der nöthigen Correction für die Luft den Condensationscoefficienten.

Diese Zahl ist deßhalb so wichtig, weil wir für die Luft allein die mittlere Weglänge kennen. In einem mit Luft gefüllten Gefäße fahren die Molecüle mit einer bedeutenden Geschwindigkeit durcheinander, prallen beim zufälligen Zusammentreffen von einander ab, ebenso von den Gefäßwänden, und nehmen in Folge dieser tumultuarischen Bewegung einen Raum in Anspruch, welcher mit ihrem eigentlichen Volumen außer allem Verhältniß steht. Um die mittlere Weglänge eines Molecüles zwischen zwei aufeinanderfolgenden Zusammenstößen zu bestimmen, wurden die feinsten Versuche mit allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln ausgeführt. Aus den sehr nahe übereinstimmenden Resultaten dreier Experimentatoren ergiebt sich das mittlere Resultat:

Auf Grundlage der gedachten Bestimmungen gelangt man schließlich für den Durchmesser eines Luftmolecüls zu einem Werthe, welcher sehr nahe ist: ein Milliontel des Millimeter.

Zu den kleinsten gemessenen Größen der Physik gehört die Länge der Lichtwellen. Der berechnete Molecüldurchmesser beträgt aber nur den 700. Theil der Wellenlänge des rothen Lichtes und er verhält sich zur Länge einer Linie ungefähr wie die Linie zur deutschen Meile. Ein Kubikmillimeter mit Luft von gewöhnlicher Dichte gefüllt faßt 866. Billionen ihrer Molecüle; wäre die Luft aber Flüssigkeit condensirt, so würde diese Zahl noch um das 1155fache zu vergrößern sein und zu einer Trillion aufsteigen, und schließlich stellt das Trilliontel des Milligrammes ungefähr die Gewichtseinheit vor, welche man bei den Atomgewichten der Chemiker zu denken hat. Aber so imposant diese Zahlen sich auch ausnehmen, bleibt es doch noch immer fraglich, ob sie ausreichen für den Bedarf der unendlich kleinen Welten unserer Mikroskopiker. Unsere besten Instrumente tragen bis zur Sichtbarmachung eines Raumgebildes, das nur mehr 2 Millionen Molecüle thierischer Materien, wie Albumin u. dgl., zu fassen vermöchte. Es liegt auf der Hand, daß diese Zahl schon nicht mehr ausreicht, einen complicirten Organismus aufzubauen, ebenso wie es nicht möglich ist mit 1000farbigen Glasstiften ein Gemälde in Mosaik zu reproduciren. Und wenn berühmte Forscher hinter den heutzutage sichtbaren noch ganze Reihen von Organismen in absteigender Kleinheit voraussetzen, so ist dieses mit den vorgelegten Berechnungen durchaus nicht in Einklang zu bringen. Der sich zunächst darbietende Ausweg, ein Gasmolecüle selbst aus einer großen Zahl chemischer Molecüle zusammenzusetzen, ist unpraktikabel wegen der nothwendigen Gleichheit dieser Zahl für alle Gase und Dämpfe. Es bliebe nur noch einer übrig, welcher keine neuen Annahmen in die Atomenlehre hineinbrächte: die Herbeiziehung der Aetherhüllen. In der Lehre von Licht und Elektricität ohnehin unentbehrlich, dürften sie sich vielleicht auch geeignet erweisen, als Träger der zarteren Lebenserscheinungen zu dienen. Das chemische Molecül selbst würde dann zum eigentlichen Elementarorganismus, von welchem in der tastbaren Materie nur das Gerüste in die Sinneswahrnehmung tritt.

Herr Dr. Stricker übergiebt eine Abhandlung: „Ueber den Bau und das Leben der capillaren Blutgefäße".

Die Capillaren, sagt er, sind auch im entwickelten Thiere einem sehr langsamen aber steten Regenerationsprocesse unterworfen. Die Neubildung geht hier gerade so vor

Digitized by Google

sich, wie im Embryo. Von den Gefäßwänden wachsen Fortsätze aus, welche anfangs solid sind und dann hohl werden. Es giebt daher auch im erwachsenen Thiere Capillargefäße, welche auf der Stufe des embryonalen Gewebes stehen, d. h. sie sind röhrenförmige Zellen, oder richtiger röhrenförmiges Protoplasma mit Kernen.

Gefäße mit Zacken besetzt, wie im Schwanze der Froschlarve, ziehen nach der Einwirkung von Reizen diese Zacken wieder ein und werden glattwandig. Capillargefäße mit blindsackförmigen Ausbuchtungen ziehen die aufgetriebenen Säcke wieder ein; das sind Eigenschaften, die wir wohl von einem röhrenförmigen Protoplasma, aber nicht von Membranen im Sinne der Zellenmembranen erwarten können. Ein röhrenförmiges Protoplasma kann Fortsätze aussenden, um seinesgleichen zu erzeugen, was Membranen abermals nicht thun können.

In Uebereinstimmung mit dieser Auffassung steht die merkwürdige Beobachtung, daß Blutkörperchen die Wände der Capillaren durchbohren. Dr. Stricker sah solche Vorgänge an curarisirten Thieren, an welchen er den Kreislauf in bester Thätigkeit unter Immersionslinsen studiren konnte. Ein senkrecht durch die Gefäßwand gestecktes Blutkörperchen hatte an dem Theile, welcher noch in das Lumen hineinragte, von den vorbeieilenden Genossen die mannigfachsten Beleidigungen zu erdulden. Haufen von verzerrten und zerrissenen Blutkörperchen, welche zuweilen die Gefäße umgaben, ließen ihn schließen, daß er eine Blutung per diapedesin vor sich habe. Er weiß auch, sagt er, über die Mechanik des Auswanderns der Blutkörperchen einige Anhaltspunkte zu geben, welche im Manuscripte näher erörtert sind.

Nach alldem wird man sich nicht wundern zu hören, daß die Capillargefäße sich auch freiwillig oder nach Einwirkung von Reizen einschnüren und wieder erweitern können. Solche Erscheinungen zu beobachten sei man zwar nur selten in der Lage Es sei nun einerseits möglich, daß sie immer nur jüngere Capillaren betreffen, da ja immerfort deren neue nachwachsen; anderseits müssen wir aber bedenken, daß wir die Hindernisse nicht kennen, welche hier in Betracht kommen mögen. Es sei übrigens gar nicht ausgemacht, daß eine Röhrenzelle die Reize immer durch Verengerungen beantworten müsse; sie könnte dies auch durch andere Formveränderungen, was thatsächlich oft der Fall ist.

---

* K. k. Gelehrten-Gesellschaft in Krakau. (Sitzung vom 14. October.) In der Section der Natur- und medicinischen Wissenschaften eröffnete der Vorsitzende der Section, Prof. Skobel, die Sitzung mit dem Ausdruck tiefen Leides über das Hinscheiden des verdienten Collegen Dr. Franz Herbich und begrüßte das neu aufgenommene Mitglied Dr. Alexander Kremer, gewesenen Präses des ärztlichen Vereines in Podolien. Prof. Dr. Piotrowski legte seine physiologischen Erfahrungen in Betreff des Ortes dar, von wo aus die Thätigkeit des vom elektrischen Strome gereizten Nerves sich verbreitet. Schließlich erstattete Prof. Czerwiakowski einen Bericht über die der physiographischen Commission eingesandte deutsche Abhandlung des Herrn Vincenz Moriz Böhm, Forstkatastralcommissär in Tarnow, unter dem Titel: „Ueber die Dauer und Wandlungen der Bäume und Pflanzen namentlich in den nördlichen Karpathen des Sandecer Kreises".

Verantwortlicher Redacteur Ernst v. Teschenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die österreichische Gesellschaft für Meteorologie.

Nachdem die österreichische Gesellschaft für Meteorologie nahe daran ist, ihre Thätigkeit zu beginnen, dürfte es an der Zeit sein über die Verhältnisse, welche ihre Gründung veranlaßten, über die Acte der Gründung selbst, dann auch über Wesen und Ziel der Gesellschaft in einer Weise Nachricht zu geben, welche auch für einen weiteren Kreis der geehrten Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse sein soll.

Eine solche Nachricht dürfte um so mehr an der Zeit sein, als nicht wenige Männer der Wissenschaft und andere Theilnehmer an den Vorarbeiten derselben, indem sie sich den Wirkungskreis der bereits seit dem Jahre 1851 thätigen k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus vor Augen halten, vielleicht mit Recht die Frage stellen, ob denn die Gründung einer Gesellschaft für Meteorologie nothwendig sei!

Andere, welche vielleicht gegen die Gründung keinen Einwurf zur Geltung bringen wollen, sind wenigstens der Ansicht, daß die k. k. Centralanstalt und die Gesellschaft für Meteorologie in gleichen Richtungen thätig sein werden, oder daß es doch wenigstens schwierig sei, eine Grenzscheide zwischen den Wirkungskreisen beider wissenschaftlichen Institute zu ziehen, Collisionen und wechselseitige Störungen zu vermeiden. Ich werde mich bemühen, diese und ähnliche Bedenken durch eine eingehende Erörterung der Eingangs erwähnten Hauptpunkte meiner Nachricht zu entkräften.

Denkwürdig ist, daß die Idee der Gründung einer meteorologischen Gesellschaft im Schooße der k. k. Centralanstalt für Meteorologie selbst ihre Geburtsstätte fand. Dennoch kann man nicht behaupten, daß die Idee von der Direction der genannten Anstalt ausging, wenngleich ihre Schritte es waren, durch welche sie reif wurde und zur Ausführung gelangt.

Die erste Anregung wurde nicht selten wiederholt durch scheinbar geringfügige Anlässe gegeben. Ein Theilnehmer an dem Beobachtungssysteme der k. k. Centralanstalt wollte seine Verdienste durch die Ausfertigung eines Diploms als Correspondent anerkannt sehen, ein anderer erkannte das Bedürfniß einer periodischen Schrift, welche in kürzeren Zeitintervallen Nachricht giebt von allem auf dem Gebiete der Meteorologie Interessanten u. s. w. Alle diese Anregungen gingen seit Jahren erfolglos vorüber.

Mir selbst leuchtete immer die Organisation der k. k. geologischen Reichsanstalt vor Augen, welche, wenn auch mit viel großartigeren Kräften und Mitteln,

Digitized by Google

in ihrer Sphäre ein ähnliches Ziel verfolgt, wie die k. k. Centralanstalt für Meteorologie, ebenfalls ein Staatsinstitut ist und dennoch regelmäßige öffentliche Sitzungen, wie eine hinzu autorisirte Privatgesellschaft abhält. Wer wird läugnen wollen, daß diese Sitzungen und die Veröffentlichung der Berichte hierüber der mächtigste Hebel waren einer Wirksamkeit voll glänzenden Erfolges, daß diese Sitzungen, sage ich, am meisten beitrugen, das Institut in der öffentlichen Meinung zu heben.

Der berühmte und hochverdiente frühere Leiter der k. k. Centralanstalt war aber für eine solche Idee nicht zugänglich oder schien es wenigstens nicht zu sein. Für einen Mann von so großer physischer und psychischer Kraft war die eigene unermüdliche Thätigkeit das Element, in dem er sich am wohlsten fühlte, wenn er es gleich verstand, Andere in sein Interesse zu ziehen und für seine Zwecke in Thätigkeit zu setzen.

So schlummerte die Idee fort, bis sie von dem gegenwärtigen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Leiter der Anstalt zur Ausführung gelangte. In früheren Jahren waren die öffentlichen Verhältnisse dem Gedeihen einer Gesellschaft für Meteorologie günstig, gegenwärtig sind sie es weniger; wir wollen aber hoffen, daß dies nur vorübergehend sein wird.

Eine große Zahl von Gesellschaften wurden seitdem gegründet, es ist eine Art geistiger Uebersättigung eingetreten und die allgemeine pecuniäre Calamität nöthigt zur größten Einschränkung.

Sofort nach der Gründung der k. Akademie der Wissenschaften (1847), der höchsten wissenschaftlichen Instanz in unserem Kaiserstaate, wurden eine Reihe von Gesellschaften und Instituten gegründet, deren Aufgabe die Pflege der Naturwissenschaften war.

Im Jahre 1849 begann die k. k. geologische Reichsanstalt ihre Thätigkeit, 1851 folgten die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft und die k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Ende 1854 die k. k. geographische Gesellschaft, 1855 der Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, wenn auch die förmliche Constituirung erst 1860 stattfand, 1862 endlich der Alpenverein.

Da alle Naturwissenschaften in mehr oder weniger innigem Zusammenhange stehen, so fanden an allen diesen Gesellschaften auch Mittheilungen aus der Meteorologie thunliche Berücksichtigung. Ich sehe hier ab von der k. k. Centralanstalt für Meteorologie, deren Verhältniß zu der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie mir näher zu erörtern obliegt.

Ungeachtet des bemerkten innigen Zusammenhanges aller Naturwissenschaften ist eine bestimmte Abgrenzung der Gebiete rathsam, wenn die Arbeiten ihrer Pfleger nicht an Gründlichkeit verlieren sollen, was sie an Ausdehnung gewinnen. Die Folge ist ein geringeres Interesse an der Kenntniß außerhalb dieser Grenzlinie liegender Gebiete. Sie werden als Territorien der angewandten Wissenschaften angesehen, denen man nur ein untergeordnetes Interesse entgegenbringt.

Dies fühlt der Vortragende in Versammlungen, deren Mitglieder zum größten Theile nicht seine Fachgenossen sind, er kann sich einer gewissen Befangenheit nicht

Digitized by Google

erwehren, welche seine Stimme dämpft und dem Vortrage viel von seiner anregenden Wirkung benimmt. Kommt zuletzt noch der Gedanke hinzu daß sich die Versammlung langweile, dann ist die Situation eine peinliche.

Es ist dies ein weiterer Grund, welcher der Entstehung unserer Gesellschaft für Meteorologie das Wort spricht. Unsere Wissenschaft will als ebenbürtig mit den übrigen Wissenschaften angesehen werden. Diese Geltung hat sie gegenwärtig nicht einmal in unserer Akademie, obgleich sie ihr Vieles, wenigstens aus früheren Jahren zu verdanken hat. Man sieht jeden Physiker und Astronomen als Vertreter der Meteorologie an, eines selbstständigen Vertreters, wie andere Wissenschaften, erfreut sie sich nicht, während andere Wissenschaften selbst mehrere Vertreter haben.

Es ist wahr, wir können uns nicht rühmen, einen Dove oder Kämtz den Unseren zu nennen, welche unsere Meister sind, und zur Beurtheilung, ob wir in ihrem Geiste arbeiten, ist jeder Astronom oder Physiker, welcher die akademische Würde erlangte, geeignet. Auch ist der jeweilige Director der k. k. Centralanstalt für Meteorologie berufen, die Wissenschaft in der Akademie zu vertreten.

In der Regel sind Mittheilungen, welche von der Akademie zur Aufnahme in ihre Druckschriften für würdig erachtet werden, zur Bekanntmachung in weiteren Kreisen in unveränderter Form, wie z. B. durch die Schriften einer meteorologischen Gesellschaft, nur wenig geeignet, sie sind nur für Fachmänner geschrieben, welche das ganze Gebiet der Wissenschaft zu übersehen befähigt und zu beurtheilen im Stande sind, in welchen Richtungen das Gebiet erweitert und in welchen Theilen desselben unsere Kenntnisse ergänzt oder fester begründet werden können.

Es entfallen aber eine Menge werthvoller Arbeiten und Mittheilungen, an welche sich dieser strenge Maßstab nicht anlegen läßt und die gleichwohl für Fachleute interessant genug sind, um zu wünschen, dieselben in einer leicht zugänglichen Zeitschrift gesammelt zu sehen oder doch wenigstens durch die Mittheilung in einem Vortrage den wesentlichen Inhalt kennen zu lernen.

In den Schriften der k. k. geographischen Gesellschaft, des Vereines zur Verbreitung der Naturwissenschaften und des Alpenvereines sind nicht wenige werthvolle meteorologische Abhandlungen enthalten, welche von Fachleuten dort nicht gesucht werden, von der Mehrzahl der Mitglieder der genannten Gesellschaften vielleicht nicht mit günstigen Augen angesehen werden, während sie interessante Vorträge für die Sitzungen der meteorologischen Gesellschaft, und willkommene Beiträge für die Zeitschrift derselben geliefert hätten.

So lange die Kosten für den Druck der Jahrbücher der k. k. Centralanstalt von der Akademie bestritten worden sind (die Jahrgänge 1848 bis 1856 der meteorologischen Beobachtungen in Oesterreich umfassend), konnte manche der erwähnten Arbeiten in denselben niedergelegt werden und die k. Akademie selbst hat nicht selten ihr überreichte Arbeiten, welchen die Aufnahme in ihre Druckschriften aus irgend einem Grunde verwehrt werden mußte, sei dies ein wissenschaftlicher oder ökonomischer, zur Aufnahme in die Jahrbücher bestimmt.

Digitized by Google

Für solche Arbeiten ist bei dem beschränkten Umfange, in welchem die Jahrbücher nun erscheinen sollen, die Aussicht, in den Jahrbüchern untergebracht zu werden, eine äußerst beschränkte.

Zudem ist das Erscheinen der Jahrbücher noch nicht einmal gesichert und hängt noch von der Entscheidung der Frage ab, ob die Kosten aus den Fonds der Akademie oder dem Studienfonde zu bestreiten sind, welche sehr schwierig zu lösen scheint, da die Verhandlungen hierüber sich bereits in die Jahre ziehen (seit 1861). Wohl wirkte auch das inzwischen erfolgte Ableben des früheren Leiters der k. k. Centralanstalt hemmend auf den Gang der Verhandlungen, welche von neuem durch seinen Nachfolger wieder aufgenommen werden mußten.

Zur Entscheidung dieser Frage, deren Lösung mir nahe zu liegen scheint, halte ich mich nicht für berufen, auch genügt es anzuführen, daß das Wiedererscheinen der Jahrbücher, wie bereits erwähnt, nicht gesichert ist.

Aber auch hievon abgesehen, wird der beschränkte in Antrag gebrachte und genehmigte Umfang der Jahrbücher eben nur für die nothwendigsten tabellarischen Darstellungen ausreichend sein.

Noch weit mehr gilt dies von den Witterungsübersichten, welche einstweilen die Stelle der Jahrbücher vertreten.

Ich setze voraus, daß die Zeitschrift der Gesellschaft für Meteorologie in anziehenderer Form erscheinen wird, als die Publicationen der k. k. Centralanstalt, welche nur das Interesse des strengen Fachmannes erwecken können Das „Annuaire de la Société météorologique de France“ und die „Procedings of the British Meteorological Society“ könnten hier als Muster dienen. Viel Text und, wenn es die Mittel erlauben, graphische und bildliche Darstellungen — wenig Tabellen.

Das große Publicum hat eine eigene Scheu vor Ziffern und weiß ihre Sprache, so einfach dieselbe ist, nur wenig oder gar nicht zu deuten.

Damit ist aber auch ein Theil dessen im Wesentlichsten gesagt, was ich über das Verhältniß der k. k. Centralanstalt für Meteorologie zur österreichischen Gesellschaft für Meteorologie anführen wollte.

Der strenge Fachmann, für den die Publicationen der k. k. Centralanstalt vorzugsweise bestimmt sind, zieht die Tabellenform vor, weil sie vollständig alle Details enthält, deren er zu seinen Forschungen benöthiget und bei allgemeinen Folgerungen die mathematischen Formeln. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage.

(Erster Band. Stuttgart 1865, J. G. Cotta. 8. XVIII und 509 S.)

Als die trübe Kunde von Uhlands Tod die deutschen Lande durchflog, da ward nach dem ersten Schmerz, der kein anderes Gefühl als das des herben Verlustes aufkommen ließ, ein leicht begreifliches Interesse für den litterarischen Nachlaß des unermüdlich thätigen Mannes wach. Uhland hat, wiewohl in günstigen Verhältnissen lebend, doch nur wenige wissenschaftliche Werke veröffentlicht, und selbst von diesen wenigen konnten nur drei Abhandlungen als vollständig gelten, über Walther von der Vogelweide, über das altfranzösische Epos und zur Geschichte der Freischießen; sein Mythus von Thor war nur der erste Band der „Sagenforschungen", man wußte, ein zweiter über Odhin sei im Werke, der Sammlung der deutschen Volkslieder fehlte noch der versprochene zweite Band, der die Abhandlung über das Volkslied bringen sollte, wovon nur einzelne Abschnitte fertig ausgearbeitet in Pfeiffers „Germania" vorlagen. Die übrigen in dieser Zeitschrift veröffentlichten Abhandlungen waren sämmtlich Theile größerer Werke zur deutschen und speciell schwäbischen Sagenkunde. Man war daher vollkommen berechtigt zu der Hoffnung, in seinem Nachlaß werde sich eine gute Zahl mehr oder minder fertiger Arbeiten finden, die das, was er lebend uns bot, ergänzen, wenn nicht vervollständigen mußten. Die Hoffnung hat nicht getrügt. Außer mehreren freilich nie für den Druck bestimmten Vorlesungen über Geschichte deutscher Poesie und Sage, die er während der kurzen Zeit seiner akademischen Lehrthätigkeit (1830 bis 1833) hielt, fand sich eine fertige Abhandlung über den Minnesang aus dem Jahre 1824, vier selbstständige Abschnitte aus der „Abhandlung über das Volkslied", nach der vorhandenen Skizze ungefähr die Hälfte des Ganzen, ein Theil des Mythus vom Odhin, einer schwäbischen Sagenkunde, aus deren zweitem Theile schon in der „Germania" Einiges erschienen war, und ein paar weitere Abschnitte aus dem Werke „Deutsche Heldensage", von der auch in der „Germania" zwei Abhandlungen veröffentlicht sind. Trotz diesem Reichthum seines Nachlasses kommen wir aus den Fragmenten nicht heraus, darein müssen wir uns, so schade es ist, bei Uhland schon finden. Ein Vorzug des Charakters auf der einen bedingt oft eine Schranke auf der anderen Seite. Uhland ist hievon ein lebendiges Beispiel. Seine gewissenhafte Gründlichkeit in der Forschung, seine unermüdliche Sorgfalt für die äußere Darstellung läßt ihn keines seiner größeren Werke vollenden. Es ist interessant, ihn in dieser Beziehung mit Jakob Grimm zu vergleichen. Dieser ist bei aller Gründlichkeit der Forschung bis ins Einzelne und Kleine hinein doch ein rascher Arbeiter; wo es die Rücksicht auf die Förderung des Ganzen nöthig macht, überwindet er sich auch, Lücken zu lassen und Fragezeichen hinzusetzen, freilich meist nur in nebensächlichen Fragen, die für den Fort-

Digitized by Google

schritt der Untersuchung im großen Ganzen nicht wesentlich sind. Seine Hauptsorge ist, daß das Gebäude stehe, ob in den einzelnen Gemächern manches noch wohnlicher, sauberer einzurichten, manches nachzubessern sei, das überläßt er denen, die darin sich einwohnen wollen. Grimms Styl, wo er bei seinen größeren Arbeiten unter der Menge der Belege durchbrechen kann, ist sorgfältig und hat einen eigenthümlichen Reiz, aber es war seine Sache nicht, an seinen Büchern, bevor er sie in die Welt schickte, viel umzugießen und umzumodeln, frisch, unmittelbar wie sie aus seinem Geiste flossen, gab er sie hin und ließ den Druck, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, gewöhnlich beginnen, lange bevor er noch das Buch fertig niedergeschrieben hatte. Dabei begegnete es ihm wohl, daß er etwas, was er auf einer früheren Seite behauptet hatte, auf einer späteren berichtigen oder widerrufen mußte, weil sich ihm plötzlich während der Ausführung der Arbeit ein neuer Blick eröffnete. Ja, wenn ihm wichtige Quellen, wie es bei seinen Rechtsalterthümern der Fall war, geradezu nach Abschluß seiner Arbeit in die Hände kamen, so ärgerte ihn das zwar, aber er tröstete sich mit dem Bewußtsein, wenn er das Werk nicht so wie es ist, gleich hingeschrieben hätte, so würde er es gar nicht geschrieben haben, und behielt sich die Benützung des weiteren Materials für eine zweite Ausgabe vor. Und es war ein Glück, daß J. Grimm so arbeitete; denn auch nur so war es möglich, in einer so jungen Wissenschaft, wo fast alles vom Grund auf zu bauen war, so umfassende Aufgaben so verhältnißmäßig schnell und glücklich zu lösen.

Von all' dem ist Uhland bis auf die Gründlichkeit der Forschung beinahe das gerade Gegentheil. Lücken zu lassen und Fragezeichen zu setzen, wo zäher, ausdauernder Forschung noch die Hoffnung bleibt, das Richtige zu finden, entschließt er sich schwer, eben so schwer wird es ihm, mit dem Sammeln des Materials, der Durchforschung der Quellen abzuschließen. Ein Ausspruch, wie Grimms über seine Rechtsalterthümer, wäre ihm geradezu unmöglich gewesen, er konnte Jahre lang auf die Eröffnung einer zur Zeit unzugänglichen Quelle warten, ja er versäumte es nicht, wo ihm Localkenntniß zur Behandlung seines Gegenstandes nothwendig schien, wie bei manchen Punkten der Sagenkunde, die bezüglichen Gegenden selbst zu dem Zwecke zu besuchen und schob so immer die Bearbeitung hinaus, bis er überzeugt war, alles nur irgend erreichbare Material in Händen zu haben. Und war er dann mit der Ausarbeitung selbst beschäftigt, so konnte er sich wieder in der Form der Darstellung nicht genug thun und schrieb manche Abschnitte wiederholt um, bis sie ihm auch von dieser Seite genügten. Seine Manuscripte, in denen häufig ganz hübsch gearbeitete Stellen ausgestrichen und wieder neu geschrieben sind, ohne daß in der Sache selbst eine Aenderung vorgenommen wäre, sind redende Zeugen für diesen rastlosen Trieb auch nach formeller Vollendung, wie denn auch wirklich hierin manchen seiner Arbeiten (besonders den noch unedirten über das Volkslied) in unserer ganzen gelehrten Litteratur geradezu nichts an die Seite zu stellen ist. Dadurch, wozu eben noch kam, daß keine äußeren Verhältnisse ihn zur Vollendung

Digitized by Google

seiner Arbeiten drängten, wird es nur zu begreiflich, daß wir nur wenig Vollständiges neben einer reichen Zahl von Fragmenten besitzen.

Uhland selbst hat über diesen seinen Nachlaß keinerlei Verfügungen getroffen, er hat ihn nur drei Jahre vor seinem Tode in die Hände seiner Gattin gelegt. Diese übergab nach seinem Tode seine Papiere dreien durch langjährige Freundschaft mit Uhland verbundenen Gelehrten, Holland, v. Keller und Pfeiffer, zur Durchsicht und Herausgabe, drei Männern, von deren Gewissenhaftigkeit und Pietät für den Verstorbenen wir für die Arbeit das Beste hoffen dürfen. Daß sie sich entschlossen haben, auch die bereits gedruckten Schriften Uhlands hier mit dem ungedruckten Nachlaß zu vereinigen, ist gewiß höchst erfreulich. Das Werk, auf 6 bis 7 Bände berechnet, wird so eine vollkommene Uebersicht über Uhlands wissenschaftliche Thätigkeit gestatten und es bliebe dann nur noch eine mit Umsicht getroffene Auswahl aus seinem Briefwechsel zu wünschen, um alle Quellen für eine künftige Biographie beisammen zu haben.

Den Anfang haben die Herausgeber mit Uhlands Vorlesungen gemacht, zunächst der über Geschichte der altdeutschen Poesie, und zwar enthält der vorliegende erste Band (besorgt von v. Keller) den ersten Hauptabschnitt davon, „Die Heldensage". Uhland trug sich, wie der Herausgeber im Vorwort mittheilt, schon seit 1820 mit einem größeren Werke über „Sang und Sage des deutschen Mittelalters". Ein guter Theil dieses Werkes fand sich im Nachlaß fertig, zum Theile in mehrfacher Bearbeitung. Zum Abschluß jedoch ist er nicht gelangt. Als er aber zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Tübingen ernannt wurde und im Frühling 1830 zu lesen begann, wählte er diesen Stoff für seine akademischen Vorlesungen und arbeitete dafür sorgfältige Hefte aus, die jedoch nicht sehr weit reichen. Er griff für das Bedürfniß des Katheders zurück zur älteren Ausarbeitung, wie einzelne Hinweisungen in den Collegienheften zeigen, die aber keine Auskunft geben, wie weit er in den Vorlesungen derselben folgte. Das sind die Mittel, die dem Herausgeber zur Herstellung des Textes zu Gebote standen, nachgeschriebene Collegienhefte fanden sich keine. Der Herausgeber nennt dieses Werk „in gewissem Sinne das unvollkommenste, was aus dem wissenschaftlichen Nachlasse des Verfassers zu bieten ist", es fehlt nämlich, wie das aus der Entstehung des Werkes sehr begreiflich ist, die gleichmäßige Behandlung des Stoffes. Gleichwohl zeigt der vorliegende erste Theil alle bei Uhland gewohnten Vorzüge, die nach der Mittheilung des Herausgebers nicht nur den Vorlesungen, als sie gehalten wurden, ungewöhnlichen Beifall einbrachten, sondern auch heute noch dem Buche seine Wirkung auf den Leser sichern.

Wir lernen Uhland darin als Litterarhistoriker kennen. Es wird nicht uninteressant sein, zunächst bei seiner Methode etwas zu verweilen, um so mehr, als der Umfang des Buches uns nicht gestattet, uns in Einzelnheiten einzulassen. Uhland spricht sich darüber selbst in der allgemeinen Einleitung aus. Als die Hauptaufgabe der Geschichte der Poesie bezeichnet er dort „die Veranschaulichung des dichterischen Schaffens und Gestaltens in den größeren gemeinsamen Kreisen sowohl

Digitized by Google

als in den einzelnen bedeutenden Erzeugnissen", oder wie er es weiter in einem Bilde ausführt, „in der persischen Glaubenslehre hat jedes erschaffene Ding seinen Ferwer, den Grundkeim und die innere Einheit seines Wesens, der jedoch für sich zur Erscheinung gelangen kann. Die Ferwer der dichterischen Schöpfungen sind es, was die Geschichte der Poesie aufzufassen und auf ihre Weise zur Erscheinung zu bringen hat." Nachdem so die Aufgabe festgestellt ist, fragt er um den Weg zu ihrer Lösung, um die Methode. „Ist es unsere Aufgabe", argumentirt er weiter, „die Gestaltungen der Poesie so viel möglich zur Anschauung zu bringen, so finden wir uns einfach darauf hingewiesen, dem Vortrag diejenige Anordnung zu geben, nach welcher der poetische Bildungstrieb selbst seine Formationen aufgestellt und abgetheilt hat." Diesen bereits gebildet vor uns stehenden Formationen und Gliederungen der altdeutschen Poesie folgend, theilt er seine Darstellung in vier Hauptabschnitte: 1. Die Heldensage, 2. Heiligensagen und Rittergedichte, 3. Minnesang, 4. Lehr- und Zeitgedichte. Er sucht nun weiter die Beziehungen seiner Methode, die er die organische nennen möchte, zu den anderen für Litteraturgeschichte gebräuchlichen Methoden anzudeuten: der synchronistischen oder chronologischen mit Abtheilung in Perioden, der ethnographischen und systematischen nach den Dichtarten. Keine von diesen Methoden findet er als solche auf seinen Gegenstand anwendbar, aber sie kommen ihm doch als Gesichtspunkte in Betracht, welche für jede historische Arbeit ihre Geltung haben. Den ersten Gesichtspunkt, den chronologisch-synchronistischen, findet er zu sehr in der Natur geschichtlicher Entwicklung begründet, als daß er in seiner Eintheilung unbeachtet bleiben sollte. Eine gewisse historische Zeitfolge hielten auch seine Abschnitte ein. Der erste behandelt das älteste Erbtheil deutscher Poesie, die Heldensage, der zweite Erzeugnisse des eingeführten Christenglaubens und seiner Verschmelzung mit den Anschauungen der bekehrten Völker, der dritte die Verschmelzung des Naturgefühls und Naturdienstes mit den geistigen Einflüssen romanisch-christlicher Bildung, der vierte endlich zeigt uns den Gedanken in Mitte der phantastischen Stimmungen des Mittelalters und sein immer wachsendes Uebergewicht über diese, so daß dieser letzte Abschnitt den natürlichen Uebergang in die neuere Zeit bildet. Aber mit dieser Anlage im Größeren scheint ihm die chronologische Anreihung der einzelnen vorhandenen Werke nicht verträglich, sie kann ihm „die Anordnung eines Vortrages nicht bestimmen, dem es hauptsächlich um den inneren Bestand der Dichtungskreise zu thun ist". „Das Heldenlied", sagt er, „wurde durch den ganzen Zeitraum vom Volke gesungen, die schriftlichen Auffassungen erstrecken sich über wenigstens sieben Jahrhunderte", oft aber sei in den spätesten die ursprüngliche Gestalt der Sage richtiger und vollständiger als in den vorhergehenden enthalten, „Beweises genug, daß uns die Zeitfolge der schriftlichen Aufzeichnung nicht zur Norm der Darstellung dienen kann". Ferner werde im Ganzen und einzelnen Abschnitten ein Werden und Wachsen, eine Blüthe und ein Verfall darzulegen sein, das sei ja überhaupt die Geschichte. „Der Zweck der Veranschaulichung aber", fährt er gleich fort, „wird uns darauf führen, daß wir bedeutendere Kreise der Dichtung zuerst in ihrer vollen Erschei-

Digitized by Google

nung geben und erst von dieser aus einerseits auf ihren Ursprung und ihre allmälige Entwicklung zurückgehen, andererseits zu ihren Auswüchsen und ihrem Zerfalle herabsteigen."

Damit ist auch die Zeit bestimmt, der seine Aufmerksamkeit sich zunächst und vorzugsweise zuwenden muß, die nämlich, in der „wir alle Richtungen zusammenlaufend, alle Eigenthümlichkeiten des deutschen Mittelalters und so auch seine Poesie am vollständigsten vereinigt und am glänzendsten entfaltet finden", d. i. die Periode von der Mitte des 12. bis nach der des 13. Jahrhunderts. Hier hat jeder Dichtungskreis seine letzte Ausbildung erlangt, „hier ist der Vollschein, in welchem Zunahme und Abnahme verschwimmen."

Der ethnographische Gesichtspunkt ist ihm in zweifacher Beziehung wichtig, für die Sagenbildung, insofern ihn die Ausmittlung des Antheils der einzelnen germanischen Volksstämme am epischen Cyklus beschäftigt, für die Sprache bezüglich der Hauptsprachstämme, in denen die Poesie sich entwickelt hat, das sind für ihn und seine Aufgabe das Alt- und Mittelhochdeutsche, das Alt- und Mittelniederdeutsche Auch von dieser Seite sieht er sich durch den Reichthum, den das Mittelhochdeutsche vor den anderen an poetischen Denkmälern voraus hat, auf jene Zeit hingewiesen.

Endlich auch die systematische Methode findet sich hier berücksichtigt, insofern in den beiden ersten Abschnitten die epische, im dritten die lyrische, im vierten die didaktische Poesie vorherrscht, aber die Anordnung kann auch sie nicht bestimmen. Das volksmäßige Heldengedicht und das christliche Rittergedicht sind untereinander schon so verschieden, daß ihre Unterordnung unter die gemeinschaftliche Grundform eine leere Abstraction wäre, andererseits würde noch speciellere Classification störend in den Organismus der poetischen Bildungen eingreifen.

Man sieht, es ist eine eigenthümliche Methode, der er folgt, aber sagen wir es gerade heraus, die streng historische ist sie nicht. Diese wird überall keine andere sein können als die chronologisch-synchronistische. Nur dieser wird es möglich, die Zustände in ihrer allmäligen Entwicklung, in ihrem causalen Zusammenhange zu erfassen und das ist ja doch die Aufgabe aller Geschichte. Es ist richtig, in Uhlands Abschnitten ist eine gewisse historische Folge; aber sie ist nur eine ideelle, keine thatsächliche. Das germanisch-heidnische Epos ist ursprünglicher als das christliche Rittergedicht, aber sie gehen auch gleichzeitig nebeneinander her, Lyrik und Didaktik sind, gegen das Epos gehalten, spätere Entwicklungen, aber sie laufen nebeneinander in unserer Poesie, das Epos hört nicht auf, wo die Lyrik beginnt.

Uhland ist es mehr um den Geist, um den inneren Bestand der Dichtungskreise zu thun, als um dessen zufällige Erscheinung in der Wirklichkeit, und doch sind es diese Erscheinungen, in denen jener Geist lebendig zu Tage tritt, die die Geschichte zunächst aufzufassen und zu erklären hat, das scheinbar Zufällige, aus dem Uhland das Wesen abzulösen sucht. Die Thatsache, daß spätere Darstellungen oft die ursprünglichere Gestalt der Sage enthalten, beweist ihm schon gegen die chronologisch-synchronistische Methode; aber die Frage, wie das kommt, wirft er gar nicht auf, und maßgebend kann diese Thatsache nur für die Darstellung der

Digitized by Google

Sage, nicht für die Geschichte der Litteratur sein. Wie hier die äußere Erscheinung gegen den Geist, die Seele, die sich darin offenbart, tritt ihm andererseits gegen die vollendete fertige Gestalt das Werden in den Hintergrund. Gleich dem Dichter führt er uns mitten in die Fülle der Begebenheiten, auf die Höhe der Situation und läßt nur episodenartig Anfang und Ende an uns vorüberziehen. Und doch ist dieses Werden, wie er selbst gesteht, „überhaupt die Geschichte", und dieser genügt es gewiß nicht, um jenes zu veranschaulichen, von der Höhe der vollen Erscheinung, „in welcher Zunahme und Abnahme verschwinden, vorwärts und rückwärts die Blicke schweifen zu lassen". Man wird uns nicht mißverstehen: in all' dem soll kein Tadel gegen Uhland liegen, seine Methode hat ihre vollkommene Berechtigung, wir wollen ihr nur ihre richtige Stelle anweisen; es soll ihm damit nicht etwa der historische Sinn abgesprochen werden, der auf jeder Seite zu Tage tritt. Wir möchten seine Methode gegenüber jener streng historischen, wie sie für unseren Gegenstand vorzüglich Gervinus repräsentirt, die philosophisch-poetische nennen, und zwar mit Ueberwiegen des zweiten Elementes. Und damit haben wir uns von Uhlands eigener Benennung nicht weit entfernt: wenn die höchste Aufgabe aller Poesie Leben ist und alles Leben einen Organismus bedingt, kann sie auch die organische heißen.

Wir haben uns hier etwas länger aufgehalten und werden uns nun über die weiteren Partien des Buches kürzer fassen. Nach einer allgemeinen Darlegung des Wesens der Volkspoesie folgt der Inhalt der Heldensage im Umriß, kurz nach den einzelnen Sagenkreisen angegeben. Der deutschen Gestaltung der Sage tritt die nordische ergänzend zur Seite. Dieser Inhaltsangabe folgt die Erklärung der Heldensage vom geschichtlich-localen, mythischen und ethischen Standpunkt. Hier ist Uhland in seinem eigentlichen Elemente, und nicht nur, daß hier seine Darstellung nicht antiquirt ist, sie steht ganz einzig und unübertrefflich da. Mit der gründlichsten Forschung geht hier das tiefste, eindringendste Verständniß Hand in Hand und mit jedem Schritt entrollt sich das großartige Bild deutscher Sage heller und schöner. Ganz besonders zeichnet sich unter diesen Abschnitten der dritte, die Darstellung des Ethischen sowohl im Allgemeinen als an einzelnen hervorragenden Helden- und Frauengestalten aus. Der frische, kräftige Hauch der alten Volkspoesie weht uns hier erquickend in voller Reinheit entgegen, das Verständniß dringt in die innerste Seele derselben ein.

Wohl am meisten überholt dürfte der Abschnitt über die Formen sein, wiewohl noch immer reich an feinen Bemerkungen, namentlich in Bezug auf den Styl der alten Heldenpoesie, und für seine Zeit, wo noch nichts als zerstreute Anmerkungen Lachmanns vorlagen, eine ganz vorzügliche Arbeit. Nach diesen allgemeinen Untersuchungen, auf denen übrigens der Schwerpunkt der Darstellung ruht, folgt die Betrachtung der einzelnen Gedichte. Wir erlauben uns hier bei einem Gegenstand etwas zu verweilen, der gewiß nicht uninteressant ist, nämlich der Stellung, die Uhland in der Nibelungenfrage einnimmt. Die Sache scheint mir um so interessanter, als seine Darstellung in eine Zeit fällt, wo Lachmanns Ansicht

Digitized by Google

unter den Gelehrten fast ausschließlich galt, lange bevor durch Hyltzmann der Streit mit erneuter Hitze entfacht ward Der damals herrschenden Ansicht entgegen steht Uhland auf Seite der Einheitstheorie. Zwar „von einem Dichter", sagt er, „können wir nicht sprechen, sofern wir unter einem solchen den Erfinder seiner Fabel oder auch den gestaltenden Bearbeiter eines vorher noch nicht poetisch gebildeten geschichtlichen oder sagenhaften Stoffes verständen. In langer lebendiger Fortbildung war der poetische Inhalt des Liedes, Handlung und Charakteristik schon vollendet; ihr Dichter war allerdings nicht ein einzelner, sondern die längst im Volke wirkende dichterische Gesammtkraft". Gleichwohl befriedigt ihn der Lachmann'sche Ordner nicht. Er kann sich die Lieder, die der Ordner soll verbunden haben, „nicht so beschaffen denken, wie Lachmann nach seiner speciellen Ausführung sich solche vorstellt". Ferner widerspricht seiner Ansicht nach der Annahme eines bloßen wörtlichen Aufschreibens und Verknüpfens der Lieder nicht nur die Erfahrung, die uns mit einem Niederschreiben immer Fortbildung, Weiterführung verbunden zeigt, sondern auch die Beschaffenheit des Werkes selbst. Die Beschreibung von Rittervesten, Werbungen ꝛc., den Schmuck, der sich um das Sagenhafte des Gedichtes herum bildet, kann er sich nicht als Inhalt der im Munde des Volkes lebenden Lieder denken und doch müßte ein großer Theil der Lieder daraus bestanden haben. Dieser Schmuck scheint ihm durchaus unvolksmäßig und er hält es auch für unmöglich, daß er Zeit gehabt hätte, sich zur Volksmäßigkeit heranzubilden. Und doch ist dies Aeußere gleichmäßig über das Ganze gebreitet, diese Einheit kann nach dem Gesagten nur in der Anschauungsweise des Ordners begründet sein. Dann müssen wir ihm aber „doch eine über das Ganze sich gleichförmig erstreckende Wirksamkeit einräumen, und befand er sich einmal auf dem Standpunkt, seine Zeit in den alten Mähren geltend zu machen, so lag ihm auch ganz nahe, hervorzuheben und auszubreiten, was dem Geiste seiner Zeit zusagte, zu beseitigen, oder durch anderes zu ersetzen, was demselben widerstrebte." Dazu hält er die Einheit der Handlung und der die Handlung beseelenden Idee, die, wie sich aus der Klage ergiebt, die über den Tod Kriemhildens hinausgehende Ueberlieferungen aufweist, nicht ganz so schon in den Liedern vorhanden gewesen sein kann, ferner eine subjective Einheit, die mit Empfindung und Bewußtsein den Gegenstand in sich aufnimmt und andere Eigenschaften, die dem Nibelungenlied eigen sind und daher nicht als Gemeingut gelten können, sondern dem Ordner zugutegehalten werden müssen. Einen solchen Ordner aber, dem wir solche Eigenschaften zuerkennen müssen, nimmt er nach heutigem Sprachgebrauch keinen Anstand, „gerade heraus einen Dichter zu nennen. Es ist, um es kurz zu bezeichnen, nicht der Dichter der Sage, aber der Dichter des Liedes, wie es als ein Ganzes vor uns liegt." Es scheint uns doch bedeutsam für die Hypothese Lachmanns zu sein, daß ein Dichter, wie Uhland, der nicht etwa bloß aus seinem modernen Bewußtsein heraus urtheilt, sondern der sich wie nur einer in das Wesen der Volkspoesie vertieft hat, der nicht nach einem oberflächlichen allgemeinen Blick auf das Ganze spricht, sondern den minutiösesten Untersuchungen nicht nur zu folgen vermochte, sondern sich auch

Digitized by Google

die Mühe gab, sie, wo es nothwendig war, selber zu führen, daß ein solcher Dichter, der nicht minder geschulter Philologe ist, sich mit ihr nicht recht befremden, die Lieder, die jener ausschied, sich nicht im Munde des Volkes lebendig denken kann.

Den Schluß des Buches bilden die nichtcyklischen Heldensagen nach Stämmen und Fürsten geordnet, und damit können auch wir schließen, denn dem Herausgeber, wie der Verlagshandlung können wir nur Lob spenden. Sollten wir einen Wunsch aussprechen, so wäre es eine etwas vollständigere und gleichmäßigere Berücksichtigung der seither erschienenen Litteratur; wir verlangen nicht Berücksichtigung jeder neuen Ausgabe, wir hätten die Verweisungen auf Holtzmanns Nibelungenklage nicht vermißt, weil mit der Lachmann'schen Zählung alles leicht zu finden wäre, wir haben aber Hinweisungen auf verschiedene Aufsätze vermißt, deren freilich der Fachmann entrathen kann, die aber denn doch immerhin eine nützliche Beigabe bilden. Doch mindert das unsere Freude nicht an dem Buche, dem wir eine Reihe der schönsten Stunden verdankten und das niemand anders als mit hoher Befriedigung lesen wird.

Wien, 10. October 1865. H. Lambel.

Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense.

I.

„Goethe's Schriften sind in allen Händen, werden immerfort gelesen . . . nur gegen die Briefwechsel ist man gleichgültig, *man ist übersättigt von den zu vielen, oft sehr ungeschickten Herausgaben.*“ Diese Bemerkung, welche Varnhagen am 1. April 1851 in sein Tagebuch schrieb, hat die Herausgeberin des Nachlasses, Fräulein Ludmilla Assing, unverändert abdrucken lassen, während an mancher anderen Stelle (und das ist ein Punkt, welcher noch einmal zu berühren sein wird) doch kleine Correcturen des Textes vorkommen. Ihr selbst scheint also die gewiß jedem Leser sich aufdrängende Nutzanwendung dieser oben mit gesperrter Schrift gedruckten Worte gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, sie muß noch nicht innegeworden sein, daß die Fortsetzung ihrer rastlosen Thätigkeit in der bisherigen Weise weder der Lesewelt noch dem Andenken ihres Onkels Nutzen stiften kann. Daß Varnhagen seine Tagebücher nicht einzig zu seiner Erinnerung oder für seine Familie führte, sondern die künftige Veröffentlichung derselben im Auge hatte, daß er Material zur Geschichte seiner Zeit ansammeln und zugleich manchen kleinen Racheact vorbereiten wollte, das ist allerdings nicht zu verkennen. Aber so viel uns erinnerlich ist, gestattete die Testa-

Digitized by Google

mentsstelle, welche L. Assing nicht lange nach der Veröffentlichung der vertraulichen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen Alexander v. Humboldts gegen den mißvergnügten Diplomaten bekannt machte, um den Vorwurf der Indiscretion und Impietät von sich abzuwehren — diese Testamentsstelle gestattete, däucht uns, dem Fräulein Assing freie Verfügung über den gesammten litterarischen Nachlaß Varnhagens. Auch sieht man, wie bereits erwähnt wurde, den Tagebüchern wohl an, daß hie und da etwas unterdrückt wurde. Personen, welche geschont werden sollen, werden nur durch Anfangsbuchstaben oder Sterne bezeichnet. Die Herausgeberin würde mithin ihre Befugniß nicht überschritten haben, wenn sie überhaupt eine Sichtung des Materials vorgenommen oder, falls sie in löblicher Bescheidenheit sich dazu nicht berufen erachtete, hätte vornehmen lassen. So würde der „Uebersättigung", welche die „zu vielen und oft sehr ungeschickten Ausgaben" erzeugen, vorgebeugt worden sein, auch die weiteren Publicationen aus dem Nachlaß würden sicher Leser finden, was uns gegenwärtig höchst fraglich erscheint. Diese Tagebücher und Briefwechsel enthalten ja sehr viel, was wirklich der Aufbewahrung werth ist, Beiträge zur Zeitgeschichte und zur Charakteristik des Autors, feine und scharfsinnige Beobachtungen; aber diese Körner sind mit so viel Spreu vermischt, die Ausbeute steht in solchem Mißverhältniß zu der Dickleibigkeit der Bände, daß nur ein ganz bestimmtes Interesse den Leser abhalten kann, das Buch zuzuschlagen, wenn er die ersten Bogen überwunden hat. Von den drei Bänden Briefwechsel zwischen Varnhagen, Rahel und Oelsner werden wir nächstens zu sprechen haben. Heute betrachten wir die zuletzt in die Oeffentlichkeit gebrachten Tagebücher.

Was uns diese täglichen Aufzeichnungen vor allem abnöthigen, das ist Bewunderung der außerordentlichen geistigen Thätigkeit des sechsundsechszigjährigen, häufig von körperlichen Leiden geplagten Mannes. Es findet sich mit Ausnahme derjenigen, welche er auf Erholungsreisen zubrachte, kaum ein Tag, an welchem er nicht zu verzeichnen gehabt hätte: „Geschrieben", oft mit dem Zusatz „fleißig" oder „eifrig", und wenn er nicht „in seinen Papieren arbeitete", waren es meistens politische Fragen des Tages, welche er von seinem Standpunkte aus umständlich erörterte. Dazu kamen zahlreiche, oft stundenlange Besuche, Spaziergänge, mannigfache Lectüre — neben allen Berliner Zeitungen, politischen Broschüren und anderen Erzeugnissen des Tages liest er im Seneca, im Horaz, Sueton, Goethe, Herder, Voltaire, Baader, Grote, Gibbon, Dickens, Defoe und hundert Anderen, oft in drei, vier Autoren an demselben Abend! — und endlich diese Aufzeichnungen, welche an manchem Tage mehrere Druckseiten in Anspruch nehmen. Dann ist es die prononcirte politische Parteistellung Varnhagens, was unsere Aufmerksamkeit beschäftigt. Heinrich Laube hat in seinem Aufsatze: „Das Räthsel Varnhagens" [1] zu erklären versucht, „wie der eingefleischte Bekenner Goethe's und in manchem Betracht auch Hegels", der vorsichtige Diplomat, dazu gekommen sei, sich im Jahre 1848 plötzlich der äußersten Linken beizugesellen und jeder anderen

[1] Concordia-Kalender, Wien 1861.

Digitized by Google

politischen Richtung so leidenschaftlich entgegenzutreten, und jener Aufsatz, der kaum so bekannt geworden sein dürfte, wie er es verdiente, liefert einen eben so interessanten Beweis für den scharfen Blick und die Combinationsgabe seines Verfassers, wie sein Buch über die Frankfurter Nationalversammlung. Man lese das zuletzt genannte Buch jetzt und vergegenwärtige sich dabei die weitere Entwicklung der politischen Charaktere von 1848 und 1849, und man halte die Resultate des Aufsatzes über Varnhagen mit den jetzt veröffentlichten Selbstbekenntnissen des Letzteren zusammen, um dem ungewöhnlichen Talente Laube's Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir können hier nicht die wahrhaft plastische Darstellung der geistigen Atmosphäre Berlins in den Jahren zwischen 1830 und 1848 wiedergeben; aber die Schilderung der Persönlichkeit Varnhagens in dem Aufsatze im „Concordia-Kalender" ist die beste Einleitung zu Mittheilungen aus den Tagebüchern Varnhagens. Es ist von dem Cirkel bei Fräulein Solmar die Rede, in deren Salon sich der Hegelianer Eduard Gans, der „rhetorische Fahnenträger des Liberalismus", und Varnhagen „fast jeden Abend fanden". „Gans", heißt es da, „war immer der Kammerredner An der Thürschwelle schon pflegte er den Vortrag der Neuigkeiten, der Gedanken des Tages mit tönender Stimme zu beginnen und die Debatte ins Werk zu setzen. Varnhagen dagegen pflegte sich unscheinbar einzufinden und ganz geräuschlos Platz zu nehmen. Er war nur von kleiner Mittelgröße, mit schön ausgebildetem Oberleib und kürzerem Unterkörper. Sein grau behaarter Kopf war klein und schön gebildet, und das feine Antlitz, mit leicht beweglichen Zügen, hatte etwas vom Fuchse. Die Brille, welche das lebendige Auge bald verbarg, bald erhöhte, stempelte das geistvolle Antlitz zum Diplomatenkopfe. Fast immer körperlich leidend, sah er anfangs säuerlich und verdrießlich drein, aber die geistige Anregung wirkte schnell. Mit hoher Tenorstimme schaltete er glatt und leicht eine Bemerkung ein zwischen die durch Athemholen unterbrochenen Sätze des Professors Gans und entzündete damit gewöhnlich die Debatte, welche er meisterhaft zu führen verstand. Sarkasmus, Schlagfertigkeit, Schärfe überhaupt zeichneten in solcher Gesellschaft denselben Mann aus, welcher mit Männern der Regierung so porzellanen, mit Männern wie Humboldt so vorsichtig erschien. Neben Gans war er wie umgewandelt. Gans war das Kriegsheer, welches marschirte und feuerte, Varnhagen der Feldherr, welcher die Bewegungen leitete. Trat bedenklicher Zuwachs in den Salon, dann schwieg allmälig die Leitung und das Heer schoß und focht noch einige Zeit auf eigene Faust, bis sich Gans verstimmt umsah und die Augen Varnhagens hinter der Brille nicht finden konnte." Als zu Anfang des Jahres 1848 die Stürme sich in Frankreich ankündigten, traf Laube unseren Mann besorgt, „royalistischer und conservativer als er ihn je gesehen". Seine Zurückhaltung hatte man sich aus seiner Stellung als Diplomat auf Wartegeld erklärt, das er, ohne Vermögen, nicht durch eine unbedachte Aeußerung aufs Spiel setzen mochte. Er verrieth nie einen Grundsatz. „Aber es blieb doch sehr merkwürdig, wie fachmäßig sein Betragen abgetheilt war. Zum Beispiel Alexander v. Humboldt gegenüber", der dem Hofe nahe stand. „Er hielt die Worte sämmtlich an seinen Fäden

Digitized by Google

und ließ sie nicht schießen, bis Humboldt sie selbst ergriff." Als nun Varnhagen plötzlich zum Berg überging, erklärte Laube sich das aus der „Abstraction". „Die Stubenwissenschaft will nach dem Buche verfahren, und der theoretische Robespierre rechnet es sich zum Verdienste an, Blut zu vergießen, gegen seinen herzlichen Abscheu vor dem Blutvergießen". Dazu kam „ein demokratischer Tic", den „sein bestrittener Name, sein erschwertes und unterbrochenes Aufkommen trotz so vieler und guter Fähigkeiten in der Stille genährt hatten".

An alles dies wird man bei der Lectüre der Tagebücher lebhaft erinnert. Ein Räthsel ist und bleibt ihm selbst sein Zusammengehen mit der demokratischen Partei, wiederholt stellt er Betrachtungen darüber an und versucht es als einen naturgemäßen Fortschritt seiner Entwicklung darzustellen. Dabei kommt oft genug zum Vorschein, was Laube den demokratischen Tic nennt. Und wie deutlich sieht man ihn nur beobachten, nur hören und sammeln, wenn Personen ihn besuchen, deren Ansichten nicht die seinigen sind! Er verzeichnet dann sehr genau, was dieselben gesagt haben, begleitet es mit einer Fülle der kräftigsten Schimpfworte und Flüche, aber, daß er ihnen widersprochen, daß er seine Meinung vertreten habe, findet sich nirgends. Nur wenn er mit Gesinnungsgenossen, wie z. B. mit Hermann Frank (der in London ein tragisches Ende nahm) beisammen gewesen ist, spürt man in den Tagebuchnotizen etwas von gegenseitigem Austausch der Ideen. Und die leibhaftige Abstraction spricht aus jeder Bemerkung über das Volk, d. h. über den vierten Stand, an jedem Berliner Arbeiter entdeckt er ebensoviele Vollkommenheiten, wie schwarze Flecken an jeder Person aus den Hof- und Regierungskreisen. Man empfindet aufs deutlichste, daß er früher nie mit dem plötzlich verehrten, abstracten „Volke" in Berührung gekommen ist, und daß die verspäteten praktischen Studien ihm mit zur Rechtfertigung vor sich selbst, zur Befestigung im revolutionären Glauben dienen sollen.

Denn, fühlte er sich ganz fest in demselben, würde er nicht so häufig an die Auseinandersetzung des Processes gehen, welcher sich in ihm vollzogen hat. Solcher Stellen sind so viele, daß wir nur die prägnantesten anführen können und den Leser, welcher sich dafür interessirt, auf die Tagebücher selbst Bd. 7, S. 51, 121, 334, 347, 441, 451, Bd. 8, S. 141, 163, 240, 301, 426, 457, 463 und viele andere Stellen verweisen müssen. So schreibt er unterm 20. September 1850: „Ich würde in unseren politischen Zuständen mit dem geringsten, das aufrichtig gegeben und ehrlich gehalten würde, mit jedem echten Keime der Freiheit zufrieden sein, mir sollte man kein Uebermaß der Ansprüche vorwerfen! Aber ich sehe nirgends auch nur eine Spur solcher Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, nur Lug und Trug, Arglist und Verrath, ich kann daher mit nichts zufrieden sein, ich sehe, es handelt sich vom Ganzen zum Ganzen, wir haben entweder alles oder nichts, ich muß mich daher auf die Seite des Ganzen stellen und alles fordern." Was er unter dem Ganzen und Allen verstand, darüber geben freilich seine Ergüsse keine genügende Auskunft, er ist sich, wie wir später sehen werden, über das Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen nicht im geringsten klarer, als die Mehrzahl seiner

Digitized by Google

Parteigenossen zu jener Zeit. — Ein andermal erinnert er sich, daß er „heute vor fünfzig Jahren“ nach Berlin gekommen sei, nach Berlin, welches ihm im Laufe der Zeit so sehr ans Herz gewachsen war, und ruft aus: „Welch' ein Abstand von fünfzig Jahren, welch' ein Rückblick! Wie viel hofft' ich damals, und wie viel mehr ist mir geworden, als ich damals hoffen konnte! Unermeßlich mehr in allem Betracht! Ich gewann hier Lehrer, Freunde, die geliebte Rahel, wieder Freunde, die ersten und besten meiner Zeit. Und damit nichts fehlte, hab' ich auch die Jahre 1813 und 1848 hier erlebt, die hohe Erregung alles Muthes und Geistes. Das Jahr 1848, wenn ich noch hundert Jahre lebte, würde mir durch kein anderes übertroffen werden! Einmal doch Freiheitsluft geathmet, echt und rein!“ Aeußerungen der Zufriedenheit mit seinem Lose kehren häufig wieder und oft in recht rührenden Tönen, und wenn er dankbar aufzählt, was alles das Geschick ihm gewährt habe, erscheinen immer als die Höhenpunkte Rahel und das Jahr 1848. Alles erinnert ihn an Rahel, bei jedem fragt er sich, was Rahel dazu gesagt haben würde, kein Gedächtnißtag geht unbeachtet vorüber, und man denkt hundertmal an das Bild Laube's, Varnhagen sei in seinem Zimmer umhergegangen, wie ein vereinsamtes Kranichmännchen, dem die Lebensgefährtin geraubt worden. Im größten Zorn über den Grafen Rechberg (als Bundescommissär in Hessen) vergißt er nicht, daß Rahel einst „Gutes“ von demselben gesagt habe, und wenn die Polizeiherrschaft in Berlin ihm allen Muth nehmen will, richtet er sich an Erinnerungen aus dem Jahre 1848 wieder auf.

Als er „aufs neue gründlich sein Verhältniß zu den politischen Zuständen überlegt“ hat (3. December 1850), kommt er zu dem Schlusse, „ein gutes Stück Autokratie“ ließe er sich gern gefallen, wüßte er sie nur zu finden. In der „verderbten, verarmten, ununterrichteten, geknechteten Menge“ kann er das freie Volk nicht erkennen, nur den Stoff, der gebildet werden muß. Der heutige Adel muß „bis zur Vernichtung niedergekämpft werden“, „die Proletarier sind tausendmal besser, tüchtiger, ehrenhafter, edler als jenes vornehme Gesindel, das in Selbstsucht und Dünkel ganz verhärtet ist.“ „Früher“ sei er auch für das Königthum gewesen, aber es habe sich selbst gerichtet. Aber ungeachtet der härtesten Ausdrücke, mit denen er es belegt, läßt er doch noch die Möglichkeit der Rettung zu. „Soll es gerettet werden, so müssen es die Könige retten, es kommt d'rauf an, was für welche sich zeigen! *Für mich ist es eine offene Frage.*“ Der letzte Satz hat freilich nur für die Stimmung jenes einen Tages Geltung. Unter anderen Eindrücken verwirft er Fürsten, Adel, alles was nicht zum Proletariat gehört, als unbrauchbar, will nur von Kampf, nichts von Versöhnung hören, verwirft deßhalb auch die Bestrebungen der Elihu Burrit, Cobden u. v. A., welche damals vermittelst freier Versammlungen den ewigen Frieden etabliren wollten.

Als von besonderem psychologischen Interesse mögen hier noch einige Stellen angezogen werden. So der Seufzer, als er hört, daß ein paar alte Freunde „ermattet“, abgefallen sind: „Das ist eine der härtesten Prüfungen, die früher Geliebten, Geachteten, Lebens- und Kampfgenossen aufgeben zu müssen! Und wie

Digitized by Google

sehr erfahr' ich das! Ich stehe fast allein, mit Jüngern, die wenig von mir wissen, die nicht meine Gesellen waren." Einmal ist er über ältere Tagebücher gerathen und hat die ihn selbst überraschende Entdeckung gemacht, „wie wenig im Grunde seine Ansichten in langem Jahreslaufe sich verändert haben". Er sei immer so demokratisch, so aristokratisch, so monarchisch gewesen, wie 1851, die Freiheit immer seine Geliebte, nur das Verhältniß zu derselben seit 1848 ein innigeres geworden. „Vorher konnte ich, ohne mir etwas zu vergeben, mit Hof und großer Welt verkehren, die Staatsehren und Staatstitel anerkennen, hätte Kammerherr sein können wie Humboldt, Regierungscommissär bei den Ständen ꝛc. Jetzt wär' alles das nicht möglich, wäre ein Verrath an dem inniger gewordenen Verhältniß zur Freiheit." Und wieder ein andermal freut er sich über die Wahrnehmung, daß er „zur größten Gleichgültigkeit über litterarischen Ruhm" gelangt sei. Obwohl schon in der Jugend darin „härter und freier" als alle seine Freunde, selbst als Schleiermacher, Steffens, Johannes v. Müller ꝛc., habe er doch den Reiz jenes Zaubers mächtig gefühlt. „Nach dem Tode meiner geliebten Rahel schwand mir alle Eigensucht dieser Art in das heiße Streben dahin, nur ihren Namen zu verherrlichen, ihren Werth aufzuhellen. Seit dem Jahre 1848 aber hat sich diese Selbstverläugnung vollendet, mir ist seitdem alles Eigene nur untergeordnet ꝛc."

Wie er sich in der That mit der Hingebung eines Jünglings ganz seiner Partei unterordnet, dafür finden sich zahllose Züge. Häuft er auf die Männer der Regierung, die Gothaer, die „Halben" oder Abtrünnigen alle erdenkliche Schmach, so wird dafür von seinen Gesinnungsgenossen, besonders wenn sie für ihre Sache Opfer bringen oder dulden, stets mit der größten Liebe und Wärme gesprochen, traut er ihnen nur die edelsten Regungen und Beweggründe zu. Er wirkt für die Flüchtlinge, kauft bei Geschäftsleuten, welche wegen politischer Handlungen direct oder indirect verfolgt werden, und ist sehr besorgt, daß Aufmerksamkeiten, welche eine Fürstin ihm erwiesen, ihm bei seiner Partei schaden könnten.

Daß man zu keinem bestimmten Programme bei ihm kommt, ist erwähnt worden und geht auch schon aus den obigen Mittheilungen hervor. Opposition gegen das herrschende System — aber was an dessen Stelle gesetzt werden, worauf hingearbeitet werden sollte, darüber schweigen die Tagebücher entweder oder geben die widersprechendsten Antworten, so in den deutschen wie in den rein preußischen Fragen. Er triumphirt über die diplomatischen Niederlagen Preußens in jener Zeit, spricht Preußen den Großmachtsberuf, ja jede Zukunft ab, und verräth doch immer wieder, wie tief ihn jene Niederlagen schmerzen; bald erklärt er sich für den Eintritt Gesammt-Oesterreichs in den deutschen Bund, bald redet er der Nationalitätenpolitik das Wort. Malt er sich einmal die Zukunft aus, so kommt regelmäßig der verworrenste Kosmopolitismus zum Vorschein. „Der einseitige Vaterlandsgeist wird ausgetrieben, macht dem allgemeinen Freiheitsgeiste Platz. Von dieser Wahrheit müssen die Völker durchdrungen sein, dann gedeiht ihre Sache." . . . „Deutschlands Hoffnungen sind auch die Frankreichs, Italiens, Un-

Digitized by Google

garns, Polens, ja Rußlands und Englands." . . . „Die Zukunft Europa's: Vereinigte Staaten vom Tayus bis zur Wolga, Frieden und Freundschaft unter den freien Völkern. Freiheit steht höher als Volksthum." Daher nimmt er auch z. B. an der Sache Schleswig-Holsteins sehr wenig Antheil, zuletzt etwas mehr, aber eigentlich nur aus persönlichem Interesse für den General Williſen. Mitunter begegnet man einer Verblendung, die bei einem Geschichtschreiber und Staatsmann doch völlig unbegreiflich ist, mag man der Aufregung des Moments auch noch so viel zugutehalten. Am 5. Jänner 1850 schreibt er ganz ernsthaft nieder, wären fünf Personen nicht gewesen, wie anders würde die deutsche Sache stehen, und diese fünf Personen sind: Heinrich v. Gagern, Welcker, Radowitz, Schmerling und der Erzherzog-Reichsverweser! Louis Napoleon ist ihm nie etwas anderes, als der unfähigste, lächerlichste Emporkömmling, viel zu unbedeutend, um zu Befürchtungen Anlaß zu geben, die Dauer der französischen Republik noch im Herbst 1851 über jeden Zweifel erhaben, selbst als er — 15. October 1851 — wissen will, der Präsident sei von Berlin aus unter Zusicherung alles Beistandes „dringend zu Staatsstreichen aufgefordert worden".

Alles dies ist nicht allein für die Biographie und Charakteristik Varnhagens von Werth, es giebt zugleich ein treues Bild der Stimmungen, Bestrebungen, Hoffnungen der preußischen Demokratie in den ersten Jahren nach der Bewegung. Aber das Bild würde eben so treu und vollständig sein, wenn nur der zehnte Theil zum Abdruck gelangt wäre, wenn wir auch nicht die zahllosen Wiederholungen, all' die Zornausbrüche und die Shakspeare'sche Fülle von Schimpfworten mit in den Kauf nehmen und hundertmal lesen müßten, daß der alte Herr „mit Ludmilla Thee getrunken" oder „Schach gespielt", den Besuch eines Herrn v. Weyher empfangen und die Artikel der Urwählerzeitung vortrefflich gefunden hat u. dgl. m. Was die Thatsachen anbetrifft, werden diese Tagebücher kaum als Quelle zu benützen sein. Varnhagen verzeichnet gewissenhaft jedes Gerücht, das in den Gassen Berlins herumläuft, läßt sich alle möglichen Hofgeschichten zutragen, weiß ganz genau, was der König unter vier Augen zu diesem oder jenem Minister gesagt hat; er selbst ist aber fast nie Augen- oder Ohrenzeuge dessen gewesen, was er berichtet, entweder wird gar kein Gewährsmann namhaft gemacht oder jemand, der die Sache auch nur aus dritter Hand hat, oder es erscheinen nur Anfangsbuchstaben oder Sternchen. Genug, das meiste, und zwar das pikanteste ist ganz unverbürgt, gehört in die Kategorie des Klatsches. Und wenn Varnhagen seiner üblen Laune oder seiner persönlichen Rancüne die Befriedigung gönnte, alles zu Papier zu bringen, was seine politischen Gegner in häßlichem Licht erscheinen ließ — wem ist mit der unverkürzten Veröffentlichung gedient? Eines wollen wir nicht in Abrede stellen: wer die Geschichte der politischen Verfolgungen jener Zeit und des Berliner Polizeiregiments, welches so erfinderisch war im „Seckiren", und endlich durch den tödtlichen Ausgang des Zweikampfes zwischen dem Polizeipräsidenten v. Hinkeldey und einem Officier seinen tragischen Abschluß erhielt — schreiben will, der findet das Material in diesen Bänden vollständig beisammen.

Digitized by Google

Viel Noth macht dem Verfasser des Tagebuches Bettina v. Arnim, sie überfällt ihn fortwährend mit confusen Projecten, dickleibigen Manuscripten, verlangt Rath und befolgt denselben nie u. s. w., und wird dafür wiederholt sehr ergötzlich geschildert. Als sie Varnhagen die ersten Bogen ihrer Gespräche mit Dämonen zum Lesen gebracht hat, bemerkt dieser: „Bettina hat auch hier, wie immer, schöne Gedankenblitze, aber leider keinen Gedankengang, und ich war zuletzt durch das Lesen in eine verwilderte, trostlose Stimmung gerathen." Es ist wohl nicht möglich, Bettinens Lücken kürzer und treffender zu charakterisiren. Ueber Bettinens „eigenstes Wesen" befragt, antwortet Varnhagen: „Häufen Sie Widersprüche auf Widersprüche, bergehoch, überschütten Sie alles mit Blumen, lassen Sie Funken und Blitze herausleuchten und nennen Sie's Bettina." Eine Persönlichkeit desselben Kreises, Hermann Grimm, giebt ihm einmal Gelegenheit zu einer Bemerkung, die in hundert Fällen paßt: „Im Tacitus gelesen wegen Hermann Grimms „Arminius". Sehr belohnt für die Mühe des Nachsehens! Aber neben diesem Geschichtsbilde von Tacitus wird das Trauerspiel überflüssig; es bringt kein neues Leben in diesen Stoff."

Endlich noch zwei gute Anekdoten harmloser Art (und an solchen sind die dicken Bände arm). General Bonin sagte als Oberbefehlshaber in Schleswig: „Laßt mich dreifache Uebermacht vor mir haben, ich will gutes Muthes sein, aber einen Telegraphen hinter mir, das halte der Teufel aus!" — Einem alten Hofmarschall preßte die „Zerknirschung über die Gräuelhaftigkeit seiner Handschrift" das Bekenntniß aus: „Wenn ich mit meinen Buchstaben im Zimmer allein bin, so fang ich an mich zu fürchten."

Die Dolomitberge.

Ausflüge durch Tirol, Kärnten, Krain und Friaul in den Jahren 1861, 1862 und 1863. Von Josia Gilbert und G. C. Churchill. Aus dem Englischen von G. A. Zwanziger.

(Klagenfurt 1865. Druck und Verlag von Ferdinand v. Kleinmayr. 1. Abtheilung.)

Im Sommer 1864 erschien in London ein Reisewerk unter dem Titel: „The Dolomite Mountains", über welches sowohl die englische als die deutsche Kritik sich auf das günstigste aussprach. Wir verweisen nur auf das „Athenäum" und auf Friedrich v. Hellwalds Besprechung in diesen Blättern (Die neueste geographische Litteratur der Franzosen und Engländer, 5. Band, Nr. 24), beide, sowohl der englische als der deutsche Kritiker, sprechen in der anerkennendsten Weise über dieses Werk, welches hoch über die Flut der gewöhnlichen Reiselitteratur her-

Digitized by Google

vorragt. So nennt es die „Oesterr. Wochenschrift“ ein Buch, das viele mindere ersetzt, und wünscht nur, daß durch Uebertragung sein Leserkreis unter uns Deutschen erweitert werde. Dieser Wunsch ist in dem vorliegenden Buche zum Theile erfüllt, und wir können dasselbe jedem Freunde der Natur, insbesondere jedem Freunde der herrlichen Alpenländer Kärntens und Tirols auf das beste empfehlen. Dem unermüdlich thätigen Buchhändler und Buchdrucker Herrn Ignaz v. Kleinmayr in Klagenfurt gebührt das Verdienst, die Uebertragung des englischen Werkes angeregt zu haben, weniger in Rücksicht auf den buchhändlerischen Erfolg dieses Unternehmens als aus warmer Liebe zu seinem engeren Vaterlande Kärnten, dessen Natur und Bewohner, dessen Sagen, Sitten und Gebräuche von den Herren Gilbert und Churchill mit besonderer Vorliebe behandelt werden. Leider erlebte der Unternehmer nicht die Vollendung seiner Idee, Kleinmayr starb am 13. März d. J., kaum dreißig und einige Jahre alt, an einem Herzleiden. Die Erben gaben jedoch die Sache nicht auf, und so erschien denn vor einiger Zeit der erste Band der Uebersetzung des englischen Werkes in ganz hübscher Ausstattung, die freilich der typographischen Pracht des Originals weit nachsteht. Die meist correcte und gewandte Uebersetzung, die sich möglichst genau dem Originale anschließt, besorgte der Amanuensis an der k. k. Studienbibliothek in Klagenfurt Herr G. A. Zwanziger. Haben wir hiemit zunächst die Genesis des Buches ins Auge gefaßt, so wollen wir nun versuchen, die inneren Vorzüge desselben in kurzem zu schildern.

Vor allem wollen wir auf jenes Moment hinweisen, das schon die Verfasser in ihrer Vorrede hervorgehoben haben. Sie sagen nämlich in derselben, daß es der Hauptzweck ihres Buches sei, eine entschiedene Lücke in der Litteratur der Alpen auszufüllen. Während die westlichen und mittleren Theile des großen Gürtels der Alpen durch zahlreiche Reisehandbücher und romantische Schilderungen hinlänglich bekannt gemacht worden, haben ihre östlichen Abschnitte nur in sehr beschränkter Weise die Aufmerksamkeit der Touristen auf sich gezogen. So wurden Salzburg, das Salzkammergut und die nördliche Steiermark in ziemlicher Ausdehnung besucht und beschrieben, aber im Süden die venetianischen, karnischen und julischen Alpen, so wie die Kette der Karawanken zum größten Theile von den englischen Reisenden vernachlässigt. Die Verfasser sprechen ihre Ueberzeugung aus, daß diese Theile der Alpen es gewiß nicht aus Mangel an reizenden Naturschönheiten verdient haben, so lange unerforscht und unbesucht geblieben zu sein. Sind doch schon die Dolomite an und für sich eine reiche Quelle der Anziehung, in welcher dieser Theil der Alpen ohne Nebenbuhler dasteht. Die Dolomitgebirge, welche einen beträchtlichen Theil von Süd-Tirol einnehmen und sich in einzelnen Blöcken in der östlichen Kette zerstreut finden, stehen in Europa ganz einzig da, sowohl in Hinsicht auf ihren landschaftlichen Charakter, als auch auf die geologischen Fragen, welche mit denselben zusammenhängen.

Ein weiterer Vorzug des Buches liegt in der, besonders bei Engländern seltenen Unparteilichkeit der Beurtheilung außerenglischer Zustände und Verhältnisse, eine gewisse sympathische Liebenswürdigkeit in der Schilderung unserer österreichischen

Digitized by Google

Alpenbewohner, ihrer Sitten und Gebräuche, wobei uns besonders wohlthuend die warme Anerkennung berühren muß, die denselben gezollt wird. Mit eben so seltener Unbefangenheit und vorurtheilslosem Freimuthe sprechen die Verfasser über ihre eigenen Landsleute. So z. B. bedauern sie in einer hübschen und zarten Schilderung der Tiroler Landwirthshäuser, daß dieselben in ihrer einnehmenden und gemüthlichen Einfachheit nicht mehr lange leben dürften. „An den Hauptstraßen verschwinden dieselben schon, wo englische Reisende sich der Anmaßung überlassen, welche unserem Volke so eigenthümlich ist und welche die bescheidene, sich selbst achtende Kellnerin mit Garçon anrufen. Um solchem Geschmacke Genüge zu leisten, wachsen Hotels empor und der wirkliche Garçon erscheint."

Endlich möchten wir noch die leichte, angenehme Schreibart des Buches hervorheben, die äußerst wohlthuend absticht von dem trockenen Style der meisten Reisebücher. „The Dolomite mountains" lesen sich so leicht und amüsant, wie ein Roman, und doch finden sich auf jeder Seite die werthvollsten wissenschaftlichen Bemerkungen eingestreut und der Historiker wie der Mineralog, der Sagensammler wie der Ethnograph, der Botaniker wie der Archäolog und Geolog werden reichliches Material in dem interessanten Buche finden.

Zum Schlusse wollen wir die Verfasser über den Begriff Dolomit, deren Wesen und Beschaffenheit selbst sprechen lassen, und hoffen dadurch den Leser begierig zu machen, das ganze Buch sich anzusehen. „Die Frage: was ist Dolomit? verbreitet sich über einen weiten Gegenstand, ist aber eine Erkundigung, die wohl auf den Lippen aller jener schweben dürfte, welche beabsichtigen, uns auf unseren Wanderungen zu begleiten. Wir wollen einstweilen nur sagen, daß es magnesiasaurer Kalk ist, welcher sich in einem eigenthümlichen Zustande befindet, dessen Ursache noch immer Stoff zu vielen Streitfragen abgiebt, und daß der Name von dessen Entdecker Dolomieu abgeleitet ist. . . . Es giebt nur ein Gebiet, wo der Dolomit so vorherrschend ist, daß er die ganze Scenerie der Landschaft für sich in Anspruch nimmt. Nur hier zeigen sich diese merkwürdigen Gebilde, welche die Landschaft jeder anderen so unähnlich machen. Das eigentliche Dolomitgebiet befindet sich im südöstlichen Theile von Tirol, etwas nordwestlich vom venetianischen Golfe. . . . Das Herz der Dolomitlandschaften kann als in einem „Vierecke" eingeschlossen bezeichnet werden, dessen Ecken von den Städten Brixen, Trient, Belluno und Lienz gebildet werden. . . . Der höchste und berühmteste Berg des Gebietes, die Marmolata, befindet sich nahezu im Mittelpunkte desselben. Nordwestlich davon erhebt sich der Langkofel und im Südosten der Sasso di Pelmo. Diese drei führen die bekanntesten Namen, doch sind viele von nicht geringerer Wichtigkeit unter den eigenthümlichen Bergstöcken der Dolomitregion. Der hohe Schlern ist das westlichste Glied der Gruppe, der Antelao, die Malcora und Tofana überschatten in erhabener Größe die Ampezzaner-Straße und der Monte Civita ragt stolz oberhalb des lieblichen See's von Alleghe in die Lüfte. Dieser See ist fast der einzige, der das Dolomitgebiet verschönert.

F. Ziſtler.

Digitized by Google

Die historische Commission bei der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Stand der Arbeiten der historischen Commission in München entnehmen wir dem Berichte des Secretariats, erstattet in der Anfangs October abgehaltenen siebenten Plenarversammlung, Folgendes:

Waren auch bei dem provisorischen Zustande, in welchem sich längere Zeit die Angelegenheiten der Commission befanden, einzelne Stockungen in ihren Unternehmungen nicht zu vermeiden und mußte namentlich der Druck fertiger Werke mehrfach verschoben werden, so ist es doch gelungen, die begonnenen Arbeiten fast sämmtlich im Gange zu erhalten, und alle Gewähr ist jetzt geboten, daß die Unternehmungen ohne ähnliche Unterbrechung der Vollendung werden entgegengeführt werden können. Außer einem Hefte: Nachrichten der historischen Commission, 6. Jahrgang (Beilage zu v. Sybels historischer Zeitschrift 13. Band) sind von den durch die Commission herausgegebenen Schriften seit der vorjährigen Plenarsitzung in den Buchhandel gekommen:

E. Dümmler, „Geschichte des ostfränkischen Reiches", 2. Band.

„Forschungen zur deutschen Geschichte", 5. Band.

Von den Arbeiten, welchen die Commission früher ein Accessit zuerkannt hatte, ist mit wesentlichen Umgestaltungen und bedeutenden Erweiterungen in diesem Jahre durch den Druck veröffentlicht worden:

A. Kluckhohn, „Ludwig der Reiche, Herzog von Baiern. Zur Geschichte Deutschlands im 15. Jahrhundert".

Auch das neuerdings publicirte Werk:

Pl. Stumpfs „Denkwürdige Baiern" beruht auf einem Plane, welchem die historische Commission ein Accessit zuerkannte, ist aber in völlig selbstständiger Weise vom Verfasser ausgeführt worden.

Zwei in früheren Jahren ausgesetzte Preise sollten in der diesjährigen Versammlung zur Vertheilung kommen. Für den Preis von zehntausend Gulden für ein gelehrtes Handbuch deutscher Geschichte hatte sich nur ein Bewerber gefunden. Die eingereichte Arbeit bekundet zwar nach dem Urtheile der Preisrichter (Oberstudienrath v. Stälin, Professor Waitz und Stiftspropst v. Döllinger) den großen Fleiß und die ausgedehnte Belesenheit des Verfassers, entspricht aber nicht den in dem Preisausschreiben ausdrücklich ausgesprochenen Anforderungen und konnte deßhalb nicht gekrönt werden. Der zweite ausstehende Preis von zweitausend Gulden für ein Handbuch deutscher Alterthümer wurde gleichfalls nicht ertheilt. Auch für ihn war nur eine Arbeit eingelaufen, welche nach dem Urtheil der Preisrichter (Prof. Waitz, Staatsrath v. Maurer und Prof. Wackernagel) weder die äußeren Bedingungen der Concurrenz erfüllte, noch an sich die Aufgabe in der verlangten Weise löste.

Die Berichte über die einzelnen Unternehmungen, wie sie im weiteren Verlauf der Verhandlungen erstattet wurden, legten dar, wie die Arbeiten fast sämmtlich im besten Fortgang begriffen sind und daß zahlreiche Publicationen demnächst zu erwarten stehen.

Die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland wird alsbald um mehrere neue Abtheilungen bereichert werden. Im Druck fast vollendet ist die Geschichte der Geographie von O. Peschel, die in wenigen Wochen mit der Geschichte der Land- und Forstwirthschaftslehre von K. Fraas in den Buchhandel gelangen wird. Unter der Presse ist die Geschichte der evangelischen Theologie von J. A. Dorner. Andere Abtheilungen sind nach den eingegangenen Nachrichten der Vollendung nahe. Nachdem durch R. Wagners Tod die Geschichte der Zoologie ihren Bearbeiter verloren hatte, ist für diese Abtheilung jetzt Prof. V. Carus in Leipzig gewonnen worden.

Digitized by Google

Die unter der Oberleitung des Prof. v. Sybel durch Prof. Weizsäcker bearbeiteten deutschen Reichstagsacten sind so weit gefördert, daß der Druck des ersten Bandes begonnen hat und sich ohne Unterbrechung fortsetzen läßt. Dieser Band wird sich über die Regierungszeit Königs Wenzel 1376 bis 1400 erstrecken. Im verflossenen Jahre hat der Herausgeber durch Nachforschungen in den Archiven und Bibliotheken von Frankfurt, Coblenz, Düsseldorf, Mainz, Straßburg und Basel das früher angesammelte Material für diesen Band noch erheblich bereichert. Prof. Sickel hat die Arbeiten für denselben im Wiener Archiv vollendet, in München haben Dr. K. Menzel und Reichsarchivpracticant A. Schäffler die Sammlungen fortgeführt. Dr. Kerler ist noch im Augenblick auf einer Reise begriffen, um die Archive von Nördlingen, Ulm, Heilbronn und Rothenburg zu untersuchen. Die Vorarbeiten zum zweiten Band sind so weit gediehen, daß man auch ihn bald nach Vollendung des ersten Bandes, welcher im Laufe des nächsten Jahres zu erwarten steht, der Presse übergeben zu können hofft.

Von den oberdeutschen Städtechroniken, deren Herausgabe unter Prof. Hegels Leitung erfolgt, lag der vierte Band bis auf die Einleitung und das Register im Druck vollendet vor. Er umfaßt die älteren Augsburger Chroniken. Dr. Frensdorff, dem der historische Theil der Bearbeitung übertragen war, hat auch die Fortsetzung der Chroniken von Augsburg im folgenden Bande, welcher den Burkard Zink enthalten wird, übernommen. Mit der weiteren Bearbeitung der Nürnberger Chroniken ist inzwischen Dr. v. Kern beschäftigt gewesen und steht zunächst von ihm die Herausgabe der Chronik des Heinrich Deichsler aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu erwarten. Auch die Bearbeitung der Bamberger Geschichtsquellen ist gleichzeitig durch Dr. Knochenhauer begonnen. Nahezu vollendet ist in der Bearbeitung ein historischer Bericht über die Streitigkeiten zwischen Capitel und Bürgerschaft von Bamberg in den Jahren 1432 bis 1435; in Angriff genommen wurde ein Bericht über die Vorgänge in der Stadt zur Zeit des Bauernkrieges.

Die Edition der Lübecker Chroniken, welche unter Dr. Lappenbergs Oberleitung Prof. Mantels in Lübeck besorgt, ist dadurch verzögert worden, daß es nach späteren Erwägungen räthlicher schien, die ältesten Chroniken, die früher aus Gründen der Zweckmäßigkeit zurückgelegt waren, zuerst zu veröffentlichen. Die Vorarbeiten sind in regelmäßigem Fortgang.

Von den Jahrbüchern des deutschen Reiches lagen die Druckbogen von mehreren Abtheilungen vor. Die Anfänge des karolingischen Hauses von Dr. E. Bonnell sind im Druck fast vollendet, die Geschichte Karls des Großen von Dr. S. Abel ist unter der Presse ziemlich weit vorgeschritten. Die Bearbeitungen der Geschichte Karl Martells und König Pipins haben Dr. Th. Breysig und Dr. L. Oelsner im Laufe des nächsten Jahres druckfertig einzureichen versprochen. In der Handschrift lag die Geschichte Kaiser Heinrichs V. vor, welche von Dr. Th. Toeche in Berlin bearbeitet ist; sie wird im Laufe des nächsten Jahres veröffentlicht werden. Die Geschichte Kaiser Friedrichs I. übernahm der Secretär der Commission, wird sich aber bei der Bearbeitung der Beihülfe zweier jüngerer Historiker bedienen. Ueber die Staufen'sche Zeit hinaus zu gehen, ist vorläufig nicht in der Absicht des Vorsitzenden, in dessen Hand die besondere Oberleitung dieses Unternehmens liegt.

Von den historischen Volksliedern der Deutschen, bearbeitet vom Cabinetsrath v. Liliencron in Meiningen, ist der Druck des ersten Bandes vollendet, und wird in wenigen Tagen von der Buchhandlung F. C. W. Vogel in Leipzig ausgegeben werden. Die drei anderen Bände sollen regelmäßig Jahr für Jahr folgen.

Die Sammlung der Weisthümer, unter Oberleitung des Staatsrathes v. Maurer, von Dr. R. Schröder in Bonn nach Jakob Grimms Tode fortgeführt, ist so weit gediehen, daß der fünfte Band unter die Presse gehen kann. Ein sechster Band, dessen

Digitized by Google

Herausgabe vorbehalten bleibt, wird Zusätze und ein Sachregister enthalten, welches für die bequeme Benützung des Werkes unentbehrlich scheint.

Der Druck der hansischen Recesse von 1354 bis 1436, den man bereits im verflossenen Jahre in Aussicht stellte, ist leider auf traurige Hemmnisse gestoßen. Ein früher Tod raffte Prof. Junghans dahin, welcher unter Oberleitung des Dr. Lappenberg eine Reihe von Jahren hindurch mit unermüdlichem Fleiße und außerordentlicher Umsicht an den Recessen gearbeitet hatte. Leider ist es bisher nicht gelungen, eine neue Kraft zu gewinnen, welche Ersatz für diesen großen Verlust bieten könnte. Der Fortgang des Werkes mußte dadurch um so mehr unterbrochen werden, als auch Dr. Lappenberg, schwer erkrankt, die Arbeiten nicht in gewohnter Weise zu fördern vermochte.

Die unter Redaction von Prof. Waitz, Hofrath Häusser und Oberstudienrath v. Stälin erscheinende Zeitschrift: „Forschungen zur deutschen Geschichte" hat ihren regelmäßigen Fortgang gehabt und wird ihn auch in der Folge nehmen. Da die Forschungen für gelehrte mit der Thätigkeit der Commission zusammenhängende Berichte Raum bieten, schien es kein Bedürfniß mehr, das bisher der v. Sybel'schen historischen Zeitschrift beigegebene besondere Bulletin weiter fortzusetzen. Die officiellen Berichte über die Plenarsitzungen werden aber auch fortan in der historischen Zeitschrift ihre Stelle finden.

Der sehr umfangreiche Stoff, der bereits früher für die Herausgabe der Wittelsbach'schen Correspondenz im 16. und 17. Jahrhundert angesammelt wurde, ist auch in diesem Jahre erheblich vermehrt worden; daneben ist man mit der Redaction unausgesetzt beschäftigt gewesen. Die Arbeiten für die ältere pfälzische Abtheilung sind soweit vorgeschritten, daß Dr. Kluckhohn, der im Auftrage des Prof. v. Sybel diese Abtheilung übernommen hatte, mit dem Druck der Correspondenz Kurfürst Friedrichs III. begonnen hat. Die Correspondenz dieses Kurfürsten wird zwei starke Bände umfassen und bei C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig erscheinen. Reichsarchivdirector Löher, welcher die Bearbeitung der älteren bairischen Abtheilung leitet, hat mit seinen Hülfsarbeitern Dr. v. Druffel und Candidat Kirchner zunächst ausschließlich Publicationen für die Zeit Herzogs Albrecht V. ins Auge gefaßt. Für die Jahre 1550 bis 1568 ist Dr. v. Druffel mit einer erschöpfenden Durcharbeitung des reichen Materials beschäftigt; für die Jahre von 1569 bis 1572 hat Candidat Kirchner die Sammlung abgeschlossen und die Redaction für den Druck begonnen. Die jüngere pfälzische und bairische Abtheilung welche Prof. Cornelius herausgiebt, hat durch fortgesetzte Nachforschungen in den hiesigen und auswärtigen Archiven sehr werthvolle Bereicherungen erhalten. Der erste Band der pfälzischen Serie, die Zeit von 1598 bis 1603 umfassend, ist durch die Arbeiten des Dr. M. Ritter so weit gefördert, daß nach der Rückkehr desselben von seiner Reise nach Dresden die Schlußredaction angestellt und der Druck im Laufe des nächsten Jahres begonnen werden kann. Auch für den zweiten Band dieser Atheilung, welcher sich auf die Zeit von 1604 bis 1610 beziehen wird, sind die Arbeiten weit vorgeschritten und namentlich durch vom Herausgeber selbst unternommene Reisen nach Brüssel und Paris gefördert worden. Für den ersten Band der bairischen Serie (1607 bis 1610) hat Prof. Cornelius die Durcharbeitung der hiesigen Archive beendigt und durch eine Reise nach Wien aus den kurmainzischen Acten neue werthvolle Ausbeute gewonnen. Die Redaction dieses Bandes wird sich in kurzer Zeit vollenden lassen und der Druck desselben noch im nächsten Jahre beginnen. Die Arbeiten für den zweiten Band dieser Serie (1611 bis 1619) sind leider durch den Tod des eben so fleißigen als fähigen Hülfsarbeiters der Commission Dr. E. Röhling unterbrochen worden.

Schon seit mehreren Jahren sind von der Commission die Vorarbeiten des Pfarrers Lehmann in Nußdorf zu einer Geschichte des Herzogthums Zweibrücken unterstützt worden,

Digitized by Google

Das Werk lag jetzt vollendet vor. Nach dem Gutachten des Hofraths Häuffer bewilligte die Commission eine neue Unterstützung, um die Veröffentlichung zu erleichtern.

Mit besonderem Danke ist bei allen diesen Unternehmungen die außerordentliche Bereitwilligkeit und Liberalität anzuerkennen, mit welcher die Nachforschungen der Commission von den hiesigen und auswärtigen Behörden, wie von den Verwaltungen der Archive und Bibliotheken unterstützt werden.

Vielfache Erwägungen riefen in der Versammlung zwei Unternehmungen hervor, welche von dem verstorbenen Jakob Grimm angeregt waren, deren Durchführung sich aber nach seinem Tode nicht leicht zu bewältigende Hindernisse entgegenstellten. Eine Zusammenstellung des historischen Inhalts der mittelhochdeutschen Dichtungen, die Grimm beabsichtigt und zu welchen Dr. H. Holland die Vorarbeiten schon vor längerer Zeit beendet hatte, schien nach dem Gutachten des Prof. Wackernagel ein so schwer in angemessener Weise auszuführendes Werk, daß die Commission ganz davon abzustehen beschloß. Nicht minder mußte die Commission erkennen, daß die von J. Grimm angeregte Herausgabe der Schmeller'schen Supplemente zum „Bairischen Wörterbuch" auf dem bisher eingeschlagenen Wege nicht zu erreichen sei. Man konnte sich aber nicht entschließen, ein Unternehmen, welches neben seiner hervorragenden wissenschaftlichen Bedeutung auch als Ehrenpflicht gegen das Andenken des großen bairischen Sprachforschers erscheint, wenn es auch seiner mehr philologischen Natur nach den nächsten Zwecken der Commission ferner liegt, wieder aufzugeben, nachdem man dasselbe auf sich genommen hatte. Prof. Wackernagel übernahm es, der nächsten Plenarsitzung neue Vorschläge in Betreff der Herausgabe des Schmeller'schen Nachlasses zu machen.

Nach allerhöchster Bestimmung sollen die der Commission neuerdings zur Verfügung gestellten Mittel zunächst zur Vollendung der bereits begonnenen Arbeiten verwendet werden. Da hiefür die volle Dotation des nächsten Jahres beansprucht wurde, sah sich die Commission genöthigt, von der Ausführung der in der vorigen Plenarsitzung eingebrachten und angenommenen Anträge in Betreff einer deutschen Geschichte in Biographien und eines gelehrten biographischen Lexikons zur deutschen Geschichte vorläufig abzustehen. Aus demselben Grunde war es auch unmöglich, auf mehrere von außen her an sie gerichtete Gesuche um Unterstützung historischer Arbeiten einzugehen.

Die Sitzungen der Plenarversammlung schlossen am 2. October, nachdem die Commission in einer Adresse an Se. Majestät den König ihren tiefempfundenen Dank ausgedrückt hatte für die in hochherzigster Weise und mit königlicher Liberalität erfolgte Neubegründung eines gelehrten Vereines, durch dessen Stiftung König Maximilian II. ein unvergängliches Andenken in den Annalen der deutschen Geschichtswissenschaft gesichert bleibt.

Kurze kritische Besprechungen.

Körner, Friedr., Professor an der Handelsakademie in Pest: Prinz Eugen. Ein Lebensbild. 2. Auflage. Berlin 1865, Böttcher.

R. Die Enthüllung des Eugen-Denkmals am 18. October 1865 ist Anlaß geworden zu Kundgebungen in den verschiedenen Zweigen der Litteratur. Vielfach ist es der Speculationseifer, welcher die rege gewordene Theilnahme für sich ausbeutet und

Digitized by Google

Leistungen hervorruft, welche mit dem Tagesinteresse verknüpft, auch mit demselben wieder verschwinden. Das löbliche Streben, die Forschungen der strengen Wissenschaft in populärer Form dem großen Publicum zugänglich zu machen, findet allezeit seine Würdigung, nur darf dies Streben nicht dahin gerichtet sein, an die Stelle wissenschaftlich begründeter Darstellung, romanhafte Phantasiestücke mit historischem Hintergrund setzen zu wollen.

Von diesem Vorwurfe können wir den Verfasser des vorliegenden Büchleins um so weniger freisprechen, als er historische Werke von anerkanntem Rufe als seine Quellen angiebt.

Die Lebensgeschichte des Prinzen Eugen bietet an sich so viel des Interessanten und Anregenden, die Kämpfe, in deren Vordergrund Eugen handelnd tritt, sind so bedeutsam und folgenreich, andererseits ist der Geschmack des Publicums von Louise Mühlbach noch nicht derart verdorben, als daß es nöthig wäre, zu derartigen Mittelchen in der Darstellung seine Zuflucht zu nehmen, welche Herr Prof. Körner anzuwenden für nöthig hält. Derselbe liebt es zu wiederholten Malen anstatt der pragmatischen Erzählung ganze Dialoge zu setzen, z. B.: „Kind, still, still! Wohin irren Deine Gedanken, mache Dich und mich nicht unglücklich!“ u. s. w. (S. 6). Oder: „Im Camin prasselte die lodernde Flamme und warf ihr schwankendes Licht auf die Ahnenbilder, welche aus breiten Goldrahmen im Rococostyl ernst auf die Familie niederblickten“, mit nachfolgendem Dialog in der Kinderstube — Wendungen, welche wir in Jugendschriften allenfalls passiren ließen. In welcher gemeinen Gemüthlichkeit, ganz entgegen der historischen Wahrheit, verkehren Eugen und Marlborough bei Körner (S. 101): „Lieber Herzog, weßhalb so verzagt? Was ist Ihnen begegnet?“ u. s. w. „Was für ein Mann sind Sie, Eugen“ u. ff. Geradezu geschmacklos im Style von Tagesnotizen in Journalen sind die Ueberschriften der einzelnen Capitel. Der merkwürdige Ueberfall Cremona's durch Eugen, wobei bekanntlich Villeroy gefangen mit fortgeschleppt wird, nachdem er bis zur völligen Besetzung der Stadt sorglos im Bette geruht, wird unter dem Titel: „Der Generaldieb“ behandelt. Nicht zutreffender und möglichst effecthaschender sind die Ueberschriften: „Oheim und Neffe“, „Die wiedergefundene Heimat“, „Ein Complott“, „Ein Stillleben“, „Ein königlicher Verehrer“. Wir wünschen die unbestrittene tüchtige Gestaltungskraft des Autors sich in würdigeren Formen bewegen zu sehen, als diejenigen sind, in welchen sich seine Darstellung in dem angezogenen Schriftchen gefällt. Man unterschätze ja nicht die Fassungsgabe, noch den gesunden Sinn der Lesewelt, welcher Männer der Wissenschaft in ähnlichem Sinne Concessionen nur so weit machen dürfen, als es sich überhaupt mit dem Geiste und mit den Principien der Wissenschaft verträgt. Unverantwortlich aber ist es und den Tadel verdient der Verleger in gleichem Grade wie der Autor, wenn in einer für weitere Kreise berechneten Schrift sich zahllose Druckfehler häufen und ein correct geschriebener Ortsname zu den Seltenheiten wird. Man lese daher statt Ramillas Ramillies, statt Ingolstädt Ingolstadt, statt Mohotsch (S. 99) Mohács; der kais. General, dessen Ausbleiben vor Cremona entscheidend wurde, hieß nicht Boudemont, sondern Vaudemont, der Commandant von Blindheim nicht Blansac, sondern Balsac, Eugen bestand nicht seine erste Probe bei Petroval, sondern bei Petronell, das kais. Heer lagerte nicht bei Indlersee, sondern bei Jedlersee. Der Pfarrer in Cremona war nicht Eugen, sondern Commercy befreundet, der Führer der Reitertruppen heißt nicht Marcy, sondern Mercy, und das Haupt der Rebellion in Ungarn nicht Rakroczy, sondern Rákoczy. Endlich ist der Name des verdienstvollen Eugen-Biographen nicht Arenth, sondern Alfred v. Arneth.

Digitized by Google

Wuttke, Heinrich, Dr.: Ueber die Gewißheit der Geschichte. Leipzig 1865.

F. St. Die unter diesem Titel uns vorliegende Abhandlung ist eine im Namen und Auftrag der philosophischen Facultät der Universität Leipzig verfaßte und dem Senior derselben, Prof. Dr. Wilh. Wachsmuth, beim Eintritt in sein hundert und erstes Docentensemester gewidmete Gelegenheitsschrift. Drei Gesichtspunkte sind es, welche bei Beurtheilung des Werthes der Geschichte in Betracht zu ziehen seien und die der Verfasser in dieser Schrift eingehend erörtert. Vorerst sei es der Zweifel, der sich gegen die Darstellung des Geschehenen überhaupt erheben lasse. In dieser Richtung führt der Verfasser eine Reihe von Schriftstellern an, von Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheym aus Köln (1530) angefangen bis zu Ammon (die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion, 1836), die ihre Zweifel an der Wahrheit der Erzählung von ganzen Zeiträumen oder auch nur einzelner Begebenheiten mehr oder weniger laut werden ließen. Nachdem der Verfasser das Unzulässige einer willkürlichen Negation in der Geschichte dargethan, aber auch gezeigt, daß eine Ueberführung, wie der Mathematiker sie gewährt und fordert, für den Historiker ein Ding der Unmöglichkeit ist, gelangt er zu dem Schluß, daß letzterer seine Aufgabe gelöst hat, wenn er die sichere Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Aussagen zu geben vermag. Demnach habe man an den Historiker vor allem und als vornehmste Bedingung die Forderung zu stellen, daß er ein vir bonus sei, untadeligen Sinnes. Wir müssen hervorheben, daß die Begründung dieser Gedankenreihe mit eben so viel logischer Schärfe, wie mit überzeugender Beredsamkeit durchgeführt ist. Die kritische Untersuchung des Verfassers gipfelt in der Ausführung, daß die Geschichte, obschon sie noch keinesfalls die Vollendung besitze, in der sie unbedingt für alle Zeiten feststünde, als Wissenschaft genommen, nicht die Rede und Erzählung eines Gelehrten, sondern das Bewußtsein sei, welches das Menschengeschlecht von sich selber hat, und damit zugleich das Gewissen der Menschheit. Es ist das die geistreichste Umschreibung des berühmten Verses: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Zeller, G., Dr.: Zur kirchlichen Statistik des evangelischen Deutschland im Jahre 1862. Stuttgart 1865, bei J. Cotta.

S. Die Anregung zu dieser statistischen Darstellung wurde in der Conferenz der evangelischen Kirchenvorstände zu Eisenach 1859 gegeben, welche sofort ein Formular (Frageplan) entwarf, an sämmtliche deutsche Kirchenregierungen hinausgab und die Zusammenstellung der fast ohne Ausnahme bereitwillig einlangenden Nachweisungen durch sachkundige Hand veranlaßte. Die Zifferangaben sind, obwohl theilweise nur auf Schätzung beruhend, doch mit großer Genauigkeit ermittelt, wie der Vergleich mit den officiellen Erhebungen zeigt. So zählt das Heft 201.082 Lutheraner und 107.369 Helvetische in Deutsch-Oesterreich (mit Einschluß der ganzen Lemberger Superintendenz) auf, während die Zählung 1857 187.800 Anhänger des ersteren und 97.569 des letzteren Bekenntnisses unter der einheimischen Bevölkerung feststellte. Wird nun der seit 5 Jahren erfolgte Zuwachs und der Umstand berücksichtigt, daß die ortsfremde Bevölkerung namentlich in den deutschen Provinzen Oesterreichs ein großes Contingent zur Zahl der Evangelischen stellt, so zeigen sich die Zahlen des Zeller'schen Ausweises als sehr verläßlich. Trauungen führt derselbe für das Jahr 1862 3397 an, das statistische Jahrbuch 3432, also eine Differenz von nur 35. Eben so stimmen die Angaben über die Parrochien und Geistlichen genau mit den amtlichen Erhebungen, und diese Verläßlichkeit der Ergebnisse für ein Land, wo die Evangelischen nur einen geringen zerstreuten Bruchtheil der Bevölkerung bilden und daher die Erhebung eine schwierige ist, giebt volles Vertrauen für die Nachweise jener Dominien, wo diese Confession ausschließlich herrscht oder vorwiegt, und hiedurch

Digitized by Google

die statistischen Aufnahmen erleichtert waren. Der vorgezeichnete Frageplan umfaßte die Zahl der Pfarren, Einwohner, Kirchengebäude und Geistlichen, das Einkommen der Pfarrer, die kirchlichen Amtshandlungen, nämlich Taufen, Confirmationen, Trauungen, Ehescheidungen, Religionswechsel und Beerdigungen. Durch die fast ohne Ausnahme erfolgte, bis in die Unterabtheilung der Superintendenzen (Diöcesen, Decanate, Ephorien oder Bezirke) vorgehende Beantwortung dieser Fragepunkte ergab sich ein reiches Material, das der kundige, dem k. württembergischen statistisch-topographischen Bureau angehörende Verfasser zu sehr interessanten Uebersichten, Vergleichungen und Berechnungen gruppirt und mit einer gediegenen Einleitung versehen hat.

H. L. Ein ganz hübsches interessantes Geschenk zum 18. October brachte Franz Haydinger mit seinem für Freunde in 150 Exemplaren sehr schön gedruckten: „Prinz Eugenius der edle Ritter in den Kriegs- und Siegesliedern seiner Zeit." Es sind im Ganzen zehn Lieder, meist nur mehr in seltenen Drucken erhalten, größtentheils aus der eigenen Bibliothek des Herausgebers. Einige davon sind zwar von etwas steifer Haltung und dürr referirendem Tone, entsprechend der Zeit, in der sie entstanden, die echt volksthümlichen Regungen in der Poesie allzu ungünstig war, aber auch in ihnen „bricht doch häufig", um uns der Worte J. M. Wagners zu bedienen, der den Druck besorgte und Einleitung und bibliographische Nachweise dazu gab, „auch echte Volksthümlichkeit und Naivetät überraschend hindurch und bietet für die Uebergänge vom eigentlichen historischen Volksliede zu den kunstmäßigen Erzeugnissen der Gattung manchen charakteristischen Beleg." Andere sind aber wieder durch und durch von volksthümlicher Frische, Lebendigkeit und Kraft, so das Lied von Ryffel „Frisch auf! lebt freudenreich" (Nr. 2), ferner das dialogisirte Lied „Lilge, du allerschönste Stadt" (Nr. 3), das die Belagerung als eine feurige Liebeswerbung des edlen Ritters darstellt, für dessen echt volksthümliches Gepräge mehr als die zweifelhafte Angabe der Herausgeber des „Wunderhorns", daß sie das Lied nach „mündlicher" Mittheilung aufgezeichnet haben, die Thatsache beweist, daß es mit geringen Veränderungen auf die Einnahme von Belgrad (Nr. 8) umgedichtet wurde, dann „Sa courage! wacker drauf!" (Nr. 10) auf den Feldzug von 1734 und vor allen „Prinz Eugen der edle Ritter" (Nr. 6). Mit diesen Liedern hat in der That „die scheidende historische Volksmuse" dem edlen Volkshelden „einen ihrer schönsten Kränze auf's Haupt gedrückt". Und wir theilen daher die Hoffnung Wagners, die kleine Sammlung, in der, so viel sich auftreiben ließ, vereinigt ist, werde den Freunden der Geschichte und auch der älteren Volkspoesie „trotz der spanischen Zwangsjacke" und den nicht selten in die Sprache gemengten französischen Brocken eine willkommene Gabe sein.

Z. Unter dem Titel: „Vom grünen Tisch. Bilder, Figuren und Geschichten aus den deutschen Spielbädern" (Berlin 1865, Behrend) hat Mich. Klapp ein Büchlein veröffentlicht, welches dem Liebhaber leichter und amüsanter Lectüre eine ganz willkommene Erscheinung auf dem Büchermarkte sein dürfte. Der bekannte Feuilletonist bietet damit eine Sammlung von Anekdoten und Bonmots, von Scherz und Ernst aus den deutschen Spielbädern, geschrieben in jenem leichten, flüssigen Style, den wir erst den Franzosen ablernen mußten und für den wir keine bessere Bezeichnung finden als das französische causer. Daran schließt sich eine hübsche Beschreibung des Taunusbades Schwalbach und eine mit warmer Vorliebe für die „liebreizende" Gemalin des dritten Napoleon geschriebene Skizze über den Aufenthalt derselben in Schwalbach.

Digitized by Google

* Johann Arany richtet als Secretär der ungarischen Akademie an Besitzer und Custoden von Bibliotheken die Bitte, daß sie, falls sie von dem Vorhandensein der im Jahre 1587 von Johannes Decius Barovius in Wittenberg herausgegebenen Reisebeschreibung: „Hodoeporicon itineris, transilvanici, moldavici, russici“ Kenntniß haben, ihn hievon benachrichten und eventuell das Werk für einen Monat im Interesse der k. Akademie ihm zur Benützung überlassen mögen.

---

* Aus einem uns zugekommenen Briefe aus Jerusalem vom 23. September bringen wir folgende interessante Mittheilungen:

„. . Meinem wiederholten Zureden ist es endlich gelungen, daß Se. Hoheit Izzet Pascha, Gouverneur von Jerusalem, an die Herstellung der für Jerusalem höchst wichtigen Wasserleitung gegangen ist, wobei ich die Genugthuung hatte, ihn von dem Reichthum der Quellen, die schon Salomon, dann Herodes und Pontius Pilatus benützt hatten (nach Flavius Josephus Ann. XVIII, 352 de bell. jud. II. 9) und die zu den großartigsten Bauten Anlaß gaben, zu überzeugen. Bei diesen Arbeiten wurden interessante archäologische Entdeckungen gemacht, mit deren Aufzeichnung ich mich jetzt emsig beschäftige. Der „fons signatus“, auf den Einige die Stelle im „Hohen Liede“ IV. 12 beziehen, ist nun vollständig gereinigt, ein im Felsen angelegter großartiger Bau aus der Zeit des Herodes, der das Wasser aus 13 Quellen zu vereinigen und in den in Fels gehauenen Canal nach Jerusalem zu leiten bestimmt war, und ein weiteres anstoßendes Gewölbe, 15 Fuß unter der Oberfläche, das ich in voriger Woche, auf dem Bauche kriechend, untersuchte, fast bis zur Decke mit Schutt angefüllt, scheinen den Zugang zu einem anderen Quellenreservoir zu bilden. Alle diese Gewässer verloren sich in Folge von Verschüttungen; jetzt gesammelt, werden sie für Jerusalem mehr als hinreichend sein, sofern die an der Wasserleitung bis Bethlehem vollendeten Arbeiten den Anforderungen der Hydrotechnik vollständig entsprechen. Durch Auffindung des in Fels gehauenen, aus der Zeit des Herodes stammenden Canals, dessen weder Robinson noch ein anderer Autor erwähnt, weil es ihnen zu beschwerlich gewesen sein mag, ihn in seinen oft schwer erkennbaren Spuren an den steilen Felswänden zu suchen, die sich längs dem Wadi Artas bis Bethlehem ziehen, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die bekannten drei salomonischen Teiche (in verschiedenen Epochen restaurirt, so daß von dem salomonischen Werke fast nichts mehr übrig oder doch äußerlich nichts mehr erkennbar ist) das in ihnen gesammelte Regenwasser nur zur Bewässerung der unterhalb gelegenen Thäler und Gärten (hortus conclusus, Hohes Lied IV. 12) und nicht zur Alimentirung des höher als die Teiche gelegenen und von mir aufgefundenen Canals abzugeben ursprünglich bestimmt sein konnten.

Die entgegengesetzte, wohl unzweifelhaft irrige Vermuthung sprach selbst der durch seine genauen Forschungen bewährte Eduard Robinson in seinem Werke: „Biblical researches“ (I. Vol., p. 515) aus, weil er jenen herodischen Canal nicht kannte, der nur das Quellwasser des fons signatus und nicht das abgestandene Regenwasser der obbenannten drei salomonischen Teiche nach Jerusalem zu leiten hatte.

Bei Veröffentlichung dieser Mittheilungen habe ich nebstbei die Absicht, uns Deutschen die Priorität der Entdeckung zu wahren, da ich schon Engländer und Franzosen mit neidischem Blicke auf die Ausbeutung derselben losteuern sehe.

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 18. October 1865.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Dr. Siegel, legt vor: eine Untersuchung über „die Gefahr vor Gericht und im Rechtsgang".

Die vorgelegte Abhandlung beschäftigt sich mit dem Inhalt eines Rechtsausdruckes, den noch Westfalen communem crucem juris veteris interpretum genannt hat. Die seitdem gesammelten Zeugnisse, in welchen das Wort sich findet, haben den Beweis geliefert, daß der vor Gericht und im Rechtsgange herrschende Formalismus darunter verstanden wurde. Dagegen ist bis jetzt nicht versucht worden, zu zeigen, wie peinlich und kleinlich, wie tückisch und gefährlich dieser Formalismus gewesen. Die Untersuchung weist unter Benützung einer Reihe von Fällen aus dem Rechtsleben nach, daß ein unwillkürlicher Laut, die leiseste Bewegung im Ringe schon dem Richter einen Anspruch auf Buße gab, in der Verhandlung der Parteien aber ein Mißgriff oder Fehltritt, ein unrechtes Wort, ja selbst eine falsche Silbe den Gegner berechtigte, die Handlung oder Erklärung anzugreifen, in Folge dessen sofort oder nach vergeblicher Erholung Sachfälligkeit eintrat. Zwar waren einige Schutzmittel vorhanden, dank der thätigen Cautelarjurisprudenz der Fürsprecher, allein sie waren, wie gezeigt wird, ungenügend, und haben theilweise zu noch ärgeren Mißbräuchen geführt.

Die weiteren Ausführungen sind sodann dem Schicksale des Formalismus gewidmet. Das Widerspiel gegen denselben beginnt im 12. Jahrhundert; die Einsicht, daß das, was bisher als Recht angesehen und gehandhabt wurde, in Wirklichkeit schreiendes Unrecht sei, dringt durch, aber immer nur an einzelnen Orten und vielfach in Beschränkung auf einzelne Fehler. Herren schützen durch Freiheitsbriefe ihre Leute, einzelne Gerichte, namentlich Oberhöfe, machen sich im 14. Jahrhunderte selbst frei und begründen eine billigere, gerechtere Praxis. Eine willkommene Unterstützung und Förderung fand das vorhandene Widerstreben im 15. Jahrhunderte sodann in dem Humanismus, welcher sogar durch den Mund des Nicolaus von Cusa die allgemeine Aufhebung des schädlichen Formalismus von der Hand des Gesetzgebers verlangte. Dieses Verlangen blieb zwar erfolglos; allein was die freie That nicht vollbrachte, sollte bald nachher im Zusammenhange und Gefolge eines überwältigenden Ereignisses — der Annahme der fremden Rechte — eintreten. Seitdem ist der mittelalterliche Formalismus aus den deutschen Gerichten verschwunden, während er zur Stunde noch in den Gerichten der neuen Welt sein Wesen treibt und dem Criminalprocesse einen eben so eigenthümlichen als widerlichen Charakter verleiht.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 19. October 1865.

Herr Hofrath W. Ritter v. Haidinger im Vorsitze.

Das hohe k. k. Staatsministerium übermittelt mit Zuschrift vom 13. October l. J. die von der nieder-österreichischen Statthalterei eingesendeten graphischen Tabellen über die Eisbildung an der Donau und March im Winter 1864/1865.

Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor:

Digitized by Google

„Ueber die Atomwärme", von G. Schmidt, Prof. am Landespolytechnicum zu Prag;

„Ueber die Entwicklung von Functionen in Reihen, die nach einer besonderen Gattung algebraischer Ausdrücke fortschreiten", von Herrn Dr. M. Allé.

Jede dieser Abhandlungen wird einer Commission zugewiesen.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Dr. Aug. Em. Reuß überreicht eine Abhandlung, betitelt: „Die Foraminiferen und Ostracoden der Kreide am Kanara-See bei Kustendsche".

Herr Prof. Dr. Peters hat mir Proben der von ihm auf seiner Bereisung der Dobrudscha am Kanara-See gefundenen Kreidegesteine zur Untersuchung auf ihren Gehalt an mikroskopischen Fossilresten übergeben Diese erschien um so erwünschter, als darin nur sparsame und schlecht erhaltene größere Versteinerungen angetroffen worden waren, und zwar zahlreiche, aber nicht näher bestimmbare Abdrücke eines Baculiten, Schalen von Ostrea vesicularis und Bruchstücke einer Belemnitella, welche wohl mit B. mucronata übereinstimmen könnte. Die weißen, der Schreibkreide nicht unähnlichen Kreidemergel ließen zwei nicht scharf gesonderte Stufen unterscheiden, deren untere reich an Baculiten war, die obere aber zahlreiche Feuersteinknollen führte. Beide, besonders die erstere, lieferten beim Schlämmen eine nicht unbeträchtliche Menge von Foraminiferen und Ostracoden.

In der Baculitenkreide fand ich 41 Species von Foraminiferen, von denen sechs noch nicht beschrieben zu sein scheinen. Von den übrigen 35 Arten kommen 28 (80 pCt.) in der oberen Senonkreide vor, jedoch nur sieben ausschließlich. Die anderen reichen sämmtlich auch in tiefere Kreideetagen hinab. 14 Arten hat die baculitenführende Kreide mit den Untersenon, 21 Arten mit den böhmischen Baculitenthonen, zwölf mit dem Pläne, neun mit den Gosauschichten, sechs mit dem Cenoman, zehn mit dem Gault gemeinschaftlich. Letztere sind jedoch durchgehends Arten, die sich einer sehr bedeutenden verticalen Verbreitung erfreuen und bis in das obere Senon hinaufreichen.

In der feuersteinreichen Zone der Kanarakreide entdeckte ich 19 Foraminiferenarten. Rechnet man drei neue Arten ab, so bleiben 16 Arten übrig, welche mit Ausnahme des bisher nur in den Gosauschichten nachgewiesenen Haplophragmium grande sämmtlich schon aus den oberen Schichten der Senonkreide bekannt sind.

Zu ganz übereinstimmenden Resultaten führen die neun von mir in den untersuchten Kreidegesteinen gefundenen Ostracodenarten, welche den Gattungen Cytherella, Bairdia und Cythere angehören. Nach Abschlag dreier neuer Cythere-Species liegen sie durchgehends in den obersten Kreideschichten, wiewohl drei derselben durch alle Kreideetagen bis in die Tertiärformation hinaufsteigen.

Faßt man alle diese Ergebnisse zusammen, so zeigt sich in Betreff der Foraminiferen- und Ostracodenfauna die größte Uebereinstimmung mit der oberen Senonkreide, und man gelangt zu dem Resultate, daß die Kanarakreide dieser obersten Etage der Kreideformation zu parallelisiren sei. Damit stimmen die von Prof. Peters darin entdeckten vorerwähnten größeren Fossilreste sehr wohl überein.

Herr Dr. G. Tschermak spricht über Porphyre aus der Gegend von Krakau und von Raibl in Kärnten.

Die schon von Pusch und Oeynhausen beschriebenen Gesteine, die im Westen von Krakau auftreten und von Römer Porphyr und Melaphyr genannt wurden, sind neuerdings von Herrn C. Fallaux, erzherzoglichem Schichtmeister in Teschen, hinsichtlich ihres Verhaltens zu den sedimentären Gesteinen untersucht worden, wobei sich ergab, daß mehrere davon viel jünger seien, als dies Römer angenommen hatte. Damit stimmt nun auch das Ergebniß der von dem Vortragenden ausgeführten petrographischen Untersuchung überein, welche zu folgender Eintheilung führte:

1. Trachytähnliche Gesteine von Rybna, Zalas, Sanka, Friwald;
2. Felsitporphyr von Mienkinia;
3. Porphyrit von Poremba, Alvernia, Regulice, Rudno;

Digitized by Google

4. Porphyrtuf von Nowagora, Filipowice, Karniowice, Dulawa, Psary, Plocky, Mislachowice.

Eine andere Felsart, der Raibler Porphyr, welcher durch L. v. Buch, F. Melling, A. v. Morlot bekannt geworden, bildete einen ferneren Gegenstand petrographischer Untersuchung. Ein Besuch von Raibl im Sommer 1864 und die freundliche Unterstützung des Bergamtscontrolors C. Rudolf lieferten das Material, durch dessen Vergleichung und Analyse sich ergab, daß die meisten jener Gesteine nur zum Theil homogener Felsitporphyr, zum Theil aber Trümmergesteine seien, die aus Bruchstücken von Felsitporphyr und aus einer thonigen Masse bestehen, die Aehnlichkeit mit dem Pinitoide Knops besitzt.

Es ließen sich folgende Abänderungen unterscheiden: Felsitporphyr, Rothe Breccie, Rother Porphyr-Sandstein, Graue Breccie, Grauer Porphyr-Sandstein, Grüner Thonporphyr, Pinitoidschiefer. Alle diese Gesteine sind durch Uebergänge verbunden, so daß sie zwischen dem Felsitpophyr und dem umgebenden Werfner Schiefer eine continuirliche Reihe bilden.

Herr Hofrath Ritter v. Haidinger spricht über den vor kurzem erschienenen zweiten Band der 1. Abtheilung des mit Unterstützung der k. Akademie herausgegebenen Werkes: „Système silurien du centre de la Bohême", von dem correspondirenden Mitgliede Herrn Joachim Barrande, und hebt den hohen Werth desselben für die Wissenschaft hervor.

Die in der Sitzung vom 5. October vorgelegten Abhandlungen: a. „Beziehungsgleichungen zwischen der Seite und dem Halbmesser gewisser regelmäßiger Kreisvielecke", von Herrn Dr. Aug. Schwarzer, und b „Theorie der Transversalen, welche die Mittelpunkte der Seiten eines sphärischen Dreieckes verbinden ꝛc.", von Herrn F. Unferdinger werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

---

* Deutscher Geschichtsverein in Prag. (Sitzung vom 21. October.) In der ersten Abendsitzung der Abtheilung für Sprache, Litteratur und Kunst brachte Maler Müller in Anregung, ob nicht eine Betheiligung des Vereins an der Errichtung des beabsichtigten Grabdenkmals für den verstorbenen Musikdirector Prokſch am Platze wäre und legte zugleich den Entwurf zu einem Grabdenkmale vor. (Ein Marmorrelief von etwa 6 Fuß Höhe, darstellend den greisen Musiker, wie er mitten in seinem eifrigen Wirken durch den Todesengel überrascht wird.) Die Angelegenheit wird an den Ausschuß geleitet werden. Herr H. Gradl in Eger sandte „Beiträge zur Kenntniß der fränkischen Mundart in Böhmen" ein. Herr J. Niemetschek in Falkenau hat eine Lebensschilderung des böhmischen Volksdichters A. Fürnstein eingeschickt. Eine photographische Abbildung des Dichters wurde vorgelegt. Die Lebensbeschreibung wurde vorgelesen. Der Vorsitzende machte noch der Versammlung die sehr angenehme Mittheilung, daß der Verein durch die Bereitwilligkeit eines seiner Mitglieder in den Besitz eines Collegienheftes des großen Philosophen Kant gelangt sei. Das Schriftstück stammt aus einer der interessantesten Lebensperioden des großen Mannes und enthält den ersten Abschnitt seiner Vorträge über Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft und wird noch dadurch besonders werthvoll, daß dasselbe zahlreiche Zusätze und Verbesserungen von Kants eigener Hand zum Theil von größerem Umfange enthält. Die Echtheit dieses interessanten Andenkens ist sichergestellt.

Verantwortlicher Redacteur Ernst v. Teschenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ueber den Begriff der Grundrente.

Die Theorie der Grundrente verdankt nebst Anderson, Edw. West und Malthus vorzüglich Ricardo ihre Entstehung, und seither ist die Unterscheidung des Ertrages eines liegenden Grundstückes in „Rente", „Capitalgewinn" und „Arbeitslohn" aus einem nationalökonomischen Werke in das andere übergegangen. Lange Zeit blieb es unbestritten, daß es eine solche Rente gebe. Auffallend genug mußte es indessen schon sein, daß die Ricardo'sche Theorie geeignet war, den beiden entgegengesetztesten Systemen, welche je die Geister der Socialpolitiker in verschiedene Lager trieb, als Grundstein zu dienen, auf dem beide logisch weiter bauten. Proudhon konnte aus dem Zugeständniß, daß der Grundbesitzer allein ein Monopol genieße unter allen Producenten, den Schlußsatz ableiten: der Grundbesitz sei Diebstahl, während die Protectionisten die Folgerung daraus ziehen zu können glaubten, man müsse durch möglichste Hintanhaltung jeder Steigerung des Arbeitergewinnes das Sinken der Grundrente verhüten: denn productiv, sagten diese, ist ja einzig und allein der Boden, die Arbeit verbraucht an Werthen stets ebensoviel als sie erzeugt. Man sieht, daß man nothwendig zu diesen beiden Schlußfolgerungen getrieben werden mußte, je nachdem man der Ansicht war, daß ein Monopol zu vernichten oder zu schützen sei; daß aber überhaupt ein Monopol vorhanden sei, wurde nicht bezweifelt. Erst in neuerer Zeit wird die Grundrente gänzlich geläugnet, und zwar ist die vorzüglichste Autorität in dieser Richtung Carey; im selben Lager kämpfen Hoffmann, Bastiat, Max Wirth u. A. Daß wir hier auf diesen Streit eingehen, da ohnehin so gewichtige Persönlichkeiten schon pro und contra sich ausgesprochen, entspringt nur aus dem Bestreben, die Discussion über diesen wichtigen Gegenstand auch unter denjenigen Lesern anzuregen, welche nicht leicht Gelegenheit haben, sich die in den verschiedenen Werken unserer Nationalökonomen zerstreuten gegnerischen Meinungen zusammenzutragen und einander gegenüber zu stellen. Wir maßen uns nicht an, wesentlich Neues über diese Frage zu bringen, nur ein Bulletin über die gegenwärtige Stellung der Truppen wollen wir geben und einige Bemerkungen daran knüpfen.

Vor allem ist festzustellen, was unter Grundrente verstanden wird, und zu diesem Ende lassen wir die Definitionen einiger berühmten Nationalökonomen folgen.

Ricardo: Das Geld, welches der Grundeigenthümer für die Benützung der ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte seines Bodens empfängt, ist die Grundrente.

Digitized by Google

Mill: Rent is the consideration paid for the use of land, der Betrag, der für die Benützung des Bodens bezahlt wird.

Roscher: Grundrente nennen wir denjenigen Theil vom regelmäßigen Ertrag eines Grundstückes, welcher nach Abzug aller darin steckenden Arbeitslöhne und Capitalzinsen übrig bleibt, also der Preis für die Nutzung der ursprünglichen unerschöpflichen Naturkräfte.

Was in allen Definitionen wiederkehrt, ist Folgendes: Stets sind es die unzerstörbaren und unveräußerlichen Kräfte der Natur, für welche etwas geleistet wird, wenn ihre Benützung vom Eigenthümer einem Dritten überlassen wurde, oder welchen der Eigenthümer bei eigener Regie einen Theil des Ertrages zuzuschreiben hat. Allein, auch abgesehen davon, daß, wie Liebig unwiderleglich dargethan, die Kräfte des Bodens nicht unzerstörbar sind, sind auch noch Einwendungen in der Hauptsache möglich, nämlich erstens die, daß gerade jene Grundstücke, welche den höchsten Ertrag abwerfen, d. i. Bauplätze, diesen Ertrag abwerfen, obschon und oft gerade weil sie mit Bodenkräften höchst stiefmütterlich bedacht sind, und zweitens ob es denn überhaupt die Naturkräfte sind, für deren Ueberlassung die Rente in Form eines Pachtschillings gezahlt wird und nicht vielmehr der Pachtschilling von Grund und Boden in seinem Wesen ganz analog ist der Miethe von beweglichen Sachen. Wäre diese Analogie vorhanden, so müßte entweder in allen Fällen, wo Pacht oder Miethe gezahlt wird, der gezahlte Betrag eine Rente repräsentiren oder in keinem. Die erste Alternative können die Anhänger der Grundrente unmöglich zugeben, da hiemit zugleich das Zugeständniß gemacht wäre, daß nicht der Boden allein ein Monopol besitze; das zweite aut selbstverständlich noch weniger. Wir werden im Verlaufe der Erörterung auf diesen Punkt zurückkommen und nachzuweisen versuchen, daß wirklich die Rente nichts ist als Capitalgewinn. Gegen den ersten Einwurf nämlich, daß Bauplätze und überhaupt Grundstücke oft einen viel höheren Ertrag abwerfen als aus ihrer Bodenbeschaffenheit zu erklären wäre, sichern sich Mill und Roscher vollkommen dadurch, daß sie sagen, unter Bodenbeschaffenheit sei nicht nur die chemische Zusammensetzung der Ackerkrume u. dgl. zu verstehen, sondern auch die Lage, also Entfernung vom Markte, Aussicht ꝛc. Auf diesen Einwand wollen wir daher weiter kein Gewicht mehr legen. John St. Mill, der sich in allem auf Ricardo stützt, erklärt, von den Beobachtungen Carey's in die Enge getrieben: Was auch immer für unbedachte Worte (unguarded expressions) bei der Vertheidigung der Grundrente gefallen sein mögen, nie war etwas anderes damit gemeint als das Folgende: 1. Es giebt Land, welches keine Rente abwirft, und zwar seien dies diejenigen Grundstücke, deren Bebauung wegen der Zunahme der Bevölkerung in Angriff genommen werden mußte, die aber so schlecht sind, daß sie gerade nur die Capitalauslagen verzinsen und den Arbeiterlohn hervorbringen, ohne etwas für die Rente übrig zu lassen; 2. da es solches Land giebt und der Bebauer desselben auf den schlechten Boden mehr Arbeit und Capital verwenden muß, um eine gleiche Masse von Producten zu erzeugen, wie der Besitzer besseren Landes, so kommt ersterer

Digitized by Google

mit einem theureren Getreide auf den Markt und bewirkt folglich eine allgemeine Steigerung der Getreidepreise, da die Besitzer besseren Landes ihren Preis natürlich nach dem des theureren Getreides ꝛc. richten. (Voraussetzung ist hier, daß wirklich die Uebervölkerung den Anbau des schlechten Bodens nothwendig machte, daß also alles Getreide gekauft werden muß.) Derjenige Betrag nun, um welchen in Folge des Hinaufgehens der Preise der von der Natur bevorzugte Grundbesitzer mehr erhält als an Capitalzins und Arbeitslohn im Bodenproducte steckt, ist die Rente. Da er diese Rente nicht in Folge seiner Geschicklichkeit, sondern in Folge der besseren Bodenbeschaffenheit und Lage seines Grundes bezieht, so genießt er ein Privilegium, ein Monopol, und weil die Masse des Grund und Bodens eine beschränkte und nicht zu erweiternde ist, der stets wachsenden Zahl der Nichtgrundbesitzer gegenüber die Zahl der Grundbesitzer also nur in sehr beschränktem Maße wachsen kann, das Mißverhältniß zwischen privilegirten Grundbesitzern und nichtprivilegirten Personen deßhalb stets zunimmt, so wird das Angebot von Arbeitern, die Nachfrage nach Arbeit immer mehr überwiegen, das heißt der Arbeitslohn immer mehr sinken, das Monopol, die Rente, immer einträglicher werden So lange diese Sätze nicht umgestoßen sind, meint Mill, seien alle nebensächlichen Einwendungen von wenig Belang. Diese Hauptsätze müssen wir demnach vor allem mit Aufmerksamkeit untersuchen.

Was nun die Behauptunng betrifft, daß es in der Stufenleiter der Bodenqualität, vom schlechtesten Grundstück, welches nicht einmal die Arbeit lohnt, aufwärts zum besseren, das zwar den Arbeiter ernähren, eine Capitalsanlage aber noch nicht entlohnen würde, also auch noch nicht bebaut werden kann (da jede Arbeit einen gewissen Aufwand von Capital erfordert) bis zu jenem, das noch einen Ueberschuß über Arbeitslohn und Capitalverzinsung abwirft, einen Punkt geben müsse, wo die Bebauung gerade ermöglicht wird, indem sie Arbeitslohn und Capitalzins zurückgiebt ohne aber ein Surplus, die Rente, abzuwerfen, so ist dagegen zu bemerken daß das Nichtvorhandensein der Rente in einigen Fällen, und das Vorhandensein derselben in anderen mit der Definition der Rente im Widerspruch steht. Wenn Rente wirklich „das Geld ist, welches der Grundeigenthümer für die Benützung der ursprünglichen und unveräußerlichen Kräfte des Bodens empfängt", so müßte die Rente immer, auch im kleinsten Ertrag des schlechtesten Bodens vorhanden sein, denn jedes Grundstück, das irgend einen Ertrag liefert, liefert ihn vermöge seiner natürlichen Fähigkeit, wenigstens, wie bei Baugründen, vermöge seiner Lage. Woher sollte es kommen, daß ein Boden Rente giebt, ein anderer nicht, wenn doch beide natürliche Bodenkräfte besitzen? Wie Ricardo das Wort Rente versteht, so enthält es nicht bloß ein Geben, Tragen, sondern ein Mehrgeben, Mehrtragen als andere, das heißt Rente ist nicht an und für sich da, sondern nur in Folge einer Vergleichung; wie kann aber etwas, das immer da ist, nämlich die Naturkräfte des Bodens, unter übrigens gleichen Umständen einmal zur Erzielung eines Ertrages dienlich sein, ein anderes Mal nicht? Carey bemerkt hierüber eben so richtig als witzig: Jedermann wird es lächerlich finden, wenn

Digitized by Google

man ihm weißmachen wollte, daß Preise für Ochsen deßhalb bezahlt werden, weil ein Ochs schwerer ist als der andere. Mill nimmt sich wieder Ricardo's an und sagt dagegen, Renten werden nicht deßhalb gezahlt, weil ein bebautes Grundstück schlechter ist als das andere, sondern weil es die anwachsende Bevölkerung nothwendig macht, auch das schlechtere zu bebauen. In dieser Fassung müßte nun obiger Satz so lauten: Preise werden für Ochsen überhaupt bezahlt wegen der Nothwendigkeit auch die mageren zu essen. Es will uns scheinen, daß durch dieses Amendement die Komik der Behauptung nicht gerade gelitten habe. Diese gelungene Illustration zur Theorie der Grundrente giebt uns Anlaß, auf die Untersuchung eines anderen Hauptsatzes dieser Theorie überzugehen, auf die Behauptung nämlich, daß das Anwachsen der Bevölkerung es sei, was den Anbau der schlechteren Grundstücke ermögliche. Die Wichtigkeit dieses Satzes für die Schule Ricardo's ist groß, denn fiele er, ließe sich ein anderer Grund auffinden für die Möglichkeit schlechtes Land neben gutem zu bebauen, so würde es nicht mehr so einleuchtend scheinen, daß die vorhandene Masse von Bodenproducten dem Bedarf wirklich nicht mehr genügt habe, daß alle neu erzeugten Producte gekauft werden *mußten*, daß also die kostspieligste Production den Preis regulirt habe und dadurch die Rente für die billiger producirenden Realitäten entstanden sei.

Nehmen wir ein Land an, dessen Bevölkerung aus irgend einem Grunde in dem Jahrzehnt, von dem wir sprechen, sich nicht vermehre. Dieses Land habe in seinem Centrum einen größeren Markt und an seiner Peripherie unbebauten Grund; wenn sich nun in der Nähe der Peripherie, dort, wo bebautes und unbebautes Land aneinanderstoßen, ein neuer localer Mittelpunkt bildete, mit einer industriellen, grundbesitzlosen Bevölkerung, würde da nicht die Nutzbarmachung des todtliegenden Bodencapitals vor sich gehen, einzig aus dem Grunde, weil die Transportkosten aus den entfernteren, schon bebauten Landestheilen zu groß wären, um die Versorgung des neuen Marktes von da her zu gestatten? Allerdings würde die Rente der älteren Grundbesitzer zurückgehen, weil derselben Menschenmenge nun mehr Producte geboten würden; allein auch dies wird in einem fortgeschrittenen Lande nur auf kurze Zeit der Fall sein. Die Bedürfnisse der Menschen lassen sich sehr erweitern. Der Consum von Brot kann freilich nur unbedeutend gesteigert werden; wenn aber die älteren Grundbesitzer ihr Getreide, für das sie in Form von Brot keinen Absatz mehr finden, in eine neue und transportablere Form bringen, etwa in die von Branntwein, so wird der Absatz auch bei stationärer Bevölkerung bald wieder gefunden, die Rente bald wieder gehoben sein. Die Bildung localer Mittelpunkte, Straßenbau, Canalisirung, Verbesserung der Ackergeräthschaften ꝛc. ꝛc., das ist es also, was den Anbau eben so gut, ja in viel ausgedehnterem Maße ermöglicht, als das bloße Wachsen der Bevölkerung. Aber nach Ricardo darf es eben *nur* das Wachsen der Bevölkerung sein, jedes andere Mittel der Ermöglichung des Landanbaues würde ja den Antheil der Arbeit und des Capitals an der Production vermehren und so gegen den dritten Glaubenssatz seiner Schule verstoßen, den nämlich, daß der Antheil des Arbeitsgewinnes jedesmal abnehme,

Digitized by Google

so oft eine neue (schlechtere) Bodenclasse in Angriff genommen werde. Ricardo stellt zur Verdeutlichung dieser traurigen Perspective, wonach der Arbeiterstand den Brotkorb immer höher steigen und endlich seinen Augen entrückt sehen wird, eine ideale Tabelle auf, die wir hier folgen lassen:

	Gesammt-ertrag	Antheil des Bodens	Antheil der Rente
So lange nur Boden erster Güte bebaut wird	100	—	100
Sobald Boden zweiter Güte bebaut wird .	190	10	180
" " dritter " " " .	270	30	240
" " vierter " " " .	340	60	280
" " fünfter " " " .	400	100	300
" " sechster " " " .	450	150	300
" " siebenter " " " .	490	210	280
" " achter " " " .	520	280	240
" " neunter " " " .	540	360	180
" " zehnter " " " .	550	450	100
" " eilfter " " " .	550	550	—

Die Grundrente ist demnach der junge Kukuk, der im Nest des Sperlings aufgezogen, zuletzt die alte Sperlingsmutter auffrißt. Der Bevölkerung, deren Vermehrung sie Entstehung und Wachsthum zuzuschreiben hat, dankt sie damit, daß sie ihr das Brot streitig macht und zuletzt, nach Ricardo, in diesem Kampfe auch Siegerin bleibt. Zum Glück tödten Abstractionen nicht. Carey stellt dieser idealen Tabelle eine andere, auf Thatsachen basirte gegenüber, aus welcher hervorgeht, daß mit dem Steigen der Rente auch der Antheil der Arbeit am Gewinne steigt, also das gerade Gegentheil von dem, was Ricardo behauptet. Wir lassen diese Tabelle gleichfalls folgen:

	Gesammt-ertrag	Antheil des Bodens	Antheil der Rente
1. Periode	30	20	10
2. "	70	42	28
3. "	120	60	60
4. "	180	80	100
5. "	250	100	150
6. "	330	120	210
7. "	420	140	280
8. "	510	155	355
9. "	620	170	450
10. "	740	180	560
11. "	870	190	680

Ueberdies hat Carey, gleichfalls aus Thatsachen, und zwar aus sehr umfassend zusammengestellten gezeigt, daß die Colonisation der meisten Länder (er beweist es aus der Geschichte der Besiedlung der Vereinigten Staaten, von Mexico,

Digitized by Google

West-Indien, Süd-America und ganz Europa) mit der Bebauung der schlechtesten Grundstücke an den Berglehnen beginne und die besten, da sie vermöge ihrer dichten Bewaldung oder ihrer Versumpfung der anfänglich geringen Arbeitskraft des Menschen spotten, erst zuletzt in Angriff genommen werden, wenn die Macht des Menschen über die Natur durch Verbesserung des Arbeitszeuges, Arbeitsvereinigung und Theilung, Einführung von Maschinen ꝛc. gewachsen ist.

Mill erklärt diese Beobachtung Carey's, welche die Tabelle Ricardo's geradezu auf den Kopf stellt, so daß das Prachtexemplar einer Rente der eilften Periode auf die Erde zu liegen kommt, für eine ganz nebensächliche Einwendung, und sagt: wenn Carey darthun wollte, daß der Antheil des Arbeiters am Gewinn von Grund und Boden kein beständig abnehmender sei, so hätte er damit allerdings eines der wichtigsten Principien über den Haufen gestoßen, ob aber dies oder jenes Land zuerst bebaut wurde, das sei ziemlich gleichgültig. Nun, es will uns scheinen, daß Carey diese Bitte bereits erfüllt hat, und daß seine Tabelle in der Natur der Sache begründet ist. Max Wirth ist ebenfalls der Meinung, daß sich die Lage der Arbeiter nicht verschlimmere, sondern im Gegentheil verbessere, und drückt sich hierüber so aus: „Die Erwerbsgelegenheit ist am geringsten auf der untersten Stufe der Wirthschaft; sie ist mit der steigenden Civilisation, mit der überhandnehmenden Theilung der Arbeit und Vervielfältigung der Beschäftigungsarten, mit dem Aufschwung der Industrie fortwährend im Zunehmen begriffen, weil die Menschen durch die Heranziehung unentgeltlich arbeitender Naturkräfte mittelst der Maschinen unter Aufwendung gleicher Mühe einen steigenden Ertrag aus der Production gewinnen und demnach in Stand gesetzt werden, einen immer größeren Theil der Producte als Capital zu sparen. Bei wachsendem Capitalvorrath aber hat der Zins, wenn unbeirrt von allen Nebeneinflüssen, die Neigung zum Sinken, der Arbeitslohn die Tendenz zum Steigen, weil das Capital um Arbeiter wirbt."

Wie schon Eingangs angedeutet wurde, hat Proudhon aus den Sätzen, daß der Grundbesitz ein Monopol sei, und daß in Folge der quantitativen Beschränktheit des Grundbesitzes der Arbeitergewinn immer abnehme, die Folgerung gezogen, daß es den Menschen erlaubt sein müsse, eine von der Natur statuirte Ungerechtigkeit mit so bedenklichen Consequenzen, wie das Verhungern des Arbeiterstandes, auszugleichen, und er erklärte deßhalb das Grundeigenthum für Diebstahl. Die Protectionisten hingegen fanden in dem von der Natur geheiligten Monopol der Grundrente den Vorwand, jede Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes, die vermeintlich nur auf Kosten der Höhe der Rente vor sich gehen konnte, und wozu höhere Ausbildung des Arbeiters, Association ꝛc. die geeigneten Mittel sind, hintanzuhalten. Wenn man aber die Rente für das hält, was sie uns zu sein scheint, so braucht man weder die eine noch die andere dieser Consequenzen aus ihren Begriffen abzuleiten, man braucht sie in Theorie und Praxis nach keinen anderen Grundsätzen zu behandeln, als nach den für den Capitalgewinn geltenden. Warum den Gewinn von Grund und Boden für etwas wesentlich verschiedenes halten von den Zinsen eines Capitals? Weil Land nur in beschränkter Masse

Digitized by Google

vorhanden ist? Bis jetzt ist noch lange nicht aller Grund und Boden der Erde bebaut, es konnte sich also diese Begrenztheit auch noch nie in irgend einer Wirkung offenbaren, und das Vorhandensein einer Rente kann darum auch nicht von daher rühren. Was einst sein wird, ob der Grundbesitz einst ein Monopol genießen werde, darüber braucht man jetzt noch keine Vermuthungen aufzustellen, denn wer weiß, was für Mittel und Wege noch gefunden werden können, um Producte, die jetzt nur die Ackerkrume erzeugt, auf chemischem Wege aus Stoffen, die sich unter und über derselben befinden, hervorzubringen u. dgl. m.; am allerwenigsten aber darf man aus dem, was einst sein kann, ein System construiren, welches das erklären soll, was schon war und gegenwärtig ist. Oder soll etwa Rente vom Capitalzins darum verschieden sein, weil der Boden allein dem Eigenthümer etwas giebt, ohne daß dieser einen Finger zu rühren brauchte? Aber wo und wann ist denn dies je der Fall gewesen? Denkt man an einen schon cultivirten Boden, so würde diese Behauptung nur beweisen, daß man in der unverantwortlichsten Weise auf die Capitalanlage und die Arbeit vergessen hat, die nöthig waren, ihn in den gegenwärtigen Stand zu versetzen, mögen diese gleich vom vorigen oder vom hundertsten Vorgänger gemacht worden sein. Wenn nun der Besitzer eines solchen Bodens die Nutznießung desselben einem Dritten entgeltlich überläßt, so erhält er von diesem eine „Rente", den Lohn für die Arbeit, welche der Pächter dadurch erspart, daß er den Boden bereits in cultivirtem Zustande vorfindet, also ganz etwas dem analoges, was ein Capitalist für das Ausleihen seines Capitals erhält. Dächte man aber an einen erst in Angriff zu nehmenden Boden (und allein daran kann ein überlegender Mensch bei der Behauptung denken, daß der Grundbesitzer Lohn ohne Arbeit beziehen könne), so müßte man die Occupationsarbeit für keine Arbeit und das dazu benöthigte Capital an Werkzeugen, Kleidung und Nahrung während der Occupation für kein Capital halten. Man mag vielleicht die Achseln zucken, wenn man die Behauptung hört, daß das Abnehmen einer wild wachsenden Frucht, das Abreißen einer solchen Pflanze, das Fällen eines Baumes eine Arbeit sei und die Werkzeuge hiezu das Capital, welche es rechtfertigen sollen, daß der Besitzer des Bodens für die so leicht in seine Gewalt gebrachten Producte eine Rente beziehe. Allein, wenn man solche Arbeit und solchen Capitalaufwand für keine Arbeit und kein Capital erklärte, so hätte man die Grenze überhaupt für diese Begriffe verloren und es fehlte an jeder Definirbarkeit derselben. Wenn es nöthig wäre, in die Begriffe Arbeit und Capital eine bestimmte Größe beider aufzunehmen, bei welcher man erst sagen könnte, nun seien sie vorhanden, eher aber nicht, so könnte man auch dann noch nicht mit völliger Bestimmtheit versichern, daß zur Erzielung eines Gewinnes von Grund und Boden Arbeit und Capital aufgewendet wurden, wenn die Urbarmachung mittelst Entwässerungscanälen, Holzfällmaschinen u. dgl. bewerkstelligt wurde. Wie gesagt, man verliert die Grenze für den Umfang der Begriffe Arbeit und Capital, wenn man in den Inhalt derselben ein Maß aufnehmen will, dem es doch selbst wieder an Bestimmbarkeit — außer an einer ganz willkürlichen — mangelt. Wenn man dies Hinzutreten der Arbeit und des

Digitized by Google

Capitals, sei es auch der geringfügigsten, außer Acht läßt, dann aber dennoch behauptet, daß die Natur dem Grundbesitzer freiwillig und umsonst Werthe giebt, so liegt darin ein Verkennen des Begriffes „Werth". Werth hat ein Gegenstand nur in Folge seiner Brauchbarkeit für die Menschen; wenn nun auch die Natur zahlreiche Gegenstände schafft, welche gleich in ihrer ursprünglichen Form einem menschlichen Bedürfnisse dienen, so gehört zum wirklichen Dienen doch noch ein Factor, den nur der Mensch durch Arbeit und Capital, seien, wie gesagt, diese beiden auch noch so unbedeutend, hinzufügen kann: die Erreichbarkeit. Ehe die Frucht nicht in die Hand genommen, der Baum nicht gefällt und an den Ort seiner Bestimmung gebracht ist, haben diese Gegenstände keinen Werth, sondern nur Brauchbarkeit. Die Natur erzeugt also nur Brauchbarkeit, keine Werthe (Hoffmann). Die Brauchbarkeit aber erzeugt sie nicht etwa in den Bodenproducten allein, sondern eben so gut im unbegrenzten Meere, in der Luft, im menschlichen Körper selbst. Ist überhaupt ein Werth darauf zu legen, in irgend einem Ertrag, zu dessen Erzeugung der Factor natürliche Brauchbarkeit mitgewirkt hat, den Antheil, den derselbe daran genommen, durch Ausscheidung in Evidenz zu erhalten, warum unterscheidet man dann nicht ebenso im Arbeitslohn: erstens einen Theil, den der Arbeiter dafür erhält, daß er seine Muskeln oder sein Gehirn brauchen *kann*, vermöge ihrer natürlichen Fähigkeit gebraucht zu werden, einen zweiten dafür, daß er dieselben durch Nahrung und Unterricht, also Capitalsaufwand in Stand gesetzt hat, etwas zu leisten, und einen dritten Theil dafür, daß er sie wirklich in Bewegung setzt und arbeitet? Und wenn nun jemand die natürliche körperliche Kraft eines anderen zu eigen hat (Sclaverei) und dies sein Eigenthum einem Dritten zu entgeltlicher Benützung überließe, wäre der bedungene Lohn nicht auch eine Rente, etwa „Menschenrente"? Wie fade! wird man mit Recht sagen, aber dieselbe Fadaise scheint uns in der ganz ebenbürtigen Annahme zu liegen, daß eine Rente für die natürliche Brauchbarkeit des Bodens bezahlt werde. Ein Privilegium, besser gesagt eine Bevorzugung liegt allerdings im Grundeigenthum, nämlich im Eigenthum selbst, nicht aber speciell im Eigenthum an Grund und Boden. Proudhons streng logischer Geist verfiel deßhalb auch darauf, nicht nur den Grundeigenthümern, sondern allen Eigenthümern schlechtweg das Haupt scheeren und die zweifarbige Jacke des gebrandmarkten Diebes anziehen zu wollen. Eigenthum ist Exclusivität, Ausschließung jedes Dritten; das Eigenthumsrecht gewährt als solches, also eben so gut, wenn es sich an einem Complex von beweglichen Gütern, als wenn es sich an Grund und Boden bethätigt, die Möglichkeit, ohne eigene Arbeit, durch Ueberlassung des Gebrauchsrechtes Ertrag zu erzielen. Dieser Ausschließlichkeit erweist man einen schlechten Dienst, wenn man sie, um sie zu vertheidigen, eine von der Zeit geheiligte Institution nennt. Dadurch bietet man den Gegnern des Eigenthums nur einen neuen Angriffspunkt. Viel besser läßt sie sich aus dem Begriffe der freien Persönlichkeit entwickeln; doch davon hier mehr zu sagen, wäre eine zu große Abschweifung. — Wir müssen es nun dem Leser überlassen, sich selbst über die große Streitfrage, ob Grundrente im Sinne Ricardo's, Mills ꝛc.,

Digitized by Google

ob Capitalgewinn im Sinne Hoffmanns, Carey's, Bastiats, Wirths, über welche wir nur Andeutungen, Anregungen gegeben, ein Urtheil zu bilden. Mill nennt diese Streitfrage pons asinorum der Nationalökonomie. Man muß sich sehr sicher fühlen, diese Brücke bereits wohlbehalten überschritten zu haben, sonst wäre es gefährlich, von ihr zu sprechen; uns aber würde einer so großen Autorität gegenüber, wie Mill sonst ist, die Malice nicht zustehen, diese selbstbewußten Worte desselben am Schlusse unserer Darstellung zu citiren, wenn nicht ein mindestens eben so großer Mann, wie Carey, von Mill sans façon vor die Eselsbrücke gestellt worden wäre. Victor Kalchberg.

Die österreichische Gesellschaft für Meteorologie.

(Schluß.)

Die k. k. Centralanstalt in ihrer Wechselwirkung mit den Beobachtungsstationen erfordert eine einheitliche Leitung nach einem feststehenden Plane, wenigstens eine Reihe von mehreren Jahren hindurch. Alle Theilnehmer an dem Beobachtungssysteme begeben sich bis zu einer gewissen Grenze aller Selbstständigkeit, sehen die Anordnungen und Verfügungen der k. k. Centralanstalt als unbedingt bindend an und unterstützen so am wirksamsten die Anstalt in ihren wichtigen und einflußreichen Arbeiten. Selbst das Bureau der Anstalt erfordert dann eine ähnliche einheitliche Leitung.

Alles hängt daher von den Eigenschaften des Leiters ab. Ist dieser ein eminenter Geist, steht er auf der Höhe der Wissenschaft, ist er mit der nothwendigen Energie und Ausdauer ausgerüstet, wie man dies ohne Schmeichelei von dem gegenwärtigen Leiter derselben sagen kann, dann blüht die Anstalt.

Ob ein gleich günstiges und selbst günstigeres Ergebniß nicht durch die vereinten Bemühungen einiger und selbst mehrerer tüchtiger Fachmänner erzielt werden könnte, ist eine Frage, auf deren Beantwortung einzugehen ich insoferne für überflüssig halte als die Staatsinstitute für Meteorologie fast in allen Ländern unter monarchischer Leitung stehen.

Viele Freunde der Wissenschaft sind unter einer solchen centralen Leitung glücklich und würden ohne derselben der Wissenschaft vielleicht gar keinen Dienst zu leisten in der Lage sein. Sie lassen sich nicht abschrecken durch die maschinenartige Thätigkeit, welche die meteorologischen Beobachtungen, wenn man sich auf die allgemein eingeführten beschränkt, in Anspruch nehmen.

Andere höher begabte Theilnehmer an dem Beobachtungssysteme besitzen die edle Eigenschaft der Selbstverläugnung, welche eine solche Unterordnung erfordert, und finden in dem schönen Bewußtsein Beruhigung, den Interessen ihrer Wissen-

Digitized by Google

schaft in doppelter Weise gedient zu haben, da die untergeordnete Theilnahme an dem Beobachtungssysteme selbstständige Forschungen in anderen Richtungen nicht ausschließt.

Anderen geht die Freiheit der Forschung über alles, sie sehen jede Beschränkung derselben für einen unersetzlichen Verlust an.

Die österreichische Gesellschaft für Meteorologie soll der Freiheit der Forschung, der Meinungen und Ansichten im Gebiete der Wissenschaft nach allen Richtungen den Weg bahnen, eine freie Concurrenz der Strebungen, die Wissenschaft zu pflegen und nach Thunlichkeit zu erweitern, eröffnen, die Gesellschaft soll in der Uebersicht bleiben der Leistungen der Institute und Gesellschaften anderer Länder u. s. w.

Diese wenigen Grundzüge schon zeigen die charakteristischen Unterschiede in der Thätigkeit der meteorologischen Gesellschaft und der k. k. Centralanstalt für Meteorologie. Sie legen aber auch Zeugniß ab von der Nothwendigkeit des Bestehens beider Anstalten und geben der Versicherung Raum, daß Collisionen im Wirkungskreise derselben nicht zu besorgen sind.

Die k. k. Centralanstalt ist von den besten Wünschen für das Gedeihen der jungen Gesellschaft beseelt und stellt ihr das ganze reichhaltige Beobachtungsmateriale, welches seit ihrer Gründung gesammelt wurde und noch gesammelt werden wird, zur Verfügung.

Zu Ende Jänner l. J. fanden sich im Gebäude der k. Akademie der Wissenschaften eine Anzahl Männer ein, den verschiedensten Berufssphären angehörig, Notabilitäten und Freunde der Wissenschaft, welche sich als Gründungscomité der österreichischen Gesellschaft erklärten und Herrn Dr. Karl Jelinek, Director der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus als Bevollmächtigten erwählten, dem bis zu dem Zeitpunkte der Wahl der Functionäre die Vollziehung der Beschlüsse anvertraut bleiben sollte.

Dieses Comité einigte sich zugleich in dem Beschlusse, Herrn Dr. Jelinek zu ersuchen, einen Entwurf der Statuten der Gesellschaft vorzulegen und zur Discussion über denselben eine engere Comitésitzung einzuberufen.

Dies geschah am 5. Februar und kam in dieser Sitzung auch schon der neue Entwurf vollständig zu Stande, welcher sodann in der Sitzung am 18. Februar von dem vollzähligen Gründungscomité genehmigt worden ist.

Letzteres bestand aus den Herren: Prof. Dr. J. Arenstein, Dr. H. Bilhuber, Dr. Ami Boué, w. M. d. k. A. d. W., Vicedirector C. Fritsch, Dr. E. Gabely, Director Dr. E. Glatter, C. Häcker, Dr. C. Haller, J. Hann, Regierungsrath Dr. T. Helm, Director Dr. C. Jelinek, k. Rath Dr. L. Ritter v. Köchel, Director Dr. C. v. Littrow, Dr. J. Lorenz, Dr. H. Millitzer, O. L. G. R. Dr. A. Neilreich, Prof. Dr. J. Pohl, C. Rothe, Generalsecretär Prof. Dr. A. Schrötter, Prof. F. Simony, F. Steinwender, Prof. Dr. E. Sueß, Dr. E. Weiß, Generalinspector J. Wessely.

Schon am 25. Februar wurde der Statutenentwurf der h. k. k. Statthalterei vorgelegt.

Digitized by Google

Se. k. k. Majestät geruhten mit Allerhöchster Entschließung von 28. April die Bewilligung zur Gründung einer österreichischen Gesellschaft für Meteorologie allergnädigst zu ertheilen und die Statuten derselben unter der Bedingung zu genehmigen, daß dieselben in einigen Punkten abgeändert werden. Nachdem diese Abänderung vorgenommen wurde, erhielten mit Erlaß des h. k. k. Staatsministeriums vom 22. Juni l. J. die Statuten die Bestätigungsclausel.

Als Sitz der Gesellschaft ist Wien bestimmt; als Zweck: das Studium der Meteorologie sowohl als Wissenschaft als in ihren Beziehungen zu den Fragen des praktischen Lebens anzuregen und zu fördern.

Hiezu sollen dienen: periodische Versammlungen, die Herausgabe einer Zeitschrift für Meteorologie und die Unterstützung meteorologischer Untersuchungen.

Die Gesellschaft besteht aus Ehrenmitgliedern, stiftenden und ordentlichen Mitgliedern. Die stiftenden Mitglieder erlegen entweder einen Betrag von 100 fl. ein für allemal oder einen Jahresbeitrag von 10 fl. durch zehn Jahre. Bei den ordentlichen Mitgliedern sind diese Beträge beziehungsweise 30 fl. und 3 fl.

Der Vorgang bei Aufnahme der Mitglieder ist jenem bei anderen Gesellschaften ähnlich. Dasselbe gilt von den Rechten und Pflichten der Mitglieder, der Leitung der Gesellschaft, Jahresversammlung und dem Gesellschafts-Ausschusse.

Letzterer besteht uns einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, 2 Secretären, einem Rechnungsführer, zugleich Cassier und 12 Ausschußmitgliedern.

Die übrigen Paragraphe der Statuten betreffen die Monatsversammlungen (welche vom October bis April in jedem Monate einmal wenigstens stattfinden), den Vorgang bei Statuten-Aenderungen, das Schiedsgericht in Streitigkeiten, und endlich den Vorgang im Falle der Auflösung der Gesellschaft.

Das Gesellschaftsjahr beginnt mit October, in welchem Monate auch die Jahresversammlung stattfindet, bei welcher die Wahl der Funtionäre vorgenommen wird.

Da die Aufnahme der Mitglieder einen erfreulichen Fortgang nimmt, ist die Einberufung der Jahresversammlung, mit welcher die Gesellschaft ihre eigentliche Thätigkeit beginnen wird, nahe bevorstehend. In dieser Versammlung wird die Wahl des Ausschusses stattfinden, welcher die Leitung der Angelegenheiten der Gesellschaft von dem Gründungscomité übernehmen wird, das allem Anscheine nach am 18. October seine letzte Sitzung hielt.

Möge die junge Gesellschaft sich bald im Besitze der Kräfte und Mittel befinden, das Studium der Meteorologie sowohl als Wissenschaft, als in ihren Beziehungen zu den Fragen des praktischen Lebens anzuregen und zu fördern und in dieser Weise das vorgesteckte Ziel erreichen und auf das öffentliche Wohl einen nachhaltigen günstigen Einfluß nehmen.

Wien den 19. October 1865. Karl Fritsch

Digitized by Google

Musikalische Neuigkeiten.

I. Bücher über Musik.

Bitters „J. S. Bach"; Reißmanns „R. Schumann"; Pisko's „Akustik".

Seit unserer letzten musik-litterarischen Revue in diesen Blättern hat die Schriftstellerei über Musik nicht müßig gelegen. Das biographische Fach, das seit Jahns „Mozart" so viel Nacheiferer heranlockt, ist abermals durch zwei neue Publicationen bereichert worden, und zwar — um mit der Quintessenz unserer Meinung nicht zurückzuhalten — mehr quantitativ als qualitativ. Die beiden Novitäten heißen: „Johann Seb. Bach", von C. H. Bitter (2 Bände, Berlin 1865, bei F. Schneider), und „Robert Schumann. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von August Reißmann" (Berlin 1865, bei Guttentag).

Herrn Bitters Buch läßt schon durch seinen äußerst respectablen Umfang von mehr als 1000 Druckseiten ahnen, daß hier eine Frucht langjähriger Arbeit und detaillirter Forschung vor uns liege. Diese Vermuthung findet man vollauf bestätigt, wenn man auch nur die ersten Bogen des Buches durchlesen hat. Der Verfasser, seines Amtes königl. preußischer geheimer Regierungsrath, hat nicht Fleiß noch Mühe gespart, um die Nachrichten, die wir bisher von Seb. Bachs Lebensumständen, Amts- und Famlienverhältnissen besessen, richtigzustellen und zu vermehren. Er hat in Arnstadt, Mühlhausen, Weimar, Cöthen und Leipzig kein Archiv undurchsucht gelassen, das irgend eine, den großen Meister betreffende Auskunft versprach.

Ein so emsiger und redlicher Fleiß ist nicht genug zu preisen, er giebt uns zum mindesten die negative Beruhigung, daß da, wo Herr Bitter gesucht und nichts gefunden, überhaupt nichts mehr über Seb. Bach zu finden sei. Ganz ohne positive Früchte ist übrigens Herrn Bitters Bemühung auch nicht geblieben; sie hat einige Urkunden aufgestöbert, die über diese oder jene Anstellung Bachs, über die damit verbundenen Emolumente u. dgl. Aufschluß geben. Daß diese Documente einen eminent historischen Werth besäßen, d. h. unsere Kenntniß von Bachs Leben und Wirken in irgend einem Punkte wesentlich bereichern oder berichtigen, wird kaum jemand behaupten. Es sind Actenstücke von hinreichender Erheblichkeit, um einer sehr ausführlichen Biographie Bachs im Anhang mit beigegeben zu werden. Dies hat aber der Verfasser nur zum kleinsten Theile gethan, die meisten Documente nimmt er leider nach ihrer ganzen Breite in den Text auf. Dadurch wird die Lectüre des Buches (das, wie wir gleich sehen werden, auch in seinen ästhetisirenden Partien nicht auf ungeduldige Leser berechnet ist) sehr mühselig. Wenn man im Lauf der Erzählung jeden Augenblick auf ein langes amtliches Protokoll stößt, worunter z. B. (S. 68) eine nur für den praktischen Orgelbauer interessante detaillirte Beschreibung einer von Bach reparirten Orgel in Mühlhausen

Digitized by Google

u. dgl., so muß man wohl den Schluß ziehen, dem Verfasser habe die richtige Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem gefehlt, in gewissem Sinne überhaupt die Kunst, aus all' seinen Documenten, Notizen und Ideen „ein Buch zu machen." Von künstlerisch schöner Anordnung und Durchgeistigung des Stoffes ist bei Herrn Bitter so gut wie nichts zu finden. Sein Buch wird dem Musikhistoriker hin und wieder zum Nachschlagen dienen, von nichtgelehrten Kunstfreunden werden es wenige durchlesen.

So umfangreich die Arbeit von Bitter ist, so können wir doch nicht sagen, daß sie die bekannte kleine Schrift von Forkel in Schatten gestellt hat. Zu dem Bilde, das uns Forkel von Bachs Leben und Persönlichkeit hinterlassen, hat Bitter nichts wesentliches hinzugethan Gleicht der historische, erzählende Theil in Bitters Buche einem lang und monoton sich hinstreckenden Wege, auf dem die Urkunden und Protokolle, das Weiterkommen erschwerend, wie Felsblöcke inmitten liegen, so gewähren die ästhetischen Capitel dem müden Wanderer keineswegs die etwa gehoffte Erquickung. Ja, wir finden die rein historische Partie des Buches noch werthvoller, der Leser lernt doch etwas daraus, wenn es auch nur eine vereinzelte Thatsache wäre. Aber in den musikalisch-ästhetischen Excursen des Verfassers haben wir mit bestem Willen nichts entdecken können, was über die kunstgeschichtliche Stellung und die ästhetische Eigenthümlichkeit Bachs irgend ein neues Licht verbreitete. In ihrer Ausdehnung überaus freigebig, sind diese Excurse sehr karg an eigentlichem Inhalt. Was Herr Bitter über Bachs Musik überhaupt und die Hauptwerke dieses Meisters zu sagen weiß, ist nicht mehr noch weniger als der aufrichtige, aber unersättliche Enthusiasmus des gebildeten Dilettanten für einen vergötterten Meister. Mit den begeisterten Aussprüchen und Ausrufen: Bachs Musik sei über allen Vergleich groß, erhaben und herrlich — ist uns nur sehr mäßig gedient. Wir wünschten lieber eine schärfere Untersuchung, in welchen Factoren des musikalischen Stoffes und Styles die Eigenthümlichkeit dieses Schönen liege, welche Stellung Bach zu seinen protestantischen Vorgängern in Deutschland und zu den großen Kirchencomponisten Italiens einnehme, wie er sich zu seinen berühmten Zeitgenossen, zu seinen Söhnen Emanuel und Friedemann verhalte, in denen sich doch deutlich der Uebergang zu einer neuen Musik vollzieht?

Die Beurtheilungen Bitters sind warm empfundene und wohlgemeinte Lob- und Preishymnen auf Bach, aus denen der Musiker wenig lernen kann. Selbst in seinen fleißigsten kritischen Analysen bringt es der Verfasser eigentlich nur zu einem Detailliren der subjectiven Empfindung, nicht der musikalischen Factoren. Wir wollen nur ein Beispiel aus vielen herausgreifen: Bitters Beurtheilung der Passionsmusiken Bachs. Nachdem er den vollständigen Text der Johannes- und der Matthäus-Passion abdruckt und damit 36 Seiten kleinsten Druckes anfüllt (!), beschreibt und beurtheilt der Verfasser die einzelnen Stücke, wobei abermals der Inhalt der Leidensgeschichte Jesu in ermüdend betrachtender oder empfindender Weise wiederholt wird. So schreibt z. B. der Verfasser über die Judenchöre im zweiten Theile der Johannes-Passion (1. Bd., S. 346):

Digitized by Google

„Eine satanische Wuth ist es, die das Volk ergriffen hat. Wie Schauer der Hölle weht es uns aus wildem Harmoniewechsel an. Und Pilatus spricht zu der aufgeregten Menge: Nehmet ihr ihn und kreuzigt ihn, denn ich finde keine Schuld an ihm. Das war es aber nicht, was die Hohenpriester und Schriftgelehrten wollten. Nicht durch sie sollte Christus getödtet werden. Von der obersten Gewalt sollte dies geschehen, damit sie sagen könnten, daß ein Verbrecher im Gange des ordentlichen Rechtes gerichtet worden sei. So treten sie denn, das Gesetzbuch in der Hand, vor den Landpfleger. Fest und sicher, mit zurückgedrängter Leidenschaft weisen sie diesen auf seine Pflicht hin: Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz soll er sterben denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht. In fugirtem Satze werden Thema und Gegenthema zuerst vom Baß aufgenommen und in strengster Weise durchgeführt. Der hochmüthige Trotz des jüdischen Priesterthums, die verweisende Sicherheit, mit der sie Jesum begegnen, sind in meisterhafter Weise ausgedrückt. Der Landpfleger in seinem besseren Gefühle trachtet, wie er Jesum losließe. Der scheinheilige Priesterhaufe aber hat sofort andere Mittel für ihn bereit. In den Charakter der zähen Ehrbarkeit vor dem Gesetz zurückfallend, beweist er, daß, wenn Pilatus diesen loslasse, der sich selbst zum Könige gemacht, er des Kaisers Freund nicht sei. In dem strengen Ton des vorigen Chors und in gleichartig fugirtem Satz halten die Schriftgelehrten dem Landpfleger vor, daß er Jesum tödten müsse. Diese beiden Chöre, innerlich und äußerlich zusammengehörend, sind Meisterwerke der Charakteristik."

Wir überlassen es dem Urtheil unserer Leser, ob ein Buch, das in solcher Weise sämmtliche große Compositionen Bachs analysirt, geeignet sei, einem die Zeit rasch dahinschwinden zu machen. Für unseren Theil wollen wir nur bemerken, daß man bei einer solchen Methode, über Musik zu schreiben, sehr wenig lernt.

In der Kritik der reinen Instrumentalcompositionen Bachs faßt sich der Autor zwar etwas kürzer, da die Möglichkeit zu Betrachtungen über den Inhalt fehlt, dafür sind seine Musikbeschreibungen in diesem Fall stets so allgemein, daß weder der mit der Composition bereits Bekannte irgend etwas neues erfährt, noch viel weniger jemand, dem sie fremd ist, eine halbwegs klare Vorstellung davon empfängt. Eben so unklar und unfruchtbar, wie seine Beschreibungen Bach'scher Tonwerke, ist folgende Auskunft, die uns Herr Bitter über Bachs Orgelspiel giebt: „Wenn jene heiligen Töne durch die Luft zu zittern begannen, in leise anschwellenden Harmonien sich zu glänzenden Accorden und weichen Tongängen vereinigten, wenn durch diese zuerst wie durch einen Schleier, dann immer mächtiger die Melodie des Kirchenliedes hindurchtönte, von der schöpferischen Kunst eines belebenden Meisters zu neuen Formen und Klängen erhoben: mußte dies nicht bei der andächtig harrenden Gemeinde jene fromme ernste Stimmung erwecken, in welche hinein fruchtbringend das Wort Gottes mit seinem reichen Segen fallen konnte? Wenn aber dies Wort gesprochen, der heilige Dienst beendigt war, und zum letzten Male die Orgel tönte, in leise verhallendem Gesange noch einmal die Weise des Hauptliedes vorüberführte, um den aus dem Gotteshause scheidenden

Digitized by Google

frommen Christen den letzten Gruß der heiligen Handlung nachzusenden: dann mußte der Künstler vor dem erhabenen Instrumente so recht eigentlich von dem Gefühl der Weihe durchdrungen, von den frommen Melodien erfüllt, von reichen Gedanken belebt, zugleich aber auch in vollem Maße Herr sein der Kunst, durch welche er bis in das Tiefste der Seele hinein anregend, erhebend, heiligend wirken sollte." Das ist gewiß alles recht schön, aber was wissen wir nun mehr als zuvor von Bachs Orgelspiel? Wie ganz anders klingt die Schilderung von Bachs Klavierspiel und Klavierunterricht, welche der Verfasser (Bd. 1, S. 290) weislich dem Buche Forkels entnommen hat. Die neue Bach-Biographie ist, offen gestanden, eine starke Geduldprobe, und dennoch kann man dem, der sie uns auferlegte, dem Verfasser, nicht eigentlich gram sein. Es ist so viel Fleiß und Mühe, so viel warme Begeisterung und redlicher Wille in dieser Arbeit! Mit innigem Bedauern muß man Capitel für Capitel wahrnehmen, wie all' diese werthvollen Ingredienzien nur verwendet sind, um ein sehr unerquickliches Ganze daraus zu gewinnen. Die Kunst, unlesbare dicke Bücher zu schreiben, scheint bei unseren Landsleuten nicht so bald aussterben zu wollen, im Fach der Musikgeschichte wird sie mit förmlicher Wollust geübt. Hätte Herr Bitter alles neue, was er an biographischem Detail über Bach gefunden, einfach zusammengestellt und sein werthvolles „Verzeichniß aller bisher bekannt gewordenen Werke Bachs" — allenfalls erweitert zu einem ausführlichen „Catalogue raisonné" — beigegeben, er würde den Musikhistoriker und Kunstfreund mehr zu Dank verpflichtet haben, als durch die umfangreiche Biographie, in welcher das wirklich Neue und Wesentliche nur schwer in dem Wust von historischem und ästhetischem Mörtel herauszufinden ist. Das Buch ist schön ausgestattet, mit dem Portrait, zahlreichen Facsimile's und mehreren noch ungedruckten Musikstücken des Meisters geziert.

Kürzer können wir uns über A. Reißmanns „Schumann" fassen. Herr Reißmann bildet bekanntlich mit Herrn Nohl das musikalische Dioskurenpaar, das durch seine enorme Schreibfertigkeit die deutsche Nation fortwährend mit Staunen, manchmal auch mit Schrecken erfüllt. Von Herrn Reißmann erscheint mit jedem jungen Jahre ein neues Buch und da er die schwierigsten Aufgaben, z. B. „Gesammte Musikwissenschaft", „Geschichte der Musik von der ältesten bis auf die neueste Zeit" ꝛc. bereits rasch und gleichsam im Vorübergehen gelöst hat, so bleiben ihm jetzt nur begrenztere Gebiete, z. B. Künstlerbiographien übrig, und bald, so fürchten wir, wird seine rastlos dampfende Feder gar nichts mehr zu thun vorfinden. Reißmanns „Schumann" zeigt, gegen die früheren Bücher des Verfassers gehalten, allerdings einen Fortschritt, indem mehr eigene Anschauung, eigenes Studium hervorblickt. Trotzdem hat uns das Ganze einen unbefriedigenden Eindruck hinterlassen. Was den historischen Theil der Arbeit betrifft, so lag keine Aufforderung zu einer neuen Biographie Schumanns vor, am wenigsten für jemand, der genau nur dasjenige über Schumann weiß, was er in Wasielewsky's bekanntem Buche gelesen. Herr Reißmann kennt in der That nicht ein Factum, nicht eine Anekdote, nicht eine Briefzeile von Schumann, die nicht

Digitized by Google

in Wasielewsky's Buche stehen. Und es wäre doch nicht schwer gewesen, volle sieben Jahre nach dem Erscheinen jenes Buches von Schumanns zahlreichen Freunden und Bekannten einiges Interessante über ihn zu erfahren. Herr Reißmann hatte dazu natürlich keine Zeit, er schreibt lieber in vollständigster Abhängigkeit von Wasielewsky, der seinerseits über den ungebetenen Gast nicht sehr erfreut sein dürfte. Man merkt Herrn Reißmann namentlich im Anfang seiner Schrift das Mißvergnügen und die Mühsal an, welche ihm die Umschmelzung und Variirung der Wasielewsky'schen Erzählung bereitet. Die von Wasielewsky mit gemüthlichem Behagen geschilderte Jugendzeit Schumanns ist bei Reißmann so zerhackt und verworren, gleichsam in fortwährender Ueberstürzung erzählt, daß niemand daraus ein klares Bild empfangen wird. Die confuse Stylistik der zwei ersten Capitel verräth, mit welcher Hast Herr Reißmann sie aus dem Aermel schüttelte. „Wie wenig auch die Erziehung Rob. Schumanns und die ganze Umgebung im Vaterhause geeignet waren" ꝛc., so beginnt das erste Capitel bei Reißmann! [1]

Von dem dritten Capitel an, das der Verfasser mit dem zweifelhaften Namen: „Die oppositionellen Compositionen" überschreibt, wird das Buch etwas erfreulicher. Manches gute, einsichtsvoll würdigende Wort wird über die „Sturm- und Drangperiode" Schumanns gesagt; der Verfasser findet hier sogar Zeit zu einigen zweckmäßig erläuternden Notenbeispielen.

Das Capitel über Schumann den Liedercomponisten ist sehr ausführlich. Herr Reißmann beleuchtet das Verhältniß Schumanns zu Rückert, Heine, Uhland ꝛc. ꝛc. in jener trockenen, speculativ-systemisirenden Weise, die ihn, komisch genug, zum stylistischen Zwillingsbruder seines Todfeindes Franz Brendel macht.

Das Capitel über Schumanns „kritische Thätigkeit" ist fast durchgehends aus Citaten (leider den bekanntesten) aus Schumanns Schriften und Briefen zusammengestellt; der Stoff hätte sich viel tiefer und reicher behandeln lassen. Hier macht sich schon wieder die Eile geltend, die bei Besprechung der dritten Periode Schumanns mitunter an's Schleuderhafte grenzt. Wie ungenügend zeigt sich Reißmanns Urtheil über die bedeutendsten Schöpfungen Schumanns, wie Manfred, Faust (3. Theil) u. a.! Wie stimmt der nüchterne, ablehnende, nergelnde Ton, mit welchem die (in ihrem Werth überaus ungleichen) Werke der dritten Periode gleichsam über einen Kamm geschoren werden, zu der enthusiastischen

[1] Sätze, wie der folgende, begegnen uns auf jeder Seite: „Nach beendetem Studium begann er (Schumanns Vater) seine schriftstellerische Thätigkeit, welche indessen kaum weiteren Erfolg hatte, als daß er als Gehülfe in die Buchhandlung des Buchhändlers Heinse in Zeitz aufgenommen wurde. Diese Stellung bot ihm außer einer sicheren Existenz natürlich eine Menge neuer Bildungsmittel, welche er auch außerordentlich fleißig benützt haben muß, denn als er sich 1795 verheiraten wollte, war er genöthigt, wiederum ein Materialwaarengeschäft zu gründen" (!). Erst der folgende Satz erklärt, was der Verfasser eigentlich mit diesem wunderbaren „denn" hatte sagen wollen, daß sich nämlich Schumann durch schriftstellerische Arbeit eine Summe von 1000 Thalern zu erwerben wußte.

Digitized by Google

Wärme, mit welcher Herr Reißmann die Compositionen der ersten Periode pries! Wer in diesen fast lauter vollendete Meisterwerke sieht, kann gegen jene so streng unmöglich sein. Es ist dies nicht der Ort, die einzelnen Urtheile des Verfassers zustimmend oder polemisch zu reproduciren, vielleicht tragen wir Einiges in einer Musikzeitung nach. Hier wollen wir nur im Allgemeinen bemerken, daß die Kritiken des Verfassers, selbst wo ihr Kern solid ist, oft an phrasenhafter und unklarer Fassung leiden.

Bedeutendes und Neues weiß Herr Reißmann kaum über eines der Schumann'schen Werke zu sagen; die größeren Aufsätze von Debrois van Bruyck und Ambros, so wie sehr viele von den Kritiken, welche seit einem Jahrzehnt über Schumann in deutschen Blättern erschienen sind, enthalten auf wenig Seiten Gründlicheres und Glänzenderes über diesen Tondichter als das ganze Buch von Reißmann, das doch ausdrücklich mit der Prätension einer „ersten erschöpfenden Darstellung der künstlerischen Entwicklung und Bedeutung Schumanns" auftritt.

Unter dem Titel: „Die neueren Apparate der Akustik" ist soeben bei C. Gerold ein fleißig zusammengestelltes und dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft angehöriges Buch von Dr. Fr. Jos. Pisko, Lehrer der Physik an der Wiedner Communaloberrealschule, erschienen. Der Herr Verfasser war officieller Berichterstatter über die 13. Classe („Wissenschaftliche Instrumente") der Londoner Weltausstellung im Jahre 1862, wo die akustischen Apparate von R. König aus Paris seine besondere Aufmerksamkeit fesselten. Referent erinnert sich mit lebhaftem Vergnügen dieser mit vollkommener Meisterschaft ausgeführten sinnreichen Arbeiten eines Mannes, der durch wissenschaftliche Bildung und technisches Talent gegenwärtig wohl den ersten Rang in seinem Fache behauptet. Herr Dr. Pisko hatte später Gelegenheit in Königs Atelier zu Paris diese Apparate noch viel genauer zu untersuchen, als es im Londoner Industriepalast möglich war. Der Wunsch, diese trefflichen wissenschaftlichen Behelfe auch in weiteren Kreisen bekannt und gewürdigt zu sehen, scheint, der Vorrede zufolge, den ersten Anstoß zu Herrn Pisko's Buch gegeben zu haben. Ein zweiter, gleich starker kam von den epochemachenden Untersuchungen Helmholtz' „Ueber die Tonempfindungen" her, welchen die Akustik eine so glänzende Erweiterung ihres Terrains verdankt. In den exacten Wissenschaften müssen der schöpferische Gedanke und das ihn erprobende neue Werkzeug Hand in Hand gehen — Helmholtz ist für einen Akustiker wie R. König ungefähr, was ein genialer Dramendichter für den trefflichen Schauspieler. Herr Dr. Pisko verbindet demnach in seiner Schrift sehr passend die doppelte Absicht, den Leser mit dem Resultate des Helmholtz'schen Werkes und zugleich mit all' den interessanten Apparaten vertraut zu machen, über welche die Akustik auf ihrem neuesten Standpunkt verfügt. In Bezug auf wissenschaftliche Correctheit läßt Pisko's Buch in beiden Richtungen nichts zu wünschen übrig. Nur hinsichtlich einer Eigenschaft seines Buches scheint uns der Verfasser in einer Täuschung befangen, welche namentlich in Deutschland bei tüchtigen, ihren wissenschaftlichen Apparat wie etwas selbstverständliches behandelnden Fachgelehrten sehr häufig vorkommt.

Digitized by Google

Dies ist die vermeintlich populäre Fassung seines Buches. Studirende, welche, mit physikalischen und mathematischen Vorkenntnissen ausgerüstet, einen wissenschaftlichen Cursus der Akustik durchgemacht haben, werden Pisko's Zusammenstellung mit größtem Nutzen lesen, Fachmännern dürfte sie sogar unentbehrlich sein, weil unseres Wissens kein zweites Handbuch den gesammten neuesten Apparat der Akustik so vollständig und anschaulich behandelt.

Die einzelnen Apparate (deren wichtigste man allerdings auch bei Helmholtz und in R. Königs „Catalogue des appareils d'acoustique" abgebildet findet) sind gut gezeichnet und genau erklärt. Neuere, höchst interessante Erfindungen, wie die verschiedenen Phonautographen, Lissajous' Lichtversuche mit den vibrirenden Stimmgabeln, Helmholtz' Resonatoren und viele reizende, kleinere Behelfe von König werden wahrscheinlich erst durch Herrn Pisko's Buch in weiteren Kreisen recht bekannt und gewürdigt werden. Aber „Freunde der Tonkunst", welchen das Buch zugedacht ist, dürften ohne vorhergegangene Studien in den Elementen der Akustik aus dieser Lectüre kaum klar werden.

Die beiden ersten Capitel sind ein ziemlich gedrängter Auszug aus Helmholtz — nimmermehr eine „Vorschule" zu diesem, wie Herr Pisko in der Vorrede meint. Das Helmholtz'sche Werk bietet dem Leser große Schwierigkeiten, doch glauben wir fast, ein gewissenhafter Leser werde aus dessen ausführlicher, Schritt vor Schritt erklärender und beweisender Darstellung noch eher eine klare Vorstellung gewinnen, als aus Herrn Pisko's gedrängtem Memoriale, das schon auf S. 1 und 2 die Grundbegriffe und Elementargesetze der Akustik nicht sowohl erläutert, als vielmehr voraussetzt. Eine das Verständniß erleichternde „Vorschule" zu Helmholtz ist dies also keinesfalls, nicht einmal eine Popularisirung, höchstens eine „Nachschule", in welcher man dasjenige kurz und bündig wiederholt, „überhört", was man dort langsam und ausführlich gelernt hat. Mit diesem Vorbehalt, welchen wir im Interesse allzu leicht vertrauender „Freunde der Tonkunst" glaubten aussprechen zu müssen, können wir Herrn Pisko's Buch allen jenen nur empfehlen, die den Fortschritten der Akustik ein ernstes Interesse entgegenbringen.

Dr. E. H.

Rudolf II. und seine Zeit.

Von Dr. A. Gindely.

(2. Band. Prag 1865.)

Besprochen von Dr. Karl Haselbach.

Mit dem uns vorliegenden zweiten Bande ist das Gindely'sche Geschichtswerk über Rudolf II. und seine Zeit abgeschlossen. Namhafte Historiker, wie Hammer

Digitized by Google

und Hurter, haben durch ihre Forschungen viel Licht über diese düstere Partie der österreichischen Geschichte gebracht und erst jüngst wurden von Fiedler einschlägige Documente, nämlich die Correspondenz Friedrichs V. von der Pfalz und seiner Gemalin Elisabeth mit Mathias Thurn in den Akademieschriften publicirt. Aber die Forschungen Gindely's erstreckten sich auf bisher unbesuchte Archive, unter welchen das spanische zu Simancas in erster Linie steht. Ganz neue Thatsachen konnten so an's Licht gezogen und die Geschichte in einer ihrer wichtigsten Episoden bereichert werden. Die Zeit Rudolfs II. gehört in der That zu den wichtigsten Momenten nicht nur des österreichischen, sondern auch des europäischen Geschichtslebens, wenigstens kann man dies wohl von den letzteren Regierungsjahren Rudolfs behaupten, in welchen ja die Fäden der europäischen Politik in Böhmen zusammenliefen.

Vor allem mußte Gindely die Thätigkeit eines Mannes beleuchten, der uns überall, in Böhmen, Ungarn, Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, England und selbst in Italien als das eigentliche, die Ereignisse treibende Rad entgegentritt — wir meinen den Fürsten Christian von Anhalt. Die Pläne dieses großen diplomatischen Talentes und Intriguanten fielen zusammen mit denen Heinrichs IV., das habsburgische Haus, wenn nicht zu vernichten, so doch zur Macht zweiten oder dritten Ranges herabzudrücken. Und dreimal im Laufe dreier Jahre (1608 bis 1611) war Anhalt seinem Ziele nahe, aber immer wieder waren Ereignisse eingetreten, für welche seine Weisheit nichts vorgesorgt hatte. Es wurde diese Thätigkeit Anhalts, sein Antheil an der Gründung der Union und sein Eingreifen in die österreichischen Verhältnisse schon in dem in diesen Blättern besprochenen ersten Bande des Gindely'schen Werkes dargestellt. Der zweite Band desselben Werkes beleuchtet diese Thätigkeit Anhalts weiter bis zu Rudolfs II. Tode, unter richtiger Würdigung jener Ereignisse, die seine Pläne begünstigten und damals europäische Bedeutung erlangten und die als Vorspiele zu jenem Drama angesehen werden können, das im Jahre 1618 im Herzen Europa's zu spielen begann. Solcher Natur war der Jülich'sche Erbfolgestreit.

Allerdings war es für die Katholiken, und unter diesen vor allem für die rheinischen Bischöfe eine Lebensfrage, daß die Jülicher Erbschaft nicht in protestantische Hände übergehe. Dasselbe Interesse ergab sich für Spanien, das durch den Uebergang Jülichs in protestantische Hände in seinem Belgien bedroht war. Dessenungeachtet wäre dieser Erbfall nicht zur europäischen Frage geworden, wenn ihn nicht Heinrich IV. durch seine Einmischung dazu gemacht hätte. Der spanische Gesandte, der im April 1610 bei Heinrich IV. Audienz hatte, um über die Bedeutung der großen Rüstungen zu fragen, hatte in dieser Hinsicht ein wahres Wort gesprochen, als er zum Könige sagte: „Die Cleve'sche Angelegenheit wäre an sich unbedeutend, wenn aber der König sich darein mische, würde sie höchst wichtig werden und die Christenheit in großes Unglück stürzen." Allein Heinrich IV., an den sich die verschiedenen fürstlichen Erbansprecher um Vermittlung gewendet, ersah hierin die willkommenste Gelegenheit, seine antihabsburgischen Pläne zu

Digitized by Google

realisiren. Die Lage der Dinge in Europa konnte für ihn auch kaum günstiger sein. Aber eben als er sich anschickte, in eigener Person die Operationen bei dem mittlerweile vorausgeschickten Heere zu übernehmen und zu leiten, da schnitt Ravaillacs Messer die Pläne entzwei, welche der Vernichtung der habsburgischen Macht galten.

Dreierlei, sagt Gindely, wäre geschehen, wenn diese Katastrophe in Frankreich nicht eingetreten wäre: die Macht der deutschen Habsburger wäre bis in die tiefsten Fundamente erschüttert und vielleicht auch vernichtet worden, in den österreichischen Ländern wäre der Protestantismus zur alleinigen Herrschaft gelangt und Deutschland selbst wäre in eine Abhängigkeit von Frankreich gerathen, aus der es sich nur schwer und nicht ohne die größten Verluste herausgewunden hätte.

Gleich im Beginne dieses Streites war die „Union" in den Vordergrund getreten und hatte ihre steigende Bedeutung manifestirt. Daher entstand auch bei den Katholiken eine entschiedene Neigung zum Abschlusse eines gleichen Bündnisses. So trat bald darauf unter den Auspicien des Herzogs Maximilian von Baiern die „Liga" als Bündniß der Katholiken in die deutsche Geschichte ein. Gindely ist nun mit der Beurtheilung des bairischen Herzogs durch den spanischen Gesandten Zuñiga, wie er sie im Archive zu Simancas gefunden, nicht einverstanden und will den schon von den Zeitgenossen beobachteten Egoismus Maximilians mildern, ja ihn sogar als berechtigt erklären. Er habe mit der Gründung der Liga nichts anderes angestrebt, als eine Garantie, ein Bollwerk gegen protestantische Angriffe zu schaffen. Uns scheint diese Beurtheilung des Herzogs denn doch etwas zu milde, zumal selbst bairische Historiker, wie Aretin (Baierns ausw. Verh., S. 345) und Cornelius (Münchner hist. Jahrbuch für 1865) von einer Verfolgung specifisch bairischer Interessen und der Gründung eines katholischen Klein-Deutschlands unter Baierns Führung durch die Liga sprechen.

Ein großes Verdienst hat sich Gindely um die Aufhellung der rudolfinischen Zeit durch die Darstellung der Wirksamkeit des spanischen Gesandten Zuñiga nach dem im Archive zu Simancas befindlichen urkundlichen Material erworben. Seit seinem Erscheinen am kaiserlichen Hofe zu Prag griff Zuñiga in die österreichischen Verhältnisse ein und hat sich hiebei stets als kluger und gewandter Diplomat gezeigt, der die Zustände Oesterreichs nicht selten besser als mancher österreichische Staatsmann der damaligen Zeit zu beurtheilen wußte. Natürlich lag ihm die Verfolgung der spanischen Interessen zunächst, dabei hatte er aber ohne Benachtheiligung derselben auch den deutschen Habsburgern große Dienste geleistet und sich dieselben zu Dank verpflichtet. Schritt für Schritt beobachtete er, wie aus Gindely's Arbeit hervorgeht, die ehrgeizigen Pläne des Erzherzogs Leopold, bekämpfte sie ununterbrochen, nicht weil er Leopolds persönlicher Gegner war, sondern weil er sein Streben für ein dem österreichischen Hause verderbliches betrachtete. So erklärte Zuñiga den Plan Leopolds, die Krone Böhmens mittelst des Einfalles der Paßauer zu erreichen, als eine der verwerflichsten und gefährlichsten Unternehmungen, die nur in einer kranken Phantasie wurzeln könne. Der Ausgang des in Scene

Digitized by Google

gesetzten Einfalles hat die Ansicht des Gesandten nur zu sehr erhärtet. Der Paßauer Einfall, sagt Gindely, stellte sich als ein abenteuerliches Unternehmen dar, ersonnen und durchgeführt von dem blinden Hasse eines kranken und somit zu entschuldigenden Fürsten, dem unreifen Ehrgeize eines unerfahrenen Prinzen und der verbrecherischen Augendienerei einer Clique habsüchtiger und nichtswürdiger Personen. Es vermochte sich auf kein Interesse und keine Partei im Lande zu stützen, es war und blieb nichts anderes, als eine Art von Soldatenverschwörung, für deren Gelingen das 17. Jahrhundert noch nicht angethan war.

In der letzten Episode des unseligen Zwistes zwischen Mathias und Rudolf sehen wir Zuñiga wieder eine hervorragende und schöne Rolle spielen, es war die Rolle des Vermittlers. Er hielt die Tage der rudolfinischen Herrschaft für gezählt, wobei es nur noch das Interesse der Dynastie erheische, daß deren Beseitigung so viel als möglich glimpflich vor sich gehe. Und in dieser Richtung war auch Zuñiga thätig.

Die Betrachtungen Gindely's über die ständischen Bestrebungen in den österreichischen Ländern halten wir für eben so lehrreich als wahr. Unzweifelhaft steuerte die ständische Bewegung auf die Errichtung einer aristokratischen Republik hin. Das Feldgeschrei des Tages war: „Conföderation aller österreichischen Länder." Gegen diese Bestrebungen der Adelshäupter hätte es aber einer starken Regierung bedurft, die jedoch Mathias leicht hätte aufrichten können, wenn er einzelne tüchtige Adelselemente an sich gezogen und den Städten jene Bedeutung gegeben hätte, die ihnen zukam und in der sie durch den Adel vielfache Verkürzungen erlitten hatten.

Die letzten Zuckungen der rudolfinischen Politik erhalten durch Mittheilungen aus dem Brüsseler Archive eine ausführlichere Begründung. Um die Verzichtleistung auf die Krone Böhmens rückgängig zu macheu, wollte nämlich Rudolf ein Bündniß mit der Union eingehen und eventuell zum Protestantismus übertreten. Sein bald erfolgter Tod machte jedoch die Durchführung dieses Planes, der in Oesterreich und Deutschland grenzenlose Verwirrung angerichtet hätte, unmöglich.

Gindely spricht im Laufe der Darstellung an mehr als einer Stelle mit Recht von einer Mißregierung Rudolfs und behält diese Meinung auch als Endurtheil bei. Rudolf allein trage die Schuld der mehrjährigen Wirren in Oesterreich, wogegen es nur eine billige Entschuldigung gebe, sein zerrütteter geistiger Zustand. Die geistige Krankheit seiner Urgroßmutter, Juana von Spanien, wiederholte sich bei ihm schon frühzeitig in Menschenscheu und Melancholie und wurde bei seinem natürlichen Sohne, Don Julius, zum schrecklichsten Wahnsinn. Letzterer nahm ein natürliches Ende, wie Gindely nach authentischen Documenten — der Correspondenz des mit der Ueberwachung des Wahnsinnigen betrauten Krumauer Hauptmannes — darthut. Hiemit ist die Annahme Hammers, der, auf Khevenhiller sich stützend, erzählt, daß auf Befehl des Kaisers „dem Marchese Julius als einem Tyrannen nnd Mörder die Schlagadern im Bade geöffnet worden seien", berichtiget.

Digitized by Google

Als Anhang ist dem Werke eine sehr interessante Darstellung über den Streit der Böhmen mit den Schlesiern wegen der Kanzlei nach Originalacten des böhmischen Statthaltereiarchives beigegeben.

Gindely hat sich durch das nun beendete Geschichtswerk über die rudolfinische Zeit unstreitig eine ehrenvolle Stelle in der österreichischen Historiographie gesichert. Plan und Anlage des Werkes wohl durchdacht, ist diesem entsprechend auch die Ausführung, die Ordnung und Darlegung des Stoffes. Das Quellenmaterial wirkt so belebend, giebt den vorgeführten Thatsachen so viel Leben und Frische, daß der Leser von den Ereignissen förmlich mitgezogen wird. Wir können demnach Gindely's Werk als die beste Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges bezeichnen und würden es im Interesse der Geschichtswissenschaft nur mit Freuden begrüßen, wenn der genannte Verfasser sein Versprechen, die Geschichte der Ereignisse von 1618 bis 1620, für welche Periode er bereits die Forschungen in den wichtigsten Archiven Europa's abgeschlossen hat, auch möglichst bald in Erfüllung gehen läßt.

Dobiaschofsky's Bild „die h. Elisabeth".

L. M. Vor längerer Zeit ist in diesen Blättern das kunstsinnige Publicum der Residenz auf ein neues Altarbild in der Kirche Maria Trost (St. Ulrich, Bezirk Neubau) aufmerksam gemacht und dasselbe gebührend gewürdigt worden. Seitdem wurde dasselbe Gotteshaus mit einer neuen Zierde geschmückt, einem Bilde, das ein ebenbürtiges Seitenstück zu dem ersteren und überhaupt ein Werk ist, das sich den besten Darstellungen christlicher Legenden anreiht. Wir meinen Dobiaschofsky's „h. Elisabeth", welche seit Wochen das Auge des frommen Beschauers und des kunstsinnigen Laien fesselt.

Dem Künstler war hiebei eine gewaltige Aufgabe gestellt und er hat sie in einer Weise gelöst, die den strengsten Anforderungen entspricht. Wer in unseren Künstlerkreisen nur einigermaßen bekannt ist, dem wird es nicht fremd sein, daß der kleine Kreis vortrefflicher Männer unter sich uneins ist, daß die subjective innere Ueberzeugung in Glaubenssachen die Kunstgenossen entzweit und über den Gegenstand des Werkes das Werk selbst und dessen Schöpfer nicht anerkennen oder doch mit Stillschweigen übergehen läßt. Ich glaubte diese Bemerkung dem freundlichen Leser nicht vorenthalten zu dürfen, wenn anders meine Unterscheidung zwischen Historien- und Kirchenmaler, wie sie leider von anderer Seite gemacht worden ist, nicht mißverstanden werden soll. Dobiaschofsky hat nicht nach der Weise älterer Vorbilder den Schwerpunkt des Gemäldes allein auf die Heilige gelegt, sondern eine ganze Scene aus einem der schönsten Erlebnisse während ihres

Digitized by Google

Erdenwallens dem Auge des begeisterten Beschauers vorgeführt. Er hat sich jene schöne poetische Legende zum Vorwurf genommen, nach welcher durch ein Wunder Gottes vor den Augen des von der Jagd rückkehrenden Landgrafen, des Gatten der h. Elisabeth, der in seinem unfrommen Sinne die Wohlthätigkeitsacte seiner Gemalin für Verschwendung erklärt, das den Armen bestimmte Brot in Rosen verwandelt wird. Der Tradition gemäß stellt Dobiaschofsky das ganze Ereigniß als unmittelbar unter den Mauern der Wartburg an einem Hinterpförtchen geschehend dar, und lag meines Erachtens die Hauptschwierigkeit bei der Ausführung darin, bei dem Festhalten an der Sage die ziemlich weltlichen Erscheinungen der Jagd mit der Heiligen, dem Wunder und den hülfesuchenden Armen in harmonische Verbindung zu einem schönen Ganzen zu bringen.

Um die Heilige, in deren prachtvollem Faltengewande sich durch Geheiß des hoch in den Lüften schwebenden Erlösers die schönsten Rosen bilden, gruppiren sich der von seinem Rosse gesprungene, neugierige, nun hocherstaunte Landgraf, begleitet von seinem berittenen Stallmeister und einem Hunde, dann die von Elisabeth in ihrer Bedrängniß und Noth Hülfe erwartenden Armen. Der verschiedene Ausdruck auf den Gesichtern der Zeugen des eben Geschehenen, der deutlich die Empfindung kennzeichnet, welche das Wunder auf jeden gemacht, ist so realistisch gegeben, daß bei Ansichtigwerden des Bildes der Beschauer selbst mitfühlen muß. Man sieht fast zwei Scenen zugleich, die sich in rascher Aufeinanderfolge abgespielt haben und darum in eine zusammengefaßt werden konnten. Denn noch greift der über die Armenbetheilung unwillige Landgraf in die Falten des Kleides seiner Gemalin und schon hat sich sein Auge über das geschehene Wunder zum Staunen geöffnet, während die sanfte Röthe auf den Wangen Elisabeths ihre gehabte Angst und heilige Freude kennzeichnet.

Es ist nur das Eine zu beklagen, daß die Pfarrkirche weniger günstig für Aufstellung und Beleuchtung großer Bilder gebaut ist, und darum dünkt mir das besprochene Altarblatt um so werthvoller zu sein, weil es selbst bei einem ganz mittelmäßigen Lichte und entschieden nachtheiliger Oertlichkeit seine ganze Farbenpracht, seine vorzüglichen Lichter und Schatten, seine Perspective und die volle Lebenswahrheit seiner Figuren erkennen und fühlen läßt.

Kurze kritische Besprechungen.

Szaraniewicz, Isidor: Geschichte der Ruthenen in Galizien und Lodomerien.

S. M. Da die vor circa siebenzig Jahren erschienenen Werke von Hoppe und Engel veraltet und nur auf Grundlage polnischer und ungarischer Quellen verfaßt sind

Digitized by Google

(von einheimischen Quellen war nur der Nestor bekannt), da seitdem erst der Reichthum kleinrussischer Quellen aufgedeckt und durch in- und ausländische Publicationen in weiteren Kreisen bekannt wurde, endlich die russischen Forscher eine rege Thätigkeit entfalten, welche zahlreiche wichtige Ergebnisse zu Tage gefördert hat; so ist gegenwärtig ein ganz neues großes Material für die Geschichtschreibung Galiziens gewonnen und es lag nahe, dasselbe in anregender Darstellung dem größeren Publicum bekannt zu machen. Diese dankbare Aufgabe hat sich der Ruthene Professor Szaraniewicz in Lemberg gestellt und in dem uns vorliegenden, in ruthenischer Sprache verfaßten Buche für die älteste Zeit bis zur Vereinigung mit Polen (1453) sehr gut gelöst. Die Quellen sind vollständig benützt, die Forschung steht auf der Höhe moderner Wissenschaft, die Darstellung ist anregend, in einzelnen Partien lebhaft, besonders anziehend sind die Culturzustände geschildert. Die Eigenthümlichkeit des ostslavischen Stammes, die demokratische Gemeinde, tritt scharf hervor und läßt dem Westen ahnen, welche unzerstörbare Grundlage für freiheitliche Entwicklung sich die östlichen Slaven durch die Jahrhunderte wilder Thronkämpfe, der Mongolenzüge, Türkenkriege und czarischen Absolutismus bis in die Gegenwart gerettet haben. Auch die Bedeutung des intelligenten, bildungsfähigen, ernsten galizischen Stammes für Oesterreich, dessen Sache er stets treu und energisch verfochten, springt in die Augen. So ist das Buch geeignet, nach mehr als einer Richtung zu interessiren, aufzuklären, anzuregen, und es ist zu wünschen, daß der Verfasser seine Absicht, dasselbe in das Deutsche zu übersetzen, bald durchführt.

Banck, O.: Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Licht- und Schattenbilder zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, modernen Litteratur und bildenden Kunst. 1. Band: Aus der deutschen Bühnenwelt. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

— — Litterarisches Bilderbuch. Populäre Darstellungen für alle Kreise. 3 Bände. Leipzig, E. Kummer.

B. B. Ein Kritiker, welcher sich durch seine bereits ein Vierteljahrhundert umfassende Thätigkeit, namentlich in dem Feuilleton des „Dresdner Journals" einen höchst achtbaren Namen erworben hat, geht daran, aus seinen für den Tag gelieferten und mit dem Tage vergessenen Arbeiten dasjenige zu sammeln, welchem er bleibenden Werth beimißt. Ernste Freunde des Theaters werden ihm für die erstere Sammlung Dank wissen, deren dramaturgische Studien von aufrichtigem Interesse an der Sache und Erkenntniß dessen, was der Bühne noththut, zeugen. Wenn wir hie und da noch größere Strenge in der Auswahl der Besprechungen wünschen, so bezieht sich das auf Erscheinungen, die an sich ephemerer Natur, auch nicht durch zufällige Umstände größere Bedeutung erlangt haben. Von besonderem Interesse ist die fortlaufende Besprechung der Münchner Mustervorstellungen, und namentlich hier, wo Banck es mit lauter Künstlern zu thun hat, welche entweder schon damals allgemein bekannt waren oder es seitdem geworden sind, können wir seine Competenz, die Gründlichkeit und Feinheit seines Urtheils würdigen.

Das zweite Werk ist bestimmt, eine oft beklagte Lücke auszufüllen. Gutzkow wies einmal im „Deutschen Museum" darauf hin, in welchem Nachtheil die Prosaisten sich den Lyrikern gegenüber befinden. Die „Blumenlesler" sammeln immer und immer wieder Gedichte für den Schul- und Hausgebrauch, jeder, dem von hundert Liebes- und Trinkliedern nur eines halbwegs gelungen ist, wird auf diese Weise in die Litteratur eingeschmuggelt, während die Prosaisten, mit Ausnahme der eigentlichen Romanschreiber, stets auf die Bekanntschaft mit einem kleinen Publicum beschränkt bleiben. Banck veröffentlicht

Digitized by Google

nun in dem „Bilderbuch" litterarische Briefe über Erscheinungen der neuesten Zeit und fügt einem jeden ein Probestück aus dem besprochenen Buche bei. Dies System, welches im Wesentlichen auch von den „Blättern für litterarische Unterhaltung" befolgt wird, ist in der That geeignet, die Lesewelt etwas mehr als es sonst geschieht über die schriftstellerische Thätigkeit der Gegenwart auf dem Laufenden zu erhalten, und zugleich jungen Autoren zur Anerkennung zu verhelfen, manches Buch, das unter der Zeiten Ungunst gelitten hat, in Erinnerung zu bringen. In der Auswahl bewährt sich wieder des Sammlers sicherer Geschmack; einen anderen Leiter vermissen wir allerdings bei der Zusammenstellung des Werkes im Großen und Ganzen. Banck nahm, wie es scheint, auf, was eben der Zufall oder seine speciellen Neigungen ihm in die Hand gespielt haben. Das entspricht allerdings dem für die Sammlung gewählten Titel, doch fragt es sich, ob ein planmäßiges Vorgehen dem Zwecke nicht noch mehr entsprochen hätte.

Barach, C. S., Dr., Docent an der Wiener Universität: Zur Geschichte des Nominalismus vor Roscellin. Nach bisher unbenützten handschriftlichen Quellen der Wiener k. Hofbibliothek. Wien 1866, W. Braumüller.

D. Der Verfasser, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die handschriftlichen Schätze der k. Hofbibliothek, so weit sie für die Geschichte der Philosophie von Bedeutung sind, zu durchforschen und zu benützen, veröffentlicht in dem vorliegenden Schriftchen den Inhalt einer Marginalglosse zu den Kategorien des Pseudo-Augustinus aus dem 10. Jahrhundert. Dem kritischen Scharfblicke des Verfassers gelang es, in dieser Glosse einen bereits so entwickelten Nominalismus zu entdecken, daß von ihm bis zu Roscellinus, der am Ende des 11. Jahrhunderts lebte, nur ein Schritt ist, ja sogar wenn man die Uebertreibungen des Anselmus und Abälard in den Berichten über Roscellinus abzieht, ließe sich behaupten, daß unter den überlieferten logischen Ansichten des Roscellinus sich keine vorfindet, die nicht schon in dieser Glosse angedeutet wäre. Aber nicht dieses Resultat allein ist durch die gründliche und von umfassender Gelehrsamkeit zeugende Abhandlung zu Tage gefördert worden. Der Verfasser hat ferner nachgewiesen, daß die Lehre des Johannes Scotus Erigena es war, welche im 10. Jahrhundert als ein den Nominalismus förderndes und befruchtendes Element fortwirkte, daß somit in diesem Jahrhundert kein Stillstand in der Entwicklung des philosophischen Denkens eingetreten war. In der „Beilage" stellt der Verfasser auf Grundlage einer in einer zweiten Handschrift aus dem 11. Jahrhundert von ihm aufgefundenen Bemerkung über die Bedeutung des sinnlichen oder glottischen Elementes der Rede die Vermuthung auf, daß den Nominalisten das Element des Lautes nicht mit dem Körperlichen zusammenfiel, sondern etwas vom Körperlichen essentiell verschiedenes, dem Geistigen analoges war, daß von den Nominalisten zuerst im Mittelalter die alte physische Ansicht von der Sprache verworfen und das Verhältniß des glottischen Elementes zum Begriff richtig bestimmt worden ist. Dagegen sei dem Realismus die Ansicht beizulegen, welche das Element des Lautes als ein vom Denken verschiedenes Körperliches, das ohnmächtig ist den Begriff auszudrücken, betrachtet. Wir empfehlen diese anregende, die Geschichte der Philosophie fördernde Abhandlung allen Fachgelehrten und sprechen zum Schlusse noch den Wunsch aus, dem Verfasser auf diesem mit so vielem Glück neu betretenen Gebiete noch öfter zu begegnen.

Digitized by Google

Brachelli, H. F., Dr.: Die Staaten Europa's. Vergleichende Statistik. 2. Auflage. Brünn 1865, bei Buschak u. Irrgang.

S. Diese neueste Leistung des renommirten Verfassers schreitet rasch vorwärts und ist nun zum vierten Hefte gediehen. Dasselbe umfaßt den Schluß der Industrie, wobei besonders die textile Industrie mit großer Ausführlichkeit und Gründlichkeit behandelt ist, sodann das ungemein fleißig gearbeitete Capitel der Handelsgesetzgebung, die Förderungsmittel des Handels (Handelskammern, Banken, Creditinstitute) und den inneren und auswärtigen Handelsverkehr. Hiebei zeigt sich wieder sowohl die glücklich durchgeführte Methode, welche in vergleichender Art die Ergebnisse sämmtlicher Staaten Europa's in jedem Abschnitte aneinander reiht und hiedurch volle Uebersichtlichkeit gewährt, als auch die aufgewendete Mühe, die sich einerseits durch die Ansammlung so reichhaltigen und den besten, neuesten Quellen entnommenen Materials, andererseits durch die Umrechnung sämmtlicher Werthe und Maße auf die österreichischen kundgiebt.

---

* Vor wenigen Tagen wurde das zehnte Heft der „Carinthia" ausgegeben. Es enthält eine „Skizze zur Geschichte des Protestantismus in Kärnten", den „Brief eines Kärntners in der mexikanischen Fremdenlegion", „Gedichte" von Ludwig Iſleib und Adolf Pichler, „Mährchen aus Kärnten" von V. Pogatschnigg, „das Johannisfest", „die Erdatmosphäre" von Robida, Notizen ꝛc.

A. B. Bei F. A. Perthes in Gotha erschien soeben: „Heinrich Stieglitz. Eine Selbstbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von L. Curtze." Stieglitz hatte seine Biographie bereits zur Veröffentlichung bestimmt und „schon aus Pietätsrücksichten durfte der Druck derselben nicht unterbleiben", der Herausgeber hofft aber, „daß sie desselben auch ihres Inhalts wegen überall nicht unwerth befunden wird." Stieglitz war eine von den sich selbst bespiegelnden, weit mehr von Coterien, als durch ihre Leistungen emporgehobenen ephemeren Litteraturgrößen, deren Interesse wesentlich in ihren Umgebungen und Berührungen, nicht in ihnen selbst ruht. Darüber soll er in diesem Buche nachträglich „noch selbst gehört werden", nachdem er doch eigentlich sein Lebenlang nur darüber gesprochen. Den Grund können können wir nicht recht erkennen; „laßt die Todten ruhen". Die vom Herausgeber der Selbstbiographie beigefügten Anmerkungen, so wie das ihr angehängte Verzeichniß von Stieglitz' Schriften, Journalartikeln, Gedichten ꝛc. sind litterarhistorisch verdienstlich.

* Rudolf Gottschall bespricht in Nr. 42 der Leipziger „Blätter für litterarische Unterhaltung", unter der Aufschrift „Allerlei Lyrisches, Episches, Didaktisches" die Dichtungen zweier Oesterreicher, die auch in unseren Blättern eine Beurtheilung erfahren haben. Wir nehmen Notiz von dieser neuesten Auffassung.

Hermann Rollet wird mit Bezug auf seine „Gedichte" eine strengere Sichtung des Gebrachten und mehr Concentration anempfohlen, den einzelnen lyrischen Blüthen aber, namentlich dem Erwachen des Lenzes in dem Gedichte „Himmel und Erde" Anerkennung gezollt. Es heißt ferner; „Auch das alte kaleidoskopische Spiel mit Blumen und Sternen, das unsere Lyrik nicht so leicht verlernt, wird in den „Nachtliedern" Rollets mit Geschick gehandhabt". Als neu und originell wird das Gedicht „Eisblumen" und als sinnig das Schlußgedicht der Abtheilung „Naturstimmen" und „Gold'ner Schein" gerühmt. Für die gelungenste Gabe in der ganzen Sammlung wird der Sonet-

Digitized by Google

tencyklus „Feuerrosen" erklärt; zwar aus dem Jahre 1843 stammend, „doch die Poesie — sagt Gottschall — habe ebensowenig ein Datum wie die Ideale, welche sie mit Begeisterung erfaßt. Echte Poesie veraltet innerlich nicht". Rollets „Frühlingsgesänge sind schwunghaft, dithyrambisch, oft etwas überschwänglich in der Ausdrucksweise; doch sie haben den rechten dichterischen Fluß und Guß, und das ist immer die Hauptsache". Einzelnes erinnere an die Spaziergänge des Wiener Poeten. Die Sonette sind in Bezug auf architektonische Gliederung gelungen, nicht so die Distichen. Die erzählenden Gedichte sind zu bunt, es fehlt ihnen das, was man stylvolle Haltung nennen möchte, obschon viele Einzelheiten ein glückliches Colorit zur Schau tragen. „Anmuthig ist die letzte „Waldhumoreske" mit den lyrischen und satyrischen Epigrammen, die in ihrer präcisen Form beweisen, daß Rollets Talent nur weise Selbstbeschränkung bedarf, um Erfreuliches zu leisten." — Ueber J. F. Tandlers Gedichte „Gesungenes und Verklungenes" bemerkt Gottschall „Es sei wohlthuend — einen Dichter zu finden, der mit echter Bescheidenheit, ohne Unsterblichkeitsmanie den Musen huldigt", was aus den wahrhaft schönen Versen hervorgehe, welche das erste Gedicht der obigen Sammlung „Mein Lied" bilden. „Der Dichter gehöre der österreichischen Schule an; man merke dies an den etwas volleren Klängen, an den etwas reicheren Farben, in welche seine Lieder sich kleiden; doch überwuchert diese Bildlichkeit selten die einfache Blüthe der Empfindung". In dem Abschnitte „Lust am Lied" finden sich nach Gottschall die gedankenvollsten und schwunghaftesten Gedichte vor. „An Leben und Lieben" mit vielem Sinnigen, Warmen und nur einzelnem Ueberschwänglichen, reiht sich der Abschnitt „Natur" in Waldbildern und Blumenstücken farbenprächtig und stimmungsvoll. Unter den „Legenden, Balladen und Romanzen" seien die humoristischen „Der Pfennig als Malcontent", „The butterfly" am meisten zusagend. „Tandlers Gedichte haben die liebenswürdigen Eigenschaften der österreichischen Muse, und werden, so anspruchslos, wie sie sich geben, gewiß ihren Leserkreis finden".

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Prof. Herm. Ulrici in Halle, bekannt als philosophischer Schriftsteller und in weiteren Kreisen durch seinen ausgezeichneten Shakspeare-Commentar, ließ den ersten Band einer umfangreichen psychologischen Arbeit erscheinen, die den Haupttitel: „Gott und der Mensch" und als Separattitel des ersten Bandes die Ueberschrift: „Leib und Seele, Grundzüge einer Psychologie des Menschen" trägt. Es liegt ihr dieselbe antimaterialistische Tendenz zu Grunde, welche die früheren philosophischen Studien des Verfassers: „Gott und die Natur", „Glauben und Wissen" verfochten haben; wie sie das Vorwort kurz bezeichnet, als den Versuch „auf der Grundlage der Ergebnisse der Naturwissenschaften, also auf der Basis festgestellter Thatsachen eine idealistische Lebens- und Weltanschauung aufzubauen." — Wir knüpfen an die Anzeige dieses Werkes die Erwähnung eines kleinen geistvollen Buches, das gleichfalls die Bekämpfung der materialistischen Weltanschauung sich zur Aufgabe gestellt hat, dieselbe aber, weil es sich an ein ung elehrtes größeres Publicum wendet, nicht auf dem Weg psychologischer Studien zu erreichen sucht. S ein Titel ist: „Der himmlische Vater", sieben Reden von E. Naville in Genf. — Prof. J. C. Bluntschli in Heidelberg veröffentlicht fünf Vorträge, die er zuerst während des Winters 1864/1865 in freier Rede gehalten und nachher für den Druck ausgearbeitet hat; sie beschäftigen sich mit der Darstellung der altasiatischen Gottes- und Weltideen in ihren Wirkungen auf das Gemeinleben der Menschen.

Digitized by Google

Unter den geschichtlichen Novitäten stehen obenan zwei Fortsetzungen österreichischer Geschichtswerke, es sind dies der zweite Band von M. Kochs „Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III.", die bis zum Schlusse des westphälischen Friedens reicht; ferner ein zweiter Band von Prof. Ottokar Lorenz' „Deutscher Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert". Die drei ersten Bücher, welche den Zeitraum von dem Niedergang der Staufer bis zu dem Aufkommen der habsburgischen Macht (1245 bis 1282) umspannen, und so ein Ganzes darbieten, welches, den denkwürdigen Kampf, welcher das habsburgische Haus in den Besitz von Oesterreich setzte, darstellend, in dem König Ottokar einen einheitlichen Mittelpunkt findet, erscheinen gleichzeitig unter dem Titel: „Geschichte König Ottokars II. von Böhmen und seiner Zeit" in einem Separatabdruck mit Weglassung der dem ersten Bande des Hauptwerkes beigegebenen urkundlichen Beilagen. — Einem interessanten Fund verdankt das kleine Buch von George Horn: „Voltaire und die Markgräfin von Bayreuth" seine Entstehung. Unter den Papieren der Bayreuther Familie befand sich ein altes Heft, auf dessen erstem, vom Alter sehr gebräuntem Blatte in großen Schriftzügen die Worte: „Lettres de Voltaire" standen. Durch Vergleich mit den auf der k. Bibliothek in Berlin aufbewahrten Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrichs des Großen, stellte sich die Gewißheit heraus, daß die Aufschrift von der Hand der Markgräfin herrühre. Dies Heft enthält 25 noch ungedruckte Briefe Voltaire's, die der Auffinder derselben mit einem fortlaufenden Commentar und begleitet von den bereits früher gedruckten correspondirenden Briefen der Markgräfin in der genannten kleinen Schrift herausgiebt. — Zwei Novitäten befassen sich mit der Geschichte der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts: der russische Generallieutenant Bogdanowitsch, Verfasser einer „Geschichte des Feldzuges im Jahre 1812", ein Werk, das seine Bedeutung namentlich durch die dem Verfasser zuerst zugänglich gemachten russischen Quellen gewann, veröffentlicht nun auch eine „Geschichte des Krieges 1814 in Frankreich", deren erster Band in deutscher Uebersetzung vorliegt. — „Culturgeschichtliche Briefe über deutsches Staatsleben, Kunst und Litteratur, öffentliches und häusliches Leben vor fünfzig Jahren" schrieb G. Klemm, um einem heranwachsenden Geschlecht die Bilder der Erinnerung aus seiner Jugendzeit darzubieten. — Sebastian Brunner läßt den „Heiteren Fahrten durch Italien" noch zwei Bände „Heitere Studien und Kritiken in und über Italien" folgen.

Aus dem Nachlaß des im Mai d. J. verstorbenen Joh. Karl Schuller erschienen die letzten Arbeiten des für die deutsche Wissenschaft in Siebenbürgen und die Geschichte der Sprachforschung seiner Heimat so thätigen Gelehrten: „Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen" und „Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenbürgisch-sächsischen Mundart"; dieser letzteren Arbeit ist ein Nekrolog ihres Verfassers beigegeben. Eine Sammlung siebenbürgisch-sächsischer Volkslieder, Sprüchwörter, Räthsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen" erhalten wir mit Unterstützung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde von Fr. W. Schuster herausgegeben.

Ein großes Verdienst bei allen, welche das Studium der Tafelgenüsse mit Methode und in wissenschaftlicher Weise treiben wollen oder können, erwirbt sich Karl Vogt durch die Uebersetzung und Verbesserung des classischen französischen Werkes von Brillat-Savarin: „Physiologie des Geschmackes oder physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse", das das Motto trägt: „Sage mir, was Du ißt, und ich sage Dir, wer Du bist." In seinem ganzen Werth werden wohl nur vollendete Epikuräer diese litterarische Gabe zu würdigen verstehen, aber niemand wird es ohne Vergnügen und Gefallen an der praktischen Lebensweisheit, dem Ton leiser Ironie, die sich hinter schalkhafter Gutmüthigkeit verbirgt, durchblättern.

Schließlich erwähnen wir noch einiger wichtigen Erzeugnisse des Kunsthandels. „Theod. Grosse's Frescomalereien in der östlichen Loggia des städtischen Museums zu

Digitized by Google

Leipzig", nach den Originalen photographirt. 1. Lieferung 7 Blätter. Die Frescomalereien, welche diese Blätter in sehr gelungenen Photographien wiedergeben, bilden den malerischen Schmuck einer corridorartigen Loggia des Leipziger städtischen Museums, an deren Ausführung der junge Künstler, dessen großes Talent diese Entwürfe bezeugen, gegenwärtig arbeitet. Th. Grosse, ein Schüler Bendemanns, ist kürzlich an die Stelle seines Meisters als Professor an die Dresdener Akademie berufen worden. Der Gesammtinhalt der Darstellung zeigt in den Bilderkreisen, übereinstimmend mit der gegebenen architektonischen Dreitheilung des zur Aufnahme der Frescomalereien bestimmten Deckenraumes, das „Walten göttlicher Bildkraft, wie sie in den Schöpfungsgeschichten der antiken und christlichen Welt ausgeprägt ist und in der Thätigkeit bildender Menschenkunst symbolisch wiederstrahlt". Dieselbe Verlagshandlung von A. Dürr in Leipzig, welche die Grosse'schen Frescomalereien veröffentlichte, versendet gleichfalls in vollendeter photographischer Wiedergabe die ersten Lieferungen von: „Fünfzig Photographien nach Handzeichnungen älterer Meister, aus der Sammlung des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen" und von: „Choix d'estampes rares et précieuses de la Collection de M. W. Drugulin". Außerdem veranstaltet die genannte Verlagshandlung, und hierin möchten wir die bedeutendste Neuigkeit des Kunsthandels erblicken, eine neue billige Ausgabe von Buonaventura Genelli's großartig schönen Umrissen zu Dante's „Göttlicher Komödie", 36 Kupfertafeln in Querfolio. Die erste Ausgabe der von dem Künstler in den Jahren 1840 bis 1846 vollendeten Compositionen hat nur geringe Verbreitung gefunden, so sehr auch jedes Blatt die hohe Genialität des Urhebers an den Tag legt. Der neuen Ausgabe ist ein erläuternder Text von Dr. M. Jordan in deutscher, französischer und italienischer Sprache beigegeben. — In Dresden erschienen wiederum in photographischer Reproduction sieben Blätter: „Die sieben Sacramente", von Joh. Fr. Overbeck, in einer großen und in einer kleineren Ausgabe.

Sitzungsberichte.

Auszug aus dem Protokolle

der 8. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 10. October 1865 abgehalten wurde.

Herr Franz Stulik, Kaufmann in Budweis, hat die Anzeige erstattet, daß die Zubauten an der Piaristenkirche in Budweis nicht, wie man bisher annahm, aus der Renaissancezeit herstammen, sondern unverkennbare Zeichen der gothischen Anlage an sich tragen, und daß, wenn der begonnenen Abtragung dieser Zubauten nicht baldigst Einhalt gethan würde, die Möglichkeit schwände, dieselben zu erhalten und in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen.

Die Centralcommission wandte sich in dieser Angelegenheit an den k. k. Oberbaurath Herrn Friedrich Schmidt, und da dieser verhindert war persönlich zu intervenieren, so wurde mit Rücksicht auf die dargestellte Dringlichkeit über seinen Vorschlag der Architekt Herr Joseph Mocker nach Budweis abgeordnet, um dort die sachkundigen Erhebungen zu pflegen und dann entsprechende Anträge zu stellen.

Digitized by Google

Herr Mocker hat der ihm gestellten Aufgabe entsprochen und das Resultat seiner Sendung in einem erschöpfenden Berichte vom 8. August l. J. niedergelegt.

Nach diesem Berichte wurde die Piaristenkirche zu Budweis von König Ottokar II. im Jahre 1265 gestiftet, dann im Jahre 1275 eingeweiht. Sie ist in der Form des Kreuzes gebaut; das Mittelschiff überragt um ein Bedeutendes die beiden Seitenschiffe und an das Presbyterium schließen sich zwei Seitencapellen. Mit dem rechten Seitenschiffe steht ein sehr schöner Kreuzgang mit einem Brunnenhause in Verbindung, an welchen sich die übrigen Klosterlocalitäten anschließen.

Die Capelle zur linken Seite des Presbyteriums wurde zugleich mit der Kirche gebaut, und mochte ehemahls als Sacristei gedient haben. General Graf Maradas ließ, nachdem er durch Kaiser Ferdinand II. Besitzer von Frauenberg geworden war, denselben Raum in eine Renaissancecapelle mit reich vergoldeten Stuccaturen umändern, und widmete dieselbe dem h. Josephus von Calasanza.

Zur selben Zeit wurde auch das Presbyterium umgestaltet. Die Calasanzcapelle ist nun bereits fast ganz abgetragen, so daß bloß an einen Neubau gedacht werden könnte. Uebrigens ist diese Capelle schon unter dem Grafen Maradas so arg verstümmelt worden, daß sie kein besonders gefälliges Aussehen mehr hatte.

Die rechts vom Presbyterium befindliche Capelle, jetzt als Sacristei benützt, dürfte niemals ausgebaut gewesen oder aber mit dem Klostergebäude zugleich umgestaltet worden sein.

Was die an verschiedenen Orten in der Kirche aufgefundenen Reste von Frescomalereien anbelangt, so ergiebt sich, daß diese, aus verschiedenen Zeiten herrührend, zu schadhaft sind, um einer Restaurirung unterzogen werden zu können.

Bezüglich des allgemeinen Bauzustandes der Kirche sprach sich der Herrn Berichterstatter für eine vollständige, von richtigem Verständnisse geleitete Restaurirung aus.

Se. Excellenz der Herr Präsident erklärt nun, daß er während der Ferien nach dem Gutachten des Herrn Mocker vorgegangen sei, und die Angelegenheit der Restaurirung der Piaristenkirche zu Budweis so wie die als wünschenswerth dargestellte Erhaltung und Unterbringung mehrerer von den genannten Herrn Architekten näher bezeichneten Grabsteine in dieser Kirche nicht nur dem Statthaltereipräsidium in Prag, sondern auch dem k. k. Conservator für Böhmen, Franz Grafen v. Thun, von welchem mittlerweile ein Bericht über diesen Gegenstand eingetroffen, empfohlen habe.

Diese Mittheilung wird zur Kenntniß genommen.

Bei diesem Anlasse und in Uebereinstimmung mit einem Antrage des k. k. Conservators für Böhmen, Franz Grafen v. Thun, wird Herr Stulik zum Correspondenten der Centralcommission ernannt.

Ebenso wird Herr Adam Varady de Kemend, Gutsbesitzer zu Deva in Siebenbürgen, und zwar über sein eingenes Anerbieten, zum Correspondenten ernannt.

Das k k. militärisch-geographische Institut eröffnet, daß dem Wunsche des Herrn Conservators Dr. Kandler wegen Erfolgung einiger durch dieses k. k. Institut veröffentlichten Karten zu seinen Einzeichnungen über alte Städte und Provinzen, durch eine Ermäßigung auf $^2/_3$ des Ladenpreises der verlangten Blätter entsprochen werden könnte.

Es wird beschlossen, den genannten Herrn Conservator hievon in die Kenntniß zu setzen.

Der von dem Conservator Herrn Scheiger erstattete Gestionsbericht für das 1. Semester 1865 wird zur Nachricht genommen.

Die Mittheilung des Herrn Statthalters für Steiermark, daß die Restaurationsarbeiten an den zwei Reliquienschreinen der Domkirche zu Graz nicht dem Franz Borbely, dem diese Arbeiten ursprünglich zugedacht waren, sondern, und zwar im Einvernehmen mit dem k. k. Conservator Scheiger, dem Tischlermeister Joseph Zugh übertragen wurden, wird zur Kenntniß genommen.

Digitized by Google

Der Ausschuß des Vereines für Landeskunde in Niederösterreich übersendet dessen bisherige Publicationen mit dem Versprechen, die Centralcommission auch mit den weiter erscheinenden Lieferungen und Arbeiten des Vereines zu betheilen.

Es wird beschlossen, dem genannten Ausschusse den Dank dieser Commission auszudrücken.

Das k. k. Statthaltereipräsidium zu Venedig theilt die Verhandlung wegen Wiederherstellung einer Stiege in dem Palaste Contarini zu S. Paterniano in Venedig hieher mit, und beantragt die Zuwendung eines Kostenbeitrages zu dieser Herstellung an die Kirchenverwaltung S. Luca als Eigenthümerin des genannten Palastes.

Dieses Ansinnen wird mit dem Beifügen abgelehnt, daß der Centralcommission keine Mittel zu Restaurationszwecken zur Disposition stehen.

Herr Joseph Winter, Lehrer an der Oberrealschule zu Klagenfurt, übersendet 38 Blätter von unter seiner Leitung zu Stande gekommenen Schüleraufnahmen nach den Kirchen zu Maria Saal, Maria Wörth, Villach, Selpritsch und Maria Feichl in Kärnten.

Mit Rücksicht auf die tüchtige Ausführung der erwähnten Aufnahmen ist der Herr Einsender mit dem Ausdrucke des Dankes für die der Centralcommission gewidmeten Zeichnungen aufzumuntern, in seinem löblichen Bestreben fortzufahren.

Der Bericht des Correspondenten Herrn P. Benedict Kluge in Wiener-Neustadt über die beiden Reliquienschreine aus der Burgcapelle zu Wiener-Neustadt, welche aus dem 15 Jahrhunderte stammen, wohlerhalten und dermalen im Presbyterium der Abteikirche des Stiftes Neukloster gut unterbracht seien; dann über den Zustand des sogenannten Kaiserbrunnens vor dem Wiener Thore; ferner über die Auffindnng zweier Sandsteinstatuen von mittelmäßiger Arbeit in einem Gartengrunde; endlich über die getroffenen Einleitungen, um die in Pütten mehrfach vorkommenden säulenartigen Capellen aus dem 15. Jahrhunderte vor gänzlichem Verfalle zu sichern, wird über Antrag des über diesen Bericht referirenden Herrn Freiherrn v. Sacken mit Dank zur Kenntniß genommen.

Herr Baron Sacken äußert sich ferner über eine Mittheilung des Correspondenten Herrn Grueber in Prag, betreffend zwei im Egerthale aufgefundene Streitäxte und einen von demselben Herrn Correspondenten über die heidnischen Alterthümer von Mitteldeutschland und Böhmen gehaltenen Vortrag. Nach Antrag des Herrn Referenten wird diese Mittheilung mit einigen Abänderungen für die Publicationen angenommen.

Se. Excellenz der Herr Präsident bemerkt, daß er das an die Centralcommission ergangene Einladungsschreiben des Präsidenten der Ende Augusts l. J. in Preßburg abgehaltenen Versammlung der ungarischen Archäologen, Karl Grafen Zichy, mit Rücksicht darauf, daß diese Versammlung in eine Zeit fiel, in der die Mitglieder der Centralcommission sich von Wien abwesend befinden und keine Sitzungen gehalten werden, ablehnend beantworten mußte, daß aber er selbst und die beiden Herren Commissionsmitglieder, k. Rath Camesina und Custos Baron Sacken es nicht unterließen die mit jener Versammlung verbundene archäologische Ausstellung zu besuchen, deren Reichhaltigkeit und Anordnung sie in mehr als einer Richtung befriedigte.

Diese Mittheilung wird znr Kenntniß genommen.

Endlich giebt Se. Excellenz der Commission noch bekannt, daß während der Ferienmonate auch noch der Bericht des Conservators Herrn Süß in Salzburg, betreffend das Project des Correspondenten Herrn Petzold zur Restaurirung des Thurmes der Franciscaner Kirche in Salzburg erledigt, dabei aber nach dem competenten Gutachten des Herrn Sectionsrathes Ritter v. Löhr vorgegangen worden ist. Nach diesem Gutachten dürfte die bisherige Bedachung des genannten Thurmes, aus dem 17. Jahrhunderte, und zwar möglicher Weise von dem italienischen Architekten Solari herrühren und ist

Digitized by Google

zu vermuthen, daß der aus dem Quadrate in das Achteck entwickelte Mittelkörper des Thurmes und das Mauerwerk der vier Eckthürmchen dem ursprünglichen, gothischen Baue angehören, so daß es vollkommen stylgemäß wäre, den achteckigen Mittelbau höher aufzuführen und so einen Thurmhelm zu bilden, mit welchem die vier Eckthürmchen in ein harmonisches Ganze zu bringen wären. Würde sich zur Erhöhung des Mittelbaues nicht entschlossen, dann müßte derselbe wegen seines Mißverhältnisses abgetragen und ein anderer stylgemäßer Helm aufgesetzt werden.

Für beide Alternativen hat Herr Sectionsrath Ritter v. Löhr Projecte vorgelegt welche von den hieher gelangten Plänen wesentlich abweichen und welche dem Herrn Conservator Süß mit dem Wunsche mitgetheilt worden sind, die Leitung der Restauration dieses schönen Bauwerkes möge einem durchgebildeten, das volle Verständniß der plastischen Formen des gothischen Baustyls besitzenden Architekten anvertraut werden.

Auch diese Eröffnung wird zur Kenntniß genommen, und hiemit findet die heutige Sitzung ihren Schluß.

---

* K. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. (Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section vom 27. October.) Herr Prof. Dr. Fr. Nickerl schilderte einige interessante Scenen aus seiner in den heurigen Herbstferien nach Siebenbürgen, namentlich auf den Rothenthurmpaß, den Surul u. s. w. unternommenen naturhistorischen Reise. — Sodann trug Hr. Med. Dr. Alois Nowak eine hydrologisch-meteorologische Studie vor, unter dem Titel: „Ein Streiflicht über den dunklen Grund der nassen und trockenen Jahre." Da diese gewöhnlich gruppenweise auftretenden Jahre von verschiedenem Charakter wohl kaum irgendwo eine so deutlich ausgeprägte Periodicität zeigen, wie dies in Texas der Fall ist, so nahm der Vortragende eine von Ad. Douai gebrachte Schilderung dieser in Texas vorkommenden Periodicität zum Ausgangspunkte, wobei derselbe zunächst Douai's Erklärungen der besagten Erscheinung sowohl wie der Regen- und Wasserarmuth des Staates Texas überhaupt einer scharfen Kritik unterzog und gänzlich zu widerlegen suchte. Nach Dr. Nowaks Ueberzeugung läßt sich die in Rede stehende Periodicität nicht nur in Texas, sondern überall nur dann richtig und ungezwungen erklären, wenn man sich von der bis jetzt florirenden Quellentheorie gründlich lossagt und annimmt, daß die Quellen fast ausschließlich aus eigenthümlichen unterirdischen, nicht durch Einsickerung des Regens, Schnees u. s. w. entstandenen Wasservorräthen abstammen, aus Wasservorräthen, welche periodisch stärker, periodisch schwächer nach außen gedrängt werden, und von denen gleichzeitig jetzt reichlichere, jetzt spärlichere Wasserdampfemanationen in die Atmosphäre treten um in dieser das eine Mal häufig und ausgiebig, das andere Mal selten und kärglich Nebel und Wolken, und durch deren Niederschläge Regen, Schnee u. s. w. zu bilden. Bei Zugrundlegung dieser oder doch einer ähnlichen Theorie werde man — wie ein Herr F. W. Stannebein bei Leipzig heuer durch seine Wetterbeobachtungen glänzend bewiesen hat — zu der praktisch überaus wichtigen Einsicht kommen, daß die Beobachtung der Quellwasserstände den Eintritt oder beziehungsweise das Aufhören einer derlei nassen oder trockenen Periode am verläßlichsten vorhersehen lasse, welches Letztere selbstverständlich für den Landwirth von geradezu unberechenbar großem Nutzen wäre.

Verantwortlicher Redacteur Ernst v. Teschenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Entwicklung der deutschen Städteverfassungen im Mittelalter.

(Nach Dr. E. M. Lamberts: „Die Entwicklung der deutschen Städteverfassungen im Mittelalter". 2 Bände. Halle 1865. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.)

K. R. Große Ereignisse, ob in ihren endlichen Resultaten glücklich oder unglücklich, drängen sich selten bloß an die Oberfläche von Staat und Gesellschaft, um an der äußeren Gestalt allein haften zu bleiben, hier Veränderungen zu erzeugen, Reformen oder selbst Revolutionen zu gestalten. Sie dringen immer auch in das geistige Leben ein, wirken auf den Gang der Ideen, bestimmen den Zug der Gedanken, ihre Form und ihren Inhalt. Die französische Revolution vom Jahre 1789 war ein solches, das äußere und innere Leben der Völker Europa's tief erschütterndes Ereigniß. Merkwürdiger Weise aber vernichtete es für Frankreich in dem Augenblick als es selbst eine neue Welt eröffnete, die bisher bestandene und durch die Jahrhunderte gewordene alte Welt. Wie versunken und ausgelöscht war für das Geschlecht, das die Revolution überlebt, und jenes, das in ihr geboren wurde, der alte Staat der Bourbonen und seine Geschichte. Es ist bekannt, wie selbst über die Zeit Napoleons hinaus fast noch durch ein Jahrzehnt keine epochemachende geschichtliche Arbeit an die Oeffentlichkeit drang, wie schwer die französische Wissenschaft die wildverworrenen Trümmer, die die Revolution zurückgelassen hatte, erst wieder durcharbeitete, ehe sie wieder in jenes Gebiet gelangen konnte, das die Revolution als das ancien Régime für immer aus den Augen des Volkes gerückt zu haben vermeinte. Vor allem aber ist es bemerkenswerth, daß man durch Jahre hindurch, ja man könnte sagen bis auf Tocqueville kaum einen Zusammenhang ahnte mit jenem und der neuen Ordnung des 19. Jahrhunderts. Was die Wissenschaft leistete, galt höchstens als eine Beleuchtung von großen Gräbern, und die Art, wie sie es that, als ein beachtenswerther und interessanter Effect. Material, nutzbringendes, aufklärendes Material wußte man erst sehr spät aus diesen Arbeiten der Gegenwart selbst abzuringen. Auf einer neuen und ganz anders gearteten Geschichte, als jene der Vergangenheit war, ruhte ja die Gegenwart, eine andere Gesittung hatte das alte Leben von Grund aus zerstört, eine neue Kunst die Zeit belebt, große und in ihrer Art für die Zeit vollendete Gesetzbücher das staatliche Leben vollständig abgeschlossen.

Ganz anders war die Einwirkung der Revolution auf Deutschland. Sie brachte nichts von alle dem, was sie Frankreich gebracht hatte, für Deutschland. Aber sie

Digitized by Google

brachte auch hier eine großartige geistige Bewegung. Die veränderten politischen Anschauungen kehrten Sinn und Neigung auf die Verfassungen der Völker, auf die Wandlungen, die sie von ihrem ersten Eintritt in die Geschichte in ihren Rechtsverhältnissen erfahren, auf die politischen Processe, die sie durchlaufen. Der Blick wurde für solche Untersuchungen geschärft, das eigentlich historische Interesse dafür ein größeres. Man betrachtete die Verfassungen, die rechtlichen und gesellschaftlichen Zustände der alten Culturvölker mit besserem Verständniß unter neuen Gesichtspunkten und in ganz anderem Lichte. Man drang in ihre Genesis und in ihren inneren Zusammenhang mit anderen gleichzeitigen Manifestationen des Volksgeistes, man sonderte sie nach den verschiedenen Zeiträumen der äußeren Geschichte des Volkes und betrachtete sie nicht bloß mit dem antiquarisch-philologischen Interesse für einzelne Erscheinungen. Die Werke Niebuhrs, Savigny's, Hüllmanns, Peters u. A. für die römische Geschichte; Korlinus', Tittmanns, Wachsmuths u. A. für Griechenland, sind Zeugen davon. Aber auch die vaterländische Geschichtsforschung ging mit dieser Bewegung einer neuen ruhmgekrönten Thätigkeit entgegen. An ihrer Spitze steht Eichhorn.

In dieser Bewegung der geistigen Thätigkeit kehrt sich denn auch eine große Schaar hervorragender Geister dem Kerne aller Volksgeschichte zu, der Geschichte des Städtewesens. Und darauf hinzielend, beginnt in Deutschland eine demokratische Geschichtschreibung sich zu entfalten, die mit Vorliebe die historischen und politischen Verhältnisse vom Standpunkt der raisonnirenden demokratischen Bourgeoisie beurtheilen will und die geschichtlichen Erscheinungen im Lichte einer Urgleichheit erblickt. Daneben aber entwickelt sich eine andere, wir möchten sagen, idealere Richtung, welche im strengen Gegensatz zu jener Urgleichheit und Freiheit bei der Betrachtung der Volksbildung von der Unfreiheit ausgeht, die aber fortschreitend zur vollkommenen Freiheit sich emporringt. Jene erste Richtung fand in Frankreich durch Voltaire ihre erste und erfolgreiche Anregung und in Rousseau ihren Philosophen und Systematiker. Und in Deutschland ist es lange vor der Revolution Justus Möser, der denselben Weg zeigte, den er, der „deutsche Kernmann", wohl selbstständig und frei durchschritten, aber für dessen Auffindung und theilweisen Ausbau doch die neuen in England und Frankreich aufgekommenen politischen Ideen und Theorien das Material mit lieferten. In seiner osnabrückischen Geschichte, einem Werke, das den größten Einfluß auf die deutsche Geschichtsforschung gehabt hat, behandelt er mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Geschichte eines der kleineren deutschen Territorien, des Bisthums Osnabrück und seiner Bischöfe, mit steter Rücksicht auf die allgemeine deutsche Geschichte und unter Erörterungen aller in Betracht kommenden rechtlichen und Verfassungsverhältnisse mit fortwährender Hinweisung auf die Quellen. Er spricht darin von einem Contract des Staates, von einem Socialcontract, einem ursprünglichen Contract auf Freiheit und Eigenthum, er setzt für „Mensch" mit besonderer Vorliebe das Wort „Bürger" und gedenkt der „Rechte der Menschheit". So legt er den geistigen Grundgedanken hin für seine Forschung, die auf diesem nun sich entwickelt. Es ist das erste Mal, daß die

Digitized by Google

Anfänge des deutschen Städtelebens bedacht und die Städte selbst in ihrem Verhältniß zu Kaiser und Reich voll Einsicht besprochen werden. Vieles, was Möser nur in Umrissen, hypothetisch oder als Singuläres für Osnabrück hingestellt, findet sich in concreterer Anschauung und generalisirt bei N. Kindlinger in seinem Werk: „Münsterische Beiträge zur Geschichte Deutschlands". Er aber nimmt in den Städten im Anfang keine freie Gemeinde an. Die Bewohner sind ihm sämmtlich Hörige. Und nach diesen beiden Richtungen hin entfaltet sich, nachdem Eichhorn und mit ihm die große historische Schule einen neuen Forschungstrieb wach gerufen hatte, die Geschichtschreibung der Städte.

Eichhorn selbst unterscheidet in Deutschland zwei Arten von Städten: die römischen und die nichtrömischen, und findet, daß in einigen Städten der ersten Art, zu denen er mit voller Sicherheit Köln, Regensburg und Trier rechnet, römische Einrichtungen fortgedauert haben und mit dem Namen der römischen Freiheit bezeichnet worden sind. Die übrigen Städte aber seien erst in der Folgezeit, nachdem durch die Privilegien der Ottonen die Immunitäten auf die ganze Stadt ausgedehnt waren, von der Gerichtsbarkeit der Grafen eximirt worden und zu einer größeren Freiheit gelangt. Nachdem einmal auf diese Art Bahn gebrochen war und zahlreiche Arbeiten gleichen Inhalts die deutsche Wissenschaft des Städtewesens bereicherten, war es natürlich, daß die Darstellung sich stets verschieden gestaltete, je nachdem eben der Blick des forschenden Auges sich kehrte und wendete. Kindlinger hat die westphälischen Städte, Eichhorn die großen rheinischen Städte vor Augen. Hüllmann läugnet, von demselben Gebiet ausgehend, wie Eichhorn, die Fortdauer römischer Einrichtungen, v. Maurer stellt sie namentlich für die bairischen Städte entschieden in Abrede und nennt die Städteverfassungen allenthalben freie Verfassungen und als solche echt germanische Einrichtungen. Andere gehen an ihre Darstellung mit ganz besonderen Ansichten und zugleich besonderen Absichten, wie Barthold in seinem übrigens ganz vortrefflichen Werke: „Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums." Geschrieben unter den Eindrücken der Ereignisse des Jahres 1848, dient es oft dazu, eine Menge in dieser Zeit in Curs gesetzter Ausdrücke und Phrasen zu beleben, mit einem ernsten Hintergrund sie auszurüsten und ihnen dadurch gewissermaßen eine historische Weise zu geben. Vorgefaßte Meinungen und fixe Ideen verrücken den Standpunkt und damit natürlich auch den Werth der Forschung. Endlich ist es erklärlich, daß bei der Schwierigkeit des Gegenstandes mancher forschende Geist zur Grübelei kommt, ein Princip sich aufstellt und, um diesem treu zu bleiben, die Erscheinungen desselben selbst dort sieht, wo sie nicht mehr zu erkennen sind. So Wilda in seinem „Das Gildenwesen im Mittelalter", in dem er überall nur Gilden sucht und findet, aber auch sie überall finden will. Im Uebrigen folgt er wie v. Fürth u. A. der Auffassung, die als die ersten und ursprünglichsten Bewohner der Städte Freie annehmen.

Große Fortschritte aber dankt die Geschichte des Städtewesens den Forschungen Hegels, der nach dem Vorgange Hüllmanns verschiedene, und zwar drei Arten

Digitized by Google

von Städten: bischöfliche, königliche und fürstliche annimmt, in denselben aber die Fortdauer römischer Einrichtungen gänzlich verneint und erkennt, daß die allgemeine Wurzel der deutschen Städteverfassung nur in der germanischen Gemeindeordnung gefunden werden kann. Aber auch nach ihm kehren sich Andere, wie Gaupp, von Strantz u. A., der Ansicht Eichhorns wieder zu und die Bewegung ist noch in vollem Gange und bietet durch stets neue Entdeckungen ein dauerndes Interesse. Denn „es liegt eine Wahrheit darin, wenn man sagt, daß die Geschichte eines Menschen der Mensch selbst, die Geschichte einer Sache die Sache selbst sei. Um einen Menschen gehörig beurtheilen und seinen Werth schätzen zu können, muß man seine Vergangenheit, seine Geschichte kennen, denn der Werth des Menschen ist zumeist daran zu ermessen, was er auf Grund seiner natürlichen Anlagen aus sich selbst gemacht hat".

So leitet Lambert seine Arbeit ein, die wir in dem Vorhergehenden, schon im ersten Theil, dem kritischen zu kennzeichnen versucht haben, und stellt sich zwischen beide oben dargestellte Richtungen, indem er behauptet, „daß jene beiden Ansichten einseitig und irrig sind, daß die ältesten cives weder als Altfreie noch als Unfreie mit Recht bezeichnet werden können".

Um zu diesem Resultate aber zu gelangen, muß ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden, als der bisher in der Geschichte der Städteverfassungen übliche. Man muß versuchen, die Unterschiede darzustellen, welche die Städtebewohner von den Reichsgenossen trennen, wie jene sich zu Stadtgemeinden zusammenschließen und in ihnen die Städter zu einem besonderen Stand im Gegensatz zu anderen Ständen werden. Man muß daher von den Ständen überhaupt und von ihrem Ursprung sprechen. Um dann von einer Verfassungsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter sprechen zu können, muß man nothwendig ausgehen von der Verfassungsgeschichte der einzelnen Städte. Da in den meisten deutschen Städten fast durchgängig auf die monarchische Regierungsform eine aristokratische, auf diese eine demokratische folgt, wie Gaupp schon richtig bemerkt, so kann man die Darstellung der Geschichte derselben nach diesem dreifachen Charakter auch in drei Perioden theilen, für welche man als den Anfangspunkt der zweiten das Jahr 1075 und das Jahr 1258 als den der dritten Periode mit wenigstens annähernder Genauigkeit und allgemeiner Gültigkeit annehmen kann. Lambert, dem wir nun wieder in seiner Darstellung folgen wollen, schränkt seine Forschung auf die beiden ersten Perioden ein, obgleich er im Einzelnen weit über das Jahr 1258 hinausgeht.

Aus den beiden Anschauungen über die ältesten Städtebewohner, von denen die eine, wie gesagt, behauptet, daß in den alten deutschen Städten die Bewohner wenigstens zum großen Theile vollkommen freie Leute gewesen seien, in der Weise, daß daselbst sogenannte altfreie Gemeinden, von rechtswegen nur zum Könige in einem losen Abhängigkeitsverhältniß stehend, bestanden und besondere Rechte genossen hätten, altfreie Gemeinden, die immer fortgedauert und ihre Rechte und Freiheiten behauptet hätten; die andere aber dieser Meinung Eichhorns, Gaupps, v. Lanzizolls, v. Fürths, Wilda's, Hegels u. A. entgegentritt und mit Kindlinger,

Digitized by Google

Zimmermann und Nitzsch annimmt, daß die ältesten deutschen Städtebewohner von Anfang an Hörige: Ministerialen, Censualen, unfreie Handwerker und Knechte gewesen seien, — aus diesen Anschauungen als feststehend kann man annehmen, daß die Ministerialen und Censualen zu den ältesten Städteeinwohnern gehörten, während die Existenz altfreier Gemeinden bestritten wird. Was aber ist das Wesen der Ministerialität und Censualität? Man wird die Frage nur beantworten können, wenn man sich die Ständeverhältnisse überhaupt, die ursprünglichen Ständeverschiedenheiten des germanischen Volksthums klar macht.

Man nimmt eine doppelte Bewegung bei der Entstehung der Stände an. Einmal ein Herabsinken von der Freiheit zur Unfreiheit und dann ein Aufsteigen von der Unfreiheit zur Freiheit. Die Annahme einer Urfreiheit und Urgleichheit ist als πρῶτον ψεῦδος heute fast gänzlich verschwunden und es ist gewiß, daß es bei allen Völkern und von Anfang an und zu allen Zeiten Herren und Knechte gegeben hat und stets geben wird. Es gab so unter den deutschen Völkerschaften einen Adel, d. h. einen durch sein Geschlecht und seine Herkunft hervorragenden Geburtsstand, der nicht durch Amt und Würde, nicht durch Besitzthum erworben werden konnte. Er bildet die nobiles im Gegensatz zu den principes, den Fürsten und Obrigkeiten. Und dieser Geschlechtsadel findet sich bei allen germanischen Völkerschaften, ja bei allen Völkern, die eine Geschichte haben. Erst mit der Entwicklung des Volkslebens erscheint ein Adel der Aemter und Würden, ein Dienstadel, und erst als die Völker sich ausgelebt hatten und alterten, trat der Adel des Besitzes, die Geldaristokratie auf. Diesen Adel gab es im Mittelalter nur in den sogenannten freien Städten. Neben dem Adel gab es, wie schon Tacitus berichtet, viele Unfreie und Knechte. Diese ursprüngliche, durchgreifende, streng aufrecht erhaltene Verschiedenheit der Stände bei den alten Deutschen tritt aus allen Quellen aufs klarste und unzweifelhafteste hervor, so daß es unmöglich ist, an einer Urfreiheit und Urgleichheit noch festzuhalten und die Sonderung und Gliederung der Stände ist bei allen Völkern immer das Frühere. Das Spätere aber ist das Bemühen sie aufzuheben und zu verwischen.

Das Wesen dieses nun einmal sicheren Adels war nach Leo „die historisch feststehende Herkunft, die den Edlen zum Edlen macht" und nach Waitz die Erblichkeit und nicht das Maß der Vorrechte. Lambert acceptirt diese Ansicht, denn „die Abkunft eben stellt den Edlen so hoch, als die Freien durch ehrwürdiges Alter, Kriegstüchtigkeit und Beredsamkeit gestellt wurden. Das höhere Wehrgeld vor allem war kein Zeichen des Adels. Alles ruht in dem Geburtsstand, und die Rechte, welche den Adel auszeichnen, sind, wie Daniels am schärfsten gezeigt hat, die Folgen desselben. Und wie das Vorhandensein eines Uradels bei den Deutschen nicht geläugnet werden kann, so ruht auch die Anschauung, daß dieser Adel theils ausgestorben, theils durch die Kriege früh vernichtet worden sei, nur auf dem Mißverstehen der Quellen; selbst von den Cheruskern berichtet es Tacitus nicht, wie so oft bewiesen werden will. Und selbst wenn die Kriege vielfach verwüstend gewirkt haben mögen, so ergänzte sich der Adel aus den Comitaten, in denen er

Digitized by Google

zumeist gesucht werden muß, da man zu allen Zeiten die merita patrum in den Nachkommen ehrte. Die Gesellschaften sind allenthalben der Sammelpunkt des Adels, denn, wie es ein Vorzug war, conviva regis zu sein, so war es natürlich, daß der König seine convivæ aus den schon Geehrten nahm und nicht aus den Sclaven oder gemeinen Freien. Und in dieser Stellung genießen die Edlen auch ein höheres Wehrgeld, nicht weil sie Edle, sondern weil sie in der Trustis regia sind. Wohl aber ist es sicher, daß der Adel nicht überall ein kastenartig abgeschlossener Stand gewesen, wie dies gewiß bei den Sachsen der Fall war im strengen Gegentheil zu den Franken.

Ebensowenig wie die Entstehung des Adels lassen sich die Immunitäten in ihrem Ursprung nachweisen. Sie sind sicher rein germanische Institutionen und so eine Consequenz oder ein Theil, eine Seite der alten urgermanischen Freiheit. Ihr Wesen war ein sehr positives und lag in dem „Unberührtbleiben", dem „Unberührtgelassenwerden" von der neuen mächtigen öffentlichen Gewalt, die die früheren getrennten Zustände einheitlicher zusammenfassen und in allen Verhältnissen sich geltend machen will. Die Eigengerichtsbarkeit ist der Ausgangspunkt derselben und daraus ergab sich das Freisein von der öffentlichen Gerichtsbarkeit. Und so war es kein Vorrecht, sondern eine Folge der besonderen Stellung des Adels. Erst später wurde es von den Königen als ein Recht verliehen, zumeist den geistlichen Stiftungen. Dadurch gestaltet sich erst die Freiheit von der öffentlichen Gerichtsbarkeit als Kern aller Immunität.

Die zweitwichtigste Frage ist nun die nach der ältesten Form der Herrschaft oder nach der Form des germanischen Urstaates. Sicher war es keine Republik, denn sie war nie eine ursprüngliche Staatsform und ist bei keinem Urvolk möglich. Erst abgelebte Völker produciren sie. Aus allen Umwälzungen und Revolutionen aber kann man annehmen, daß alle germanischen Völkerschaften Stammfürsten, Häuptlinge oder Könige gehabt haben und die Geschlechterverbindung und das patriarchalische Fürstenthum die Grundlage der Verfassungen bei allen Germanen gewesen sind, ohne daß man dabei an räumliche Verbände, Markgenossenschaften, Gaue zu denken braucht. Der Trieb zur Absonderung aus der Gemeinsamkeit, zur Vereinzelung liegt im Germanen von jeher, ebenso wie das Bedürfniß wieder nach Einheitlichkeit der einzelnen Theile zu einem mächtigen Ganzen. Jener zerstörte, indem er trennte, dieser Trieb conservirte, indem er die Theile sammelte. Daraus denn gingen aus urgermanischen Trieben die Gefolgschaften, die Comitate hervor, die ihre Grundfeste in der verwandtschaftlichen Abhängigkeit, der Geschlechtsgenossenschaft fanden. Da lag es in der Natur der Sache, daß Fürsten und Edle Comitate bilden konnten und solche auch hatten. Nur von Comitaten Nichtedler wird nichts berichtet und es ist eine unglückliche Idee Roths und Pallmanns, aus dem Odovakar einen Gemeinfreien zu machen.

Die Comitate gestalten zwei Erscheinungen, in denen sich das politische Leben des Mittelalters zum großen Theile concentrirt: die Vasallität und die Ministerialität

Digitized by Google

welche letztere der Kern oder die Fortsetzung der Comitate genannt werden kann. Früh zeigen sich in ihren Entartungen: Brüderschaften, Gilden, Verschwörungen. Eine Tendenz aber ist gewiß in allen gemeinsam, die, einen Staat im Staate zu bilden und die Obrigkeit zu lähmen. Die königlichen Vassen hatten ihre Senioren, wie jeder edle und freie Mann seinen Oberen und Vorgesetzten, dessen Untergebener er war. Der Vasalle ist also kein ursprünglich unfreier Diener, obgleich auch Unfreie und Hörige Vasallen sein konnten. Die Treu und Dienstpflicht ist das Wesen der Vasallität, aus dem dann erst als zweites das Schutzverhältniß folgt, und diese war somit nichts als eine Fortsetzung der Gefolgschaft und wie diese auf monarchischem Princip beruhend Die Ministerialität, gleichfalls ein rein deutsches Institut, darf nur nach der ursprünglich deutschen Auffassung und Sitte erklärt werden und ist danach ein Dienst, ein Amt. Sie enthielt immer einen ehrenvollen Charakter und wurde von Kriegs- oder später ritterlichen Mannen geleistet. Die Würde und Macht des Dienstherrn, der verschiedene Personalstand der Ministerialen erzeugte die Unterschiede in der Ministerialität. In dieser Gestalt blieb die Ministerialität durch das Mittelalter stets unverändert. Von einer ursprünglichen Unfreiheit in der Ministerialität kann keine Rede sein, sonst würde man sicher die Großen des Reiches nicht allenthalben mit ihr verbunden sehen. Und den Königen und Fürsten, deren Hofhaltung und Aemterwesen eben in der Ministerialität sich vereinigt, ahmten die Unterthanen, die Edlen und Vasallen, geistliche wie weltliche, nach und fesselten wie jene durch Hof- und Hausämter viele ihrer Leute noch enger an sich. So und nicht umgekehrt muß man die Geschichte zerlegen. Und in der Verbindung des Waffendienstes mit Haus- und Herrendienst in den reisigen und ritterlichen Männern liegt das Wesen der Ministerialität. Darum gelangen die Ministerialen immer zur Ritterschaft, und je mehr diese Stellung einer Classe der Freien sich entfaltet, desto mehr schließt sich die Ministerialität im Ritterwesen ab und hält mit der Ausbildung desselben gleichen Schritt. Von einer besonderen Erhebung im Laufe der Zeit kann also auch keine Rede sein. Dieses rein germanische Institut hat erst die lateinische Sprache und der Einfluß der römischen Rechtsanschauungen entstellt und darauf ruhen zumeist die falschen Auffassungen des ganzen Institutes in seiner ursprünglichen Erscheinung. Nach den verschiedenen Classen der Ministerialen und Vasallen oder überhaupt des freien Dienstgefolges kann man ein weiteres und engeres, ein amtloses und beamtetes unterscheiden. Die Ministerialen sind beamtete Vasallen, die Vasallen amtlose Milites und Ministerialen. Die Rechte der einzelnen Ministerialen und ihr Ansehen waren nach der Macht und dem Ansehen des Herrn verschieden. Die geistlichen Kirchenfürsten ragten hier mit ihren Ministerialen über alle anderen hervor; die vier Hofbeamten: Marschall, Kämmerer, Mundschenk und Truchseß waren die höchsten unter allen Ministerialen. Es ist selbstverständlich, daß diese ihre Unterämter und diese wieder ihre Diener hatten. Diese sind meist unfreie oder doch hörige Leute, sind aber auch keine Ministerialen mehr. Die Ministerialität ergänzte sich aus dem Adel, und der spätere sogenannte niedere Adel ist kein

Digitized by Google

ganz neuer Stand, sondern ging aus der sich entwickelnden Ministerialität hervor. (Schluß folgt.)

Musikalische Neuigkeiten.

II. Compositionen.

Uebergehen wir von den Büchern über Musik zu dieser selbst, um das aus der Masse neuer Compositionen Hervorragende zu würdigen, so wird uns nicht allzu viel Raum dazu nothwendig sein. Quantitativ hat zwar auch in diesem, nun zur Neige gehenden Jahr die Composition geblüht, allein es kostete mehr Zeit und Mühe, sich durch Berge von mittelmäßigen oder nicht einmal mittelmäßigen Novitäten zu einigen kleinen Edelsteinen durchzuarbeiten, als um diese hierauf kritisch zu würdigen. Die Tendenz dieser Zeitschrift verweist uns vorzugsweise auf österreichische Componisten und Verleger, denn um dem gesammten Musikmarkt Deutschlands gerecht zu werden, müßte sich die „Oesterreichische Wochenschrift" in eine „Allgemeine Musikzeitung" verwandeln. Zu einigen Worten der Anerkennung fühlen wir uns jedoch gegen jene deutschen Firmen gedrängt, welche, wahrhaft kunstfördernd, den Mangel an lebenden großen Meistern durch die Wiederbelebung älterer Classiker zu decken bemüht sind. Ganz abgesehen von den drei großen Nationalwerken, um welche Breitkopf u. Härtel sich so rühmliche Verdienste gesammelt, nämlich der Händel-, Bach- und Beethoven-Ausgabe, geschieht in dieser Richtung noch vieles Lobenswerthe. So setzt die treffliche Verlagshandlung des Herrn Konst. Sander in Breslau (Leuckardt u. Comp.) die Sammlung der schönsten, von Robert Franz arrangirten Cantaten Seb. Bachs fort und veröffentlicht außerdem — in acht Sammlungen — die Klaviersonaten, Rondos und freien Phantasien von Ph. Emanuel Bach „für Kenner und Liebhaber". Diese correcte und schöne Ausgabe wird hoffentlich den geistvollen Schöpfer unserer modernen Klaviermusik, Emanuel Bach, nach Verdienst im Publicum wieder aufleben machen. Ein interessantes, bisher ungedrucktes Klavierconcert in F-moll von Ph. E. Bach hat B. Senff in Leipzig publicirt. Gleichzeitig bringt Rieter-Biedermann (in Leipzig und Winterthur) Violinconcerte und Orgelsonaten von Seb. Bach in neuen, empfehlenswerthen Bearbeitungen. Rieter-Biedermann, dem wir unter anderem die Herausgabe des Schumann'schen Nachlasses verdanken, gehört zu jener preiswürdigen und höchst seltenen Species von Verlegern, die eine Scheu vor schlechter Musik haben, hingegen nicht zaudern, im Interesse gediegener Compositionen sogar Opfer zu bringen. Ein specielles Interesse für uns hat Rieter als Verleger der meisten neueren Compositionen von

Digitized by Google

Johannes Brahms, den wir mit einigem Rechte jetzt zu den Unseren zählen dürfen. Brahms, der unter den lebenden Componisten an origineller Begabung und technischer Meisterschaft in erster Linie steht, ist auch an Fleiß nicht der Letzte. In rascher Folge brachte der Rieter'sche Verlag zwei Hefte „Marien-Lieder" und zwei Hefte „Deutsche Volkslieder" von Brahms, für vierstimmigen (gemischten) Chor gesetzt. Die „Wiener Singakademie" hat bereits mehrere dieser Lieder öffentlich vorgetragen, welche durch ihren zarten, poetischen Hauch und ihre rührende Einfachheit tiefen Eindruck machten. Beide Sammlungen seien allen Gesangsvereinen besserer Tendenz hiemit empfohlen. Sehr anziehend erscheinen uns zwei Hefte neuer „Lieder und Gesänge" von Brahms (Op. 32). Zwei daraus („Bitt'res zu sagen" und „Du bist meine Königin") sind reizende Lieder im wahren und eigentlichen Sinn, musikalisch klar, einheitlich und gesangvoll. Wir ziehen sie den übrigen Nummern vor, welche zwar Originalität und Sinnigkeit der Auffassung, energische Declamation und geistreiche Einzelzüge aufzuweisen haben, aber nur wenig von jenen ursprünglicheren bescheideneren Eigenschaften, die wir im Liede nicht entbehren mögen. Die Reflexion waltet mitunter drückend und erkältend vor, die überladene Charakteristik in Modulation und Rhythmus läßt weder die rechte Empfindung, noch die echte, sangbare Melodie aufkommen, die manchmal sogar wie absichtlich vermieden oder verborgen erscheint. Wir sehen, offen gestanden, Brahms' reiches Talent nicht ohne Besorgniß gerade im Liede diesen Weg gehen, „schumannischer als Schumann". Wir kennen Brahms als einen der begeistertsten Verehrer Franz Schuberts, möge er in der Liedcomposition die hellen, klaren, sonnenwarmen Weisen dieses Meisters sich vor Augen halten. In einzelnen Stellen entzückend schön ist das unmittelbar darauffolgende Werk (33) von Brahms „Romanzen aus L. Tiecks Magellone". Wir wünschen, daß die Länge der einzelnen „Romanzen", so wie die mitunter überhäufte Klavierbegleitung der Verbreitung dieser liebenswürdigen Monodien keinen Eintrag thun möchte.

Wie Brahms, so ist auch Robert Volkmann in jüngster Zeit gleich mit mehreren Novitäten hervorgetreten, welche, wie man kaum mehr beizufügen braucht, bei G. Heckenast, diesem Consul der deutschen Bildung in Pest, verlegt sind. Weder so umfangreich noch so bedeutend wie Volkmanns bereits von uns angezeigte D-moll-Symphonie, sind die neueren Novitäten dieses Tondichters immerhin anziehend in ihrer Art und ihres Autors nirgends unwerth. Von den „Drei Liedern für Männerchor" (Op. 48) zeichnet sich das erste (Morgengesang) durch edle, weihevolle Haltung und reiche Modulation aus. „An die Nacht" (Op. 45) lautet der Titel eines poetischen Stimmungsbildes, worin ein Altsolo, getragen von charakteristisch malenden Orchesterfiguren, das Anbrechen der Nacht feiert. Von einer schönen Stimme verständnißvoll vorgetragen, dürfte das Stück einen nicht gewöhnlichen Eindruck machen. Sinnig aufgefaßt und ausdrucksvoll declamirt ist Volkmanns „Liederkreis von Betti Paoli" (Op. 46), die Anlehnung an Schumann, und zwar, wie uns däucht, an dessen dritte Periode, ist nicht zu verkennen. Wir kamen über das Gefallen an einzelnen sinnigen Zügen

Digitized by Google

leider nicht hinaus zu einem freien und vollen Ganzen; das Vorherrschen der Declamation giebt den Liedern mit Ausnahme des ersten und melodiösesten den Charakter kühler Reflexion. Volkmanns als trefflich bekannte „Variationen über das Händel'sche Thema in E-moll" (Op. 26) sind kürzlich im Arrangement für zwei Klaviere erschienen.

Volkmanns Name ist uns ferner sehr erfreulich in einem Sammelwerk aufgestoßen, das ob seines patriotischen Inhalts besonderen Anspruch hat in diesen Blättern angezeigt und empfohlen zu werden. Wie meinen das „Deutsche Liederbuch für Männergesang", welches kürzlich bei Calve in Prag in schöner Ausstattung (Partitur und Stimmen) erschienen ist. Das „Liederbuch" 113 Originalcompositionen enthaltend, ist vom „Comité zur Förderung deutschen Gesangs in Böhmen" herausgegeben und vom Chormeister Ed. Tauwitz in Prag redigirt. Wir erfahren im Vorwort, daß das Zustandekommen dieses Liederbuches insbesondere Herrn Dotzauer zu danken ist, welcher „das Bedürfniß einer solchen Liedersammlung für die Deutschen in Böhmen, ja in Oesterreich erkannte".

Der geschätzte Prager Poet und Schriftsteller Karl Victor Hansgirg hat mit der ihm eigenen leichten Hand in kürzester Zeit über hundert patriotische Gedichte verfaßt, von denen manche einen glücklichen Gedanken recht fließend aussprechen. So ungleich ihr Werth auch sei, es ist doch keines derselben uncomponirt sitzen geblieben, im Gegentheil darf sich der Dichter rühmen, mit seinem „Liederbuch" nicht weniger als 282 Compositionen veranlaßt zu haben. Von diesen sind 113 (durch ein in Prag zusammengesetztes Prüfungscomité) approbirt und in dem uns vorliegenden netten Band veröffentlicht worden.

Wir können nicht läugnen, daß für den musikalischen Werth der Sammlung eine minder liberale Jury vortheilhafter gewesen wäre. Auf die Hälfte der aufgenommenen Compositionen herabgesetzt, stände das „Liederbuch" noch immer sehr stattlichen Umfanges da und wäre zum Vortheil der besseren Beiträge um einen ziemlichen Ballast leichter. Indessen, bei dem speciellen praktischen Zweck, der die Herausgeber leitete, kann man ihnen aus dem „Zu viel" kaum einen Vorwurf machen. Je größer und mannigfacher wir die obendrein sehr billige musikalische Table d'hôte anrichten, desto eher findet jeder einzelne Sänger und Gesangverein dabei etwas nach seinem Geschmacke — so dachten die Herausgeber, und daß sie sich nicht verrechnet haben, beweist die thatsächliche Verbreitung und Beliebtheit, welche Hansgirgs Liederbuch in Böhmen bereits gefunden hat.

Das Gros unseres Liederbuches gehört dem musikalischen Mittelgut an und bewegt sich in dem praktischen, dankbaren, mehr klang- als geistreichen Styl der Liedertafeln. Was einen ästhetisch höheren und eigenthümlichen Flug nimmt, hebt sich demnach aus der Sammlung (wir haben sie vollständig durchgespielt) leicht von selbst heraus. So vor allem die drei Beiträge von Robert Volkmann, der sich die trübsten Stoffe der ganzen Sammlung ausgewählt, aber auch den gewöhnlichen Liedertafelstyl am entschiedensten vermieden hat. Von einigen harmonischen Härten absehend, wird man gern anerkennen, daß Volkmann hier in kleinem

Digitized by Google

Rahmen bedeutende Charakterbilder geschaffen hat. Eine das Durchschnittsmaß entschieden überragende Composition ist ferner „Der Edelstein" (Nr. 6) von Wilhelm Mayer in Graz, welcher alternirende und zusammensingende Doppelchöre und dazu noch ein Soloquartett, also 12 Stimmen zu einem kunstvollen und stattlichen Bau vereinigt hat. Allerdings bietet dies ernste Stück der Ausführung mehr Schwierigkeiten, als ein gewöhnliches Jagd- und Trinklied. Aus der Zahl der frischen, munteren Chöre heben sich Dessauers „Turnerlied" (Nr. 41) und „Soldatenlied" (Nr. 46) sehr vortheilhaft heraus, namentlich wird das letztere (mit Trommelbegleitung) nirgends seinen Effect verfehlen. Endlich wäre noch ein und der andere Chor von Julius Hopp, Tauwitz und J. A. Vogel (Nr. 79) zu erwähnen.

Einen national-patriotischen Zweck wie dies „Liederbuch" scheint in kleinerer Form auch ein Heft rumänischer Männerchöre von A. Terschak zu verfolgen. Der als Flötenvirtuose rühmlich bekannte Autor hat dieses Heft unter dem Titel: „4 cantece chorale dein patru voce barbatesci" als Selbstverleger herausgegeben. So wenig es uns auch zukommt, mit Herrn Terschak über den Charakter rumänischer Nationalmusik streiten zu wollen, so können wir doch nicht verschweigen, daß seine Chöre nicht nur keinen eminent rumänischen Charakter besitzen, sondern nicht einmal einen hinreichend starken Anflug vom Volkston. Man vergleiche original-rumänische Volkslieder oder auch nur die treffliche Klavierbearbeitung rumänischer Nationalmelodien durch Mikuli [1], Henri (Ehrlich) [2] u. A. mit den „4 cantece" des Herrn Terschak und urtheile selbst. Der erste Chor „Desteaptate Romane" ist von der ersten bis zur letzten Note unverfälschter deutscher Liedertafelsang, man lege ihn übersetzt irgend einem deutschen Gesangverein vor und sehe zu, ob dieser darin auch nur einen Tropfen fremden Blutes spüren werde. Die drei anderen Chöre klingen, mit wenigen fremdartigen Zügen, gleichfalls überwiegend deutsch; will man einige harte Harmoniefolgen und schlechte Stimmführungen (wie auf S. 14 und 11 [die letzten drei Takte!] der Partitur) oder das billige Auskunftsmittel des Unisono (S. 9 u. 15) als specifisch rumänisches Nationalgut vindiciren, so haben wir nichts dagegen. Wir gönnen diesen Gesängen von Herzen den patriotischen Beifall, den sie daheim ohne Zweifel ernten werden, nur gegen den Anspruch müssen wir protestiren, daß in dem Styl dieser Chöre „die Grundlage zu einer künftigen rumänischen Gesangslitteratur begründet" sei. Das durch keinerlei Uebersetzung verunzierte Heftchen ist sehr hübsch „imprimé à Vienne" und „gravé à Vienne".

Chöre ohne „nationale Bedeutung", aber von reizender Melodienfrische und erquickendem Humor sind die neuesten Compositionen von Engelsberg in Wien. Der (pseudonyme) Componist hat sich mit seinen zwei ersten Werken („Narrenquadrille" und „Ballscenen") bei allen Gesangsvereinen so fest eingebürgert, daß seine neueren Chöre nur genannt zu werden brauchen, um auch schon empfohlen

[1] Douze airs nationaux roumains. Lemberg bei Kalbebach.

[2] Airs nationaux roumains. Wien bei Mechetti.

Digitized by Google

zu sein. Dies sind die zwei größeren scherzhaften Chöre „Doctor Heine“ und „Romancapitel mit unpassenden Mottos“ und vier kürzere: „Pagenlied“, „Nacht liegt auf den fremden Wegen“, „Cupido“ und „Mein Lieb' ist eine Alpnerin“. Diese theils munteren, theils sentimentalen, immer jedoch anmuthigen und sinnigen Stücke haben die Feuerprobe öffentlicher Aufführung bekanntlich in Wien bestanden, bei welchem Anlaß bereits mehr darüber gesagt worden ist.

Die neueste, soeben bei Haslinger erschienene, noch nicht aufgeführte Composition von Engelsberg ist ein größerer Männerchor mit Klavierbegleitung. „Heini von Steyer“. Dies reizende Gedicht von V. Scheffel (dem Verfasser des „Eckehart“) ist von dem Componisten charakteristisch und anmuthig wiedergegeben. Engelsbergs liebenswürdiges, im besten Sinn populäres Talent bewährt sich hier als einer delicaten und ernsten Aufgabe vollkommen gewachsen, ohne sich dabei den mindesten Zwang oder seiner melodiösen Frische Abbruch zu thun.

Zur Kammer- und Klaviermusik hat in neuester Zeit von unseren einheimischen Componisten Herr Karl Goldmark den reichlichsten Beitrag geliefert. Ein Streichquartett in B-moll (Op. 8) ist bei Spina in Wien, ein Klaviertrio (Op. 4, B-dur) bei Kistner in Leipzig erschienen. Beide Compositionen sind bekanntlich in Hellmesbergers Quartettsoiréen mit Beifall vorgeführt und bei diesem Anlasse eingehender besprochen worden, Gleichzeitig sind uns (aus Kistners Verlag) neun Klavierstücke von Goldmark (Op. 5 in 4 Heften) zugekommen, welche den Gesammttitel „Sturm und Drang“ tragen. Der eigenthümliche Charakter der Goldmark'schen Musik spiegelt sich auch in diesen kleinen Formen getreu wieder. Ein männlicher, mitunter an Starrheit grenzender Ernst herrscht darin vor, hier zu leidenschaftlichem, düsterem Pathos sich steigernd, dort in harmonische und rhythmische Grübeleien sich vertiefend. Jede der uns bekannten Compositionen von Goldmark erzwingt sich Respect und namentlich die Anerkennung, daß es dieser eben so aufrichtigen als energischen Individualität heiliger Ernst um die Kunst, und jede Tändelei, jede „Concession“ an den Modegeschmack ihr eine Unmöglichkeit sei. Hingegen vermissen wir eben so gleichmäßig an jedem dieser Werke den freien Aufschwung, die klare Heiterkeit, die wir nach langem Kämpfen, Grollen und Klagen nicht gern entbehren Goldmarks Muse zeigt uns niemals eine freundliche oder gar lächelnde Miene, Anmuth und Liebreiz, überhaupt die Freude an der sinnlichen Schönheit der Musik scheint ihr fremd. Dieser festgehaltene Grundton einer düsteren, bald trostlos verzweifelnden, bald auch kleinlich hadernden, verbissenen Stimmung, erinnert uns beiläufig an das erste Trio von R. Volkmann. Wir wünschen, daß, ebenso wie Volkmanns Talent sich bald zu Klarheit und reicherer Gestaltungskraft durchrang, auch Goldmark die allzu schweren und allzu trüben Elemente seiner Musik abzustreifen vermöchte. Goldmark hat eine bedenkliche Vorliebe für gehäufte Vorhälte, frei eintretende Dissonanzen, für die große und kleine Secunde, den übermäßigen Dreiklang, kurz für alles, was das musikalische Colorit trüb, unbestimmt und unruhig macht. Der Hörer sehnt sich mitunter nach 2 bis 4 Takten unverkünstelter, singender Melodie, nach ein

Digitized by Google

paar gesunden reinen Dreiklängen. Die neuen Klavierstücke Goldmarks sind in dieser Hinsicht bezeichnend, denn gewiß wird man in so kleinen, knappen Formen noch am ehesten Stellen von ruhiger Rhythmik, einfacher, durchsichtiger Harmonie und vielleicht (es ist doch gerade keine Sünde) von melodischem Reiz erwarten dürfen. Nun sehe man aber beispielsweise das weitaus einfachste und melodiöseste Stück der Sammlung (Nr. 7) „Erinnerung" an und bemerke, wie dem Componisten förmlich nicht wohl ist, wenn die Oberstimme ein d bringt, ohne daß in dem begleitenden Accord c oder es dazu erklingt. Noch ausgebildeter ist diese Dissonanzenpassion in Nr. 6 „Traumgestalten". Ein anderes Stück, Nr. 8, erregte uns durch seine Aufschrift: „Im Turnier" die Erwartung einer ritterlich beherzten, kampflustigen, triumphirenden Stimmung, in Wirklichkeit läßt es mit seiner grübelnden, künstelnden Harmonisirung eine solche Vorstellung kaum aufkommen. Als die bedeutendste Nummer erschien uns die erste („Am Kreuzweg"), ein eigenthümliches, energisches Nachtstück, dessen Mittelsatz in H-dur leider das Ohr durch sein consequentes, wahrhaft grausames Dissoniren auf eine zu harte Probe stellt. Nr. 3 („Trostlos") bildet eine Art Seitenstück dazu, die pathetisch klagende, langgezogene, mit krausem, raschem Geschnörkel verbrämte Melodie erinnert ein wenig an arabische und hebräische Weisen. Die Majorität der Spieler dürfte sich für das „Scherzo" (Nr. 2) entscheiden, das zwar weniger eigenthümlich, dafür aber wohlklingender und abgerundeter ist als die übrigen Stücke. Die schöne Ausstattung dieser Hefte verdient alles Lob.

Nebst dem Goldmark'schen Quartett hat C. A. Spina, unsere thätigste Verlagshandlung, eine nicht geringe Anzahl von Neuigkeiten vorzuweisen. Die Salonstücke, Potpourris u. dgl. bei Seite lassend (was für den Verleger am einträglichsten, ist dem Kritiker meist am uninteressantesten), heben wir aus Spina's Novitäten nur einige hervor. Zunächst begegnen uns die verehrten Namen von zwei älteren Tonsetzern: Karl Löwe und Moriz Hauptmann. Der erstere, der berühmte Balladencomponist, giebt uns in zwei neuen Gesängen (Op. 134 und 135) ein Zeichen seines Lebens oder Balladencomponirens, was bei dem greisen Sänger von Stettin auf Eins herauskommt. In der That haben die Jahre ihm nichts von der alten Balladenpassion genommen, der wir in früherer Zeit so köstliche Blüthen verdanken. Was die beiden neuen Stücke dieser Gattung betrifft, „Agnete" (Ballade in 4 Abtheilungen von Louise v. Plönnies) und „Nebo" (Gedicht von Freiligrath) so finden wir darin mehr Löwe's alte Manieren (auch die minder löblichen) als seine alte Kraft — die Pietät muß hier dem wirklichen Kunstgenuß schon mit einiger Anstrengung zu Hülfe kommen. Das glückliche Anschlagen des ruhigen, einfach und doch warm erzählenden Tones erinnert noch jetzt an den alten Meister, aber nur zu Vieles klingt matt und veraltet. Wir erinnern nur an gewisse trivial opernhafte Gesangscadenzen, z. B. an die des sterbenden Moses in „Nebo", an die zahlreichen, kleinlich geputzten, kindischen Zwischenspiele, die sich in der „Agnete" (nach jeder Strophe der dritten Ballade) zu förmlichen Klavieretuden ausweiten. Was Moriz Hauptmann, den würdigen

Digitized by Google

Leipziger Cantor und Musikdirector betrifft, so ist er mit Recht mehr als Theoretiker geschätzt, denn als Componist, Die „Zwölf Klavierstücke" (Op. 12), welche jetzt in geschmackvoller zweiter Ausgabe erschienen sind, enthalten einen tüchtigen Kern und lassen bei aller Bescheidenheit der Form die sichere, sorgsame Hand des Contrapunktikers nicht vermissen. Allein die Originalität und schöpferische Kraft in diesen Stücken ist gering, es haftet ihnen durchweg etwas Trockenheit und bürgerliche Behäbigkeit an, die uns vornehmlich in den „Ländlern" etwas fremdartig und halb verstorben anschaut. Vielleicht rühren diese zwölf Klavierstücke noch aus Hauptmanns Aufenthalt in Wien, wo er, unter Spohr, Primgeiger im Theater an der Wien war Dann wären sie 50 Jahre alt, ein hohes Alter für kleine Klavierstücke und gewiß nur von wenigen dieser Art überschritten.

Jugendlichen Herzschlags und moderner Haltung tritt uns als Gegensatz zu diesen Heften eine Mazurka von Charles Mikuli (Op. 10) entgegen. Dieser in seiner Vaterstadt Lemberg, ja in ganz Polen hochgeschätzte Tonsetzer hat nur wenige seiner Compositionen veröffentlicht, und nach der erwähnten Mazurka zu schließen, that er sehr Unrecht daran. Daß jede neue Mazurka, namentlich echt polnischen Ursprunges, ein wenig an Chopin erinnert, das ist wie ein Naturgesetz, dem niemand ganz entrinnen kann. Auch Mikuli nicht. Indeß ist seine Mazurka die hübscheste, die uns seit Chopin vorgekommen, sinnig und graziös, voll feiner Züge in Melodie und Harmonisirung und doch ohne jene unleidliche Affectation der späteren Chopin'schen Schule, welche vor lauter „geistreicher" Zuspitzung keinen gesunden Dreiklang und kein zusammenhängendes Thema duldet.

Drei neue Lieder von Alex. Winterberger (Op. 13) dünken uns nicht hervorragend, keineswegs sind sie den feinen, zierlichen Blüthen gleichzustellen, welche sich in den früheren Sammlungen dieses Componisten vorfinden. Auch „Sechs Lieder" (Op. 32) von Theodor Leschetizky haben uns kühl gelassen, so sorgfältig der Componist auch dabei zu Werk gegangen ist und so sehr er alles Triviale zu vermeiden wußte. Was den Liedern fehlt ist Kraft und Originalität der Melodien, sie kann durch die äußerst sorgfältige Declamation nicht ersetzt werden. Im Gegentheil ist der vorherrschend declamatorische Accent, verbunden mit einer an Schumann lehnenden unruhigen Harmonisirung, dem Totaleindruck dieser Lieder eher ungünstig als fördernd. Am hübschesten finden wir das letzte, etwas volksthümlich gehaltene Lied „Waldvöglein", während die anderen zum Theil schon durch die Wahl der Texte leiden. So ist Geibels etwas nüchtern reflectirender „Mittagszauber" nicht recht musikalisch, ebenso Bakody's „Wir drei", ein Epigramm in drei Strophen, das durch die nachdrückliche Breite der Musik nur verlieren kann. Karl Reinecke's Bearbeitung der „Müllerlieder" von Franz Schubert für Klavier allein wird bald viele Freunde finden — schade nur, daß ihr nicht die neueste, wahrheitsgetreue Ausgabe dieser Lieder zu Grunde gelegt ist. Die Worte sind überall der Oberstimme beigedruckt, eine glückliche Einrichtung, welche dem Spieler den Genuß erhöht und den Vortrag erleichtert. Schließlich müssen wir noch mit aufrichtigem Lobe einen neuen Verlagsartikel

Digitized by Google

Spina's hervorheben, weniger des Inhaltes als der Form wegen: Verdi's „Trovatore" mit deutschem und italienischem Text. Es ist dies der erste in Oesterreich erscheinende Opernklavierauszug in dem bequemen, gefälligen und billigen Octavformat, welches in Paris seit Jahren vorherrscht und endlich auch in Deutschland, ja selbst bei Ricordi in Mailand sich Bahn bricht. Daß dieser conservativste aller Verleger seine Opern jetzt im Octavformat und mit Violin- und Baßschlüssel erscheinen läßt (er war der letzte, der treu an den alten Schlüsseln hing) ist der größte Sieg moderner Ideen. Wir haben so oft mündlich und schriftlich Lanzen für das moderne französische Format und die billigere Herstellung der Opernauszüge gebrochen, daß wir Herrn Spina ob des muthigen Anfanges, den er damit in Oesterreich macht, beglückwünschen müssen. Der Spina'sche „Trovatore", in Papier, Druck und Format ungleich schöner als die bekannte Ricordi'sche Ausgabe, kostet etwas über 4 fl, also beinahe den vierten Theil des gewöhnlichen Preises einer Oper im Quartformat oder Großfolio. In gleicher Weise hat Spina auch Offenbachs „Schöne Georgierinnen" (mit deutschem und französischem Text) verlegt. Es wäre zu wünschen, daß allmälig auch solche bequeme und billige Ausgaben guter deutscher Opern veranstaltet würden. Hunderte von Musikfreunden würden sich gern zu solchem Preis die namhaftesten Opern von Spohr, Marschner, Lortzing, Kreutzer und das Beste der älteren französischen und italienischen Opernlitteratur anschaffen, während jetzt die theueren 8 und 10 Thalerausgaben niemand kauft. In Paris findet man bei jedem Theaterfreund die Opern Meyerbeers, Halevy's, Aubers, Gounods in zierlichen Octavbänden, während bei uns ein kleines Capital dazu gehört, sie in den großen deutschen Ausgaben zu erwerben.

Noch liegen einige neue Klaviercompositionen von Wiener Componisten vor uns. Recht vortheilhaft machen sich darunter bemerkbar: „6 Phantasiestücke" von C. M. v. Savenau (Op. 10), Charakterstücke in Mendelssohn-Schumann'scher Manier, welche ein sinniges Gemüth und eine geschulte Hand verrathen. Sehr an Mendelssohns Ausdrucksweise mahnt ein „Allegro" von Joseph Weidner, nicht undankbar für tüchtige Spieler, aber etwas monoton in seiner trüb-sentimentalen Weise, jedenfalls mehr äußerlich unruhig als wahrhaft innerlich bewegt. Zwei Hefte „Hochzeitstänze" (Op. 5) und zwei Charakterstücke (Op. 6) von Hans Schmitt sind recht angenehm hinfließende Kleinigkeiten, welche jungen Pianisten und Pianistinnen empfohlen werden können. Der sorgsam bezeichnete Fingersatz deutet schon auf den vorzugsweise instructiven Zweck, den der mit Recht geschätzte Klavierlehrer bei diesen gefälligen, vom höheren Standpunkt nicht bedeutenden Stücken im Auge gehabt. Kräftiger und origineller lassen sich einige Klavierstücke von E. Kremser an. Eine Partie „Variationen über ein norwegisches Volkslied" von Karl Nawratil verräth einen ernsten, tüchtig geschulten Componisten von nicht geringer harmonischer und figuraler Combinationsgabe. Hätte der Componist seinen Redefluß nur etwas mehr gedämmt und einige der unbedeutenderen oder einander gar zu ähnlichen Variationen (es sind ihrer nicht weniger als achtzehn) zu Gunsten des

Digitized by Google

Totaleffects unterdrückt, so würde das jedenfalls beachtungswerthe Heft noch mehr gewonnen haben.

Angehenden Orgelspielern sind die (M. Hauptmann gewidmeten) „Hundert Präludien" von Joh. Beranek zu empfehlen. Wenn wir eine Partie vierhändiger Variationen von G. Nottebohm (Op. 17) zuletzt nennen, so wollten wir uns damit nur das Beste für den Schluß verspart haben und mit dem freudigen Eindruck einer ganz ungetrübten, lebhaften Anerkennung diese kleine Umschau beenden. Nottebohms Variationen, die eine ungemein schöne Sarabande von Seb. Bach (aus der französischen D-moll-Suite) zum Thema haben, sind nicht nur das Bedeutendste, was dieser allzu karge Componist bisher veröffentlicht hat, sondern eine der schönsten Zierden der Variationenlitteratur überhaupt. Mit großem Formenreichthum und beweglichster Phantasie geht hier wahrhaft classische Durchsichtigkeit, Klarheit und Ruhe Hand in Hand. Ein eben so männlicher als milder, geläuterter Geist spricht aus jedem dieser schön gemeißelten Takte und faßt die wechselnde Bilderreihe zu einem stimmungsvoll einheitlichen Ganzen zusammen. Wir müssen uns eine Analyse dieses feinen musikalischen Geäders hier versagen, das uns bei jeder neuen Durchsicht neu erfreut hat. Seht selbst, ihr Pianisten, und spielet.

Dr. E. H.

Neue Romane.

(Der historische Roman. — „Kaunitz", von L. Sacher-Masoch. Prag 1865, A. Credner. — „Tzarogy", von E. Freiherrn v. Bibra. Jena und Leipzig 1865, Costenoble. — „Die Insurgenten", von Aug. Lewald. Schaffhausen 1865, Hurter. — Der Tendenzroman.)

Bedenkt man die große Mannigfaltigkeit moderner Verhältnisse und dazu die große Freiheit, welche dem Romane im Gegensatz zu anderen dichterischen Productionen von der Aesthetik zugestanden wird, so muß man staunen, daß noch historische Romane geschrieben werden, wenn nicht ein besonders für dieses Genre organisirtes Talent vorhanden ist. Die Erklärung liegt darin, daß eben die Talentlosigkeit mit dem schon halb fertigen Material des historischen Romans leichter zurechtkommt, als mit dem unmittelbaren Leben, dessen Quellen nicht zu jedermanns bequemen Gebrauch in Encyklopädien und in der „Biographie universelle" fließen, sondern sogar schwerer sich aufthun als Hof- und Staatsarchive dem Forscher, indem sie nur einem seltenen Verein von Erfahrung, Beobachtung und Scharfsinn der Combinationen ganz zugänglich werden.

Saturn, der seine Kinder verschlingt, sieht wie in einem Vexirspiegel sich und seine Kinder tausendfach vervielfältigt in den langen Winterabenden, welche Romane verschlingen, Geschöpfe, die ihre Existenz eben wieder nur dem Vor-

Digitized by Google

handensein der langen Abende in unserem Norden verdanken. Italien und Spanien erzeugen bei weitem nicht so viele Romane, wie Frankreich, dieses nicht so viele wie Deutschland, während dieses wieder von den scandinavischen Ländern im Verhältniß zu ihrer Bevölkerungszahl übertroffen wird. Der Winterabend ist der Apollo des Romans und wo dieser durchaus keinen andern Vater hat, da sieht er ihm auch verzweifelt ähnlich und ist so finster und öde, so trostlos und verdrießlich wie ein langer einsamer deutscher Winterabend.

Das gilt besonders vom historischen Roman in Deutschland, weil er hier am fleißigsten verfertigt wird. Der litterarische Genius unseres Volkes hat in der Lyrik und in der Philosophie Tiefen und Höhen bezwungen, zu denen erst ein Jahrhundert fernerer Cultur andere Nationen geleiten wird. In der untergeordneten Art des Romans sind gleich außerordentliche Zielpunkte nicht erreicht worden, aus Ursachen, die bei weitem mehr in der Geschichte als in der geistigen Kraft der Nation wurzeln. Doch ist es nun einmal so, und daß der Deutsche auf diesem Gebiete nur höchst selten etwas Genießbares producirt, mag im organischem Zusammenhang damit stehen, daß er gerade in dieser Sorte das Ungenießbarste verdaut, wie die verblüffenden Erfolge der Romanefabrication aus historischem Rohstoff lehren.

Dabei braucht man keineswegs ausschließlich an Louise Mühlbach zu denken. Auch der unter dem Namen Ratcliffe schreibende Gödsche in Berlin erheitert; Rau, der für die Buchhandlung Herbig in Leipzig arbeitende L. Hebert, von denen besonders die letzten zwei nicht einmal mit unserm vaterländischen Eduard Breier, der auch gerade kein feingebildeter Geist ist, an urwüchsigem Talent sich messen können, geben Veranlassung sich die Frage zu stellen, ob eine andere Nation, die nicht eine gelehrte, nicht ein Volk von Denkern genannt wird, sich derartige Verballhornungen seiner Geschichte, solche ernsthaft gemeinte Caricaturen seiner großen Männer nicht nur geduldig gefallen ließe, sondern durch lohnenden Beifall immer von neuem wieder hervorlockte.

Es war nicht immer so schlecht mit dem deutschen Roman bestellt und wirft man einen Blick auf seine zahlreichen Leistungen unmittelbar vor 1848, von denen ganze Reihen zu nennen wären, die aus keinem gewichtigeren Grunde nicht mehr gelesen werden, als weil man sie für aus der Mode gekommen hält, so muß man annehmen, daß den begabteren Geistern bei uns mit sehr wenigen Ausnahmen seit jener Epoche die Sammlung, die Ruhe fehlt, die, um als epische den Roman zu durchdringen, im Gemüth des Autors vorhanden sein muß. Einer von den Tagesschreibern, welche durch Mangel an Achtung vor dem Geiste glauben machen wollen, daß sie selbst welchen besäßen und denen von dem Vorwurf, welchen sich einst die nach Frankreich zurückgekehrten Legitimisten zuzogen, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hätten, nur die erste Hälfte gebührt, versuchte jüngst die geringe Schätzung, die ich in diesen Blättern dem modernen deutschen Roman angedeihen ließ, durch die Bemerkung, daß er in früherer Zeit viel schlechter gewesen wäre, außer Geltung zu bringen. Zu diesem Zweck wurde eine Reihe älterer Schriftsteller namentlich angeführt und unter diesen auch Spindler! Man muß sein Urtheil

Digitized by Google

gänzlich vom Hörensagen haben, und was man hörte, muß in Kreisen gesagt worden sein, die ihre Bildung ausschließlich dem Modejournal entnehmen, um mit solcher Wegwerfung von einem so ganz außerordentlichen Talent, wie Spindler, zu sprechen, der, wenn auch augenblicklich bei Seite geschoben, und zwar mehr von der Laune des großen Publicums, von der Sucht nach Neuem, als von Geschmack und Urtheil, einst noch eine Fundgrube für den Lesegenuß sein wird und unter den zahlreichen Schriftstellern, die gleich ihm nur auf die Unterhaltung der Massen bedacht sind, ohne auf eine höhere litterarische Bedeutung Anspruch zu machen, heute keinen Nachfolger hat, der ihm in dem Farbenreichthum epischer Darstellung und in der Energie der Erfindung ebenbürtig wäre.

Mit der Schonung, die der Jagdfreund für ein selten gewordenes Wild hat, sollte man hegen und pflegen, was immer Hoffnung giebt, die fast ausgestorbene Art anspruchsloser guter Erzähler fortzupflanzen, an denen Deutschland einst so reich war. Vor ungefähr zehn Jahren erschien „Eine galizische Geschichte", ein kleiner Roman, welcher unabhängig von der Stellung, die er zu politischen Erregungen des Tages nahm (und diese Stellung war ein lebendiger Ausdruck des österreichischen Bewußtseins), als der erste glückliche Wurf eines Erzähler-Talentes begrüßt wurde. Der Verfasser, Sacher-Masoch, hat jetzt einen „culturhistorischen Roman" in zwei Büchern unter dem Titel „Kaunitz" veröffentlicht. Aus dem Leben des nächst großen Mannes, der in Oesterreich auf Eugen von Savoyen folgte, ist der folgenreiche Aufenthalt des Ministers in Frankreich gewählt, wo er unter der Maske des ausschließlich mit dem geistreichen Tand französischen Lebens beschäftigten Cavaliers eine der unerwartetsten und merkwürdigsten Wendungen der Politik Oesterreichs im vorigen Jahrhundert vorbereitete. Für manchen Leser ist es vielleicht eine Enttäuschung, wenn er auf diese Weise das „culturhistorische" Moment ganz und gar auf Frankreich bezogen sieht, während der Titel ihn verleitete, es mit Zuständen des deutschen Oesterreich in Verbindung zu bringen. Allein, welche französische Epoche könnte auch durch größeres Interesse für das vergeblich Erwartete entschädigen, als die Zeit, da die Philosopheme der Encyklopädisten Zustände und Sitten zu tingiren begannen und selbst die Großen der Erde mit den Zündstoffen, welche in naher Zukunft vulcanisch gegen sie explodiren sollten, wie mit ungefährlichen Zimmerfeuerwerken in ihren Salons spielten.

Der vorliegende Roman skizzirt diese Zeit mit dem Verständniß ihrer Elemente nicht nur, auch mit dem Geist und dem Witz, die man selbst besitzen muß, um künstlerisch wieder zu gestalten, was ganz davon durchdrungen war. Was aber das Wesentliche für den Roman ist, er unterhält; mit Vergnügen sieht man die politischen und gesellschaftlichen Intriguen sich in einander schlingen und sich befriedigend lösen. Hat doch auch das zweite Buch „Die Verse Friedrichs des Großen" den Verfasser wie unwillkürlich zu dramatischer Gestaltung angeregt. Als Roman leiden beide Abtheilungen nur durch den Styl. Er fließt nicht, sondern er springt; er führt den Leser nicht unmerklich mit sich fort, wie ein sanfter Strom den Kahn, er läßt ihn vielmehr fortwährend über Schlußpunkte hüpfen. Durch diese halb-

Digitized by Google

erstickte Erzählungsweise geht viel von dem breiten, epischen Behagen verloren, welches ein guter Roman haben und erregen muß und wozu dem vorliegenden die Erfindung allerdings behüflich sein könnte.

Zu läugnen ist auch nicht, daß man zum vollen Genuß des Gebotenen nicht an „Thomas Tyrnau" denken darf. Denn wie sorgfältig der Verfasser auch seinen Kaunitz studirt und gezeichnet hat, er macht nirgends den gewaltigen Eindruck, wie in dem Roman der Frau von Paalzow, welche ebenfalls in die Reihe der guten Erzähler gehört, an denen Deutschland im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts um so viel reicher war als in unseren bewegteren Tagen.

Endlich wäre Herr Sacher-Masoch aufmerksam zu machen, wie seltsam eine so stark ausgesprochene Hinneigung zu slavischen Beziehungen, daß sie beinahe wie eine tendentiöse Abwendung vom Deutschthum erscheint, einem Buche ansteht, welches so gut als möglich in deutscher Sprache geschrieben, nach der Gunst deutscher Leser verlangt. Es mag immerhin erklärlich sein, wenn ein Deutscher, der den eigenthümlichen Reiz urslavischer Weltanschauung auf Reisen oder durch Jugendeindrücke kennen gelernt hat, eine Zeitlang in Versuchung kömmt, den anziehenden wenn auch unklaren Pessimismus jener Anschauung für den Schlüssel aller Dinge und selbst geschichtlicher Räthsel zu halten. Allein sobald er sich auf die Bildung der eigenen Nation besinnt, muß er erkennen, daß der deutsche Geist auch dieser süßmelancholischen, mit dem Dulden zufriedenen Auffassung des „Jammerthals" in einigen seiner Philosophen eine Begründung und eine Vertiefung gab, daß man mit hellem Auge nicht mehr Lust haben kann, den gleichen Inhalt dort zu suchen, wo er sich nur instinctmäßig, nur ahnungsvoll und seiner selbst unbewußt geltend macht.

Mit Sorgfalt hebt der Verfasser hervor, daß Kaunitz, dessen Familiengüter in Mähren lagen, schon dem Namen nach ein Slave war, sich auch in seiner Persönlichkeit als kein Deutscher gefühlt hätte und mit seiner Thätigkeit als Minister und mit seiner diplomatischen Kunst sogar in einen bewußten Gegensatz zur deutschen Politik gekommen wäre. Es ginge nicht an, dagegen mit historischen Gründen zu streiten, weil sich der Dichter auf seine Freiheit berufen könnte, nach welcher ihm die Geschichte zu allerletzt erst Geschichte, in erster Reihe aber Gelegenheit zum Gedichte ist. Wenn man jedoch bemerkt, daß jene deutschfeindliche Wendung hier zur Grundlage und zum Aufbau der Dichtung nicht wesentlich nothwendig ist, so ist hinwieder dem Dichter, und zwar aus denselben Gründen poetischer Freiheit das Recht genommen, sich für seine Auffassung aus der Geschichte die Rechtfertigung zu holen. Man kann nur hoffen, diesen Fehlzug in den künftigen Leistungen des talentvollen Verfassers vermieden zu sehen. Denn es wäre nicht nur unzulässig, sondern auch im höchsten Grade drollig, wenn er in deutschen Büchern, nach deutschem Beifall ringend, Abneigung gegen deutsches Wesen an den Tag legte. Bis zu diesem Grade kosmopolitisch zu sein, haben wir bereits aufgehört und namentlich wir Deutsche in Oesterreich!

Seltsame Verlegenheit kann einem forschenden Leser der Roman „Tzarogy" von Ernst von Bibra bereiten. Denn ist man geneigt und als Kritiker verpflichtet

Digitized by Google

den Dingen möglichst auf den Grund zu gehen, so fragt man sich vergebens nach dem Grunde, aus welchem der vorliegende Roman geschrieben sein konnte, nachdem man an ziemlich vorgerückter Stelle auf das Geständniß des Verfassers stößt, daß er herzlich langweilige Geschichten erzählt und nicht zweifeln kann, daß dies nicht falsche Bescheidenheit, sondern offene Treuherzigkeit spricht. Der Lyriker, der erklärte, wenn er seine Gedichte nicht für die besten hielte, die möglich sind, so würde er sie ja besser gemacht haben (wie Hebbel in einem Distichon erzählte), schien bisher den einzigen genügenden Entstehungsgrund für schlechte Bücher angegeben zu haben.

Graf Tzarogy nannte sich ein merkwürdiger Gauner, der in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts kleine Städte und Staaten Deutschlands seltsam aufregte. Er ließ durchblicken, daß er eigentlich der berühmte, für verstorben und verschollen gehaltene Graf Saint-Germain wäre, suchte wie dieser durch Beweise eines übermenschlich hohen Alters bei Unveränderlichkeit des Aeußern zu verblüffen, gab vor, daß er aller Menschen Länder und Sprachen kennen gelernt hätte, machte musikalische und schriftliche Kunststücke, führte Automaten, Curiositäten und Edelsteine mit sich und bethörte Viele durch die Angabe, im Besitz naturwissenschaftlicher Geheimnisse zu sein, welche zu industriellen und anderen Unternehmungen verlockten, deren Kosten ihn bereichern sollten, bis er noch so weit rechtzeitig entlarvt wurde, daß etwas von dem angerichteten Schaden wieder gut gemacht werden konnte. Dies alles ist so ziemlich criminalpolizeilich festgestellt, bildet aber auch den Inhalt der vorliegenden drei Bände, ohne die würzige Zuthat, daß man die Geprellten belachen könnte. Was dazu veranlassen soll, ist barok und macht mehr schaudern, als daß es erheitern würde.

Ernst von Bibra ist auf dem Umweg über Süd-America zwar nicht in die Litteratur, aber doch in den Buchhandel gerathen. Angeregt durch äußere Umstände, namentlich durch einen freundschaftlichen Rath Gerstäckers, die zurückgelegten Reisen zu schildern, fuhr Bibra fort, Bücher zu schreiben, nachdem ihm längst der Stoff ausgegangen war, und scheint nun ganz und gar ein erschöpfter Vielschreiber geworden zu sein. Der für den Roman ohnehin schon so oft verwerthete Saint-Germain muß, um zu interessiren, nothwendig in sehr pikante Verhältnisse eingreifen, wie sie sich in den höheren Ständen bilden, in verwickelte Intriguen, die zu ihrer Entwirrung einer Zauberhand zu bedürfen scheinen. Wie mächtig hat durch solche Mittel der ältere Dumas und mancher andere Franzose den Typus der Tzarogy, Saint-Germains ꝛc. wirken zu lassen vermocht. Auch der russische Dichter Puschkin hat, an Cagliostro anknüpfend, diesen Weg eingeschlagen, um eine wunderhübsche Novelle zu schreiben. Ernst von Bibra, obgleich selbst Baron, verlegt seine Erfindung in gar zu bürgerliche Kreise, welche zu ihrem Glück nicht das Raffinement der Situationen und Beziehungen aufzuweisen haben, um den Combinationen und listigen Streichen des Betrügers ein Feld zu öffnen, auf welchem die den Leser unterhaltenden und überraschenden Effecte gedeihen könnten. Was den Leuten im vorliegenden Buche mit dem großen Gauner begegnet, ist, wo es nicht durch seine

Digitized by Google

Gewöhnlichkeit langweilt, unheimlich durch seine Erzwungenheit, von der schon das Aussinnen von Namen, wie Tellerfink, Taubenfieber ꝛc. eine Probe giebt.

Unbehaglich stimmen „Die Insurgenten" von August Lewald, doch ist es allerdings für die Kritik mit dem einfachen Ausdruck des Unbehagens nicht abgethan, weil dieses nicht eben aus den ästhetischen Mängeln des Werkes hervorgeht. August Lewald war eines der ersten feuilletonistischen Talente Deutschlands. Mit diesem Zahlwort sei weniger ein Rang als eine chronologische Ordnung bezeichnet. In der That, lange vor 1848, als das Wort und die Sache in Deutschland noch ziemlich unbekannt waren, schrieb A. Lewald Feuilletons, bald in Journalform, bald zu Büchern zusammengestellt, immer angefüllt mit dem Geplauder über Theater und Kunst der Zeit, immer bemüht das französische Vorbild an Grazie zu erreichen und es ihm auch in der Ungenirtheit gleich zu thun: wenn das Epigramm, das attische Salz überhaupt nicht mehr zu Gebote stand, es durch die Frivolität zu ersetzen in Form der Anekdote oder auch der persönlichen Indiscretion.

Aus den beaux restes dieses Talentes bauen sich nun auch die neueren Romane A. Lewald's auf, nur wird ein ganz davon verschiedener Effect damit bezweckt und zum Theil auch bewirkt. Die leisen Anklänge an die ehemalige Frivolität wollen nicht wie diese reizen, sondern im Gegentheile schrecken. Es zeigt sich statt der Nacktheit des Fleisches die Nacktheit des Knochens. Damit ist schon angedeutet, daß es in diesen Productionen nicht ohne das Hervortreten einer gewissen „Tendenz" abläuft, nicht ohne eine unheimliche Verquickung von Frömmigkeit und Schöngeistigkeit.

Wie wenig wird damit dem künstlerischen Zweck gedient, ja wie sehr wird ihm damit geschadet! Der Dichter hält offene Tafel, er ladet zu seinem Werke Alle ohne Unterschied, wenn sie sich nur der Poesie gegenüber als genußfähig bekennen, und darunter können Menschen von allen Gesinnungen, Glaubenssätzen und Weltanschauungen sein. Als guter Wirth hat er die Pflicht, keinen seiner Gäste in dem zu beleidigen, was dieser während des Gastmahls zu Hause läßt. Der Dichter als solcher gehört daher zu keiner Fraction, Clique, Partei, besonderen Gemeinde. Der Satz, welchen die Philosophie metaphysisch zu Geltung brachte, daß alles Bestimmte zugleich ein Beschränktes ist, hat dem Künstler als ästhetischer Grundpfeiler zu dienen im Verhältniß seiner Werke zu den sich bekämpfenden Meinungen dieser Welt. Denn er hat einzig und allein auf das Allen Gemeinsame zu wirken, auf das Gefühl des Guten, des Wahren und Schönen, unabhängig davon wie und wie verschieden sie sich es in ihrem Verstande zurechtlegen. Gegen diese Urbedingung künstlerischer Wirkung ist in 40 Bänden von Goethe nicht gesündigt worden. Sein Name läßt sich mit dem Begriff der Tendenz gar nicht in irgend einer Weise verknüpfen.

Gesetzt aber auch, bei Tendenzdichtungen käme die künstlerische Wirkung erst in zweiter Reihe in Betracht, erreichen sie auf dem Wege der Poesie ihren eigentlichen Zweck, für irgend eine besondere Meinung Proselyten zu gewinnen? Ist

Digitized by Google

dieser Weg namentlich in dem Falle der richtige, wenn die betreffende Tendenz die Mehrzahl der Zeitgenossen gleichgültig läßt, oder gar mit Widerstand erfüllt?

Genz schrieb einst das weise Wort: „In diesen Zeiten der Auflösung müssen sehr Viele, das versteht sich von selbst, an der Cultur des Menschengeschlechtes arbeiten; aber Einige müssen sich schlechterdings ganz dem schweren, dem undankbaren, dem gefahrvollen Geschäft widmen, das Uebermaß dieser Cultur zu bekämpfen".

Es wird Niemand behaupten wollen, daß es gerade die Poesie wäre, welche undankbare und gefahrvolle Geschäfte zu verrichten von Natur aus die Bestimmung hätte. Solche Geschäfte werden gleich den Polizeidiensten im Staate von Organen geübt, die an sich sehr respectabel sein mögen, aber gewiß nicht mit der Begeisterung des Poeten in irgend einer Verbindung stehen.

Hieronymus Lorm.

Kurze kritische Besprechungen.

Wien zwischen den Jahren 1605 und 1613. Aufgenommen von Jakob Houfnagel. Verlag und Photographie von Miethke und Wawra, Wien 1865.

S. Die Vogelperspective der Stadt Wien von Houfnagel gehört durch die zahllosen Copien, welche von ihr in allen Formaten erschienen sind, wohl zu den bekannteren Blättern, aber keine dieser Nachbildungen aus alter und neuer Zeit kommt nur entfernt dem Originale nahe, welches durch genaue Aufnahme jedes einzelnen Hauses, ja sogar der charakteristischen Staffage der Plätze, des Donauufers und der nächsten Umgebung ein bis in die kleinsten Details anschauliches Spiegelbild der Stadt vor mehr als 250 Jahren giebt. Diese Genauigkeit der Darstellung ist neben dem sorgfältigen Fleiße der Aufnahme durch die Größe der Abbildung ermöglicht, welche in der ältesten Ausgabe, durch Clas Jan Visscher in Amsterdam 1640, für die sechs Querfolioblätter zusammen 145 Centimeter in der Breite und 69 in der Höhe beträgt. Dieses Format wurde von keinem der vielen Nachstiche nur im entferntesten erreicht. Die Copie in Brauns Städtebuch umfaßt nur ein Folioblatt und ist auf den sechsten Theil der großen Ansicht reducirt. Es ist zwar auffällig, daß diese Ansicht 22 Jahre vor dem Originale erschienen ist, da doch dieses die Angabe primum aeneis descriptam typis enthält. Der Anachronismus klärt sich aber dadurch auf, daß auch die Ansicht in Brauns Buch von Houfnagel ausgeführt ist. Denn abgesehen, daß sie in der Arbeit ganz den Charakter der großen Ansicht trägt, so haben die meisten Abbildungen der übrigen österreichischen Städte in Brauns Werk die ausdrückliche Angabe: Communicatum a Georgio Houfnagel, depictum a filio Jacobo. Der Vater redigirte sonach einen Theil des großen Werkes, der Sohn lieferte die Zeichnungen, und darunter auch jene von Wien, zu deren Verwerthung sich hier günstige und frühere Gelegenheit gab, als zur Ausführung des großen, Zeit und Geldaufwand erfordernden Stiches. Noch weit mehr reducirt sind die sonstigen Copien, wie jene von Danckerts in Amsterdam, in Merians Topographie 1642, welche letztere, nur 19 Centimeter hoch und 32 breit, wieder die zahlreichsten Nachbildungen

Digitized by Google

erfuhr, darunter 1854 in G. A. Schimmers „Altem Wien" und 1864 und 1865 zu den beiden Auflagen des Werkes von K. Weiß: „Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken".

Diese Copien konnten dem größeren Publicum genügen, wo es sich aber um eingehende Forschung handelte, da mußte immer wieder auf das Original zurückgegriffen werden, welches durch die Ausführlichkeit seiner Details in vielen Partien klaren Einblick und lehrreiche Aufschlüsse bietet, wo jene verkleinerten Nachbildungen im Stiche lassen. Houfnagels Vogelperspective bildet daher eine der wichtigsten Quellen für die Topographie des alten Wien, und wurde als solche auch vielfach benützt, wie z. B. viele der Illustrationen zu Schlagers werthvollen Wiener Skizzen, der Stephansfreithof, hohe Markt, die Peterskirche mit ihrer Umgebung, der Rothethurm, das Rathhaus Copien aus dieser Ansicht sind.

Solcher für die Pflege der Stadtgeschichte höchst werthvoller Benützung steht aber die ungemeine Seltenheit des Originales als unbezwingliches Hinderniß entgegen. Nur in zwei Sammlungen Wiens, der Hofbibliothek und jener des FZM. Ritter v. Hauslab finden sich Abdrücke jener ältesten Ausgabe, wozu noch einer in der städtischen Bibliothek kommt, auf welchem zwar die innere Stadt unverändert ist, die Lucken rings um dieselbe, auf dem späteren Glacisraume, aber ausgeschliffen sind, um Platz für die auf der ersten Ausgabe fehlenden Vorwerke der Stadtbefestigung zu machen. So geistreich die neue, wahrscheinlich dem Griffel des Niederländers Romein de Hooghe entstammende Staffage des Bildes ist, so vermag sie doch nicht den Verlust jener älteren charakteristischen Siedelungen rings um die Stadtmauer zu ersetzen.

Es war daher längst der sehnliche Wunsch aller Sammler und Forscher, die merkwürdige Abbildung in genauer Nachbildung zu besitzen, und es verdient die strebsame Kunsthandlung Miethke u. Wawra vollste Anerkennung, daß sie eine solche durch photographische Vervielfältigung unternahm. FZM. Ritter v. Hauslab hat dazu liberal sein Original zur Benützung gegeben und der Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften, Dr. Th. G. v. Karajan die Erklärung der Ziffern, von welcher nur ein Exemplar zu jener späteren, umgearbeiteten Ausgabe sich findet, nach sonstigen Quellen für die älteste Ausgabe wieder hergestellt. Eine höchst erwünschte Beigabe ist die von dem letzteren Gelehrten gegebene Feststellung der Aufnahme Houfnagels innerhalb einer Zeit von 6 Jahren, zwischen 1605 und 1613, mit Beibringung neu erforschter Beweisquellen. Das Erscheinen der Palanka, eines aus Balken gezimmerten Vertheidigungswerkes vor dem Rothenthurmthor, läßt die Aufnahme des Bildes nicht vor das erstere Jahr rücken, weil die Palanka, nach den Aufschreibungen des Oberkammeramtes und Vicedomamtes 1605 errichtet, schon auf dem Bilde erscheint. Daß es nicht später als 1613 entstanden, beweisen die Hofzahlmeisters-Raitungen, in welchen die regelmäßige Besoldung Houfnagels als „Kais. Maj. Miniaturmahler" mit 15. August 1613 plötzlich abbricht und es sohin sehr wahrscheinlich ist, daß der Künstler mit diesem Termin den kaiserlichen Dienst und Wien verlassen hat.

Diese Beigabe eines bewährten Kenners der Stadtgeschichte erhöht den Werth der Publication, welcher schon an und für sich ein hoher ist. Houfnagels Ansicht, wohl nicht die älteste, aber ohne Frage lehrreichste und detaillirteste Abbildung der Kaiserstadt aus vergangener Zeit, ist durch diese auch in technischer Hinsicht höchst gelungene Reproduction zum Gemeingute aller Liebhaber der Geschichte Wiens geworden. Die Zahl der Sammler ist keine allzugroße; um so mehr Anerkennung gebührt den Verlegern, ein Unternehmen durchgeführt zu haben, bei welchem der mercantile Nutzen kaum in Betracht kommen kann.

Digitized by Google

Ackner, Michael J., und Müller, Friedrich; Die römischen Inschriften in Dacien. Wien 1865. XVIII und 246 S.

R. Siebenbürgen mit der banatischen Grenze ist die reichste Fundstätte römischer Alterthümer auf dem Boden des österreichischen Staates, ja im nordalpinischen Gebiete überhaupt. Seit dem Abzuge der dacischen Provinzbewohner aus den von den Gothen bedrängten Landschaften im Norden der Donau haben wohl zahlreiche Barbarenschwärme wie ein Sturmwind darüber hinweggebraust und große Zerstörungen bewirkt, aber unter dem Schutt, in welchen die blühenden Römerstädte sanken, verbarg sich doch Vieles, das der Verwüstung entgangen war und nun wie unter einer schützenden Hülle desto sicherer lag, bis es der Eifer einer gesitteten Zeit zum Gedeihen der Wissenschaft hervorzog. Diese mildere Periode brach für Siebenbürgen mit dem 16. Jahrhundert an. Da zuerst regte sich die Theilnahme für die alten Denkmäler einer ruhmreichen Vorgeschichte; man sammelte und deckte auf, man suchte die Standorte der alten Römercolonien zu bestimmen, die Funde topographisch zu ordnen. Das brennende Verlangen Interessantes zu erwerben und der Mangel an Kritik ließen auch bald Fälschungen unbemerkt zu; doch fand sich immer des Echten so viel, daß das Gefälschte keine zu große Ausdehnung gewann. Auch zu litterarischer Veröffentlichung der Funde schritt man verhältnißmäßig früh, allein ein wissenschaftliches Aussehen erlangten solche Arbeiten zuerst durch Joh. Seivert, der unter den älteren Archäologen Siebenbürgens unstreitig der bedeutendste war. Aber auch für ihn wurde die Isolirung Siebenbürgens und die Entfernung von reichhaltigeren Bibliotheken ein unüberwindliches Hemmniß. Nach Seivert hat für diesen Zweig der Archäologie der durch seine Forschungen in der Hämushalbinsel weithin bekannte J. F. Neigebaur am meisten geleistet. Als Generalconsul in den Donaufürstenthümern benützte er seine Muße und seinen Einfluß, um Inschriften zu sammeln, und es gelang ihm, den bisher bekannten Vorrath zu verdoppeln; sein „Dacien" gilt zugleich als ein Generalrepertorium aller Funde bis zum Jahre 1847; und es ist dies um so wichtiger, als Manches von dem, was hierin der gelehrten Welt mitgetheilt ward, in den Stürmen der darauffolgenden politischen Bewegungen dem Untergang verfallen ist. Aber den Maßstab einer strengen epigraphischen und historischen Kritik durfte man auch an diese Sammlung nicht anlegen; ihr Hauptverdienst besteht in weitreichender, vielseitiger Anregung. Es ist bekannt, daß in den letzten Jahren die Publicationen der k. Akademie der Wissenschaften und der Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale erhöhte Lebensäußerungen auf dem Gebiete der Archäologie in Oesterreich hervorriefen. Unter diesen günstigen Einflüssen und den Strömungen eines regeren wissenschaftlichen Austausches hat der evangelische Pfarrer in Hamersdorf Michael Ackner eine neue Sammlung unternommen, die durch Reichhaltigkeit, noch mehr aber durch scharfe Kritik einen ungemeinen Fortschritt bildet. Mit inniger Begeisterung und unermüdeter Thätigkeit hatte dieser Forscher ein langes Leben mit archäologischen Studien über das alte Dacien erfüllt und bei den bescheidensten Mitteln der alten Topographie Dienste geleistet, wie keiner seiner Vorgänger. Aber die Drucklegung seines Sammelwerkes erlebte der Greis nicht; er starb im Sommer 1862. Nun hat sein rüstiger Mitarbeiter Friedrich Müller in Schäßburg, seit Jahren denselben Bestrebungen unausgesetzt und mit Glück zugewandt, die gemeinsame Arbeit vollendet. Ein Vorwort aus der Feder des Herausgebers liefert einen geschichtlichen Abriß der archäologischen Thätigkeit auf dem Felde der römischen Epigraphik in Siebenbürgen und entwickelt die Gesichtspunkte, welche die Bearbeitung leiteten. Ungemein dankenswerth sind die vollständigen Indices, welche den Stoff nach allen Richtungen der Nachschlagung eröffnen. Das Buch, mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften herausgegeben, zählt zu den rühmlichsten Leistungen Oesterreichs auf dem hier so wenig gepflegten Gebiete der Epigraphik.

Digitized by Google

Schiel, J.: Die Methode der inductiven Forschung als die Methode der Naturforschung, in gedrängter Darstellung. Braunschweig 1865, Friedr. Vieweg. 184 S.

B. Der Verfasser — Uebersetzer des umfassenden Werkes über inductive und deductive Logik von John Stuart Mill - versucht es im vorliegenden Werkchen, die Methode der inductiven Logik und ihre Anwendung in den Naturwissenschaften weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Da mit dem einmaligen Durchlesen der zwei starken Bände Mills nicht alles gewonnen ist, sondern das Werk wiederholt durchgearbeitet werden muß und zu seinem Verständniß einen Aufwand von Zeit in Anspruch nimmt, der nicht selten abschreckend zu wirken vermag, so will der Verfasser durch seine Publication diesem Uebelstande abhelfen, indem er eine kurze, aber vollständige Darstellung der inductiven Forschung, eines Hauptstoffes des Mill'schen Werkes, in einer gedrängten und daher übersichtlichen Form darbietet. Auf die von Mill ausführlich besprochene Anwendung der Induction auf die Erscheinungen, welche Gegenstand der politischen, der socialen und der Geisteswissenschaften überhaupt sind, geht der Verfasser nicht ein. Die erste Abtheilung des vorliegenden Werkchens handelt von der Induction im Allgemeinen, von den Naturgesetzen, den Methoden der experimentellen Forschung, der deductiven Methode und der Analogie; in der zweiten kommen die Hülfsoperationen der Induction, nämlich Beobachtung, Beschreibung, Abstraction, Benennung und Classification; die dritte und letzte behandelt zunächst die Fehlschlüsse im Allgemeinen, insbesondere aber die apriorischen Irrthümer, die Irrthümer in der Beobachtung und in der Generalisation. Es ließe sich mit dem Verfasser über viele seiner Grundsätze rechten, namentlich über den craffen Sensualismus, dem er huldigt, über den Begriff der Logik, den er ganz ohne Kritik und Berücksichtigung der darüber gepflogenen Untersuchungen hinstellt, über den an Hobbes erinnernden nominalistischen Gesichtspunkt, den er ganz unverhohlen ausspricht, so wie über die dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft nicht entsprechenden psychologischen Bestimmungen; allein wir ziehen es vor, nur das wahrhaft Nützliche an seinem Werke hervorzuheben, indem wir es als einen nicht nur für Naturforscher, sondern auch für solche, welche außerhalb des engeren Gebietes der Naturforschung stehen, zweckmäßigen Leitfaden zur Erwerbung einer gründlichen Kenntniß der Principien und Methoden der inductiven Forschung empfehlen.

Bericht der Börsedeputation in Triest über den Verkehr von Triest in den Jahren 1860 bis 1864. Triest 1865.

S. Diese Darstellung behandelt die Verkehrsergebnisse von Triest in allen Richtungen zur See und zu Land, nach Waarengattungen und Ländern und constatirt durch die Ziffern der letzten fünf Jahre wieder die schon vielfach erhärtete, trübe Thatsache, daß dies Emporium des österreichischen Verkehrs in stetem Rückgange begriffen ist. Die Einfuhr zur See hat seit dem letzten normalen Jahre fortwährend, im Ganzen um 46·8 Millionen Gulden Werth abgenommen und ebenso mindert sich die Zahl der mit Ladung einlaufenden Schiffe, was um so greller in die Augen springt, wenn damit der Aufschwung verglichen wird, dessen sich andere rivalisirende Seeplätze: Genua, Marseille, Hamburg erfreuen. Der Verkehr der österreichischen Dampfer ist stationär geblieben und nach der Schiffszahl selbst etwas zurückgegangen, während jener der fremdländischen sich mehr als verdoppelt hat. Gleich wenig erfreulich stellt sich die Mehrzahl der übrigen Mittheilungen, und die Börsedeputation hat sonach guten Grund, mit Ernst auf die Dringlichkeit jener Maßregeln hinzuweisen, durch welche der Handelsstadt eine neue Epoche des Gedeihens erwachsen kann, zumal in einer Zeit, wo Italien und Frankreich gestei-

Digitized by Google

gerte Thätigkeit entwickeln, um beim orientalischen Handel, der für Oesterreich eines der Hauptgebiete bildet, den Vorsprung zu gewinnen.

---

* Von dem Professor am Joanneum Herrn Essenwein sind in nächster Zeit zwei neue Werke zu erwarten. In einigen Wochen schon soll seine Monographie über „Krakau und dessen Kunstdenkmäler" erscheinen, welche mit prachtvollen Illustrationen ausgestattet sein wird; ein zweites, für Steiermark besonders interessantes Werk bereitet er zur Herausgabe vor. Dasselbe soll die Glasgemälde des Landes in Bild und Wort darstellen. Für das letztere, welches sehr große Kosten verursacht, soll der Landtag um eine Unterstützung gebeten werden.

* Die Biographie Vörösmarty's von Paul Gyulai ist bei Moriz Rath in Pesth soeben erschienen und hat die Versendung an die Pränumeranten auf die neueste Ausgabe sämmtlicher Werke Vörösmarty's bereits begonnen. Die Biographie umfaßt 14 Bogen, so daß Rath den gedachten Pränumeranten zwei Bogen mehr liefert, als versprochen waren. Gyulai hat in seinem ausgezeichneten Werke nicht bloß biographische Daten über Vörösmarty zusammengestellt, und den großen Dichter als Menschen und Schriftsteller charakterisirt, sondern zugleich die Entwicklung der ungarischen Litteratur und Dichtkunst von 1823 bis 1848, so wie die damaligen politischen und socialen Verhältnisse geschildert. Die gedachte Biographie wird auch in einer von den übrigen Werken Vörösmarty's abgesonderten Ausgabe erscheinen.

* Das gräflich Ossoliński'sche Nationalinstitut in Lemberg feierte am 2. October, wie alljährlich, das Andenken an weiland Se. Majestät den Kaiser Franz I. durch eine öffentliche Sitzung. Nach der Eröffnung der Sitzung erstattete der Curatorstellvertreter, Herr k. k. Statthaltereirath Moriz Graf Dzieduszycki den Bericht über die Thätigkeit und Entwicklung des Instituts, und wies nach, wie ersprießlich und gewissenhaft dieses Landesinstitut gegenwärtig verwaltet wird. Hierauf wurde von einem Stipendisten des Instituts ein Auszug aus dem Berichte des Herrn Miecislaus Ritter v. Potocki über die Baudenkmale in einigen Gegenden Galiziens und sodann von dem Custos des Instituts Herrn v. Godebski das neueste Gedicht des Herrn Vincenz v. Pol über den Feldzug des Königs Johann III. nach Wien, welches zu Gunsten des Baufondes der Kirche in Żołkiew in Druck erscheinen wird, vorgelesen.

* Mit Neujahr 1866 wird in Leipzig unter der Redaction des Herrn Mieczyslaus Dzikowski ein neues polnisches Blatt unter dem Titel: „Allgemeine Revue, wissenschaftliches, litterarisches und artistisches Blatt" in Monatsheften herausgegeben werden.

* Ueber Dr. Dudiks Durchforschung der Archive in Galizien entnehmen wir der „Krakauer Zeitung" folgende Darstellung:

Dudik durchforschte das Archiv der Benedictinerinnen in Staniątki; die Urkunden dieses Klosters reichen bis ins 13. Jahrhundert hinaus. Das von Dudik besuchte reiche fürstlich Sanguszko'sche Archiv in Gumniska mit seinen guten Katalogen bildet die Grundlage der Stadtgeschichte von Tarnow. Das Stadtarchiv und Gumniska ergänzen sich wechselseitig Die Kathedralkirche bewahrt den alten Kirchenschatz des Klosters Tyniec — den sprechendsten Beweis unserer einheimischen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts. Auch hierüber weiß Tudik Auskunft zu geben. Przemyśl bot ihm im lateinischen und griechischen Capitel, beim Kreisgerichte und beim Magistrate eine reiche Fundgrube. Es

Digitized by Google

war ihm leicht, sich hier schnell zu orientiren. Die Diöcese besitzt an dem Kanonicus Pawłowski ein lebendiges Archiv, dessen gediegene Früchte niedergelegt sind in dem mustergültigen Diöcesanschematismus. Die Kirchengeschichte und die Topographie gehen hier Hand in Hand, und trotz des enormen Fleißes des Herrn Pawłowski machte Dudik, wie uns Kenner versichern, auf manche bis jetzt unbehobene Schätze, namentlich auf ein „Liber legum" des 15. Jahrhunderts aufmerksam. Die im griechischen Capitel aufbewahrte slavische Pergamenturkunde empfiehlt er bei ihrer Benützung einer besonderen Aufmerksamkeit und Prüfung. Den von Petruszewicz verfaßten Handschriftenkatalog dieses Capitels lobt er wegen seiner Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit. In Lemberg studirte Dudik eingehend die Landtafel, die nach dem Patente von 1780 geführt wird. Dudik staunt über die wahrhaft aufopfernde Thätigkeit des Herrn Landtafeldirectors Janowczyk und des ihm unterstehenden Personals; ein so verwickeltes, schwieriges Geschäft kann aber auch nur der angestrengteste Fleiß bewältigen. Den Herrn Kaczkowski Ignaz in Krakau und Herrn Janowczyk in Lemberg stellt Dudik als Muster archivarischer Ordnungsliebe und Geschäftskenntniß hin. Die alte Stadttafel, das große Grober Archiv bei den Bernardinern mit seinen 6000 Indicen, wo Herr Rojek Ludwig mit scharfem Gedächtnisse schnelle Auskunft zu geben versteht, das Archiv des lateinischen Erzbisthums und Capitels, die Ossolińsk'sche Bibliothek u. s. w. beschäftigen eben jetzt unseren Forscher, dem die Vorsteher und Eigenthümer der verschiedenen Archive, die Wichtigkeit seiner Aufgabe erfassend, wie uns berichtet wird, mit der größten Freundlichkeit entgegenkommen.

* Die Lustspiele des Plautus, welche durch die treffliche Bearbeitung unseres Donner dem größern Publicum in Deutschland zugänglich gemacht worden sind (soeben ist der dritte Band bei Winter in Leipzig erschienen), haben für die Franzosen das besondere Interesse, daß mehrere ihrer hervorragendsten älteren Komödiendichter denselben ihre Stoffe entlehnt haben, wenn auch theilweise mit jener Freiheit der Behandlung, mit welcher sich Plautus seinerseits die Vorbilder des griechischen Theaters anzueignen und mit römisch-nationalem Lebensinhalt auszufüllen verstand. Außer dem „Amphitrion" hat Molière dem Plautus die „Aulularia" entlehnt, und die Idee dieses Stücks seinem „Avare" zu Grunde gelegt. Die „Ménechmes" von Reynard, welche sich noch heut auf der Bühne erhalten haben, und die „Captifs" von Rotron sind ziemlich getreue Nachbildungen der gleichnamigen Stücke des römischen Autors. Außerdem hat noch eine ganze Reihe von älteren Lustspieldichtern, wenn auch verstohlener Weise, ihre Motive aus den Stücken des Plautus geschöpft, wie denn überhaupt die sogenannte classische Periode des französischen Theaters auf nichts weniger als Originalität der Erfindung Anspruch machen kann. Die Franzosen besitzen zwar schon längst eine vortreffliche, sich eng an das Original anschließende und namentlich wegen ihres kritischen Apparats in der gelehrten Welt sehr geschätzte Uebersetzung der Lustspiele des Plautus von Naudet, doch wird einer neuerdings erschienenen freien Bearbeitung derselben von E. Sommer, welche mehr für die Bedürfnisse des Laienpublicums berechnet ist, in den Litteraturblättern nicht minderes Lob gezollt.

* Im Jahre 1788, also vor nunmehr siebenundsiebenzig Jahren, war es, daß Adolf Franz Friedrich Ludwig Freiherr v. Knigge sein berühmtes Buch: „Ueber den Umgang mit Menschen", herausgab, das von keinem der vielen nach ihm erstandenen „Complimentirbücher", „Galanthommes", „Weltphilosophen" u. s. w. hat verdrängt werden können. Die ersten fünf Auflagen (von 1788 bis 1796) besorgte Knigge selbst; die zehnte Auflage gab 1824 Wilmsen mit Abänderungen und Zusätzen heraus; die zwölfte und dreizehnte (1844 und 1853) sind von Karl Gödeke revidirt. Jetzt nun liegt abermals eine neue, die vierzehnte Auflage vor uns; sie ist aufs neue durchgearbeitet

Digitized by Google

und eingeleitet von genanntem Karl Gödeke. Den Verlag hat die Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

---

* Ueber den Gräberfund bei Teplitz bringt die Prager „Politik" folgende Mittheilung: „Als Notiz aus hiesiger Gegend dürfte die Aufdeckung keltischer Grabstätten, südwestlich von der Straße von Teplitz nach Lobositz, 5/4 Stunden der von hier, aus einem gegen Westen sich abdachenden Abhange, zwischen den Dörfern Ratsch und Weboschan gelegen, interessant sein. Bisher wurden 4 Grabstätten entdeckt, auf deren eine zufällig der Pflug stieß. Sie haben circa 4 Fuß Länge bei 2 Fuß Breite und sind an den Wänden mit je einer aufrechtstehenden Steinplatte von Gneis ausgesetzt. Ebenso mit einer Platte bedeckt.

Jedes Grab enthält 4 Urnen von schwach gebranntem Thon, deren Inhalt aus verbrannten Knochenresten besteht und theilweise auch einzelne Schmuckgegenstände von Kupfer (nicht bronzene) aufweist. Leider ist es bisher nicht gelungen, mehr als 2 Urnen unversehrt zu erhalten, denn da der Raum der Gräber mit eingeschwemmter Erde ganz ausgefüllt ist, so zerfällt die Aschenurne bei noch so sorgfältiger Ausgrabung in Trümmer. Weit zahlreicher ist aber das Vorkommen dicht aneinander stehender flacher Schalen, höchstens 4 bis 5 Zoll hoch und 8 bis 10 Zoll im Durchmesser, welche dicht unter der Dammerde in einer von kohligen Bestandtheilen schwarzen Erdschichte ruhen, und mit einer gleichsam eine Pflasterung darüber bildenden Brücke von basaltischen Gebilden bedeckt sind. Insoferne als die Knochensplitter auch Thieren angehören, dürfte man es neben einer Begräbnißstätte auch mit einem Opferplatze zu thun haben, dessen Ausdehnung eine sehr bedeutende war. Auch berichten die Einwohner, daß an einem unweit des jetzigen Fundortes gelegenen Hügel schon vor langer Zeit ähnliche Funde gemacht wurden. Fürst Clary hat mit dem Eigenthümer des Feldes das Uebereinkommen getroffen, im bevorstehenden Frühjahre geregelte Nachgrabungen machen zu können und so dürfte der Standpunkt wissenschaftlicher Untersuchung gemacht sein. Der Fürst befindet sich im Besitze der bisherigen Funde und der beiden Urnen. Die Höhen des 1½ Stunden entfernten Milleschauer (Donnersberg) sahen also einst ein Volk, dessen Werkzeug und Schmuck aus Kupfer, dessen metallisches Vorkommen stets selten, in Böhmen aber um so seltener ist, bestand.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Ein neuer Band Gedichte von Victor Hugo ist immer eine Erscheinung, die in Frankreich Aufsehen macht, wenn auch viele Franzosen nicht mehr der Ansicht sind, daß Victor Hugo zu den Dichtern erster Größe zählt. „Les chansons des rues et des bois" heißt der eben publicirte Band, über welchen schon verschiedene Journale berichteten, ehe er noch in den Handel kam. Er zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: „Jeunesse" und „Sagesse" und bringt zuerst eine ziemlich melancholische Einleitung, in welcher der Dichter die resignirte Stimmung des „Besiegten", wie er sich selbst nennt, kundgiebt. In „Jeunesse" erscheinen die Erinnerungen an vergangene schöne, unwiederbringlich verlorene Tage, in „Sagesse" die Erwartungen dessen, was da kommen soll. Der Dichter betrachtet sich zwischen beiden stehend, den Blick in die Vergangenheit und in die Zukunft richtend. Wenn es wahr ist, was vielfach behauptet wurde, daß Victor Hugo für diesen Band ein Honorar von 100.000 Fr. erhielt, so ist das wohl das stärkste Honorar, das je für einen Band Gedichte bezahlt wurde.

Digitized by Google

Victor Hugo betritt erst seit einiger Zeit wieder häufiger die litterarische Arena, während sein Bruder in Apoll: Lamartine schon seit Jahren an Ueberproduction leidet. Seine Werke bilden eine ganze Bibliothek und in der verflossenen Woche sind wieder vier neue Octavbände von ihm erschienen. Zwei davon heißen: „Civilisateurs et conquérants“ und bringen historische Causerien in dem bekannten Genre. Die zwei anderen Bände sind Theil 5 und 6 der unter dem Namen „La France parlementaire“ herauskommenden Reden und politischen Schriften Lamartine's: „Oeuvres oratoires et écrits politiques, par A. de Lamartine“, 1834—1851. Es gehört einiger Muth dazu, eine solche Sammlung der politischen Wandlungen und Auslassungen eines Menschen mit dem tönenden Namen La France parlementaire zu belegen. Uebrigens ist mit dem 6. Bande diese Sammlung jetzt geschlossen.

J. M. Dargaud, der, wenn wir uns recht erinnern, schon eine Geschichte der Maria Stuart geschrieben hat, publicirte eine „Histoire d'Elisabeth d'Angleterre“, deren Motto: Vierge non, femme peut-être; reine et grande reine assurément (bekanntlich ein Dictum Katharina's II.) etwa die Richtung angiebt, in welcher Dargaud seinen Gegenstand behandelt. Wir finden in dem Bande viele dramatisch-gehaltene Momente der Geschichtserzählung und eine etwas kurzathmige Art des Styles, die mit jener allerdings harmonirt, aber mit einem gehaltvollen ernsten Gedankengang schwer zu vereinigen ist. Die Hinrichtung der Maria Stuart bildet einen der Glanzpunkte der Erzählung und mahnt viel an Schillers Drama.

Von neuen Romanen haben wir wieder einige recht „packende“ Titel zu erwähnen: „Les belles pêcheresses“, von A. de Cesena, ferner „Les pièges des maris“ von Madame Solms-Ratazzi, einer Dame, die scandalösen Sujets nicht aus dem Wege geht, „Les nuits du quartier Bréda“, von dem sein gerade blühendes Renommée tüchtig ausschlachtenden Ponson du Terrail und endlich als pikanten Gegensatz zu den jetzt gebräuchlichen vielsagenden Titeln, von welchen wir heute einige Proben gaben, „Mémoires d'une honnête fille“. Doch ist diese honnête fille mit einiger Vorsicht in Familien aufzunehmen, denn die Titelvignette stellt einige Kämpfe der jedenfalls stark geprüften honnêteté sehr anschaulich dar.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Mr. Charles Boner, der lange in Deutschland lebte und auch in Wien wohl bekannt ist, hat ein Buch über Siebenbürgen veröffentlicht, welches den Titel: „Transylvania: its products and its people“ führt und auf mehr als 600 Seiten eine ziemlich eingehende Beschreibung unseres interessanten und in der Außenwelt noch wenig bekannten Kronlandes giebt. Die Ausstattung ist eine elegante und viele Illustrationen und Karten zieren das Werk, das alle jetzt wieder mit neuer Macht auftauchenden „Fragen“ der Politik, Nationalitäten, Administration, Production, des Handels, Unterrichtes und des Cultus an das Licht zieht und dem englischen Publicum Stoff zur Beurtheilung an die Hand zu geben trachtet. Auch Jäger finden manche Winke und Daten über die Jagd in Siebenbürgen, wie denn überhaupt Mr. Boner als tüchtiger Jäger schon in der Litteratur durch zwei frühere Bücher bekannt ist. Die politischen Ansichten des Mr. Boner möchten hie und da einer Revision bedürfen und tragen mitunter das Gepräge eines Reisenden, der in ein Land kommt und von der ersten besten Begegnung im Gasthaus ein Urtheil hört, das zufällig mit seinen Ansichten harmonirt und von ihm nun als das einzige Richtige, was

Digitized by Google

noth thut, hingestellt wird. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die ersten Seiten des Buches über die Stellung des Wiener Reichsrathes zu der Nothstandsfrage in Ungarn.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 4. November 1865.

Herr Regierungsrath A. Ritter v. Ettingshausen im Vorsitze.

Herr Dr. Camill Heller, Professor zu Innsbruck, übersendet als Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Litoralfauna des adriatischen Meeres (siehe Bd. 46 S. 430) eine Abhandlung über die in der Adria beobachteten Amphipoden.

Prof. Heller wendet dieser Thiergruppe eine besondere Aufmerksamkeit zu und hat sich während seiner wiederholten Anwesenheit am adriatischen Meere ein reichliches Materiale verschafft, das nachträglich durch freundliche Zusendungen von verschiedenen Seiten, wie durch P. Titius in Pasino, Brusina in Zara und G. Buichich in Lesina, noch vermehrt wurde. Auf diese Weise wurde es ihm möglich gemacht, eine ziemlich vollständige Uebersicht über die Amphipodenfauna an der Ostküste der Adria zu gewinnen. Im Ganzen wurden von Grube und ihm 100 Arten, nämlich 89 eigentliche Amphipoden und 11 Laemodipoden beobachtet, während nach Costa aus dem Mittelmeer nur 62 Arten, aus den nördlichen Meeren nach Bruzelius nur 77 Arten bekannt sind. Ungünstig erscheint dagegen das Verhältniß im Vergleiche mit der brittischen Amphipodenfauna, von welcher Spence Bate in seiner neuesten ausgezeichneten Arbeit mehr als 200 Arten aufführt.

Herr Rudolf Niemtschik, Professor am st. l. Joanneum zu Graz, übermittelt eine Abhandlung, betitelt: „Directe Constructionen der Contouren von Rotationsflächen in orthogonalen und perspectivischen Darstellungen".

Herr Prof. Stefan überreicht eine Note „über die Farbenzerstreuung durch Drehung der Polarisationsebene in Zuckerlösungen".

Das von Soleil bei seinem Saccharimeter angewandte Compensationsverfahren gründet sich auf die Voraussetzung, daß es zu jeder Lösung von Rohrzucker eine links drehende Quarzplatte von solcher Dicke gebe, daß die beiden mitsammen einen Körper liefern, welcher die Eigenschaft, die Polarisationsebene zu drehen, nicht mehr besitzt. Der Winkel aber, um den ein Körper die Polarisationsebene eines Strahles dreht, ist abhängig von der Farbe des Strahles. Sollen sich also zwei Körper compensiren, so müssen ihre Drehungen für jede beliebige Farbe gleich groß und entgegengesetzt sein, die gleiche absolute Drehung für eine Farbe muß von einer gleichen Dispersion begleitet sein.

Um die Richtigkeit dieser Voraussetzung für Quarz und Zucker zu prüfen, wurden die Drehungen verschiedener Zuckerlösungen für die Fraunhofer'schen Hauptlinien bestimmt und durch die entsprechenden Drehungen des Quarzes dividirt. Die so erhaltenen Quotienten sollten constant sein, sie sind es auch mit großer Annäherung. Die größten Abweichungen betragen nur 1 bis 2 pCt. und sind derart, daß daraus für Zucker eine etwas größere Dispersion folgt.

Digitized by Google

Eine so große Uebereinstimmung wie zwischen Quarz und Zuckerlösungen findet sich nicht mehr zwischen Quarz und anderen Flüssigkeiten. Die aus Wiedemanns Bestimmungen für Terpentinöl und Citronenöl gerechneten Quotienten zeigen für ersteres Abweichungen von 4 pCt., für letzteres von 14 pCt., und zwar so, daß Citronenöl viel stärker, Terpentinöl etwas schwächer als Quarz die Polarisationsebenen dispergirt. Das Soleil'sche Verfahren bietet also für Terpentinöl weniger Genauigkeit als für Zucker und noch viel weniger für Citronenöl.

Das vor kurzem von Jellet construirte Saccharimeter gründet sich ebenfalls auf das Princip der Compensation, nur wird der Zucker durch Terpentinöl compensirt. Aus dem eben Gesagten ist zu ersehen, daß dieses Verfahren nicht den Grad von Richtigkeit besitzt, wie das Soleil'sche. Und dann ist noch die Frage, ob das Terpentinöl seiner drehenden Eigenschaft nach constant bleibt.

Die gemessenen Drehungen auf 100 pCt. Lösungen reducirt geben für die molecularen Drehungsvermögen des Rohrzuckers in Bezug auf die Fraunhofer'schen Hauptlinien folgende Zahlen:

A	a	B	C	D	E	b
38°48	43°32	47°56	52°70	66°41	84°56	87°88
		F	G	H		
		101°18	131°96	157°06		

Die Länge der Zuckersäule ist dabei $= 100^{mm}$ gesetzt.

Herr Prof. Kner übergiebt eine Abhandlung des Herrn Dr. Steindachner über die Fische des Albufera-Sees bei Valencia, die er während seines Aufenthaltes dort sammelte. Als neue Arten werden ein Barbus (B. Bocagei Steind.) und ein Squalius hervorgehoben und die Geschlechtsunterschiede von Lebias ibericus und Hydrargyra hispanica, von denen er Männchen und Weibchen in zahlreichen Exemplaren sammelte, geschildert und durch Abbildungen anschaulich gemacht.

Herr Prof. Kner zeigt hierauf eine fossile Meduse aus der Ordnung der Schirmquallen vor, die er bereits im Jahre 1846 in einem Feuersteine aus der Kreide bei Niszniow in Galizien auffand, an deren Besitz er aber erst durch Prof. Dr. E. Haeckels jüngste Mittheilung: „Ueber fossile Medusen" (im 4. Hefte der Zeitschr. f. wissenschaftliche Zoologie, October 1865) wieder erinnert wurde. Da Kieselsäure ein vortreffliches Versteinerungsmittel abgiebt, so ist demzufolge auch der Erhaltungszustand dieser Meduse, für die Prof. Kner die Benennung Medusites cretaceus vorschlägt, theilweise ungleich besser als bei den Exemplaren des lithographischen Schiefers, so daß ein Theil des Gastrovascularsystems, der Arme und selbst die orangegelbe Färbung des Scheibenrandes sich deutlich erhalten haben.

Herr Felix Karrer legt eine Notiz vor: „Ueber das Auftreten von Foraminiferen in den älteren Schichten des Wiener Sandsteins".

Außer den bekannten Fucoidenresten und den Nummuliten aus den Sandsteinpartien von Greifenstein, ist es bisher so gut wie gar nicht gelungen, irgendwelche Thier- oder Pflanzenreste im Wiener Sandstein anzutreffen.

Nach dem vorgelegten Bericht hat der Verfasser jedoch in den mergeligen Zwischenlagen der hydraulischen Kalke bei Hütteldorf Foraminiferen in wohlerhaltenem Zustande aufgefunden. Diese Fauna beschränkt sich zwar nur auf wenige, meist kieselige oder doch verkieselte Arten, dennoch ist eine so hinreichende Anzahl von Exemplaren angetroffen worden, daß man als zweifellos constatirt annehmen kann, man habe es in diesen Funden mit den Resten einer den tieferen Schichten des Wiener Sandsteins eigenthümlichen Foraminiferenfauna zu thun, von der die rein kalkigen Formen durch Auflösung der Gehäuse leider für immer verloren gegangen sind.

Wird einer Commission zugewiesen.

Digitized by Google

Die in der Sitzung vom 19. October l. J. vorgelegten Abhandlungen: a. „Ueber den Raibler Porphyr", b. „Ueber Porphyre aus der Gegend von Nowagora bei Krakau", beide von Herrn Dr. Guſt. Tſchermak, und c. „Ueber die Atomwärme", von Herrn Prof. Guſt. Schmidt werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte beſtimmt.

---

* Ungariſche Akademie. (Sitzung der hiſtoriſchen, philoſophiſchen und rechtswiſſenſchaftlichen Claſſe vom 30. October.) Herr Henßlmann las den erſten Abſchnitt ſeines Berichtes über den archäologiſchen Ausflug in die Bergſtädte vor, indem er beſonders die Ueberreſte der alten Bauten in Schemnitz beſprach.

Hierauf las Herr Prof. Pauler eine von Herrn St. Hajnik, Profeſſor an der Rechtsakademie zu Großwardein, eingeſendete Abhandlung vor, welche den Zuſtand der Juden in Ungarn während der zweiten Hälfte des Mittelalters ſchildert.

Nach dieſem intereſſanten Vortrage wurde eine von Herrn Henßlmann verfaßte und vom archäologiſchen Comité befürwortete Repräſentation in Betreff des Ankaufes des Böhm'ſchen Muſeums für das Nationalmuſeum verleſen. An der hierauf erfolgten Debatte betheiligten ſich die Herren Wenzel, Toldy, Kubinyi und Deák, und es wurde beſchloſſen, die Repräſentation mit einigen Modificationen im Namen der Akademie dem hohen ungariſchen königl. Statthaltereirathe einzureichen, da es vorauszuſetzen ſei, daß der Reichstag die Mittel, das Nationalmuſeum zu bereichern, jedenfalls herbeiſchaffen werde; Die Regierung möge alſo unterdeſſen die nöthigen Vorkehrungen treffen, damit die erwähnten Sammlungen nicht im Wege der Auction zerſplittert werden.

Der Herr Präſident Graf Deſſewffy machte auch die Anzeige, daß das Baucomité beſchloſſen habe, die Büſte des verſtorbenen Architekten Stüler anfertigen zu laſſen, um ſie im Palaſt aufzuſtellen. Die Büſte wird aus Marmor vom einheimiſchen Küſtler Izſó gemeißelt; ſie ſoll mit einer lateiniſchen Inſchrift verſehen werden, zu deren Abfaſſung unter dem Präſidium des Freiherrn Joſeph Eötvös die Herren Lonovics, Toldy, Pauler, Szepeſſy und Télffy ernannt wurden.

* Deutſcher Geſchichtsverein für Böhmen. (Verſammlung der vierten Abtheilung für Geographie. Statiſtik, Handel und Gewerbe vom 26. October.) Herr Dr. Pickart verlas eine Fortſetzung der theilweiſe bereits in den Vereinsmittheilungen veröffentlichen „Skizzen aus dem Böhmerwalde". Dieſe Abtheilung ſchildert vorzugsweiſe die geſchichtlichen Verhältniſſe des Städtchens Prachatič, welches bekanntlich gerade an der Grenzlinie der beiden Volksſtämme Böhmens gelegen iſt und enthält viel Anziehendes. Einige Proben der dortigen deutſchen Mundart, ſo wie nrwüchſiger Dichtungen auch in der Schriftſprache ſind der in einem blumigen Style gehaltenen Arbeit beigegeben. Die Verſammlung beſchloß den werthvollen Aufſatz ebenfalls dem Redacteur der Mittheilungen zur Veröffentlichung zu empfehlen. — Dem Obmanne Herrn Dr. Banhans, welcher Mittheilungen über die geſchehene Preisausſchreibung machte, und dabei den Wunſch nach einer zahlreichen Betheiligung an derſelben ausſprach, ward über Antrag des Herrn Dr. Pickart der Dank der Verſammlung für ſeine der Sache gebrachten großen Opfer (bekanntlich hat Dr. Banhans den größten Theil des Preisbetrages aus Eigenem geſpendet) durch Aufſtehen ausgedrückt.

Verantwortlicher Redacteur Ernſt v. Teſchenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur preußischen Geschichte.

Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Politische Verhandlungen. Erster Band. Herausgegeben von Dr. B. Erdmannsdörfer.

(Berlin 1864. Verlag von Reimer.)

L. Den Plan der Sammlung von Materialien zur Geschichte des großen Kurfürsten von Brandenburg, welche mit dem vorliegenden Bande ins Leben zu treten begann, haben diese Blätter gleich beim Erscheinen desselben in seinen Grundzügen kurz dargelegt. Wir kommen nicht darauf zurück, wollen vielmehr durch unsere Betrachtung dieses ersten Bandes uns zu vergegenwärtigen suchen, in welchem Sinne der erste der betheiligten Herausgeber, Herr Dr. Erdmannsdörfer, seine Aufgabe gefaßt und gelöst hat. Der mittlerweile durch Herrn Dr. Simson gelieferte neue Band, welcher die Ausbeute der Pariser Archive enthält, ist uns noch nicht zugekommen.

Nicht bloß für die preußische, sondern auch für die allgemeine deutsche Geschichte ist eine Publication dieser Art von der äußersten Wichtigkeit. Die deutsche Geschichte vom 16. Jahrhundert ab erscheint uns noch in höherem Grade wie die frühere nur als die Geschichte von des deutschen Reiches einzelnen Bestandtheilen. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges bleibt unverstanden oder ein wüstes Geröll von Thatsachen, wenn nicht die besonderen Motive aller daran betheiligten Personen und Länder in der Weise ins Auge gefaßt werden, die nur die particuläre Geschichte aller einzelnen Reiche und Territorien darüber orientiren kann. Und die Historiker werden endlich aufhören müssen, sich als die Advocaten der streitenden Parteien zu geriren, wenn die Einsicht in alle bedeutendsten und vor allem in die nichtofficiellen Actenstücke und damit die Möglichkeit eigenen Urtheils jedem ernsten Leser gegeben ist.

Es sind die letzten Zeiten des dreißigjährigen Krieges, welche das vorliegende Werk aus dem brandenburgischen Gesichtspunkte beleuchtet.

Erdmannsdörfer hat seinen Stoff auf solche Art in Gruppen getheilt, daß jede derselben der Zeit wie dem Gegenstande nach eine gewisse Einheit repräsentirt. Durch vorausgeschickte Einleitungen vergegenwärtigt er uns die Situation, in die wir mit den veröffentlichten Acten hineintreten, und sorgfältige Anmerkungen gewähren die nöthigen Erläuterungen, insbesondere die erreichbaren Lebensnotizen

Digitized by Google

der auftretenden Persönlichkeiten. So hat der Herausgeber seine Publication nicht bloß zu einer Fundgrube für den mit dem gesammten übrigen historischen Materiale vertrauten Gelehrten, sondern zu einem angenehmen Studium für jeden gemacht, der die Mühe nicht scheut und den Willen hat, sich mit den maßgebenden politischen Fragen jener Zeit eben so genau und genauer bekannt zu machen, als etwa durch die Lectüre eines Blaubuches mit den Fragen der Gegenwart.

Zunächst führt uns Erdmannsdörfer die polnisch-preußischen Verhältnisse vom Regierungsantritte des großen Kurfürsten bis zum Jahre 1649 vor.

Es hat guten Sinn, daß hiemit der Anfang gemacht wird. Den preußischen Dingen widmete der junge Kurfürst seine ersten persönlichen Regierungssorgen, die Erlangung der neuen Belehnung von Seite Polens war sein dringendstes Geschäft. Und erst nachdem er hier festen Fuß gefaßt, zugleich die bedeutende Finanzquelle der Pillauer Seezölle sich gesichert hatte, wandte er die volle Kraft seines Geistes den übrigen seiner wartenden Angelegenheiten, namentlich den Zuständen der Mark Brandenburg, zu.

Die Frage der Ostseezölle, von Droysen (Geschichte der preußischen Politik III., 1, 243 ff.) nur ganz kurz berührt, veranlaßt den Herausgeber zu einer vollständigen historischen Monographie über diesen Gegenstand, worin wir alle die Vorzüge wieder erkennen, welche seine Schrift über Karl Emanuel I. von Savoyen auszeichnen. Beide sind Muster ihrer Gattung. Beide erfreuen uns durch die äußerste Sorgfalt in der Auffassung des Details und zugleich die umsichtigste Combination mit den allgemeinen Verhältnissen und den obersten politischen Fragen der Zeit.

Es ist der Triumph philologischer Interpretation, die folgenreichsten Erörterungen an die Erklärung einer einzelnen Textstelle so zu knüpfen, daß uns an der Nothwendigkeit dieser Anknüpfung kein Zweifel bleibt. Etwas ähnliches finden wir in den meisten Arbeiten Erdmannsdörfers. Ein scheinbar isolirtes Actenstück, gelegentliche Andeutungen einer Depesche, ein auf den ersten Blick zufälliger und untergeordneter Conflict, an abgelegenem Orte hervortretend, wird für ihn der Ausgangspunkt zur Aufhellung weitreichender politischer Zusammenhänge. So führt er uns auch hier von dem Kaperschiffe, mit welchem Arend Spiring vor dem Hafen von Pillau lagert, um Zoll zu erpressen, mitten hinein in die großen Entwürfe der katholischen Politik.

Alles geht aus von den mehr politischen als militärischen Erfolgen Wallensteins, welche durch seine Ermordung der kaiserlichen Politik in die Hände fielen, und bald zu dem entscheidenden Siege von Nördlingen (1634) und dessen vornehmster Wirkung, dem Prager Friedensschluß (1635) führten. Zweierlei war die Folge.

Die wachsende Isolirung Schwedens in Deutschland zwang es, seine bisherige Position an den Ostseehäfen des Herzogthums Preußen aufzugeben. Gustav Adolf hatte sie eingenommen und, Herr der ganzen Küste, wie er war, eine beträchtliche Erhöhung der Hafenzölle wagen dürfen, ohne der Lebhaftigkeit des dortigen Handels-

Digitized by Google

verkehres den geringsten Eintrag zu thun, wenn auch selbstverständlich nicht ohne ein bedeutendes Steigen der Preise zu veranlassen. Er gab diese Zölle einer aus den Niederlanden stammenden Großkaufmannsfamilie, den Spirings, in Entreprise und erzielte dadurch ein sehr hohes Erträgniß: die Zölle von Pillau allein brachten ihm jährlich eine halbe Million Thaler, also ebensoviel und mehr ein, als in manchen Jahren die von Spanien an Oesterreich gezahlten Subsidien betrugen. Gustav Adolf erst hatte, wie man sich damals ausdrückte, die Reichthumsquelle der Seezölle „entdeckt". Nun mußten sie im Stich gelassen werden, und zum Theile war Brandenburg der berechtigte Nachfolger in ihrem Besitz.

Zugleich aber, und das ist das Zweite, trat ein bedeutender Aufschwung der österreichischen Politik ein, welche auch Polen in ihre Allianz zog. Kaiser Ferdinands II. Tochter wurde des polnischen Königs Wladislaw IV. Frau und die polnische Bundesgenossenschaft sollte erlangen helfen, was zur erfolgreichen Bekämpfung Schwedens unentbehrlich und darum von Wallenstein schon 1629 angestrebt worden war, einen festen Stützpunkt an der Ostsee.

In erwünschtester Weise traf diese Tendenz mit den großen Plänen zusammen, in denen der bewegliche Geist Wladislaws sich damals erging. Unterdrückung der Adelsherrschaft, Gründung einer Seemacht, Eroberung Schwedens, dies alles lag auf einer Linie und gab ihm, ebenso wie das Interesse des kaiserlichen Alliirten, zunächst die Direction nach den preußischen Häfen mit ihren ergiebigen Zöllen. Die Träger des österreichischen Einflusses in der Nähe des Königs waren zugleich die eifrigsten in der Beförderung dieser Entwürfe.

Die Spirings wurden in Dienst genommen und ohne die Stadt Danzig und den Inhaber der übrigen Häfen, den brandenburgischen Kurfürsten, vorher zu fragen, die Erhebung von königlich polnischen Seezöllen neben den bereits bestehenden angeordnet, weitergehende Absichten unter dieser Maske schon vorbereitet. Nicht bloß die Weigerung der rechtmäßigen Besitzer setzte sich dem entgegen, auch die Majorität der einheimischen Aristokratie und die auswärtigen Seemächte: Dänemark, England, die Niederlande — Schweden selbstverständlich — opponirten. Versuchte Gewaltstreiche wurden abgewendet, der Kurfürst Georg Wilhelm blieb allen polnischen Machinationen unzugänglich bis 1638 im Juni.

Brandenburg hatte mittlerweile in die Bahnen der kaiserlichen Politik immer vollständiger eingelenkt. Zuletzt war der Kurfürst auf den Vorschlag einer selbstständigen Truppenwerbung zur Wiedergewinnung des von den Schweden besetzten Pommern eingegangen. Unabhängig von seinem sonstigen Hauptrathgeber, dem Grafen Schwartzenberg, aus eigenem Willen, wie es scheint, in verspätetem Thatendurst, beschloß er eine große Action gegen Schweden. Da geschahen ihm neue polnische Anträge; und diesmal willigte er in eine Erhöhung des Seezolles und Theilung dieser Erhöhung mit Polen, auch Uebergabe der Direction des Zollunternehmens an die Spirings. Auf das genaueste identificirten sich dem Kurfürsten plötzlich die Interessen Wladislaws mit den seinigen. In Zeiten allgemeiner Un-

Digitized by Google

sicherheit, schnell wechselnden Glückes, öffentlicher Calamitäten ergreift auch nüchternere Köpfe oft plötzlich die Stimmung des verzweifelten Hazardspielers.

Wir ahnen nun den ganzen Zusammenhang: eine große Flotte wurde in Spanien ausgerüstet, den Bruder des Polenkönigs treffen wir gleichzeitig auf der Reise dahin; ein kaiserlicher Oberst rüstete in Preußen zu einem Einfall in Liefland. Dieser Angriff konnte die Schweden von Pommern abziehen, jedenfalls die polnische Küste völlig von ihnen säubern. Jene Armada galt der niederländischen Seemacht, und ausdrücklich hat der gewandte und wohlunterrichtete französische Diplomat d'Avaux später versichert, daß sie „unter anderen desseins auch diesen gehabt, daß sie sich eines portus in mari baltico bemächtigen wollte" (bei Erdmannsdörfer S. 544).

Alle diese Berechnungen schlugen fehl. Die Werbungen in der Mark nahmen ein klägliches Ende und setzten nur dem ohnedies ausgesogenen Lande eine übermüthige, jeder Disciplin spottende Soldatesca auf den Hals. Die Armada wurde von den Holländern vernichtet. Die Invasion Liefslands mißlang gänzlich. Ja selbst das Zollerträgniß war auffallend gering.

Die Ursache des letzteren Umstandes, vereinigte sich alles, in niemand anderem als in den Spirings zu erblicken. Seit Jahren war ihr Name der verhaßteste in den baltischen Küstenländern. Dänemark nahm die Spirings zum Vorwand, um durch unerschwinglichen Sundzoll den Schiffen die Passage nach den preußischen Häfen zu verlegen. Der preußische Landtag und der polnische Reichstag klagten und führten Beschwerde über die Spirings. „Der schifffahrende Handelsmann", heißt es in einer kurfürstlichen Resolution, „wurde durch den verhaßten Spiringschen Namen und Importunität von diesen Orten abgehalten und seinen Curs anderswohin genommen" (S. 67). Der Kurfürst wollte sie entlassen, die Beistimmung Wladislaws, woran er vertragsmäßig noch gebunden war, wurde versagt. Da starb Georg Wilhelm, zugleich lief jener unbequeme Vertrag ab und der Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als sich von Polen zu emancipiren und auf seine eigenen Füße zu stellen. Er that, wozu er nun vollkommen berechtigt war, er weigerte dem Polenkönig ferneren Antheil an den Seezöllen und entließ den Abraham Spiring „uff inständiges Anhalten Dero Landstände und all derjenigen, so uff diese Orte gehandelt". Jahrelang freilich gingen die Verhandlungen über diesen Act noch hin und her, Brandenburg blieb Sieger und der Kurfürst hatte die Freude, das Erträgniß der Seezölle, verglichen mit der Zeit der Spiring'schen Verwaltung, in manchen Jahren fast auf das Vierfache steigen zu sehen.

Wir haben nicht unterlassen mögen, unseren Lesern die wesentlichen Resultate von Erdmannsdörfers Untersuchung vorzulegen. Die glänzende Combination, auf welcher sie beruhen, tritt in der Form der Untersuchung natürlich viel schärfer hervor. Die Details der einschlägigen Verhandlungen, welche aus den publicirten Actenstücken entnommen werden können, mußten wir übergehen. Von allen brandenburgischen Staatsmännern, deren Bekanntschaft wir in diesem Buche machen,

Digitized by Google

hat uns der Resident am polnischen Hofe, v. Hoverbeck, am meisten angezogen. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie der Mann das Terrain kennt, auf dem er sich zu bewegen hat. Und dies Terrain selbst ist interessant und eigenthümlich genug. Gegensätze der mannigfaltigsten Art kreuzen sich; ständische und königliche, polnische und litthauische, katholische und evangelische, hochadelige und Interessen des niederen Adels paralysiren sich gegenseitig. Allerlei Charakteristisches erfahren wir gelegentlich. Einmal verlangt ein Wojwode in Gegenwart eines anderen hohen Beamten von dem Gesandten ganz offen, er solle des Kurfürsten Namen nachschreiben und das Siegel von anderen Schreiben abreißen und aufdrücken. Und da er sich hartnäckig weigert, bricht jener in die Worte aus: Er hätte die Deutschen wegen ihrer Redlichkeit lieb, aber ihr „pumbstükisches" Gewissen wolle ihm nicht allerdings anstehen.

Die zweite Hauptmasse des bis jetzt Veröffentlichten findet ihre Einheit in dem westphälischen Frieden. Die Vorspiele desselben, der Reichstag von 1640, der Reichsdeputationstag von 1643, die Beziehungen zu Frankreich und Schweden, alles gravitirt dahin, und die inneren Zustände Brandenburgs bilden die nothwendige Ergänzung dazu, um das Verhalten des Kurfürsten zu erklären. Alles unter diesem Gesichtspunkt Zusammengehörige liegt noch nicht vor, die niederländischen und pfalz-neuburgischen Acten, dann die westphälischen Verhandlungen selbst sind dem zweiten Bande der „politischen Verhandlungen" vorbehalten worden.

Der Abschnitt: „Das Regiment in den Marken" giebt im Wesentlichen das Material, worauf sich Droysens Darstellung dieser Dinge stützte. Wie die alte und neue Zeit sich scheiden, wird in den zwischen dem jungen Kurfürsten und dem Minister Schwartzenberg gewechselten Briefen höchst anschaulich. Der neue Geist, der mit dem Tode Georg Wilhelms in die brandenburgische Regierung einzog, ist hier in seiner ältesten und einfachsten Gestalt gleichsam mit Händen zu greifen Zur Charakteristik des alten, zum Theil noch so mächtigen, erhalten wir gleichfalls Beiträge genug: das Treiben der Soldatesca, die Unbotmäßigkeit der adeligen Commandanten, und wie sie gezügelt wird, erleben wir mit, und überall bildet die äußerste Noth und Erschöpfung des Landes den Hintergrund. Wiederholt finden wir in den Berichten verschiedener Mitarbeiter des Kurfürsten an dem Werke der Pacification den Ausdruck, daß „der Karr also in Koth geführet, daß wir alle sämmtlich, und wenn unser gleich noch mehr wären, ihn ohne schwer Müh und Arbeit — oder wie anderwärts gesagt wird „ohne sonderbaren Beistand des Allerhöchsten" — nicht werden herausziehen können". „Unser Kurfürstenthum und Landen und darin vorhandene Aemter", schreibt Friedrich Wilhelm selbst, „sind derogestalt mitgenommen und zugerichtet, daß es zu einer Wüstenei und ganz desolat worden." Am empfindlichsten machte sich der gänzliche Mangel an Geldmitteln bemerklich; denn wie der Oberst Burgsdorf schreibt: „Ein Consilium, wie gut es auch an sich selbsten ist, kann ohne Mittel nicht effectuiret werden, sintemal, gleichsam zu reden, die ganze Welt durch Mittel regiret werden muß."

Das gefallene Regierungssystem erscheint nicht in dem besten Lichte. Die

Digitized by Google

Kurzsichtigkeit und Würdelosigkeit der Schwartzenberg'schen Politik tritt uns in ihrem Verfahren gegenüber Pommern deutlich entgegen, wovon Erdmannsdörfer in der Einleitung zum dritten Abschnitte: „Brandenburg und Schweden", eine eingehende und um so beachtenswerthere Schilderung giebt, als er sich von Parteinahme gegen Schwartzenberg gänzlich frei hält und die großen Schwierigkeiten, die ihm gerade in Pommern entgegenstanden, vollkommen anerkennt.

Wie die „bösen Wurzeln, so der Baum hinterlassen", die Junker, die am früheren Hofe mächtig gewesen und nun um ihren Einfluß gekommen waren, sich dafür zu rächen wußten, lehren Berichte von fremden Höfen. Die abenteuerlichsten Verleumdungen über den jungen Kurfürsten waren in Umlauf gesetzt; er habe keinen Verstand, die neuen, schwedisch gesinnten Räthe lasse er allein machen, er bekümmere sich nicht um Regierungssachen, sondern allein um die Jagd, und sei mit seinen Junkern so gemein, daß er, wenn Burgsdorf Lust dazu habe, sich mit ihnen „einen Rausch saufen" müsse. Ja noch viel schändlichere Dinge: als Georg Wilhelm dem Tode nahe gewesen, habe der junge Kurfürst seinem Vater das Kissen unter dem Haupte weggezogen, damit er sterben sollte, und die Umstehenden gefragt: „Ist er denn noch nicht todt?"

Gerne hält man daneben das Lob, welches die eigenen Räthe einem schwedischen Gesandten gegenüber dem Kurfürsten ertheilen, indem sie seine leibesstarke Constitution rühmen und auch „die guten Gaben des iudicii und Gedächtniß und Unverdrossenheit, einen ganzen Tag im Rath zu sitzen und fleißig zu protocolliren", und wie nüchtern er wäre, daß er sich alles Trinkens enthielte, außer wenn Fremde anwesend, denen ehrenhalber zugetrunken würde. Dabei erinnert sich der Schwede, wie auch Gustav Adolf so jung zum Regiment gekommen und dadurch, daß er seinen Räthen anfangs fleißig gefolgt und sich geübt, „zu solcher Capacität und Vollkommenheit in Regierungssachen gerathen sei". Er fügt hinzu, wie er hoffe, daß der Kurfürst in den angefangenen Tugenden continuiren und ein sonderbares Licht in Deutschland sein werde, „in welchem dann anitzo gar wenig Herren, von denen sonderlich was zu sagen".

Wir enthalten uns nicht, noch ein paar andere Züge zur Charakteristik von Fürsten jener Zeit zu erwähnen, die wir aus den vorliegenden Acten gewinnen.

Von dem König Christian IV. von Dänemark, der als großer Trinker bekannt ist, wird erzählt, er sei eines Tages nach Altona gekommen und sei von seinem Factor im Garten tractirt worden: „wie er nu gesehen, daß viel Volks und unter andern Brabantisch Frauenzimmer da kommen, ihn zu sehen, hat er befohlen, daß keiner müsse weggelassen werden, und darauf nach gehaltener Tafel einen Tanz gehalten und sich lustig gemacht". Der Wittwe Gustav Adolfs (Tante des Kurfürsten Friedrich Wilhelm) wird so große Verschwendung nachgesagt, daß sie einmal 6000 Reichsthaler empfangen hätte des Abends vor dem Essen, deren sie sich ganz quitt gemacht, ehe sie zu Bett oder auch wohl zu Tisch gegangen: „wenn sie ein ganzes Königreich hätte, würde es nicht lang dauern", sagte der schwedische Kanzler. Dagegen erhob er ihre Tochter, seine Königin Christine: „Quod

Digitized by Google

sapiat supra mulierem et sexum; daß sie künftig eine gewisse heroina sein würde; hätte ein festes Gemüth und gebe Antworten mit solchem iudicio, daß sich darüber zu verwundern."

Das Heiratsproject des Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit dieser Christine und die verschiedenen anderen Heiratsprojecte, die ihm zugetraut oder zugemuthet wurden, beschäftigten in den ersten vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts die gesammte diplomatische Welt auf das lebhafteste. Und nicht bloß diese: das Gerücht wußte schon von sehr weitgehender schwedischer Freundschaft des Kurfürsten zu erzählen. In der kaiserlichen Armee sagte man sich, daß bereits schwedische Werbungen, in der brandenburgischen Residenz sogar, gestattet würden. Die Officiere führten den Brandenburgern gegenüber höhnische Reden: man wisse wohl, wie durch solche Mittel der Kurfürst dem Kaiser den Kopf zu bieten gedenke, aber man wolle ihm die Flügel jetzt so ziehen, daß es wohl solle verboten sein.

Die wahren Absichten des Kurfürsten gingen auf nichts als Nahes, Erreichbares, Ehrliches. Frieden wollte er seinem armen Lande verschaffen und Frieden um den billigsten Preis. Daß er aber alles, was noch zu retten sei, sich selbst verdanken müsse, sah er klärlich.

Mit Recht macht Erdmannsdörfer (in der Einleitung zu dem vierten Abschnitte: „Brandenburg und Frankreich") darauf aufmerksam, wie der Charakter des deutschen Krieges mit eben jenem Jahre 1635, dessen Wichtigkeit wir oben schon berührt, ein anderer geworden war. Damals trat Frankreich activ darin ein. Der Kaiser hatte in Deutschland durch den Prager Frieden ziemlich freie Hand bekommen, und der Krieg mit Frankreich stand von nun an für die kaiserliche Politik im Vordergrunde. Die Aggression gegen Schweden trat in die zweite Reihe und wurde, nach Erdmannsdörfers glücklichem Ausdrucke, einzelnen Reichsständen und einzelnen Parteigängern in Commission gegeben; die schon besprochene brandenburgische Rüstung von 1638 und was damit zusammenhängt, trägt z. B. ganz diesen Charakter. Und natürlich war man auf kaiserlicher Seite jetzt weniger abgeneigt, den Schweden gewisse Concessionen zu gewähren, um ihre Allianz mit Frankreich zu sprengen.

Von Anfang an war Schweden entschlossen gewesen, sich in den Besitz von Pommern zu setzen. Die Herrschaft über dieses Stück der Ostseeküste und die Oder-Mündungen blieb ein unwandelbares Axiom seiner deutschen Politik. Um den unvermeidlichen Conflicten mit Brandenburg auszuweichen, hatte sich Gustav Adolf mit dem Projecte einer Heirat zwischen dem damaligen Kurprinzen und seiner Tochter Christine getragen. Und allerdings würde dadurch die vereinigte brandenburgisch-schwedische Macht eine Stellung im Norden Europa's erhalten haben, derjenigen nicht unähnlich, welche im Süden die habsburgische Macht, den einen Fuß in Deutschland, den anderen in Spanien, einnahm.

Woran der Plan scheiterte, gehört nicht hieher. Genug, daß die zugesicherte Wiedergewinnung Pommerns die Bedingung für Brandenburgs Beitritt zum

Digitized by Google

Prager Frieden war. Aber schon 1638 sah der Kurfürst Georg Wilhelm sich selbst die Aufgabe der Rückeroberung zugeschoben.

Diese mißlang und schwere Verhängnisse brachen gegen das Jahr 1640 über die verbündete spanisch-österreichische Politik herein. Einen Theil derselben kennen wir bereits: das Scheitern jener polnisch-brandenburgischen Action, die Vernichtung der spanischen Armada. Der Aufstand Cataloniens, der Abfall Portugals, der Uebergang der Armee Bernhards von Weimar in französische Dienste und deren äußerst günstige Position im Südwesten von Deutschland kamen hinzu. Als im September 1640 der Reichstag zu Regensburg eröffnet wurde, der erste wieder seit beinahe dreißig Jahren, bezeichneten zwar die kaiserlichen Propositionen die Herstellung des allgemeinen Friedens in erster Linie als Berathungsgegenstand. Aber kein Augenblick hätte ungünstiger gewählt werden können für einen allgemeinen Frieden, als dieser, wo man den Feind auf allen Punkten siegreich wußte. Und auf den zweiten Punkt der Propositionen, die Reichshülfe zur Fortsetzung des Krieges, mußte daher das Hauptgewicht fallen.

Dagegen lief allerdings im März 1641 die vor drei Jahren erneuerte Allianz zwischen Frankreich und Schweden ab. Der Gedanke eines Separatfriedens mit Schweden wurde dadurch nahe gelegt, um so mehr, als der Kaiser selbst bereits zu der Ueberzeugung gelangt war, die er auch gegen den brandenburgischen Minister Schwartzenberg aussprach: „daß es eine wahre Unmöglichkeit sei, die Schweden aus Pommern per arma zu bringen." Am Reichstage kam die Sache zur Verhandlung und die Mehrzahl der Reichsstände war schnell bereit, durch Abtretung Pommerns auf Kosten Brandenburgs (dessen Recht daran übrigens niemand bezweifelte) und zum nicht geringeren Schaden Deutschlands den Frieden zu erkaufen. Schon der Kurfürst Georg Wilhelm hatte nach langem und begreiflichem Zögern in die Abtretung unter der Bedingung gewilligt, daß ihm Zug um Zug an anderem Orte ebensoviel Land und Leute eingeräumt würde. Dabei blieb auch Friedrich Wilhelm. Aber so oft seine Gesandten in Regensburg anfingen von Entschädigung zu reden, so wollte kein Mensch etwas davon wissen. Er mußte gewärtigen, daß man sich über die Abtretung einigte, ohne ihn zu fragen. Was wollte er dagegen thun? Eine selbstständige Macht hatte er nicht in die Waagschale zu werfen, und nur darauf kam es noch an, wie lange die Politik des Prager Friedens vom Kaiser strenge festgehalten werden würde, so daß Schweden seine deutschen Bundesgenossen behielt und so noch durch andere Motive zur Fortsetzung des Krieges bewogen wurde, als allein durch die pommerische Frage. Was dann aber, wenn der Kaiser die allgemeine uneingeschränkte Amnestie bewilligte?

Ein Mittel gab es, um dem Verlust von Pommern vorzubeugen: in jenem alten Heiratsprojecte Gustav Adolfs lag es angedeutet. Derselbe Götze, der damals mit dem Kanzler Oxenstjerna die Verhandlungen darüber geführt hatte, war jetzt der erste im Rathe des Kurfürsten: kein Wunder, wenn er auf einen solchen Plan zurückkam.

Und eine andere Angelegenheit, noch dringender als diese, lag auf demselben

Digitized by Google

Wege. Dem Zustande der Marken mußte schnelle Remedur werden. Sie gegen einen starken schwedischen Angriff mit der eigenen meuterischen Armee zu vertheidigen, war unmöglich. Wirksamen Schutz des Reiches durfte man nicht erwarten. Es blieb mithin nichts übrig als sich mit Schweden vorläufig auf einen freundlicheren Fuß zu stellen, dabei aber sorgfältig alles zu vermeiden, was als eine Feindseligkeit gegen den Kaiser aufgefaßt werden konnte. Das war nicht nur zweckmäßig an sich, sondern entsprach auch dem Wunsche der märkischen Stände, wie den Sympathien der Bevölkerung und gab Gelegenheit, jene weitergehenden Pläne wo möglich ins Werk zu setzen.

Begierig ergriff der Kurfürst einen äußeren Anlaß, der ihn in den Stand setzte, als Beauftragter des Reichstages selbst einen Gesandten nach Schweden zu schicken. Am 17. Juli 1641 ward ein Waffenstillstand auf zwei Jahre abgeschlossen. Bald kam das Heiratsproject an die Reihe; jahrelange Verhandlungen knüpften sich daran, schließlich, wie bekannt, resultatlos. Die endliche Entscheidung der pommerischen Frage aber brauchen wir nicht zu erzählen.

Nicht unähnlich seinem Verhalten zu Schweden ist die Politik des jüngeren Kurfürsten Frankreich gegenüber.

Als Frankreich durch den Sieg des Herzogs von Enghien bei Rocroi (1643) und die Eroberung von Thionville eine auch für die cleve'schen Lande bedrohliche Stellung am westlichen Kriegsschauplatze gewann, suchte und erlangte Friedrich Wilhelm ein „ungebundenes Verhältniß freundschaftlichen Einvernehmens", wie es Erdmannsdörfer treffend benennt.

Ohne Zweifel war die Politik der freien Hand damals die richtigste für den Kurfürsten. Und sie stimmte mit den Principien und Intentionen seiner vornehmsten Räthe überein. Dem Kanzler Götze „graut, wenn er von Allianzen reden hört". Fast alle, die er während seiner 41jährigen Dienstzeit erlebt, hätten mehr geschadet als genützt. „So seind auch die perpetua fœdera nicht zu rathen", fährt er fort. Es komme vor, daß hochbeschworene pacificationes nicht gehalten würden, und namentlich sei es gefährlich, mit Mächtigeren Bündnisse zu schließen. Nur wenn sich irgendwo gemeinsame Interessen hervorthäten, finde zweckmäßig eine coniunctio consiliorum et armorum für diesen einen Fall statt. Im Allgemeinen aber räth er dem Kurfürsten liberas manus zu behalten und sich nicht vor der Zeit vinculiren zu lassen.

Ungern verzichten wir darauf, unsere Leser aus den vorliegenden Actenstücken noch etwas genauer mit den diplomatischen Actionen jener Zeit bekannt zu machen. Wenigstens wollen wir die würdigen Träger der hohen Politik zum Schlusse bei den harmlosen Vergnügungen ihrer Erholungsstunden belauschen.

Wir lesen in einem diplomatischen Tagebuche aus dem Jahre 1640 (S. 781): „Den 29. Novembers zu Mittage haben wir mit dem spanischen Residenten Don Savedra gegessen. Es wurde aus lauter Silber und ziemlich wohl, aber gar unordentlich tractiret; aus großen silbernen, vergülten Pocalen, darin gar wenig eingeschenket, getrunken: und nichts anders als lateinisch und italiänisch geredet. Und

Digitized by Google

wiewol die spanische Grandezza practiciret werden sollte, so lief doch allerhand Drolerie mit unter: bald stach man einander mit Nadeln, bald schlug man einander in die Rücken, bald gieng unter einer Serviette ein abgehauener Schweinsfuß herum, bald ein anderes; endlich kam ein Trompeter, welcher bei dem Gesundheittrinken blasen mußte und setzte ein groß silbern Becken auf, darinnen die Trompete geleget war, anzuzeigen, daß man ihm pro labore contribuiren solle, welches auch, wiewol — nach äußerlicher Anweisung — mit des Patron di casa Widerwillen, geschahe. Und also wurde das Panquet geendet."

Die Entwicklung der deutschen Städteverfassungen im Mittelalter.

(Nach Dr. E. M. Lamberts: „Die Entwicklung der deutschen Städteverfassungen im Mittelalter". 2 Bände. Halle 1865. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.)

(Schluß.)

In diesen Verhältnissen spielen die sogenannten scararii und caballarii keine besondere Rolle, wie zumeist Nitzsch behauptet hat. Die scara bedeutete nichts anderes als Schaardienst, in der Schaar dienen. Im Frieden sind die Dienste sehr verschieden, im Kriege ist es der Kriegsdienst zu meist. Die Ministerialen können daher auch scararii heißen, da sie die scara ihrer Herren im Felde bilden und ihnen foris folgen. Die caballarii sind nichts als berittene, besonders bewaffnete Reisige, und nie waren sie eine besondere Art von Troßknechten oder Boten. Kurz das Wesen der Ministerialität, wo und wann sie auftritt, ist stets dasselbe, stets das eines militärischen Beamten, der also domi forisque ministrat. Die Ministerialen waren auch immer Freie, und die Rechte, die sie besaßen, hatten sie eben als Freie und nicht als besonderes Recht, das sie erst aus der Gemeinschaft ausschied. Zu diesen Rechten gehörte besonders der eigene Gerichtsstand. Aus den Familienhäuptern, den milites und ministeriales, wurde das Schöffengericht gebildet, in dem der Hofherr den Vorsitz führte. Hier nehmen die Hofgenossen ihr Recht nach dem alten Satz, daß jedermann nur von seines Gleichen gerichtet werden könne. Einzelne Herren übten das Recht nicht. Manche Höfe wurden zu einem gemeinschaftlichen Hofgericht vereinigt oder einem fremden Herrschaftsgericht unterworfen. Und das ist die Basis der späteren Patrimonialgerichtsbarkeit, streng deutsch und innig mit allen Institutionen verwachsen und nicht erst später durch kaiserliche Verleihungen erzeugt.

Neben diesen Elementen der ältesten Bevölkerung finden sich noch die Censualen und die Stadtherren und höchsten Stadtobrigkeiten. Es geht ein ähnlicher Bildungszug durch die Censualität, wie durch die Ministerialität. Die Ministerialität

Digitized by Google

war beschränkt durch die erforderlichen Eigenschaften und die Erblichkeit der Aemter. Aber man konnte durch eine feierliche Ceremonie, indem man seine Person und Güter hingab und zur Bethätigung dessen sich zu einem Census verpflichtete, den Schutz des geistlichen oder weltlichen Fürsten erlangen. In den wilden Zeiten unserer Väter fehlte es nie an solchen Leuten. Man trat dadurch in die familia ein, aber immer nur zu loser, rein äußerlicher Verbindung. Es war ein einseitiges Vasallitätsverhältniß, in dem das Bedürfniß des Schutzes das wesentliche Moment war. Daraus behauptete man, daß die meisten Freien zur Unfreiheit dadurch herabsanken. Es war zuweilen der Fall, aber keineswegs im Allgemeinen. Kindlinger schon sagt, daß die Andacht eine sehr häufige Ursache war und man einem Heiligen (der Kirche) sich zum Censualen machte, ohne von seiner Freiheit auch nur im geringsten etwas einzubüßen. Ebenso wurde man Censuale durch Niederlassung und, ohne seiner Freiheit zu schaden, für den Schutz, den man genoß, eben abgabenpflichtig. In ihrer Stellung waren die Censualen verschieden, ebenso in ihrer Beschäftigung in Städten und am Lande. Sie waren als Censualen weder Beamte noch Krieger, im Gegensatz zum Ministerialen, der als solcher eben Beamter und Krieger war. Die meisten Censualen waren sicher Landbauern. So nimmt der Censuale eine Stelle ein, die gerade der entgegengesetzt ist, die man ihm bisher gegeben. Die Herren machten ihre Sclaven zu Censualen und somit zu Freien. Also nicht der Freie sank durch die Censualität zur Sclaverei, sondern der Unfreie wurde durch die Censualität zur Freiheit erhoben. Damit ist aber nicht geläugnet, daß in einzelnen Fällen Censualen sich in Unfreiheit begaben.

Durch die Censualität verloren die Freien nichts von ihren Rechten. Dauernd bleiben ihnen ihre Gerichte und auch ihre genossenschaftliche Schöffengerichtsbarkeit ist so alt, wie die Schöffengerichte überhaupt, und der Gerichtsherr war der Herr der familia, des Hofes, der Villa oder der von ihm geordnete Stellvertreter, ein herrschaftlicher Beamter. Die Censualen erlangen mit der Zeit vollständig die Gerichtsbarkeit ihrer Schutzherren, die hofrechtliche Gerichtsbarkeit. Später werden selbst aus den Censualen die subadvocati genommen, sie wählten einen Magister, der die Verbindung mit den höheren Behörden vermittelt. Das sind sprechende Zeugnisse der vollen Freiheit, wonach der Censuale sein eigenes besonderes Recht genoß, und das Steuerzahlen allein kann nicht als ein Zeichen der Unfreiheit angesehen werden, wie Nitzsch u. A. behaupten. Selbst der Sterbefall, das Besthaupt, macht darin keinen Unterschied, da das Haupt der Familie für die Schutzherrlichkeit nur ein begründetes Erbrecht auf einen Theil des Besitzes hatte. Daß die Stadtbürger, wohlhabend und übermüthig geworden, von allen Steuern, auch dem Sterbfall, sich zu befreien suchten und diese später eben wie Zeichen der Unfreiheit ansahen, ist ganz nebensächlich. Der Ausdruck tributarii für die Censualen ist nichts als das Zeichen des Gegensatzes gegen die Ministerialen und eigentlich Unfreien. Sie bilden keinen besonderen Stand, wie schon Kindlinger sagt. Aber mit den Ministerialen bilden sie die freie Bevölkerung in den Städten. Ein ansehnlicher

Digitized by Google

Theil davon waren die Kaufleute, Geschäftsleute und Krämer. Die Mehrzahl aber waren Ackerbauer.

Neben den Ministerialen und Censualen kommen als älteste Städtebewohner noch die Unfreien in Betracht. Die Eroberung ist der Anfang ihrer Geschichte. Es giebt zwei Arten derselben. Jene, die an den Freihöfen unter den Ministerialen niedere Dienste leisten. Zu ihnen gehören die unfreien Handwerker in den Städten. Zweitens die unfreien coloni, die hörigen und leibeigenen Bauern. Beide waren rechtlos und der Willkür anheimgegeben. Erst später stiegen sie, die Handwerker zuerst, zu Freien auf. Sie werden steuerfrei, besonders unter den geistlichen Fürsten, und an Marktgefällen und Zins der nunmehrigen Censualen gewinnen diese, was sie an Diensten der früheren Hofhörigen verloren. Der städtische Verkehr wirkt mit seiner Entwicklung hier sehr fördernd, indem die Leibeigenen, wenn sie sich von ihrem Herrn lossagen, in den Städten willige Aufnahme und Schutz fanden. Daher strömen vom Land die Unfreien nach den Städten und werden hier, was sie auch treiben, ob Handwerk oder Ackerbau, Censualen und dabei Freie.

Der oberste Beamte dieser Bevölkerung nun in der Burg war der Burggraf, und das Burggrafenamt ist, wie Arnold und Nitzsch zeigen, fast überall ein und dasselbe und untereinander nicht verschieden. Sie haben militärische und civile Pflichten, Gewalt über den städtischen Verkehr, die Münzcontrole u. s. w. Er war aber auch der höchste königliche Richter der Stadt und hielt die drei placita, denen alle freien Stadtbewohner beizuwohnen hatten. Neben ihnen, ja oft wichtiger erscheinen die Bischöfe in der Verfassung der alten Städte. Ihnen danken die meisten Städte ihr schnelles Emporblühen. Sie machen oft neben dem Burggrafen von ihrer Gewalt einen beschränkten Gebrauch. Dieser blieb fast überall das Haupt der Verwaltungsministerien, wo der Bischof aber die Oberhand gewinnt, werden auch die Ministerien bischöflich. Da sich aber vom Burggrafen häufig einzelne Ministerien als rein königliche ministeria losmachen, so erscheinen neben den bischöflichen überall auch die nichtbischöflichen. Und diese Entwicklung führt dann zur Ministerialität wieder zurück, aber zu der selten hinlänglich beachteten städtischen Ministerialität, die als ein Beamtenthum neben den Haus- und Hofministerialen erscheint und die auf die Städte bezüglichen Ministerien verwaltet. Sie bezogen sich wie Nitzsch zeigt, auf Militär- und Civilsachen, auf die königlichen Einkünfte und die gesammte städtische Verwaltung.

So findet sich in den Städten eine vielfach verschiedene Bevölkerung: Ministerialen, Censualen und unfreie Leute. Der größte Theil der männlichen Bevölkerung war waffenfähig, aber wahrscheinlich nur ein kleiner Theil ritterlichen, edlen Standes. Den Haupttheil der Bürger bildeten immer die Censualen, deren Zahl sich auch am schnellsten vermehrte. Im Laufe der Zeit nimmt der Name des Bürgerthums eine hohe Gewalt an. Die städtischen Ministerialen emancipiren sich von ihrem Herrn und führen die städtischen Geschäfte auf eigene Faust, ja sie anerkennen keinen Stadtherrn mehr als wirklichen Herrn und zahlen keinen Census. Bürger will der Städter sein und heißen. Daß diese Bürger, welche die Ministerien

Digitized by Google

verwalteten, stets ausgezeichnete Stadtbewohner waren, ist natürlich, da das Amt stets das Mittel war, Ansehen und Gut zu erwerben. Als im Laufe der Zeit immer mehr Knechte und Arbeiter nach den Städten ziehen und auch Bürger werden, erscheinen die alten Bürger bald als Stadtadel, dessen Erhebung und Ausbildung immer auf der Grundlage jener niederen Bevölkerung statthat. Aber gerade diese später Angekommenen und ehemaligen Unfreien überwogen bald an Kopfzahl die alten Bürger, und ausgerüstet dann mit den gleichen Rechten, bilden sie erst „die Gemeinde". So hat auch das Wort Bürger vom Anfang an eine verschiedene, und zwar doppelte Bedeutung: Altbürger, Patricier und überhaupt Stadtbewohner. Daß zu diesen letzteren auch Unfreie, Strolche, Gesindel gehören, bestätigen die Quellen. Frühzeitig trat in den Städten ein confluscus canaillorum ein. Endlich dürfen auch die Juden nicht vergessen werden

Diese so überaus schwierigen Verhältnisse erörtert Lambert im zweiten Band seines Werkes durch die Geschichte Kölns. Unter den deutschen Städten des Mittelalters nimmt diese Stadt in jeder Hinsicht einen hervorragenden Rang ein. Es ist die blühendste, reichste und mächtigste deutsche Stadt, bedeutungsvoll für die Entwicklung deutscher Kunst und Wissenschaft, stets von großem Einfluß in den Entscheidungen politischer Verhältnisse. Die meisten deutschen Gelehrten des hier einschlagenden Gegenstandes gehen von dieser Stadt aus und nehmen aus ihrer Geschichte die Beweise. Darum erscheint sie auch Lambert in jeder Richtung von höchster Bedeutung, da die Irrthümer, die er im Allgemeinen zu widerlegen gesucht, nun auch an der Quelle aufgefunden werden müssen. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Theil des Werkes näher einzugehen, zumeist weil die genaue Darstellung des Inhaltes des ersten Bandes zur Genüge das Urtheil bestimmen kann.

Iffland und Dalberg.

Geschichte der classischen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargestellt von **Dr. Wilhelm Koffka.**

(Leipzig 1865, J. J. Weber. XII und 555 S.)

Durch das 18. Jahrhundert zieht sich in der Litteratur Deutschlands das Streben hin, eine Reform des öffentlichen Lebens und der privaten Sittlichkeit durch die gründliche Umgestaltung der Schaubühne anzubahnen. Schon Gottsched hat mit richtigem Takte der gesellschaftlichen Verwilderung und Scheinthuerei dadurch entgegenzuwirken getrachtet, daß er das deutsche Theater anständigen Hausvätern mit ihren Frauen und Töchtern und jenen Classen zugänglich machte, welche dem Franzosenthum ausschließlich eine civilisatorische Mission vindicirten. Man

Digitized by Google

macht wohl heute im Bewußtsein, „wie wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht", vornehme Witze über die Manier, mit welcher dieser Mann gegen Unsinn und Unflätherei zu Felde zog, und vergißt dabei nur, daß man der weder allzu sauberen noch sonst leicht fertigen Arbeit des Gerbers es zu verdanken habe, wenn man mit Glacéhandschuhen im Salon erscheint. Man sollte vielmehr um so leichter geneigt sein, die Einseitigkeiten des Mannes zu übersehen, und sich seiner Verdienste zu erfreuen, als ja jene durch Lessings Bemühungen um dasselbe Wesen, das auch dem „pedantischen Professor" als Lebensziel galt, nämlich um die Weckung des Nationalgefühls durch Herstellung eines Nationaltheaters überholt und dadurch verschwinden gemacht wurden. Näher und darum unantastbarer steht schon unseren Tagen das, was Goethe und Schiller für das Theater als eine Schule des Geschmackes und der Sitte erstrebten; wenngleich die ästhetischen Schriften des Letzteren lieber nach irgend einem Litteraturcompendium citirt, als durch eigene Lesung gekannt werden und man über die weitläufigen dramatischen Verhandlungen im Wilhelm Meister klagt und es schwer begreift, wie der Mann eigensinnig genug war, einem Pudel das Feld seiner so langen und emsigen Wirksamkeit zu räumen. Freilich, wo man Ziegen, Affen, Pferde und anderes Gethier sich als Gleichberechtigte gefallen läßt, mag man auf die veraltete Anschauungsweise und Intoleranz Goethes spöttelnd herabsehen. Man wird aber schwerlich damit Alle zum Schweigen bringen, welche bemerken wollen, man sei heute nicht bloß hinter den Anstrebungen des 18. Jahrhunderts um die Veredlung des Handelns durch die Veredlung des Schauens zurückgeblieben, sondern in dünkelhaftem Selbstgenügen vielfältig sogar hinter die Gottsched'schen Correcturen zurückgegangen.

Man spricht nach einigen Umblicken in die litterarischen Zustände unserer Tage und namentlich deren theatralische Vorführungen, die Sache nur sehr milde aus, wenn man behauptet, es könne durchaus nicht schaden, sich die Tendenzen des 18. Jahrhunderts zu Gedächtniß zu bringen. Und man wird weiter sich zum Danke gegen jene Darbringungen verpflichtet fühlen, welche eine Detaileinsicht in das Entstehen und Bestehen litterarischer Institutionen der classischen Zeit Deutschlands gewähren. Vielleicht gelingt es ja doch noch durch das Abwenden von jenem Dilettantismus, der als Litteraturleistung, und von der Routine, die sich als Kunstschöpfung heute geltend machen will, und durch die Reminiscenz an die Hartschaffigkeit der Väter eine neue und eigentlich vollendende Classicität zu gewinnen. Wir begrüßen darum das oben genannte Buch als die sorgfältige Monographie eines Institutes, welches zum ersten Male sich dem annäherte, worauf Lessing in seiner hamburgischen Dramaturgie hingewiesen hatte, und welches schon um deßwillen eine eingänglichere Beachtung in Anspruch nimmt, weil es die Geburtsstätte von Schillers Ruhm, durch die erste Aufführung der Räuber, und eine Zeitlang das Feld seiner dramaturgischen Thätigkeit war. Wir müssen jedoch sogleich hinzufügen, daß uns das Buch über Schiller überhaupt nur sehr Weniges und gar nichts neues sagt; beinahe jede Biographie bringt mehr über diese seine Lebensperiode. Wir erachten das

Digitized by Google

als einen Vorzug der Schrift, denn was für die Sturm- und Drangzeit Schillers wichtig war, war es nicht auch für das Institut, dessen Protokolle darum auch nur äußerst dürftige Spuren seiner Thätigkeit darbieten. Und als der Dichter durch seinen Don Carlos in die Vorhalle reiner Kunstschöpfungen eintrat, war, wie es scheint, noch nicht das Institut, gewiß aber nicht sein Publicum vorbereitet genug, um ihn vollkommen zu würdigen, denn die Darstellung jenes Drama (6. April 1788) auf dem Mannheimer Theater wird als eine durchaus unbefriedigende bezeichnet. Mit der Ausscheidung alles in das Buch darum nicht gehörigen Biographischen, weil Schiller für die Mannheimer Bühne nur die Bedeutung eines Meteors hatte, erklären wir uns also einverstanden; weniger gerne vermissen wir ein vollständiges Repertoire in der Art, wie es das vortreffliche Buch Teichmanns für das Berliner Theater darbietet; obwohl für alle wichtigeren Epochen genaue Angaben vorhanden sind. Aber „wichtig" und „unwichtig" sind subjective Kategorien, und die Einsicht eines Zweiten, wenn ihr die vollständige Reihe der Leistungen und ihrer Anerkennungen vorliegt, wird vielleicht zu anderen Urtheilen gelangen.

Doch abgesehen davon folgen wir mit großem Interesse der uns hier gebotenen Entwicklung der Mannheimer Bühne, wobei wir einerseits die Nothwendigkeit anerkennen, daß mehr als in jedem anderen Kunstgebiete eine liebevoll eingängliche Geschichtsbetrachtung und -Bewahrung der Leistung durch die Flüchtigkeit derselben gefordert ist, andererseits aber mit unserem Buche darauf hinweisen, daß der befriedigende Augenblick einer Vorbereitung durch Arbeit und Kämpfe bedarf, daß der Himmel, den man sich vom Kunstschauniß in der Brust heimbringt, durchaus nicht so ewig heiter und lächelnd in jene Tage scheint, welche ihm vorangingen. Wenn aber die schwere Aufgabe, ein classisches Institut hervorzurufen und zu erhalten, irgend wem gelingen mochte, so war Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg (geboren 1749) der Mann dazu. Durch seine gesellschaftliche Stellung, seine Kenntnisse, Unermüdlichkeit, Klugheit und Urbanität war er wie selten jemand befähigt, sich weder durch die Kleinmeisterei der Behörden, von der unter anderen im Buche eine vieljährige Geschichte über die Belassung einer Theaterauskehrerin mit 6 fl. Gehalt erzählt wird, noch durch die Großmannssucht der Schauspieler beirren zu lassen. Indem er vor allem die größte Sorgfalt auf die Anwerbung guter Schauspieler verwandte, zu diesem Zwecke den gewandten Mayer in ganz Deutschland herumreisen ließ, und erst auf seine wiederholten und vergleichenden Berichte aufs Engagement sich einließ, wobei er freilich die damals noch seltenen Vortheile einer stabilen Bühne oder, wie man es nannte, eines Nationaltheaters, also eines von Hofgunst und Wanderglück unabhängigen Institutes in Aussicht stellen konnte, gelang es ihm mit den drei jugendlichen Enthusiasten Iffland, Beil und Beck einen festen Kern und die anderen meist eben so jugendlichen Kräfte für seine mit den Interessen der Schauspieler coincidirenden und in ihrer Versammlung offen dargelegten Pläne zu gewinnen. Durch die Stetigkeit des Berathens und Zusammenwirkens, durch Bestellung eines einsichtigen Directors

Digitized by Google

in der Person Seilers, durch Nichtbeachtung unschädlicher Schwächen und Entschiedenheit gegen Ausschreitungen wurde schon in den Anfängen der Mannheimer Schaubühne, welche der Kurfürst Karl Theodor, dessen Verdienste um die deutsche Litteratur Iffland nicht genug zu rühmen weiß, als einen Ersatz für die Verlegung seiner Residenz nach München herzustellen beschloß, ein auf lange Zeit hin unerschütterlicher Grund classischer Productionen gelegt. Und schon nach drei Monaten des Bestehens konnte sich diese Gesellschaft vor Karl August und Goethe (auf ihrer Reise nach der Schweiz, im November 1779) mit der Darstellung des Clavigo ehrenvoll sehen lassen.

Es that aber noth, daß ein Mann wie Dalberg die Leitung mit kundigen Händen festhielt; denn alle die Uebelstände, die man wohl der Tradition fester Bühnenzustände in die Schuhe zu schieben pflegt, traten hier im Werden derselben oft nur zu präcis hervor. Die Dressurlosigkeit, die sich gerne für Genialität ausgiebt, ist eben der größte Feind befriedigender Gestaltungen, und ihr ist nicht durch guten Willen allein, möge er sich auch zur Begeisterung steigern, sondern nur durch wohlwollende und strenge Einhaltung der jedem Gebiete eigenen Technik abzuhelfen. An solchen Genialitäten hatte aber auch das Mannheimer Theater keinen Mangel. Da brachte die Herzel, welche schon Lessing in Hamburg die bittersten Stunden bereitet hatte, ihre Rollen- und Beifallsucht in diese neue Sphäre; da hätten die ersten Gastrollenspieler, die überhaupt in Deutschland auftraten, Boek und Brockmann, auf dem heimischen Boden lieber nur den Nothherd für Zeiten des Nichtreisens gefunden; da kam Brandes mit einer weitläufigen Schrift voll Klagen und Verbesserungsvorschlägen, und selbst Schlageffecte fehlten in dem Seiler-Toskanischen Streite nicht. Gegen alle diese und hunderterlei ähnliche Hindernisse und Beirrungen führte Dalberg die Kritik ins Feld, und zwar nicht etwa jene anonyme Journalnergelei, die sich auch damals schon für das öffentliche Bewußtsein ausgab, sondern jene zum Wesen vordringende von Doctrinen und Schlagwörtern nicht beherrschte Durchforschung des Gegenstandes, für welche Lessing noch immer als unübertroffenes Vorbild dasteht. Unser Buch giebt (von S. 317 bis 421) eine Reihe von kritischen Abhandlungen, die mit wenigen Ausnahmen dem Intendanten Dalberg angehören und als wahre Muster von Gründlichkeit, welche auf Kenntniß der Litteratur, der Leistungsfähigkeit der Schauspieler und des Geschmackes des Publicums beruht, und von Freiheit im Auffinden und Rügen der Fehler dem Nachlesen zu empfehlen sind. Und wo die Kritik zuletzt bei strittigen Punkten anlangte, da wurden diese zu bestimmten Fragen formulirt und diese den begabtesten Schauspielern zur schriftlichen Beantwortung übergeben. Auch da giebt unser Buch (von S. 422 bis 525) das Detail aus den Protokollen, und wenn hie und da nach der Individualität die Beantwortung am Ziele der Frage vorübergeht, so könnte sich doch jedes Theater zu einer Mehrheit von Schauspielern gratuliren, von denen man Abhandlungen erwarten dürfte etwa über die Themen: „Was ist Natur und welches sind die wahren Grenzen derselben bei theatralischen Vorstellungen? — Wodurch unterscheidet sich die Laune von der

Digitized by Google

Kunst des Schauspielers und welches sind die Grenzen von beiden? — Was ist Anstand auf der Bühne und welches sind die Mittel, selben zu erlangen? — Können französische Trauerspiele auf der deutschen Bühne gefallen, und wie müssen sie vorgestellt werden, wenn sie allgemeinen Beifall erhalten sollen? — Ist das Händeklatschen — oder eine allgemein herrschende Stille der schmeichelhafteste Beifall für den Schauspieler? — Giebt es allgemeine sichere Regeln, wodurch bestimmt werden kann, wann eigentlich der Schauspieler in seinen Reden Pausen machen muß?" — Vor allem aber drang Dalberg der durch solche allseitig eingehende Betrachtungsweise und sein höchst gebildetes Benehmen bald bei den besseren Schauspielern eine bis dahin in diesen Kreisen ungekannte, gefühlvolle und naturfreudige Stimmung zu wecken wußte, auf absolute Gewissenhaftigkeit in der Rollenbehandlung, von dem richtigen Grundsatze ausgehend, daß die wenigen Zuschauer eines schwachbesuchten Hauses ebensoviel Anspruch auf volle Befriedigung haben, wie wenn noch hunderte neben ihnen säßen.

Durch solches Leiten nnd Zusammenwirken erreichte denn das Mannheimer Theater (1786 bis 1793) eine bis dahin in Deutschland nicht dagewesene Blüthezeit der dramatischen Kunst, als deren Sterne die beiden Schwestern Keilholz glänzten. Wie schon für Schillers Erstlinge wurde diese Bühne auch für Ifflands Schauspiele (mit „Verbrechen aus Ehrsucht"), freilich leider auch für Kotzebue (mit „Indianer in England") der Ausgangspunkt, und wie Mozart (mit „Don Juan" 27. September 1788), so fand auch Shakspeare (mit „Julius Cäsar") dort bald seine Heimat. — Leider war aber wie für so viele glückliche Anläufe des Jahrhunderts die französische Revolution mit ihren Kriegen der erste Anstoß, welcher die glückliche Zeit des Mannheimer Theaters dem Ende zuführte. Oekonomische Schwierigkeiten, die dorther stammten, machen den Anfang. Ifflands Fortgehen nach Berlin leitet das Ende von Dalbergs Intendantur ein, dessen Verdienste für die deutsche dramatische Kunst uns in dem oben bezeichneten Buche nach allen Seiten klar entwickelt werden. F. Th. Bratranek

---

Der Besitz nach österreichischem Rechte.

Von Dr. Ant. Randa, a. o. Professor der Rechte an der Prager Universität.

(Leipzig 1865, Breitkopf u. Härtel. gr. 8. 384 S.)

Wenn einer unserer gefeiertsten Rechtslehrer (A.) seine Anzeige der siebenten Auflage von Savigny's „Recht des Besitzes" in der Münchner „Kritischen Vierteljahrsschrift" (7. Bd., 1. Heft) damit schließt, „auch das noch als ein bedeutendes Symptom hervorzuheben, daß diese neueste Auflage des berühmten Buches

Digitized by Google

in einer Wiener Verlagshandlung erschienen ist — in Oesterreich also, wo noch vor zwei Jahrzehnten Savigny nicht Vielen, wie man sagt, mehr als dem Namen nach bekannt war —", so sind wir wohl berechtigt, es als ein noch viel bedeutungsvolleres Symptom des Aufschwunges, welchen die Rechtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten bei uns genommen, zu begrüßen, daß fast gleichzeitig mit jener Auflage des Savigny'schen Werkes die oben angeführte Schrift eines österreichischen Rechtsgelehrten über den Besitz erschien, welche uns als eine der besten Früchte jenes Meisterwerkes die Verwerthung der durch dasselbe festgestellten Grundbegriffe und Principien für das heimische Recht bietet, und eine wahre Zierde unserer Rechtslitteratur genannt zu werden verdient. In Anwendung jener Methode, welcher Unger durch sein System des österreichischen Privatrechtes bei uns so mächtig Bahn gebrochen hat, indem er die Nothwendigkeit der Wiederherstellung des Zusammenhanges unserer Jurisprudenz mit der gemeinrechtlichen dadurch unabweislich zur Evidenz brachte, liefert Randa eine systematische Bearbeitung der Besitzlehre nach österreichischem Rechte, welche eben so sehr durch die kritische Verwerthung und Beleuchtung der gesammten neueren gemeinrechtlichen Litteratur über diesen Gegenstand, als durch die gelungene Berichtigung oder Beseitigung vieler bei uns gangbarer Fundamentalirrthümer in dieser Lehre sich auszeichnet. Zum Theile hatte der Verfasser die Resultate seiner einschlägigen Arbeiten bereits in unseren juristischen Zeitschriften veröffentlicht, und sie haben sich schon dadurch vielfach die verdiente Anerkennung errungen; noch bedeutender treten sie aber in ihrem systematischen Zusammenhange hervor, und obwohl eine Detailerörterung darüber in diesen Blättern nicht zulässig erscheint, wird es doch die Bedeutung dieser Schrift für die österreichische Litteratur überhaupt rechtfertigen, wenn wir auch hier etwas näher darauf eingehen.

Das Werk zerfällt in drei Hauptabschnitte, deren erster (ohne eigene Ueberschrift) den Begriff und die Natur des Sach- und Rechtsbesitzes, dessen Rechtswirkungen und deren Grund, so wie die Subjecte des Besitzes behandelt (S. 1 bis 94). Der zweite Abschnitt erörtert „Gegenstand, Erwerb und Verlust des Sachbesitzes" (S. 94 bis 235) und der dritte die gleichen Beziehungen des „Rechtsbesitzes" (S. 235 bis 384). Auch die beiden letzten Abschnitte sind jedoch nur in der Inhaltsübersicht und nicht im Texte selbst als solche markirt. In der Vorrede bemerkt der Verfasser, daß er „die ausführliche Lehre der im § 7 kurz skizzirten Besitzklagen demnächst in einem Anhange zu diesem Buche veröffentlichen werde." Wir betrachten diese Ausführung als eine wesentliche Ergänzung der vorliegenden Schrift, da ja eben nur der gerichtliche Besitzschutz es ist, welcher dem Besitze als solchem schon ein juristisches Interesse verleiht, ihn zu einem Rechtsinstitute macht, und wir können daher nur wünschen, daß der Verfasser mit dem versprochenen Anhange seinem Buche baldmöglichst den zur Vollständigkeit der Besitzlehre erforderlichen vierten Abschnitt hinzufüge und auch hierin seinem Vorbilde, dem Savigny'schen Besitzrechte, sich anschließe.

Digitized by Google

Bei der Begriffsbestimmung des Sachbesitzes (§ 1) wird insbesondere der Besitzwille scharf präcisirt, und werden die Rechtsverhältnisse angeführt, in welchen wegen Mangels desselben nach unserem Rechte trotz der Inhabung der Sache kein Sachbesitz stattfindet. Aus diesem Anlasse wird die Unhaltbarkeit der Theorie des sogenannten getheilten Eigenthums auch für unser Recht nachgewiesen und hiezu die absolute Natur des Eigenthums in dem Sinne, „daß es begrifflich jeder Beziehung auf fremdes Recht entbehrt" (S. 15), in gelungener Weise benützt und hervorgehoben. Auch die Ableitung der Definition des Rechtsbesitzes aus den Bestimmungen über Erwerb und Verlust desselben und die daran gereihte Begriffsentwicklung des Besitzes im Allgemeinen (§ 2) ist sehr befriedigend. In der bekannten Controverse über die rechtliche Natur des Besitzes (ob bloßes Factum, ob Recht, ob beides zugleich) erklärt sich der Verfasser mit überzeugenden Gründen auch vom Standpunkte des österreichischen Rechtes dafür, daß der Besitz bloß ein thatsächlicher Zustand, ein Nichtrecht sei, welcher jedoch in Folge der damit verknüpften Vortheile ein Gegenstand des rechtlichen Verkehrs sein und Vermögenswerth haben kann (§ 3). Die sorgfältige Erörterung und Berichtigung des Sprachgebrauches unserer Gesetzgebung, so wie unserer Rechtslitteratur und Praxis hinsichtlich des Wortes „Besitz" (§ 4) führt den Verfasser auf die Untersuchung der rechtlichen Natur des sogenannten Tabular- oder bücherlichen Besitzes (§ 5), und die gründliche Widerlegung der hierüber bei uns verbreiteten irrigen Anschauungen, welche allerdings durch die Mängel unserer Gesetzgebung selbst veranlaßt wurden, ist unstreitig eines der werthvollsten Resultate seiner Bearbeitung der Besitzlehre. Darnach ist der sogenannte Tabularbesitz in Wirklichkeit, trotz der Ausdrucksweise unseres bürgerlichen Gesetzbuches gar kein Besitz, sondern ein anderes thatsächliches Verhältniß mit eigenen, von denen des Besitzes ganz verschiedenen Rechtswirkungen; der charakteristische Besitzschutz kommt demselben gar nicht zu und kann daher auch von einer Collision desselben mit dem physischen Besitze in dieser Richtung gar nicht die Rede sein. Welche Summe von Widersprüchen und Inconsequenzen mit dieser Erkenntniß aus unserer Besitzlehre ausgerottet wird, muß jedem, der sich mit derselben theoretisch oder praktisch zu befassen hatte, sofort einleuchten.

Nicht minder verdienstlich sind die Untersuchungen des Verfassers über die Rechtswirkungen des Besitzes als solchen, d. h. ohne Voraussetzung einer weiteren Qualification desselben (§ 6). Er erkennt als solche nach österreichischem Rechte lediglich den gerichtlichen Schutz gegen gewisse Arten von Verletzungen des Besitzes, und beim Rechtsbesitze noch überdies die Unzulässigkeit der Aufforderungsklage — und widerlegt die viel weiter gehenden Annahmen unserer früheren Schriftsteller. Ebenso liefert er im § 7 den Nachweis, daß diese Rechtswirkungen nach unserem Rechte nur dem Besitze, nicht auch der bloßen Inhabung zukommen, und daß zu einer Ausdehnung derselben auf letztere auch keine innere Nothwendigkeit dränge, daß sie jedoch allerdings jedem Besitze, auch dem fehlerhaft erworbenen, gewährt sind. Nunmehr geht der Verfasser an die Erörterung des

Digitized by Google

Grundes des Besitzschutzes (§ 8) und schließt sich hiebei nach Widerlegung der Ausführungen Savigny's u. A. über diesen Punkt im Wesentlichen der Theorie Puchta's an. Auch diese philosophische Begründung scheint uns ganz gelungen, und da sie von allgemeinerem Interesse ist, lassen wir sie mit den Worten des Verfassers (S. 86) zugleich als Probe seiner Darstellung hier folgen:

„Der Wille des Rechtssubjectes, wenn er vom objectiven Rechte anerkannt, also mit dem allgemeinen Willen im Einklange steht, ist das Recht im subjectiven Sinne. Dieser Wille ist der Ausgangspunkt alles Rechtes; sein Schutz, seine Durchführung in Harmonie mit dem allgemeinen Willen, in Unterordnung unter das höhere ethische Gebot ist der Zweck des ganzen Rechtsorganismus. Als berechtigter Wille (als concretes Recht) genießt er den allgemeinen Klagenschutz zur Abwehr jeder Verletzung und Aufhebung geschehenen Unrechts. Allein aus jener Aufgabe des Rechtssystems, die ungehemmte Bethätigung und Verwirklichung des individuellen Willens thunlichst zu gewährleisten, folgt auch: daß der bethätigte Wille auch dann, wenn er nicht als berechtigter, sondern bloß als thatsächlicher auftritt, gerichtlich geschützt werden solle, und zwar gegen jeden ihm angethanen, wie immer gearteten Zwang, der nicht in Form Rechtens erfolgt; daher insbesondere, so weit er sich in der thatsächlichen Herrschaft über eine Sache oder in der thatsächlichen Ausübung eines Rechtes, d. i. im Sach- oder Rechtsbesitze verkörpert, gegen jedwede Störung und Entziehung desselben. Besitzschutz erscheint daher als ein Ausfluß der Rechtsforderung, daß jedwede eigenmächtige, d. i. nicht in Form Rechtens (mittelst des Gerichtes) vor sich gehende Behandlung des bethätigten fremden Willens untersagt ist, und Verletzung dieses Verbotes civilrechtlich verantwortlich mache. Schutz der individuellen Freiheit gegen Eigenmacht ist also ein Postulat der Rechtsidee an das positive Recht. Dieser Schutz in specieller Beziehung auf den Besitz fordert jedoch nicht nur Verbot und Hintanhaltung jeder Störung der factischen Herrschaft über eine Sache oder der thatsächlichen Uebung eines Rechtes, sondern auch Rückstellung des eigenmächtig Entzogenen; denn nur dann erscheint die gegen den Willen geübte Eigenmacht wieder aufgehoben und gesühnt und ihre Folgen getilgt. Eigenmacht begreift hiemit jede einseitige Verletzung eines thatsächlichen Zustandes gegen den Willen eines Anderen. Eigenmacht liegt also nicht bloß in der gewaltthätigen, sondern auch in der hinterlistigen Besitzentziehung und der Vorenthaltung detinirter Sachen, also in der Besitzentziehung vi, clam, precario."

Mit dem folgenden Paragraphe, welcher von den Subjecten des Besitzes handelt, geht der Verfasser an das Detail der in der Besitzlehre aufzuwerfenden Rechtsfragen, in welches wir ihm hier natürlich nicht weiter folgen können. Es genügt zu bemerken, daß dieses Detail nahezu erschöpfend und mit derselben kritischen Sorgfalt und juristischen Schärfe ausgeführt ist, wie die vorangegangenen Untersuchungen; daß wir demungeachtet nicht in jedem Punkte der Ansicht des Verfassers beipflichten können, versteht sich bei einem so reichhaltigen Werke und

Digitized by Google

so schwierigen Materien von selbst. Das Gesagte wird genügen, um dem geneigten Leser, welcher sich für unsere juristische Litteratur interessirt, über die Anlage und Methode dieses Buches und hiemit über dessen Werth und Bedeutung zu orientiren, und das Lob, welches wir demselben zollten, zu rechtfertigen.

Schließlich möchten wir es fast als eine Art Curiosum hervorheben, daß, während die jüngste Auflage von Savigny's „Besitzrecht" in einem Wiener Verlage erschien, dieses Werk eines österreichischen Juristen in Leipzig aufgelegt wurde. Sollten wir in dieser Freizügigkeit des Verlages ein erfreuliches Zeichen deutscher Einheit begrüßen? Faute de mieux — warum nicht? P. Harum.

Kurze kritische Besprechungen.

Fritz, Johannes: Von 1815 bis 1865. Blicke in das Culturleben der jüngsten Vergangenheit Deutschlands. Leipzig 1865. O. Wigand.

R. Der Verfasser, Lehrer der Geschichte und Litteratur in Hamburg, unternimmt in der vorliegenden Schrift einen Versuch, die Bestrebungen des deutschen Volkes, wie sie sich in Staat, Kirche und Schule geltend gemacht, darzulegen. Diese Bestrebungen, wir wissen es Alle, sind meist gegensätzlich und wären daher besser Kämpfe zu nennen, insofern die mehr oder minder scharfe Gliederung in Parteien das Streben nicht als einheitlich, weder nach Art noch Zweck, erscheinen läßt. Auch haben diese Kämpfe noch lange nicht ihren Abschluß gefunden, sondern dauern noch fort und inmitten derselben wird es schwer, ein Urtheil zu fällen.

Am wenigsten ist das 50. Jahr der von dem Verfasser ins Auge gefaßten Periode ein Ruhepunkt zu nennen und hätte der Stoff besser in die Periode von 1815 bis 1848 einbegrenzt werden können. 1848 ist ein Jahr großer Bewegung in sämmtlichen Staaten Europa's gewesen, es hat die alten Grundlagen mächtig erschüttert und wenigstens theilweise neue an ihre Stelle gesetzt

Die Jahre des politischen Stilllebens von 1815 bis 1865 haben jedoch eine andere höhere Bedeutung; denn sie enthalten einen großen Fortschritt auf allen Gebieten des Materiellen, die mächtige Entwicklung vieler Wissenszweige, vielfache Verbesserungen auf ökonomischen Gebieten, welche der Autor doch sicher nicht gering anschlagen wird. Insoferne er sich aber die Aufgabe gesetzt, die Aeußerungen des Volksgeistes zu verfolgen, scheint uns die Außerachtlassung der angegebenen Momente ein Fehler. Kein Culturhistoriker wird die Fortbildung der politischen und historischen Wissenschaften übergehen dürfen und namentlich die Richtung auf Handel und Industrie und deren Beziehung zur Wissenschaft aus dem Kreise seiner Betrachtung ausschließen. „Die Philosophie im Kampfe mit den kirchlichen Anschauungen" ist erst seit wenigen Jahren wieder ein Gegenstand von eingreifender Bedeutung im Geistesleben der deutschen Nation. „Die Kirche und der biblisch-kritische Proceß der Gegenwart" ist in dem Buche in einem besonderen Capitel abgehandelt, während diese Abhandlung unstreitig einen integrirenden Bestandtheil der vorgenannten bildet und nothwendig in dieselbe verwoben werden mußte. Der Poesie des jungen Deutschland schreibt der Verfasser einen „vermittelnden Einfluß"

Digitized by Google

zu, sie war nur der gesteigerte Ausdruck dessen, was das Volk in seinem Bewußtsein nährte, und dichtete im Geiste desselben.

Es ist eben wieder nur ein Blick und nicht einmal in die jüngste Vergangenheit, da der Autor der Umkehr des Romans, welcher Dichtungsart er keineswegs bis in ihre neueste Entwicklungsphase folgt, zum Realismus nicht gedenkt.

Mit vielem Geschick bekämpft Fritz in dem Capitel „die Macht der Naturwissenschaften" den Materialismus und widerlegt die Lehren desselben durch Namen von bestem Klange. Diese Methode ist dem Buche derart eigen, daß wir in demselben gut die Hälfte als wörtliche Citate bekannter Autoren betrachten dürfen. Aus Eigenem schöpft der Verfasser, wenn er auf die Schule, welche er als „Gegnerin des Bestehenden in Staat und Kirche" einführt, zu sprechen kömmt. Im Ganzen genommen liest man das Buch, dem keineswegs der Stempel der Originalität von seinem Autor aufgedrückt ist, mit vielem Interesse, nicht ohne zu beklagen, daß ein bevorzugtes schriftstellerisches Talent durch den riesigen Stoff, dessen Durchdringung auch dem über seiner Zeit stehenden Geiste Schwierigkeiten bereiten müßte, erdrückt wird.

Richter, Karl, Dr.: Neuere Verfassungsgeschichte der Staaten Europa's: Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution von 1789 bis 1804. Berlin 1865, Springer.

M. Die meisten Schriftsteller machen eine doppelte Periode ihrer Productivität durch, und gewöhnlich überragt, wenn Ausdauer und Fleiß sich dem Leben treu verbinden, die Schöpfungskraft der zweiten Periode jene der ersten, und die Schriftsteller sind es zumeist selbst zuerst, welche in späteren Zeiten nichts von ihren Jugendarbeiten wissen wollen. Und gewiß ist dies nur zum Theile gerecht, denn selten ist man gleich, was man erst durch ein Leben hindurch werden muß. Diese beiden Perioden nun in einem Schriftstellerleben möchte ich die Perioden des Findens als erste und jene des Suchens als zweite nennen. Und aus dieser ersten Periode ist das oben angezeigte Werk eines jungen österreichischen Juristen, der übrigens schon durch verschiedene andere Schriften sich einen Namen gemacht.

In der Periode des Findens eilen die Schriftsteller durch ein oft unermeßbares Feld des Wissens und raffen mit Muth und Fleiß, den jedermann billig anerkennen wird, alle Schätze zusammen, die auf dem Wege aufgehäuft liegen. Man ist glücklich im Finden und nimmt darum alles, was man sieht. Aber man hat weder Zeit noch Ruhe, um zu suchen! Suchen heißt hier wählen, sichten, prüfen! Das obige Werk ist jedenfalls auf einem Wege noch entstanden, der nur um zu finden gemacht wurde.

In einer bewegten, manchmal etwas aufgeregten Darstellung baut der Verfasser in seinem Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution mitten in die gewaltige Zeit sich ein System aus den Materien des öffentlichen Rechtes. Er beginnt mit dem Land und seinen Verhältnissen nach außen und innen und geht von da zum Volke über. Im Volk scheidet er nach den Rechten drei Stufen und um diese gruppirt er die Rechte derselben, so also die Menschen und die Menschenrechte, das französische Volk und seine Grundrechte, endlich die politisch vollkommen berechtigten Bürger und die Bürgerrechte. Oberhalb von Land und Volk gestaltet sich ihm sodann die Staatsgewalt und wir begegnen in ihr jenen drei Formen, nach denen man gewohnt ist, die französische Revolutionsgeschichte einzutheilen: die constitutionelle Monarchie, die Republik und das Kaiserreich. Gegen diese Eintheilung des Stoffes läßt sich gar nichts sagen. Sie ist im Gegentheil ganz trefflich gewählt, da ein ähnliches Werk des geistvollen Laferrière: „Histoire

Digitized by Google

des principes, des institutions et des lois pendant la révolution française depuis 1789 jusqu'à 1804" und seine: „Essai sur l'histoire du droit français", Tome II, den gerade entgegengesetzten Weg verfolgen und die verschiedenen Materien nach vier Büchern und den Zeiten der Constituante, des Convents, des Directoriums und des Consulates abtheilen. Gerade diesen beiden Büchern gegenüber tritt in der Behandlungsweise Richters mancher Gegenstand erst ins rechte Licht, man kann einen Gedanken, ein Gesetz verfolgen in seiner ganzen Lebensgeschichte, obgleich andererseits wieder gerade diese Behandlungsweise den Gesammteindruck stört und zum Theil zerrüttet. Aber, wie gesagt, in der Zeit des Findens drängte sich die Art der Darstellung auch dem Verfasser auf. Nur auf diese Art konnte er die Masse der Gesetze und der Thatsachen, die umfassende Litteratur, die er durchgearbeitet, benützen und verwerthen. Nur auf diese Art konnte das Werk selbst auch seinen Zweck erfüllen, ein fleißiges Sammelwerk zu sein, das sicher noch als Basis einer anderen Arbeit dienen wird — für die Zeit des Suchens.

Das Werk kündigt sich in Einleitung und Vorrede nur als ein Theil eines größeren Werkes an, das mit der Zeit das gesammte öffentliche Recht Europa's zur Darstellung bringen soll. Ohne dem Herrn Verfasser in seinem Urtheil vorgreifen zu wollen, können wir doch nicht umhin, ein solches Beginnen für gewagt zu erklären, wenn eben auch die folgenden Werke nichts anderes werden wollen, als Sammelwerke, die die Gesetzgebung der Staaten Europa's in eine gewisse Ordnung und Uebersicht bringen, um dann, wenn die Zeit für die Bearbeitung dieser Gesetzgebungen gekommen sein wird, als nutzbringende Basis zu dienen. Ob gerade die Gegenwart dazu angethan ist, solche Unternehmungen zu vollenden, ist Sache derer, die eben beginnen. Daß aber die Gegenwart nicht angethan ist, solche Sammelwerke ruhig und vollständig zu schätzen, ist gewiß, weil jede Zeit, die um die Klärung und Neugestaltung der Zukunft kämpft, wenig empfänglich für seine jüngste und morsche Vergangenheit ist.

Seilern, Karl Maximilian Graf v.: Die Pflanzenernährungslehre mit Einschluß der Dünger- und Ersatzlehre. Für Landwirthe und landwirthschaftliche Lehranstalten. München 1865, Verlag von R. Oldenbourg.

J. W. Es giebt Gebiete des Wissens, auf welchen die Durchführung einer rein compilatorischen Arbeit mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Es gilt dies für die Physiologie, wie überhaupt für alle im Ganzen noch unfertigen Wissenszweige, in denen man allerorts neue Arbeiten bemerkt, und die deßhalb in rascher Umgestaltung begriffen sind. So leicht es nun heutzutage ist, Compilationen etwa über beschreibende Naturgeschichte oder über viele Capitel der Physik und Chemie zu schaffen, die für den Gebrauch der Schule oder für jemanden bestimmt sind, der bloß nach allgemeiner Orientirung strebt; so schwer ist es, ausgedehnte Capitel der Physiologie zu bearbeiten: da das schon wegen seiner Masse nur schwer zu bewältigende Materiale auch wegen der großen Zahl unwiederholter Beobachtungen und neuer Anschauungen mehr als irgend ein anderes eine eingehende Kritik erfordert.

Dies waren die ersten Gedanken, die sich uns aufdrängten, als uns das Buch des Grafen Seilern in die Hand kam, und wir sprechen sie aus, um die Schwierigkeit der Aufgabe zu kennzeichnen, welcher sich der Verfasser unterzog, indem er an die Bearbeitung eines mit der Pflanzenphysiologie so eng verbundenen Gegenstandes ging.

Der Titel des Werkes besagt genugsam die Aufgabe des Verfassers: wissenschaftliche Begründung der Pflanzenernährung und kritische Beleuchtung der auf Ernährung

Digitized by Google

bezugnehmenden, in Uebung stehenden Culturmethoden. Dieses Programm erfordert zu seiner Ausführung außer pflanzenphysiologischen Lehren noch drei andere, sachlich verschiedene Elemente, nämlich Lehren der Physik, Chemie und Landwirthschaft. All' die vier Elemente sind in Bezug auf die Fragen des Buches gleichberechtigt, keines davon darf darin fehlen.

Die drei genannten Wissenschaften und die Landwirthschaftslehre unterscheiden sich aber so sehr von einander und das Studium jeder einzelnen erfordert so viel Kraft und Zeit, daß man keinen Autor verurtheilen kann, wenn er bei Abfassung eines solchen Buches den Schwerpunkt seiner Arbeiten entweder in die physikalisch-chemischen oder in die physiologischen oder endlich in die praktisch-landwirthschaftlichen Partien des Werkes verlegt. In der Regel erkennt auch die Kritik mit Leichtigkeit, welcher wissenschaftlichen oder praktischen Richtung der Verfasser angehört. Wir möchten den Grafen Seilern auf Grund seines Buches für einen praktischen Landwirth halten, der in chemisch-physikalischer Beziehung einen für den Praktiker ungewöhnlich großen Horizont beherrscht. Mit größerer Sicherheit können wir hingegen behaupten, daß der Verfasser kein Physiologe ist, sonst müßte er tiefer überzeugt sein von der Wichtigkeit einer Wissenschaft, die die Ergründung des Thier- und Pflanzenlebens sich zur Aufgabe stellte, die allerdings den meisten Fragen auf physikalischem oder chemischem Wege beizukommen trachtet, die aber auch ihre eigene Methode besitzt, eine Methode, welche die Veränderungen im Organismus dort sucht, wo sie statthaben, nämlich in den Elementarorganen und mithin die meisten Untersuchungen auf anatomische Basis stellt.

So reichlich der Verfasser sein Buch in chemischer und physikalischer Richtung ausgestattet hat — wir finden darin beispielsweise eine ganz zweckmäßige Physik und Chemie der Ackerkrume, eine eingehende Betrachtung über den Einfluß des Lichtes auf die Vegetation, im Anschluß hieran die Mittheilung der wenig bekannten Bunsen-Roskoe'schen Methode zur Bestimmung der chemischen Lichtintensität u. s. w. — so ärmlich steht es in pflanzenphysiologischer Beziehung da, so daß die Ausführung einiger Capitel, wie z. B. der über Keimung oder Wachsthum sich geradezu als ungenügend erweist. Damit wollen wir nun dem Buche keineswegs jeden Werth absprechen. Dasselbe wird dem Landwirth unstreitig mannigfache, oft unter klare Gesichtspunkte geordnete Beobachtungsresultate kennen lernen, so daß die Benützung des Werkes ihm vielfachen Nutzen gewähren dürfte; als Leitfaden für den Unterricht eignet sich hingegen das Buch keineswegs, indem gerade jene einheitlich wissenschaftliche Methode, die jeder auf der Höhe der Zeit stehende Lehrer der Landwirthschaft befolgen muß, darin nicht genügend vertreten ist.

Wenn wir es uns aus Mangel an Raum auch versagen müssen, in eine nähere Besprechung der einzelnen Capitel des Buches einzugehen, so können wir doch nicht umhin, auf zwei für das Buch bezeichnende Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen, nämlich auf die strenge Anlehnung des Verfassers an Liebig und auf die Art der Kritik, die hin und wieder im Buche geübt wird.

Was nun den ersten Punkt anlangt, so kann er keineswegs gebilligt werden. Jeder Unbefangene muß zugeben, daß die genialen Arbeiten Liebigs für alle Gebiete der Chemie von höchster Bedeutung sind, und wie auch immer die Stimmen sich erheben mögen, für die Agriculturchemie die bedeutendsten waren, die bis jetzt geliefert wurden. Und doch darf man sich Liebig nicht unbedingt anschließen, sonst gelangt man, wie dies dem Verfasser der Pflanzenernährungslehre geschehen ist, auf Irrwege. Denn nichts anderes als Irrthum ist es, wenn man Liebigs Ansicht über die Aufnahme der Mineralbestandtheile aus dem Boden durch die Pflanze zu seiner eigenen macht und der allen Erfahrungen der Physik zuwiderlaufenden Behauptung Liebigs beipflichtet, der Behauptung, daß alle Landpflanzen ihre Nahrungsmittel unmittelbar den Bodentheilchen entziehen und nicht einer diffusionsfähigen Auflösung. Die im Buche klar ausgesprochene unbedingte Partei-

Digitized by Google

nahme für Liebig erklärt uns auch vollkommen die Art der Kritik des Verfassers, welcher die Unabhängigkeit des Urtheils und die Ruhe der Objectivität fehlt.

Der Verfasser behandelt Grouven (S. 195), den die Wissenschaft mit Achtung nennt, wie einen Schulknaben, und wird hierin nur durch sich selbst überboten, indem er auch über den verdienstvollen Schuhmacher, dessen Anschauungen über die Aufnahme der Pflanzennahrung vor dem Forum der Wissenschaft besser Stand halten als Liebigs Behauptung hierüber, einfach den Stab bricht. Wir wollen unentschieden lassen, ob es dem Grafen Seilern gelungen ist, Grouvens Stickstoffhypothese und Schuhmachers Diffusionstheorie zu widerlegen. Aber selbst angenommen, es sei ihm dies gelungen, immerhin ist die Weise zu rügen, in welcher der Verfasser, dessen wissenschaftliche Leistungen auch nach Publication seines Werkes über Pflanzenernährung unbekannt geblieben sind, den Männern ernster Forschung gegenübertritt.

---

* Der Schriftsteller J. J. Kraszewski besitzt, der „Gaz. nar." zufolge, ein sehr seltenes Manuscript alter Zeiten, das vom Bischof von Luki stammend, von einem gewissen Cieszkowski aus Smotrzyczówka in Podolien geschrieben ist, ganz im Genre der „Memoiren Soplica's"; ferner ein in historischer Hinsicht sehr wichtiges „zweites litthauisches Statut" das noch niemals gedruckt wurde; es ist in ruthenischer Handschrift und außerdem in zwei polnischen Uebersetzungen. Dieses historische Denkmal vom Jahre 1569 hat Thaddäus Czacki in seinen Werken benutzt.

* In Lemberg wird nächstens die „Geschichte der polnischen Litteratur" von Fr. Felicia Wasilewska erscheinen.

* Die Geschichte der griechischen Litteratur von Ottfried Müller, hat an Herrn Hillebrand, Prof. an der Akademie von Douai, einen nach den Urtheil französischer Litteraturblätter durchaus competenten Uebersetzer gefunden. Herr Hillebrand hat dem Werke des berühmten deutschen Archäologen eine nahe an 400 Seiten umfassende Einleitung vorausgeschickt, die als ein selbstständiges Werk betrachtet werden kann und in lichtvoller und fesselnder Darstellung einen vollständigen Ueberblick über die Leistungen der gelehrten Forschung Deutschlands auf den Gebieten der Mythologie, Geschichte, Litteratur und Kunst gewährt. Der Uebersetzer hat den Text außerdem mit einer Reihe gelehrter Anmerkungen begleitet, von denen eine in erschöpfender Weise die homerische Frage behandelt. Eine Fortsetzung des leider unvollendeten Müller'schen Werkes ist im Jahre 1858 von dem Engländer J. W. Donalson erschienen, welche vielleicht eine deutsche Bearbeitung verdiente, wenn eine solche nicht etwa schon existirt.

---

* Der Mailänder Dom wird von den Baraken, die ihn bisher umgaben und dem Totaleindruck schadeten, befreit werden. Vier Straßen, die theilweise zu den belebtesten gehören, fallen dem Project zum Opfer, und vielleicht 80 Häuser werden noch in diesem

Digitized by Google

Jahre demolirt werden. In der Via-S.-Rafaele hat das Demolirungswerk bereits begonnen und die zahlreichen Bewohner jener Quartiere haben sich nach dem östlichen Theile der Stadt gegen die reizenden öffentlichen Gärten hingezogen, wo ein ganz neues Quartier entstanden ist.

* Der soeben von Longmans in London in zwei Bänden herausgegebenen Uebersetzung der L. Nohl'schen Ausgabe von „Mozarts Briefen" von Lady Wallace ist ein bisher unbekanntes, sehr interessantes Jugendportrait Mozarts nach einem Gemälde von Pompeo Battoni, der unter anderem die Kirche der Thermen des Diocletian auf dem Quirinal in Rom ausgemalt hat, beigegeben worden. Das Original ist 1770 in Rom verfertigt und stellt den vierzehnjährigen Jüngling mit seinen großen schönen Augen, dem der Welt so recht geöffneten Antlitz in Halbface dar. Die jugendliche Stumpfnase und die schwellenden und doch wohlgebildeten Lippen, wie das frei wallende Haar, das in einen kleinen unterbundenen Zopflocke endigt, machen das Bild sehr anmuthig. Das werthvolle Stück befindet sich jetzt im Besitze des Directors der „Musical Union", Ritter John Ella, und wurde von H. Adlard in Stahl nachgestochen.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Am 19. October d. J. waren es hundert Jahre, daß Goethe seinen Namen in die Listen der Leipziger Universität eintrug und in die Hände ihres Rector Magnificus den Handschlag leistete. Leipzigs Universität hat in würdiger Weise die hundertjährige Wiederkehr des Aufnahmstages ihres großen Bürgers gefeiert; eine willkommene Festgabe aber, den Werth und die Bedeutung einer Gelegenheitsschrift weit überragend, erhalten wir in einem zweibändigen Werke des Freiherrn Wold. v. Biedermann: „Goethe und Leipzig". Zwar hat Goethe in „Wahrheit und Dichtung" seine Leipziger Studienjahre unübertrefflich geschildert, wie aber selbst an und für sich Gleichgültiges im Wiederschein seines Glanzes Interesse und Bedeutung gewinnt, wird man auch die ziemlich ausführliche Schilderung seines Leipziger Aufenthalts und seiner späteren Beziehung zu dieser Stadt als einen willkommenen Beitrag zur Goethe-Kunde mit Freuden entgegennehmen. Der erste Band des Biedermann'schen Werkes schildert Goethe's Leben und Treiben in Leipzig, seine wissenschaftlichen, dichterischen und dramatischen Beschäftigungen, geselliges Leben, Liebeslust und Leid u. a. m.; der zweite Band: „Goethe's spätere Beziehungen zu Leipzig", gewinnt Bedeutung durch die nicht unerhebliche Anzahl bisher unbekannter und ungedruckter Briefe Goethe's, die der Verfasser mit fleißiger Bemühung aus den Händen der glücklichen Besitzer zum Abdruck für sein Werk sich erbeten hat.

Aus dem Gebiete der Litteraturgeschichte liegt uns aus der reichen Ausbeute der vergangenen Wochen noch außerdem vor der erste Band der fünften umgearbeiteten und vermehrten Auflage von Julian Schmidts „Geschichte der deutschen Litteratur", ein Erfolg, dessen sich wenige Werke von gleichem Umfange rühmen können und den wir bei der offen zu Tag liegenden Parteilichkeit und nach Lassalle's boshafter, aber höchst witziger Kritik zwar erklärlich, aber nicht gerechtfertigt finden können. Aus Pest kommt uns zu: „Shakspeare und Homer, ein Beitrag zur Litteratur und Bühne des englischen Dichters von Dr. Adolf Bekk", zu einer Hälfte in einer Polemik gegen ein Urtheil Gervinus', zur anderen in einer neuen Uebertragung und Bearbeitung von „Troilus und Cressida" bestehend. Auch die nachstehende Broschüre stammt aus Pest, wir erhalten sie

Digitized by Google

eben auf weitem Umwege aus Berlin. Ihr Titel ist: „Peter v. Cornelius und seine Stellung zur modernen deutschen Kunst." Antrittsrede, gehalten zu Pest am 16. Juni 1862 in der ungarischen Akademie der Wissenschaften von Siegmund v. Ormós. Aus dem Ungarischen übersetzt und durch eine übersichtliche Betrachtung „Ueber die ungarische Nationalcultur und die nationale ungarische Kunst und Kunstwissenschaft" eingeleitet von K. M. Kertbeny; nebst einem kurzen Vorwort für deutsche Leser von Dr. M. Schasler.

Nach der Unterdrückung des letzten polnischen Aufstandes scheint man von Seite Rußlands bemüht zu sein, auch durch historische Arbeiten die Berechtigung der russischen Politik Polen gegenüber nachzuweisen. Erst kürzlich erwähnten wir die Abhandlung des Moskauer Prof. Solowjeff und die Unterstützung, die dem Verfasser durch das zu Gebotestellen russischer Archive zu Theil wurde; eine die gleiche Tendenz befolgende Schrift erschien kürzlich in St. Petersburg aus dem Nachlaß Friedrich v. Smitts, wohl der talentvollste und fleißigste russische Geschichtschreiber der neueren Zeit, wir erinnern nur an die vielgelesenen Werke: „Denkwürdigkeiten eines Lievländers", „Feldherrnstimmen" u. a. m. Dem vorliegenden, im Jahre 1864 geschriebenen Aufsatze hat der Verfasser den Titel gegeben: „Schlüssel zur polnischen Frage, oder: warum konnte und kann Polen als selbstständiger Staat nicht bestehen?" „Studien zur Culturgeschichte Polens" erschienen gleichzeitig von C. Adler, ein auf größeren Umfang berechnetes Werk, dessen erster Band, mit den Sagen der vorhistorischen Zeit beginnend, bis ungefähr zur Mitte des 14. Jahrhunderts die geschichtliche Entwicklung des polnischen Volkes umfaßt.

Das rege Interesse, das im großen Publicum Deutschlands für die Heldengestalten der Befreiungskriege lebt, bringt immer wieder neue biographische Denkmäler der großen Zeit hervor. Stein, Arndt, Gneisenau, Blücher, Hardenberg, York, sie haben alle ihre Biographen gefunden. Scharnhorst, „dem edlen Boten, dem Waffenschmied deutscher Freiheit" errichtete der preußische Lieutenant O. F. Schweder ein litterarisches Denkmal, das, wenn es auch vielleicht ohne bedeutenden historischen Werth ist, durch die ungekünstelte warme Verehrung des Biographen für seinen Helden einen wohlthuenden Eindruck macht. Die letzte historische Novität, die wir zu erwähnen haben, bildet einen Beitrag zur Geschichte der reformatorischen Bewegungen in Spanien, aus Originalacten des Inquisitionstribunals zu Toledo mitgetheilt von Ed. Boehmer. Sie betitelt sich: „Francisca Hernandez und Frai Francisco Orliz". Als mustergültig ist die für ein wissenschaftliches Buch ungewöhnlich sorgfältige und schöne äußere Ausstattung hervorzuheben.

Der Professor der Rechte an der Marburger Universität W. Arnold veröffentlicht: „Cultur- und Rechtsleben", ein Versuch einer Physiologie des Rechtes, wie der Verfasser seine Jakob Grimm gewidmete Schrift selbst bezeichnet, insoferne als dieser Titel die Methode und den Gedanken, den der Verfasser durchzuführen versucht, am schärfsten bezeichnen würde: „daß auch bei rein geistigen Erzeugnissen keine unbedingte Freiheit stattfindet, vielmehr eine Menge natürliche oder physische Einflüsse sich geltend machen, die unsere Freiheit mannigfach beschränken".

Auch für die geographische Litteratur hat uns die reiche Production dieser Tage manchen werthvollen Beitrag geliefert; so den Bericht über eine in den Jahren 1863 und 1864 unternommene Bereisung des Kaukasus von Alex. Petzholdt, der im Auftrage des Großfürsten von Rußland, des Statthalters des Kaukasus, zunächst in landwirthschaftlichen Interessen diese Provinz nach den verschiedensten Richtungen durchwanderte.

In Uebersetzungen aus dem Englischen erschienen: „Wanderungen durch Ruinenstädte auf numidischem und karthagischem Gebiete", von Dr. N. Davis, eine Fortsetzung von desselben Verfassers Werke: „Karthago und seine Ueberreste", und ferner

Digitized by Google

„Neue Missionsreisen in Süd-Africa, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckungen der Seen Schirwa und Ageffa in den Jahren 1858 bis 1864", von David und Charles Livingstone.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzungen der philosophisch-historischen Classe vom 2. und 8. November 1865.

Die Smithsonian Institution zu Washington übersendet der Akademie zum Geschenk einen Gypsabklatsch der mexicanischen Alterthümer von Palenque.

Herr Dr. Reiman, Oberlehrer in Breslau, übersendet seinen Aufsatz: „Ueber die Sendung des Nuntius Commendone nach Deutschland im Jahre 1561", zur Aufnahme in die Schriften der Classe.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Toxikologie der chinesischen Nahrungsmittel".

Die vorgelegte Abhandlung enthält die von Tschang-ki, einem Arzte aus den Zeiten der späteren Han, aufgestellten Ansichten über die Schädlichkeiten der damals bekannten Nahrungsmittel. Die Arbeit, hauptsächlich als ein Beitrag zur Culturgeschichte zu betrachten, dürfte außerdem Manches bieten, das nach Umständen selbst in medicinischer Hinsicht zu verwenden wäre. So die Auseinandersetzungen über gewisse bei uns nicht gewöhnliche Nahrungsmittel, vorzüglich aber die Angabe der Heilmittel bei üblen Zufällen, welche hier im Allgemeinen als „Vergiftung" bezeichnet werden.

Das Ganze besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine die animalischen, die andere die vegetabilischen Nahrungsmittel umfaßt.

Das Werk ist so eingerichtet, daß sich den einzelnen Aussprüchen Tschang-ki's die von verschiedenen Autoritäten herrührenden Erklärungen und besonderen Bemerkungen anschließen, wobei es bisweilen auch vorkommt, daß die Angaben Tschang-ki's berichtigt oder in Zweifel gezogen werden.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 9. November 1865.

Herr Prof. J. Redtenbacher im Vorsitze.

Herr Jos. Popper hielt einen Vortrag über die Theoreme, die sich auf die Convergenz und Divergenz unendlicher Reihen und bestimmter Integrale beziehen. In einer hierauf bezüglichen Abhandlung, die der Verfasser der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section vorlegt, wird dieser Gegenstand in folgender Weise behandelt: Die

Digitized by Google

Auffindung der Convergenzregel unendlicher Reihen, die allem Folgenden zur Grundlage dient, wird durch Betrachtung der Functionsformen bewerkstelligt, die in dem allgemeinen Gliede enthalten sind; hiedurch erwächst ein Kriterium der Convergenz, das alle möglichen Reihen, die keine periodischen Functionen, sondern nur die elementaren Transcendenten enthalten, umfaßt und daher die bisher gefundenen, die sich auf Vergleichung mit schematisch festgestellten Reihen, wie die geometrische oder harmonische Reihe u. dgl., stützen, als specielle Fälle enthalten muß. Bei Betrachtung der bestimmten Integrale wird sodann gezeigt, wie die singulären bestimmten Integrale in Beziehung auf das Kennzeichen ihrer Endlichkeit oder Bestimmtheit in dem der gewöhnlichen bestimmten Integrale enthalten sind, wenn man die von Cauchy eingeführte Behandlungsart derselben geometrisch deutet und die Analogie derselben mit Eulers Ansicht über Convergenz unendlicher Reihen aufgedeckt hat. Weiter wird, als mit dem Vorhergehenden zusammenhängend, die Thatsache, daß in zwei divergenten Integralen nicht bedingungslos zwei verschiedene Substitutionen eingeführt werden dürfen, die zuerst von Dirichlet bemerkt wurde, aufgehellt und hiedurch das Theorem gewonnen, welches a priori die Bedingung angiebt, die erfüllt werden muß, wenn solche verschiedene Substitutionen erlaubt sein sollen.

Folgende Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

a „Ueber die Entwicklung von Functionen in Reihen, die nach einer besonderen Gattung algebraischer Ausdrücke fortschreiten", von Herrn M. Allé (vorgelegt in der Sitzung vom 19. October).

b „Ueber das Auftreten von Foraminiferen in den älteren Schichten des Wiener Sandsteins" von Herrn Felix Karrer (vorgelegt in der Sitzung vom 3. November).

Die gleichfalls in der Sitzung vom 3. November vorgelegte Abhandlung des Herrn Prof. C. Heller: „Beiträge zu näheren Kenntniß der Amphipoden des adriatischen Meeres" wird in die Denkschriften aufgenommen.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung vom 14. November 1865.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Ritter v. Haidinger im Vorsitz.

Die Sitzung wird von demselben durch eine Jahresansprache eröffnet.

Rasch werden die im verflossenen 16. Jahre des Bestehens der k. k. geologischen Reichsanstalt vorgegangenen Veränderungen erwähnt, die zahlreichen Verluste durch den Tod wohlwollender Gönner, Freunde und Fachgenossen. Die Veränderungen in den k. k. Ministerien, mit welchen zunächst die k. k. geologische Reichsanstalt in Berührung steht, Dank den früheren, hoffnungsvolle Erwartungen den gegenwärtigen hohen Leitern entgegengebracht.

Der Uebersicht der Arbeitsergebnisse des verflossenen Jahres, wie sie im Jänner 1865 an Se. k. k. Apostolische Majestät ehrfurchtsvollst geleitet wurden, den neuen Sectionen geologisch-colorirter Karten und dem neuen Bande des Jahrbuches folgt die Darlegung der für das laufende Jahr zu unternehmenden Arbeiten und ihre Durchführung durch die Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt und die noch für dieses Jahr von dem früheren Herrn k. k. Finanzminister Edlen v. Plener einberufenen k. k. Bergingenieure. Neuerdings wurden solche nicht mehr einberufen. Dank wird ausgesprochen allen hochverehrten Gönnern und Freunden für vollendete Aufnahmen bei den Reisen und

Digitized by Google

freundliche Unterstützung. Sodann folgen Berichte über die neuen Arbeiten im Museum, die Arbeiten im chemischen Laboratorium unter Herrn Karl Ritter v. Hauer und in dem hüttenmännisch-chemischen Laboratorium unter Herrn k. k. Bergrath Patera; die neu herausgegebenen Hefte des Jahrbuches und des neuen Heftes von Herrn Dr. M. Hörnes' „Fossile Mollusken des Tertiärbeckens von Wien", die Vertheilung des Jahrbuches in 816 Exemplaren, die der Abhandlungen in 352 Exemplaren; die Bibliothek unter Herrn A. Senoner mit 4453 Nummern in 13.538 Bänden und Heften und der Karten in 572 Nummern und 3842 Atlanten und Karten; die 68 abgelieferten geologisch-colorirten Kartensectionen; die 17 neuerlichst vertheilten Sammlungen oder Zusammenstellungen verschiedener Arten von Gesteinen und Petrefacten. Ferner Bericht über werthvolle Geschenke und anregende Besuche.

Sodann ein Abschnitt für die Ehren und Auszeichnungen der k. k. geologischen Reichsanstalt und des Directors, die Festfeier am Schlusse des 70. Lebensjahres des Letzteren am 5. Februar, die Theilnahme an der internationalen landwirthschaftlichen Ausstellung in Köln, auf Anregung des Herrn geh. Rathes H. v. Dechen, und die von dort der Anstalt zuerkannte goldene Preismedaille, die Silbermedaille der landwirthschaftlichen Ausstellung von Salzburg, Theilnahme, veranlaßt durch Herrn Dr. J. N. Woldřich, die Correspondenz mit den verschiedenen in diesem Jahre abgehaltenen Versammlungen von Naturforschern in Cherbourg, Genf, Preßburg, Birmingham, Hannover, Spezzia, zuletzt die drei von Preußen, Rußland, Mexico an den Director verliehenen Orden. Aber während für diesen die höchsten Anerkennungen und Erfolge in dankbarster Weise erwähnt werden, verfehlt derselbe auch nicht die Schattenseite, welche außerhalb ihm selbst, auf der Anstalt und ihren Mitgliedern ruht, näher zu bezeichnen, den Verlust der Hoheneggerschen Sammlung, die erste durch Allerhöchste Bewilligung des Mehrbetrages abgewendete, durch die Erhöhung der Miethe begründete Gefahr, welcher eine neue in dem Antrage auf Entziehung eines Betrages gefolgt ist, gegen welche erst Vorstellungen gemacht werden konnten, endlich ein Fehlschlagen von Hoffnungen für eine bessere, eine angemessene Stellung, den Verdiensten entsprechend, für die Mitglieder der Anstalt durch die schwierigen Verhältnisse des Vorjahres, für welche aber neuerdings die Stimme erhoben wird.

Mit Andeutungen über bevorstehende Arbeiten für die k. k. geologische Reichsanstalt in Bezug auf die beiden Ausstellungen in Wien und Paris wird geschlossen und dem Ausdrucke des unveränderlichen Strebens, die Kräfte der Anstalt in treuer, ehrfurchtsvollster Liebe zu weihen unserem allergnädigsten Kaiser und Herrn, unserem geliebten Vaterlande.

Herr k. k. Bergrath Fr. Ritter v. Hauer legt eine von Herrn Prof. A. Pichler in Innsbruck eingesendete Mittheilung, enthaltend die geologische Schilderung des Durchschnittes von Staas bis Paß Ehrwald in Nord-Tirol vor.

Weiter macht derselbe auf das Prachtwerk: „Paleontology of California" aufmerksam, dessen Zusendung er dem Leiter der geologischen Landesaufnahme in Californien Herrn J. D. Whitney verdankt. Dasselbe enthält die Arbeiten des Herrn F. B. Meek über die Fossilien der Kohlen- und Juraformation und des Herrn M. G. Gabb über die der Trias- und Kreideformation. Ein besonderes Interesse bieten die Fossilien der Triasformation, von denen eine ansehnliche Zahl mit solchen aus der Trias der österreichischen Alpen, namentlich der Hallstätter und Cassianer Schichten übereinstimmen.

Herr k. k. Bergrath Fr. Foetterle zeigt werthvolle Geschenke vor, welche die k. k. geologische Reichsanstalt in den letzten Tagen erhielt, ein sehr schönes Stück des rechten Unterkiefers von Mastodon angustidens mit zwei wohlerhaltenen Zähnen aus der Braunkohle von Eibiswald, mitgetheilt von Herrn k. k. Ministerialsecretär J. Hummel, ferner Fucoidenabdrücke aus dem Wiener Sandstein von Siewering, dann Knochen-

Digitized by Google

reſte von der Türkenſchanze, mitgetheilt von Herrn Dr. Joh. Nabeniczek, endlich foſſile Knochen und foſſiles Holz von Nußdorf, von den Ziegeleibeſitzern Herrn Andreas und Johann Schegar und Mathias Kreindl.

Zum Schluſſe legt Herr Hofrath W. Haidinger mit einer kurzen Inhaltsanzeige die folgenden Werke vor: Arthur Freiherrn v. Hohenbrucks „Bericht über die Ausſtellungen in Stettin, Frankfurt und Köln", Artikel „Montanabtheilung", noch in Correcturbogen ihm von dem Herrn Verfaſſer übermittelt, ferner: „Die Steinkohlen Deutſchlands und anderer Länder Europa's", von Dr. H. B. Geinitz, und „Die Braunkohle und ihre Verwendung", von C. F. Zincken in Halle an der Saale, 2. Heft, beide werthvolle Geſchenke der Herren Verfaſſer für unſere Bibliothek.

Verſammlung der k. k. zoologiſch-botaniſchen Geſellſchaft

am 8. November 1865.

Vorſitzender: Herr Prof. Dr. Aug. Reuß.

Nach Verleſung der Namen der neuen der Geſellſchaft zugewachſenen Mitglieder, unter welchen Se. Excellenz der Herr Handelsminiſter Freiherr v. Wüllerstorff-Urbair und Prof. Nägeli in München hervorzuheben ſind, machte der Secretär Herr Georg Ritter v. Frauenfeld folgende Mittheilungen:

Herr Oberlandesgerichtsrath Neilreich machte der Geſellſchaft ſeine vortreffliche Aufzählung der in Ungarn vorkommenden Pflanzen zum Geſchenke.

Aus der Hinterlaſſenſchaft des verſtorbenen Mitgliedes Dr. Franz Herbich erhielt die Geſellſchaft ſeine 206 Bände zählende Bibliothek, ſo wie ein Herbar der Bukowina, welches 41 Fascikel umfaßt.

Die Geſellſchaft für Meteorologie hat ſich conſtituirt und ladet zum Beitritte ein.

Herr Friedrich Brauer ſetzte ſeine Berichte über die von der Weltreiſe der Fregatte Novara mitgebrachten Neuropteren fort und behandelte das Genus Helicopsyche, ſo wie die Termiten; von letzteren werden als neu beſchrieben: Stenotermes ruficeps, Eutermes ferruginatus und Rinotermes intermedius.

Herr Dr. H. W. Reichardt zeigte ein großes Exemplar von Polyporus umbellatus Fr. vor, welches um Langendorf in Mähren gefunden und von dem Herrn Hofrath v. Perlashof dem k. botaniſchen Hofcabinet übergeben worden war. Ferner theilte er mit, daß Herr Mann die Pæonia officinalis L. in den Umgebungen von Tultſcha wild fand, daß alſo das Vaterland dieſer Pflanze am ſchwarzen Meer zu ſuchen ſei.

Ferner las er eine briefliche Mittheilung des Herrn Hofrathes R. v. Tommaſini, nach welcher Centaurea alpina L. am Karſte bei Seſana vorkommt. Schließlich brachte er zur Kenntniß, daß Herr Bernhard Auerswald in Leipzig ſich erboten habe, den Geſellſchaftsmitgliedern Pyrenomyceten zu beſtimmen.

Herr Ritter v. Frauenfeld legte folgende eingegangene Aufſätze vor:

Einen Nekrolog des Herrn Dr. Franz Herbich von Herrn Oberlandesgerichtsrath Neilreich.

Ueber neue Caprimulgiden von Auguſt v. Pelzeln. In dieſem Aufſatze werden zwei aus Braſilien ſtammende, von Natterer geſammelte neue Arten beſchrieben. Sie ſind Hydropsalis Ypanemæ und H. pallescens.

Zoologiſche Mittheilungen aus Meran von Dr. Julius Milde. Dieſer Aufſatz enthält Beobachtungen über das Gebären von Salamandra maculosa ſo wie über

Digitized by Google

das Vorkommen von Cicada argentata, Scorpio germanus und italicus in Süd-Tirol.

Kleine Beiträge zur Kenntniß der Süßwasser-Amphipoden von Prof. Camill Heller. In diesem Aufsatze werden folgende zwei neue Arten beschrieben: Orchestia cavimana, Gammarus veneris, ferner giebt der Herr Verfasser eine Uebersicht über die Arten von Gammarus.

Schließlich machte der Herr Vorsitzende das Resultat der in der Versammlung vorgenommenen Wahl von drei Ausschußräthen bekannt; es wurden gewählt die Herren: Franz Bartsch, Gust. Künstler, und Dr. F. Steindachner.

---

* Ungarische Akademie. (Sitzung der belletristischen und philologischen Classen vom 6. November.)

Herr Vámbéry hielt einen Vortrag über die geographische Eintheilung der türkisch-tatarischen Völkerschaften. Sie zerfallen vor allem in drei Hauptgruppen: die erste derselben bilden die Völkerschaften, welche auf russischem Gebiete leben; die zweite besteht aus den Osmanli; zur dritten Hauptgruppe gehören die centralasiatischen Türken. Diese letzteren können wieder in die aserbeidschanischen, turkmanischen, karakuwaischen, özbegischen, kasarischen oder kirgisischen und kiptschakischen Stämme eingetheilt werden. Herr Vámbéry behandelte in seinem Vortrage bloß die centralasiatische Hauptgruppe etwas ausführlicher, ohne jedoch ein anschauliches ethnographisches Bild von den betreffenden Volksstämmen zu geben. Das Ganze war bloß ein Schema mit einigen eingestreuten Notizen. — Herr Paul Hunfalvy hielt dann einen interessanten Vortrag, in welchem er die Fortsetzung der von Max Müller in England gehaltenen philologischen Vorlesungen kritisch beleuchtete. — Hierauf las er einen Bericht des philologischen Comité vor, in welchem die Herausgabe der von Ferdinand Barna, Bibliotheksadjuncten am Nationalmuseum, verfaßten Uebersetzung des finnischen Epos „Kalewala" befürwortet wurde. Die Akademie nahm den Vorschlag des philologischen Comité an und beschloß die ungarische Uebersetzung der „Kalewala" auf ihre Kosten drucken zu lassen. Schließlich las Herr Prof. Toldy einen zweiten Bericht des philologischen Comité vor, in welchem mit triftigen Gründen dargelegt wurde, daß es bei dem jetzigen Stande der ungarischen Philologie und besonders der Lexikographie höchst nothwendig sei, ein historisches ungarisches Wörterbuch zu verfassen, in welchem der ganze Wörterschatz, welcher in den alten Schriften und Documenten enthalten ist, lexikographisch bearbeitet werden sollte. Zugleich stellte er den Antrag, Herrn Florian Mátyás damit zu beauftragen und als zweiten Unterbibliothekar der Akademie anzustellen. Der Antrag des Comité wurde angenommen.

(Berichtigung.) Der Autor des Artikels „Ueber den Begriff der Grundrente" ersucht, S. 613 bei beiden Tabellen die Aufschrift der dritten Rubrik zu berichtigen und anstatt „Antheil der Rente" — „Antheil des Bodens" zu lesen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst v. Teschenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Der Wendepunkt in Goethe's Jugend.

Ein Vortrag [1] von Emil Kuh.

(Gehalten zu Wien am 3. December 1864.)

I.

Ist es auch gewagt, Goethe, und wäre es nur eine Phase seiner Entwicklung, neuerlich zum Gegenstande der Betrachtung zu wählen, so tritt dafür der Gedanke an die Unerschöpflichkeit des Thema's entschuldigend ein; vielleicht auch der Umstand, daß es gerade in unserer Zeit, welche der geistigen Schönheit die harmlose Entfaltung erschwert, wenn nicht verwehrt, um so wohlthuender berühren mag, wenn man immer wieder auf den Mann hinweist, welcher fröhlich und neugierig ins Leben trat, glücklich und befriedigt aus dem Leben schied, um uns seinen geistigen und menschlichen Gewinn als Vermächtniß zu hinterlassen.

Sie alle denken, indem ich den Namen Goethe nenne, im ersten Augenblicke mehr oder minder an den in sich abgeschlossenen Dichter, der jede Bewunderung anlockt, jede Vertraulichkeit entfernt. Und wenn Sie sich dann erinnern, daß Sie mein heutiger Vortrag in Goethe's Jugend zurückzuführen sucht, so schwebt Ihnen etwa sein Götz oder sein Werther vor, doch fällt es Ihnen vielleicht schwer, aus Ihrer Vorstellung die Jupiter-Züge und den besternten Rock zu verbannen, die Sie an seinen Büsten und Bildern zu sehen gewohnt sind. Trotzdem glaube ich, daß Ihnen das Jugendantlitz Goethe's im Nu vor der Seele stehen wird, wenn ich Sie an die liebliche Friederike v. Sesenheim mahne. Mit einem Male weicht die Götterdämmerung, welche sich um den Sänger der Iphigenie gebreitet, rasch wie durch ein Hexenmeisterstückchen verschwindet das Geheimrathskleid, das den Poeten verbirgt, die Decoration, die Sie nach Weimar versetzt hatte, wird flugs verwandelt und die des alten Straßburg zeigt sich Ihrem Auge.

In verschiedenen Gestalten schreiten die Dichter an der Nachwelt vorüber, und zwar prägt sich nicht immer dasjenige, was ihnen ihren eigentlichen, vollen Werth verleiht, in der Anschauung aus, die von ihnen im Gedächtniß der Menschen lebt. Oft sind es nur einzelne Seiten ihres Wesens, oft auch äußerliche Vorzüge, Gebrechen, Nebenumstände, zufällige Anlässe, die sich an das persönliche Bild des Dichters knüpfen und die Dauer eines solchen Bildes bestimmen. Milton wie Homer treten als blinde Greise aus dem Hintergrunde der Zeiten an uns heran; der im Kern gar ernste Molière hält für uns stets den etwas leichtfertigen Schauspieler-

[1] Von mehreren Seiten längst aufgefordert, diese Arbeit zu veröffentlichen, bringe ich dieselbe hiemit, und zwar in der Form, wie sie entstanden, ohne die für den Druck beabsichtigten Zusätze und Anmerkungen.

Digitized by Google

schritt ein; erhaben, doch auch mitleidslos, als ob kein Herz in seiner Brust geschlagen, schaut uns Dante an, und mit einer unerbittlichen Strenge, die den Geist, nicht auch das Gemüth Schillers bezeichnet, blickt der Lieblingsdichter des deutschen Volkes auf uns nieder.

Neben Shakspeare ist es Goethe allein, der in zweierlei Gestalten unter uns wandelt. Wie Shakspeare als lustiger Bursche, zu allen Schwänken aufgelegt uns erscheint, wenn wir ihn im Londoner Taumelleben unter den Gauklern aufsuchen, dann wieder als düsterer Anachoret, wenn wir ihn belauschen, wie er seinen Maulbeerbaum in Stratford pflegt: so erscheint uns auch Goethe als der liebe, muntere Junge, in den sich alle Mädchen vergaffen, der alle Männer bezaubert, sobald wir ihn auf seinen Wanderzügen nach Straßburg und Wetzlar begleiten, dann wieder als der griechische Weise, der seine inneren Schätze selig hütet, sobald wir die Schwelle seines Hauses in Ilm-Athen betreten, wo uns die Gestalten des Schlafes und des Todes und das kolossale Haupt der Juno feierlich begrüßen.

Am 2. April 1770 kam der Studiosus juris Wolfgang Goethe in Straßburg an und stieg — die Symbolik liegt nahe — im Gasthofe „zum heiligen Geiste“ ab. Die juristischen Studien, die Goethe auf den Wunsch seines Vaters schon in Leipzig hatte pflegen sollen, waren ihm auch als der Zweck seiner Reise nach Straßburg bestimmt worden. Goethe, so wenig Geschmack er an dem Plane seines Vaters hatte, war dennoch damit einverstanden. Denn der Wandertrieb, der ihm im Blute saß, erwartete neue Befriedigung, auch mochte der holde Brausekopf zum voraus wissen, daß es neben der Hochschule in Straßburg noch manches für ihn zu schauen, neben der Jurisprudenz noch vieles für ihn zu lernen geben werde.

Nicht oft ereignet es sich in einem Menschenleben, daß sich an einem Orte und dort in verhältnißmäßig kurzer Zeit so viel Entscheidendes für dasselbe zusammendrängt, wie dies bei Goethe in Straßburg der Fall gewesen. Es ist ein zutreffendes Wort, das jemand über das Leben Goethe's im Ganzen aussprach, daß es den rein epischen Verlauf nehme, und daß er selbst darin so Vieles umfassend angelegt habe, als ob er durch Divination die lange Lebensdauer geahnt hätte. Aus seinem Straßburger Leben laufen unzählige Fäden nach allen Richtungen aus.

Die Stadt selbst war ein Abbild, wenn auch ein sanftes, der starken Gegensätze, welche die siebenziger Jahre des 18. Jahrhunderts bewegten. Deutsche Tracht neben französischer, Gelehrte von deutscher Art und Gründlichkeit, die sich meist nur das Nothwendigste von der Sprache und praktischen Gewandtheit des Volkes der Initiative zum Hausbedarf angeeignet hatten, neben den liebenswürdigen Officieren der französischen Truppen, neben zierlichen französischen Sprach- und Tanzmeistern. Der Kampf der beiden Nationalitäten um das allmälige Uebergewicht des französischen Elements war zu Ende der Regierung Ludwigs XV. mit mehr Bestimmtheit ausgebrochen. Die immer zahlreicher ankommenden französischen Beamten brachten französische Sprache, Gewohnheiten und Bildung mit, welche zuerst von den oberen Ständen nachgeahmt wurden und nur flüchtig und ausnahms-

Digitized by Google

weise die mittlere Bürgerclasse berührten, die überall länger und zäher am Herkömmlichen haftet. So daß unmittelbar vor dem Ausbruch der französischen Revolution noch zweierlei Volk in Straßburg wohnte.

Welch' ein buntes Straßenbild! Neben einem breitschulterig dahinschreitenden Alten mit runder Perrücke, in rothen oder grünen Strümpfen, tänzelte ein galanter junger Mann einher, frisirt und gepudert à la Richelieu, im französischen Kleide, seidenen Strümpfen, mit einem Stecher bewaffnet und parfümirt vom Kopf bis zu den Füßen. Einer Matrone in vergilbtem, puritanisch geschnittenem Seidengewande, das von der Großmutter herrühren mochte, reichte ein junges Mädchen die Hand, dessen keckliche Tracht und verstohlene Blicke ein wenig nach dem siècle de Louis XV. zu schmecken schienen. Leichtbeschwingte Pagen des Königs scherzten mit deutschen Ladenmädchen, deren rosiger Teint die Schönpflästerchen der Regentschaft verschmähte. Feierliche Magistratspersonen in kurzen, schwarzen Mäntelchen, die Medaille als Insignie ihrer Würde an der Brust, verfügten sich in den Senat, während eine Abtheilung Soldaten der königlich schwedischen oder Elsaßer Regimenter, stutzerhafte Officiere an der Spitze, um die Ecke marschirte. — Außerhalb der Stadt lärmte es in den Kneipen und Gartensälen und rasten die wilden Tänze, welche ein Hauptmittel waren, die beiden Nationalitäten mit einander zu verschmelzen. Frankreich lieferte die Tänzer, das Elsaß die Tänzerinnen vom Lande oder aus den Gesindestuben der höheren Bürgerclasse. Lakaien, Perrückenmacher und Soldaten ertheilten den lernbegierigen Mädchen Unterricht im Menuet und im Französischen und tauschten dafür dankbar den deutschen Walzer und ein paar deutsche Sprüchlein ein. — Auf der einen Seite eine Universität, welche sich ihren deutschen Charakter vollständig erhalten hatte und bei dem Reichthum an ausgezeichneten Professoren junge Leute aus allen deutschen Gauen an sich zog; auf der anderen Seite eine Gerichtsverfassung, der nur der Schein des deutschen Wesens geblieben und die im Grunde der französischen Botmäßigkeit unterworfen war. In einem Winkel der Stadt reimehämmerten und silbenzählten die letzten Zunftgenossen des Meistergesanges, indeß ein königlicher Commissär, wann es ihm beliebte, der Drohung Nachdruck geben konnte, welche in dem alten Decret über die französische Kleiderordnung gegen die halsstarrig Dawiderhandelnden erlassen war.

In solche Verhältnisse trat der junge Goethe. Aber die gefällige Außenseite, welche sie hatten, der friedfertige Charakter, der diesen Gegensätzen aufgedrückt war, hätten auch dann eine gereizte Empfindung in ihm nicht aufkommen lassen, wenn es nicht damals schon seine Art gewesen wäre, das ruhige Schauen gewähren, das Gegebene auf sich wirken zu lassen, ohne es durch vorzeitige Reflexion zu stören oder doch zu verändern. — „Die Sachen anzusehen, so gut wir können", schrieb er aus Straßburg, „sie in unser Gedächtniß schreiben, aufmerksam zu sein und keinen Tag, ohne etwas zu sammeln, vorübergehen lassen. Dann jenen Wissenschaften obliegen, die dem Geist eine gewisse Richte geben, Dinge zu vergleichen, jedes an seinen Platz zu stellen, jedes Werth bestimmen, (eine ächte Philosophie mein' ich und eine gründliche Mathesin) das ist's, was wir jetzo zu thun haben. —

Digitized by Google

Dabei müssen wir Nichts sein, sondern Alles werden wollen, und besonders nicht öfter stille stehen und ruhen, als es die Nothdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert." — Ist in diesen Worten nicht schon der ganze künftige Goethe vorgedeutet!? denn: „Was Einer werden kann, das ist er schon."

Bald nach seiner Ankunft in Straßburg war Goethe mit dem trefflichsten Manne der Stadt in Verkehr getreten, mit dem Actuar Salzmann, einer wohlwollenden Persönlichkeit, von gründlichen Kenntnissen, geradem Sinne, langjährigen Erfahrungen. Ihm waren die Angelegenheiten der Wittwen und Waisen beim Vogteigericht anvertraut, und Goethe sagte in „Wahrheit und Dichtung", daß es keine Familie von der ersten bis zur letzten gab, die ihm nicht Dank schuldig gewesen wäre. Salzmann hatte schon in den sechsziger Jahren eine gelehrte Uebungsgesellschaft gestiftet, welche nach und nach verschiedene Namen trug, und deren Mitglieder die neuen Erscheinungen der Litteratur besprachen, auch selbst Arbeiten lieferten. Den minder Begabten, redlich Strebenden war seine Theilnahme an ihren Versuchen ein aufregender Sporn, während reicher ausgestattete, sich leicht überschätzende oder übernehmende Geister oft unbewußt von ihm in Schranken gehalten wurden. Man nannte ihn den „vermittelnden Obmann", den guten Sokrates. Er war nach Goethe's Schilderung auch in seinem Aeußeren knapp und nett, ging immer in Schuh und Strümpfen, den Hut unter'm Arm — eine außerordentliche Handlung sei es bei ihm gewesen, den Hut aufzusetzen — und gewöhnlich habe er einen Regenschirm mit sich geführt, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen. — Darf man hier nicht an Mittler in den „Wahlverwandtschaften" denken? — Salzmann war es, der Goethe's Universitäts- und Gesellschaftsgang regelte, ihn in seine patriarchalische Häuslichkeit aufnahm, mit ihm häufig Ausflüge in die Umgegend machte und ihn gelegentlich auch Whistspielen lehrte. Welch' ein Glück, daß Goethe von seinen Kindertagen an bis zu seinem Mannesalter stets schützende Genien zur Seite hatte! In der Frankfurter Knabenzeit die treuesten Eltern, von denen die Mutter das ermunternde und duldsame, der Vater das zurückhaltende und festigende Element darstellte, während die Schwester Cornelia in der Liebe zum Bruder rathend und helfend die schönste Wirksamkeit suchte. In Leipzig Frau Boehmer, die seinen Leichtsinn liebevoll zu verscheuchen suchte, und Oeser, den Lehrer Winckelmanns, in Straßburg den Actuar Salzmann, in Darmstadt und Wetzlar Merck, den edel Nüchternen, der, wo er konnte, zu dämpfen verstand, und im Beginne der Weimarer Epoche die sänftigende Charlotte v. Stein.

Auch an anregenden Freunden, deren sich auf jeder Lebensstufe Goethe's die jeweilig gemäßen einfanden, hatte Goethe in Straßburg keinen Mangel. Ich nenne Jung-Stilling, Lerse und Wieland, die Genossen der berühmt gewordenen Tischgesellschaft bei den zwei alten Jungfern Lauth, Herder und Lenz, die später zu ihm stießen. Den drei Erstgenannten gegenüber spielte er, natürlich ohne es zu beabsichtigen, die Rolle des überlegenen Geistes, von den Letztgenannten sollte er, wie an

Digitized by Google

Beispiel und Warnung, Wichtiges lernen und in der Reibung mit ihnen seine Kräfte erproben, seine Selbstständigkeit entwickeln.

Jung, genannt Stilling, war eine milde, träumerische, etwas zaghafte Natur, die sich so innig an den Gottesglauben schmiegte, daß der Mysticismus, in den er später gerieth, doch nicht zu jenem unheimlichen Wirrsal ausartete, das wir namentlich im 18. Jahrhundert in den verschiedenartigsten Mißbildungen antreffen. Stilling war so zu sagen das Bindeglied zwischen dem dämmerfrommen Fräulein von Klettenberg, dem Urbild der „schönen Seele", mit der Goethe kurz vorher in Frankfurt, als er krank war, engere Beziehungen angeknüpft, und zwischen Lavater, der auf Goethe bald nach dem Straßburger Aufenthalt Einfluß üben sollte.

Goethe wurde Stilling befreundet, indem er das schüchterne, in einen Mediciner verwandelte Schneiderlein, das Stilling einmal gewesen, gegen die Spöttereien eines Herrn Waldberg aus Wien in Schutz nahm. Von dieser Zeit an waren Goethe und Stilling Freunde. Da Goethe Stillings Sinnesweise nichts fremdes, ihm die Richtung seines Geistes angenehm war und er seinen Wunderglauben nicht antastete, so sah er das gute Einvernehmen mit Stilling niemals gestört. Stilling war einer der Hüter ihrer eigenen Seele, und solchen schirmenden Menschen neigter sich schon der junge Goethe zu. Da Stilling eine hübsche Vortragsweise hatte, so ließ sich Goethe zuweilen Stillings Lebensgeschichte erzählen (von Freiligrath die erste deutsche Dorfgeschichte genannt), deren erste drei Theile er auch mehrere Jahre später selbst zum Druck beförderte. Lerse war Goethe's Liebling: er studirte Theologie, um später an einer Militärschule thätig zu sein, indeß Stilling Medicin trieb, um später am Wort des Herrn zu dienen. Stilling meinte in seiner Selbstbiographie, daß Lerse nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe wäre, sondern daß er auch die seltene Gabe hätte, mit trockener Miene die treffendste Satyre in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Weyland, ein junger Studiosus aus Buchsweiler, war Goethe des frischen Naturells wegen ein erwünschte Kamerad.

Der Umgang Goethe's mit diesen Dreien hatte gleichsam etwas Sommerfröhliches, heiter Dahingleitendes. Den wackern Lerse sehen wir im „Götz" als treuherzigen Ueberläufer beim Herrn v. Berlichingen sich melden, vom rührendkomischen Stilling glauben wir, daß er aus dem „Egmont" als der nicht eben couragirte Schneider Jetter herausguckt. Wenigstens vermuthe ich das, weil Stilling aus seinen Schneidertagen vergnüglich berichtet, wie er und die Gesellen beim Meister Nagel am Sonntag Nachmittag gerne auf die obere Kammer gingen, wo die Aussicht herrlich war. Dort habe ihnen Stilling aus einem Buche, das Frau Nagel geerbt hatte, vorgelesen. Es sei ein alter Foliant mit vielen Holzschnitten gewesen und habe von den niederländischen Geschichten und Kriegen unter der Statthalterschaft der Herzogin von Parma, des Herzogs von Alba u. s. w. gehandelt. Wer kann wissen, ob sich nicht in den furchtsamen und geschwätzigen Jetter, der bei der Arbeit seinen französischen Psalm summt, auf einem Feldwege einem neuen Prediger zuhört und auf Vansens Buch gar so erpicht ist, wer weiß, ob sich nicht in

Digitized by Google

einer schelmischen Poetenlaune Erinnerungen an Stilling in den niederländischen Schneider eingeschlichen haben! Der bedeutungsloseste unter den genannten drei Tischgenossen: Weyland, war vom Zufall oder vom Schicksal ausersehen worden, Goethe im Pfarrhause zu Sesenheim einzuführen.

So geräuschvoll das Straßburger Leben für Goethe war, so stille entfaltete sich dort seine Natur, so bunt die Eindrücke, die er in Straßburg empfing, wechselten, so einfach legte sich seine Anschauung die Gegenstände zurecht. Und vor allem: er steuerte auf den Mittelpunkt zu, wo sich die Strahlen sammeln und den kein Mensch anderswo, als in sich selbst finden wird. Von allen Menschen aber, die jemals nach jener höchsten Befriedigung gerungen, welche das Gefühl der Einheit allein gewährt, war Goethe der Begnadete, dem diese Befriedigung ahnungsvoll schon in seiner Jugend zu Theil ward.

Wenn während seines Aufenthaltes in Leipzig ein noch dumpfer Bildungstrieb, ein noch kindisches Tappen bemerkbar gewesen, so war bereits in Straßburg jedes Schwanken beseitigt. Hatte Goethe in Leipzig noch keine Spur von woher und wohin, von woaus und woein — weßhalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden — wie der Weimarer Minister über den Leipziger Studenten sich äußert — so war schon in Straßburg das Ziel fest ins Auge gefaßt: den Zusammenhang der Welt und sich selbst zu erkennen. In Leipzig hatte sein Drang, sich verschiedenartige Kenntnisse anzueignen, den Anflug der Genäschigkeit; in Straßburg bemächtigte er sich seiner mit der Gewalt der Sehnsucht. Durch die Tischgenossen, die zumeist aus Medicinern bestanden, wurde er auf die Doctrinen der Heilkunst und auf die Naturwissenschaften überhaupt gelenkt. Bald war er in allen Facultäten zu Gaste. Er trieb allerlei — und nichts recht — würden die Pedanten hinzusetzen. Neben dem Bemühen, das Wesen der Elektricität, das geheimnißvollste Capitel der Physik, zu ergründen, neben dem aufdämmernden Interesse für die Farbenerscheinungen ging der schon in Frankfurt geweckte Hang zur Alchymie, zu den geheimnißvollen Lehren des Paracelsus. Er ließ sich mit Voltaire ein, dessen Spott ihn im Ganzen abstieß, schritt mit Rousseau eine Strecke, las Homer in der Ursprache, aber auch den Thomas a Kempis und widmete seine Aufmerksamkeit den mystischen Theologen des Mittelalters. Sprache und Geschichte, Aesthetik und Philosophie wurden nicht vernachlässigt; als ein Besonderes mag hervorgehoben werden, daß ihn die Untersuchungen über den Ursprung der Selbsthülfe unter den Gliedern des deutschen Reiches lebhaft anzogen; kleine Vorarbeiten zum Götz. Doch der Zweck alles dessen war, wie Schöll hervorhebt, „nicht Gelehrsamkeit, nicht Theorie, sondern Umblick und Verständigung, ermunternde Anregung und Bestärkung auf guten Wegen". Sollte es doch seine Poesie mit dem Wirklichen aufnehmen und mußte er also in diesem Wirklichen das Bedeutende und Bewußte, im kleinen Kosmos den großen erfassen. — Das Rechtsstudium, dem er in Leipzig das Kritzeln von Caricaturen in seine Hefte vorgezogen hatte, kam ebenfalls nicht allzu kurz, es schien ihm, wie er meinte, immer mehr zu munden, wie das Merseburger Bier, fügte er bei vor dem man das erste Mal

Digitized by Google

schauere und das man nicht mehr lassen könne, wenn man's eine Woche getrunken. Diese Merseburger Liebe ließ ihm so viel Besinnung, daß er sogar vor einem Examen lustig schreiben konnte: „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen und ich boßle par compagnie an meiner Dissertation." — Auch im Reiten und Fechten übte sich Goethe und tanzen wollte er lernen. Der Mann, der ihm diese Fertigkeit beibringen sollte, war ein armer Teufel, dem es an Kunden gebrach. Dafür nahmen sich die Töchter des Tanzmeisters unseres Wilhelm Meister an. Was Philine allein vorstellt: den süßesten Leichtsinn, der ihr das arme Leben verschönt, die schalkhafteste Anhänglichkeit, die zur Treue werden könnte, wenn die Umstände sie begünstigen würden, das war bei jenen Mädchen in zwei Hälften auseinandergebrochen; bei Emilie, die ihr schon vergabtes Herz an Goethe zu verlieren fürchtet, der etwas bedächtige, kühle Leichtsinn, bei Lucinde, die ihm ihr Herz gleichsam zuwirft, wie Philine dem Bettler Hut und Shawl, der feurige, der zudringliche Leichtsinn.

Alles in Allem genommen hatte Goethe Philosophie, Juristerei und Medicin und leider auch Theologie nicht durchaus studirt mit heißem Bemühen, aber der Faust war dennoch vorbereitet in seinem Herzen und trieb die ersten Schößlinge in seiner Phantasie. Wie in Leipzig, so sah er auch in Straßburg, aber mit anderen Augen das Puppenspiel vom weitbeschrieenen Zauberer und Schwarzkünstler Dr. Johann Fausten. Nicht selten wird Goethe in die Bude gegangen und dort Zeuge gewesen sein, wie der Doctor Faust auf dem berühmten Freischießen zu Straßburg seine Kunst vor der Scheibe offenbart und wie er dem Mephistopheles den Dienst sauer macht, denn

Geld, viel tausend muß er schaffen,
Viel Pasteten und Confect,
Gold und Silber was er wollt.

Goethe's eigenes Bekenntniß lautet, daß die bedeutende Puppenspielfabel des Faust vieltönig in ihm klang und summte. Auch er hätte sich in allem Wissen umhergetrieben und wäre früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Auch er hätte es im Leben auf allerlei Weise versucht und wäre immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Die unvergleichliche, wahrhaft einzige Darstellung des Mittelalters, in der eine tiefsinnige Kritik des Goethe'schen Faust die vornehmste Größe und Bedeutung dieses Gedichtes erblickt, diese Darstellung des Mittelalters hatte mit am stärksten von den Straßburger Eindrücken gezehrt.

Von den Faust-Stimmungen selbst, deren sich manche gewiß schon in Straßburg angekündigt, schweigen die Zeugnisse seines damaligen Lebens vollständig. Die Briefe aus dieser Epoche bekunden eine Freiheit, eine Genügsamkeit des Augenblicks, eine anmuthige Sicherheit, wie wir sie dem Kinde, dem Vogel und der Blume zu leihen gewohnt sind. Es ist ein glückliches Athmen des werdenden Goethe, nur spärlich von einem leisen Jauchzen, von einer ängstlichen Wallung unterbrochen. Nichtsdestoweniger hatte er auch in Straßburg das Jauchzen nicht verlernt. Und der Münster war's, der ihm einen Schrei des Entzückens entpreßte.

Digitized by Google

Als er zum ersten Male dahin ging — erzählt er selbst — hatte er den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmackes. Auf Hörensagen ahnte er die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuches, häufte er alle synonymischen Mißverständnisse, die ihm von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Und es graute ihm im Gehen wie vor'm Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers. Aber Himmelsfreude, ruft er aus, habe er genossen, als er vor den Münster getreten, und oftmals sei er zurückgekehrt, von allen Seiten, allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tages zu schauen des Baues Würde und Herrlichkeit.

Und was schaute er, was begeisterte ihn am Münster? Das nämliche Gesetz, aus dem die jonischen Säulen sprießen, das die griechischen Tempeldächer hebt, das Gesetz des Nothwendigen, wie er es nannte, welches der Künstler schön geformt. Der junge Goethe empfand vor'm Münster, daß die Kunst lange bildend, eh' sie schön ist — und er mußte es empfinden, wenn die schöne Kunst des männlichen Goethe bildend werden sollte. An der charakteristischen Kunst, die er damals noch für die einzig wahre erklärt hatte, mußte er zuvor sich sättigen, wenn er zur einfältigen Schönheit, nicht zur markloſen und scheinheiligen gelangen sollte.

Aber noch tiefere Wirkungen der charakteristischen Kunst waren ihm in Straßburg beschieden, die Wirkungen Shakspeare's, dessen Verständniß ihm Herder vermittelte, in dessen Bewunderung er mit Lenz schwelgte.

Vorher jedoch hatte sich das Bild Rafaels in seine Seele gesenkt und die Empfänglichkeit Goethe's für die rücksichtslose Kunst, die ihn bei Shakspeare erwartete, gleichsam vorsichtig gemacht. Dieser neue geistige Gewinn wurde durch nichts geringeres veranlaßt, als durch den Einzug der blühenden Dauphine Marie Antoinette. Bei den Feierlichkeiten im Lusthause auf der Rhein-Insel, wo jene bekannte, nach einer Mittheilung der Baronin Oberkirch sogar von der Dauphine als böses Omen gedeutete Taktlosigkeit mit dem Aufhängen der Gemälde geschehen war, welche die gräßlichste Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, darstellten, in jenem Lusthause sah Goethe inwendig ausgeschlagen gewirkte Teppiche nach Rafael'schen Cartonen. Und jener gewaltige Hof- und Prachtstrom, der vorübergeronnen, sagt Goethe, habe ihm keine andere Sehnsucht zurückgelassen, als nach jenen Rafael'schen Teppichen, die er gerne jeden Tag, jede Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte.

Uns jedoch, wenn wir uns den denkwürdigen Moment in Straßburg vergegenwärtigen, beschleichen unwillkürlich eigenthümliche Gefühle. Jammer ergreift uns, wenn wir uns die duftige Gestalt der jungen Erzherzogin von Oesterreich vorstellen mit dem länglichen Gesicht, dem unendlich kleinen Munde, den lebhaften blauen Augen, welche so freundlich auf den in Hirtentracht gekleideten Kindern ruhen, und uns dabei erinnern, daß es die Klänge des Straßburger Liedes waren, welche die Königin auf ihrem letzten Gange begleitet. Eine fatalistische Regung

Digitized by Google

überkommt uns, wenn wir den Fürstbischof von Straßburg, den Cardinal Rohan betrachten, in dessen Palais die Dauphine wohnte, den Oheim jenes Prinzen Louis, welcher Marie Antoinette das Verhängniß bringen sollte. Und eine erlösende Empfindung taucht erst dann in uns auf, wenn wir dem blassen jungen Menschen, der vor den Rafael'schen Teppichen steht, so recht in die hellen, großen braunen Augen sehen. Das ist der Erbe des Glückes — sagen wir uns — der dies so wenig ahnt, als Marie Antoinette ahnen kann, daß sie als Erbin des Unglücks die Grenzen Frankreichs überschritten hat.

Nun die Festlichkeiten für die Dauphine vorüber waren, setzte Goethe wieder seine frühere Lebensweise fort, die sich zwischen Ausblick und Einkehr, Geselligkeit und Arbeit theilte. Wie er mit allen Wissenschaften verkehrte und so ihre Gesichter, von der nüchternsten Physiognomie angefangen, bis zur ekstatischen hinauf kennen lernte, in derselben Weise erfuhr er auch durch die verschiedenen socialen Beziehungen, die er in Straßburg hatte, wie die Menschenwelt oder die kleine Narrenwelt beschaffen sei; das Gestaltengewühl, das ihm dann aus Shakspeare entgegentrat, mußte er mithin bei der gesunden Anlage seiner Natur als den wahrsten Ausdruck des Lebens begreifen und anstaunen.

Gottfried Herder und bald nachher Reinhold Lenz trafen in Straßburg ein. Zu Herder sah Goethe als zu einer Berühmtheit der deutschen Litteratur empor, mit Lenz ward ein collegiales Band geknüpft. Goethe schilderte Herders Betragen als etwas weich, mit Schicklichkeit und Anstand, denen das Adrette fehlte, gepaart, Lenz dagegen als einen zwischen Schüchternheit und Zurückhaltung sich bewegenden jungen Mann, mit einem allerliebsten Köpfchen, dem die niedlichen, etwas abgestumpften Züge entsprachen. Anfangs wollte Herder, der in Straßburg kränkelte und dessen Herz Bräutigamsleiden zu bestehen hatte, in Goethe etwas „Spatzenmäßiges" entdeckt haben. Doch war diese etwas verdrießliche und nergelnde Art Herders für den von Anderen verhätschelten jungen Menschen ungleich besser, als wenn ihn Herder mit einem „Götterjüngling" apostrophirt hätte. Daß Lenz für Goethe schwärmte, wie das „Pandæmonium Germanicum" beweist, welches Lenz geschrieben, kann niemand Wunder nehmen, der das Fascinirende Goethe's auf die Jugend in Anschlag bringt. Goethe dagegen hielt eine gewisse Aengstlichkeit von einem intimen Umgange mit Lenz zurück. Vielleicht auch mochte Goethe's scharfer Instinct bereits den Selbstzerstörer in Lenz wittern.

Bald saß Goethe zu Herders Füßen, wenn auch nicht anbetend, wie die Göttinger Poeten vor Klopstock, und lauschte den Worten Herders über Shakspeare und Ossian, die damals freilich noch in einem Athem genannt und gepriesen wurden, wie später Goethe und Jean Paul.

In jener gelehrten Uebungsgesellschaft, welche der Actuar Salzmann gegründet, wurde nun die Verehrung für Shakspeare ein Cultus. Wer Lenzens Bemerkungen über das deutsche Theater, wer seine Stücke liest, die aus diesem Shakspeare-Cultus hervorgingen, der wird erkennen, wie Shakspeare in einem zerrissenen Spiegel ausgesehen, selbst wenn man das Talent Lenzens höher stellt, als es

Digitized by Google

Goethe gethan, der vierzig Jahre nach dem Straßburger Aufenthalte von der Possenjacke des Britten redet, die sich Lenz vortrefflich angepaßt habe. Wer aber, wie ein ausgezeichneter Litteraturhistoriker bemerkt, wissen will, worauf sich die neue Theorie des deutschen Drama's in der Sturm- und Drangperiode auferbaute, der lese Herders Aufsatz über Shakspeare, das Ausführlichste und Umfassendste, was bis dahin über den Dichter in Deutschland gesagt worden. Er rückte nämlich, auf Lessings Dramaturgie fußend, den geschichtlichen Gesichtspunkt in den Vordergrund und verlangte, daß man an das nordische Drama nicht durchweg den Maßstab der griechischen Kunstregel legen dürfe. Vor allem betonte und bewies er, daß dasjenige, was uns an den griechischen Tragikern künstlich berühre, damals Natur war, und daß nur das, was Puppe in der griechischen Kunst sei, von den Franzosen am vollkommensten gedacht und gemacht worden. Aber am einfachsten und treffendsten hatte Goethe selbst in seiner zu Straßburg gehaltenen Shakspeare-Rede an den Lebenskern des englischen Drama's getippt. Inmitten der anmuthig-überschwänglichen Flamme, welche in der Shakspeare-Rede emporlodert, sehen wir einen hellen Funken hüpfen, den hellen Funken, der durch den jungen, wie den reifen Goethe läuft. Goethe sagte, daß sämmtliche Stücke Shakspeare's sich um denselben geheimen Punkt drehen, in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt. Damit war auch die eigentliche Verwandtschaft der Shakspeare'schen mit der griechischen Tragödie ausgesprochen. Der Schluß der Shakspeare-Rede ist ein prächtiger Tusch: „Auf, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrthen- und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Ist das Sturm und Drang, in dem Sinne, wie man es von Lenz, von Leopold Wagner, dem wüsten Gesellen, der sich ebenfalls für eine Weile zu Goethe in Straßburg verirrte, und wie man es von den namenlosen, pochenden und lärmenden Poeten aussagen muß, die alle Begrenzungen durchbrachen, welche die Natur gezogen, auf die sie sich stets beriefen, und die alle Verhaue niederrissen, womit die Sitte sich gegen die andringenden Elemente zu schützen suchte?! O nein. Goethe's Sturm und Drang war der der Jugend überhaupt, die überquellend und überschäumend ist in den Tagen Homers, wie in den Tagen Voltaire's.

Der gewaltige und vielstimmige Ruf nach Natur, der damals aus Frankreich herüberdrang, um gegen seine tragische Poesie gewendet dahin zurückzukehren, der Ruf nach Natur wiederhallte auch in Goethe's Ohr, aber er vermochte nicht, Goethe selbst zu betäuben. „Was wir von Natur sehen — sagte der junge Goethe in den Recensionen für die „Frankfurter Anzeigen — ist Kraft: die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche, schön

Digitized by Google

und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten"

Zur Auffassung des Individuellen hatte den jungen Goethe Shakspeare geführt, zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunst, wie es der alte Goethe gegen Eckermann nannte.

Den Gegensatz des verzerrten Shakspeare, nämlich den geschniegelten und gebügelten William, sah Goethe im Straßburger Theater, wo man Weiße's „Romeo und Julie" gab. Welche Physiognomie dieses Stück gehabt, das mag Ihnen am besten deutlich werden, wenn ich Ihnen, mittheile, daß Weiße in mancher Hinsicht Shakspeare zu übertreffen glaubte. Shakspeare habe, wie Weiße's Vorwort versichert, den Stoff zu „Romeo und Julie" verunstaltet; der deutsche Verfasser habe also nothgedrungen ein ganz neues Stück daraus zu machen versucht. — Leider scheint auch dieses Puppenspiel, wie das Faust'sche in Goethe's Seele productionslustig geworden. Denn seine Bearbeitung von „Romeo und Julie" in Weimar darf sich mit der Weiße'schen ohne Umstände butzen.

Die zweitwichtigste Anregung, welche Goethe von Herder empfing, auch „einen Stoß zu einer ewigen Bewegung", galt dem Volksliede. Der Sinn dafür schlummerte etwa so in ihm, wie in einem verliebten Mädchen das Verlangen, geküßt zu werden. Goethe verlor sich beglückt in dieser lieblich stammelnden, leichtlebigen Poesie und letzte sich an ihrer ehrlichen Sinnlichkeit, an ihrer herben Frische, ihrem sanften Schmelz. Ja, als Herder Straßburg verlassen hatte, war Goethe sein Botenläufer und sammelte auf seinen Streifereien zu Pferde und zu Fuße, oft aus den Kehlen der ältesten Mütterchen aufgehascht, elsässische Volkslieder. Blühten sie doch in den schönen Niederungen, in den traulichen Wäldern zwischen dem Rhein und den Vogesen zahlreich genug empor. Unter diesen Volksliedern findet sich auch das süße Lied vom Zimmergesellen, das Lied vom verkleideten Grafen, das Lied vom Herrn und der Magd, aus welchem letzteren die Schlußwendung zum „Clavigo" genommen. Unmöglich wäre es nicht, daß Goethe auch die Geschichte vom Gang zum Eisenhammer, welche in den von Franz Pfeiffer herausgegebenen „Straßburger Predigtmährlein" enthalten ist, gekannt und sie Schiller mitgetheilt hätte.

J. R. v. Scheda's Generalkarte der österr. Monarchie (Bl. 13).

Das vor kurzem erschienene Blatt giebt Gelegenheit auf die unlängst in diesen Blättern erschienenen allgemeinen Bemerkungen über die ausgezeichneten Arbeiten

Digitized by Google

des Herrn Oberstlieutenants v. Scheda zurückzukommen. Die neueste Section steht ihren Vorgängern nicht nur nicht nach, sie überholt sie sogar in einigen Beziehungen, und es scheint daher nicht überflüssig, einige Seiten näher ins Auge zu fassen. Das Blatt umfaßt den größten Theil von Croatien und Slavonien, das südwestlichste Stück von Ungarn, den nördlichen Theil von türkisch Croatien und Bosnien und einen kleinen Theil von Steiermark. Für die erstgenanten Länder ist diese Karte die erste, welche uns mehr bietet, als alle bisherigen, man kann mit Recht sagen, die erste gute Karte, welche den gesteigerten Anforderungen entspricht, die man an ein Werk der Neuzeit zu stellen sich berechtigt fühlt. Lipszky's Karte, einst die brauchbarste und die einzige Quelle für eine Reihe von Nachahmungen ist für unsern Standpunkt nicht mehr ausreichend, hat überdies ein Terrain, das nur ein allgemeines Zeichen für die Sache ist, und daher die Bodengestaltung nirgends charakterisirt, abgesehen davon, daß ein halbes Jahrhundert, das seit ihrem Erscheinen vorübergegangen ist, hinreicht, um zahlreiche Veränderungen im topographischen Theile nöthig zu machen. Seither wurden diese Landstriche vom Kataster vermessen, dadurch eine neue und genaue Grundlage gewonnen, deren Benützung in voller Ausdehnung sich allerorts geltend macht. Vergleichen wir Flußläufe, Sümpfe, Waldstriche in der Ebene (auf früheren Karten nie aufgenommen), die Nomenclatur der Orte, noch mehr Straßen und Wege und viele andere Objecte mit den früheren Karten, so wird man sehr schnell die Vorzüge wahrnehmen, welche das Scheda'sche Blatt voraus hat. Insbesondere fällt auf, daß (sogar im türkischen Antheile) die Zeichnung der ausgedehnten Orte im Grundrisse und das zerstreute Wohnen ausgedrückt erscheint, ein Beweis, daß sich der Autor der detaillirtesten Originalaufnahmen zur Reduction bediente und sich nicht auf eine einfache Wiedergabe schon publicirter Uebersichtskarten beschränkte, wie es z. B. bei den Alpenländern und dem nordwestlichen Theile der Monarchie geschah Dadurch hat die Karte nur gewonnen, denn es ist nicht zu läugnen, daß solche Andeutungen manches Licht über Verhältnisse verbreiten, die man bei der Beschränkung auf die Ortsnullen nicht errathen kann. Das Blatt ist zu früh ausgegeben worden, um das Stück der eben eröffneten Eisenbahn Kanisa-Dedenburg noch aufnehmen zu können, hoffentlich ist dies gegenwärtig schon nachgetragen. Kartenzeichner haben zu oft traurige Erfahrungen mit vorschnell eingetragenen eventuellen Tracen gemacht, als daß es ihnen verübelt werden könnte, wenn sie mit dem Nachstiche solcher Objecte so lange zögern, bis der fertige Bau die Sicherheit gewährt, die Trace nicht mehr herausschleifen zu müssen. Bezüglich des Terrains dürften die Gebraucher der Karte Herrn v. Scheda es Dank wissen, wenn er zum ersten Male eine stichhältige Bergzeichung in Gegenden liefert, über die wir bisher sie völlig entbehrten, oder doch nur sehr ungenügend vorfanden, so z. B. in dem Territorium der croatischen Militärgrenze. Wenn es nicht überall möglich war, gleich gutes Materiale zu Grunde legen zu können, so kann dies nicht dem Autor zur Last fallen. Genug, daß sich in Ländern, die (wie die türkischen Provinzen) noch gar nicht vermessen sind, durch mehrfache Recognoscirungen so viel ergab, daß

Digitized by Google

eine der Wahrheit sich annähernde Terraindarstellung versucht werden konnte. Was verschlägt's, wenn aus den josephinischen Mappen die ziemlich monotone Zeichnung der Unebenheiten auch in der Reduction sichtbar wird; giebt sie nicht die volle Charakteristik der Individuen, so gewährt sie doch, durch zahlreiche Coten (in Wiener Klaftern) unterstützt, ein ungleich besseres Bild, als weiland im besten Zustande die Platten der Lipszky'schen Karte. Was die Höhenangaben anbelangt, so konnte dem Verlangen einer möglichst reichen Betheilung nicht weiter Genüge geleistet werden, als das factisch vorhandene Meterial es gestattete; daß dieses stellenweise ein sehr dürftiges ist, und noch längere Zeit vergehen wird, bis es reichhaltiger sich gestalten wird, ist wohl bedauerlich, läßt sich aber nicht ändern. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn an dieser Stelle des Blattes mehr, an einer andern weniger Coten erscheinen, wieder in anderen Gegenden (in der Türkei) gar keine. Wir dürfen zufrieden sein, wenn wir durch das Gegebene jedenfalls weitere Aufschlüsse über die Erhebungen erhalten, als wir bisher besaßen und werden dem Verfasser nicht grollen, wenn er etwa ein paar unsichere mit dem Barometer bestimmte Höhenzahlen nicht zu benützen wagte.

Im Punkte der Hypsometrie beginnen erst jetzt die deutschen Länder der Monarchie, die Daten zu vervollständigen, und wenn auch die Wirkung auf den Osten nicht ausbleiben wird, so muß man sich doch mit ziemlicher Geduld fassen, bis ämtliche und private Bestrebungen im Vereine den gehörigen Impuls erhalten, um die großen Lücken auszufüllen, welche die Militärtriangulirung, selbst der Kataster noch übrig gelassen haben. Beide gehen erst jetzt instructionsmäßig in dieser Hinsicht weit intensiver vor, als es früher der Fall war, und wo neueste Aufnahmen entstehen, führen sie zunehmend reichere Höhenbestimmungen im Gefolge. Daß der neue Fundus zur genauesten Forschung nicht überschwenglich ist und dem Privatfleiße noch ein genügendes Feld der Thätigkeit überläßt, sehen wir an den Werken des Oberstlieutenants v. Sonklar über die Oetzthaler Ferner und der Herren Barth und Pfaundler über die Stubaier Ferner, in welchen Hunderte neuer Höhenbestimmungen enthalten sind, welche im Vereine mit dem bestehenden Materiale eine gute Schichtenkarte dieser Gebirgsgruppen ermöglichen. Der Maßstab der Scheda'schen Karte erlaubt keine Angabe der Culturen mit ihren zerstreuten Parcellen. Auffällig aber tritt das culturunfähige Land hervor, insoferne Sumpfstellen, vertrocknete Flußarme, Ableitungscanäle u. s. w. uns dasselbe zur deutlichen Ansicht bringen. Der eigentlich topographische Theil ist so reichhaltig vertreten, als es überhaupt möglich ist, dem factischen Bestande zu folgen. Wo die Ortschaften sich so verkleinern und häufen, wie es in Civil-Croatien und in anderen Landstrichen der Fall ist, kann man im Maße von 1 zu 8000 Klafter unmöglich jede Fraction einer Gemeinde benennen; genug, wenn nie jene ausgelassen wurde, welche der Ortsgemeinde ihren Namen giebt. Es fällt bei näherer Betrachtung angenehm auf, daß sich der Autor bezüglich der Beschreibung nach der Volkszahl von den statistischen Zahlen der Ortsgemeindenbevölkerung nicht hat blenden lassen, sondern daß die cumulirten großen Gemeinden in Croatien und Slavonien nicht mit der ihnen zukommenden

Digitized by Google

Schriftgattung nach der concreten Einwohnerzahl, sondern in der Regel nach der ihnen als Gemeindefraction gebührenden Classe beschrieben sind. Eine ganz fehlerlose Durchführung dieses Principes setzt jedoch Quellen voraus, wie sie kaum am Centralorte zu finden sein werden. In Hinsicht auf die Orthographie der Namen scheint es, daß der Herr Oberstlieutenant der nationalen Schreibweise überall Rechnung getragen hat, wo dieselbe Berücksichtigung billig erheischte. Eine absichtliche Slavisirung oder Magyarisirung entdeckt man nirgend, wer diese sucht, der muß zu den Tendenzkarten neuesten Datums seine Zuflucht nehmen, wo er hohe Befriedigung hoffen kann. Bei originalslavischen Namen versteht sich die Anwendung der neuslavischen Rechtschreibung von selbst. Und somit scheiden wir von diesem schönen Blatte, dem hoffentlich bald sein südlicher Nachbar folgen wird, mit dem die Westhälfte der Monarchie vollständig abgeschlossen sein wird. Dem Erscheinen desselben wird mit Neugierde und Spannung entgegengesehen, da es uns die wenig gekannten Gegenden der Herzegowina zum ersten Male mit einem naturgemäßeren Terrain bieten wird, und wir den Karst-Charakter Dalmatiens in seiner östlichen Fortsetzung und Verzweigung zuerst besser gezeichnet als bisher erblicken werden.

A. Steinhauser.

La philosophie de St. Augustin. — La nature humaine.

Beide Werke von **Nourrisson.**

(Paris, bei Didier u. Comp. Ouvrages couronnés par l'Institut de France.)

Von dem Augenblick an, wo der Mensch sich bewußt wird ein denkendes Wesen zu sein, merkt er, daß zwischen ihm und vielem Wissenswürdigen ein dicker Vorhang sich befindet. Woher komme ich, und wohin gehe ich, was ist Leben und was ist Tod, was ist Gott und was Ewigkeit, und noch gar viele andere Fragen dieser Art drängen sich ihm auf und erheischen gebieterisch eine Antwort.

Und die Antwort bleibt nicht aus; der Seele Durst muß befriedigt werden. Welche Mittel stehen aber der Seele zu Gebot, ihren heißen Drang nach Wissen zu befriedigen? Handelte es sich um rein natürliche mit den Sinnen wahrnehmbare Dinge, so würde jeder erwiedern: die Beobachtung, deren Resultat die Erfahrung ist. Daß Säuren mit Basen zu Salzen sich verbinden, daß der Hebel eines Stützpunktes bedarf um die Welt aus den Angeln zu heben, daß Feuer und Wasser sich zischend und rauchend vermischen, das sind Sachen der Erfahrung. Aber nach Höherem strebt die Seele, über die Grenzen der Natur hinaus schwingt sich der Geist, und da eben hemmt der Vorhang seinen Flug. Zweierlei Mittel

Digitized by Google

nur kann er anwenden, um jenseits zu schauen; er kann mit scharfem Verstand einen Riß in den Vorhang zu machen suchen, und wenn in dieser Hinsicht jede Anstrengung vergeblich erscheint, so bleibt ihm nur übrig, durch des Gemüthes Zauberkraft denselben zu lüften . . . setzen wir hinzu, wenn Gott ihm diese Kraft verleiht. Des Verstandes Waffe ist die Philosophie, des Gemüthes Zauberkraft heißt Religion.

Wer hat wohl im höheren Grade diese Zauberkraft besessen als der h. Augustinus, der Fürst der Kirchenväter. Dennoch aber hat er es nicht verschmäht, jene scharfe, oft zweischneidige Waffe zu schwingen, und es gelang ihm damit manchen Auswuchs vom Baume der Kirche wegzuschneiden. Es versteht sich von selbst, daß der berühmte Bischof von Hippo mehr Theologe als Philosoph war, allein er hatte eine natürliche Anlage zum Philosophiren, er hatte Plato und Aristoteles, sowie deren Nachfolger studirt und häufig selbst Lehrsätze aufgestellt. Es kann ihm freilich etwas zuviel Grübelei vorgeworfen werden; allein es wäre unschwer nachzuweisen, daß das Grübeln im Geiste der Zeit lag und von den Umständen wirklich geboten war. Es waren nämlich harte Zeiten, in denen der h. Augustinus lebte (354 bis 430). Das große römische Reich drohte unter der Wucht seiner Größe zu erliegen; die alten Bande der Gesellschaft, religiöse, moralische, politische, waren mehr oder minder gelöst und die neueren noch nicht allgemein oder fest genug geknüpft. Das relativ noch kleine, wenn auch täglich wachsende Häuflein der Christen war in sich zerfallen: ein Irrlehrer nach dem andern stand auf, oft kamen mehrere zugleich und keiner blieb ganz ohne Anhang. Augustinus hatte sogar gegen sich selbst zu kämpfen, denn wenn seine fromme Mutter Monica ihm schon im Kindesalter den Samen des Christenthums ins Gemüth legen konnte, so wußte sein heidnischer Vater Patricius den Wachsthum dieses Keimes aufzuhalten. Dann ließ sich der feurige Jüngling von den Genüssen seines Alters hinreißen; später zog ihn die Philosophie an; zwanzig Jahre alt schloß er sich der Secte der Manichäer an und blieb ihr zehn Jahre lang zugethan. Erst im Jahre 387 trat er durch den Einfluß des h. Ambrosius, Bischofs von Mailand, zum Christenthum über. Aber erst als er, seit 391, in Hippo predigte und 395 Mitbischof geworden war, begann sein Einfluß in der Kirche, und dieser Einfluß hat sich viele Jahrhunderte hindurch, bis auf unsere Zeit herab, fühlbar erhalten.

Es kann unsere Absicht nicht sein, nach so vielen Anderen, und auf so beschränktem Raume das Leben und Wirken des berühmten Kirchenvaters zu beschreiben. Unsere Aufgabe ist viel bescheidener: sie besteht bloß darin, den Leser auf ein neues, sehr gediegenes Werk über den h. Augustinus aufmerksam zu machen. Es ist eine vom französischen Institut gekrönte Preisschrift (in 2 Bänden) des H. Prof. Nourrisson, eines Mannes, der sich seit Jahren ganz in des Kirchenvaters Werke hineingelebt hat, der aber doch nicht für sein Lieblingsstudium eine so blinde Zärtlichkeit empfindet, daß er vor jeder schwachen Seite die Augen schließt. H. Nourrisson handhabt die Kritik, wie ein gläubiger Schüler seinem verehrten Lehrer gegenüber, dennoch aber eindringlich genug.

Digitized by Google

Was dem Kritiker übrigens eine größere Freiheit gewährt, daß ist die ihm speciell durch das Programm der Akademie gestellte Aufgabe. Letztere lautet also (Sitzung v. 30. Nov. 1861): „Die Philosophie des h. Augustinus, ihre Quellen, ihr Charakter; ihre Verdienste und ihre Mängel; ihr Einfluß, besonders im 17. Jahrhundert." Der Preis wurde am 20. August 1864 ertheilt, und wie wir jetzt sehen können, mit Recht an Herrn Nourrisson. Derselbe hat ein Werk geliefert, in dem nicht bloß die philosophischen Lehren des h. Augustinus auf eine klare und angenehme Weise zusammengestellt und entwickelt sind, worin auch noch der Einfluß derselben auf Leben und Glauben verfolgt wird.

Beschränken wir uns hier aus dem reichen Material der Geschichte Einzelnes über den von Augustinus geübten Einfluß auszuwählen, um so mehr, als die Lectüre dieses Capitels in uns einen eigenthümlichen Gedanken erweckt hat. Ist es nicht sonderbar, haben wir uns gesagt, daß der gefeiertste der Kirchenväter, dessen Tauftag (3. Mai) als Kirchenfest notirt ist oder war, das Arsenal geliefert, woraus man gegen den Katholicismus die gefährlichsten Waffen zog. So Abälard, der berühmte Abt von St Gildas, so Wikleff und Huß, so Luther, so über alle Calvin, dessen „Institution", sagt Bossuet selbst, „remua toute la France" ganz Frankreich aufregte. Dieser Gedanke mußte auch dem Herrn Nourrisson aufstoßen, der selbst gesteht, daß der Protestantismus im Augustinismus, wenn auch in einem verdorbenen, seine Quelle hat.

Uebrigens hat auch der h. Augustinus seine directen Gegner gehabt und namentlich den Jesuiten Molina, dem die ganze Gesellschaft in seinem Streite gegen den Bischof Jansenius oder Jansen (1585 bis 1638) beistand. Der Streit der Jansenisten oder Molinisten ist nunmehr verklungen, aber im 17. Jahrhundert gab er in Frankreich zu Blutvergießen Anlaß. Damals waren auf des Jansenius Seite Arnauld und Pascal und Fénélon und so viele Andere, deren Namen glänzen am Himmel der classischen Litteratur. Aber der Beichtvater des mächtigen Ludwig XIV. war ein Mitglied der mächtigen Gesellschaft, die in Fr. Loyola ihren Stifter verehrt. Die Päpste hatten Mühe, den Kirchenfrieden wieder herzustellen, denn es war viel Bitterkeit auf beiden Seiten. Wenn wir aber heute in aller Ruhe und Parteilosigkeit die Streitpunkte lesen, so fühlen wir uns zwar in keiner Hinsicht von dem Mysticismus des Bischofs von Ypern (Jansen) angezogen, müssen aber bekennen, daß wir die 22 Lehrsätze des Molina, welche die spanische Inquisition zu verdammen nöthig fand, als ziemlich schwach ansehen. Wohlverstanden, wir vermessen uns nicht, jene Sätze als Theologa zu beurtheilen, wir gestehen unsere Incompetenz; wir müssen aber an denselben das Breitschlagen eines und desselben Gedankens, das mehrfache Wiederholen litterarisch tadeln und glauben, daß jene 22 Sätze, in 5 oder 6 concentrirt, eine weit größere Kraft gehabt hätten.

Am interessantesten — betreffend den Einfluß der augustinischen Philosophie — ist wohl das ihr zugeschriebene Einwirken auf die cartesianische Philosophie. Jeder weiß, daß Descartes (Cartesius) sein ganzes System auf den Satz gestellt hat: cogito, ergo sum (ich denke, also bin ich). Aber auch der h. Augustinus hat

Digitized by Google

eine ähnliche Stelle, daher fragte man, ist Descartes ein Plagiarius oder ist ein bloßes Zusammentreffen im Spiel. Entscheiden können wir den Streit nicht, aber einige Materialien zur Orientirung müssen wir dem Leser vorlegen, um so lieber, als die Lectüre derselben jedenfalls anregend ist

Die zur Zeit des Augustinus übliche Eintheilung der Philosophie war: Physik oder die Lehre von der Natur; Logik oder die Lehre von der Verstandeskraft; Ethik oder die Lehre von der Sittlichkeit. Dieser Eintheilung entsprechend, auch schon aus Rücksicht für die Zahl drei, welche an die Dreieinigkeit erinnert, stellte der Kirchenvater die Lösung folgender drei Probleme als die Aufgabe der Philosophie auf:

1. Welches ist die Ururſache aller in der Natur vorhandenen Wesen?
2. Wo ist die Quelle der Erkenntniß der Wahrheit?
3. Worin besteht das höchste Gut, welches doch der letzte Zweck des Lebens ist?

Diese drei Probleme, Augustinus faßt sie zusammen und führt sie auf Gott zurück. „In Gott findet jedes Geschöpf seinen Ursprung, seine Weisheit kommt von Gott, wie auch seine Glückseligkeit." Indessen findet er es für nöthig, der Erkenntniß Gottes auch die der Seele anzuschließen, denn erstlich dient die Selbstkenntniß dazu, uns zu demüthigen, und zweitens können wir Gott nur durch das Beschauen unserer Seele erkennen. Hieraus geht hervor, daß die augustinische Philosophie eine doppelte Tendenz hat, eine theologische und eine psychologische; erstere ist jedoch so überwiegend, daß sie fast mystisch wird. Er unterscheidet die Kenntniß des Zeitlichen von der Kenntniß des Ewigen, und erklärt, daß letztere das ausschließliche Privilegium der Guten ist. Nicht die menschlichen Wissenschaften führen zur Glückseligkeit, sondern die Erkenntniß Gottes. . . .

Glücklicher Weise findet sich diese Tendenz durch ein wirklich wissenschaftliches Streben gemildert. Um sich zu demüthigen, muß man sich kennen, und von der Kenntniß der Seele erst gelangt man zu der Erkenntniß Gottes; die Psychologie wird daher zur Grundlage der Philosophie, und das Studium der Psychologie setzt ihrerseits uoch manche Vorstudien voraus. Vor allem gehört hieher die Lehre von den Ideen oder von der Gewißheit, ohne die Quelle der Gewißheit oder der Wahrheit erschlossen zu haben, kann ja niemand das höchste Gut, die Glückseligkeit, erreichen.

Augustinus ist überzeugt, daß der menschliche Geist sich zur Gewißheit erheben kann. Zieht man doch nothwendige Folgerungen aus Principien, und der Weise, der nach Weisheit strebt, ist eben nur deßhalb weise, weil er die Weisheit als Thatsache und nicht als bloße Ansicht aufstellt. Wo aber soll man die Grundlage der Gewißheit suchen? Weder in der Ueberlieferung, noch in der allgemeinen Zustimmung, noch in der äußeren Erfahrung findet Augustinus ihre unerschütterliche Basis. In das Innerste der Seele dringend, entdeckt er die in unwiderstehlicher Klarheit strahlende Gewißheit im Gefühle des Lebens, in dem Bewußtsein des Daseins und seiner Manifestationen, besonders im Denken. Diesen Gedanken entwickelt der h. Bischof von Hippo auf mancherlei Weise, und unter anderem auch

Digitized by Google

in der bekannten Form eines Dialoges zwischen ihm und der Vernunft. Hier die betreffende Stelle:

Die Vernunft. „Du, der Dich kennen willst, weißt Du, wer Du bist?"

Augustinus. „Ich weiß es."

Die Vern. „Woher weißt Du es?"

Aug. „Dies ist mir unbekannt."

Die Vern. „Fühlst Du Dich einfach oder zusammengesetzt?"

Aug. „Dies ist mir unbekannt."

Die Vern. „Weißt Du, daß Du in Bewegung bist?"

Aug. „Dies ist mir unbekannt."

Die Vern. „Weißt Du, daß Du denkst?"

Aug. „Ich weiß es."

Die Vern. „Es ist also wahr, daß Du denkst?"

Aug. „Es ist wahr."

Die Vern. „Du willst sein, leben und verstehen; und zwar sein, um zu leben, und leben, um zu verstehen. Du weißt also, daß Du bist, Du weißt, daß Du lebst, Du weißt, daß Du verstehst.

Der Leser möge die Fortsetzung in Nourrissons Werk aufsuchen, wir wollten ihn nur logisch zur Stelle führen, woraus Augustinus auf die Erreichbarkeit der Gewißheit schloß, welche zugleich auch die Stelle ist, aus welcher der Bischof Huet in seiner „Censura Philosophiæ Cartesianæ" das Plagiat bewies oder zu beweisen suchte. Wahrscheinlich ist jedoch das Zusammentreffen zufällig, und als Freunde ihn darauf aufmerksam machen, erwiedert Descartes Folgendes in einem Briefe vom Jahre 1640 (Oeuvres complètes, t. VIII, p. 421):

„Sie waren so freundlich, mich auf die Stelle in St. Augustin aufmerksam zu machen, mit der mein ich denke, also bin ich einige Aehnlichkeit hat; ich bin heute in die hiesige Stadtbibliothek gegangen, um es zu lesen, und finde wirklich, daß er es anwendet, um die Gewißheit unseres Daseins (oder Wesens) zu beweisen und zugleich, um zu zeigen, daß wir in uns ein Bild der Dreieinigkeit tragen; indem wir sind, wissen wir, daß wir sind, und lieben dies Wesen und dies Wissen, das in uns ist. Ich hingegen bediene mich desselben, um zu zeigen, daß das Ich, welches denkt, eine immaterielle Substanz ist, welche nichts körperliches hat, was zwei sehr verschiedene Dinge sind. Der Schluß, da man zweifelt, so lebt man, ist so einfach und natürlich, daß jeder darauf gekommen wäre; dennoch aber ist es mir nicht unlieb, mit dem h. Augustinus mich zu begegnen, wäre es nur, um den kleinen Geistern, welche an jenem Grundsatz kritteln, den Mund zu stopfen."

Wenn ein andermal Arnauld als bemerkenswerth hervorhebt, „daß H. Descartes als Grundlage und Urprincip seines philosophischen Systems das aufstellt, was einst der h. Augustinus, ein Mann von großem Geiste und sonderlicher Gelahrtheit nicht bloß in theologischen Dingen, sondern in menschlicher Weltweisheit, als Grundlage und Stütze der seinigen genommen hat . . ." so begnügt sich

Digitized by Google

Descartes dem Pater Mersenne zu erwiedern: „Ich will hier nicht darauf eingehen, dem Censor (examinateur), dessen Bemerkungen Sie mir gesendet haben, für die Stütze zu danken, die er mir gegeben, indem er meine Sätze durch die Autorität des h. Augustinus stärkt. . . .“ Und so könnte man noch mehrere andere Stellen aus den Schriften Descartes' anführen, aus denen hervorginge, daß das berühmte cogito, ergo sum ein bloßes Zusammentreffen war. Dies ist auch Nourrissons Ansicht, und seine Gründe sind fast überzeugend, allein es würde deren Anführung dem deutschen Leser weniger Interesse als dem französischen bieten. Ueberhaupt knüpft sich für den Franzosen ein weit größeres litterarisches Interesse an das 17. Jahrhundert als für den Deutschen, und, wie jeder zugeben wird, mit Recht. Ist doch das Jahrhundert nach Ludwig XIV. genannt worden, nach jener Sonne, die, von so vielen glänzenden Gestirnen umgeben, ihnen weder Licht gab, noch nehmen konnte. Sonne und Sterne strahlten, jede mit eigenem unvergänglichem Feuer.

Uebrigens haben wir nicht Cartesius und seine Zeit hier zu beurtheilen, sondern die augustinische Philosophie, und selbst diese weniger als Nourrissons Buch über dieselbe. Allein dieses Buch ist so klar, daß es, wie ein reines Glas über einem Bilde, nicht bloß alle Züge treu durchscheinen läßt, sondern auch gar nicht besonders die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich zieht. Man muß es eben wollen, und sich in das rechte Licht stellen, um seinen eigenthümlichen Glanz zu bemerken. Lassen wir aber das Glas Glas sein und beschäftigen wir uns vorzugsweise mit dem Bilde, das es hervorhebt. (Schluß folgt.)

Charlotte v. Schiller und ihre Freunde.

(Stuttgart 1865, 3. Bd., Cotta.)

Sechszig Jahre sind nun verflossen, seit der große Nationaldichter Friedrich Schiller aus der Reihe der Lebenden geschieden und die Erinnerung an den Unsterblichen lebt unauslöschlich im Gedächtnisse des Volkes fort, dem er, ein glänzender Leitstern, voranleuchtete.

Es genügt daran zu erinnern, mit welch' einer Begeisterung vor sechs Jahren allerwärts in ganz Deutschland die Säcularfeier seiner Geburt begangen wurde, daß ferner viele Städte dem herrlichen Dichter Denkmäler gesetzt, in anderen die Ausführung der Entwürfe bald zu gewärtigen ist, nachdem Stuttgart seit 1839, Weimar seit 1857 solche Zeichen dankbarer Erinnerung besitzen und selbst in der fernen Schweiz, (am Vierwaldstätter See) die bildende Kunst ihren Tribut entrichtet hat In Wien fehlt noch jedes Anzeichen, daß wir des großen Mannes

Digitized by Google

Standbild in der Mitte der erweiterten und verschönerten Stadt als würdigen Schmuck in naher Zeit erblicken werden.

Doch noch bei weitem mehr als in solchen äußerlichen Zeichen giebt sich die Liebe des deutschen Volkes zu seinem Lieblingsdichter in der unaufhörlichen Beschäftigung mit seinen Werken kund und jedes neue Buch, das uns über sein Leben Aufschluß giebt, darf auch den Beifall der zahllosen Verehrer des Dichters nehmen. Diese lebhafte Theilnahme, dieses intensive Interesse gilt nicht bloß dem Heroen der deutschen Dichtung, sie wird Schiller als dem Hauptrepräsentanten des goldenen Zeitalters unserer nationalen Litteratur, dem Träger jener erhabenen Ideen, welche in seiner Zeit und in seiner Umgebung in einem Kreise edler Geister zu reinem und unverfälschten Ausdruck kamen, zu Theil.

Wie zu Zeit Augusts und später während der Regierung der jungfräulichen Königin Elisabeth von England war es das Zusammenwirken der Glieder in den verschiedenen Richtungen geistiger Thätigkeit, welches die Blüthe einer nationalen Kunst geschaffen. So wie Shakspeare das Haupt einer auserwählten Gemeinde, so war es auch Schiller. Shakspeare, Beaumont, Fletcher, Ben Jonson ꝛc. lebten nicht nur zugleich, nein, sie lebten miteinander im innigsten geistigen Verkehr.

Sie hielten Zusammenkünfte, lasen ihre Werke einander vor, übten gegenseitig Kritik und gemeinsam schufen sie ihrem Volke ein kostbares, herrliches Besitzthum. So war es auch in Deutschland, das seine Blüthezeit in der Periode seines politischen Zerfalles, an der Grenze des vorigen und jetzigen Jahrhunderts erlebte. Unbarmherzig riß das Schicksal Schiller aus dem Kreise der schaffenden Freunde, ihn, der mit seiner edlen Begeisterung die andern mit sich fortriß, von dem gelten kann, was Pallas Athene im Rathe der Götter vom Peliden Achilleus spricht:

„Haben die Götter ihm doch das Leben kurz nur gefristet
Aber daß es mit Macht und hohem Ruhme geehrt sei".

In diesen Kreis nun führt uns das vorliegende Werk und gestattet uns einen Blick in Lebensbeziehungen der Schiller'schen Familie vor und nach dem Tode ihres Hauptes. Namentlich tritt Schillers Lebensgefährtin Charlotte, geb. v. Lengefeld in ein volles klares Licht. Durch Geburt und Erziehung stand sie dem Musenhofe und den Männern der classischen Weimarer Periode nahe und wurde als Gattin und später Wittwe Schillers der Mittelpunkt des regsten geistigen Verkehrs. Von Kindheit auf liebte ich sie, sagt Goethe, und Knebel, der 42jährige überreife Mann schwärmte für sie, da sie noch Mädchen war und besang sie in süßlich tönenden Versen.

Schon aus dem von Schillers noch lebender Tochter 1856 herausgegebenen Briefwechsel „Schiller und Lotte" lernten wir ihre hohe Bildung, ihr verständiges Urtheil, ihr feinen Geschmack und vor allem ihr zart besaitetes Gemüth kennen und würdigen. In diesem Briefwechsel tritt uns die Gestalt Lottens lebhafter entgegen. Der erste Band lieferte uns einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte ihres Jugendlebens; im 2. und 3. Bande haben wir Gelegenheit sie als Gattin, Mutter und als theilnehmende Freundin kennen zu lernen.

Digitized by Google

Unschätzbar für den Litterarhistoriker sind die vielfachen kleinen Mittheilungen über Dichter und Dichterwerke, Künstler und Kunstwerke jener Zeit. Auch dem Laien, dem Verehrer Schillers überhaupt wird es z. B. zu großem Vergnügen gereichen, über die Aufnahme Schiller'scher Werke an den verschiedenen Orten Berichte aus dem Munde gleichzeitiger theilnehmender Freunde zu vernehmen. Reicher sind die Mittheilungen aus der Periode nach Schillers Tode bis 1826, in welchem Jahre Charlotte zu Bonn starb, wo sie auch fern von ihrem Gatten ruht.

In der genannten Periode lebte Charlotte abwechselnd in Weimar und Rudolstadt dem Andenken ihres hingeschiedenen Gatten und der Erziehung ihrer Kinder, in stetem Verkehr mit Goethe, Körner, Voß, Knebel u. s. w.

In dem vorliegenden Bande gehören zu den anziehendsten Briefen, neben denen der Familie Körner, insbesondere die von Heinrich Voß und Knebel an Schillers Wittwe gerichteten. Von besonderem Interesse ist es zu sehen, wie die weltbürgerlichen Weimarer nach und nach der nationalen Begeisterung der Freiheitskriege sich anschließen und das Gefühl für die Befreiung zum Durchbruche gelangt. Aber auch über die persönlichen Schicksale einzelner Zeitgenossen erfahren wir viel des Interessanten. In der Form, wie die 3 Bände des Briefwechsels (etwa 1500 Seiten) jetzt vorliegen, sind dieselben mehr als ein schätzbares Quellenwerk zu betrachten, welches nur die Grundlage einer künstlerisch zu behandelnden Bearbeitung abgiebt. Aus dem massenhaften Materiale auch nur Einiges zum Vortrage zu bringen, erscheint bei dem beschränkten Raume, der uns zu Gebote steht, unmöglich. Diese Zeilen sollen nur den Zweck haben, die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums auf den Briefwechsel aufmerksam zu machen, der unbestritten das reichhaltigste Regestenwerk ist, welches die Schiller-Litteratur aufzuweisen hat.

Kurze kritische Besprechungen.

Huber, Alphons, Dr.: Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich. Innsbruck 1865.

Dr. K. H. Es ist doch ein bedeutender Fortschritt in der österreichischen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung im letzten halben Jahrhunderte gemacht worden. Diese Wahrnehmung machten wir gelegentlich der Vergleichung der beiden Werke von Kurz und Huber über Rudolf IV. Es wird sich nicht so leicht jemand beikommen lassen, die Verdienste des fleißigen oberösterreichischen Forschers um die österreichische Historiographie in Zweifel zu ziehen. Kurz galt in seiner Periode als der rührigste und bedeutendste unter den heimischen Historikern. Aber Kurz lebte in einer Zeit, wo sich die Geschichtsschreibung

Digitized by Google

so gerne in Raisonnements erging und mit moralischen Sentenzen die Blätter füllte. Man hatte hiebei auch allerdings Quellen eingesehen, aber diese so einseitig benützt, daß selbst unser Kurz bei Beurtheilung historischer Charaktere nicht selten auf eine schiefe Ebene gerieth. Wie wurde z. B. Albrecht I. von ihm und wie dagegen von Böhmer und Kopp beurtheilt! Aehnlich ging es ihm mit Rudolf IV.

Johannes von Müller hatte einmal nach dem ganz unzuverlässigen Chronicon Salisburgense den Lehrer und Erzieher Rudolfs IV., den Grafen Ulrich von Schaumberg, als ein Ungeheuer hingestellt, der auch dem ihm anvertrauten Zöglinge seine Grundsätze einzuimpfen wußte, und gläubig betete dieses Kurz nach. Spätere Historiker, wie Kink und Wattenbach, wagten nicht dieser Auffassung entgegenzutreten. Erst J. Stülz versuchte die Reaction und hatte auf Grund bewährter Quellen den Erzieher Rudolfs von den ihm anhaftenden Ungeheuerlichkeiten gereiniget und damit zugleich den Grundton zur allein möglichen und richtigen Beurtheilung Rudolfs angegeben.

Wir sehen nun Huber in seinem Werke denselben Weg gehen und freuen uns dieses Fortschrittes in der österreichischen Historiographie. Nebst den „Chronicon Salisburgense“ ist es noch insbesondere das „Chronicon Matseense“, das Huber einer scharfen Kritik unterzieht und dessen Glaubwürdigkeit erschüttert. Schonungslos werden die Fehler und Schwächen Rudolfs auch von Huber aufgedeckt, es wird seiner Eitelkeit und Prunksucht, seines Ehrgeizes und seiner Ruhmsucht gedacht, aber diese Schwächen geben Kurz noch kein Recht zur Behauptung: „Uneingeschränkt herrschen zu können, war für Rudolf die süßeste Lust und das letzte Ziel seiner Wünsche“, oder Wattenbach zur Bezeichnung Rudolfs als eines gewaltthätigen Fürsten. Wie ganz anders klingen die von Huber angeführten Worte Rudolfs: „Aller Ruhm und alle Macht des Fürstenthums beruhen in dem festbegründeten Glücke der Unterthanen“.

Wesentlich wird die Beurtheilung Rudolfs erleichtert, wenn man die damaligen deutschen Verfassungszustände sich vergegenwärtiget. Das deutsche Reich war eben im Auflösungsprocesse begriffen, immer stärker wurde das Streben der deutschen Fürsten, ihre Gewalt aller Schranken von oben wie von unten zu entledigen und sich vom Kaiser vollends unabhängig zu machen. Aber keiner von allen Fürsten, sagt Huber, hat das Ziel, sein Gebiet zu vergrößern und abzurunden, jedem fremden Einfluß fern zu halten und es selbst von der Reichsgewalt fast vollständig unabhängig zu machen, mit so viel Talent und Consequenz, aber auch mit so viel Erfolg angestrebt, als Herzog Rudolf IV. von Oesterreich. Den sogenannten Hausprivilegien war von Rudolf in seinem Kampfe mit der kaiserlichen Gewalt bekanntlich eine Hauptrolle zugedacht. Huber hat sich schon vor einigen Jahren in einer, durch die Wiener Akademie veröffentlichten Abhandlung mit Böhmer und Wattenbach einverstanden erklärt, in so ferne diese Rudolf als Urheber der gefälschten Urkunden annehmen und hält diese seine Ansicht auch hier aufrecht. Karl IV. trat in dieser Sache mit einer Entschiedenheit, die man von diesem Regenten gar nicht gewohnt war, seinem Schwiegersohne entgegen; aber Rudolf hatte dieselben doch ausgebeutet, und zwar nach unten zur Vergrößerrng der herzoglichen Gewalt gegenüber den innerhalb seiner Gebiete ansäßigen Adeligen, vorzüglich zur Erlangung der Lehenshoheit über die zahlreichen Besitzungen, welche in den österreichischen Ländern von Kirchen verliehen wurden.

Von größter Bedeutung für die künftige Machtstellung Oesterreichs mußte die Erwerbung Tirols sein. Die österreichischen Besitzungen an der Donau erhielten dadurch ihre Verbindung mit denen am Rhein und Jura. Rastlos verfolgte daher Rudolf diese Arrondirungspolitik und sah bald sein Streben vom schönsten Erfolge gekrönt. In dieser Beziehung war er glücklicher als es seine späteren Nachkommen Ferdinand I. und Joseph II. bei ihren Arrondirungsplänen gewesen sind. Diese Begründung der österreichischen Herrschaft über Tirol hat durch Huber eine gründliche nnd glänzende Darstellung erhalten. Bisher

Digitized by Google

noch unbekanntes Material fand hier seine Verwerthung. Mit gleicher Gründlichkeit ist Rudolfs Wirken im Innern gezeichnet. Mit einem tüchtigen Quellenstudium ging der Verfasser an diese Partie und konnte so Kurz in Vielem berichtigen.

Huber hat mit diesem Werke einen glücklichen Wurf gethan und sich als tüchtigen Forscher bewährt. Haben diesen schon seine früheren Monographien erkennen lassen, so ist durch diese Arbeit sein Ruf fest begründet. Nebenbei erlauben wir uns die Freunde der vaterländischen Geschichtslitteratur auf die bedeutende Productivität der tirolischen Forscher aufmerksam zu machen. Nicht leicht wird wohl eine österreichische Provinz mit Tirol in diesem Punkte einen Vergleich aushalten können. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten daß jeder Monat den Büchertisch mit einer Neuigkeit schmückt.

---

* Das Comité für die naturwissenschaftliche Durchforschung Böhmens, welches im Jahre 1864 seine Thätigkeit begann, hat über den Fortgang seiner Arbeiten den ersten Bericht erstattet

Die Arbeiten, welche das vorbereitende Comité als wünschenswerth erkannt hat, beziehen sich auf die orographische und geologisch-agronomische Aufnahme des Landes, weiter auf die botanische, zoologische und meteorologische Durchforschung Böhmens, schließlich auf die chemische Untersuchung, welche sämmtlich einzelnen Sectionen zur Durchführung übergeben worden. Zu diesem Zwecke wurde ganz Böhmen in zehn Districte eingetheilt, in welchen die Durchforschung nach allen Richtungen der Naturwissenschaft nach einander vorzunehmen ist, wonach eine Vollendung der ganzen Arbeit in etwa 14 Jahren in Aussicht steht. Mit Anfang August 1864 begannen sämmtliche Sectionen ihre Arbeiten, die durch volle zwei Monate dauerten, worauf dann im folgenden Herbste und Winter die Zusammenstellung und das Studium des gewonnenen Materials ihren Anfang nahmen. Die Section für Orographie und Hypsometrie bearbeitete durch den Vorstand Herrn Prof. Kořistka und Herrn Assistenten Kristen die Umgebungen von Teplitz, Tetschen und Theresienstadt. Die Section für Geologie, repräsentirt durch die Herren Prof. Krejči und Dr. Ant. Frič, dann den Landschaftsmaler Herrn Uhlig, beschäftigte sich mit den Umgebungen von Tetschen und Böhmisch-Leipa, um einestheils eine Revision der von der k. k. geologischen Reichsanstalt ausgeführten Aufnahmen vorzunehmen, anderntheils neben der Sammlung und Zusammenstellung von Petrefacten, eine geologische Aufnahme des Ackerbodens durchzuführen. Die Section für Botanik, die zwei Berichte, und zwar durch Herrn Dr. Čelakowský und Herrn Dr. Purkyně einsendete, dehnte ihre Untersuchungen auf die Umgegend von Tetschen, das ganze Quadersandsteingebirge beiderseits der Elbe, das Granitterrain um Schönlinde und Rumburg, sowie auf die Gegend von Reichenberg, Niemes, Leipa u. a. m. aus. Die Section für Zoologie führte ihre Forschungen in der Umgebung von Teplitz, Tetschen, Bensen, Böhmisch-Kamnitz, Leipa und Reichstadt durch die Herrn E. Lokaj, Em. Barta und A. Slawik, jene für Meteorologie endlich durch Herrn Prof. K. Zenger gleichfalls in den letztgenannten Gegenden aus. Für das Jahr 1865 wurden bekanntlich außer den Subventionen der k. k. patr.-ökonomischen Gesellschaft und des Museums 3000 fl. aus dem Landesfonde votirt.

* Die nun ausgefertigten beiden Karten Mährens von Herrn Dr. Hermenegild Jireček (Mähren im 12. Jahrhunderte und patronymische Karte Mährens) werden dem 4. Bande der Geschichte Mährens von Dr. Beda Dudik beigebunden und dieser Band, über den wir schon eine eingehende Besprechung brachten, im Wege des Buchhandels der

Digitized by Google

öffentlichen Würdigung übergeben. Die beiden Karten selbst werden abgesondert hinzugegeben.

* Die Herausgabe der böhmischen Schriften des Magister Johannes Hus, die nach den ältesten Manuscripten durch den städtischen Archivar Herrn K. J. Erben besorgt wird, ist nun bereits zum zweiten Bande gediehen, dessen erste drei Hefte soeben durch die Tempsky'sche Verlagsbuchhandlung herausgegeben wurden.

---

* Die bei dem großen Schloßbrande in Braunschweig mitzerstörte Quadriga von Rietschel wird nun neu gegossen. Der Braunschweiger Kunstclub, der auf Veranlassung der Schloßbaucommission darüber Rath pflog, hat sich dafür entschieden, das Maß im richtigen Verhältniß zur Größe des Schlosses etwas geringer zu nehmen. In dem zerstörten Kunstwerke hatten die Pferde eine Höhe von 15½ Fuß; jetzt sollen sie nur 14 Fuß hoch werden und die Quadriga im Ganzen eine Höhe von 22 Fuß erhalten.

* Der französische Maler Guillemet hat den Sultan porträtirt, das erste Bildniß, zu welchem ein Beherrscher der Gläubigen in Person gesessen hat, da die Mohammedaner es bekanntlich bisher als irreligiös ansahen, Bilder von sich abnehmen zu lassen.

* T. O. Weigel und Dr. A. Zestermann haben unter dem Titel: „Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift. An deren frühesten Erzeugnissen in der Weigel'schen Sammlung erläutert" einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte der Erfindung der Typographie herausgegeben und damit ein kostbares gelehrtes Werk veröffentlicht, welches dem deutschen Buch- und Kunsthandel zur hohen Ehre gereicht. Ueber die Entstehung und die Bedeutung desselben dürfte die nachfolgende Darstellung Aufschluß geben. Johannes Gutenberg ist Jahrhunderte lang als Erfinder der Kunst angesehen worden, mit beweglichen Typen zu drucken. Verschiedene Versuche, ihn dieser Ehre zu berauben, sind fruchtlos geblieben, denn der auf Grund angeblicher Tradition, deutbarer Chronikenberichte und einiger kleinen, höchst mangelhaft ausgeführten typographischen Schriftchen gegen ihn erhobene Widerspruch hat die für die Mainzer Erfindung laut zeugenden documentarischen Beweise auch nicht im mindesten zu erschüttern vermocht. Dies wohl erkennend, suchten die Widersacher Gutenbergs undatirte xylographische Einblattdrucke und xylographische Bücher, welche von ihnen für früheste Harlemer Erzeugnisse ausgegeben wurden, als Vorläufer den Mainzer Meisterwerken der Typographie entgegenzustellen, und wiesen durch dieses Verfahren der Xylographie einen gänzlich ungerechtfertigten Antheil an der Erfindung der Typographie zu.

Gleichwohl hat die Xylographie für sich allein betrachtet in ihrer Entstehung und Ausbildung für die Kunst- und Litteraturgeschichte eine hohe Bedeutung, und in dem Streben, Hollands Ansprüche an die früheste Ausübung der Xylographie zu prüfen und zugleich mit der Geschichte der Typographie und ihrer Ausbreitung in den ersten Decennien seit Jahren beschäftigt, faßte Weigel den Entschluß, eine Sammlung frühester Erzeugnisse der Druckerkunst, so weit sie für die hier einschlagenden Fragen von Interesse sind, anzulegen.

Gutenbergs unsterbliche Erfindung beruht bekanntlich auf der Kunst, mit einzelnen beweglichen Buchstaben Worte, Zeilen und ganze Seiten zusammenzusetzen und diese dann

Digitized by Google

mittelst Farbe abzudrucken. Sie ist demnach eine von den übrigen Druckweisen vollständig unabhängige Erfindung und steht durch ihre welthistorische Bedeutung weit über diesen. In welchen Beziehungen sie zu ihren Schwesterkünsten, der Metall- und Holzschneidekunst stand, zu untersuchen, war der Zweck seines Sammelns. Er faßte das ganze Gebiet des farbigen Abdrucks von Platten und Stöcken ins Auge und entdeckte nicht nur ungeahnt frühe Abdrücke von Metallplatten und Holzstöcken, welche die Ausübung der Metall- und Holzschneidekunst zum Behufe des Abdruckes viel früher als bisher angenommen wurde, hinaufrücken, sondern es trat ihm auch der wesentliche Unterschied der Abdrücke von Metallplatten und Holzstücken klar hervor. Daß diese Abdrücke durch ihr Colorit, durch die Anwendung bestimmter Farben sich nach gewissen Gruppen unterscheiden und selbst die Orte ihrer Entstehung kundgeben, war eine für die Geschichte der Druckerkunst höchst wichtige Entdeckung. Von nicht geringerer Bedeutung war ferner die Auffindung eines merkwürdigen Blattes des Meisters P. (1451), durch welches Deutschlands früheste Ausübung der Chalcographie den italienischen Ansprüchen gegenüber evident festgestellt wird. Auch die Kenntniß der Zeugdrucke, welche als Producte der Druckerkunst nicht füglich übergangen werden durften, so wie der xylographischen Werke, der Schrotblätter, Spielkarten, Stiche und typographischen Drucke haben durch eine große Anzahl bisher ganz unbekannter Erzeugnisse eine ungemeine Bereicherung erfahren, und auf dem Gebiete des Teigdruckes sind es zwei merkwürdige Blätter, welche die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Als Resultat des Sammelns und der in diesem Werke niedergelegten Untersuchungen ergaben sich für Deutschlands früheste Ausübung des Abdruckes von für den besonderen Zweck der Vervielfältigung gefertigten Platten und Stöcken überaus reiche Belege während es Weigel nicht gelang, für Hollands Ansprüche auch nur ein einziges Document, vor 1460 zu entdecken, vorausgesetzt, daß die auf dem von ihm mitgetheilten Blatte befindliche Inschrift holländisch und nicht flamländisch ist. Dagegen zeugt ein wichtiges Blatt sogar für Englands Werkthätigkeit von 1450 bis 1470, und für die kunstreichen burgundischen Provinzen sprechen eine Anzahl xylographischer Erzeugnisse von hoher Bedeutung, über deren Entstehung nach Ort und Zeit sich die flamländischen Forscher auszusprechen haben werden.

Dem Zeitraume nach beschränkte er seine Sammlung auf solche Erzeugnisse der verschiedenen Druckweisen, welche Licht auf die Erfindung, Ausbildung und Verbreitung der Druckerkunst werfen, wogegen er alle späteren Erzeugnisse, z. B. die Werke Dürers und seiner Zeitgenossen, als für seinen Zweck zu spät ausschloß. Nur bei einigen culturhistorisch interessanten Erzeugnissen, z. B. den Metallschnitten und den Spielkarten, überschritt er diesen Zeitraum. Als gelehrte Mitarbeiter betheiligten sich an dem Werke die Herren Dr. A. C. A. Zestermann, Dr. F. Bock und Dr. A. Andresen. Das ganze Werk erscheint in zwei Foliobänden und enthält 145 Facsimile und zahlreiche Holzschnitte.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Das von der französischen Akademie der Wissenschaften mit einem Preis gekrönte Werk von Fustel de Coulange: „La cité antique, étude sur le culte, le droit, les institutions de la Grèce et de Rome“ ist bereits in zweiter Ausgabe erschienen. Der Verfasser bespricht eingehend die Religion, Ehe, Familie, das Eigenthumsrecht und den ganzen socialen Zustand der Griechen und Römer. Er will nachweisen, daß wir durch unsere classischen Studien, welche uns früh in das Leben der alten Culturvölker einführen, verleitet wer-

Digitized by Google

den, unsere Anschauungen in seine Vergangenheit hineinzutragen und unsere Zustände nach derselben modeln zu wollen. Herr Fustel de Coulange hält das für ein falsches und hoffnungsloses Beginnen, das in unserer Entwicklung eine fortwährende Unruhe und das immer wiederkehrende Auftauchen von falschen Ideen verursacht. Griechenland und Rom bildeten eine Welt, die sich in ihren Voraussetzungen nie wiederholen wird, nie wiederholen kann und daher jede Uebertragung auf unseren Culturzustand von vorneherein illusorisch macht.

Champfleury, der vor mehreren Monaten eine „Histoire de la caricature antique“ publicirte, in welcher er die Anfänge der Satyre in bildlichen Darstellungen bis auf die Assyrier und Aegypter zurückführt, hat jetzt auch eine „Histoire de la caricature moderne“ herausgegeben, gleichfalls in einem zierlichen Band mit Illustrationen. Wir begegnen in derselben den in ganz Europa populär gewordenen Typen des Robert Macaire, Bertrand, Prudhomme u. s. w. und den vielgenannten Namen Daumiers, Philipons, Monniers u. s. w. Gegen die beschränkte Ausdehnung des Buches ließe sich manches einwenden. Wir finden von Franzosen Gavarni, den Plastiker Dantan und Cham zu wenig berücksichtigt. Von Deutschen wollen wir gar nicht reden; sie fehlen selbstverständlich; aber die Engländer, die Punch-Mitarbeiter, die Leech, Thackeray, Cruikshank u. s. w. hätten jedenfalls erörtert werden müssen, da ihre Arbeiten denen der Franzosen mindestens ebenbürtig sind.

Von hübschen Weihnachtsbüchern tauchten bis jetzt folgende auf: „Voyage pittoresque et anecdotique dans le Nord et le Sud des Etats-unis“, par O. Comettant, mit Landschaften in Stahlstich und Costumebildern, in demselben Styl wie die in früheren Jahren erschienenen Reisen nach Spanien, Deutschland, Italien, Frankreich, England, Rußland, Indien u. s. w., welche sich schon auf den Weihnachtstischen der Reichen eingebürgert haben.

Der Königin Marie Antoinette tragische Geschichte, die in den letzten Jahren ein Lieblingsthema der Geschichtsforscher geworden ist und eine ganze Litteratur hervorgerufen hat, tritt jetzt auch in eleganter Geschenkform zu Tage durch Mr. de Lescure, welcher bereits ein wissenschaftliches Werk über Marie Antoinette in früheren Jahren veröffentlichte. Das neue Buch heißt: „Marie Antoinette et sa famille d'après les nouveaux documents, illustré de 10 gravures par G. Staal. Es ist eine mehrfach wiederholte Beobachtung, daß die artistische Ausstattung ähnlicher zu Geschenken bestimmter Werke schon seit Jahren nicht im Fortschreiten, sondern eher in der Abnahme begriffen ist. Ein schönes Keepsake ist „Les Diamants, souvenirs d'art et de littérature, texte par le bibliophile Jacob.

Die wuchtigste aller diesjährigen Erscheinungen für den Weihnachtstisch dürfte aber die Bibel mit Illustrationen von Doré sein, eine Prachtausgabe der Vulgata, in's Französische übersetzt, mit mehreren hundert Abbildungen von Gustav Doré und Ornamentenzeichnungen von Giacomelli — zwei dicke Bände in Großfolio. Der Titel des bei Mame in Tours erschienenen Werkes lautet: „La sainte bible selon la Vulgate, traduction nouvelle avec les dessins de Gustave Doré, ornementation du texte par H. Giacomelli“. Dante, Don Quixote, Münchhausen, Croquetaitaine und zahllose Romanillustrationen scheinen Doré's Phantasie noch nicht erschöpft zu haben. Er begab sich jetzt an die größte Aufgabe, die man einem Künstler übertragen kann. Ob er reussirte, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Die biblischen Gegenstände und Personen sind uns von den größten Meistern vielfach vorgeführt worden und schon in dieser Hinsicht ist es schwer zu befriedigen und neben die Gestalten Michel Angelo's, Rafaels, Correggio's neuere Auffassungen unserer Phantasie vorzuführen. Indeß ist der Fleiß Doré's immerhin bewundernswerth und nicht minder seine Fingerfertigkeit. Es ist ein Talent von ungewöhnlicher Bedeutung, das in wenigen Jahren so außerordentlich viel

Digitized by Google

produciren konnte, ohne vollständig zu erlahmen. Die übrige Ausstattung des Werkes, Druck, Papier u. s. w. ist wahrhaft prachtvoll.

Sitzungsberichte.

Auszug aus dem Protokolle

der 9. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 7. November 1865 abgehalten wurde.

Das k. k. Staatsministerium eröffnet, daß zu Folge Beschlusses des Ministerrathes die Behörden vom 1. Jänner 1866 an für ihre veränderlichen (materiellen) Erfordernisse aus ihrem Budget selbst zu sorgen haben werden.

Diese Mittheilung bringt der Herr Präsident mit dem Bemerken zur Kenntniß der Versammlung, daß die der Centralcommission aus der erwähnten Verfügung erwachsende Mehrausgabe einer angestellten Berechnung gemäß jährlich beiläufig 300 fl. betragen werde.

Die weitere Eröffnung des k. k. Staatsministeriums, daß in Folge der beabsichtigten Beschränkung des Betriebes der Hof- und Staatsdruckerei diese letztere von Seite des k. k. Finanzministeriums angewiesen wurde, vom 1. Jänner k. J. an den Behörden und Aemtern, welche bisher Drucksorten aus der Hof- und Staatsdruckerei bezogen haben, nichts mehr zu liefern, wird ebenfalls zur Kenntniß genommen.

Der k. k. Conservator für den Pisecker Kreis Herr Franz Bezdeka zeigt an, daß die bei 600 Jahre alte, steinerne Brücke in Pisek unter seiner Intervention glücklich und solid ausgebessert wurde, und daß er bei der Landesbaubehörde den Antrag gestellt habe, diese Brücke zu ihrem Schutze nun noch mit einem neuen Pflaster zu versehen; ferner, daß die Filialkirche zu Mirowic, die bereits traurigem Verfalle entgegenging, über seine Anregung durch die Munificenz Sr. Durchlaucht des Fürsten Karl Schwarzenberg wieder würdig hergestellt und ausgestattet wurde; daß dagegen einige nothwendige Reparaturen in der Dominikaner- oder Kreuzkirche in Pisek wegen des Abganges der erforderlichen Mittel unterbleiben mußten, und wohl erst im künftigen Jahre zur Ausführung gelangen dürften.

Ebenso berichtet der Herr Conservator über das Bedürfniß der Herstellung einer Sacristei an dem alten Kirchlein zu Dobew; über ein Wappenschild an einem alten Thor in Winterberg; über einige gesicherte Reparaturen an der dem 13. Jahrhunderte zugeschriebenen Kirche zu Wolin; endlich über die auf Veranlassung Sr. Durchlaucht des Fürsten Karl Schwarzenberg neuerlich ausgeführten Conservationsarbeiten in der alten Burg Zwikow oder Klingenberg.

Es wird beschlossen den vorliegenden Bericht auszugsweise in die „Mittheilungen" aufzunehmen und dem für seine rastlose Thätigkeit bereits oft belobten Herrn Conservator neuerlich die dankende Anerkennung der Centralcommission auszusprechen.

Herr Dr. Römer in Pest verspricht für die „Mittheilungen" einen Aufsatz über den Hausaltar der h. Margarethe zu liefern, daß er aber den Zeitpunkt der Ablieferung dieses Aufsatzes vorläufig noch nicht genau anzugeben vermag.

Es ist dem Herrn Dr. Römer zu antworten, daß diese Ablieferung durchaus nicht dringe, und daß er sich zu der gedachten Arbeit volle Muße gönnen könne.

Digitized by Google

Herr Sectionsrath Ritter v. Löhr referirt über ein Schreiben der Statthalterei für Böhmen betreffend den Zustand der Kirche zu Dohalicka. Die vorliegenden Erhebungen constatiren, daß nur jener Theil der Kirche, woselbst die Kreuzgewölbe sich auf den Mittelpfeiler stützten, aus dem 14. Jahrhundert stammt und archäologischen Werth besitzt, während die übrigen Theile der Kirche der Zeit des Verfalles des gothischen Styles und zwar dem 16. Jahrhundert angehören.

Die beantragten Reparaturen bezeichnet der Herr Referent als nothwendig, da sie den ferneren Bestand des Baues sichern. Die aus Stylrücksichten vorgeschlagenen Herstellungen seien von so geringem Belange, daß sie füglich dem Ermessen des Restaurirenden überlassen bleiben können; doch scheine geboten, die Ausführung der ganzen Restaurirung in Regie, zum mindesten aber durch einen sehr gewandten Baumeister und unter strengster Aufsicht vornehmen zu lassen.

Es wird beschlossen der k. k. Statthalterei für Böhmen in diesem Sinne zu antworten.

Herr Custos Freiherr v. Sacken berichtet über den in mehreren Exemplaren vorliegenden Aufsatz des Dr. Nardo, wirklichen Mitgliedes des Istituto Veneto: „Sulla necessità e sul modo di arrestare il deperimento che si manifesta progressivo nella superficie della colonna di granito bigio della piazzetta di S. Marco, ed in altre della marciana basilica, ed di assicurare a' posteri più lunga la loro durata."

Aus diesem Berichte geht hervor, daß von den beiden Säulen am Ausgange der Piazzetta von Venedig die eine aus rothem Granit besteht und ganz wohl erhalten ist, während die andere aus grauem Granit durch die Einflüsse der Witterung vielfache Beschädigung zeigt; indem sich die weichen Bestandtheile des Steines zersetzen und ein allmäliges Abblättern der Oberfläche herbeiführen. Dagegen empfiehlt nun Dr. Nardo das vollständige Poliren der Oberfläche und die nachherige Bestreichung mit einem Firniß aus Oel und Wachs oder mit Wasserglas.

Auf Grund der abgegebenen Aeußerung wird beschlossen von Seite der k. k. Statthalterei des lombardisch-venezianischen Königreiches genaue Auskunft über den Zustand der schadhaften Säule auf der Piazzetta zu Venedig einzuholen.

Derselbe Herr Referent bespricht den von Herrn Anton Wischek eingesandten Aufsatz: „Ueber mittelalterliche Malerei in Böhmen", dessen zweite Abtheilung, welche Karlstein und einige neu entdeckte Reste von Malereien behandelt, ganz brauchbar für die kleineren Mittheilungen der Publicationen sei.

Nachdem dieser Antrag zum Beschlusse erhoben worden, ward die Sitzung geschlossen.

K. k. geographische Gesellschaft.

Sitzung am 24. October 1865.

Der Präsident Se. Excellenz Herr k. k. FZM. Fr. Ritter v. Hauslab hieß die Versammlung zur neuen Thätigkeit für den kommenden Winter freundlichst willkommen.

Der Secretär Herr k. k. Bergrath F. Foetterle eröffnet den Antrag des Ausschusses, daß die Mittheilung der nach der Geschäftsordnung in dieser Sitzung bekannt zu gebenden Vorschläge für die Ersatzwahlen des Ausschusses wegen der im Zuge befind-

Digitized by Google

lichen Genehmigung der neuen Statuten verschoben werden möge, welcher Antrag genehmigt wird.

Einen zweiten vom Ausschusse zu stellenden Antrag wird Herr Prof. Dr. v. Hochstetter am Schlusse seines Vortrages mittheilen.

Herr Prof. Dr. F. v. Hochstetter berichtete über die am 23. Juni d. J. zu Frankfurt a. M. stattgefundene Versammlung deutscher Geographen und Hydrographen, bei welcher er die k. k. geographische Gesellschaft vertreten hatte, und hob hervor, daß einer der wichtigsten verhandelten Gegenstände der Vorschlag zur Ausführung einer deutschen Nordpolfahrt von Dr. A. Petermann gewesen sei. Er erläuterte diesen Plan in einer kurzen Skizze, der hauptsächlich darin besteht, den Weg zur Untersuchung der Nordpolregion nicht nach dem neuesten Vorschlage des englischen Capitäns Osborn durch den Smith-Sund, sondern wie dies Capitän Parry bereits im Jahre 1827 gethan, über Spitzbergen einzuschlagen, das sich von London aus in vierzehn Tagen erreichen ließe. Zur Ausführung dieses Planes solle eine deutsche Expedition ausgerüstet und wo möglich die Aufgabe noch im Jahre 1866 ausgeführt werden, zu welchem Ende in Frankfurt ein Nordfahrtausschuß gewählt wurde, um die Mittel zur Durchführung desselben zu Stande zu bringen. Der Ausschuß der k. k. geographischen Gesellschaft, von der großen Tragweite der bei einer solchen Expedition zu lösenden Fragen durchdrungen, hat sich mit diesem bei ihm angeregten Gegenstande eingehend beschäftigt und stellt durch Herrn Prof. Dr. v. Hochstetter folgenden motivirten Antrag:

Der Plan einer Nordfahrt zur Erforschung der arktischen Centralregion unseres Planeten, wie er von Dr. A. Petermann zu Frankfurt a. M. bei der ersten Zusammenkunft deutscher Vertreter und Freunde der Erdkunde am 23. Juni l. J. entwickelt wurde, hat in allen Kreisen den lebhaftesten Anklang gefunden. Mit warmer Begeisterung haben Männer der Wissenschaft und die erfahrensten Seeleute, die anerkanntesten seemännischen Autoritäten den Gedanken erfaßt; es sei nur erwähnt von österreichischer Seite der hochverdiente Führer der „Novara"-Expedition Freiherr v. Wüllerstorff, von preußischer Seite der energische Capitain Werner, Befehlshaber des „Gefion", welcher schon in diesem Jahre eine Recognoscirungsfahrt nach dem spitzbergischen Meere veranlaßt hatte, die durch Umstände, welche außer aller Berechnung liegen, leider vereitelt wurde. Auch die k. k. geographische Gesellschaft hat in voller Würdigung der wichtigen geographischen Probleme, welche eine Erforschungsreise in die Nordpolregionen zu lösen berufen sein wird, bereits bei der Versammlung zu Frankfurt a. M. in einem Schreiben ihres Präsidenten die volle Zustimmung zu jenem Plane ausgesprochen.

Von dem Wunsche beseelt, daß die Nordfahrt als ein nationales Unternehmen zur Ehre deutscher Wissenschaft nnd Thatkraft schon in kürzester Zeit zur Ausführung gebracht werde, hat der Ausschuß der k. k. geographischen Gesellschaft die Mittel und Wege zur Erreichung jenes Zieles berathen und glaubt den angestrebten Zweck am sichersten zu fördern, indem er seine Ansichten in Form eines motivirten Antrages vor das weitere Forum der k. k. geographischen Gesellschaft bringt und den entscheidenden Schritt derjenigen wissenschaftlichen Corporation in Wien überläßt, welche vor allen anderen berufen ist, ihren Einfluß zur Unterstützung eines großen geographischen Unternehmens geltend zu machen.

Wäre es zu viel gehofft, wenn man sich dem erhebenden Gedanken hingäbe, daß die Nordfahrt im Jahre 1866 als erste friedliche That der alliirten Flotte von dem Bundeshafen Kiel aus durch ein österreichisches und ein preußisches Kriegsschiff zum Ruhme Deutschlands und zur Ehre Oesterreichs und Preußens unternommen werde?

Die ersten vorbereitenden Schritte sind gethan. Aus Mittheilungen Dr. Petermanns und aus Berichten in preußischen Regierungsorganen („Preuß. Staatsanzeiger" und besonders „Nordd. Allg. Zeitung" vom 1. October) ist zu entnehmen, daß in den

Digitized by Google

maßgebenden Kreisen Preußens der Gedanke einer Nordpolexpedition die vollste Beachtung gefunden hat, und daß gegründete Aussicht vorhanden ist, daß die preußische Regierung die Corvette „Medusa" und das Kanonenboot „Adler" für die Nordfahrt ausrüsten lassen wird. Oesterreich aber kann und wird sich nicht ausschließen von einem deutschen Unternehmen, dessen glückliche Durchführung den daran Theilnehmenden ein Recht geben würde, sich in seemännischer Wissenschaft und seemännischem Unternehmungsgeiste ebenbürtig zu fühlen den ersten seefahrenden Nationen der Erde. Oesterreichs Marine hat durch glorreiche Thaten des Friedens und des Krieges sich auf eine Stufe erhoben, welche uns die Ueberzeugung giebt, daß ihre Betheiligung an der Nordfahrt den glücklichen und ruhmreichen Erfolg derselben nur erhöhen wird. Der hochherzige Sinn Sr. k. k. Apostolischen Majestät und die erlauchte Einsicht des kaiserlichen Prinzen, welcher gegenwärtig an der Spitze der österreichischen Marine steht, werden nicht zugeben, daß Oesterreich nicht Theil nehme an der Lösung der wichtigsten wissenschaftlichen und maritimen Probleme, daß Oesterreich einem Unternehmen fernbleiben sollte, bei welchem Erfahrungen gesammelt werden können, welche für die Fortbildung unserer Marine, für die Entwicklung österreichischer Handelsschifffahrt in der Folge von größter Wichtigkeit werden können.

Wäre es zu viel gehofft, auch auf die Mitwirkung der übrigen deutschen Staaten zu rechnen! In ihrer Hand liegt es, die Nordpolexpedition dadurch zu einem allgemeinen Nationalunternehmen zu gestalten, daß sie freudig beitragen zu den Kosten derselben; dazu aber bedarf es nicht erst der Einleitung allgemeiner Sammlungen, welche zeitraubend, die Sache nur verzögern würden; es bedarf einzig und allein der einmüthigen Erklärung, daß die von ihnen gesammelten Flottengelder, welche dem Vernehmen nach in Frankfurt und in Berlin, in Elberfeld und in Magdeburg in dem Betrage von circa 125.000 fl. bereit liegen, zu keinem besseren Zwecke verwendet werden können, als zu der deutschen Nordfahrt.

So möge denn die k. k. geographische Gesellschaft sich an die kaiserliche Regierung mit der Bitte wenden, daß dieselbe diesem Unternehmen ihre vollste Unterstützung angedeihen lasse.

Diese Unterstützung würde der Ausschuß darin erkennen:

1. daß die kaiserliche Regierung mit der königlich preußischen Regierung diejenigen Schritte vereinbare, welche die Ausführung der Nordfahrt durch ein österreichisches und preußisches Kriegsschiff, wenn irgend thunlich, schon im Frühjahre 1866 möglich machen, und zu diesem Zwecke vor allem beim deutschen Bunde dahin wirke, daß die noch erliegenden Flottengelder alsbald für das nationale Unternehmen flüssig gemacht werden;

2. daß die kaiserliche Regierung einen für eine Fahrt in die nördlichen Eismeere geeignet erscheinenden Kriegsdampfer ausrüste und demselben drei mit den nöthigen Instrumenten versehene Naturforscher beigebe, einen Physiker, einen Geologen und einen Zoologen.

Indem die k. k. geographische Gesellschaft diesen Antrag heute zu ihrem Beschlusse erhebt, wird sie sich die Ehre erringen, die erste wissenschaftliche Corporation zu sein, welche zur Lösung eines der wichtigsten geographischen Probleme der Gegenwart den ersten entscheidenden Schritt versucht habe.

Nachdem sich über einen von Herrn Dr. J. B. Lorenz gestellten Zusatzantrag, hiebei auch der noch auszuführenden wichtigen Arbeiten im adriatischen Meere zu gedenken, eine kurze Debatte entsponnen hatte, an welcher insbesondere die Herren L. Kintzl, Freiherr v. Helfert, Dr. v. Hochstetter und Dr. M. Becker Theil nahmen, wurde der Antrag des Ausschusses in der vorangeführten Fassung fast einstimmig angenommen.

Herr k. k. Rath A. Steinhauser legte eine größere Anzahl von Kartenwerken von Dr. H. Kiepert vor, welche der Herr Verfasser als Geschenk für die k. k. geo-

Digitized by Google

graphische Anstalt bestimmt hatte und wofür ihm über Antrag des Herrn Präsidenten der Dank der Versammlung votirt wurde.

Herr Friedrich v. Hellwald sprach über die neuesten geographischen Bestrebungen in Mexico. Er beleuchtete zuvörderst den Stundpunkt der k. geographischen Gesellschaft in Mexico, welche in ihrem Schooße sämmtliche wissenschaftliche Capacitäten des Landes birgt und von wo bis jetzt auch jede Förderung des Wissens direct ausging. Er hob hervor, daß dieses Institut sich nicht nur in rein geographischer, sondern auch in historischer, archäologischer, linguistischer und volkswirthschaftlicher Richtung um dem Staat verdient mache und erwähnte als besonders beachtenswerth die Werke des Herrn Grafen Fr. Pimentel, der Herren Orozco y Berra, D. Joaquin Icazbalceta und Covarrubias; ein thätigerer Hort des Wissens befinde sich nirgends im spanischen America und sei daher der Aufmerksamkeit der gelehrten Welt Europa's in hohem Maße werth.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung vom 21. November 1865.

Herr k. k. Bergrath Dr. Fr. Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Mittheilungen des Directors Herrn k. k Hofrathes W. Ritter v. Haidinger werden vorgelegt.

Die Nachricht, daß sich auf Anregung der Herren k. k. Rath Ludwig Ritter v. Köchel und k. k. Director Dr. Moriz Hörnes ein Comité gebildet habe, um ein würdiges Grabdenkmal für den verewigten großen Mineralogen Friedrich Mohs zu errichten. Eine Subscription für diesen Zweck wurde eröffnet, für welche freundliche Beiträge bis spätestens zum Ende des laufenden Jahres an Herrn Director Hörnes einzusenden sind. Eine unmittelbar nach Schluß der Subscription anzuberaumende Comitésitzung soll die Frage der Oertlichkeit der Grabstätte und des Denkmales zur Entscheidung bringen, ob in oder bei Agordo, wo der Verewigte im Jahre 1839 seine irdische Laufbahn beschloß, oder aber am protestantischen Friedhofe in Wien.

Vorlage einer werthvollen Sendung von Petrefacten, welche die k. k. geologische Reichsanstalt von dem Smithsonian-Institute in Washington zum Geschenke erhielt. Dieselbe umfaßt bei 90 Nummern, meist Kreideversteinerungen aus dem oberen Missouri-Gebiet, gesammelt von den Herren Warren und Dr. Hayden, 15 Nummern Fossilien aus Australien und aus dem Oregon-Gebiet, endlich 39 Nummern verschiedene Fossilien, größtentheils aus den Vereinigten Staaten von Nord-America.

Herr k. k. Bergrath Dr. Fr. Ritter v. Hauer theilt den Inhalt einer ihm für das Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt übergebenen Abhandlung des Herrn Hans Höfer „Ueber die Trachyte und Erzlagerstätten von Nagyag in Siebenbürgen" mit. Als Ergebniß vieler Untersuchungen und Vergleichungen ergiebt sich, daß die Nagyager Erzlagerstätten bei zunehmender Tiefe weder an Mächtigkeit, noch auch an Goldgehalt abnehmen.

D. Stur legt vorerst ein werthvolles Geschenk des Herrn k. k. Kriegscommissärs A. Letocha vor, und zwar Gesteinsplatten mit Resten von fossilen Fischen und Pflanzen aus Oeningen, für die systematische Sammlung fossiler Pflanzen der k. k. geologischen Reichsanstalt und sagt dem hochverehrten Geber den verbindlichsten und aufrichtigsten Dank für diese sehr willkommene Bereicherung unserer Sammlungen.

Digitized by Google

Ferner legt derselbe eine Abhandlung: „Ueber die Formationen des bunten Sandsteines und des Muschelkalkes in Ober-Schlesien und ihre Versteinerungen", von Herrn Dr. Phil. Heinrich Eck, vor. Diese Abhandlung enthält außer einer großen Menge von Daten über das Vorkommen und Führung von Versteinerungen der genannten Formationen, insbesondere auch die Feststellung jenes Horizontes, in welchem in Ober-Schlesien allein die Brachiopoden des alpinen Muschelkalkes auftreten. Dieser Horizont gehört dem oberen Theile des unteren Muschelkalkes an. Aus den Bemerkungen, die Herr Stur beifügt, geht es hervor, daß allerdings der tiefere Theil der Muschelkalkformation in den Alpen und ihrer Umgegend, insbesondere die versteinerungsreichen Kalke von Recoaro demdemselben Horizonte angehören, daß aber ein höherer Theil dieser Formation, die Kalke von Reifling insbesondere, reich an Cephalopoden und Brachiopoden, als oberer Muschelkalk anzusprechen sind.

Herr Karl Paul legte die geologische Detailkarte seines letztjährigen Aufnahmsgebietes, umfassend die Umgebungen von Karpfen, Altsohl, Groß-Slatina, Sliacz und Losoncz zur Ansicht vor. Vierzehn verschiedene Gesteinsarten wurden ausgeschieden, und zwar Alluvium, Kalktuff, Löß, Diluvialschotter, Neogentegel, zweierlei Trachyttuffe, Trachyt, Triaskalk, Quarzit, Glimmerschiefer, Kalkschiefer, Gneiß und Basalt. An der Aufnahme nahmen noch Antheil die Herren Montaningenieure v. Neupauer und Göbl; besonderer Dank für freundliche Förderung der Arbeiten wurde ausgedrückt den Herren Professoren v. Pettko und Pöschl zu Schemnitz und den Herren Grafen Eugen und Joseph v. Forgach in Gács.

---

* Deutscher Geschichtsverein für Böhmen. (Sitzung vom 16. November.) In der Abtheilung für Sprache, Litteratur und Kunst erstattete der Obmann Herr Prof. Dr. Volkmann Bericht über die bereits erwähnte Schenkung einer Handschrift des großen Königsberger Denkers Imanuel Kant an den Verein, welcher hohes Interesse in der Versammlung erregte. Die Handschrift, deren Echtheit vollkommen verbürgt ist, besteht aus etwa einem Dutzend halber Bogen und enthält Kants Abhandlung über „das radicale Böse in der menschlichen Natur". Jede Seite dieser Handschrift trägt Spuren der Hand Kants, welcher sichtlich vielfache Verbesserungen der von einer andern Hand angefertigten Abschrift getroffen hat. Der Schluß ist ganz von der Hand Kants geschrieben. Die Handschrift rührt ganz gewiß aus den letzten Monaten des Jahres 1792 her. — An diese anziehenden Mittheilungen schloß sich die Schilderung eines Dreikönigsspieles oder „Herodes und der bethlehemitische Kindermord" aus der Gegend von Reichenberg, eingesendet von Herrn J. A. Hübner. Der nächste Vortrag betraf eine Einsendung des Herrn Gradel in Eger „Beiträge zur Kenntniß der fränkischen Mundart in Böhmen". (1. Sprachgebiet und Sprache.) Herr Prof. Karl Werner sandte einen Aufsatz ein, unter dem Titel „Hochzeitsgebräuche der deutschen Bauern aus der Gegend von Iglau". Es wurde sodann ein Entwurf zu einem Programm der Thätigkeit dieser Abtheilung zur Begutachtung vorlegt. Es entspann sich hierüber eine lebhafte Erörterung. Zuletzt war beschlossen, den Entwurf noch näher ausarbeiten zu lassen und mit dieser Aufgabe einen Sonderausschuß von drei Mitgliedern zu betrauen. In diesen Ausschuß wurden die Herren: Prof. Dr. Volkmann, Prof. Thurnwald und Lippmann berufen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst v. Teschenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

G. E. Lessing.

Aus Bonner Vorlesungen von J. W. Loebell. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr. A. Koberstein.

(Braunschweig 1865.)

Viele lustige Angriffe hat Börne, dessen großes Talent sich als ein vergängliches, wenn auch nicht vergebliches Opfer verzehrte, gegen verschiedene deutsche Stände und Zustände gerichtet. Am lustigsten und harmlosesten zugleich klangen aber wohl seine Reden gegen die dem frischen Leben abgewendete Schwerfälligkeit, gegen die Ungeselligkeit der deutschen Gelehrten. Er führte ihnen zu Gemüthe, daß selbst Sokrates sich bei der Aspasia von der Philosophie erholte, wobei nicht einmal ausgemacht ist, ob nicht das Umgekehrte der Fall war.

Die Satyre traf damals zu und würde trotz der mehr angestrebten als vollzogenen Veränderung im Verhältniß der Wissenschaft zum Leben auch heute noch zutreffen, nur hätte Börne dabei, um seine Ansicht noch einleuchtender zu machen, die Erwähnung des Mannes nicht vergessen sollen, dessen außerordentliche Erscheinung die Regel bestätigt, und über welchen ein neues Buch geschrieben zu haben schon deßhalb und unabhängig von seinem Inhalt eine dankenswerthe That ist, weil es den Zeitungen, diesen armen Sclaven des Neuen auch auf dem Gebiete der Litteratur, wieder einmal die Erlaubniß verschafft, von einem Alten zu sprechen, der freilich ein Unveralteter ist, von Lessing.

Wäre Lessing ein Dichter gewesen, nach dem Maßstab, den er selbst an diese Bezeichnung legt, so könnte es nicht Wunder nehmen, daß er so sehr darauf achtete, Allen deutlich zu sein und nicht nur von den Kleinen und Geringen verstanden zu werden, sondern, was noch schwieriger und immer das Kennzeichen einer bedeutenden Persönlichkeit ist, die Kleinen und Geringen zu verstehen. Allein sein Geist war zur Analyse mehr als zur schöpferischen Synthese geschaffen, er war ein Kritiker im eminentesten Sinne dieses Berufes und war es, wenn nicht auf Grundlage, doch mit unausgesetzter Hülfe einer so stupenden Gelehrsamkeit in den schwierigsten Fächern der Forschung, daß sie die Fachgelehrten selbst in Erstaunen setzte und bis dahin und wohl auch seitdem nicht ohne die unerquicklichste Abgeschlossenheit gegen die Lebensquellen, die aus der unmittelbaren Gegenwart sprudeln, zu denken war. Ihm aber mußte Herder, bezaubert von der Schreibart, wenn auch nicht immer

Digitized by Google

ohne Widerstand gegen den Inhalt, daß Zeugniß geben, daß er „selbst in der Philosophie seiner Schriften ein munterer Gesellschafter".

Warum wird Lessing heutzutage nicht mehr genug gelesen? Warum ist sein Name so viel größer als seine — Auflagen? Apollo und alle neun Musen mögen die Welt vor den Pedanten schützen, vor den autoritätsgläubigen Bewunderungsheuchlern, welche von Allem entzückt scheinen, was dafür berühmt ist, einmal entzückt zu haben. Unerbittlich, unaufhaltsam legt die Geschichte in ihrer Entwicklung jeder Generation etwas von dem, was sie geistig genoß, mit in das Grab, und oft ist nach einer Reihe von Generationen vom ganzen Genuß nichts mehr übrig während sie selbst, die Geschichte, nicht auf alles verzichten will und mindestens den — Namen bewahrt. Als Beispiel dafür können sogar große Zeitgenossen Lessing's selbst dienen. Von Wieland ist kaum mehr ein Werk in dem Zusammenhang, in dem es sich giebt, ästhetisch zu genießen, wenn auch der denkenden Wahl Einzelnes noch von hohem Werth erscheint. Und dem Manne wäre schwerlich zu glauben, daß ihn Schiller jemals ergriffen hätte, der, Klopstocks Messiade in der Hand, nicht an anderes dächte oder nicht einschliefe.

Lessing aber macht unabhängig von dem objectiven Werth seiner Schriften einen subjectiven Reiz geltend, der sich so bald nicht verlieren kann; er stärkt und erheitert durch eine Frische, welche zum Theil Wirkung seines Styls, zum Theil aber auch des Berufes als Kritiker ist. Wie er einem Buche oder einem plastischen Kunstwerke gegenüber das Besondere so lange untersuchte, bis er ihm allgemein Gültiges abgewann, so wußte er auch Gegner, die ihre persönlichen Eigenschaften mit in die Polemik brachten, so genau zu bezeichnen, daß sie als Gattung feststehen, als die Typen sich immer wiederholender Erscheinungen, und sprüchwörtlich geworden sind. Dadurch entsteht auch im Leser von heute ein so persönliches Interesse an den Streitschriften, als ob er in der Zeit ihrer Entstehung gelebt hätte. Er fühlt es wohl, daß der Kunstkritiker Klotz und Hauptpastor Götze mit jedem neuen Geschlecht von neuem geboren werden und sieht sich in ihrer kritischen Vernichtung eine persönliche Genugthuung bereitet. Lessing ist ein unsterblicher Racheengel. Dieser Antrieb, Lessing häufiger zu lesen, ist nun freilich kein so edler, wie er aus dem sachlichen Inhalt der Schriften hervorgehen könnte. Nur um so mehr muß es befremden, daß er verhältnißmäßig vernachlässigt wird; ist doch die dauernde Beliebtheit eines Autors nur um so gesicherter, wenn sie nicht durchaus auf tugendhaften Motiven beruht.

Von der zu geringen Theilnahme an Lessing zeugt hauptsächlich der untergeordnete Begriff von Kritik in unserer Zeit. Eine bedeutende Kraft, die sich ausschließlich der litterarischen Kritik widmete und in ihr den Schwerpunkt ihrer Begabung hätte, ist nicht vorhanden. Wie die litterarische Kritik in den deutschen Zeitungen geübt wird, stellt sie sich entweder als das selbstgefällige Geplauder der Feuilletonisten dar oder als eine geistlose, fabriksmäßig gelieferte Anwendung fertiger Formeln. Neue Grundsätze werden nicht aufgestellt, alle Richtungen nicht mit überzeugendem Eifer bekämpft, wenn nicht zufällig politische Zinsen dabei

Digitized by Google

abfallen; Unternehmungen von den Principien getragen und mit der reinen Parteilosigkeit gefördert, wie die „Briefe, die neueste Litteratur betreffend", giebt es nicht mehr; kurz, es läßt sich überall erkennen — ohne daß man berechtigt wäre an diese fatalistische Nothwendigkeit Vorwürfe zu knüpfen — daß die schöne Litteratur der Nation keine Herzensangelegenheit mehr ist.

Mehr Beschäftigung mit Lessing würde den echten Begriff von Kritik, die durch den großen Meister zu einer zehnten Muse geworden war, unseren Tagen wieder lebendig machen und sie könnte, wenn nicht mit seinem Talente, doch in seinem Sinne gepflegt werden, um das Vollendete dem Bewußtsein gegenwärtig zu halten und wenn nicht künftige Schöpfungen selbst — so productiv ist keine Kritik — doch die Empfänglichkeit dafür vorzubereiten.

Will man sich die tröstliche Ueberzeugung verschaffen, daß mit Geist allein ohne weitere Macht noch etwas auszurichten ist in der Welt und daß die Kritik nicht immer bloß dazu vorhanden war, um recht deutlich zu zeigen, wie der Geschmack und Ungeschmack des Publicums ganz ungestört seine eigenen Wege geht, so braucht man sich nur wieder einmal Lessings kritische Thaten vorzustellen. Man denkt dabei natürlich gleich an die größte, an den Laokoon, und will man sich den Gemeinplatz vom Halse schaffen, der neuerdings zuweilen laut wird und nichts weiter als ein Beweis mehr von zu geringer Beschäftigung mit Lessing ist, daß die Kritik ohnmächtig wäre, dem Publicum eine Richtung zu geben oder eine zu verleiden, so hat man an Goethe den unbestochensten Zeugen für die ungeheure kritische Wirkung jenes Buches. Nicht der Goethe ist gemeint, der zufällig bei der Hand war, um Lessings Forderung einer dramatischen Regeneration nach englischem Muster gleich praktisch im „Götz" zu verwirklichen, nicht der Dichter und wie der Kritiker auf ihn wirkte, ist gemeint, sondern Goethe, der Autobiograph, der Schilderer seiner Zeit und der Triebfedern ihrer Bewegung: „Es war ein höchst willkommener Lichtstrahl, den der vortreffliche Denker durch düstere Wolken auf uns herableitete. — Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen des herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst."

Dieses „Uebel" war der Geschmack an der beschreibenden Poesie, und es hat etwas Tragisches, daß Lessings zerschmetternder Schlag zunächst Ewald v. Kleists, seines Jugendfreundes, berühmtes Gedicht „Der Frühling" treffen mußte; die Geschichte legte es nach dem oben gebrauchten Vergleich in das Grab der eben absterbenden Generation und behielt nur den Namen.

Häufig entriß ihr Lessing jedoch auch den Namen, so weit dieser nicht an ihn selbst geknüpft bleibt. Wer weiß heute noch etwas von der selbstständigen Bedeutung eines Dusch oder eines Klotz? Und sie waren, bevor Lessing sie auf die Waage legte, von außerordentlichem Gewicht in Deutschland, und ohne ihn hätten die modernen Litteraturgeschichtschreiber an zwei todten Namen mehr ihre Schminke versucht, um der Nachwelt zu zeigen, wie viel besser die Vorwelt

Digitized by Google

beschaffen war, daß sie noch zwei so prächtige Leute zu bewundern hatte, wie Dusch und Klotz, während wir zu nichts gut sind, als „brach“ zu liegen.

Wirkungen, wie sie Lessing durch seine Kritik erreichte, sind Heldenthaten und man vollbringt sie nicht aus dem typisch gewordenen Charakter des deutschen Stubengelehrten heraus, nicht aus dem Wissen und nicht aus der Intelligenz allein, aus der ureigensten Persönlichkeit müssen die für solche Leistungen entscheidenden Momente kommen. Darum ist das Leben Lessings so lehrreich, wie seine Schriften. Der Erkenntniß seines wahren Wesens entnimmt man, daß die Kritik, um sich auf der Höhe ihres Berufes, nämlich als ein Element zu behaupten, welches der geistigen Entwicklung der Nation eben so wichtig ist, wie die schaffende Poesie selbst, eines Mannes von höchstem moralischen Muthe bedarf, eines Mannes, welchen die persönlichen Anfechtungen, denen er sich unvermeidlich aussetzt, nicht verstimmen oder die Verstimmungen mindestens nicht beugen können. Was an Schimpfworten gegen Lessing von den durch ihn Angegriffenen vorgebracht wurde, ist von keiner litterarischen Fehde übertroffen worden und hätte jeden anderen Kritiker, der nicht, wie Lessing, eine ungeheure Kraft aus dem Bewußtsein seiner reinen künstlerischen Absicht gezogen, an seine Vernichtung vor der Mitwelt und seine Vergessenheit in der Nachwelt glauben machen müssen.

Denn Lessing begnügte sich nicht damit, seine kritische Fahne auf den Bergspitzen der Poesie aufzupflanzen; von einem Wieland, einem Klopstock, wenn er ihnen noch so rauh über die Köpfe strich, hatte er eine Gegenwehr nicht zu fürchten, die sich an seiner Ehre zu vergreifen versucht hätte. Allein er hielt es für eine unabweisbare Pflicht der Kritik, zwischen die mittelmäßigen und elenden Scribenten zu fahren, in der hellen Ueberzeugung, daß er auch hier Unsterbliches corrigirt, zwar nicht unsterbliche Individuen, sondern im Gegentheile zum Erbarmen vergängliche, aber eine unsterbliche und darum ewig verderbliche Gattung. Diese besann sich denn auch nicht, ihn der schmählichsten Absichten zu zeihen, ihn einen Abscheu der Welt zu nennen, wie es Basedow wörtlich ausgesprochen hatte, in Wuth darüber, daß Lessing den Dichterling J. A. Cramer, der damals für einen Dichter ersten Ranges galt, auf den ihm gebührenden Platz gestellt hatte.

Welches Schicksal konnte ein Mann von dem Charakter Lessings in einer Welt haben, wie sie damals beschaffen war, in einem Deutschland, welches aus Despoten und aus Sclaven bestand und zwischen beiden nur den allerschmalsten Raum ließ, ein Drittes zu sein, ein unabhängiger Mann? Das ist es, was man neben dem Charakter Lessings selbst seiner Lebensbeschreibung mit besonderem Nutzen entnimmt.

Schon daß Lessing der Sohn eines überaus frommen Theologen war, dem er am 22. Jänner 1729 geboren wurde, des protestantischen Predigers in Camenz in der Ober-Lausitz, muß als eine Vorbestimmung betrachtet werden in Bezug auf einen großen und wichtigen Theil seiner litterarischen Wirksamkeit. In der protestantischen Theologie giebt es Ceremonien, Formen, Traditionen, welche mit dem Wesen des Glaubens nichts gemein haben und über die sich daher Tausende

Digitized by Google

zu jeder Zeit leichten Herzens hinwegsetzen, ohne daß ihnen dies selbst von der nur einigermaßen toleranten Frömmigkeit als eine besondere Sünde angerechnet würde. Allein es fragt sich, was für diejenigen, denen hierin von Jugend auf kein Zwang auferlegt wurde, denen es vergönnt war, sich beschränkenden Gesichtspunkten gegenüber bloß negirend, indifferent, völlig gedankenlos zu verhalten, es fragt sich, was für sie der geistige Sinn und Gewinn der „Aufklärung" ist, die sie doch selbst zu vertreten meinen? Sie sind frei, ohne sich befreit zu haben, und indem sie nicht die mindeste eigene Denkkraft anstrengten, den Standpunkt erst zu erklimmen, auf welchen sie durch Lebensgewohnheiten, großstädtische Sitten u. dgl. gehoben wurden, steht ihr Verstand nicht auf der Höhe ihrer Manieren, und darum nehmen sie auch, indem sie nur von einer gewissen Sorte von Vorurtheilen und nur zufällig frei blieben, gewöhnlich um so größere aus dem bürgerlichen und geselligen Leben an.

Wie anders, wenn die strengsten Formen schon von frühester Jugend an durch Erziehung und Unterricht eingeschärft werden! Lessing, Sohn eines Predigers und zu dem gleichen Berufe bestimmt, wuchs unter dem Druck der Orthodoxie auf, der ihn noch auf die Universität nach Leipzig begleitete. Unter solchen Umständen sich von den Forderungen der Bigotterie befreien, ist wirklich eine Selbstbefreiung, eine That der Ueberzeugung von um so größerem Gewichte, als dabei nicht nur die Furcht vor der väterlichen Autorität, sondern auch die Anhänglichkeit des eigenen Gemüthes an das von Kindheit an Gewohnte und dadurch süß und traulich Gewordene zu überwinden ist.

Mit der Kühnheit dieser That, welcher, ehe sie gewagt werden konnte, die schwersten inneren Kämpfe vorhergehen mußten, weihte sich der Geist Lessings zu den bedeutendsten seiner Werke. Lessing gab, nicht achtend der Einsprache seiner Angehörigen, das Brotstudium der protestantischen Theologie auf, aber nicht das Studium ihrer Fragen und Interessen. Nur die Kraft, die er zu dieser Selbstbefreiung bedurft hatte, rüstete ihn genugsam dazu aus, die Wolfenbüttler Fragmente herauszugeben, in dem Kampfe darüber mit dem Hauptpastor Goetze die ungeheuren, wuchtigen Schläge zu führen, die „Erziehung des Menschengeschlechtes" zu schreiben, endlich im „Nathan" und „Gespräch für Freimaurer" das Princip einer Humanität festzustellen, wie zu seiner Zeit nur er es verstand, man könnte sagen, erfand.

Wenn diese Kraft es war, die Kraft, die er sich im Ringen mit gleichsam angeborenen Vorurtheilen und in der Befreiung von ihnen erworben hatte, was ihn zu den zerschmetternden Hieben gegen die Orthodoxen befähigt hatte, so war es doch nicht minder dieselbe theologische Kraft, mit der er sich gegen die scheinbar mit ihm einverstandene Berliner Aufklärung, gegen den seichten Rationalismus stemmte, wenn er 1769 an Nicolai schreibt: „Wien mag sein wie es will, der deutschen Litteratur verspreche ich doch immer mehr Glück, als in Eurem französirten Berlin . . . sagen Sie mir von ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen

Digitized by Google

die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnfels in Wien geschrieben hat. . . ."

Diese Selbstständigkeit des Geistes inmitten entgegengesetzter Strömungen war unter den Schmerzen der Losreißung vom theologischen Beruf geboren worden.

Damit war aber auch die erste bedeutende Manifestation jener Unabhängigkeit des Charakters gegeben, die ihn sein ganzes Leben lang begleitete, und dieses insoferne denkwürdig macht, als es den damaligen socialen Zuständen in Deutschland zur Folie dienen und recht deutlich hervorheben kann, wie spät und wie schwer sich unsere Nation dazu entschloß, die Aristokratie des Geistes anzuerkennen und diese Anerkennung wirksam, einer großen Nation würdig zu bethätigen.

Nachdem Lessing bei wechselndem Aufenthalt in Berlin, Leipzig, Wittenberg lange von dem damals so spärlichen Ertrag litterarischer Arbeiten gelebt hatte, welchen er übrigens wahrscheinlich hätte erhöhen können, wenn er sich dem ihm unerträglichen Zwang pflichtgemäßen Schreibens hätte fügen wollen, nahm er im dritten Jahre des siebenjährigen Krieges eine feste Stellung, eben weil sie keine mit der Litteratur in Verbindung stehende war, als Secretär beim General Tauenzien an. Hier lernte er höhere Lebensformen kennen und fröhnte zugleich einigen noblen Passionen, zu denen er die Anlagen mitbrachte, war er doch der erste deutsche Gelehrte, der unbeschadet seines Geistes und seines Wissens etwas vom Cavalier hatte, etwas von den geselligen und gefälligen Formen, wie sie Börne später von den deutschen Professoren verlangte, während zugleich Heine ihre Nachtmützen und Schlafrockfetzen mit so himmlischem Spotte besang.

Was nützte es aber Lessing von anderem Kaliber und in der Freiheit seiner Weltanschauung und seines Charakters von Vorurtheilen und Pedanterien eigentlich ein Franzose zu sein! Sein König ließ sich Voltaire aus Paris kommen. Lessing, dem deutschen Schriftsteller und Gelehrten erschlossen sich die Mittel nicht, um in einer Welt leben zu können, in der es sich gelohnt hätte, das Talent für Lebenskunst geltend zu machen. So finden wir ihn denn, nachdem er die berühmtesten seiner großen Leistungen, den „Laokoon", die „Dramaturgie", und die meisten seiner Stücke dem Vaterlande bereits geschenkt hatte, in Hamburg so arm und verlassen, daß er, mit einer brennenden Sehnsucht nach Italien im Herzen, auf's Gerathewohl dahin wandern will. „Ich bin versichert, schreibt er an Nicolai, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß betteln und hungern lassen als in Deutschland". Und an Mendelssohn: „Ob ich dort oder da bin, daran ist so Wenigen so wenig gelegen".

Eine Anstellung als Bibliothekar der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel zerstörte diesen abenteuerlichen Reiseplan und gab Lessing eine feste Stelle mit einem mäßigen Einkommen. Nun war es unter den überaus kläglichen Verhältnissen im lieben Vaterlande noch eine Großthat des Hofes von Braunschweig, daß er einen offenen Posten mit einem deutschen Schriftsteller, wenn auch von großem

Digitized by Google

Ruhme besetzte. In welcher Vereinsamung und geistigen Oede Lessing aber in Wolfenbüttel leben muß, wie er namentlich die philosophischen Gespräche mit irgend einem gebildeten Freunde entbehrte, die ihm in einer Zeit, in welche seine theologischen Streitschriften und seine erste Bekanntschaft mit Spinoza fielen, so förderlich gewesen wären, darüber kann man die schweren Seufzer in den Briefen an seine Freunde und an seinen Bruder lesen.

Nun denke man sich, wie um dieselbe Zeit die französischen Gelehrten lebten, welches Dasein die höchste Gesellschaft ihres Landes den Encyklopädisten bereitete, die mit Lessing durch Kühnheit und Mangel an Vorurtheilen einigermaßen verwandt, doch weder die Fülle seiner Kenntnisse, noch die Tiefe und die Schärfe seines Geistes besaßen. Wie hätte Lessing sie alle überragt und wie überragte ihr Lebensglück das seine!

Denn als hätte sein persönliches Schicksal sich mit den allgemeinen Zuständen zu seinem Unheil verbinden wollen, wurde ihm ein spät gefundenes Eheglück ungewöhnlich früh zerstört. Sein Kind starb wenige Stunden nach der Geburt und einen Tag später seine Frau. In der kleinen Spanne Zeit zwischen diesen beiden Todesfällen schrieb er einen Brief, worin er mit einem Witz, der etwas furchtbares hat, den Verstand seines Sohnes preist, der so ungerne auf die Welt kam und so bald merkte, daß es besser ist, sie zu verlassen.

Im Begriffe, das in der Ueberschrift genannte Buch zu besprechen, hätte ich den eigenen Betrachtungen des Gegenstandes so vielen Raum nicht gegönnt, wenn mir dadurch die Lösung der Aufgabe nicht gefördert schiene, dem großen Publicum die vortreffliche Leistung Loebell's dringend zu empfehlen. Ihrer Natur nach muß sie das Interesse an Lessing im Zusammenhang mit den vorhergegangenen Phasen der Litteratur schon fertig voraussetzen, weil sie ja nur den dritten Theil der Vorlesungen bildet, die der Verfasser in Bonn über die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks Auftreten bis zu Goethe's Tode gehalten hat. Loebell war es nicht vergönnt, sie über Lessing hinaus fortzusetzen und kurz vor seinem Abscheiden betraute er selbst unsern besten Litteraturhistoriker, Koberstein, mit der Herausgabe dieses dritten Theils der Vorlesungen.

Im großen Publicum, wenn es nicht wie der Zuhörerkreis Loebells durch vorhergegangene Vorlesungen zur Theilnahme an dem Gegenstande gestimmt wurde, ist das Interesse an Lessing nicht als fertig vorauszusetzen. Die verhältnißmäßige Popularität des großen Mannes beruht heute im Ganzen und Großen nur mehr auf der Bekanntschaft mit dem Dramatiker und auch diesem verschließt sich nach und nach immer mehr das lebendige Theater. Es ist darum nützlich, bei einer Gelegenheit, wie sie das Erscheinen dieses Buches bietet, einen bescheidenen Fingerzeig zu geben, was Lessing als großer deutscher Charakter zu bedeuten hat, was ihm die Nation schuldig blieb, so lange er lebte und welche geschichtlichen Reflexe gerade sein Leben auf deutsche Zustände wirft, um auf diesem Wege zu einem erneuerten Studium seiner Werke einzuladen.

Digitized by Google

Diesen letzteren Zweck unterstützt aber Loebells Buch, welches sich natürlich bei den biographischen Momenten nicht lange aufhalten kann, in unübertrefflicher Art. Fein und genau ist die Analyse der kritischen Methode Lessings; ein sehr glücklicher Gedanke ist es, der Lessing'schen Theorie der Fabel Grimms Untersuchungen des Werthes und Geistes der alten Thierfabel gegenüber zu stellen; fleißig und scharfsinnig ist die Aufdeckung aller geschichtlichen Fäden, welche den dramatischen Lessing mit der Vergangenheit des deutschen Theaters verknüpfen. Was das Buch an Nutzen und Genuß bietet, wird selbst von seinen Schattenseiten nicht beeinträchtigt. Diese bestehen hauptsächlich in der allzu panegyrischen Auffassung, deren sich sonst nur die biographischen Darstellungen berühmter Männer schuldig machen. Wie viele Mühe giebt sich Loebell, das Fragmentarische in den kritischen Arbeiten Lessings, die vielen nicht bis zu einer genügenden Wirksamkeit weiter geführten Anfänge durch besondere Gründe zu rechtfertigen, statt jenen Mangel an Fleiß und Ausdauer dafür verantwortlich zu machen, welcher der nothwendige Fehler seiner Tugenden war, während in den deutschen Verhältnissen allerdings nichts von dem Beglückenden, nichts von dem Ermuthigenden lag, was Schriftsteller anderer Nationen, selbst wenn sie von Natur aus lässig sind, zu mehr Stetigkeit der Arbeit anspornt.

Am bedenklichsten geberdet sich Loebell, wo er den „Nathan" nicht als Drama, sondern in der Stellung des Stückes zu den confessionellen Streitfragen der Zeit beurtheilt. Hier hätte der Vater aller „Rettungen", Lessing selbst Einsprache erhoben.

Dem Buche sind Annalen der litterarischen Thätigkeit Lessings beigegeben, die es um so brauchbarer machen, wie es denn überhaupt in seiner Gedrängtheit und Klarheit für ein rasches Vertrautwerden mit dem Gegenstande von durchaus praktischem Werthe ist, ungleich mehr als die meisten Monographien, namentlich als die von Adolf Stahr, der, um sich mit seinen bekannten Gesinnungsdeclamationen bequem auszustrecken, den Namen Lessing wie einen leeren Sack mit dem Roßhaar der Phrase ausstopfte. Und diese Matratze nennt sich sogar ein Volksbuch!

Hieronymus Lorm.

Der Wendepunkt in Goethe's Jugend.

Ein Vortrag von Emil Kuh.

(Gehalten zu Wien am 3. December 1864.)

II.

Zählen wir jetzt die verstreuten Posten des äußeren und inneren Lebens, das Goethe in Straßburg bis zu diesem Augenblicke geführt, zusammen, so gewinnen

Digitized by Google

wir eine ansehnliche und eine erfreuliche Summe, die als Stammcapital des Goethe'schen Geistes betrachtet werden kann. An den städtischen Verhältnissen mußte er das Verträgliche der Gegensätze von einheimischer und fremder Sprache wie Sitte wahrgenommen, an Lenz das Bild des Gewaltthätigen sich eingeprägt haben, das nur Eine Richtung gelten lassen und jede andere verfehmt wissen will. Aus Jung-Stilling redete ihn die Zuversichtlichkeit eines gottergebenen Gemüthes an, aus dem Actuar Salzmann der Friede einer verständigen Natur, die sich und ihre Umgebung im Gleichgewichte zu erhalten strebt. Wie man vorwärts stürmt, ohne sich zu überschlagen, wie man Ideenkreise erweitert, ohne das lebensfähige Alte zu schädigen, das lernte er von Herder, dem großen Concertmeister der Stimmen der Völker. — Die Schönheit der gothischen Baukunst ward von der dichterischen Begeisterung, wie Lübke sagt, gleichsam wiederentdeckt und wie ein verfrühter Morgenstrahl warfen Goethe's hinreißende Schilderungen des Straßburger Münsters ein scharfes Streiflicht über die vergessenen Massen einer räthselhaft gewordenen Architektur. Die mäßigende Kunst der Alten lachte ihn in Rafael an, am Arme des furchtlosen Shakspeare schaute er in die Tiefen der Welt hinein. Zwitschernd und wirbelnd, wie Sommervögel, klang um ihn das deutsche Volkslied.

Schauend und denkend, bewegt und beschwichtigt, eilend und zögernd wandelt der junge Goethe durch all' die Eindrücke hindurch und erregt in uns neben dem Staunen, das uns der frühzeitige Einklang seines Wesens abnöthigt, auch das seltene Wohlgefühl, das uns der Anblick sonniger Jugendfülle einflößt. Naturanlage und Verhältnisse hatten zusammengesteuert, einen Lebensfrühling zu ermöglichen, wie ihn meines Wissens die Geschichte außerordentlicher Menschen nicht zum zweiten Male aufweist. Diese Harmlosigkeit bei diesen Gaben, diese Klarheit der Sinne bei dieser Herzenswärme, diese Grazie bei diesem Ungestüm, diese zügelnde Kraft bei diesem heftigen Streben ins Weite. Und all' dies unbehelligt von der Noth, selbst durch keinen Hauch getrübt von der gemeinen Noth der Erde. Wo sonst noch wäre eine ähnliche Harmonie der Eigenschaften und Umstände in der wichtigsten Periode der Entwicklung eines Menschen anzutreffen?!

Ich sagte, der Entwicklung eines Menschen, nicht eines Dichters. Denn gerade dieser uneigennützige Drang nach menschlicher Entfaltung ist das Charakteristische und das Erhebende in dem Jugendleben, wie in dem Leben Goethe's überhaupt. Nirgends bemerken wir während seiner Jünglingsperiode den Trieb vorherrschend: ein Dichter werden, Poetenglück und Poetenruhm erlangen zu wollen. Weder als erlaubter, noch als krankhafter Ehrgeiz tritt jener Wunsch in ihm hervor; nicht einmal Sehnsucht, geschweige Begierde nach dem Schmuck des Lorbeers keimt in seiner für jeden Wunsch doch so leicht empfindlichen Seele. Oder giebt es ein Tagebuchblatt, eine Briefstelle, die uns hierin Lügen strafte?! Wo hätte ein heimlicher Ausruf, der später laut geworden, uns darüber belehrt, daß Goethe der Gedanke an einen sogenannten Dichterberuf je zu schaffen gemacht! Wann hätte sich ein heimlicher Stoßseufzer zu uns verirrt und uns nachträglich verrathen, daß Goethe die ominösen Dichterqualen auch nur leise geängstigt?! Nie-

Digitized by Google

mals, in keiner Weise und an keinem Orte. Wie der Rosenstrauch unter den Bäumen fröhlich seine Blätter treibt, doch nicht eifriger als alle übrigen, die er mit seinen Blumen überbieten wird, so sprießte auch in Goethe's Geist das Allen gemeinsame Laub hervor und keine beklemmende Erwartung dessen, was kommen soll, störte das im Finstern sich vorbereitende zarte Geheimniß. Ein neuerer Dichter schrieb in der Krisis seiner Jugend die bedeutungsvollen Worte: „Ich habe heute meinen Entschluß gefaßt, zu dessen Ausführung Gott mir Kraft verleihe. Ich habe bisher all mein Thun und Treiben zu einseitig auf Poesie bezogen; heute habe ich eingesehen, daß dieser Weg mich am Ende auf ein schaales Nichts reduciren muß. Es heißt, statt des Baumes die Blüthe pflegen; der Weg zum Dichter geht nur durch den Menschen." Goethe brauchte nicht den inneren Kampf zu bestehen, welcher in den eben citirten Worten nachzittert; Goethe bedurfte nicht eines Entschlusses, der stets aus einem Schwanken hervorgeht, um den sichersten Weg, der zum Dichter leitet, einzuschlagen. Er ging ihn von Anfang an und lange unbewußt. Er ging ihn, weil er zum Dichter geboren war, weil die Götter ihm gaben das reine Gemüth, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.

Wähnen Sie aber nicht, daß Goethe, indem ihm durch die Natur selbst sein Pfad vorgezeichnet, durch freundliche Gestirne sein Gang erleichtert worden, daß er keine Hindernisse zu überwinden, keine Fährlichkeiten zu vermeiden hatte. Wir sind gerne geneigt, dem Glücklichen die Anerkennung des Vollbrachten zu verringern und die größere Hälfte des Dankes, den er verdient, dem Glücke zuzuschieben. Thun wir das nicht Goethe gegenüber. Wohl war ihm der Pfad von der Natur vorgezeichnet worden, doch fehlte es nicht an Irrlichtern, die ihn abzulenken, nicht an Stimmen, die ihn zu verlocken suchten. Wohl hatten ihm freundliche Gestirne seinen Gang erleichtert, doch gerade diese Schutzherrlichkeit konnte ihn um so eher verführen, seinen Gelüsten die Zügel schießen zu lassen und es den unsichtbaren Mächten anheimzustellen, ihn vor dem Sturze zu bewahren. Denn mit niemand verbündet sich der Uebermuth lieber als mit dem Glück. Goethe aber war nicht übermüthig; sein Blut war es zuweilen, seine Laune, seine Phantasie, niemals sein innerstes Ich. Er hat durch die Art, wie er die Spenden der wandelbarsten aller Himmlischen benützt, und durch den Preis, den er für ihre Spenden gezahlt: ein ganzes Menschendasein unabläßiger Arbeit, emsigen Bildens, das von den höchsten Leistungen gekrönt worden, er hat durch diesen Preis den Begriff des Glückes für immer geadelt, ihn seines verdächtigen Schimmers für alle Zeiten entkleidet.

Daß der Gährungsproceß der Jugendentwicklung Goethe's in seinen wichtigsten Stadien bereits geschehen, daß der Wendepunkt eingetreten war, das zeigte sich unwidersprechlich in der wehmüthig-grausamen Lösung des Liebesverhältnisses, das er in Sesenheim angesponnen. Sesenheim, seinem geographischen Namen nach Sessenheim, liegt ungefähr sieben Stunden von Straßburg entfernt. Vom Münsterthurm aus, in dessen Halse Goethe an Sommerabenden oftmals gesessen, allein oder mit Freunden, sinnend oder im Gespräche, auch mit gefülltem Römer die

Digitized by Google

scheidende Sonne begrüßend, ehe sie hinter die Höhen des Wasgaues versank, vom Münsterthurm hatte er sicherlich oft das kleine Sesenheim gesehen, wo er so viel Seligkeit und Herzeleid pflanzen sollte. In der gesegneten Ebene des Elsaß, zwischen Busch, Feld und Wiesen, an Wald und Weiher vorbei, fand Goethe die anmuthige Friederike Brion, die anspruchslos in einem Pfarrhause aufgeblüht war. Wie Goethe mit seinem Tischgenossen Weyland ausgezogen, um bei dem Landgeistlichen in Sesenheim einzusprechen, der, im Besitze einer guten Pfarre, mit einer verständigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern ein Haus hielt, dessen Anmuth und Würde immer höchlich gerühmt ward, das darf ich Ihnen nicht erzählen. Wie der lustige Jüngling, durch einige erborgte Kleidungsstücke und die Art die Haare zu kämmen wunderlich zugestutzt, sich für einen armen Theologen ausgab und bei seiner ersten Begegnung mit Friederike schon halb gefangen war und gefangen nahm, das hat Goethe in einer seiner schönsten Stunden selbst dargestellt. Was die Beiden gesagt, was die Beiden empfunden, wenn sie über die Wiesen und in den Wald gegangen, wie er für den alten Brion den Plan zu einem neuen Pfarrhause zu zeichnen versprach, weil er Friederike lieb hatte, wie er bei der Predigt des wackeren Pfarrers in der Kirche saß und andächtig zuhörte, weil es Friederike that, das alles wissen die großen Kinder auswendig, wie die kleinen ihren Robinson. Immer wird sie in der Nähe des jungen Goethe sein, die sechszehnjährige Friederike, im kurzen, weißen, runden Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, im knappen weißen Mieder mit einer Taffetschürze. Stets wird das blauäugige, blondhaarige Mädchen, das so schlank und leicht schreitet, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, sorglos neben ihm uns anlächeln und uns mit keiner Silbe klagen, daß er ihr zuletzt so wehe gethan.

Es giebt unter den Liebesverhältnissen der Dichter nicht ein einziges außer diesem zwischen Goethe und Friederike, das in einer so heiteren Schönheit glänzen würde. In eitel Spiel und Tanz und Verkleidungen ist es eingehüllt, die holdeste Wirklichkeit in mährchenhafter Stimmung drückt es aus, mit Tändeleien ist der Ernst umrahmt und Dornröschen ähnlich schläft das Leid in einer vom Dichter hingezauberten Hecke.

Zwei Male, drei Male war Goethe nach Sesenheim gekommen und immer tiefer hatte sich die Neigung in Beiden ausgebildet; die erste wahre Neigung Goethe's, wenn auch noch ein Bischen an der Grenze zwischen Liebschaft und Liebe, wo sein Gemüth sich gerne aufhielt. Eine Verlobung hat nie stattgefunden, doch konnte Friederike mit Fug und Recht auf eine dauernde Verbindung mit Goethe hoffen, ja dieselbe erwarten. Goethe aber schnitt den Knoten entzwei und er mußte dies, weil er es that.

Man hat die Ursachen dieser Trennung in der Strenge des Vaters gesucht, des Frankfurter Patriciers, und in Goethe's Furcht, daß sich unüberwindbare Schwierigkeiten aufthürmen würden, wenn er ein simples Landmädchen als Schwie-

Digitized by Google

gertochter seinem Vater nach Hause bringen wollte. Das war gewiß nicht der Fall. Solche Hindernisse hätten Goethe kaum zurückgeschreckt.

Die absolute Goethe-Verehrung hat ihn zu entschuldigen gesucht, indem sie auf die hohe Sendung hingewiesen; die Sittlichkeitsforderung des Katechismus hat ihn anzuklagen gesucht, indem sie auf eine unverantwortlich Verlassene gedeutet; man hat das frivole Wort vorgeschoben, daß ein Dichterleben, standesgemäß geführt, Menschenopfer brauche. Und ein Friederiken-Anbeter meinte gar: Quand les rois, au temps jadis, aimaient les bergères, ils les épousaient; quand les dieux aiment les mortelles, ils les foudroient. Or, monsieur le conseiller de Goethe était un Dieu. Ich aber bin der Meinung derjenigen, welche Goethe nicht entschuldigen und nicht anklagen, daß er sich von Friederike getrennt. Frevler Leichtmuth hat das Band nicht zerrissen, denn bei sehr vielen Gebrechen, die er wohl eingestehe, schrieb Goethe in seinen Greisentagen, sei Undankbarkeit gegen schöne Augen nie sein Fehler gewesen. Auch die „hohe Sendung" war es nicht, der das Sesenheimer Idyll hat weichen müssen, denn er baute sich keine Walhalla für seinen Ruhm voraus und kein Bodmer bestürmte seine Geliebte, Deutschland den größten Dichter zu erhalten, indem sie auf ihn verzichte. Goethe trennte sich von Friederike, weil er von keiner verzehrenden Leidenschaft für sie ergriffen war. Seine Natur, die sich nicht an die Gothik und nicht an die Antike, nicht an Shakspeare und nicht an das Deutschthum auf Gnade und Ungnade ausgeliefert hatte, seine Natur, die in alle Verwandlungen lustig hinein und aus allen wieder unversehrt herausschlüpfte, in der keine einzelne Eigenschaft auf Kosten der übrigen sich gesteigert hatte, seine Natur konnte auch nicht durch eine Friederike ins Maßlose getrieben werden. Doch freilich ist dieses Gleichgewicht der Kräfte in Goethe auch seine Schranke. Er hat die große, vernichtende Leidenschaft nie gemalt, wie er sie nie durchgemacht, denn selbst sein Werther veranschaulicht nur eine Schwelgerei, einen den Stamm umrankenden und aussaugenden Luxus der Empfindung; er ist der Tragödie stets ausgewichen, in seinem Leben, wie in seiner Poesie — bekannte er doch selbst, daß der bloße Versuch, eine Tragödie dichten zu wollen, ihn vernichten müßte; er hat die echte Ehe nie geschildert, wie er sie nie gekannt, obgleich er am Abend seines Lebens mit einem Fräulein Vulpius zum Altare ging. Den Weislingen im Götz bestrafte der junge Goethe für seine Treulosigkeit gegen Friederike, den Clavigo ließ er an der Unschlüssigkeit, die Goethe nicht halb so gemartert, als er sich von Friederike loszulösen suchte, zu Grunde gehen, dem Beaumarchais übertrug er das Amt des Mädchenrächers, und als er in Wetzlar Gefahr lief, am Liebesgram hinzusiechen, da stellte er rasch in Werther einen Ersatzmann. Aber auch gegen die Pflicht hat sich Goethe nicht vergangen, als er Friederiken Lebewohl sagte; oder hätte er wirklich sittlicher gehandelt, wenn er all' die Möglichkeiten von Herzensverwirrungen in eine damals zu schließende Ehe hineingetragen hätte?

Dafür ist das Licht, das Friederike umfloß, über die schönsten Frauengestalten, die der Dichter schuf, ausgeströmt. Die hingebende, duldende, alles verzeihende

Digitized by Google

Liebe Friederikens hat seine Klärchen und Gretchen angehaucht, die innigen, schmiegsamen Geschöpfe, die nicht geheiratet, nur geliebt sein wollen, die nichts versagen, was ihr eigen und die nichts verlangen, als ein Auge voll Glück, die ihre Vergangenheit und ihre Zukunft in Eine Stunde drängen, als ob sie das Wort Goethe's zum Motto ihres Lebens genommen hätten, daß jeder Zustand, ja jeder Augenblick von unendlichem Werth, weil er der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit.

Seine Liebe zu Friederiken weckte zuerst jene Lyrik, in welcher das Menschenherz selber spricht, der Frühling selber lacht, der Wald selber rauscht, das Wasser selber plaudert, jene Lyrik, in der sich das Wunder der Schöpfung zu wiederholen schien. Wie ein Knabe, der vom Weihnachtsbaume kommt, die Taschen voll Nüsse und Aepfel, so hatte der junge Goethe jetzt die Taschen voll Lieder und so sang er sich über die Zeit des Kummers hinweg, die ihm der bevorstehende Abschied von Friederike bereitete.

Friederike kam im Sommer 1771 mit Mutter und Schwester nach Straßburg. Und der Gegensatz, den das ländliche Mädchen in ihrem Wesen und ihrer Tracht zu den Städtern bildete, wirkte nicht eben angenehm auf Goethe, in welchem der Patriciersohn sich regte. An einem jener Straßburger Abende las Goethe, von Friederike aufgefordert, ihr den Hamlet vor. Aber beim Verhältniß des dänischen Prinzen zur Ophelia athmete Friederike von Zeit zu Zeit tief auf und ihre Wangen überzog eine fliegende Röthe, als wär' ihr eigenes Geschick von der Mahnung des Polonius betroffen: „Was Hamlet angeht und sein Liebsgetändel, so nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts!" Noch einmal ging Goethe nach Sesenheim — und als er ihr beim Scheiden die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und ihm war schlimm zu Muthe. „So laß das Schönste wieder fallen" — singt Platen — „und schließe nicht zu fest die Hand."

Noch war in Straßburg das arme Jus zu beschwichtigen, das einen neuen Doctor begehrte. Am 6. August 1771 disputirte Goethe über Theses, nachdem er eine Dissertation geschrieben, welche der Decan zwar gelobt, aber nicht zur Ertheilung der akademischen Würde für genügend erklärt hatte. Seine Tischgenossen, der lustige Lerse an der Spitze, waren seine Opponenten. Und damit „verließ er in Straßburg für ewig die Rechtswissenschaft, aber nicht die Wissenschaft, und in dem Pfarrdorfe rheinüber die Geliebte, aber nicht die Liebe".

Den jungen Doctor juris begleiteten die Schattengestalten des Götz, des Faust, des Werther auf der Heimreise nach Frankfurt. Vom Götz hatte er wahrscheinlich schon in Straßburg eine erste Bearbeitung geschrieben, vom Werther sollen sich bereits Spuren in einem während des Sesenheimer Glückes an einen Freund gerichteten, bisher noch nicht veröffentlichten Briefe Goethe's gezeigt haben. Hier der gewaltige Selbsthelfer in wilder Zeit, dort der in Liebe dahintaumelnde Jüngling, der sich nicht zu helfen weiß. An diese beiden hatte Goethe den Drang und die Kraft, wie die gefährlichen Stimmungen seiner eigenen Jugend

Digitized by Google

vertheilt, ohne dadurch selbst ärmer oder schwächer geworden zu sein. Und griechisches Maß waltet ebenso im Werther, hellenische Einfalt ist ebenso über dieses Gemälde deutscher Empfindungsqual und Seligkeit ausgegossen, wie deutscher Geist in dem griechischen Stoffe der Iphigenie athmet.

Die Welt Straßburgs verlor sich nie wieder aus Goethe's Sinn, und fast alle seine Werke hängen an Fäden oder Fädchen, sei es mit den Menschen, sei es mit der Landschaft, sei es mit den Anregungen im Elsaß zusammen. So Faust, darin die Bürgerscenen, die Belustigungen vor dem Thor und die Gestalt Gretchens auf Straßburg weisen, dem einen Auge mehr, dem anderen minder deutlich. So Götz und Egmont, wo wir Lerse und Stilling, Friederike und den Straßburger Goethe selbst erblicken; so Werther, der seiner Lotte den Gesang Ossians vorliest, den Goethe für Friederike abgeschrieben; so Wilhelm Meister, wo uns Philine die Züge der Tanzmeisterstöchter zu tragen scheint; so Clavigo, wo Goethe bei der unglücklichen Marie ausdrücklich an Friederike gedacht, wie ihm beim Ende Clavigo's das alte Volkslied summen mochte; so die Wahlverwandtschaften, in denen wir Salzmann-Mittler begegnen, wie dem Namen und dem Wunderwirken der h. Odilie, der unweit Straßburg auf dem Odilien-Berge ein Prämonstratenserkloster gewidmet war; so Hermann und Dorothea, wo Luft und Bewegung, Sitten und Zustände uns an dieses Rheinland erinnern.

Sogar den nicht wohlklingenden Namen Wanzenau, eine Waldgegend bei Straßburg, hat Goethe in den Gedächtnißversen des Pagen aus dem Götz verewigt: „Beim edlen Herrn von Wanzenau gedenke ich der gnäd'gen Frau." Endlich sei noch aus den Straßburger Tagen des Entwurfes zu einer Tragödie Julius Cäsar gedacht, welche aber Goethe, die Tragfähigkeit seines Genie's kennend, niemals in Angriff nahm. Ungefähr vierzig Jahre nach diesem Entwurfe sollte Goethe durch den Eroberer der Erde, der 1771 auf Corsica in Windeln schrie, aufgefordert werden, einen Cäsar zu dichten.

Friederike Brion, mit der Goethe noch einige Briefe wechselte, sah ihn im Herbst 1779 wieder, und zwar zum letzten Male. Goethe hatte mit dem Herzog eine Reise unternommen und bei dieser Gelegenheit einen Seitenweg nach Straßburg und Sesenheim eingeschlagen. Nicht durch die leiseste Berührung unternahm sie irgend ein altes Gefühl in seiner Seele zu wecken. Sie führte ihn in jede Laube und da mußt' er sitzen und so war's gut. Er blieb die Nacht und schied am anderen Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, so daß er wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken konnte. Nach der Erzählung von Friederikens jüngerer Schwester soll Goethe in später Zeit von Weimar aus durch einen Schlossergesellen an Friederike einen Gruß gesendet haben. Auch in das Schicksal des unglücklichen Lenz, der sich bald nach Goethe's erster Abreise von Straßburg in Friederike verliebt hatte und dann in Wahnsinn verfiel, ward das liebe Mädchen verflochten. Nach dem Tode ihrer Eltern hatte sie ihre Heimat verlassen und in Paris bei einer Freundin, die an einen Diplomaten verheiratet war, Zuflucht gesucht. In diesem Hause fand sie

Digitized by Google

Schutz und Aufenthalt bis zur Schreckensherrschaft Robespierre's und war in den höheren Gesellschaften zu Paris und Versailles eine freundliche Erscheinung. Nachher kehrte sie zu ihrem Schwager, dem Pfarrer Marx in Dießburg zurück, mit dem sie später nach Meißenheim versetzt ward. Hier lebte sie bis zu ihrem Ende allgemein geliebt und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin gepriesen. Ueber Goethe sprach sie nur mit Verehrung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte sie sich mit weiblicher Bescheidung: er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können. In ihrem Alter sah sie groß und hager aus und Verwandte nannten sie scherzend den „elfenbeinernen Thurm". Friederike ist in Meißenheim 1813 gestorben.

Es giebt schon eine kleine Friederiken-Litteratur, eine Sammlung von wahren und falschen Mittheilungen über die durch Goethe's Jugendliebe geweihten Stätten, Pfarrer, Wirthe und Kutscher in Sesenheim. Man hat Friederike verleumdet, die Verleumdungen wieder entkräftet, aber man hat das Bild, das Goethe von ihr gemalt, nicht verändern oder verwischen können. Wie auf berühmten Schlachtfeldern mit Kugeln und Kugelsplittern, lernten die Sesenheimer mit Geschichten und Anekdoten über Friederike Handel treiben, wenn die Neugierigen dort ankamen. So zeigte auch eine Wirthin zu Wetzlar Fremden, namentlich Engländern, lange den Stuhl, auf dem Goethe-Werther einst gesessen, das Glas, aus dem er getrunken habe. Wie Kinder das Sonnengold von den Bäumen haschen wollen, so thaten die Enthusiasten, indem sie nach Sesenheim fuhren, um den Schimmer Friederikens zu greifen. Der aber rührt von Goethe her, von dem Goethe, der frühlingsbang und frühlingsreich 1771 aus Straßburg ging.

„Bist beim ersten Meilensteine
Tausend Meilen weit entkommen,
Was Dich hindert, blieb am Rheine,
Was Du brauchst, ward mitgenommen."

La philosophie de St. Augustin. — La nature humaine.

Beide Werke von **Nourrisson.**

(Paris, bei Didier u. Comp. Ouvrages couronnés par l'Institut de France.)

(Schluß.)

Durch sämmtliche Jahrhunderte seit der Ausbreitung des Christenthums zieht sich der theologisch-philosophische Streit zwischen dem freien Willen und der gött-

Digitized by Google

lichen Vorherbestimmung, zwischen Freiheit und Gnade. Genügen gute Werke um einem Menschen die Seligkeit zu sichern oder macht nur der Glaube selig? Dieser Streit, so wie überhaupt jeder Kampf zwischen scharf geschiedenen Ansichten, bietet dem Verständniß keine Schwierigkeit dar, und hätten sich die Parteien immer schroff einander gegenübergestanden, so hätte wahrscheinlich schon früh eine Trennung in zwei philosophische Schulen oder in zwei Religionsgesellschaften stattgefunden, und der Friede hätte sich als Folge der Ermüdung eingestellt. Aber in Wirklichkeit können die extremen einseitigen Lehren als Auswüchse betrachtet werden, die Kirche hatte es sich zur Aufgabe gestellt, den freien Willen mit der Gnade, die Werke mit dem Glauben zu versöhnen, gleichsam ihre Synthese zu bewirken. Die Lösung dieser Aufgabe war es eben, welche auf die größten praktischen Schwierigkeiten stieß, und die meisten theoretischen Abschweifungen verursachte. Diese Schwierigkeiten hat der h. Augustinus in sich selbst empfunden, und so schwer war es, selbst für seinen tiefsinnigen Geist und sein innig gläubiges Gemüth, das Gleichgewicht zwischen menschlicher Freiheit und göttlicher Vorherbestimmung zu halten, daß man ihm häufig ein Hin- und Herschwanken nachgewiesen hat.

Es ist unsere Absicht, unsere Darstellung rein objectiv zu halten, von diesem Standpunkt aus aber finden wir die wirklichen oder scheinbaren Schwankungen durch die damaligen Verhältnisse, wo nicht gerechtfertigt, doch vollständig erklärt. In der Polemik wird jedermann nothwendig dahin gebracht, dem jemaligen Streitgegenstand eine verstärkte Wichtigkeit zu geben und einer extremen Lehre sich entgegen stemmend, stützt man sich fester auf das andere Extrem. Man darf also sich nicht wundern, wenn Augustinus den Manichäern gegenüber die Freiheit absolut vertheidigt, den Pelagianern hingegen die Gnade als Schild entgegenhält. Indessen, wenn man von einzelnen Stellen absieht und die ganze augustinische Lehre im Ganzen auffaßt, so verschwindet der freie Wille fast gänzlich, oder um aufrichtig zu reden, ganz und gar, und alles ist der Gnade allein anheimgegeben.

Worauf aber stützt der h. Augustinus seine Versuche, die Gnade mit der Freiheit zu versöhnen? — Auf folgende Sätze:

1. Wenn das (göttliche) Vorherwissen die Freiheit zerstörte, so sind auch Gottes Handlungen nicht frei, denn er sieht sie voraus.

2. Wenn wir nothwendiger Weise das wollen, was wir wollen, so ist unser Wille nicht minder frei; denn alles, was in unserer Macht ist, ist frei, und unser Wille ist immer in unserer Macht.

3. Wenn die Willensfreiheit nicht auch eine Quelle des Uebels wäre, und wenn alles gut wäre, so gäbe es keine Geschöpfe, welche ein heilsames Beispiel aus der Bestrafung der Bösen ziehen würden; es gäbe dann in der Welt eine Art Gutes weniger.

Der fromme Nourrisson, trotz seiner Verehrung des h. Augustinus, drückt sich also über diese drei Punkte aus (Bd. 2, S. 359): „Das Andenken des großen und heiligen Bischofs möge es mir verzeihen, aber das sind nur Worte ohne Sinn, oder gar selbst verderbliche Sophismen, da es kein Verbrechen giebt, welches man,

Digitized by Google

bei solchen Grundsätzen, nicht als einen nothwendigen Theil der Weltordnung halten könnte." Er zweifelt indessen nicht, daß Augustinus die feste Absicht hatte, die Gleichheit zwischen dem freien Willen und der Gnade zu erhalten, und daß der h. Bischof in der Illusion lebte, sein Streben sei gelungen. Nourrisson verwahrt sich — so thut auch Schreiber dieses — das Dogma an sich zu besprechen, er hält bloß für seine Aufgabe, zu untersuchen, in wie weit beim h. Augustinus die wirklich dargestellte Lehre mit den ausgesprochenen Absichten sich vereint. Die Lehre des Kirchenvaters über die Gnade geht aber am schärfsten aus seinem Streite gegen den Pelagianismus hervor, es wird daher nöthig sein, hier die beiderseitigen Sätze einander gegenüber zu halten (Nourrisson II., 360, 361):

„Pelagius behauptete:

1. Daß die Kinder unverdorben sind (gut auf die Welt kommen);

2. daß auch bei den Erwachsenen die Natur genügt (d. h. daß jeder von Natur die Kraft in sich hat, gut zu sein);

3. daß die Weisen des Heidenthumes Gott angenehm waren."

Dergleichen Propositionen zielen freilich fast alle darauf hinaus, die Nothwendigkeit einer Erlösung in Abrede zu stellen. Daher erwiederte Augustinus mit Feuer, daß durch den Sündenfall die menschliche Natur im Ganzen verdorben sei, und nur durch die Gnade in ihre ursprüngliche Reinheit oder Unschuld versetzt werden könne. Er lehrt:

1. Die Sündhaftigkeit erfaßt das Kind schon im Mutterleibe, schon vor seiner Entwicklung; die Gnade ist ihm also ein unentbehrliches Rettungsmittel.

2. Um so nöthiger ist daher die Gnade dem Erwachsenen. Ohne den Glauben, der ein reines Geschenk Gottes ist und der allein unsere Handlungen gut macht, ist kein Wille gerecht, kein Werk heilsam.

3. Daher waren auch die Heiden nie wirklich gerecht, denn sie haben nicht im Glauben gelebt. Ihre Ungerechtigkeit mag ihre Stufen gehabt haben und jedenfalls hat Gott aus dem von ihnen vollbrachten Uebel Gutes gezogen. Aber ihre Tugenden waren falsche (uneigentliche) Tugenden, weil sie dieselben nicht auf Gott zurückführten. Mit einem Worte, ihre Handlungen waren nicht sowohl direct gut, als von minderem Uebel.

Daraus schließt Augustinus auf die rechtmäßige Verdammung:

1. der Kinder, welche starben, bevor sie die Taufe der Gnade erhalten hatten;

2. derer, welche, obgleich sie ihnen zugänglich war, die Gnade nicht erhalten haben;

3. der Heiden, welche keine Gelegenheit hatten, die Gnade zu erhalten.

Hieraus geht hervor, daß das System des h. Augustinus nicht bloß dem Pelagianismus, sondern auch dem Semipelagianismus und dem Synergismus entgegen ist. Nach ihm ist die menschliche Freiheit von der Sünde nicht bloß verletzt worden, sie ist durch dieselbe radical ohnmächtig für das Gute gemacht worden. Die Gnade allein bewegt den Menschen vom Uebel wieder zum Guten.

Digitized by Google

Dieser Satz bekämpft den Semipelagianismus. Gegen den Synergismus aber zeugt die Lehre Augustini, worin es heißt, daß die Gnade nicht nach den Werken verleiht werde. Er giebt zu, daß es nothwendig sei, sich (durch Werke) zu helfen, aber selbst diese Anstrengung erweckt Gott in uns.

Es liegt in den Schriften des h. Augustinus ein solcher Zauber, daß man, selbst wenn man seine Lehrsätze weder theologisch noch philosophisch ganz gutheißen kann, doch mit Mühe sich von ihm trennt. Wir empfinden jetzt die Wirkung dieser Anziehungskraft und fügen uns nur der materiellen Nothwendigkeit des Raumes, wenn wir abbrechen. Wie viel aber noch zu sagen gewesen wäre, das wird auch der Laie einsehen, wenn wir ihm den Inhalt des Nourrisson'schen Werkes — das eigentlich nur philosophisch sein sollte, aber doch mehr umfaßt als sein Titel verspricht — im Auszug vor die Augen bringen. Das erste Buch hat die besondere Ueberschrift: „Darstellung der Philosophie des h. Augustinus" und behandelt in ausführlichen Capiteln: 1. Die Gewißheit (mit Unterabtheilungen, dergleichen haben auch die folgenden Capitel); 2. Die Seele; 3. Gott; 4. Die Welt; 5. Die Freiheit; die Moral. Das zweite Buch heißt: „Untersuchung (examen) der augustinischen Philosophie". Es enthält folgende Capitel: 1. Quellen (Ursprung) der augustinischen Philosophie; 2. Einfluß der augustinischen Philosophie, und zwar a. vor dem 17. Jahrhundert, b. im 17. Jahrhundert; 3. Beurtheilung der augustinischen Philosophie, wobei sämmtliche Abtheilungen des ersten Buches wieder vorkommen. Der Geist dieser Beurtheilung ist der eines aufrichtigen Verehrers und eines gläubigen Katholiken, wenn auch mit einer gewissen Freiheit, denn es handelt sich für ihn nicht um Dogmen, sondern um philosophische Sätze.

Ueber die eigenen persönlichen Ansichten Nourrissons haben wir aber in einer zweiten, ebenfalls vom französischen Institut gekrönten Preisschrift ein sehr gutes Mittel ins Klare zu kommen. Die von der Académie des sciences morales et politiques (einer Abtheilung jenes Institutes) gestellte Aufgabe lautete: „Ueber die Rolle, welche die Psychologie in der Philosophie gespielt hat; mit einer Beurtheilung der älteren und neueren psychologischen Theorien und der Darstellung des Einflusses, den sie auf die allgemeinen Systeme geübt haben". Die Aufgabe ist von hohem Interesse und macht der Akademie Ehre. Die Lösung der Aufgabe hat Nourrisson mit Glück in einem Werke versucht, das den Titel führt: „La nature humaine. Essai de psychologie appliquée" und das folgende specielle Punkte auszuführen sich vorgenommen hat:

Die Spiritualität der Seele zu beweisen.

Die Gewißheit unserer Kenntnisse gegen den Skepticismus zu behaupten und zugleich die Ursache der Irrthümer anzugeben.

Das Ideal von allem dem zu unterscheiden, was seine Reinheit trübt.

Das Dasein eines persönlichen, freien, intelligenten Gottes zu demonstriren, eines Gottes, der freie und intelligente Wesen geschaffen und über ihr Schicksal wacht; mit anderen Worten, die Religion aufzuklären und von ihrem abergläubischen

Digitized by Google

Beiwerk zu befreien, so wie den Feuereifer der Ueberzeugung durch die Toleranz zu mäßigen.

Die Ideen der Freiheit, der Gleichheit, des Eigenthums, des Rechtes und der Pflicht, der Gerechtigkeit und der Wohlthätigkeit, der Uneigennützigkeit und der Hingebung zu erklären; das Gesetz des Individuums, des Staates, der Gesellschaft von der Gerechtigkeit und nicht von der Willkür abzuleiten; die Begriffe, auf denen die neuere Gesellschaft ruht, vollständig zu begründen, besonders aber die Nothwendigkeit einer zugleich liberalen und conservativen Politik, welche sowohl das Recht des Stärkeren, als die Launen der rohen Haufen abweist und die Socialutopien zu widerlegen.

Die Theorie des Fortschrittes in seine richtigen Grenzen zurückzuführen und von allen Uebertreibungen der menschlichen Selbstvergötterung zu reinigen.

Dem Menschen seine richtige Stellung im Weltsystem anzuweisen. . . .

Die Aufgabe, welche sich also der Verfasser stellt und welche er gelöst zu haben glaubt, ist so weit, so groß, so erhaben sie nur irgend sein kann, und seine Methode besteht darin, von der Selbstkenntniß oder richtiger von der Kenntniß der Seele auf die Kenntniß Gottes und der Welt zu gelangen. Die Methode ist jedenfalls eine logische, wenn auch nicht neue, und Nourrisson hat einen sehr guten Gebrauch von derselben zu machen verstanden. Nur ist er vielleicht etwas zu optimistisch, zu sanguinisch, wenn er hofft, überall gesiegt zu haben. Ueberhaupt ist das Buch öfter eine apodiktische Darstellung als eine Erörterung oder gar eine polemische Discussion. Sehr oft begnügt sich der Verfasser, zu sagen: „es ist, wie ich Euch sage;“ er fühlt sich im Buch, was er auf dem Katheder ist, Professor, und geben wir es nur zu, eminenter Professor, der wirklich auch oft — selbst gewöhnlich — Recht hat. Und wenn er verhältnißmäßig so wenig demonstrirend, beweisend verfährt, so ist es wohl, weil er sich in Geistesgemeinschaft mit der Mehrzahl der Denker weiß. Es mag ihm überflüssig scheinen, den Satz: 2 und 2 ist 4 durch zahlreiche Gründe zu unterstützen; er verläßt sich zum Theil auf die Intelligenz des Lesers, und darin hat er in vieler Hinsicht das Richtige getroffen.

Obiges genügt, um den Geist des Werkes und selbst dessen Plan kennen zu lehren. Zum Ueberfluß geben wir hier die Capitelüberschriften: Die Wissenschaft; die Methode; die Lösungen; das Wahre; das Gute; das Schöne; Gott; der Staat; die Geschichte; die Natur; Schlüsse. Auf jedes dieser Capitel einzugehen erlaubt der Raum nicht, nehmen wir daher aus einem derselben einen Stoff, der ein actuales Interesse hat, und untersuchen wir mit dem Verfasser, was es mit der Race für eine Bewandtniß hat. Im Grunde ist es nicht so sehr das Wort Race, wie das moralisch und physisch davon abgeleitete Wort Nationalität, das an der Tagesordnung ist und so viel Anlaß zum Blut- und Tintevergießen giebt; allein beide Ausdrücke sind so nahe mit einander verwandt, daß wir sie zusammenfassen können. Die Race ist die naturhistorische Seite der Frage, die Nationalität ihre politische. Für Manche finden eben die politischen Forderungen ihre Berechtigung in der gemeinschaftlichen Abstammung, im gemeinschaftlichen Blut, in den gemeinschaftlichen

Digitized by Google

Anlagen, Bedürfnissen, Sitten, Vorurtheilen und Sprache. Für andere freilich sind diese Momente von untergeordneter Wichtigkeit bei der Frage, und diese Anderen setzen den Schwerpunkt der Nationalität auf die gemeinschaftliche Geschichte, die gemeinschaftlichen Interessen und auf andere von der Zeit gewebten Bande. Ferner ist für die Einen die Nationalität ein Argument zu Gunsten der Trennung und der Zerstörung, und für die Anderen ein Grund zur Vereinigung, für die Meisten ein Gegenstand des Zweifels und oft des inneren Zerfalles. Lassen wir einen Augenblick die Ansicht unberührt, welche die Nationaltät als etwas gewordenes betrachtet, und erörtern bloß die Lehre, welche es als etwas angeborenes preist.

Beim ersten Anblick sehen wir, daß aus einer solchen Theorie mehrere sehr wichtige Consequenzen gezogen werden können, Consequenzen, deren Tragweite man mit zwei Worten kräftig bezeichnen kann. Diese zwei Worte sind Sclaverei, Fatalismus.

Die Sclaverei konnte nicht Jahrhunderte, oder richtiger Jahrtausende lang bestehen, ohne daß man versucht hätte, die „Institution" zu rechtfertigen. Die Bibel erklärt die Sclaverei der Chamiten durch den Fluch Noahs: Aristoteles sucht politische und natürliche Gründe und Ursachen zu ihren Gunsten auf, aber erst der neuern Zeit war es gegeben, sie in der Verschiedenheit der Menschenspecies zu begründen. Es ist eine andere Art Menschen, sagte man, und damit glaubte man den Gegner zum Schweigen gebracht zu haben. Nourrisson sucht alle wissenschaftlichen Gründe auf, welche für die Einheit des Menschengeschlechtes anzuführen sind, giebt indessen eine Verschiedenheit der Racen zu, welche, durch Klima und andere äußere Umstände gebildet, nunmehr gewisse Eigenschaften und Fähigkeiten in demselben Volke forterben.

Wenn man diese Eigenthümlichkeiten als anerzogen betrachtet, so setzt man die Möglichkeit ihrer Modificirung voraus, und so weit constatirt man nur eine augenscheinliche Thatsache. Wer aber diese Eigenthümlichkeit als einen unverwüstlichen Bestandtheil des Volkscharakters, als etwas im Blut liegendes ansieht, der erkennt eine Fatalität an, welche weder die Religion noch die Civilisation zugeben können. Einer solchen Fatalität huldigt Renan (Étude d'histoire réligieuse), wenn er schreibt (S. 66): „Es giebt monotheistische Racen und polytheistische Racen, und diese Verschiedenheit ist in der verschiedenartigen Naturanschauung begründet Nach der arabischen und semitischen Ansicht lebt die Natur nicht: die Wüste ist monotheistisch. . . ." So auch Jean Reynaud (Ciel et terre, S. 11): „Die Einheit Gottes hat in Judea ihren Herd; die Metaphysik der Dreieinigkeit und des Vermittlers den ihrigen in Griechenland; die Organisation und die Hierarchie des Cultus stammt aus Rom, und das Dogma der Unsterblichkeit der Seele aus Gallien. . . ." Davon hat sich wohl niemand vor J. Reynaud etwas träumen lassen! Man sage noch, es gäbe nichts neues unter der Sonne!

Diese Theorien haben natürlich ihre glänzende Widerlegung gefunden, und Nourrisson ermangelt nicht, die betreffenden Stellen dem Leser vorzuführen. So

Digitized by Google

folgende: „Die Geschichte protestirt gegen diese erniedrigende Racentheorie, welche, in der Seele nur eine Wirkung des Körpers, und im Geiste nur die Macht der Materie sehend, alle Gegenstände unseres Glaubens, unserer Gedanken, unserer Gefühle: die Religion, die Moral, die Philosophie, die Politik, die Poesie, die Kunst zu einer Sache der Hautfarbe und der Form, der Breitengrade, des Gesichtswinkels herabsetzt, und keine andere Erklärung für die Verschiedenheit der Ideen, der Ansichten, der Gefühle, der Fähigkeiten, der Sitten findet, als die Eigenthümlichkeiten des ererbten Blutes. Fragt Euch nicht, ob es nur Einen Gott giebt oder mehrere Götter, oder ob nicht gar die Natur selber die einzige Gottheit sei; ob man zur Lebensregel die Pflicht, das Interesse oder das Vergnügen nehmen soll; ob die gesellschaftliche Ordnung auf Gerechtigkeit und Freiheit beruht, oder Gewaltthat und Dienstbarkeit zu Grundlagen hat. Ihr werdet immer nothwendig (fatalement) die eine oder die andere Ansicht annehmen, je nachdem Ihr indisches oder semitisches, chamitisches oder kuschitisches Blut in den Adern fließen habt. Aber, die Aufeinanderfolge der Religionen und Philosophien, und der Gang des menschlichen Geistes in den am längsten civilisirten Gegenden des Orients bilden eine schlagende Widerlegung dieser Lehre. Wir sehen Völker semitischen Ursprungs mit einer Art Wuth sich in die rohe Trunkenheit des Polytheismus stürzen, und wieder zu demselben, als ihrem natürlichen Zustand, zurückkehren, nachdem die Wahrheit schon für sie gestrahlt hatte. Dagegen sehen wir Völker indischen oder indo-europäischen Ursprungs sich durch eigene spontane Anstrengung zum reinsten Spiritualismus und zur strengsten Moral emporschwingen. Pythagoras, Sokrates, Plato, Xenophon, stammten nicht, so viel ich weiß, von Arabern oder Juden. Selbst Zoroaster, obgleich ein reiner Arier, lehrt, daß die Welt erschaffen worden und daß der Geist, unter dem Namen Ormund über die unter dem Namen Ahriman dargestellte Materie den Sieg davon tragen wird. Confucius, dessen System die officielle, aber leider wenig practicirte Philosophie eines Reiches von 400 Mill. Seelen geworden ist, dieser Confucius, ist er Chamite oder Kuschite? Ich weiß es nicht; aber er ist weder Indier noch Semite, und dennoch enthält seine Moral, die Niemanden das Geringste entlehnt hat, neben den schönsten Maximen des Stoicismus folgende Vorschrift, welche aus der Bibel übersetzt scheint: „Derjenige, welcher Acht giebt, anderen nichts zu thun, was er nicht wünscht, daß man ihm thue, ist nicht fern vom Gesetz. Was er nicht will, daß man ihm thue, daß thue er auch andern nicht". (Franck: Études orientales.)

Doch ist es unsere Absicht nicht, den Gegenstand zu erschöpfen, sondern bloß auf dessen Behandlung in Nourrissons Buch, so wie überhaupt auf das Buch aufmerksam zu machen. Nourrisson ist eine talentvolle Stütze der spiritualistischen Lehre, aber doch nicht der Einzige. Man würde sich überhaupt irren, wenn man den Materialismus als in Frankreich sehr verbreitet ansehen würde. Auch der eigentliche, motivirte, wissenschaftliche Skepticismus ist selten, und was so schien, ist nur eine Art prätentiöser Indifferenz, die ihre Leerheit durch Geist und Witz verdecken möchte. Vielleicht ist für den Fachmann Nourrissons Werk nicht scharf genug gedacht, jedenfalls aber wird der gebildete Weltmann es mit Befriedigung

Digitized by Google

aus der Hand legen, und ein solches Verdienst, fürwahr, ist in keiner Hinsicht gering zu schätzen. Dr. M. Block.

Kurze kritische Besprechungen.

Sander, Konstantin, Hauptmann in der k. preußischen Artillerie, commandirt bei der Bundesmilitärcommission: Geschichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von America. Mit Uebersichtskarten und Operationsplänen in Farbendruck. (Frankfurt a. M. 1865, F. D. Sauerländer.) X und 587 S.

A. B. Der Verfasser hat schon 1863 vorzugsweise für das militärische Publicum durch eine Broschüre unter dem Titel: „Der americanische Bürgerkrieg von seinem Beginne bis zum Schluß des Jahres 1863" Proben seines umfassenden Studiums der in America von allem Gewohnten abweichenden Verhältnisse und Gestaltungen der Kriegführung vorgelegt. Aufgemuntert durch den lebhaften Beifall, welchen diese Studienresultate in den competenten Kreisen fanden, widmete er seine Mußezeit der Betrachtung dieses Kampfes noch entschiedener, knüpfte directe Verbindungen in Washington und Richmond an und befand sich so, unter gleichzeitiger Zuratheziehung der officiellen und journalistischen Kriegsberichte (namentlich in der „Allg. Ztg.", „Weser Ztg.", „Grenzboten", „Preuß. Jahrb.", „Mag. f. d. Litt. d. Ausl.", „Rev. d. d. Mondes", „Harpers Journ." und militärischen Zeitschriften) in den Stand gesetzt, alle für eine umfassendere Darstellung unentbehrlichen Notizen zu sammeln. Bei der Benützung dieser, wie der übrigen vom americanischen Bürgerkrieg hervorgerufenen Litteratur beruhte die Schwierigkeit in der Ausscheidung des subjectiven und Parteielementes, ohne doch auf die auch darin liegenden Erörterungen und Aufschlüsse zu verzichten. Für die beiliegenden Uebersichts- und Operationspläne, welche die Darstellung vortrefflich illustriren, sind diejenigen Theile des kolossalen Kriegsschauplatzes ausgewählt, welche die hervorragendste Bedeutung gewannen, nämlich Virginien und der Nordwesten Georgiens. Was die Darstellungsweise selbst anbelangt, so sehen wir nach einer einleitenden Ueberschau der Kriegsursachen die Ereignisse von 1861 und 1862, deren Erfolglosigkeit und Zerfahrenheit wenig Interesse bietet, nur cursorisch behandelt. Ihre Resultate, so weit sie die strategische Lage des Jahres 1862 bedingen, die Darlegung der Ursachen für die bis dahin geringen Erfolge der Union und eine vergleichende Betrachtung der beiderseitigen Streitkräfte, sie wie ihrer Organisation leiten dann den Leser hinüber zu den späteren größeren Entscheidungskämpfen, welche, je nach der geographischen Verschiedenheit ihrer Schauplätze und ihrer strategischen Pragmatik in sieben großen Gruppen zusammengeordnet sind. Außerordentlich dankenswerthe biographische Notizen über die hervorragendsten Persönlichkeiten beider Kriegslager, technische Erläuterungen über neu angewendete Kriegsapparate (Torpedos ꝛc.) und Einrichtungen (Ambulancencorps, Signalcorps ꝛc.), topographische Skizzen u. dgl. begleiten anmerkungsweise die Geschichtserzählung, welche trotz ihres ersichtlichen Strebens nach strengster Objectivität des Reizes der Frische und Unmittelbarkeit nicht entbehrt. Der Verfasser selbst verhehlt sich durchaus nicht, daß eine vom letzten Kanonendonner gleichsam noch durchdröhnte Geschichte eines Krieges trotz aller Vorsichten unmöglich alle Klippen absichtlicher und unabsichtlicher Täuschungen umschiffen kann,

Digitized by Google

aber er ist sich bewußt, mit dem entschiedensten Streben nach Unparteilichkeit gearbeitet zu haben. Jedenfalls hat er mit seinem Werke zu weiteren Forschungen wie angeregt, so die Bahn geebnet; davon noch ganz abgesehen, daß der deutschen Geschichtschreibung damit das Verdienst gesichert wurde, zuerst eine den ganzen americanischen Krieg umfassende Darstellung gegeben zu haben.

Pichler, Friedrich, Dr.: Repertorium der steirischen Münzkunde. 1. Band: Die keltischen und consularen Münzen der Steiermark. Mit einer Einleitung über die Pflege der Numismatik im Laude. Graz 1865, Universitätsbuchhandlung von Leuschner u. Lubensky. 8. 248 S., 5 Tafeln.

K. Der Zweck dieses Werkes ist ein zweifacher: erstlich die numismatischen Vorkommnisse der Steiermark zusammenzustellen, um den Charakter des Landes, wie er sich in dortigen Funden ausspricht, zu veranschaulichen, dann für steirische Münzfunde ein Handbuch zu schaffen, welches dem Laien sowohl die wichtigsten allgemeinen Punkte der Numismatik an die Hand gebe, als auch für die einzelnen Objecte ihn mit den wissenschaftlichen Fragen bekannt mache, die sich daran knüpfen.

Die Einleitung enthält eine Reihe von biographischen Skizzen jener Männer, die in der Steiermark für Alterthumskunde, vorzüglich für Numismatik, als Gelehrte und Sammler durch Schrift und That gewirkt haben; die Skizzen sind mit großem Fleiß und mit großer Wärme geschrieben und erhalten einen höheren Werth auch für Nicht-Steiermärker durch den Umstand, daß der Verfasser mit anerkennenswerther Geschicklichkeit die große Menge von einzelnen Notizen zu einer Studie über das geistige Leben der Steiermark verarbeitet hat, die uns zwar nur einen kleinen Theil desselben vor Augen stellt, aber seinen Zusammenhang mit der deutschen Wissenschaft und die fernsten Wirkungen ihrer Entwicklung seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts klar macht. Sehr dankenswerth sind die genauen Nachweisungen über die kleinen Privatsammlungen sowohl deßhalb, weil in der Regel Nachrichten hierüber selten sind, als auch weil sie ein erfreuliches Zeugniß von der hochachtbaren Theilnahme geben, welche im Lande für die bildenden Ueberreste der Vergangenheit fortlebt. Es wäre zu wünschen, daß wir auch von anderen österreichischen Ländern ähnliche Darstellungen besäßen.

Das erste Hauptstück des Repertoriums (S. 111 bis 182), welches die keltischen Münzen betrifft, ist der weitaus wichtigste Theil des vorliegenden Bandes; es kann als erster Versuch gelten, die keltischen Münzen eines österreichischen Landes eingehender zu behandeln als das in allgemeineren Werken zu geschehen pflegt. Bei dem empfindlichen Mangel an Nachrichten über die vorrömische Cultur in Noricum und selbst an keltischen Münzen hat der Verfasser den richtigen Weg eingeschlagen, indem er nach bündiger Darstellung der ethnographischen und culturgeschichtlichen Verhältnisse der norischen Kelten sogleich auf die Fundmünze übergeht, deren Stellung zu gallischen und pannonischen Münzen, deren Gewichte, Fundorte, Technik und Typen, letztere in sehr anschaulicher Weise geschildert werden. Hieran reiht sich die mit ausgezeichneter Sorgfalt abgefaßte Beschreibung der Münzen; das dabei befolgte System kann schon als eines der Ergebnisse dieser Schrift betrachtet werden. Es zerfällt äußerlich nach den Metallen in drei größere Gruppen (Gold- Silber- und Kupfermünzen) und reiht nach Aufzählung der sehr spärlichen Vertreter der ersten Gruppe (Theilstücke aus dem System der sogenannten Regenbogenschüsselchen) die Silbermünzen nach dem Grade der Ausstattung in drei Folgen aneinander, die zugleich der historischen Entwicklung des politischen Lebens der Kelten entsprechen. Von den ältesten, den goldenen Stücken correlaten Silbermünzen kommen gleichfalls nur wenige und durchaus kleinere Theilstücke vor. Erst mit Beginn der späteren

Digitized by Google

Münzpräge, welche ihre Producte mit Menschenkopf und Pferd, sowie mit Kügelchen und vereinzelten Buchstaben bezeichnete, erscheinen die Münzen zahlreicher; fast eben so reich ist die dritte Folge, jene der Nachahmungen macedonischer Münzen (Kopf — Reiter) mit einzelnen Buchstaben und Häuptlingsnamen. Dagegen erscheinen die Kupfermünzen und die Nachahmung römisch-kaiserlicher Münzen, wie gewöhnlich, spärlicher. Diese sichergestellten Thatsachen lassen Folgerungen zu, welche für die Charakteristik der norisch-keltischen Münzpräge sehr wichtig sind. Es folgt daraus, daß in der ältsten Epoche, in jener „der Priesterherrschaft" die Ausübung des Münzrechtes in Noricum sehr beschränkt war und für die Annahme einer inländischen Münzpräge in jener Epoche nur sehr geringe Berechtigung sich ergiebt. Die Blüthezeit der keltischen Münzpräge in diesem Lande fällt vielmehr in die Epoche der aufnehmenden Herrschaft der Häuptlinge, welcher der einzige größere Fund keltischer Münzen (von Doberna bei Cilli, 500 Stück) angehört. Daraus, daß dieselben auch dem Gewichte der macedonischen Münzen folgen, ergeben sich Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung dieser Epoche (um 330 bis 148 v. Chr.); auch kann aus dem Auftreten silberner Ganzstücke, entgegen den Theilstücken der ersten Epoche, geschlossen werden, daß während der zweiten Epoche die Silberpräge im Lande eine unbeschränkte und daher sehr wahrscheinlich eine inländische gewesen sei; als solche hat sie, wiewohl an Reichthum sehr abnehmend, bis in die Zeit der römischen Occupation hinein angedauert.

Das zweite Hauptstück (S. 182 bis 210) betrifft das römisch-consulare Münzwesen und enthält nach kurzer Darlegung der Mommsen'schen Theorie die Beschreibung von 50 in den ehemaligen Römerstädten Steiermarks aufgefundenen Denaren mit Münzmeisternamen. Einen Anhang bildet die Besprechung der durch alten Handel ins Land gekommenen Großkupferstücke, ägyptischer Diadochen, nebst einzelnen Kupfermünzen unteritalischer Städte. Unter den Beilagen ist außer der Tafel mit getreuen Abbildungen von Münzen und einer Fundkarte die Zusammenstellung alter und neuer Ortsnamen mit keltischer Wurzel und von (300) keltischen Personennamen aus steiermärkischen Inschriftsteinen besonders zu nennen.

Es wäre zu wünschen, daß in kurzer Zeit auch der zweite Theil des verdienstvollen Werkes erschiene. Wie im ersten Theile die keltischen, werden im zweiten Theile die autonomen steirischen Münzen vor Beginn der babenbergischen Herrschaft und jene des 13. Jahrhunderts den wichtigeren und schwierigeren Theil bilden. Hoffentlich wird der Verfasser es auch hier, wie im ersten Theile, an mannigfachen Hinweisungen auf Analogien und Abweichungen der Münzpräge in den nächst benachbarten Ländern nicht fehlen lassen, so daß das Werk, welches mit Rücksicht auf seinen nächsten Zweck allerdings ein „Repertorium der steirischen Münzkunde" genannt werden muß, in der That das Münzwesen der innerösterreichischen Länder in sich begreife, die eine auch in dieser Richtung interessante abgeschlossene Gruppe bilden. Es wird dadurch das Werk für einen noch größeren Kreis ein erwünschtes und nothwendiges Handbuch werden.

Liebmann, Otto, Dr.: Kant und die Epigonen. Stuttgart 1865. 218 S.

Dr. S. B. „Wenn der menschliche Geist in irgend einer Sphäre seine Thätigkeit so stark und einseitig angespannt, seine Gedanken so bis in die feinsten Nuancen entwickelt hat, daß die Mehrzahl der Denkenden kaum im Stande ist, ihm zu folgen, viel weniger ihn zu überbieten, dann glaubt er sich wohl zu der Ueberzeugung berechtigt: es bleibe hier nichts mehr zu denken übrig, er habe den ganzen Inhalt dieser Sphäre durchaus erschöpft; dann ist er aber auch gewiß jenem Gebiet nahe, das vom Erhabenen nur

Digitized by Google

einen Schritt weit entfernt liegt". Der Verfasser glaubt nicht vereinzelt mit der Meinung zu stehen, wenn er unsere Zeit für eine solche hält, in der aus dem angegebenen Grunde ein allgemeines Mißtrauen gegen die Philosophie herrscht. In solchen Epochen hält es der Verfasser am gerathensten für den selbstständigen Forscher, dem allgemeinen Mißtrauen dadurch Worte zu verleihen, daß er mit principiellem Zweifel vor allem die Grundlagen untersuche, auf denen das ganze stolze Gebäude ruht. Daraus erwächst dem Verfasser der Plan seiner Untersuchung, in der es sich darum handelt, den Zusammenhang der vier Hauptrichtungen der modernen Philosophie, der idealistischen (Fichte, Schelling, Hegel), der realistischen (Herbart), der empirischen (Fries), und der transcendenten (Schopenhauer) mit der Kant'schen Philosophie zu erkennen und dann aus der Kritik dieser letzteren den Maßstab für die Beurtheilung jener zu gewinnen.

Das Resultat, zu dem der Verfasser in seiner frisch und geistvoll geschriebenen Abhandlung gelangt ist folgendes: Eine genaue Section der nachkantischen Systeme und eine genau nach wissenschaftlichen Normen vorgenommene Vergleichung derselben ergiebt, „daß sie alle an demselben Herzfehler gelitten haben und gestorben sind". Das „Ding an sich" spuckte in den Köpfen aller Epigonen. Für die Idealisten war es das absolute Ich, das Weltich, der absolute Geist; bei Herbart erschien es in einer Vielheit von raumlosen Realen; bei Fries war es Object eines speculativen Glaubens; bei Schopenhauer der transcendente Wille. In der That aber — meint der Verfasser — ist es ein dogmatisches Hirngespinnst, welches nicht einmal ein Scheindasein im Worte zu führen berechtigt ist. „Von Kant war es ursprünglich als transcendente Vogelscheuche benutzt worden, um den naschhaften Intellect von den intelligiblen Früchten einer außerräumlichen und außerzeitlichen Welt abzuschrecken; — eine Vorsorge die nicht nur überflüssig war, da es sich hier für den gesunden Verstand um Trauben handelte, die er gar nicht einmal sauer zu schelten braucht, weil sie gar nichts sind, selbst nicht, wie die des Apelles, gemalt, — sondern noch obendrein schädlich, weil man die Warnungstafel für den Wegweiser ins irrationale Jenseits hielt. Also weg! — Das ist ein fremder Tropfen Bluts im Kriticismus". Der Verfasser meint ferner, daß bis jetzt sich niemand klar gemacht habe, wie denn die kritische Philosophie sich in consequenter Entwicklung ausgenommen haben würde. Ihre erste bedeutungsvolle Arbeit, die ewigen, immanenten Bedingungen und Formen des Intellects nachzuweisen, konnte sie niemals transcendent werden lassen. Ihr eigentliches Resultat sei: der Intellect könne sich nur in den Schranken der äußeren und inneren Erfahrung bewegen, denn in allen Vorstellungen, auch in den feinsten, sublimsten, abstractesten, finde sich immer Raum, Zeit und Kategorien wieder; der Besonnene, zum klaren Bewußtsein Gebrachte werde daher nie Außerräumliches, Außerzeitliches zu denken versuchen, d. h. Unvorstellbares vorzustellen; vielmehr werde er, im Gegensatze zur täuschenden, transcendenten Scheinphilosophie, jenes resignirte, aber beruhigende Geständniß ablegen, um dessentwillen Sokrates von dem delphischen Gotte für den Weisesten der Hellenen erklärt ward. Nec scire fas est omnia.

Das eigentliche Gebiet der Philosophie ist für den Verfasser das der immanenten Probleme. „Immanente Probleme finden sich überall und vermehren sich fortwährend mit jedem Schritte, den die Forschung der Erkenntniß gewinnt". Aber um sie mit fester Hand zu erfassen, um sie mit sicherem Blicke zu betrachten, müssen wir uns auf festen Grund stellen. Und deßhalb muß auf Kant zurückgegangen werden. „In der Kritik der reinen Vernunft sind für die Bestrebungen ganzer Jahrhunderte Normen von gleicher Wichtigkeit aufgestellt, wie im Organon Aristoteles'. Und in beiden finden wir Vieles, was schwerlich je wird umgestoßen werden können. Freilich will der große Kritiker, der Feind alles unselbstständigen Dogmatismus, auch kritisch betrachtet sein, nicht dogmatisch. Freilich dürfen wir uns nicht scheuen, ihn da anzugreifen, wo er nach unserem

Digitized by Google

besten Wissen Unrecht hat; müssen wir ihn nach seinem Geiste verstehen, nicht an seinem Buchstaben hängen."

Habicht, Ludwig: Der Stadtschreiber von Liegnitz. Historischer Roman. 3 Bände. Breslau 1865. E. Trewendt.

Z. Obwohl der vorliegende Roman in einer Provinzialstadt Schlesiens spielt, dürfte er dennoch das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen, weil er einen interessanten Erbschaftsstreit um das Herzogthum Liegnitz behandelt, dessen Ausgang selbst auf die spätere Geschichte Deutschlands von Einfluß war. „Der Stadtschreiber von Liegnitz" ist ein historischer Roman, der eine Stelle neben Spindlers „Juden" und Hauffs „Lichtensteinern" verdient, denn mögen auch diese beiden Romane vom Tagesgeschmack vorläufig bei Seite geschoben sein, sie sind bis jetzt noch unerreicht geblieben und werden noch immer als Musterromane gelten, wenn die meisten belletristischen Eintagsfliegen längst der Vergessenheit anheimgefallen. Wir stimmen deßhalb in das Urtheil des Freiherrn v. Loën ein, der in den „Blättern für litterar. Unterhalt." eine eingehende Kritik über Ludwig Habichts Stadtschreiber mit den Worten schließt:

„Ueberall zeigt sich in der Anordnung, in der Einführung des Einzelnen, in der ersten Zeichnung mit kurzen Strichen, wie in der breiteren Ausführung der Charaktere die sichere und geschickte Hand des Verfassers.

Trefflich sind auch die Schilderungen, mag es sich um Personen, Zustände, Sitten, Eigenthümlichkeiten handeln, um einen Privilegienstreit, einen Ball, ein Schützenfest, einen inneren oder äußeren Kampf. Nie fehlt der Eindruck der künstlerischen Beherrschung des Stoffes, gleich vorzüglich ist das Verschiedenartigste behandelt, dem Aehnlichen fehlt nie der Reiz der Abwechslung. Dabei erfreuen uns die feinsten Beobachtungen und die wohlgefälligsten Gedanken, die der Dichter in einfach schöner Weise ausspricht und aussprechen läßt. Es ist ein historischer Roman im besten Sinne des Wortes, der mit bestimmter Charakterisirung der Eigenthümlichkeit jener Zeit uns ein Spiegelbild giebt zur Beherzigung, ein Roman für diejenigen, die ästhetischen Genuß und zugleich Anregung und Belehrung suchen."

---

* Major H. de Jonquières von der dänischen Artillerie hat eine kleine Broschüre über die Theilnahme seiner Waffe im Kriege von 1864 geschrieben, welche in Berlin übersetzt und dort soeben im Verlag von J. Schlesier erschienen ist. Aus den 64 Seiten der kurzen, aber nicht ungediegenen Arbeit kann man sehr viel herauslesen. Zunächst beweist die Geschichte der Versuche der dänischen Artillerie, um das beste unter den vielen neuen artilleristischen Vorschlägen herauszufinden, daß kleine Artillerien dazu nicht mehr die Mittel haben, sondern am besten fahren, wenn sie die Einrichtungen der großen gediegenen Artillerien adoptiren. Ferner sieht man, daß auch die dänische Artillerie in den allgemeinen Fehler gefallen ist, über die Beschaffung des todten Materiales die des lebendigen zu vergessen und, endgültig vom Kriege überrascht, ihn ungenügend ausgerüstet und mit weder hinreichend zahlreicher, noch hinreichend ausgebildeter Mannschaft führen mußte. Namentlich war an Artillerieofficieren großer Mangel. Daß trotz aller dieser Mängel und Schwächen die dänische Artillerie sich so brav geschlagen, spricht für den Geist, den guten Willen und die Anstelligkeit der Truppe. In Oesterreich hat man dieses auch nie verkannt oder geläugnet, die Dänen haben den Feldzug unglücklich,

Digitized by Google

aber nicht mit Unehre geführt. Für Artillerieofficiere ist die kleine Monographie des näheren Studiums werth.

* Das dritte Heft des vierten Jahrganges der „Mittheilungen des deutschen Geschichtsvereines Böhmens“ bringt abermals einen reichen und anregenden Inhalt. Der erste Aufsatz „Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst“ ist bloß einleitender Natur, der zweite bringt eine der bereits mehrfach erwähnten interessanten „Skizzen aus dem Böhmerwalde“, diesmal eine Schilderung von Prachatic. Dr. Virgil Grohmann theilt einige „Uralte Sympathiemittel aus Böhmen“ mit. Außerdem finden wir in diesem Hefte die Fortsetzung der Lebensschilderung des verstorbenen Rathes Grüner, einen Nekrolog des P. Mayer in Krukonitz und die gewöhnlichen geschäftlichen Mittheilungen und Berichte. Wir ersehen aus letzteren, daß die Zahl der Vereinsmitglieder, namentlich der am Lande wohnenden, noch immer im Zunehmen begriffen ist. So sind z. B. allein in Böhmisch-Kamnitz neuerdings 20 Mitglieder dem Vereine beigetreten. — Die litterarische Beilage bespricht unter anderem das Verhältniß des Prof. Springer zur czechischen Bewegung, welches bekanntlich durch seine Geschichte Oesterreichs neuerdings stark in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten ist.

A. B. Nicht bloß für die Staats-, sondern auch für die Nationalgeschichte der deutsch-russischen Ostsee-Provinzen hat das laufende Jahr einige sehr bemerkenswerthe litterarische Gaben gebracht. Trotz der im engen Kreise dankenswerthen Thätigkeit, womit seit langen Jahren die „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostsee-Provinzen“ zu Riga und verwandte Vereine die Specialforschungen über ältere baltische Geschichte betrieben und förderten, war die Revision und Kritik der Quellen in umfassenderer Weise erst von dem seither leider verstorbenen Otto v. Rutenberg zur Grundlage seiner „Geschichte der Ostsee-Provinzen Liev-, Esth- und Kurland von den ältesten Zeiten bis zum Untergange ihrer Selbstständigkeit“ (2 Bde., Leipzig 1859 und 1860, Engelmann) gemacht worden. Je weniger die hier namentlich in staatsrechtlicher Hinsicht gewonnenen Resultate den hergebrachten Anschauungen entsprachen, desto stärker ward der Eindruck des durchaus wissenschaftlich gehaltenen Werkes auf diejenigen baltischen Kreise, welche sich der Ueberzeugung nicht verschlossen, daß gegenüber den gewaltigen Umgestaltungen auf allen Lebensgebieten des russischen Reiches nur mit einer aus den geschichtlichen Grundlagen organisch entwickelten Reform der politischen und socialen Landeszustände die Garantie ihrer provinziellen Autonomie und ihrer Fortbildung auf der Basis ihrer alten deutschen Cultur errungen werden könne. Die Quellenforschung nicht bloß, sondern auch die Zugänglichmachung der historischen Documente und Rechtsbücher gewann einen neuen Aufschwung. Während ältere Unternehmungen, wie Bunge's: „Liev-, esth- und kurländisches Urkundenbuch“ (Riga, Kymmel), Berkholtz „Mittheilungen“ ꝛc. rüstiger und beeilter vorwärts schritten und unter den Zeitschriften namentlich die „Baltische Monatschrift“ die interessantesten historisch-publicistischen Erörterungen brachte, belebte sich auch der Forschereifer der Einzelnen, gruppirten sich historische Gesellschaften und sorgten endlich einzelne Communen für die authentische Veröffentlichung hervorragend wichtiger Rechtsgrundlagen. Riga steht auch in dieser Hinsicht an der Spitze des Landes. Unter den Auspicien des dortigen Stadtrathes begann Fr. Bienemann seine „Briefe und Urkunden der Geschichte Livlands in den Jahren 1558 bis 1562“ (Riga 1865), von denen der erste Band vorliegt, „aus inländischen Archiven“ zusammenzustellen. Noch wichtiger erscheinen „Die Recesse der livländischen Landtage ꝛc.“, von Dr. Schirren (Dorpat 1865). Dr. Strehlke gab „Hartmann v. Heldrurgens Bericht über die Vereinigung des Schwertordens mit dem deutschen Orden“ heraus, welchen Dr. Schirren kritisch beleuchtete. Dr. H. Hildebrand in Goldingen schrieb eine sehr dankenswerthe Erörterung über „Die Chronik Heinrichs von Lettland“ (Berlin 1865), während

Digitized by Google

fast gleichzeitig H. v. Toll-Kuckers in der gräflich Zamoyski'schen Majoratsbibliothek zu Warschau eine Pergamenthandschrift der „Chronik Heinrichs des Letten" selbst auffand und zur Herausgabe vorbereitete. Sie reicht bis zum 2. Februar 1220 und stammt, als Copie eines Originals, aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Wie aber über diesen Aufhellungen früherer Perioden der baltischen Geschichte auch die näher gelegene Vergangenheit nicht vernachlässigt wird, dafür zeugt unter anderem der neulich von uns angezeigte „Briefwechsel zwischen York und Paulucci", von Eckardt, die culturgeschichtlich bedeutende Biographie des „Grafen F. Sievers", von Blum u. s. w. Immerhin ist aufs lebhafteste zu wünschen, daß in Liev- und Kurland die Majoratsbibliotheken und Familienarchive (die sogenannten „Briefladen") dem Zugange der Forscher sich eben so bereitwillig öffnen möchten, wie es neuerdings die öffentlichen baltischen und russischen Archive thun. Namentlich zur Aufhellung der nordischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts ruhen dort noch massenhafte Schätze ungehoben, unaufgeschlossen, ungeahnt.

---

* In Bremen fand am 26. November die Enthüllung des Körner-Denkmals statt. Es stellt Körner in Lebensgröße dar, in der Linken die Leier, in der Rechten das Schwert haltend, den Reitermantel malerisch umgeworfen. Die Bronzestatue, von dem Künstler Deneys angefertigt, steht auf einem schwarzen Granitpostamente.

* In Fr. Bruckmanns photographischem Verlag in München erscheint gegenwärtig ein von J. H. v. Hefner-Alteneck herausgegebenes Werk, betitelt: „Originalentwürfe deutscher Meister für Prachtrüstungen französischer Könige." Der Herausgeber hat die Originalzeichnungen in den Sammlungen des k. bairischen Kupferstichcabinetes aufgefunden.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 16. November 1865.

Freiherr Roth v. Schreckenstein in Donaueschingen übersendet zum Abdruck in den Schriften der Classe seinen Aufsatz: „Wolfgang Graf zu Fürstenberg als oberster Feldhauptmann des schwäbischen Bundes im Schweizerkriege des Jahres 1499".

Das wirkliche Mitglied, Herr Prof. Dr. Pfeiffer, erstattet Bericht über die im Auftrag der historisch-philosophischen Classe in Salzburg und Tirol angestellten Weisthümer-Forschungen.

Der lebhafte Anklang, den die von der k. Akademie der Wissenschaften beschlossene Sammlung der österreichischen Weisthümer im Herzogthum Salzburg fand und die sehr ansehnliche Reihe von Rechtsdenkmälern, die in Folge dessen von dort eingeschickt wurde, weckte in der Commission den Gedanken, mit den Weisthümern dieses Kronlandes, die

Digitized by Google

für sich allein einen Band füllen würden und bis auf ein einziges Stück gänzlich unbekannt sind, die Sammlung zu eröffnen. Zu diesem Ende war es nöthig, das in Salzburg etwa noch vorhandene Material durch sorgfältige Nachforschungen an Ort und Stelle ausfindig zu machen und vollständig zu erschöpfen. In der That ergaben diese eine nicht unbeträchtliche Nachlese. Zu den bereits in Abschriften vorgelegenen salzburgischen Weisthümern von Altenthan, Bischofshofen, Glanegg, Golling, Großarl, Hallein (Griesserrott), Höchfeld, Hüttenstein, Kessendorf, Köstendorf, Lengberg, Lofer, (und Unken), Lungau, St. Michael, Nonberg, Rauris, St. Johann, St. Veit, Taxenbach, Wartenfels, Werfen, Zell im Zillerthal treten nun Abtenau (Stiftrecht), Hallein (Stiftrecht), Mitterfill (Freisassenrecht und Ehaft), Raschenberg (Landrecht und Ehafttaiding), Windischmatrei (Ehafttaiding) und Zell am See im Pinzgau (Oeffnung), so daß sich die Zahl der im Besitze der Commission befindlichen Stücke von 22 auf 29 erhöht. Ferner wurde die Existenz und der Standort folgender salzburgischer Landrechte und Ehafttaidinge in Erfahrung gebracht: Anthering, Haunsberg, Ober- und Unterlebenau (jetzt bairisch), Matsee und Salfelden, und auch diese mitgetheilt zu erhalten ist gegründete Aussicht. An Duplicaten schon vorhandener Weisthümer wurden gefunden: die Bantaidinge von Arnstorf, Breitenau, Oberwölbling, Traisenmauer mit der Griesserrott bei Hallein. Noch nicht wieder beigebracht sind die ehemals vorhandenen, nun verschollenen Ehafttaidinge von Gastein und Koppel und gänzlich fehlen zur Zeit noch die Weisthümer von Staufeneck und Wagrain und den einst zu Salzburg gehörigen Pfleggerichten Fügen, Hopfgarten, Mülldorf, Tetelheim und Tittmoning, zu deren Auffindung indeß Einleitungen bereits getroffen sind.

In auffallendem Gegensatz zu Salzburg hatte sich in Tirol für das Unternehmen gar keine Theilnahme gezeigt und kein einziges Rechtsdenkmal war von dort eingeschickt worden. Deßhalb war eine Reise dahin unumgänglich. Sie lieferte ein überraschend reiches Ergebniß. In der Bibliothek des Ferdinandeums fanden sich an tirolischen Weisthümern die Dorfrechte und Statuten von Altrasen, Biberwier, Ratenberg, Rindermarkt, Serfauß, Fiß, Lodis, Stams, Terfens, Thaur, Vahrn; an vorarlbergischen: die Landesordnung von Blumeneck, der Landesbrauch des inneren Bregenzerwaldes, die alten Gebräuche, Satz und Ordnungen von Montafun; Im Besitze des P. Justinian Ladurner und des Prof. Zingerle in Innsbruck Abschriften der Weisthümer von: Altenburg, Hocheppan, St. Jenesien, Kaltern, Mölten, Sarnthal, Ritten, Villanders, Wangen, Nauders, Passeier, Schlanders, Schöna, Sterzing, Vahrn, Kuens, Tirol, Vals und Valtmar; an bereits gedruckten, aber den Forschern, z. B Jacob Grimm, entgangenen Weisthümern kamen zum Vorschein die Statuten und Dorfrechte von Aschau, Passeier, Partschins, Pfunds, Weerberg. Ein probeweise gemachter Versuch in fünf Ortschaften des Oberinnthals und die Durchsuchung der Archive und Gemeindeladen daselbst hatte zur Folge die Auffindung der Weisthümer von Imst (in 4 Aufzeichnungen), Nassareit (Ehaft und Dorfordnung), Wens (Ehaft) und Reutte (Ehaft). Das Gesammtergebniß sind gegen vierzig Weisthümer von zum Theil hohem Alter und beträchtlichen Umfang, die bis auf wenige gänzlich unbekannt sind. Weitere Erhebungen sind im Zuge und von Prof. Zingerle als neue Funde angemeldet: die Dorfrechte von St. Martin in Passeier, von Lüsen bei Brixen, von Lienz, von Castelbel, von Thurn an der Gader, von Algund. Ferner hat das wirkliche Mitglied Prof. Dr. A. Jäger sorgfältige Abschriften der Weisthümer von Obermais und Schöna der Commission mitgetheilt.

Digitized by Google

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 17. November 1865.

Herr Hofrath Prof. J. Hyrtl im Vorsitze.

Das h. k. k. Staatsministerium übermittelt mit Zuschrift vom 13. November die graphischen Darstellungen der Eisverhältnisse der Donau in Oberösterreich vom Winter 1864/65.

Das wirkliche Mitglied Herr W. Ritter v. Haidinger giebt einen Auszug aus einem Schreiben des Herrn Dr. Ferdinand Stoliczka an Herrn Dr. M. Hörnes. Es ist von Sirinagur, der Hauptstadt von Kaschmir, vom 14. September datirt und giebt vorläufige Nachricht über den Fortgang eines Reiseausfluges von vier Monaten Dauer, am 15. Mai von Simla aus begonnen, und eine aus 23 Personen bestehende Karavane darstellend. Die vorzüglich geologischen Forschungen gewidmete Unternehmung ging über Lahul und den Baralatsa-Paß nach Rupschu im Indus-Gebiet, dann in das nördliche Rupschu und theils den Indus abwärts nach Lei. Von dort über die unbewohnten Karnag-Gebirge nach Kaschmir. Schon auf dem früheren Theile der Reise hatte er unter anderem in neun Tagen fünf Gebirgspässe von über 18000 Fuß Höhe, einen, den Lanier la, von nahe an 20000 Füß Höhe überschritten und war überhaupt bis auf 21000 Fuß Höhe gelangt. Auf der letzten Abtheilung häuften sich aber die Mühseligkeiten und Gefahren so sehr, daß Stoliczka von allen begleitenden Coolies verlassen wurde, nicht ohne daß mehrere verloren gegeben werden mußten, so wie auch viele Yaks und Pferde zu Grunde gingen. Trotz dieser Beschwerlichkeiten beabsichtigt Stoliczka künftiges Jahr seine Forschurgen im angrenzenden Theile noch weiter auszudehnen.

Das wirkliche Mitglied, Herr Dr. K. M. Diesing, übergiebt die Fortsetzung seiner Revision der Prothelminthen, die Amastigen ohne Peristom enthaltend.

Das wirkliche Mitglied, Herr Dr. A. Boué, macht einige Bemerkungen „über das Zusammentreffen fossiler Ueberbleibsel aus mehreren Classen der organischen Welt".

Gewisse Petrefacte meiden sich scheinbar, andere gesellen sich gewöhnlich zusammen, so daß, wenn man die einen findet, man auf das Vorhandensein von anderen schließen kann. Die Haupturſachen dieser Thatsachen scheinen zunächst besonders in der Verschiedenheit der Umstände zu liegen, die es möglich machten, die verschiedenen organischen Ueberbleibsel einzusargen und durch Versteinerung zu erhalten. Gewisse Gesteine unterscheiden sich durch ihre Petrefacten, und bei Seethieren sind Meerestiefe und Bewegung und die Bodenart Hauptmomente des Lebens. Kommen Wassertrübungen, Schuttablagerungen und Bodenbewegungen vor, so ist es mit dem Leben vieler Thiere auf größeren oder kleineren Erdstrecken zu Ende, oder sie ziehen sich, wo möglich, colonienweise nach jenen Oertern zurück, wo es ihnen noch behagt. Für schroffe, allgemeine Sprünge in der organischen Natur kann der Verfasser keine genügenden Stützen finden. Wenn er für ganze Formationen oder selbst für große Abtheilungen derselben eigenthümliche Faunen zugiebt, so glaubt er nicht so weit wie manche heutige Paläontologen in dieser Theorie der Unterabtheilungen gehen zu können. Unter den zusammentreffenden Versteinerungen hat er das der Pflanzen mit Crustaceen, Insecten, Fischen, und viel seltener mit Amphibien und Säugethieren gewählt. Er geht die Gebilde durch, wo solches bis jetzt bekannt wurde, nnd giebt die Hauptlocalitäten derselben an. Dann macht er einige Andeutungen über die auffallende Abwesenheit gewisser Seethiere in bekannten an Versteinerungen sehr reichen Gegenden. Zu solchen örtlichen Anhäufungen so vieler Ueberbleisel der lebenden Natur gehörten ruhige, nicht sehr tiefe Wässer in geschützten Becken oder Meeresbuchten, Waldvegetation mußte nicht fern sein, und da die Einsargung in Thon, Mergel oder Sand eine ziemlich rasche sein mußte, so folgt noch daraus die Vermuthung von Ausmündungen der Wasserläufe. Dadurch erklären sich auch nicht nur die Reste von Insecten und Vögeln, sondern auch von Amphibien und Säugethieren.

Digitized by Google

Nach der Aufzählung der bekannten fossilen Knochenablagerungen geht der Verfasser zu Betrachtungen über die Ursache der Eingrabung und Erhaltung so vieler organischer Wesen über, und besonders der Seepflanzen und Thiere. In ersterer Reihe kommt die Mengung der Salz- und Süßwässer oder vice versa, dann ihre zu großen Temperaturerhöhungen, ihre Trübung durch Schutt oder vulcanische Auswürfe, Brei oder Asche, endlich die gasartigen Erdausdünstungen von Kohlen- und Wasserstoffgas u. s. w. Den Schluß bildet die Betrachtung der besonders häufigen Einsargung der Crustaceen in Thongallen oder Kugeln, eine Lagerung, welche an die Fische in Spetarien u. s. w. erinnert.

Das correspondirende Mitglied, Herr Director C. Jelinek, legt eine Abhandlung über den jährlichen Gang der Temperatur und des Luftdruckes in Oesterreich und an einigen benachbarten Stationen vor. Hervorgerufen wurde diese Arbeit durch das Bedürfniß, die Normalwerthe der Temperatur und des Luftdruckes für eine Reihe von Stationen zu kennen, indem einerseits für die von der Centralanstalt organisirten telegraphischen Witterungsberichte die Abweichungen von den Normalwerthen täglich bereits veröffentlicht werden, andererseits wenn die Verhandlungen hinsichtlich der Wiederherausgabe der Jahrbücher zu einem günstigen Erfolge geführt haben werden, in dem Jahrbuche ebenfalls die Abweichungen von den Normalwerthen für eine Reihe von Stationen mitgetheilt werden sollen. Während die äußere Form der Abhandlung sich an ein ähnliches von Buys-Ballot unter dem Titel: „Marche anuelle du thermomètre et du baromètre en Néerlande et en divers lieux de l'Europe“ veröffentlichtes Memoire anschließt, ist die Art der Ableitung eine etwas verschiedene, indem überall neuere Beobachtungen und zwar des Zeitraumes 1848 bis 1863 zu Grunde gelegt wurden. Um den jährlichen Gang des Luftdruckes in einer präciseren Form zu übersehen, wurde der unter dem Namen der Bessel'schen Formel bekannte periodische Ausdruck entwickelt. Die Coefficienten dieses Ausdruckes zeigen beträchtliche Verschiedenheiten für verschiedene Stationen, in der Art jedoch, daß die Abhängigkeit von der geographischen Lage deutlich hervortritt. Die Stationen der ungarischen Ebene haben jährliche Schwankungen des Luftdruckes (Unterschiede zwischen dem kleinsten und größten normalen Tagesmittel), welche jene der in den Alpen oder am adriatischen Meere gelegenen Stationen um mehr als die Hälfte bis zum Doppelten übertreffen. Das Gesetz der jährlichen Barometeränderungen ist also selbst im Gebiete der österreichischen Monarchie nicht für alle Stationen dasselbe und es ist gewagt, von zwei sehr weit von einander entfernten Stationen die Beobachtungen der einen durch jene der anderen nach der sogenannten Methode der Differenzen zu corrigiren. Die Abhandlung enthält den normalen jährlichen Gang der Temperatur für 31 Stationen von Tag zu Tag und den normalen Gang des Luftdruckes von 5 zu 5 Tagen.

Herr Prof. Mach übergiebt eine Notiz über wissenschaftliche Anwendungen der Photographie und Stereoskopie.

„Bei Gelegenheit einer Untersuchung über den Effect räumlich vertheilter Lichtreize auf die Netzhaut, deren Resultate für die physiologische Optik und die Beleuchtungsconstructionen der darstellenden Geometrie verwerthbar sind, fühlte ich das Bedürfniß, mir unveränderliche Flächen zu verschaffen, deren Lichtintensität von Stelle zu Stelle nach einem beliebigen Gesetz variirt. Ich erhielt dieselben, indem ich mit schwarzen und weißen Sectoren von verschiedener Form bemalte Scheiben und Cylinder in der Rotation photographirte, nachdem ich durch photometrische Bestimmungen mich überzeugt, daß solche rotirende Körper auf das photographische Papier nach demselben Gesetz wirken, welches Plateau für ihre Wirkung auf die Netzhaut aufgestellt hat.

Der photographische Effect an irgend einer Stelle der präparirten Platte hängt hienach nur von der Bestrahlungszeit und von der Bestrahlungsintensität ab, und ist

Digitized by Google

beiden nahezu proportional. Man kann also schon a priori erwarten, daß mehrere Bilder, welche nach einander auf dieselbe Platte fallen, so lange noch kein Punkt vollständig ausgewerthet ist, sich einfach summiren und übereinander legen werden wie elementare Bewegungen. Die Praxis bestätigt dies. Das Auge vermag in gewissen Fällen, deren nähere Bezeichnung nicht hieher gehört, diese Bilder getrennt wahrzunehmen.

Die angeführten Bemerkungen bilden die wissenschaftliche Grundlage für das Verfahren, welches man zur photographischen Darstellung der sogenannten Geistererscheinungen anwendet.

Ich verfiel noch auf eine andere Anwendung, die ich trotzdem, daß sie sehr nahe liegt, für neu halten muß, da ich weder in der Litteratur noch durch mündliche Nachfragen bei Sachverständigen darüber etwas erfahren konnte. Ich photographire einen Körper, z. B. einen Würfel, stereoskopisch und stelle während der Operation einen anderen, z. B. ein Tetraeder, an den Ort des Würfels, Dann sehe ich im Stereoskopbild beide Körper durchsichtig und sich durchdringend.

Die Unterstützung, welche solche Stereoskopbilder bei dem Studium der Stereometrie, der descriptiven und der Steiner'schen Geometrie gewähren, ist unmittelbar klar.

Die Versuche, die ich bisher ausgeführt, fielen sämmtlich so schön und nett aus, daß man hoffen kann, die Methode werde auch zur Darstellung anatomischer Präparate brauchbar sein. Nehmen wir z. B. das Schläfenbein und setzen während der Operation des Photographirens einen Abguß der Höhlen des Gehörorganes an die passende Stelle, so sehen wir in dem Stereoskopbilde das Schläfenbein durchsichtig und in demselben die Höhlen. Ein solches Bild würde in mancher Beziehung sogar mehr leisten als ein anatomisches Präparat.

Ich beabsichtige noch manche Verbesserung an diesem Verfahren, welches ich hiemit der besonderen Aufmerksamkeit der Praktiker empfehlen möchte".

Herr Dr. S. Stricker legt eine im Vereine mit Herrn Dr. Leidesdorf ausgeführte Arbeit vor: „Ueber die Histologie der Gehirnentzündung".

Die Verfasser haben sich die Erfahrung zu Nutze gemacht, daß junge Hühner die Eingriffe in das Großhirn gut ertragen, und haben daher an solchen Thieren traumatische Entzündungen hervorgerufen.

Die Umwandlung der zelligen Elemente in sogenannte Körnchenzellen gehört zu den nächsten Folgen der mechanischen Eingriffe in die Großhirnhemisphären. Zu den weiteren Folgen gehört das Auswachsen dieser Elemente zu Fasern.

Als zellige Elemente müssen aber auch die Capillargefäße in Rechnung gebracht werden, weil auch diese in ihren Wänden Fettkörnchen tragen und, wie es an manchen Entzündungsherden der Fall ist, sehr zahlreiche Ausläufer tragen.

Die Verfasser bestreiten, daß eine Körnchenzelle von einer Membran umgeben sein müsse, weil sie auf dem geheizten Objecttische Körnchenzellen gesehen haben, welche amoebenförmige Bewegungen ausführten. Zwischen einer Körnchenzelle und einer Körnchenkugel sei kein anderer Unterschied, als daß letztere relativ mehr Fettkörnchen enthalte als erstere, daher die Körnchen das eine Mal über die Oberfläche hervorragen, das andere Mal nicht.

Eine Körnchenkugel muß nicht unfehlbar dem Zerfalle entgegengehen, sondern die Körnchen können resorbirt und das Protoplasma seiner Hauptmasse nach zur Faserbildung verwendet werden.

Herr Prof. Gustav Schmidt übersendet einen nachträglichen Bericht zu seiner in der Sitzung vom 19. October l. J. vorgelegten Abhandlung: „Ueber die Atomwärme".

Verantwortlicher Redacteur Ernst v. Teschenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die altniederländischen Messen in der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien.

Von Dr. A. W. Ambros.

Von den zahlreichen Besuchern der Ambraser Sammlung im unteren Belvedere zu Wien wissen sicherlich nur die wenigsten, daß dieses in seiner Art einzige Museum, welches zunächst und vorwaltend den Eindruck einer kostbaren Sammlung von Waffen und Rüstungen historisch denkwürdiger Personen macht auch einen Schatz von Musik enthält, dessen Werth der bloße Beschauer freilich zunächst in den farbenreichen Initialen, den trefflichen Malereien und allenfalls der soliden Ausstattung im Material (Pergament) und elegantester, wiewohl unseren Duodeznoten gegenüber fast kolossal zu nennender Notenschrift suchen wird, während der Kenner alter Musik hier mit noch ungleich größerem Antheile eine Sammlung hochbedeutender Compositionen von Meistern, die an der Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts zu den besten ihrer Kunst und Zeit zählten, und darunter Werke findet, die anderweitig nicht nachweisbar sind; wahre Cabinetstücke, altniederländischer Tonkunst. Sie sind wenig gekannt und noch nirgends nach Verdienst gewürdigt. Primisser erwähnt ihrer, da er aber über die Meister, deren Namen er in den Ueberschriften las, Belehrung in Forkels „Geschichte der Musik" suchte, deren vielleicht schwächste Partie gerade die Besprechung dieser Epoche ist, so geschah es ihm, daß er z. B. den bei Forkel gar nicht genannten Componisten Bruhier mit dem Meister Antonius Brumel verwechselte, über den er in Forkels Buche einige Notizen fand. In einem älteren Jahrgang der „Cäcilia" hat Freiherr v. Tucher, der verdienstvolle Sammler und Kunstfreund, auf diese Messen aufmerksam gemacht, aber auch er hat offenbar nicht Zeit gefunden, tiefer und genauer darauf einzugehen. Den geistigen Gehalt alter, in Mensuralnotirung und in getrennten Parten geschriebener Messen oder Motetten, oder was es sonst ist, kann man freilich nur kennen lernen, wenn man nicht die Mühe und den Zeitaufwand scheut, sie in moderner Notenschrift in Partitur zu bringen. Das ist für den minder Geübten eine gar nicht so leichte Aufgabe — zumal, wenn er sich, ganz abgesehen von den phantastisch-malerisch aussehenden Gebilden der Ligaturen (Gruppen verbundener Noten), zu deren richtiger Auflösung man jene berühmten Gedächtnißverse „prima carens cauda" u. s. w. so zu sagen im Griff haben muß, durch einen wahren Verhau augmentirender und diminuirender Taktzeichen,

Digitized by Google

durch die zuweilen höchst verwickelte Berechnung beigesetzter Regulirungszahlen des sogenannten Cantus proportionatus und andere Chicanen durchwinden muß, oder ihm gar zugemuthet wird, aus einer beigesetzten Räthselbevise den eigentlichen Sinn, wie die Sache gesungen werden soll herauszufinden. Freilich sind es die Zeiten nicht mehr, wo Rousseau die Behauptung wagen durfte, es sei kaum noch ein Musiker zu finden, der im Stande wäre, Musik von einigem Alter zu lesen und zu verstehen. Der berühmte Genfer Philosoph tröstete sich aber vollständig mit der von ihm vorausgesetzten Werthlosigkeit einer solchen apokalyptisch versiegelten Musik, solche Werke, meinte er, seien eben nur Denkmale einer scholastischen, barbarischen Zeit, gleich jenen „gothischen Portalen, die zur Schande ihrer Erbauer stehen geblieben sind". Mit diesen „gothischen Portalen" sind jene machtvollen Kirchenfaçaden der Dome von Amiens, Rouen, Straßburg u. s. w. gemeint, die mit dem damaligen Style à la Louis XV. und dem nachmals à la grecque benannten Baustyl freilich gar sehr contrastirten. Wir haben seitdem die „gothischen Portale" wieder begreifen und schätzen gelernt, und es ist endlich auch die Aussicht da, daß auch die alte Musik der Zeit vor Palestrina von dem jetzt noch centnerschwer auf ihr lastenden Vorurtheil erlöst werden wird, als sei sie eben nichts weiter als ein wüstes Haufwerk unfruchtbarer und unschöner Satzkünsteleien. Die Mensuralnotirung ist für uns nicht länger eine unverständliche musikalische Hieroglyphenschrift; wenigstens in Deutschland und in Frankreich, wo die musikalische Archäologie neuerlich einen so glänzenden Aufschwung genommen hat, ist man bereits so weit. In Italien scheint es noch anders zu stehen. Aeußert doch A. Catelani in seiner Beschreibung der allerältesten Petrucci'schen Drucke[1] das Verlangen nach einem die Schwierigkeiten dieser Notirung erläuternden Werke. Würde Heinrich Bellermanns Buch über die Mensuralnoten und Taktzeichen ins Italienische übersetzt, so sähe Catelani seinen Wunsch in einer Weise erfüllt, die ihn sicherlich befriedigen würde Je tiefer aber sich das Verständniß für diese Art Musik öffnet, um desto mehr verliert die stets nachgesagte Beurtheilung der altniederländischen Tonsetzer als geschmackloser, eigentlich ganz unmusikalischer Rechner und abenteuerlicher Notenklitterer an Credit. Es ist die Zeit nicht mehr ferne, wo man z. B. den Ausspruch Oulibicheffs: „Dufay und Josquin seien gar keine Musiker gewesen", nur noch in humoristischem Sinne citiren wird, wie man etwa heutzutage des alten Joachim Sandvart Aussprüche über die gothische Baukunst citirt oder jenes berühmte Dictum des großen Mannes, der das Nibelungenlied in seiner Bibliothek nicht „tulden" wollte, oder Herrn von Voltaire's oder seines kleinen Nachtreters und Schleppträgers Ayrenhoff Beurtheilungen Shakspeare's. Man hatte bisher kaum den Muth und die Geduld altniederländische Musik aus dem Banne ihrer altfränkischen Notirung zu erlösen oder gar aufzuführen — wer ältere Musik kennen lernen wollte, hielt bei Palestrina an, überzeugt, daß es eine

[1] „Di due Stampe ignote di Ottaviano Petrucci", erst in der „Gazzetta musicale di Milano" veröffentlicht, dann als selbstständige kleine Broschüre gedruckt

Digitized by Google

unerfreuliche und für die Kunst zwecklose Arbeit wäre, in die noch ältere Kunstepoche zurückgehen zu wollen — da man ja für gewiß und sicher annahm, Palestrina habe die völlig in ein barbarisches Chaos hineingerathene Musik so gründlich reformirt, daß in seine Musik aus jener seiner Vorgänger gar kein verbindender Weg und Pfad zu finden sei. Commers' Publicationen haben zuerst dazu beigetragen, das Eis zu brechen. Seine „Opera Mus. Batavorum Seculi XVI." machten die Leute stutzig. Man konnte sich nicht verhehlen, daß diese Gombert, Clemens von Papa u. A. doch nicht so ganz und gar Barbaren gewesen, daß sogar Commers' Ausspruch: „die Motetten Josquins seien für alle Zeiten Zierden echter Kirchenmusik" seine Richtigkeit habe. Und so ist denn zu hoffen, daß endlich solche Codices, wie die Musikbücher der Ambraser Sammlung, aufhören werden als bloße kostbare Curiosa und Schaustücke zu gelten und zu dem gebührenden Range einer würdig ausgestatteten Sammlung edler Kunstwerke werden erhoben werden.

Es ist bekannt, welche kalligraphische und malerische Ausstattungspracht das 15. Jahrhundert an werthvolle Bücher wendete. Echte Bibliophilen mochten daher von Gutenbergs Erfindung gar nichts wissen und hielten es fast für schimpflich, ein gedrucktes Buch in ihrer Bibliothek zu haben. Ehe Ottaviano dei Petrucci durch die Erfindung des Notendruckes mit beweglichen Typen, dessen erste Publication (das Odhecaton) im Jahre 1501 erschien, für die Musik so gut eine neue Aera herbeiführte, wie Gutenberg durch die Erfindung des Bücherdruckes für die Litteratur, und ehe die aufliegenden Vortheile der Sauberkeit, Verläßlichkeit und Wohlfeilheit jenes Vorurtheil überwanden, wurden auch die Musikalien für reiche Kathedralen, Domstifte oder fürstliche Personen mit der ganzen Freude an gewaltigen, prachtvollen, mit bildlichen Darstellungen ausgestatteten Initialen, vielverschlungenen Randornamenten, Wappen, Sinnbildern und allenfalls selbst Portraitköpfen ihrer Besitzer auf das feinste Pergament, das man in großen Folioblättern dazu verwendete, mit schwarzer Tusche geschrieben oder eigentlich in zuweilen zollgroßen Noten mit dem Pinsel auf das sorgsamste gemalt. Die Dimensionen der Notenschrift wurden darum so groß angelegt, weil die Sänger insgemein nicht wie bei uns ihr Notenblatt in die Hand bekamen (allerdings gab es auch Musik in kleinen Stimmheften), sondern sich alle zusammen um das mächtige, auf ein hinlänglich starkes Notenpult gelegte Buch herumstellten und ihre Parte einträchtig daraus absangen. Wer den Sängerchor auf dem einen Flügel des berühmten Genter Altars der Brüder van Eyck gesehen, hat davon die richtigste Vorstellung. Natürlich mußten die Noten sehr groß und so geschrieben sein, daß die vier Stimmen auf je zwei Seiten einander gegenüberstanden, meist in der Anordnung:

Sopran	Alt
Tenor	Baß.

Ferner mußte der Schreiber dafür sorgen, jede Pagina mit dem in allen vier, fünf u. s. w. Stimmen zusammengehörigen Takte zu enden und bei gewendetem Blatte ebenso die nächste anzufangen. Unsere Klavierstücke zu vier Händen

Digitized by Google

haben mit ihrem Secondo und Primo eine ähnliche Einrichtung. Mitten unter den Sängern aber stand der Dirigent (er sang insgemein mit) und schlug mit auf- und niedergehender Hand (nicht wie jetzt im Kreuze) den Takt, wobei der sogenannte integer valor notarum oder dessen Beschleunigung oder Verzögerung durch Taktzeichen oder Zahlenproportionen das Grundmaß des Ganzen bildete.

Diese Einrichtung haben auch die Messencodices der Ambraser Sammlung. Es sind mächtige Foliobände von feinem Pergament in starkem Ledereinbande, neben den Büchern des päpstlichen Capellenarchives, den berühmten Choralbüchern in der Librerie des Domes von Siena und einigen ihnen in der Ausstattung ganz ähnlichen in der k. Bibliothek zu Brüssel gehören sie zu dem Schönsten, was in dieser Art erhalten geblieben und zeigen die ganze Pracht einer reichen Auszierung jener Zeit, wo der Notenschreiber den Kunstmaler herbeirief, daß er zwischen die Noten seine Gemälde, ganze Historienstücke aus der h. Geschichte in sorgfältigster Miniaturmalerei anbringe, den Buchrand mit schön geschwungenem Ornamente umfasse oder ihn mit zierlichen kleinen Blumen auf einfarbigem oder goldenem Grund, belebt durch Vögel, Schmetterlinge und andere artige Geschöpfe, bestreue, auch wohl gelegentlich in irgend einem phantastisch-burlesken Einfalle seinem Humor Luft mache. Solche Musikcodices hatten denn begreiflicher Weise einen ganz anderen Werth als heutzutage selbst unsere 500-Francs-Partituren — gar nicht zu sprechen vom absoluten Kunstwerthe der Ausstattung, der bei unseren heutigen Musikalien trotz aller lithographirten Titelpracht null ist.

Auf der inneren Buchdeckelfläche sind die Ambraser Messenbücher in großer Fracturschrift als Eigenthum K. Ferdinands I. bezeichnet. (Invictissimi Romanorum Regis Ferdinandi Liber missarum quintus, sextus u. s. w.) Aber dieser kunstsinnige und musikliebende Monarch, dessen kräftigem Fürworte, welches er bei den Vätern des Tridentiner Concils einlegte, die Beibehaltung der mit der Abschaffung aus der Kirche bedrohten Figuralmusik zu danken ist, ist nicht etwa derjenige, der mit fürstlicher Munificenz diese Prachtbücher schreiben und malen ließ, er hat sie als Erbstücke aus dem Nachlaß seines erlauchten Bruders Kaiser Karls V. erhalten, der sicherlich schon im Besitze eines dieser Codices war, als sein Großvater Kaiser Maximilian I. noch lebte, während der zweite Codex Eigenthum des ritterlichen Kaisers selbst, der dritte das Eigenthum seiner Tochter Margaretha, Gouverneurin der Niederlande gewesen zu sein scheint. Der eine Codex, welcher sieben Messen des berühmten Meisters Pierre de la Rue enthält, zeigt gleich bei der ersten Messe auf der dem Beschauer zur rechten Hand befindlichen Blattseite das große, von der Ordenskette des goldenen Vließes umgebene Wappen, gedeckt mit dem Herzogshute von Burgund, darüber kalligraphisch in hellrothen Buchstaben die Aufschrift: „Karolus Archidux Austrie, Dux Bourgundie, Princeps Castelle etc.“ Hienach läßt sich der Zeitpunkt der Entstehung des Codex ziemlich genau bestimmen. Karl, zu Gent am 24. Februar 1500 geboren, trat nach zurückgelegtem 14. Lebensjahre die Regierung der Niederlande an, wonach ihm der Titel eines Herzogs von Burgund (dux Burgundiæ) gebührte. Nach dem Tode Philipp des

Digitized by Google

Schönen, der am 25. September 1506 zu Burgos starb, und Ferdinands von Aragon, gestorben am 23. Jänner 1516, fielen ihm die gesammten spanischen Reiche zu — vorher war ihm nur der Titel eines Fürsten von Castilien (princeps Castiliæ) nach seiner mütterlichen Großmutter Isabella zugekommen. Als König von Sicilien wurde er am 7. Februar 1518 gekrönt. Kaiser Max I. lebte noch bis zum 12. Jänner 1519, wo er zu Wels in Ober-Oesterreich starb. Nach diesen Daten steht außer Zweifel, daß der Codex nicht vor dem 24. Februar 1514, als dem 14. Geburtstage Karls, und nicht nach dem 23. Jänner 1516, als dem Tage, wo ihm das gesammte Spanien zufiel, entstanden sein kann. Karl selbst war bekanntlich ein großer Musikfreund und tüchtiger Kenner, wie er denn einmal zum Erstaunen seiner Sänger in der eben aufgeführten neuen Messe eines namhaften Componisten eine unbarmherzig kritische Reminiscenzenjagd anstellte, welche die innigste Vertrautheit mit der musikalischen Litteratur seiner Zeit voraussetzte.

Der andere Codex zeigt auf dem ersten Folium rechts unter einer knieenden fürstlichen Rittergestalt das Bild eines Engels, welcher einen getheilten Schild hält, der rechts den kaiserlichen Doppeladler, links die mailändische Schlange, das Wappen der Visconti zeigt, mit deutlicher Anspielung auf Blanca Maria, Kaiser Maximilians Gemalin. Im dritten Codex enthält das Initial B des „Bassus“ auf grünem Grunde ein Sternblümchen (Marguerite, oder ist es eine sogenannte Pensée?) in natürlichen Farben mit goldenem Stengel, wohl eine Beziehung auf Margaretha, die Tochter Kaiser Maximilians, geboren am 10. Jänner 1480 zu Brüssel, seit 1508 Regentin der Niederlande, gestorben am 30. November 1530 zu Mecheln. Vielleicht war sie es, die alle drei Codices schreiben und malen ließ, nebst noch anderen in Brüssel zurückgebliebenen, jetzt in der dortigen Bibliothek befindlichen, welche in ihrer malerischen Ausstattung die Margueriten-Blume, und und zwar in noch reicherer Fülle zeigen.

Daß diese Codices in den Niederlanden ihre Entstehung gefunden haben, ist sicher. Die beigegebenen, zum Theile ziemlich umfangreichen gemalten Historienstücke zeigen ganz jenen Kunststyl, wie er im Nachklange der van Eycks, des älteren Rogier von der Weiden, Memlings u. A. den niederländischen Künstlern eigen war, ehe sie sich in die italienische Schule Rafaels verliefen, wo sie nach dem Idealismus ihres Vorbildes strebten, aber es nur zum Manierismus brachten. Auch das Ornament zeigt wesentlich den niederländischen Geschmack, auf den damals die Renaissance schon mannigfach eingewirkt hatte. Die Farben glänzen, Dank sei es der soliden Technik, noch heute in reiner Frische, die Ausführung ist fein und sorgsam. Der mit ihr betraute Künstler war ein nicht gewöhnlich geschickter Mann, wenn er auch nicht ganz die Höhe zu erreichen vermochte, welche z. B. die, übrigens im Kunststyle verwandten Malereien des herrlichen, gleichfalls in der Ambraser Sammlung aufbewahrten Gebetbuches zeigen, welches insgemein als Gebetbuch Maria's von Burgund bezeichnet zu werden pflegt.

Unter den Namen der Componisten, deren Werke uns hier in so würdiger

Digitized by Google

Aufzeichnung begegnen, finden wir die berühmten Josquin de Près', Pierre de la Rue's, Loyset Compère's, Jean Moutons, Anton de Fevins und des streng alterthümlichen Barbireau, während die Namen Bruhier, Pierken Theras und Prioris beweisen, daß es nicht gerade nur auf die allergrößten abgesehen war, sondern sonst tüchtige, wenn auch nur in zweiter Reihe stehende Meister hier Aufnahme fanden. Es scheint, daß Margaretha für Pierre de la Rue eine besondere Vorliebe hatte, weil er auch in den Brüsseler Musikbüchern stark vertreten ist. Der eine Ambraser Codex ist ganz ihm gewidmet und enthält nachstehende Messen:

1. Missa super Alleluia. Die kirchliche Intonation des Alleluja, hier mit einem Rückblicke auf uralterthümliche Terminologie als Neuma bezeichnet, bildet in sehr augmentirten Noten den Grundgesang in dem einen Tenor. Die Messe hat nichts jubilirendes, wie die Benennung vermuthen lassen könnte, ist vielmehr von dem tiefernsten Charakter, wie er dem großsinnigen Pierre de la Rue insgemein eigen ist. Beim „Cum Sancto" hat er, sonst nichts weniger als zu Scherzen aufgelegt, die Devise beigesetzt: „vade retro Satanas", zum Zeichen, daß die Tenore ihren Part rückläufig singen sollen (wodurch er dann eine gegen die erste, ursprüngliche Fassung ganz veränderte Gestalt erhielt und zu einem, neue contrapunktische Combinationen vermittelnden neuen Cantus firmus wurde). Ob aber die Tenore wohl vor Lachen singen konnten, wenn sie sich plötzlich so angeredet sahen?

2. Missa de Sancta Anna. Ein musikalisches Juwel. Pierre de la Rue, der großartig mächtige Mensch, entwickelt hier eine Zartheit der Empfindung, eine fast weibliche Innigkeit, dabei ist der Tonsatz beinahe miniaturartig fein durchgeführt, es ist ein wahres Spitzengewebe von Tönen. Die Perle des Ganzen aber ist ein kurzes „O salutaris hostia", das die Stelle des ersten Osanna einnimmt. Es ist ein höchst einfacher Satz, wie durch und durch von himmlischem Lichte durchleuchtet und verklärt, ganz kurz und doch eine Fülle herrlicher Musik bergend. Pierre de la Rue hat nichts schöneres geschrieben — aber auch Palestrina nicht! Der jetzige provisorische Director des Prager Conservatoriums, Herr Krejči, führt diesen Satz mit Vorliebe beim Gottesdienste auf, die Wirkung ist jedesmal eine außerordentliche und das Stück hat dadurch in Prag eine völlige Berühmtheit erlangt. Im zweiten Kyrie ist dem Meister ein sonderbares Versehen unterlaufen, das eine perfecte Tempus hat um eine Semibrevis zu wenig. Im ersten Kyrie begegnen wir nicht ohne Erstaunen einer specifisch Mozart'schen Wendung. Rücksichtlich der äußeren Ausstattung sei erwähnt, daß neben das Kyrie der Doppeladler gemalt ist mit Kaiser Maximilians Denkspruch: „Halt mas."

3. Missa super Ave Maria, 4. Missa super Inviolata, 5. Missa de S. Job, drei gediegene Werke. Die erste ist über das gregorianische Motiv des Ave Maria, die andere über die Antiphone Inviolata, Integra et Casta componirt. Die Brüsseler Bücher enthalten auch eine Ave Maria-Messe de la Rue's, aber eine fünfstimmige, während diese hier vierstimmig ist.

6. Missa sub tuum præsidium. Es ist dieselbe, die in dem „Liber quindecim Missarum" des Petrejus im Sopran-, Tenor- und Baßheft als Werk

Digitized by Google

Josquins bezeichnet ist, daher insgemein als solches gilt. Im Althefte jener Sammlung steht richtig: „Petrus de la Rue", und wer die feineren Eigenthümlichkeiten der Meister kennt, wird keinen Augenblick im Zweifel sein, daß sie ihm und nicht Josquin angehört.

7. Missa de Sancta Cruce, fünfstimmig, über den Cantus firmus: „nos autem oportet gloriari in Cruce Christi", die mächtigste unter allen diesen Messen, ein grandiöses Werk Herrlich besonders das letzte Agnus, mit schön contrastirender Anordnung von Gruppirungen der höheren und der tieferen Stimmen. Diese Messe findet sich auch in den Brüsseler Büchern, sie ist eine der großen Meisterarbeiten der Zeit.

In dem anderen Codex finden wir nachstehende Messen:

1. Salve diva parens prolis amoenæ, von einem Ungenannten. Voran steht eine prächtige Malerei, die Geburt Christi darstellend.

2. Mente tota, von Anton de Fevin. Dieser jung verstorbene Franzose aus Orleans (im Index des Dodecachordon wird er zweimal Aurelianensis genannt) versprach alle Meister seiner Zeit zu überglänzen — aber auch was er wirklich bereits geleistet, nimmt einen hohen Rang ein. Es sind Werke von reiner, edler Empfindung und einem gewissen jugendfrischen Zuge, dabei meisterhaft im Satze. Diese Messe liegt übrigens auch von Petrucci gedruckt vor.

3. Faisant regrets, von Josquin (in allen Ausgaben der Josquin'schen Messen von Petrucci und Jakob Junta gedruckt). Der ganze Tenor hält mit unerhörter Hartnäckigkeit das Viernotenmotiv des zum Thema genommenen Liedes fest, nur immerfort in wechselnder rhythmischer Anordnung der Noten Die Messe ist in diesem Sinne ein Seitenstück zur Messe La sol fa re mi, nur ungleich seltsamer. Es gehörte der ganze Phantasiereichthum Josquins dazu, um unter einem solchen Zwange eine solche Fülle von Musik zu entwickeln, wie hier der Fall ist. Pierre de la Rue hat in seiner Messe „Cum jocunditate", Franciscus de Layolle (Benvenuto Cellini's Musiklehrer) in seiner Messe „Adieu mes amours" das Gleiche versucht, aber durchaus nicht mit gleichem Glücke. In den Canti cento cinquanta findet sich eine bizarr geistreiche Bearbeitung des Faisant regrets mit seinem Zickzackmotiv von Alexander Agricola. Sonderbar ist es, daß mit eben diesem Motiv sogar auch Beethoven in seinem Es-dur-Trio (einer der sogenannten Erdödy'schen) sein Wesen hat.

4. Allez regrets, von Loyset Compère. Unschätzbar, weil sich außerdem Messen von Compère nur noch im Archiv der päpstlichen Capelle finden. Loyset ist unter den Schülern des Altmeisters Okeghem der Romantiker, eine liebenswürdige Jünglingsnatur. Diesen Charakter hat auch die Messe Allez regrets, die in ihren Sätzen eine eigenthümlich zarte Empfindung zeigt, im Crucifixus aber eine wahrhaft prachtvolle Harmoniefülle entwickelt. Die Tenore werden sich die ganze Messe hindurch weidlich geärgert haben, denn ihr Part ist an schnell, oft auf die einzelne Note wechselnden Mensuraltaktzeichen das Unerhörteste. Der Tenorpart ist hier ein wahres Rigorosum in der Mensurirungskunst, unaufhörlich durch Tempus,

Digitized by Google

Prolation, Proportion, Perfection und Imperfection hindurchgehetzt, mußten die Sänger die Berechnung immer blitzschnell im Kopfe beisammen haben und mögen sich gefühlt haben, wie die „bösen Geister im Puppenspiele, die auf das schnell wechselnde Berlike, Berloke nicht wissen, wie sie kommen oder gehen sollen".

5. Mediatrix nostra, von Bruhier. Dieser Tonsetzer war, wie aus den bekannten Versen Theophil Folengo's hervorgeht, Mitglied der Capelle Leo's X. In dieser Zeit- und Kunstepoche, die sogar schon über Josquin hinausfällt, nimmt sich Bruhier (Brugher, Broyer) aus, wie ein erwachter Epimenides unter Ururenkeln. Er ist altfränkischer als selbst Okeghem oder Habrecht, auch Barbireau sieht nicht so uralt graubärtig aus. Uebrigens hat die Messe interessante Züge, einmal einen durch bloße Notenfärbung bewirkten, gerückten und dadurch unbedenklich gemachten Quintparallelengang u. a. m., ein reich geschnörkeltes Duo als Reni u. s. w. Bruhiers Werke sind sehr selten, gedruckt ist von ihm bloß ein Duo in Rhau's Bicinine, ein ziemlich wüstes Brummbärenstück für zwei Saraſtro-Bässe, obwohl der Text von lauter Liebe handelt.

6. O vos omnes, von Pierken Theras. Das Werk eines soliden Meisters. Es ist derselbe, von dem Petrucci in den Motetti della Corona mehrere Stücke unter dem Titel P. de Therache und de Theracine gedruckt hat, daher man ihn zu einem Italiener aus Terracina machen wollte. Aber er ist ein richtiger Niederländer und Pierken heißt so viel als Pieterken, der kleine Peter, während Pierre de la Rue von den Italienern Pierazzon, der große Peter genannt wurde.

7. Una musque de Biscay, von Josquin de Près. In allen Ausgaben seiner Messen gedruckt, rein, tüchtig, körnig, ohne Devisenräthsel oder verfängliche Zeichen.

Der dritte Codex, gleich anfangs mit einer großen prachtvollen Darstellung der Auferstehung geziert, enthält folgende Messen und Messenfragmente:

1. Kyrie, Christe und Kyrie von Jacques Barbireau, der schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein geachteter Meister in Antwerpen war, wo er 1492 starb. Er ist herb alterthümlich und schroff großartig, wie insbesondere seine Messe Virgo parens Christi in einem Codex (Nr. 1783) der k. k. Hofbibliothek zeigt.

2. Kyrie, Christe und Kyrie in festo paschæ von Pierre de la Rue — vermuthlich Fragment einer Ostermesse

3. Ista est speciosa. Das erste Blatt fehlt, auf dem muthmaßlich der Name des Componisten stand.

4. De Sancta Trinitate von Johannes Mouton. Sie macht ihrem Meister Ehre. Beim Crucifixus ist der einfach sinnreiche Zug angebracht, daß es von zwei tiefen dumpfen Stimmen gesungen wird, während das Resurrexit zwei hohe, helle Stimmen als analoges Duo anstimmen.

5. O quam glorifica luce von Anton de Fevin. Im Benedictus der Canon „vado, venio, redeo" und ein Doppelzeichen. Fevin war sonst kein Freund solcher

Digitized by Google

Dinge, vielleicht machte er hier eine der „Meisterproben" der Zeit in tendentiöser Absicht. Seine Zeitgenossen werden es ihm mehr gedankt haben als wir.

6. Tous les regrets von Pierre de la Rue Auch gedruckt im „Liber quindecim Missarum". Ein schönes Werk, das Christe äußerst originell, urkräftig, sonderbar und doch nicht bizarr; die Notenfiguren wie aus hartem Stein ausgemeißelt.

7. Pro fidelibus defunctis von Anton de Fevin. Der Schreiber und Maler hat diese Todtenmesse reichlich mit Todtenknochen und grinsenden Schädeln auf schwarzem Grunde ausgestattet, sogar der „überall bekannte Freund Hain mit seinem dürren Knochenbein" taucht einmal in eigener Person auf, den verderblichen Pfeil in der Knochenhand, als rüstiger Jäger alles Lebendigen, einen Sarg neben sich. Alles auf möglichst schauerlichen Effect berechnet. Den gleichen Eindruck hat auch Fevin in der Musik angestrebt, alle Augenblick erschreckt er durch das fa fictum, wie spätere Componisten in ähnlicher Absicht gerne einen plötzlich hereinschmetternden Posaunenaccord anbringen. Offenbar schießt hier Fevin ziemlich weit über das Ziel hinaus, wie insgemein die Musik seiner Zeit, wo sie stärkste Effecte wollte. Bei dieser Messe Fevins, wie bei der anderen „O quam glorificam" steht neben seinem Namen der Beisatz „pie memorie" und ein beigezeichnetes Kreuz. Er war also nicht mehr unter den Lebenden als dieser Codex geschrieben wurde.

8. Missa de Angelis von Johannes Prioris. Diese Messe ist ungedruckt geblieben, findet sich aber auch im Codex Nr. 11.883 der k. k. Hofbibliothek. Es ist ein ganz schönes solides Werk, wenn auch gerade kein Werk allerersten Ranges. Bemerkenswerth ist das drastische fa fictum zu Anfang des Credo. Es scheint, daß Prioris damit das übermächtig aufleuchtende Licht einer Tephanie malen wollte. Auch hier ist über das Ziel geschossen. Im übrigen hält sich die Messe mit einer Art Bescheidenheit auf einer gewissen mittleren Höhe.

Für die Kenntniß der sogenannten zweiten niederländischen Schule ist diese ganze Sammlung von hohem Werthe, wie denn Wien gerade für diese Kunstperiode in seinen Bibliotheken ein überaus reiches Material bietet, dessen gehörige und gründliche Verwerthung freilich noch erst zu gewärtigen ist. Die Musikgeschichte wird denn doch endlich daran gehen müssen, Okeghem und seine Nachfolger anders und besser kennen zu lernen, als aus auf gut Glück herausgegriffenen Fragmenten und Proben oder gar immerfort dieselben Phrasen und tausendmal wiederholten Citate aus Glarean u. s. w. abzuschreiben.

Eine Eigenheit der Ambraser Codices, allem Anschein nach aber ein Copistenwitz, für den die Tonsetzer nicht verantwortlich gemacht werden können, ist es, daß das Schweigen einer Stimme während eines Satzes nie durch ein einfaches Tacet, sondern jedesmal durch irgend einen Spruch angekündigt wird: Dominus dedit, Dominus abstulit; nihil habentes unde redderent? Cantabit vacuus coram latrone viator u. a. m. Diese Scherze sind höchst solenn in zollhohen Fracturbuchstaben geschrieben.

Digitized by Google

Die Art, wie diese kostbaren Musikbücher in die Ambraser Sammlung gelangten, ist unschwer zu errathen. Sie kamen von Kaiser Ferdinand an seinen Sohn, den Erzherzog-Statthalter Ferdinand, den kunstsinnigen Stifter der Sammlung, welcher er, wie so vieles andere Werthvolle, auch diese schönen Codices einverleibte. Die Ambraser Sammlung giebt ein wahres Culturbild der Zeit, in welcher sie entstand, und da durfte auch die Musik nicht fehlen, die in dem geistigen Leben jener Zeit eine so bedeutende Stellung einnahm.

Reise der österreichischen Fregatte Novara.

Statistisch-commercieller Theil von Dr. **Karl v. Scherzer.**

(Zweiter Band Mit 22 in den Text gedruckten und 8 lithographirten Tafeln. VI, 540 und 150 S. gr 4 Wien 1865, bei C. Gerolds Sohn.)

In der Reihe derjenigen vortrefflichen Schriften, deren Entstehen wir der Novara-Expedition zu danken haben, ist bis jetzt schon eine sehr erkleckliche Anzahl erschienen. Zuerst erinnern wir an den eben so elegant als anregend gehaltenen „beschreibenden Theil" (3 Bde. in gr. 8. 1861 bis 1863 und eine kleine Volksausgabe) aus der Feder des Dr. v. Scherzer, eine Arbeit, die sich zwar bescheiden nur als „Vorläufer für die späteren wissenschaftlichen Publicationen" bezeichnete, deren Werth aber einmüthig von der Kritik anerkannt und von der Lesewelt gewiß nicht besser bestätiget werden konnte, als durch eine für deutsche Schriften ganz abnorme Verbreitung; das Werk hat in einer Auflage von 26.000 Exemplaren die Keime des Wissens in alle Schichten des Volkes verbreitet und den Ruhm der österreichischen, scientifisch-maritimen Expedition über die Grenzen Europa's hinaus durch ungekünstelte, aber doch fesselnde Erzählung getragen. War mit diesem Buche die Absicht erreicht, ein allgemeines Bild von den Reiseergebnissen der Novara zu liefern, so blieb es den fachmännischen Specialarbeiten überlassen, die einzelnen, während der Erdumseglung gesammelten Materialien in systematischer Weise zusammenzustellen und dadurch zum Gemeingut der Welt zu machen. Es erschien bereits der von Dr. v. Hochstetter verfaßte geologische Theil (2 Bde.), dann der von der hydrographischen Anstalt der k. k. Kriegsmarine herausgegebene nautisch-physikalische Theil, ferner der erste Band des medicinischen Theiles aus der Feder des leider seither verstorbenen Dr. E. Schwarz und endlich der statistisch-commercielle Theil in 2 Bänden, der an Dr. v. Scherzer einen sachkundigen Autor gefunden hat. [1]

[1] Noch erübriget Einiges zur Lösung der den Gelehrten der Expedition und beziehungsweise den externen Bearbeitern gestellten Aufgabe; unseres Erinnerns sollte noch ein botanischer,

Digitized by Google

Indem wir bezüglich des *ersten* Bandes dieser Schrift auf die seinerzeit in diesen Blättern (5. Bd., S. 449 ff.) gebrachte Kritik verweisen, beschränken wir unsere heutige Anzeige auf den vor wenigen Wochen versendeten *zweiten* (Schluß-) Band, der Java, die Philippinen, China, Japan, Neu-Süd-Wales, Neu-Seeland, Tahiti, Chile (Valparaiso), Peru, den Isthmus von Panama, die mittelamericanischen Freistaaten und das mexicanische Kaiserreich, die westindischen Inseln St. Thomas, Haiti, Portorico und Cuba und endlich die nordamericanische Union umfaßt. Wir müssen auch hier an dasjenige erinnern, was der gelehrte Verfasser selbst über die Anlage des Werkes sagt, weil es den Schlüssel bildet zum Verständnisse der in der ganzen Darstellung von ihm gewählten Anordnungsweise. „Die Schilderung der Bodenerzeugnisse, der Productionskraft, der Verkehrsmittel, der Waaren- und Schifffahrtsbewegung, der Ein- und Ausfuhrzölle und sonstiger Handelsgebräuche in jedem einzelnen Lande ist durch eine kurze geographisch-historische Skizze desselben, durch Mittheilungen über die Sprache, den Culturzustand und die Bedürfnisse der Eingebornen eingeleitet. Darauf folgen Andeutungen mit specieller Rücksicht auf Oesterreich, nämlich Andeutungen über die Wichtigkeit der Naturerzeugnisse der außereuropäischen Länder für unseren Handel und Schiffsverkehr, über die Aussichten für den Absatz österreichischer Producte und Fabricate in den verschiedenen Stapelplätzen, so wie über die im Interesse der Hebung des Handels etwa wünschenswerthen Reformen". — Damit sind die Gesichtspunkte gekennzeichnet, von welchen Dr. v. Scherzer bei der Schilderung der oben genannten Länder ausging; nur eine bis in die kleinsten Details reichende Analyse des Inhaltes der uns vorliegenden Arbeit vermöchte den Nachweis für die Gewissenhaftigkeit zu liefern, mit welcher der Verfasser fast durchweg die an Ort und Stelle gesammelten Daten, die geographisch-topographische, statistische und nationalökonomische Litteratur und die ihm nachträglich zugegangenen Quellen aller Art benützt und geistreich verarbeitet hat.

Seine Mittheilungen reichen — obwohl die Reise der Novara bekanntlich am 26. August 1859 beendet war — bisweilen bis zum vergangenen Jahre (1864), indem theils die bei Gelegenheit des Aufenthaltes in fernen Welttheilen angeknüpften Verbindungen, theils eine sorgfältige Benützung einschlägiger neuer Sammelwerke und Monographien eine Ergänzung bis auf die jüngste Zeit ermöglichten. Zwar verliert das Buch durch diese nachträglichen Ergänzungen des auf der Reise gewonnenen ursprünglichen Materiales an Lebhaftigkeit, indem dem Leser nicht bloß die Eindrücke der localen Selbstanschauung des Verfassers, sondern auch die Früchte compilatorischer Studien geboten werden; dagegen hat die erschöpfende Behandlung entschieden nur mit solchen Mitteln erreicht werden können, und wir besitzen jetzt in dieser Arbeit kein gewöhnliches Reisewerk und auch keinen

zoologischer, anthropometrischer und craneologischer, dann ein ethnographischer und philologischer Theil und der 2. Band des medicinischen Theiles erscheinen.

Digitized by Google

einfachen Handelsbericht, sondern eine recht vollständige wirthschaftliche Statistik der wichtigsten außereuropäischen Länder.

Versuchen wir es den wissenschaftlichen Charakter des Buches mit möglichst wenigen Strichen zu skizziren, so tritt als ein bezeichnendes Merkmal derselben eine Auffassungsweise entgegen, welche dem ethischen Elemente stets seine ebenbürtige Bedeutung neben dem rein wirthschaftlichen einräumt und die höheren Aufgaben des internationalen Handels, die culturhistorische Bedeutung desselben nie aus dem Auge verliert. Dieser Auffassungsweise begegnen wir sowohl in der Schilderung der socialen Zustände, des Charakters, der Bildungsfähigkeit und der actuellen Civilisationsstufe jedes Volkes, als in den Kritiken der bisherigen europäischen Colonisationen, der Emigrationsverhältnisse und des geistigen Verkehres zwischen der alten Welt und jenen fernen Staaten.

Um mit einem der interessantesten Belege hiefür zu beginnen, werfen wir einen Blick auf die beiden Capitel Hongkong und Shanghai, in welchen Dr. v. Scherzer China, das goldene Reich der Mitte beschreibt. Die allgemeine Weltverkettung unserer Tage — sagt er — welche keine Abschließung der Völker mehr duldet, hat auch das große, vom Amurstrome bis zum südlichen Weltmeer und zu den Provinzen von Birma und Siam, dann von den Gewässern Japans und Korea's bis nach Khokand zu den Ländern der Sighs und Britten sich dehnende Reich gewaltsam in den Strom der Begebenheiten hineingerissen. Mit dem Frieden von Nanking (29. August 1842) fiel die Majestät des Mandschu-Staates, mit den Verträgen von Tien-tsin (26. Juni 1858) und Peking (24. October 1860) ist die Auflösung des alten chinesischen Culturs ystems in ihr zweites Stadium getreten. Für das ganze östliche Asien hat eine neue Zeit begonnen. Die christlich civilisirten Völker werden auch hier, weil sie dem Fortschritte huldigen, die Herrschaft erringen und in diesen, von den modernen Wissenschaften noch nicht erleuchteten Ländern Entdeckungen machen und Einrichtungen treffen von kaum berechenbarer Tragweite. Der ungeheure Flächenraum des Reiches, welcher sich über 200.000 geographische Quadratmeilen (ein Drittheil des ganzen asiatischen Continentes) ausdehnt, so wie die Massenhaftigkeit seiner Bewohner, welche 400 Millionen [1] Seelen, oder über ein Drittheil der Gesammtbevölkerung unseres ganzen Planeten betragen, steigern noch die Wichtigkeit der Erschließung China's für den Welthandel und die europäische Industrie. Dr. v. Scherzer erzählt den geschichtlichen Verlauf der Begebenheiten, durch die es den Westmächten ermöglicht wurde, Handelsverträge mit dem Kaiser von China auf der liberalsten Basis zu Stande zu bringen, und giebt den Inhalt dieser Verträge im Anhange zu dem uns vorliegenden zweiten Bande. Ebenso macht er uns mit dem jetzt geltenden chinesischen Zolltarif bekannt, bringt die Bestimmungen (Rules) in Bezug auf den Schiffsverkehr und die zu entrich-

[1] Neuere Erhebungen, die dem Verfasser vielleicht bei Drucklegung des Werkes noch nicht bekannt waren, reduciren diese bisher angenommene Zahl auf 367 Millionen (s. **Martin**, Fr., **The statesman's year-book for the year 1865**). Von einem genauen Census kann ohnedies vorläufig nicht die Rede sein.

Digitized by Google

tenden Zollgebühren, beschreibt dann die Hafenverhältnisse und localen Handelsgebräuche von Hongkong, Canton, Macao, Shanghai, so wie Notizen über die durch den Vertrag von Peking dem europäischen Handel geöffneten drei Seehäfen des nördlichen China: Tien-tsin, Tschi-fú oder Gentai und Niu-tschwang und endlich über die am Yang-tse-kiang-Flusse gelegenen, der fremden Schifffahrt zugänglichen Häfen (darunter Nanking).

Während in diesen letzten Daten die rein commerciellen Fragen erledigt sind, finden wir in den nämlichen Capiteln auch höchst lehrreiche Aufschlüsse über das geistige Verkehrsleben. „Durch die leichtere und häufigere Berührung mit den Fremden werden bei den Eingebornen zahlreiche Bedürfnisse geweckt werden, deren Befriedigung einen größeren Aufwand von Arbeitskraft erheischt. Dies wird zugleich für die Chinesen ein Sporn sein, ihrer seitherigen Einseitigkeit in der Landwirthschaft, Industrie und Kunst zu entsagen und ihre bewunderungswürdige Betriebsamkeit nach den verschiedensten Richtungen hin zu verwerthen. Denn die Chinesen sind ein überaus unternehmendes Volk, geschickt, fleißig, nüchtern, sparsam, welches berufen scheint, nicht nur in der Entwicklung der indischen Nationen, sondern in der Geschichte der Menschheit eine große Rolle zu spielen; sie sind gewissermaßen die Griechen und Römer des östlichen Asien und werden, einmal von der großen Weltströmung erfaßt, Thaten vollbringen, welche selbst die Culturvölker der alten Welt in Staunen und Bewunderung versetzen dürften. Der bekannte deutsche Missionär Gützlaff bezeichnet den Chinesen zwar als kriechend, lügnerisch, ränkevoll und habsüchtig, in dessen Charakter sich so viele Widersprüche zeigen, daß man sich kaum überreden kann, es könnten die nämlichen Laster und Tugenden derselben Person angehören; allein auch dieser gründliche Kenner chinesischen Wesens muß zugeben, daß die Chinesen ein großes Volk sind, welches, seiner Macht einmal bewußt, Gewaltiges leisten wird. Der heutige verkommene Zustand des Landes und seiner Bewohner muß überhaupt weit mehr den egoistischen Herrschern des Reiches der Mitte, als dem Volke zur Last gelegt werden, welches jetzt, im ungehinderten Verkehr mit den Nationen des Westens, sicher mit Riesenschritten einholen wird, was es bisher ohne sein Verschulden versäumt hat".

Diese prägnante Charakteristik wird in den einzelnen Zügen noch weiter ausgeführt. Interessante und fachkundige Berichte über das chinesische Maß- und Münzwesen, über das Papiergeld und die Banken, die Art der Abrechnung mittelst eines eigenen Rechenbrettes, über gewisse Nationalgebräuche, die Nahrungsmittel u. s. w. sind mehr oder weniger mit der Beschreibung der Landesproducte und der Hauptexport- und Importgegenstände verwebt. Diese Beschreibung bietet ihres Theils wieder eine Menge von wissenswerthen Beiträgen zur kaufmännischen Waarenkunde und auch den Nichtkaufmann wird dasjenige fesseln, was dort über die Seidencultur, über den Thee, dessen Bereitung, künstliche Beduftung, Erzeugungskosten, und die verschiedenen Theesurrogate, über chinesisches Porzellan, die berühmten Elfenbeinwaaren, Lackwaaren, die Tusche u. s. w., dann über die

Digitized by Google

Einfuhr des Opium und die daran geknüpften geschichtlichen Vorgänge die bekannten Schwalbennester (Mandarinennester) u. s. f. gesagt wird.

Wir könnten nun ebenso bei den australischen und americanischen Besuchsstationen mit dem gelehrten Autor verweilen und im Einzelnen auf die consequente Durchführung des hier skizzirten wissenschaftlichen Planes hinweisen. Wir könnten zeigen, wie Dr. v. Scherzer die socialen und Culturverhältnisse mit gleichem praktischen Sinn in Neu-Süd-Wales und Victoria, auf Neu-Seeland und Tahiti und allen von ihm berührten Ländern America's darstellt. Es würde uns aber eine solche, wenn auch ganz oberflächliche Rundschau weit über die gebotenen Grenzen hinausführen. Wir beschränken uns deßhalb darauf, dem Leser einige besonders empfehlenswerthe Daten namhaft zu machen. Es gehören hieher — nach unserer Ansicht — die Darstellungen über die Ausbeute an Edelmetallen in Neu-Süd-Wales (S. 256), in Victoria (S. 259), Neu-Seeland (S. 301) und in Californien (S. 521); die Angaben über die Mittel des Verkehres zwischen beiden Hemisphären, wie Dr. v. Scherzer sie vorzüglich bei Neu-Seeland (S. 306) dann bei den süd-americanischen Republiken (S. 411) u. s. f. liefert, über die localen Hindernisse oder Begünstigungen für die Colonisation, wie bei Neu-Süd-Wales, bei dem sogenannten americanischen Polynesien (S. 335 ff.), Bolivien, Mexico u. A.

Als Abschnitte, die gerade für Oesterreichs Exporthandel wichtigen Inhaltes sind und eine politisch höhere Bedeutung haben, erlauben wir uns die meisterhaften Schilderungen von China, Australien, Chile, Mexico und der nord-americanischen Union hervorzuheben; die „Bevölkerungsverhältnisse" des letztgenannten Staatenbundes sind den Lesern dieser Blätter ohnedies durch den Abdruck des bezüglichen Capitels aus Scherzers Werk (s. Wochenschr. 6., S. 1) bekannt.

Zur Ausstattung und Vervollständigung des stattlichen Quartbandes hat der gelehrte Verfasser einen Anhang beigegeben; derselbe enthält außer dem schon erwähnten Abdruck des Textes der von europäischen Staaten mit China, Japan und Peru abgeschlossenen Handelsverträge auch noch Andeutungen für Reisende in Bezug auf die Erörterung verschiedener statistisch und commerciell wichtiger Fragen (Instructionen, die dem Verfasser von mehreren österreichischen Corporationen vorgelegt wurden) und eine mit riesigem Fleiße und compendiöser Uebersichtlichkeit von Prof. J. Lewin gearbeitete lexikographisch (alphabetisch) geordnete Darstellung der im Weltverkehr wichtigsten Münzen, Maße und Gewichte.

Endlich ist das Buch mit acht lithographirten Karten versehen, bei denen wir noch ein wenig verweilen müssen. Von diesen ziehen nämlich mehrere unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich, weil sie nicht bloß geographische, sondern nationalökonomische Verhältnisse enthalten Die eine derselben, eine „statistische Karte der nordamericanischen Freistaaten", zeigt die Grenzen der einzelnen Staaten und Territorien und die Entwicklung des Eisenbahnnetzes; wir bedauern daß sie sich auf diese beiden Momente beschränkt und nicht mehr umfaßt. Eine andere, weitaus interessantere Karte enthält eine graphische Darstellung über den gegenwärtigen

Digitized by Google

Stand der Eisenbahnen auf der Erde (durch gerade Linien von entsprechender Länge nach dem beigegebenen Maßstabe ausgedrückt) im Verhältnisse zum Areal der einzelnen Länder und Bevölkerung (beides durch Rechtecke von entsprechender Größe ebenfalls nach besonderen Maßstäben ausgedrückt). So sinnreich diese Karte von Herrn Kracher entworfen ist, so sehr vermissen wir daran die Grundlage ihres Werthes: die volle Richtigkeit der Angaben.

Wie wir uns nämlich überzeugt haben, wurde erstens für das Areale ein Maßstab beigegeben der viel zu klein ist und in Folge dieses höchst fatalen Irrthums sind die absoluten Zahlen, welche man mit Hülfe des falschen Maßstabes berechnet, viel zu groß; die graphische Darstellung der Länderflächen kann also, wie sie hier vorliegt nur zu Vergleichen, nur zu einer relativen Beurtheilung benützt werden, erst die Correction des Maßstabes, die wir bei einer neuen Auflage sicher zu finden hoffen, wird dieses Element der Karte ganz brauchbar machen. Ueberdies aber leiden auch die statistischen Zahlen, welche den Versinnlichungen der beiden anderen Factoren: der Eisenbahnlänge und Bevölkerungsmenge zu Grunde gelegt wurden, an dem Uebelstande, daß sie mit den letzten Erhebungen nicht ganz übereinstimmen und verschiedenen Zeitpunkten der Erhebung angehören. Vergleichende statistische Arbeiten, wie eine tadellose graphische Karte es sein muß, haben doch selbstverständlich eine Grundbedingung ihrer Verwendbarkeit in der Gleichzeitigkeit der Auffassung der Zustände, und diese fehlt hier. Die folgenden drei Tafeln, welche die wichtigsten Productionsverhältnisse anschaulich machen, sind ebenfalls recht glücklich ausgedacht und von Herrn Kracher geschickt entworfen und gezeichnet; die Differenzen, die sich bei denselben zwischen der Zeichnung und der mathematischen Zahl ergeben, mögen wohl größtentheils der technischen Ausführung des lithographischen Druckes zur Last gelegt werden und sind nicht beträchtlich. Auf einer dieser Tafeln ist die Verbreitung und jährliche Production von Baumwolle, Seide, Zucker, Kaffee, Thee und Tabak, auf der zweiten die Cultur und Production von Wein und Indigo, so wie die Verbreitung von Reis, Mais, Weizen, Flachs und Hanf, auf der dritten die Verbreitung von Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Steinkohle auf der Erde zusammengestellt. Wir bedauern das oben erwähnte Versehen um so mehr, als wir gerade derlei graphische Darstellungen für ein noch brach liegendes Feld halten, welches berufen wäre statistische und nationalökonomische Kenntniß besonders den mittleren und unteren Schulen zugänglich zu machen, und welches daher die aufmerksamste Pflege verdienen würde.

Wenden wir uns zum Schlusse noch einmal zu dem meritorischen Theile des Scherzer'schen Werkes, so drängt sich uns der lebhafte Wunsch auf, das immense Materiale, das dort angehäuft ist, die Fülle der Erfahrungen, die in demselben niedergelegt sind, nicht auf jenen exclusiven Leserkreis beschränkt zu sehen, dem es jetzt in der eben so kostspieligen als unbequemen Prachtausgabe geboten wird; eine billige, für das Volk bestimmte und handsame Auflage, mit deren Vorbereitung man übrigens schon beschäftiget sein soll, wäre eine höchst erfreuliche Erscheinung;

Digitized by Google

freilich müßten dafür auch die fremden Maße und Gewichte auf bekannte österreichische oder zollvereinsländische Maßstäbe umgerechnet werden. Wenn diese äußeren Mittel zur Popularisirung des schätzbaren Werkes angewendet werden, dann wird dem Verfasser gewiß die Genugthuung werden, daß durch den Vergleich und das Studium fremder Zustände vielen tausend Oesterreichern sich jene Ueberzeugung aufdringen wird, mit der Dr. v. Scherzer sein Werk schließt: die Ueberzeugung daß die Blüthe der Staaten und die Wohlfahrt der Völker nur durch die wunderthätige Wirkung bürgerlicher und wirthschaftlicher Freiheit erreichbar ist.

Dr. Franz Neumann.

Ueber den neuesten Stand der Nibelungenfrage.

(Untersuchungen über das Nibelungenlied von Karl Bartsch. Wien 1865. Wilhelm Braumüller 8. XII und 385 S.)

Es sind nunmehr zwölf Jahre, daß ein Buch unter dem gleichen Titel erschien, das eine gewaltige Bewegung unter den Fachgenossen hervorrief und das wenigstens den äußeren Anstoß dazu gab, daß seitdem die Vertreter der deutschen Alterthumswissenschaft sich in zwei scharf geschiedene Schulen zerspalten. Und so bedauerlich das ist, begreiflich wird die Thatsache finden, wer bedenkt, daß der Verfasser jenes Buches, Adolf Holtzmann, darin Ansichten aussprach, die allem, was man bis dahin über die Entstehung des Nibelungenliedes nicht nur, sondern über das Volksepos überhaupt so sicher wie ein Dogma geglaubt, schnurstracks zuwiderliefen, und daß die darin bekämpften Anschauungen gestützt waren durch den Glanz eines Namens, den die deutsche Philologie, so lange sie in Ehren bleibt, stets unter den ersten mit Dankbarkeit und Verehrung nennen wird, Karl Lachmanns. Hatte dieser die echteste Ueberlieferung in der Hohenems-Münchner Handschrift (A) gefunden, aus der als Ueberarbeitungen die St. Galler (B) und Hohenems-Laßberg'sche (C) Recension stufenweise hervorgegangen seien und mit Aufwand allen Scharfsinnes und kritischer Methode aus jener echtesten Ueberlieferung zwanzig Volkslieder herausgeschält, die etwa um 1210 vereinigt und mit unechten Zuthaten verkittet worden seien, so glaubte Holtzmann, die ursprüngliche Gestalt in der Handschrift C zu erkennen, und wies das Gedicht als ein wohlgeordnetes organisches Ganzes einem großen Dichter zu. Es wurde vielfach hin und her gestritten, Holtzmanns Buch bot in mancher Beziehung, freilich ohne daß dies für die Hauptsache entscheidend gewesen wäre, den Gegnern willkommene Gelegenheit zu erfolgreichem Angriff, und der Streit wurde mit einer Lebhaftigkeit und Hitze geführt, daß wenigstens ein Nachhall davon auch in Kreise drang, die

Digitized by Google

sonst sich um interne Fragen der Wissenschaft wenig kümmern und die Gelehrten sich zanken und streiten lassen. Eine Einigung ward gleichwohl nicht erzielt. „Einem Unbefangenen konnte nicht entgehen, daß von beiden Seiten Argumente vorgebracht wurden, die die eine wie die andere Anschauung zu begründen geeignet schienen."

Durch das Buch von K. Bartsch ist die Frage nunmehr in ein neues Stadium gerückt. Schon Holtzmann und Franz Pfeiffer (in seiner zur Zeit besprochenen akad. Abhandlung über den Dichter des Nibelungenliedes) haben den Gedanken ausgesprochen, daß uns das Gedicht nicht in ursprünglicher Gestalt, sondern in Ueberarbeitung vorliege; alterthümliche Reime, die sich von dem sonstigen Gewande der Dichtung abheben, führten zu diesem Gedanken. Wie fruchtbar er war, zeigt die Arbeit von Bartsch. Seine ganze Untersuchung geht davon aus. Es finden sich nämlich in beiden Recensionen (denn A kann nicht als selbstständige Recension gefaßt, sondern muß im großen Ganzen der Gruppe B zugewiesen werden) bald in der einen, bald in der anderen Alterthümlichkeiten des Reimes erhalten, die nicht zu der Zeit stimmen, in der die Bearbeitungen entstanden sein müssen, und die sich auch nimmermehr dadurch erklären lassen, daß man annimmt, die eine Bearbeitung wäre aus der anderen hervorgegangen. Vergleicht man weiter die Reime der beiden Recensionen an Stellen, wo sie auseinandergehen, so findet sich häufig, daß sie unter sich eine Assonanz ergeben, sei es nun, daß an der ersten oder zweiten Reimzeile die Reime stimmen. Häufig weichen beide Reime ab, der Sinn ist aber derselbe. Alles das läßt sich nicht dadurch erklären, daß eine Bearbeitung aus der anderen hervorgegangen wäre, wohl aber, wenn beide selbstständige Umarbeitungen einer älteren Grundlage sind, in der noch die Assonanz die Stelle des späteren genauen Reimes vertrat, hervorgegangen aus dem Bedürfniß, eben diese Assonanzen zu entfernen und das Gedicht dem in diesen Dingen heikel gewordenen Geschmack einer späteren Zeit anzupassen, nur daß den Bearbeitern freilich einzelne solcher Freiheiten verrätherisch unter den Händen entschlüpften, die uns nun auf die Spur ihres Gebahrens leiten, und daß auch der Geschmack doch noch nicht so heikel geworden war, um sie nicht vereinzelt zu dulden. An ähnlichen Beispielen von Ueberarbeitungen fehlt es nicht nur nicht, sie ziehen sich vielmehr durch die ganze mittelhochdeutsche Litteratur hindurch und lassen uns die Motive und die Art und Weise ihres Zustandekommens deutlich genug erkennen. So besteht gleich ein ähnliches Verhältniß bei der mit dem Nibelungenliede in engem Zusammenhange stehenden „Klage". Auch hier erweisen sich nach Bartschs Untersuchungen die beiden Recensionen (AB und C) als Ueberarbeitungen eines älteren assonirenden Gedichtes, das nach Analogien mit anderen um 1170 muß gedichtet sein. Daß der Dichter der Klage das ältere Gedicht von den Nibelungen kannte, geht, allem Widerspruch zum Trotz, hervor aus unverkennbaren fast wörtlichen Uebereinstimmungen und Beziehungen auf dasselbe, und zwar muß er es in seiner ganzen Ausdehnung gekannt haben, da zwei dieser Beziehungen auf die erste Hälfte des Nibelungenliedes gehen.

Digitized by Google

Die mit ungemeinem Fleiß und hie und da fast, wie uns dünkt, überscharf geführte Untersuchung der beiden Ueberarbeitungen der Nibelungen in ihrem Verhältniß zu einander ergiebt, daß die minder methodisch und consequenter ändernde Recension, die daher dem Original am nächsten steht, die in der Handschriftengruppe B erhaltene ist. A ist eine junge, nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts entstandene nachlässige Abschrift einer guten Handschrift, wobei eine Menge echter Strophen ausfielen. Den graphischen Grund dieser Auslassungen kann man noch häufig genug erkennen. C dagegen ändert mit größerer Consequenz und Geschick, wie ihr Verfasser überhaupt der poetisch begabtere ist. Eine Reihe von Strophen, die sie vor den anderen Handschriften voraus hat, sind sicher hinzugedichtet, darunter auch die letzte in C, worin das Gedicht den Namen „der Nibelunge liet“ erhält, während der echte Titel „der Nibelunge nôt“ (nach AB) ist, und mit Benützung der Klage, wie sie denn überhaupt eine durchgreifendere Uebereinstimmung zwischen den beiden Gedichten herzustellen bemüht ist. Diese Recension muß zu Anfang des 13. Jahrhunderts bereits vorhanden gewesen sein, da Wolfram v. Eschenbach um 1205 schon auf sie Bezug nimmt. Um dieselbe Zeit (1190 bis 1200) ist auch den sprachlichen und metrischen Kriterien zufolge die andere Recension entstanden. Was beiden gemein ist, ergiebt die Eigenthümlichkeiten des alten Originals, und zwar zeigt sich hierin keine Verschiedenheit in den einzelnen Theilen und spricht auch diese Untersuchung gegen die Liedertheorie, sie führt vielmehr auf einen Dichter.

In der Frage nach diesem berührt sich Bartsch mit der Ansicht Pfeiffers, daß er identisch sei mit dem als Lyriker bekannten Ritter von Kürenberg (ob nun Magenes von Kürenberg, wie Pfeiffer, oder Konrad, wie Thausing glaubte, ist gleichgültig für die Untersuchung). Aber das Originalwerk des Kürenberger kann jenes ältere Gedicht nicht gewesen sein; denn die reinen Reime sind im Verhältniß zu den Assonanzen zu zahlreich für die Zeit, in die wir den Kürenberger zu setzen haben (1140 bis 1150) Jene Vorlage unserer Bearbeitungen ist vielmehr selbst nur eine erste Umarbeitung des ursprünglichen Gedichtes gewesen, entstanden um 1170, wobei wahrscheinlich nur die stärksten, nicht mehr gebräuchlichen Reimfreiheiten entfernt wurden, wofür Bartsch als Analogie die Umdichtung von Wernhers Maria (gedichtet 1172) in der Berliner Handschrift (1180 bis 1190) geltend macht. Als Quelle des Dichters haben wir neben Volksliedern auch die mündliche Erzählung anzunehmen. Ueber die Art und Weise der Benützung der Lieder freilich wissen wir nichts näheres.

Dies sind in den Hauptsachen die Ergebnisse der Untersuchungen Bartschs. Wer den Weg, den wir ihn geführt (und wir mußten es so thun, um einen Einblick in die Methode zu gestatten), nun umgekehrt zurücklegen will, hat die Geschichte des Nibelungenliedes. Großer Fleiß, consequente Handhabung der kritischen Methode und Scharfsinn wird der Untersuchung niemand abläugnen können. Einzelnheiten haben wir absichtlich nicht berührt, um den Leser nicht im Auffassen der Hauptsache zu stören; über manches ließe sich da streiten, aber zur Untersuchung

Digitized by Google

thut es nichts dazu noch davon, das Ergebniß wird nicht dadurch beeinträchtigt; vielleicht hätte der Verfasser daher gut gethan, manches, was nicht unmittelbar nothwendig war oder worüber Einigung schwer ist, wie in dem Versuch, die ursprünglichen Assonanzen herzustellen, gehäufte Citate sparsamer zu geben; lesbarer wäre das Buch sicher geworden und daß die Uebersichtlichkeit etwas gelitten hat, fühlt der Verfasser selbst (S. 369). Seinen Hauptzweck aber hat er erreicht, „zu zeigen, daß eine ältere Gestalt des Textes uns verloren gegangen, in der allein die unter sich unabhängigen Bearbeitungen sich vereinigen" (S. VI). Und uns dünkt, das wäre ein Schritt zur Verständigung der streitenden Parteien: wie die beiden Recensionen, um die sich so viel Streit erhoben, sich im alten verlorenen Original vereinigen, könnten sich die Vertreter der beiden entgegenstehenden Ansichten in dieser neu vorgebrachten versöhnen; beide müßten eben von der Starrheit ihrer Behauptungen etwas nachgeben. Nicht von allen, aber von einer guten Zahl hoffen wir es.

Das alte Original unserer Bearbeitungen von 1170 kritisch herzustellen, wäre die höchste Aufgabe für einen künftigen Herausgeber, aber Bartsch selbst gesteht die Unmöglichkeit der Lösung ein; der Boden schwankt unter den Füßen und Sicherheit ist nur kaum für wenige Schritte möglich. Lösbar ist aber die andere Aufgabe, nachdem wir kritische Ausgaben von A durch Lachmann und von C durch Holtzmann und Zarncke besitzen, nun eine von B zu geben. Wir hoffen sie in Kürze von Bartsch verwirklicht zu sehen. H. Lambel.

Thorpe, Benj.: Diplomatarium anglicum aevi saxonici.

A collection of English charters from the reign of king Aethelberht of Kent, A. D. 605, to that of William the conqueror.

(London 1865, Macmillan and Co 8. 683 pp.)

F. v. H. Während die älteste Geschichte eines Staates uns im Allgemeinen nur eine ziemlich nackte Darstellung der Thaten oder Leiden des Volkes darbietet, gewährt sie uns gewöhnlich nur wenig oder gar keine Einsicht in das innere Leben desselben. Um zu einer genaueren Erkenntniß dieses letzteren zu gelangen, müssen wir unsere Zuflucht zu anderweitigen Quellen nehmen; unter diesen bilden gewiß eine der ergiebigsten, alle jene Briefe und Documente, welche man in dem allgemeinen Begriff „Urkunden" zusammenfaßt. Diese von unseren ehemaligen Fürsten, geistlichen Oberhäuptern, oder auch adeligen Personen ausgegangenen Schriftstücke sind am meisten geeignet, uns interessante und werthvolle Aufschlüsse zu bieten; sie dienen theils zur Controle theils zur Rectificirung der Chronologie

Digitized by Google

in den Chroniken, und bilden nicht selten einen beredten Commentar der Landesgesetze und Volksrechte, in denen ohne ihnen manche Stelle für uns unerklärlich bliebe. Von diesem Standpunkte aus betrachtet besitzt jede Urkundensammlung einen gewissen absoluten Werth; zu welchen Dimensionen wächst aber dieser erst an, wenn die Zeitperiode, aus welcher die mitgetheilten Stücke stammen, eine noch so wenig beleuchtete ist, wie dies bei dem vorliegenden Werke der Fall ist?

Allerdings war der Boden, auf dem Herr Thorpe arbeitete, kein völlig bracher; der ausgezeichnete Sprach- und Rechtskenner, Herr John Mitchell Kemble, der bekannte Herausgeber des Vercelli-Buches, dem wir in ganz neuer Zeit erst einen Quartband über die Archäologie der nordischen Völker verdanken, hat bereits vor zwanzig Jahren gar fleißig mit seinem „Codex diplomaticus ævi saxonici" (London 1839 bis 1848) auf dem genannten Gebiete vorgearbeitet, und der Herausgeber des gegenwärtigen „Diplomatarium" gesteht sogar in seiner Vorrede, daß die beabsichtigte Veranstaltung einer neuen Auflage dieses Werkes den eigentlichen Anstoß zu seinem Opus gäb. Eine Urkundensammlung aus der obbezeichneten Periode, vom Jahre 605 bis zum Ende des 11. Jahrhunderts, ist eben so gut ein Eigenthum des Historikers als des Sprachforschers; Thorpe hat sich das gewiß nicht unbedeutende Verdienst erworben, unterstützt von seiner trefflichen Kenntniß der angelsächsischen Sprache, dem ersteren einen großen Theil dieses bis jetzt nur halb gehobenen Schatzes durch eine eben so klare als genaue neuenglische Uebersetzung zugänglich zu machen, was besonders von den, so viel Interessantes enthaltenden „Willkühren" seine Geltung hat. Kemble war ausschließlich Philolog; er hatte nur das sprachliche Interesse vor Augen; Thorpe hingegen tritt zugleich als Vertreter des geschichtlichen Werthes auf; er verfolgt einen praktischeren Zweck. Wir müssen übrigens gestehen, daß wir nicht gedacht hätten, dem Herausgeber des Exeterbuches und der Aelfric'schen Homilien auf dieser Bahn zu begegnen. Zugleich erkannte er richtig, daß dem Historiker die lateinischen Urkunden aus jenem Zeitabschnitt nicht minder wichtig sind, als die angelsächsischen, und so bietet sich uns das gegenwärtige „Diplomatarium" in einer strong chronologischen Ordnung ohne Rücksicht auf die Sprache dar.

Der gelehrte Herausgeber hat geglaubt, sein Werk in vier Abtheilungen — allerdings sehr ungleich — scheiden zu müssen, und wir können seinem Plane unsere Beistimmung nicht versagen; die erste Abtheilung (S. 1 bis 453) besteht aus Urkunden verschiedenen Inhalts, jedoch nur aus solchen, welche sich nicht auf einfache Güterverleihung beschränken; diese sogenannten „miscellaneous charters", so wie die später folgenden „wills" gewähren mitunter einen eigenthümlichen Einblick in die Gewohnheiten des Zeitalters namentlich in Bezug auf die Immunitätsverleihungen an Klöster und Gotteshäuser, welche in vielen Punkten ein Gegenstück zur Lehnbarkeit der späteren normännischen Periode bilden; die zweite Abtheilung (S. 459 bis 600) umfaßt die Vermächtnisse und Legate, größtentheils in angelsächsischer Sprache geschrieben. Für das häusliche Leben der vorigen Bewohner Englands, ihre Kleidung, Einrichtung, Werkzeug ꝛc. sind diese Documente von

Digitized by Google

größtem Werthe; in diesen „wills“ finden wir auch die früheste Erwähnung des „Heergewette“, dessen Einführung irrthümlich Knut zugeschrieben wurde. Die dritte Abtheilung (S. 605 bis 615) enthält die Satzungen einiger jener Körperschaften, welche man gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen „guilds“ — Gilden — bezeichnet. Diese mögen mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Opferfeste der Heiden zurückzuführen sein und legten gewiß den Grund zum späteren Municipalsystem der germanischen Nationen. Man unterschied drei Arten solcher Bruderschaften: erstens Handelsgilden, ferner Friedensgilden und endlich solche, welche zu socialen oder religiösen Zwecken eingesetzt waren; in den Handelsgilden erkennen wir den Ursprung der jetzigen bürgerlichen Gesellschaft; nebst diesen gab es aber auch noch einige Vereine ausländischer Handelsleute, vorzüglich aus Flandern und dem nördlichen Deutschland, unter welchen jener des hansischen Stahlhofes in der oberen Themsestraße zu London der bedeutendste und vielleicht auch der älteste war, da dessen Ursprung beinahe mit Sicherheit in die Regierung Aethelreds II. zu setzen ist. Von den Friedensgilden können wir die Spur bis auf König Ine zurück verfolgen, und von den früheren, größtentheils auf Unterdrückung des Diebstahls und Erhaltung der öffentlichen Ruhe abzielend, sind uns werthvolle Ueberreste in den „Judicia civitatis Lundoniæ“ aufbewahrt. Die dritte Art der Gilden — und diese ist die in Thorpe's Werk am meisten berücksichtigte — nähert sich am meisten den heute bestehenden Arbeiterassociationen, nur enthielt sie mehr geistliches Element als diese; einige derselben hatten sogar einen ausschließlich religiösen Charakter. Die vierte Abtheilung, endlich (S. 621 bis 644) — eine Reihe von Freilassungen enthaltend — ist nicht unwichtig zur Beurtheilung des Zustandes einer großen Classe der damaligen Gesellschaft.

Von den angeführten vier Abtheilungen zählt die erste beiläufig 230 Urkunden; die älteste, in lateinischer Sprache abgefaßt, ist von König Aethelbert von Kent, vom 9. Jänner 605; die Reihe der Urkunden schließt mit dem Jahre 1093; von den genannten 230 Schriftstücken, sind nur beiläufig etliche siebzig in angelsächsischer Sprache, und zwar die älteste derselben vom Jahre 743; mit Ausnahme der neuenglischen Uebersetzung hat sich übrigens Herr Thorpe auf eine bloße Textausgabe beschränkt; ein kleines am Schlusse folgendes neun Seiten langes Verzeichniß der ungebräuchlichsten Wörter kann kaum auf den Titel „Glossar“ Anspruch machen.

In der Abtheilung der Vermächtnisse und Legate herrscht die entgegengesetzte Richtung; hier ist die vorwiegende Zahl angelsächsisch, nur beiläufig ein Dutzend, lateinisch; die ungefähr 60 Nummern zählende Reihenfolge reicht vom Jahre 804, bis 1097; wir finden darunter auch König Alfreds „Will“ neu abgedruckt, und zwar nach vorausgegangener Vergleichung mit Mannings Ausgabe, und mit der in der Bibliothek des Grafen Macclesfield zu Shirburncastle befindlichen Abschrift der Hyde-Abtei; leider war es dem Herausgeber nicht möglich, auch die ehemals im Besitz des Herzogs von Buckingham gewesene Handschrift zu Ashburnham zu vergleichen, worüber er auch in der Vorrede sein Bedauern ausdrückt.

Digitized by Google

Am Schlusse ist dem Werk ein sehr gewissenhaftes Ortsregister beigegeben, welches gewiß für die alte Topographie von großem Nutzen werden dürfte. Wir erwähnen zum Schlusse noch einiger in der Vorrede angebrachter — wohl zum Theile dem Beda entnommener — Notizen über Zeitrechnung, ferner über angelsächsische Diplomatik, so wie der eben so zweckmäßigen als schönen Ausstattung.

Kurze kritische Besprechungen.

Seelig, Wilhelm: Schleswig-Holstein und der Zollverein. 300 S. Kiel 1865. Ernst Homann.

K. R. Seit fast zwanzig Jahren nimmt das Geschick Schleswig-Holsteins die gespannteste Aufmerksamkeit Deutschlands in Anspruch. Dauernd aber waren es die Fragen der, wir möchten sagen, äußeren Politik, die Stellung des Landes zu seinem Nationalfeinde und jene zu seinen Stammesbrüdern, zu Dänemark und zu Deutschland. Und weil die gesammte deutsche Nation in der Lösung der sogenannten schleswig-holsteinischen Frage immer ein weit über den Grenzen dieses Landes liegendes Ziel verfolgte oder wenigstens in seinen Wünschen verfolgen zu müssen glaubte, darum traten, wie ernst auch die Geschicke jener meerumschlungenen Länder mit dem Schicksal Deutschlands sich verknüpften, doch stets jene Interessen in den Hintergrund, welche über kurz oder lang dennoch als die eigentlich bewegenden Factoren der Entwicklung und die Elemente alles Lebens und Glückes sich geltend machen. Es sind dies die Interessen des materiellen Wohlergehens, die innersten Zustände, die Fragen nach dem Hab und Gut, der Bewegung derselben u. s. w. Die Gegenwart mit ihren Telegraphen und Eisenbahnen hat es begreifen gelehrt, daß in der Lösung all' dieser Fragen die wahre Einheit der Völker liegt. Und auch die Politik der Zukunft Schleswig-Holsteins wird bald, „nachdem die so unheilvoll gewordene Verbindung mit einem fremden Staate und Volke gelöst worden", ihre besondere Aufgabe darin erkennen, jene Fragen zu lösen, wie „das frei gewordene Land seinen Anschluß an das gemeinsame deutsche Vaterland so eng als möglich machen" könne. Und es ist sicher kein Zweifel, daß das Band der materiellen Interessen dazu dienen wird, diese Verbindung zu knüpfen und zu befestigen.

In hervorragender Weise vertritt diese Ideen das oben angezeigte Buch, indem es in lichtvoller und eindringlicher Darstellung den Anschluß Schleswig-Holsteins an das deutsche Zollgebiet fordert.

An eine übersichtliche Geschichte des Zollvereines von seinen ersten zweifelhaften Anfängen bis zu seiner mit dem Jahr 1866 ins Leben tretenden Wiedererneuerung und zwölfjährigen Verlängerung seines Bestandes reiht der Verfasser eine Geschichte des Zollwesens in Schleswig-Holstein unter den verschiedenen Regierungen, und giebt dann eine Darstellung der materiellen Lage des Landes. Es ist kein reiches, aber ein allenthalben wohlhabendes Land. Es ist fleißig, umsichtig in allen seinen Unternehmungen und drängt nach seiner Lage und seinen Erzeugnissen nicht zu einer Verbindung mit Dänemark oder Mecklenburg, sondern einzig und allein mit Deutschland. Wir geben das Resultat der Forschung des Herrn Verfassers, um der Betrachtung und Aufmerksamkeit die ganze Wichtigkeit des trefflichen Buches am besten nahezulegen.

Digitized by Google

Der Eintritt in den Zollverein wird für die Herzogthümer Schleswig-Holstein wohl nicht ohne einige finanzielle Opfer möglich sein. Denn wenn ihnen dabei von den übrigen Vereinsmitgliedern auch die günstigsten Bedingungen zugestanden werden, so dürfte dieses doch kaum im Stande sein, ihnen vollen Ersatz für die Einnahmen zu gewähren, welche sie in ihrem gegenwärtigen isolirten Zustande sicher zu erwarten haben. — Indessen, dieser Eintritt ist aus politischen wie aus volkswirthschaftlichen Gründen für Schleswig-Holstein von solchem Werthe, daß es diese Opfer bringen kann, vielleicht sogar bringen muß. — Um so mehr aber wird das Land darauf bestehen, daß es als ein selbstständiges, vollberechtigtes Mitglied in den Verein aufgenommen werde. Nur in solcher Stellung würde es Ersatz für die vielleicht dargebrachten Opfer finden, würde es im Stande sein, die nothwendige Entwicklung seiner volkswirthschaftlichen Kräfte unbehindert zu vollziehen. Eben so sehr aber liegt es auch im Gesammtinteresse des Vereines, einem Lande, welches ein eigenes Zollsystem mit so gutem Erfolge ausgebildet hat, bei seinem Eintritt die Möglichkeit zu gewähren, die mitgebrachten Elemente eigenthümlicher Organisation zu bewahren und zum Vortheil der Gesammtheit zu verwenden.

Eckardt, Julius: York und Paulucci. Actenstücke und Belege zur Geschichte der Convention von Tauroggen (18. [30.] December 1812). Aus dem Nachlaß Garlieb Merkels herausgegeben. Leipzig 1865, Veit u. Comp. 131 S.

A. B. Das dem berühmten Biographen Yorks, Prof. Droysen, gewidmete Buch giebt in 37 Briefen, von denen Droysen bloß vier mittheilte und neun für sein Werk benützte, die gesammte um den Tauroggener Vertrag gruppirte, vom 2. (14.) November 1812 bis zum 3. (15.) Jänner 1813 reichende Correspondenz, welche sich zwischen dem baltischen Generalgouverneur Paulucci, York, dem Kaiser Alexander und einigen Nebenpersonen des damaligen entscheidenden Wendepunktes bewegte. Diese Sammlung wurde von Paulucci selber aus seiner geschäftlichen Correspondenz zusammengestellt und dem Publicisten Merkel abschriftlich mitgetheilt, in dessen Nachlaß sie sich unter dem Titel: „Causæ rerum. Schriftwechsel, den Uebertritt des Generals York betreffend", vorfanden und mit der Anmerkung versehen waren: „Nachstehende Briefe theilten mir Se. Erlaucht der Herr Marquis Paulucci mit, theils im Original, theils in Abschriften von der eigenen Hand Sr. Erlaucht, mit der Erlaubniß, sie für mich zu copiren." Paulucci hatte dabei wahrscheinlich die Absicht, daß Merkel, dessen „Zuschauer" er vorzugsweise benützt hatte, um die Unglücksnachrichten von der großen Armee ins preußische Lager und nach Ost-Preußen überhaupt zu bringen, seine Verdienste um die Wendung der Dinge durch die Convention von Tauroggen der Oeffentlichkeit nicht vorenthalte. Merkel scheint nicht zur Veröffentlichung gelangt zu sein; kurz, die Papiere wurden erst in seinem Nachlaß aufgefunden. Abgesehen von der Wichtigkeit dieser im französischen Originaltext und übersetzt mitgetheilten Documente, erhält das Buch des Herrn Eckardt noch einen besonderen Werth durch dessen selbstständige Zuthaten. Diese bestehen in einer historischen Einleitung und Erläuterung jener Briefe, womit sich zunächst eine Würdigung Garlieb Merkels verbindet, welche seine publicistische und patriotische Wirksamkeit gegenüber der allgemeinen, doch nicht etwa rühmlich bekannten, besonders gegen Goethe gerichteten kritisch-ästhetischen Thätigkeit desselben in seiner Berliner Periode in das hellste Licht stellt. Andererseits erhalten wir aber auch über den selbst von Droysen sehr unterschätzten Marquis Paulucci eine sehr interessante biographische Skizze, deren Urtheile in Betreff seiner staatsmännischen Eigenschaften und seiner Verdienste als baltischer Generalgouverneur wohl um so unbefangener aufzunehmen sind, als Herr Eckardt selbst Livländer und sein

Digitized by Google

Name als derjenige des Redacteurs der in echt deutschem Geiste geleiteten „Riga'schen Zeitung" von bestem Klange ist.

Simrock, Karl: Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer früheren Echtheit wieder hergestellt. 12. Band. Frankfurt a. M. 1865. Winter.

J. St. Diese vor zwanzig Jahren begonnene Sammlung hat in dem jüngst erschienenen zwölften Bande einen theilweisen Abschluß gefunden. Es liegen uns nicht nur die wichtigsten „Volksbücher", seit Jahrhunderten eine unerschöpfte Quelle der Unterhaltung für das Volk, vor, sondern auch anderes, was demselben Kreise angehört, wie Sprüchwort, Volkslied und Räthsel hat der Herausgeber aufgenommen. Es spiegelt sich daher in dieser Sammlung fast das ganze geistige Leben unseres Volkes seit früher Zeit bis auf den heutigen Tag, und es ist für den Kenner gewiß ein hochbefriedigendes Gefühl, zu sehen, wie noch heute die deutsche Heldensage, wenn auch vielfach verballhornt, den alten Siegeszug durch unser Land wie ehedem schreitet. Auch die Sage des Westens drang vielfach in unsere Volksbücher ein, allein sie hat gleichsam die Wanderung durchs deutsche Blut gemacht und dabei sicher vielfach gewonnen.

Die litterarischen Erzeugnisse der verschiedensten Zeiten finden wir hier beisammen, sie scheinen in der That, wie Görres sagt, „ein unverwüstlich Leben" zu führen. Simrocks Verdienst ist darum kein geringes, daß er diese Schriften wieder allgemeiner zugänglich gemacht und auf die erreichbar älteste Form zurückgeführt hat. Mögen sie, die jetzt nur in den unteren Schichten des Volkes mehr zu finden sind und auf den Jahrmärkten als „Gedruckt in diesem Jahr" verkauft werden, wieder allgemeineren Eingang finden in die deutsche Lesewelt, um im schönsten Sinne wieder „Volksbücher" zu werden! Denn „Volksbücher heißen nicht darum so, weil sie jenen niederen Ständen allein angehören, die man mit dem Namen des Volkes vorzugsweise beehrt, sondern weil sie ohne Ausschließung eines Standes der Gesammtheit oder doch dem Kern des Volkes gefallen sollen und wirklich gefallen".

Es fehlt nur mehr ein dreizehnter Band, welcher die litterarischen Nachweisungen enthalten soll und dessen Ausarbeitung Felix Liebrecht übernommen hat, damit die Sammlung auch der wissenschaftlichen Forschung die Dienste leisten könne, zu denen sie berufen ist.

---

* Von Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben „Diätetik der Seele" ist im Verlage von C. Gerolds Sohn die neunundzwanzigste Auflage erschienen — eine seltene Erscheinung unter den Wiener Verlagswerken.

* Die kaiserliche Druckerei in Paris bereitet nach einer Mittheilung der „Kölnischen Zeitung", unter Leitung des Prof. Dübner für die allgemeine Ausstellung von 1867 eine Sammlung der Schriften von Apollodor, Philon, Biton und Heron vor, so weit sich dieselben auf Maschinen beziehen, die zur Einnahme von Städten ꝛc. verwandt wurden. Diese Wahl — man sprach erst von einer neucommentirten Ausgabe des Hesiod — scheint durch den Umstand hervorgerufen zu sein, daß ein sehr altes und hochgeschätztes Manuscript dieser Tractate durch Minoides Mynas nach Frankreich gebracht

Digitized by Google

und nach seinem Tode von der kaiserlichen Privatbibliothek angekauft worden ist. Das Manuscript ist vornehmlich durch die Schönheit und Accurateſſe der dazu gehörigen Zeichnungen bemerkenswerth, die natürlich zum leichtern Verständniß des Inhalts sehr viel beitragen.

---

* Von den Werken H. Holbeins, so bedeutend auch dieselben für das Studium der deutschen Kunst sind, drangen bisher nur wenige im Wege der Nachbildung ins größere Publicum. Seine Madonna in Dresden, das dortige Bildniß Morritts, die Dolchscheide mit dem Todtentanze und die Todtentanzholzschnitte sind fast die einzigen Werke, welche vervielfältigt wurden. Um so erwünschter muß die Herausgabe eines photographischen Albums Holbein'scher Schöpfungen sein, welches das Berliner Kunstinstitut Gustav Schauer nach den Originalien unternommen hat. Wer die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens kennt, wird auch dasselbe nach seinem vollen Umfange zu würdigen wissen, und wir können daher dasselbe, da es auch mit größter Sorgfalt geleitet wurde, nur auf das wärmste empfehlen. In das Album sind die Bildnisse Hans Holbeins, Sigmund Holbeins, Jokob Fuggers, Lienhard Wagners und Kunz' von der Rosen, ein Flügel des Sebastian-Altars, der Brunnen des Lebens, Orgelflügel des Baseler Münsters, die Madonna, das Bildniß des Morritt, vier Blätter aus dem Todtentanze und der Todtentanz auf der Dolchscheide aufgenommen. Den Text mit einer ausführlichen Biographie Hans Holbeins hat Dr. Alfred Woltmann geliefert, derselbe Kunstforscher, welcher seit längerer Zeit mit einem größeren Werke über das Leben des Meisters beschäftigt ist und daher zunächst für solch' eine Arbeit berufen war.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Es ziemt sich wohl, daß wir unseren heutigen Bericht mit der Erwähnung der litterarischen Erscheinungen beginnen, welche die Speculation auf die Weihnachtskauflust in das Leben gerufen hat. Wollten wir alles auch nur dem Titel nach anführen, was uns als „passendes, elegantestes, neuestes Festgeschenk" von der rührigen Reclame unserer Verleger anempfohlen wird, wir würden ebensoviel übermäßigen Platz beanspruchen, als wir wenig Raum gebrauchen, wenn wir aus der großen Anzahl die Erscheinungen heraussuchen, die wirklich über das Niveau des Mittelmäßigen hervorragen. Ja, es will uns scheinen, daß die sogenannte Weihnachtslitteratur mit jedem Jahre weniger gute Früchte aufzuweisen hat; daß auf keinem litterarischen Gebiete mehr gegen die Regeln der Aesthetik und Pädagogik gesündigt wird, als es die Dutzendschreiber der Kinderschriften und ihre Verleger und Illustrateure thun, die traurige Wahrnehmung drängt sich auch bei einer Musterung der diesjährigen Gaben auf. Verhältnißmäßig wenige Bücher sind in den letzten Jahren erschienen, die heranreichten an die classischen Jugendschriften aus früheren Jahren und alter Zeit, wie: Eckstein's „Jugendbibliothek", Schwab's „Sagen des classischen Alterthums", Bechstein's „Mährchen" mit Ludwig Richters prachtvollen Holzschnitten, Scherer's „Kinderlieder", jetzt in neuer Ausgabe erschienen, dessen Holzschnitte und Radirungen wahre Meisterwerke sind, Campe's „Robinson", der von seinen tausend und aber tausend Nachahmungen noch nicht übertroffen ist, gar nicht zu gedenken. Eine rühmliche Ausnahme machen fast allein die

Digitized by Google

Münchner Bilderbogen, von denen jedes Jahr ein neues Buch erscheint, das den alten Ruf vermehrt und aufrecht erhält und die Zeichnungen von Pletzsch, einem talentvollen Schüler Ludwig Richters. Zum ersten Male vermissen wir heuer eine Weihnachtsgabe von der Hand dieses verehrten Meisters, dem Albrecht Dürer des 19. Jahrhunderts, wie ihn Riehl als den Maler des deutschen Hauses unserer Tage nennt. An Anthologien, Balladen und Blüthenkränzen, Dichtergärten ꝛc. mit und ohne Illustrationen ist kein Mangel, auch verstehen die Buchbinder ihr Handwerk recht gut und liefern für billiges Geld einen über und über glänzenden Einband, der zu einer sehr wohlangebrachten Vorsicht beim Aufschlagen des Buches anrathet. Die künstlerische Ausstattung aber ist fast überall sehr dürftig und unerfreulich ausgefallen. Ein gutes Unternehmen ist eine Prachtausgabe von Uhlands Gedichten mit ganz guten, sauber gezeichneten Holzschnitten, und Rambergs „Lessing-Galerie" mit Stahlstichen; beide Werke erscheinen in Lieferungen. Mit viel Pomp kündigt sich ein Prachtwerk: „Deutsches Leben in Liedern" an, eine Anthologie mit Farbendruckbildern. Die Auswahl der Gedichte ist recht geschickt, die Farbendruckbilder aber technisch nicht so vollendet, wie andere Erzeugnisse, und ohne Kunstwerth. Auch die früher viel gekauften Düsseldorfer und anderen Künstleralbums leiden in ihren letzten Jahrgängen an bedenklich einförmigem und langweiligem Inhalt und unerfreulichen Farbendruckbildern. Auf eine classische Erscheinung des Kunsthandels, deren wir schon neulich gedachten, erlauben wir uns hier nochmals empfehlend aufmerksam zu machen. Es sind Genelli's Umrisse zu Dante's „Göttlicher Komödie", Weitere gute Erscheinungen sind Photographien nach Zeichnungen von G. König (dem sogenannten Luther-König), das Leben Davids darstellend, und Overbecks „Die sieben Sacramente".

Uebergehend zu den wissenschaftlichen Novitäten, werden wir durch ein neues Werk erfreut, dessen Herausgabe wir der thätigen historischen Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften in München zu verdanken haben. Es ist der erste Band der schon seit langer Zeit angekündigten „Sammlung historischer Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert", von R. v. Liliencron in Meiningen herausgegeben, den Inhalt dieses Bandes, dem weitere drei Bände folgen sollen, bilden 124 Nummern aus den Jahren 1243 bis 1469. Abgesehen von dem philologischen und geschichtswissenschaftlichen Werth, welchen die möglichst vollständige Zusammenstellung der erhaltenen historischen Volksdichtung darbietet, findet auch der Laie in ihr ein überaus buntes und belebtes Bild, in dem sich alle Seiten des politischen Lebens unserer Nation abspiegeln, während uns die Folge der Dichtungen, die sich räumlich über unser ganzes Vaterland verbreiten, erkennen läßt, was in den einzelnen Zeitabschnitten die Gemüther am lebhaftesten bewegt hat.

Von der österreichischen Geschichte für das Volk erschien als dritter Band: „Die Blüthe der nationalen Dynastien (Babenberger, Přemysliden, Arpaden) vom Jahre 1000 bis 1276", von Prof. Dr. H. Zeißberg in Lemberg. Zwei andere Monographien zur deutsch-mittelalterlichen Geschichte liegen uns vor in: „Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen, ein Beitrag zur Geschichte des Zeitalters der Hohenstaufen", von Dr. Hans Prutz, und: „Das sächsische Herzogthum unter Lothar und Heinrich dem Löwen, ein Beitrag zur deutschen Verfassungsgeschichte im Mittelalter", von Dr. L. Weiland. — Dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach, königlich niederländischem General der Infanterie, dem Sohne Karl Augusts, widmet eine umfangreiche Biographie der württembergische Rittmeister R. Starklof. - Von Ladislaus v. Szalay's „Geschichte Ungarns" erschien der erste Band einer deutschen Uebersetzung von H. Woegerer.

Die deutsche Shakspeare-Gesellschaft giebt ein sehr rühmenswerthes Lebenszeichen in dem eben erschienenen ersten Jahrgang ihres Jahrbuches, im Auftrag des Vorstandes herausgegeben von Fr. Bodenstedt. Es mangelt uns an Raum, um die einzelnen Mitarbeiter und ꝛc.

Digitized by Google

handlungen aufführen zu können, und müssen auf eine Durchsicht des Jahrbuches selbst verweisen. Außer denen des Herausgebers, der zwei Abhandlungen beisteuerte, dürften die Beiträge von Ulrici, Delius, Bernays, Freiherrn v. Friesen und A. Koberstein zu den werthvollsten des Jahrbuches zu zählen sein. — Prof. Dr. Rich. Göfche in Halle veröffentlicht den ersten Band eines „Jahrbuches für Litteraturgeschichte", bestimmt, dem Mangel einer besonderen Zeitschrift für die Litteraturgeschichte als Wissenschaft, wie sie die eigentliche Geschichte in Sybels historischer Zeitschrift besitzt, abzuhelfen. Den Inhalt des ersten Bandes bilden zur einen Hälfte Abhandlungen verschiedener Autoren (K. Weinhold, C. Schröder, Rosenkranz, C. Marthe u. A.) über einzelne Momente der europäischen Litteraturgeschichte, zur anderen Hälfte eine „Uebersicht der litterarhistorischen Arbeiten in den Jahren 1863 und 1864". — Im Verlag von C. Gerolds Sohn erschienen: „Gesammelte Gedichte" von S. H. Mosenthal.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 29. November 1865.

Der Präsident der Classe, Herr v. Karajan, theilt die Einladung der ungarischen Akademie der Wissenschaften mit, an der Einweihungsfeier ihres neuen Gebäudes am 11. December d. J. Theil zu nehmen.

Dann werden der Classe vorgelegt zum Abdruck:

a. „Auszüge aus der Correspondenz des Fürsten Maximilian Karl von Löwenstein mit dem Margrafen Ludwig von Baden und dem Prinzen Eugen von Savoyen", von Herrn Dr. Alexander Kaufmann, fürstlich Löwenstein'schem Archivrathe.

b. „Beruhen die erzählten Unternehmungen Wilhelm Tell's auf Glauben oder Wissen? Eine historische Darstellung der einschlägigen Verhältnisse zur Erforschung der beglaubigten Wahrheit"; von Herrn Ferd. Stieber, k. k. Steuerinspector in Iglau.

c. „Wie kam die Stadt Freiburg im Breisgau an Oesterreich"? Untersucht und dargestellt von Dr. Heinrich Hansjaffel, geistlichem Vorstand der höheren Bürgerschule in Waldshut (im Großherzogthum Baden).

Ferner zur Unterstützung der Herausgabe: „Chronologisch-annalistische Weltgeschichte", von Herrn Karl Forner, pensionirtem k. k. Oberlieutenant.

Herr Hofrath Phillips legt vor: „Zeugen- und Inquisitionsbeweis im deutschen Gerichtsverfahren Karolingischer Zeit"; von Herrn Dr. Heinrich Brunner.

Der Verfasser hat sich bei dieser Arbeit die Aufgabe gestellt, zunächst den altgermanischen Zeugenbeweis in dem strengsten Formalismus zu schildern, in welchem derselbe in dem älteren Verfahren sich vorfindet. Es geschieht dies aber vorzüglich zu dem Zwecke, um ein anderes processualisches Institut, welches neben dem Zeugenbeweise sich entwickelt und in der karolingischen Zeit sich vollständig ausgebildet hat, in dem Gegensatze darzustellen, den es jenem andern Beweismittel gegenüber einnimmt. Dieses neue Institut ist der Inquisitionsbeweis, welcher zugleich als ein besonderes Proceßprivilegium erscheint, dessen sich eben nicht alle, sondern nur diejenigen bedienen durften, denen dasselbe ausdrücklich vom Könige eingeräumt worden war. Dies vorbereitend handelt der Verfasser

Digitized by Google

in einem eigenen Abschnitte von den Proceßprivilegien überhaupt und von dem sogenannten Jus reclamandi ad regis sententiam definitivam insbesondere. In diese Kategorie gehört nun auch der Inquisitionsbeweis, welcher darin besteht, daß eine Anzahl glaubwürdiger Männer kraft des Privilegiums einer Partei von dem Richter genöthigt werden kann, auf ihren schon früher dem Könige geleisteten Treueid oder auf ein unmittelbar vorhergehendes eidliches Wahrheitsversprechen auszusagen, was sie über die ihnen von dem Richter vorzulegenden Fragen zu antworten wissen. Dieser Inquisitionsbeweis unterscheidet sich demnach wesentlich von dem Inquisitionsverfahren der späteren Zeit. Von dem Zeugenbeweise unterscheidet er sich, obschon auch er auf Zeugenaussagen beruht, darin, daß diese dort durch einen assertorischen, hier durch einen promissorischen Eid sichergestellt werden; sein Zweck ist die Vermittlung des strenge formalen Rechtes mit der Billigkeit.

Diesen Inquisitionsbeweis stellt nun der Verfasser in der Weise dar, daß er zunächst von dem Inquisitionsrechte handelt, wie dies als Privilegium vornehmlich der Kirchen, aber auch der Juden vorkam und sodann von der Inquisitionsgewalt, die nicht jedem Richter, sondern nur demjenigen zustand, der dazu ausdrücklich von dem Könige autorisirt worden ist. In besonderen Abschnitten erörtert der Verfasser den Gegenstand der Inquisition und das gesammte bei derselben übliche Verfahren.

Die Darstellung dieses Institutes, wie sie der Verfasser giebt, führt den Leser unwillkürlich darauf hin, einen Zusammenhang zwischen dem Inquisitionsverfahren und dem der Civiljury, welche älter als die Jury in Strafsachen ist, zu ahnen. Die Frage nach der Entstehung der Jury hat der Verfasser aber nicht in den Kreis seiner Bearbeitung hineingezogen und damit das Hineintragen irgend einer vorgefaßten Meinung über den Ursprung der Jury vermieden. Er hat sich diesen Gegenstand für eine besondere Abhandlung vorbehalten.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 30. November 1865.

Herr Prof. J. Redtenbacher im Vorsitz.

Herr Director v. Littrow legt eine neue Construction von galvanischen Registrirapparaten vor, welche vor kurzem von den hiesigen Mechanikern Mayer und Wolf in ausgezeichneter Weise hergestellt wurde.

Der Vortragende hatte, als es galt, für die Arbeiten der mitteleuropäischen Gradmessung einen solchen Apparat anzuschaffen, sich einstweilen für die äußerst sinnreiche, von Herrn Geheimrath Hansen angegebene und von Herrn Ausfeld in Gotha ausgeführte Modification der Morse'schen Schreibvorrichtung entschieden, da diese unter den ihm damals bekannten Apparaten ähnlicher Art den vereinten Forderungen von Bequemlichkeit und Genauigkeit am meisten entsprach.

Die Anwendung ließ aber bald Wünsche nach Abänderungen rege werden, die allerdings hauptsächlich bei dem hier zu machenden Gebrauche, nämlich für geographische Längenbestimmungen bald an diesem, bald an jenem Orte, sich als nöthig herausstellten. Die geringe Transportabilität des sehr umfangreichen, durch heftigere Erschütterungen leicht zu beschädigenden Apparates, das Erforderniß einer wenigstens ziemlich festen Aufstellung, die mancherlei Schwierigkeiten, welche Gewicht und Kette verursachten, die kurze Zeit von kaum einer halben Stunde, für welche einmaliges Aufziehen hinreichte, die ver-

Digitized by Google

änderliche gegenseitige Entfernung der Secundenpunkte auf dem Papierstreifen, das mühsame Zählen der letzteren waren aber Unzukömmlichkeiten, welche man für die hier verfolgten Zwecke bei einer neuen Construction zu vermeiden suchen mußte.

Die Herren Mayer und Wolf hatten schon vor einiger Zeit galvanische Registratoren zum Zwecke des Bestimmens der Geschwindigkeit von Locomotiven angefertigt, bei denen das Gewicht oder die sonst gebräuchliche Feder durch einen Elektromotor ersetzt war. Die Vortheile, welche eine solche Einrichtung bietet, leuchten von selbst ein: die Transportabilität läßt nichts zu wünschen übrig, nicht bloß des weit kleineren Volumens wegen, sondern auch, weil der Apparat so für Erschütterungen nichts weniger als empfindlich ist; die Art der Aufstellung ist völlig gleichgültig; der Apparat bleit fort und fort in Thätigkeit, so lange eben die Batterie wirkt; die Secundenpunkte fallen bei constantem Strome von selbst äquidistant aus.

Herr Obertelegraphist Urban, welcher während des vergangenen Sommers bei den Gradmessungsarbeiten zugetheilt war, machte auf diese Einrichtung aufmerksam und übernahm die Vermittlung zwischen den Astronomen und dem Künstler, um diese Idee und namentlich auch einen Gedanken des Herrn Dr. E. Weiß ausführen zu lassen, wonach die Secundenpunkte durch ein Rad mit spitzigen Zähnen gemacht werden, deren erster dreifach, jeder zehnte doppelt, deren übrige einfach sind, so daß man auf dem Papierstreifen Minuten- und Secundenzehner sofort unterscheidet, wenn mittelst eines Sperrhakens das Rad nach jeder Secunde um einen Zahn weiter gedreht wird.
der musterhaft schön hergestellte Apparat hat vollkommen den Erwartungen entsprochen und dadurch noch sehr an Compendiosität im Vergleiche mit dem Ausfeld'schen Instrumente gewonnen, daß die Nebeneinrichtung, welche dort zur Arretirung und zum Ingangsetzen beigegeben ist, hier ganz wegfällt, da für diesen Zweck nun einfaches Unterbrechen oder Schließen des Stromes im Elektromotor hinreicht. Das Kistchen, in welchem der Apparat für Reisen verwahrt wird, nimmt etwa den sechsten Theil des Raumes ein, den der ältere Apparat erfordert

Selbstverständlich stellen sich die Kosten auch viel geringer und dürften nur etwa 130 Thaler betragen.

Herr Prof. Stefan überreicht eine Abhandlung: „Ueber einen neuen Fallapparat", von Herrn F. Lippich, Professor am Joanneum in Graz.

Um die Fallgesetze an einem vollkommen frei fallenden Körper mit hinreichender Genauigkeit und unter Benützung sehr mäßiger Fallhöhen durch einen einzigen Versuch demonstriren zu können, wurde ein Princip zur Construction des Apparates in Anwendung gebracht, welches, wie es sich später zeigte, im Wesentlichen schon von Laborde zu einem ähnlichen Zwecke benützt wurde, in der gegenwärtigen Form jedoch eine größere Genauigkeit und allgemeinere Anwendbarkeit gewährt.

Ein elastischer Stab, vertical aufgestellt, trägt senkrecht zur Schwingungsebene einen Arm, an welchem ein feiner Schreibstift befestigt ist. Vor diesem Stab befindet sich, zweckmäßig aufgehängt, eine mit berußtem Papier bespannte Schiene so, daß sie den Schreibstift mit ihrem unteren Ende leise berührt und ihre Ebene der Schwingungsebene parallel steht. Während der Stab schwingt, wird die Schiene im geeigneten Momente, etwa dann, wenn der Stab die Gleichgewichtslage passirt, frei fallen gelassen, und es zeichnet der Schreibstift in der Rußschichte sofort eine wellenförmige Curve, aus der auf leicht ersichtliche Weise die Fallgesetze entnommen werden können.

Bei einem ausgeführten Apparate betrug die Länge der Schiene und somit die ganze Fallhöhe etwa 1 Fuß, die Schwingungsdauer des Stabes wurde so regulirt, daß etwas mehr als 6 Schwingungen auf die ganze Länge der Schiene gingen. Das Gesetz, nach welchem die Wege mit den Zeiten wachsen, konnte aus erhaltenen Curven mit einer durch andere Apparate nicht erreichten Genauigkeit ersichtlich gemacht werden. Aus drei

Digitized by Google

Curven wurde im Mittel die Acceleration für Prag 9.8075 Meter gefunden, während der nach der üblichen Formel berechnete Werth 9.8101 ergiebt. Die Messungen der Weglängen waren hiebei, den zu Gebote stehenden Hülfsmitteln entsprechend, keineswegs so genau, als sie es bezüglich der Zeichnung der Curve hätten sein können.

Mit dem construirten Apparate wurde es auch versucht den Einfluß des Luftwiderstandes auf die Bewegung ersichtlich zu machen, wofür das angewendete Princip besonders geeignet scheint, weil es auch über den Vorgang beim Beginne der Bewegung Aufschluß zu geben vermag. Bei einer Widerstandsfläche von 808 Quadratcentimeter (Gewicht des Körpers 133 1 Grm.) zeigte sich die unerwartete Erscheinung, daß während der ersten zwei Schwingungen des Stabes die Schiene sich schneller bewegte, als wenn die Widerstandsfläche fortgelassen wurde, so daß die Lufttheilchen beschleunigend beim Beginne der Bewegung einzuwirken scheinen. Da die zwei Curven, die hiebei erhalten werden konnten, vollkommen mit einander übereinstimmten, so dürfte es schwer sein, diese Erscheinung einem zufälligen, durch die Construction des Apparates bedingten störenden Einfluß zuzuschreiben.

Herr Prof. Kner übergiebt eine kleine Arbeit von Herrn Dr. Steindachner über eine Partie von Flußfischen, welche Herr Zelebor in Croatien sammelte. Als neu wurde von dem Verfasser eine Art erkannt, welche der Gattung Phoxinellus Heck. angehört, und für die er die Benennung Ph. croaticus vorschlägt. Außerdem spricht sich der Verfasser für die Gleichartigkeit von Squalius cavedanus mit Squ. dobula aus und Cobitis elongata Heck. Kn. wird für einen Kümmerer von Cob. tænia erklärt.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Petzval legt eine Abhandlung des Herrn Prof. Lorenz Zmurko an der technischen Akademie zu Lemberg vor unter dem Titel: „Ueber die Flächen der zweiten Ordnung in Bezug auf schiefwinklige Coordinatensysteme" und beantragt die Aufnahme dieser interessanten Arbeit in die Denkschriften.

Herr Prof. Schrötter theilt mit, daß Herr J. Kachler, Practicant im chemischen Laboratorium des Institutes, in einer Blende von Schönfeld bei Schlaggenwald Indium aufgefunden habe. Es genügen wenige Gramme dieser Blende, um darin die Gegenwart des noch so seltenen Metalles nachzuweisen. Die genannte Blende kommt in demselben Steatit vor, in welchem sich auch der Zinnstein von Schönfeld und Schlaggenwald findet. Prof. Schrötter macht ferner die Mittheilung, daß er in letzter Zeit die Methode zur Gewinnung des Indiums noch bedeutend vereinfacht habe, indem er die geröstete Blende nicht mit Salzsäure, wie bisher, sondern mit Schwefelsäure aufschließt und dann unmittelbar das Indium aus der Lösung mittelst Zink durch partielle Fällung abscheidet. Die weitere Reinigung des Metalles ist dann, da die Hauptmasse der fremden Metalle entfernt wurde, bedeutend erleichtert. Bei diesem Verfahren ist es jedoch nothwendig, daß die geröstete Blende fein geschlämmt angewendet werde.

Herr Dr. L. Ditscheiner überreicht eine Note, betitelt: „Eine Bemerkung zu Herrn Lewis M. Rutherfurds Construction des Spectroskopes", in welcher gezeigt werden soll, daß das von Rutherfurd angegebene System zur gleichzeitigen Minimumstellung aller Prismen nur dann eine richtige Minimumstellung liefert, wenn noch das ganze System, ohne gegenseitige Aenderung der Lage der Prismen gegen einander, gedreht werden kann, was dadurch zu erreichen ist, daß dieses ganze Rutherfurd'sche System noch auf ein um eine verticale Axe drehbares Tischchen, ähnlich jenen, wie sie bei den Goniometern mit einem Prisma in Anwendung sind, gestellt wird. Es wird ferner die Minimumablenkung des ganzen Systems, nach Rutherfurds Angabe, bestimmt und gezeigt, daß die so erhaltene kleinste Deviation immer noch größer ist, als jene, welche sich mit der verbesserten Construction erreichen läßt. Der experimentelle Beweis für diese durch Rechnung erhaltenen Resultate wurde mit Hülfe des ursprünglich

Digitized by Google

mit Rutherfurds, nun aber mit verbessertem Systeme ausgeführten Spectralapparates am k. k. polytechnischen Institute geliefert.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung vom 5. December 1865.

Herr k. k. Bergrath Fr Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Derselbe bedauert mittheilen zu müssen, daß der allverehrte Chef Herr k. k. Hofrath Wilhelm Ritter v. Haidinger erkrankt sei.

Herr Dr. Gustav Laube berichtet über im Besitze des Fürsten v. Clary-Aldringen zu Teplitz in Böhmen befindliche fossile Knochen von Rhinoceros tychorrhynus, die im Lehm der fürstlichen Ziegelei an der Lippancy gefunden wurden.

Weiter zeigt derselbe eine interessante secundäre Bildung, Realgar und Arsenit, auf Abfällen der Braunkohle von Baden bei Eger.

Herr k. k. Bergrath Fr. Foetterle machte eine Mittheilung über die Verbreitung der aus Bruchstücken älterer Sediment- und Massenformationen bestehenden Conglomeratschichten im Nordgehänge der Karpathen.

Herr Dr. G. Stache legt die geologische Karte der Umgegend von Waitzen vor, deren Aufnahme er im verflossenen Sommer, unterstützt von seinem Begleiter Herrn Bergexpectanten Joh. Böckh durchgeführt hatte.

Herr Heinrich Wolf berichtet über das Vorkommen der Congerienschichten zu Kapnik und Nagybanya.

Herr k. k Bergrath Fr. Ritter v. Hauer legt den der Anstalt eben zugegangenen „Ersten Bericht" des Comité zur naturwissenschaftlichen Durchforschung von Böhmen vor und theilt den Inhalt des darin gegebenen Berichtes der geologischen Section über die Umgebungen von Tetschen und Böhmisch-Leipa ausführlicher mit.

Zum Schlusse zeigt derselbe eine hochinteressante Suite vortrefflich erhaltener Fossilien aus Siebenbürgen vor, welche Herr Franz Herbich zur näheren Bestimmung eingesendet hatte. Dieselben erweitern wesentlich unsere Kenntniß der Schichtgesteine des gedachten Landes und beweisen das Vorkommen von Werfener Schichten (buntem Sandstein), so wie von verschiedenen Stufen der Juraformation, deren eine, am Brisus bei Kronstadt entwickelt, große Analogie zeigt mit dem Jura von Balin im Gebiete von Krakau

Auch von Herrn Meschendörfer in Kronstadt waren der k. k. geologischen Reichsanstalt eben einige Fossilien aus Siebenbürgen und geologische Notizen über das Persanyer Gebirge zugegangen.

---

* Ungarische Akademie. (Sitzung am 27. November.) Herr Romer hielt einen Vortrag über die bei Alt-Szöny an der Stelle des alten Bregetium entdeckten römischen Antiquitäten, über welche er einen vorläufigen Bericht in diesen Blättern bereits veröffentlicht hat. Seinen Vortrag schloß er mit folgenden Bemerkungen und Anträgen: Die Agricultur bemächtigt sich immer mehr jener Stellen, welche mit den Ueberbleibseln antiker Städte und Bauten bedeckt sind; fast täglich bringt die Pflugschar alte Steine,

Digitized by Google

Ziegel, Hausgeräthe und Münzen zum Vorschein, welche größtentheils unbeachtet bleiben, oder zu Neubauten verwendet werden, oder ins Ausland wandern; die dem Ackerbau hinderlichen Grundmauern werden entfernt, und ganze Massen von mit Inschriften versehenen Steinen werden als Baumaterial feilgeboten. So verschwinden nach und nach die Denkmäler der Vergangenheit, und bald werden die letzten Spuren aus der Vorzeit der Geographie und Geschichte unseres Landes verschwunden sein. Das archäologische Comité hat in einer wohlmotivirten Denkschrift die Nothwendigkeit einer Landescentralcommission zur Conservirung und Erforschung der Alterthümer dargelegt; von der factischen Errichtung einer solchen Commission ist jedoch noch immer keine Rede. Etwas könnte und sollte aber dennoch geschehen, um so mehr, da es keine besonderen Auslagen erfordert. Die Landesbaudirection sollte aufgefordert werden, den in den einzelnen Comitaten vertheilten Ingenieuren die Instruction zu ertheilen, daß sie über etwaige Ausgrabungen regelmäßige Berichte abstatten mögen. Namentlich werden jetzt in und bei Szöny im Interesse der Agricultur die römischen Grundmauern aufgegraben und entfernt. Es wäre nun sehr wünschenswerth, wenn der in der Nähe wohnhafte Ingenieur, im Einverständniß mit dem Grundherrn, dem Herrn Grafen Nikolaus Zichy, die Aufgrabungen von Zeit zu Zeit besichtigen, die Situationspläne verfertigen und an die Baudirection regelmäßige Berichte abstatten würde. — Diese Bemerkungen und Anträge fanden allgemeine Zustimmung, und sie wurden zur eingehenden Berathung an das archäologische Comité verwiesen. Nun folgte die monatliche Gesammtsitzung. Zuerst wurde eine Zuschrift des Herrn Grafen Emil Dessewffy verlesen, in welcher er die Anzeige macht, daß er im Auftrage der Akademie sich sowohl bei Sr. Excellenz dem Herrn Tavernicus, als auch bei Ihren Excellenzen dem Herrn Minister Moriz Eßterházy und dem Herrn Hofkanzler wegen Ankaufs der Böhm'schen Sammlungen verwendete und zugleich auch die Sammlungen selbst besichtigte.

* Historischer Verein für Steiermark. Am 5. December wurde die 16. allgemeine Versammlung des historischen Vereines für Steiermark abgehalten. Die Herren Prof. Tangl und Archivar Zahn wurden nach Ablauf ihrer Functionsdauer zu Ausschußmitgliedern durch Acclamation wieder gewählt; statt des im Laufe dieses Jahres verstorbenen Herrn Dr. Sandhaas traf Herrn Universitätsprofessor Dr. Bischof die Wahl in den Ausschuß. Von besonderem Interesse waren diesmal die Vorträge. Herr Pfarrer Dr. Knabl, unser tüchtiger heimischer Epigraphiker, erörterte die mit der Zeit wechselnde Grenze zwischen Noricum und Pannonien in der heutigen östlichen Steiermark; Postdirector Scheiger machte auf das Werk des Prof. Essenwein: „Steiermarks mittelalterliche Glasgemälde", aufmerksam, welches jetzt im Entstehen begriffen, ganz durch heimische Kräfte zu Stande gebracht wird und damit gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für die geistigen und technischen Leistungen unseres Landes ablegt; Prof. Weiß schilderte in großen Zügen den Rechtszustand der Steiermark im 9. bis 12. Jahrhundert unter der Gültigkeit der Lex Bajuvariorum; Prof. Krones entwarf eine Charakteristik des Chronisten Unrest, Pfarrers zu Techelsberg in Kärnten, dessen Werke auch für die steirische Geschichte sehr wichtige Quellen sind, und schließlich theilte Director Göth sehr ansprechende Nachrichten über das Leben und Wirken des berühmten Mathematikers und Astronomen Kepler in Graz mit Er fügte diesen den Antrag bei, eine Straße in Graz mit dem Namen Kepler-Straße bezeichnen zu lassen; dieser Vorschlag wurde angenommen, und es wird das betreffende Ansuchen von dem historischen Vereine an den Gemeinderath geleitet werden.

Verantwortlicher Redacteur Ernst v. Teschenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Sprachen Indiens.

Die ältesten Bewohner Indiens sind nicht die Aryas oder die bei uns schlechtweg sogenannten Inder, sondern die Dravidas. Unter den letzteren begreift man jene Völker, welche heutzutage den größten Theil der südlichen Halbinsel (Dekhan) vom Windhja-Gebirge und dem Flusse Nerbudda (Narmada) bis Cap Comorin bewohnen. Diese Völker sind von dem Sanskritvolke sowohl physisch als sprachlich getrennt und scheinen in den ältesten Zeiten ganz Indien innegehabt zu haben. Von den Aryas gedrängt, die vom iranischen Hochland her aus dem Pendschab auf sie einstürmten, zogen sie sich theilweise vor ihnen in den südlichen Theil des Landes und ins Gebirge zurück, theilweise gingen sie in ihren Siegern auf, deren Sprache sie annahmen. Nur ein ganz kleiner Theil derselben wich gegen Norden aus und lebt noch heutzutage in den Gebirgen Beludschistans in den Brahui's fort.

Die Erkenntniß der Zusammengehörigkeit und ursprünglichen Einheit dieser Dravida-Völker ist eine That der modernen Sprachforschung und hat sich besonders der Engländer Rev. Caldwell durch sein treffliches Werk große Verdienste erworben. Es ist damit ein ganz neuer Sprachstamm in die Sprachwissenschaft eingeführt, der von dem indogermanischen eben so verschieden ist, wie der semitische oder uralaltaische. Ob er aber dem letzteren so nahe steht, als Caldwell annimmt und Max Müller behaupten möchte, erscheint mir sehr fraglich; meiner Ansicht nach ist die Zeit noch nicht gekommen, um über derlei Dinge ein entscheidendes Urtheil abzugeben.

Ich will vor allem jene Sprachen aufzählen, welche unter die Bezeichnung der dravidischen fallen und dann eine allgemeine Charakteristik derselben zu geben versuchen.

Den ersten Rang unter diesen Sprachen nimmt das Tamil ein. Es wird in Karnatik, d. h. der östlichen Küste unterhalb der Ghats von Pulicat bis Cap Comorin und von den Ghats bis zur Bai von Bengalen gesprochen. Ferner findet man es an der westlichen Seite der Ghats von Cap Comorin bis Trivandrum, und den nördlichen Theilen Ceylons. Das Tamil zerfällt in zwei Dialekte, einen sogenannten classischen (Schen-Tamil genannt) und einen im gewöhnlichen Leben gebrauchten (Kodun-Tamil). Das Tamil hat eine ziemlich alte und umfassende Litteratur; allgemein bekannt ist Tiru-valluvars herrliches Lehrgedicht: „Der Kurral."

Digitized by Google

Die Zahl der tamilsprechenden Bevölkerung beträgt nach Caldwells Schätzung ungefähr 10 Millionen.

Das Telugu (Telinga) reiht sich in Betreff seiner Reinheit und Structur ans Tamil unmittelbar an. Von den Engländern wird es auch fälschlich Gentoo genannt, eine Verderbung des portugiesischen Ausdruckes für „Heide". Das Telugu wird an der östlichen Küste gesprochen, und zwar von Pulicat bis Chicacole und von der Küste an bis Mysore. Früher scheint das Gebiet dieser Sprache ein viel weiteres gewesen zu sein; wahrscheinlich erstreckte es sich bis an die Mündungen der Ganga. Trotz dieser späteren Beschränkung ist das Sprachgebiet des Tulugu noch jetzt bedeutend größer als jenes des Tamil; denn die Anzahl der teluguſprechenden Bevölkerung wird von Caldwell auf 14 Millionen geschätzt.

Die dritte Sprache, welche zu dieser Gruppe gehört, ist das Kannari oder Karnataka. Es wird in Mysore und den westlichen Districten des Nizams bis Beder gesprochen, ebenso im Districte Canara an der Malabur-Küste. Die Anzahl der Canaresen mag sich auf fünf Millionen belaufen.

Daran schließt sich das Malayalam oder Maayarma. Diese Sprache herrscht an der Küste Malabur an der westlichen Seite der Ghats von Mangalore bis gegen Trivandrum, wo das Gebiet des Tamil beginnt. Die Anzahl der diese Sprache redenden Bevölkerung beläuft sich auf eine und eine halbe Millionen Seelen.

Die letzte und am wenigsten verbreitete unter den Dravida-Sprachen ist das Tulu oder Tuluva. Diese Sprache hatte ehemals im Districte Canara ein bedeutendes Terrain inne, heutzutage ist sie aber größtentheils im Aussterben begriffen und wird nur mehr in der Umgegend von Mangalore gesprochen. Die Anzahl der sie sprechenden Bevölkerung kann auf 150.000 geschätzt werden.

An diese Sprachen, wovon jede entweder eine ziemlich umfassende Litteratur besitzt oder doch zum schriftlichen Verkehr ausgebildet ist, schließen sich die unausgebildeten Idiome einiger Bergvölker, wie der Todavars, Kotars, Gonds und Kus. Die Sprachen dieser Völker sind entschieden dravidisch, wenigstens kann nach dem, was wir davon kennen, daran kein Zweifel sein. Die Anzahl der diese Idiome sprechenden Bevölkerung ist nicht bedeutend; sie mag sich für alle vier auf nicht viel über eine halbe Million belaufen.

Versuchen wir nun, den Typus dieser Sprachen zu zeichnen, um den Unterschied, der zwischen ihnen und den Sprachen der Aryas obwaltet, herauszufinden. Dabei will ich mich der Kürze halber an das ausgebildetste Idiom dieser Gruppe, das Tamil, halten.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Tamil und den Sanskritsprachen besteht schon im Lautsystem, und hier vor allem in den Consonanten. Während die letzteren fünf Consonantengruppen besitzen (Guttural, Palatal, Cerebral, Dental, Labial), wovon jede zwei stumme (nicht-aspirirt und aspirirt z. B. k und kh), zwei tönende (ebenso z. B. g und gh) und den dazu gehörigen Nasenlaut (z. B. ng) umfaßt, kennt das Tamil zwar auch diese fünf Consonantengruppen, diese aber zerfallen nur in den stummen, tönenden und Nasenlaut. Die aspirirten Laute fehlen

Digitized by Google

daher gänzlich. Dabei ist aber das Verhältniß des stummen Lautes zum tönenden ein eigenthümliches. Der erstere steht immer nur im Anlaute und bei der Verdopplung, der letztere nur in der Mitte nach Vocalen und Nasenlauten. Dieses Gesetz kann man besonders deutlich an Wortformen wahrnehmen, welche aus dem Sanskrit ins Tamil eingewandert sind. So muß das Wort danta (Sohn) im Tamil zu tanda werden; das Wort bhagya (Glück) zu pakkiya, das Wort deva (Gott) zu teva.

Dem Tamil fehlen die Zischlaute (von denen das Sanskrit drei besitzt, nämlich ç, s und sch) und der Hauchlaut h; dagegen hat es zwei l- und drei r-Laute, welche sehr häufig angewendet werden und der Sprache einen eigenthümlichen Charakter verleihen. Man ersieht schon daraus, daß die ersten Elemente beider Sprachfamilien grundverschieden sind und eine eigenthümliche Organisation der Sprachwerkzeuge beider Völker voraussetzen. Noch größer stellt aber der Unterschied sich heraus, wenn wir auf die psychologischen Vorgänge zurückgehen, welche den Sprachprocessen zu Grunde liegen und sie mit einander vergleichen

Während das Sanskrit mit den verwandten und davon abgeleiteten Idiomen zu den flectirenden Sprachen gehört, d. h. jenen, wo Stoff und Form an den einzelnen Sprachbildungen sich vorfinden und gegenseitig durchdringen, sind die Dravida-Sprachen unter jene Sprachen zu stellen, in denen die einzelnen Sprachformen durch bloße Anfügung von Stoffelementen an Stoffelement gebildet werden. Es mangelt daher diesen Sprachen die Form gänzlich; sie sind formlos.

Bei oberflächlicher Betrachtung dürfte vielleicht Manchem dieser Unterschied als nicht wesentlich erscheinen. Sehen wir aber genauer zu, so ist dieser Unterschied der allerwesentlichste, da er ja das belebende Princip der Sprache ausmacht, mit dem die Eigenthümlichkeit derselben steht und fällt.

Das denkende Subject steht einem Object gegenüber; wir sehen den Hund, wir hören ihn bellen. Es finden sich zwei Anschauungen in unserer Seele vor: die Gesichtsanschauung des Hundes und die Gehöranschauung des Bellens. Beide werden durch die Energie der Seele auf einander bezogen und in der Sprache zum Ausdruck gebracht. Es ist aber nicht gleichgültig, ob die Seele beide Anschauungen einfach nebeneinander stellt und „Hund — bellen" sagt oder ob sie letztere Anschauung von der ersteren abhängig auffaßt, indem sie sagt „der Hund bellt". Der erstere Fall ändert sich auch nicht wesentlich, wenn die Sprache die zweite Anschauung der ersteren conform bildet und dabei die völlige Abgeschlossenheit des Objectes als Wesen durch ein besonderes Element charakterisirt. Man hat immer nur zwei Anschauungen, wie „Hund" und „Bellen", welche nebeneinanderstehen, keineswegs aber eine Verbindung beider. Die Sprache sagt nur aus, daß ein Wesen vorhanden ist, welches Hund heißt und dieses zugleich ein bellendes Thier ist, nicht aber, daß das Bellen durch die Energie des Hundes bewirkt werde.

Die Elemente der einzelnen Bildungen sind daher in diesen Sprachen durchgehends stofflicher Natur; dort, wo z. B. eine Bezeichnung des Geschlechtes stattfinden soll, geschieht es durch Anfügung von Elementen, welche ursprünglich:

Digitized by Google

„männlich", weiblich" bedeuten. Jenes Element, welches zur Bildung des Genitivs verwende wird, bedeutet ursprünglich „eigenthümlich, besitzend", das Zeichen des Locativs bedeutet ursprünglich „Raum, Platz" u. s. w.

Die einzelnen Elemente werden eines an das andere gehängt, ohne im mindesten mit einander, wie in den flectirenden Sprachen, zu verschmelzen. Das Zeichen der Vielzahl lautet z. B.: gal; an dieses müssen sich nun in den Formen der Vielzahl alle jene Casuszeichen, welche sich in der Einzahl unmittelbar an's Wort fügten, anschließen.

So lautet von palan, „Lohn, Frucht" (aus dem sanskritischen schalam). Der Genitiv Einzahl palar-ureya, der Genitiv Vielzahl palan-gal-ureya; der Locativ Einzahl palar-irattil, der Locativ Vielzahl palan-gal-irattil.

Nach demselben Principe sind auch die Formen des Zeitwortes gebildet. Die Personalsuffixe des Zeitwortes sind Abkürzungen der persönlichen Pronominalformen. Sie werden, um die verschiedenen Zeitformen zu bilden, an die Participien angehängt. Davon wird das Participium præsentis durch Anfügung von kinra an die Wurzel gebildet, das Participium perfecti durch Anfügung von t. das Participium futuri durch va, pa oder ppa. Z. B. tschei-kinr-ên, „ich mache", tschei-kinr-ân, „er macht", tschei-kinr-âl, „sie macht", tschei-t-ên, „ich machte", tschei-w-ên, „ich werde machen" u. s. w.

Das Zeitwort des Tamil besitzt eine Negativform, welche aber keinen Ausdruck einer bestimmten Zeit zuläßt. Dieselbe wird durch den Mangel eines bestimmten Zeitzeichens charakterisirt, daher durch unmittelbare Anfügung der Personalzeichen an die Wurzel gebildet.

Die leidende Form bildet man durch Verbindung der Wurzel mit paru, „erleiden". Das Tamil hat mehrere Formen des Zeitwortes, welche eigentlich Casusformen von Substantiven sind und eine innige Fügung der verschiedenen Satzglieder vermitteln. Ueberhaupt mahnt es in vieler Beziehung an die Fügung der ural-altaischen Sprachen und ist in dieser Hinsicht den indogermanischen — man möchte sagen diametral entgegengesetzt.

Als die Aryas auf die Dravidas eindrangen und sie verdrängten und vernichteten, redeten sie jene Sprache, in welcher die ältesten Denkmäler der indogermanischen Litteratur, die Hymnen der Vedas, abgefaßt sind. Diese Sprache, kräftig, frisch und formenreich, aber von grammatischen Einflüssen noch unberührt, ist die Mutter einerseits der zahlreichen Volksdialekte (Prakrit-Sprachen), welche in den letzten vier Jahrhunderten vor Christi und weiter herab in Indien gesprochen wurden, andererseits der classischen Sprache der indischen Litteratur, des Sanskrit. Letztere Sprache war wenigstens in jener Form, in welcher sie uns überliefert ist, nie Volks- oder überhaupt Umgangssprache gewesen, sondern nur Sprache der Litteratur und der sich damit beschäftigenden Kaste der Brahmanen. Es ist die alte, aber bereits grammatisch bearbeitete Volkssprache, aus der gewisse seltenere Formen ausgeschieden worden, während andere, nach Analogie gebildete, an deren Stelle traten. Als solche ist sie, gleich dem Latein im Abendlande, über

Digitized by Google

zweitausend Jahre Sprache einer eben so großen als vielseitigen Litteratur geworden.

Von den Prakritsprachen kennen wir aus der älteren Zeit wegen Mangel einer Litteratur ziemlich wenig. Die ältesten Denkmäler derselben sind einige von den buddhistischen Königen errichtete Felseninschriften, die sich in verschiedenen Theilen Indiens vorfinden. Ebenso sind in den indischen Dramen einzelne Stellen im Prakrit abgefaßt, indem nach altem Gebrauche Götter, vornehme Männer und Heldinnen sich der Sanskrit-Sprache bedienen, während die Frauen und gemeinen Männer in der Volkssprache redend aufgeführt werden.

Seit dem Auftreten Buddha's gelangt die Volkssprache seines Vaterlandes, der Provinz Magadha zu einer gewissen Bedeutung. Sie wird Sprache der von ihm gepredigten Lehre; in ihr werden alle Schriften, die auf sein Leben und Wirken Bezug haben, abgefaßt. Man nennt diese Sprache gewöhnlich Pali. Sie ist ein reines Prakrit-Idiom, das von den anderen bekannten zwar einzelne Abweichungen, aber keine tiefergreifenden Eigenthümlichkeiten darbiet.

Versuchen wir nun den Charakter und Typus der oben aufgezählten Sanskrit-Sprachen im Allgemeinen zu zeichnen.

Ein tieferer Unterschied zwischen der alten Veda-Sprache und dem classischen Sanskrit besteht eigentlich nicht. Beide verhalten sich zu einander, wie etwa die Sprache Homers zu der Sprache der Schriftsteller Athens. Es ist am passendsten, erstere Sprache altindisch zu nennen und auf letztere den gewöhnlichen Namen Sanskrit zu beschränken. Man hört gewöhnlich, das Sanskrit sei die Mutter der indogermanischen Sprachen, aus der sie alle gleichmäßig hervorgegangen. Dies ist nicht der Fall und die Wissenschaft hat solches nie gelehrt. Die Sanskrit-Sprache ist nicht Muttersprache des Altpersischen, Latein, Griechischen, Gothischen u. s. w., sondern nur die älteste Schwester derselben, welche zufällig die meisten Züge der längst heimgegangenen Mutter am treuesten bewahrt hat. Sie ist unter allen indogermanischen Sprachen in lautlicher Beziehung am wenigsten zersetzt und hat die Formen fast alle in ihrer primitiven Gestaltung erhalten, während die anderen verwandten Sprachen mehrere derselben eingebüßt oder bedeutend verändert haben. Daher läßt sie, wie keine andere Sprache, eine genaue Analyse zu und ist ihr Studium für den Sprachforscher als eine Schule strenger Methodik unerläßlich.

Das Sanskrit hat beim Haupt- und Beiworte ein dreifaches Geschlecht ausgebildet, welcher Unterschied sich auch bei den Zahlen, deren es drei giebt (Einzahl, Zweizahl, Vielzahl) und den Casus (deren die Sprache acht kennt: Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ, Ablativ, Instrumental, Local, Vocativ) geltend macht. Alle diese Bildungen gehen nach dem Principe der Flexion vor sich; die Zeichen für die einzelnen Kategorien schließen sich nicht starr und unveränderlich an das Wort und an einander an, sondern werden nach den Forderungen der Betonung und des Wohllautes verbunden. So lautet der Genitiv der Einzahl von pad, „der Fuß", pad-as, von kavi, „der Dichter", kavais, der Local der Vielzahl von pad lautet pat-su, hingegen von danta. „der Zahn", danteschu.

Digitized by Google

Aeußerst durchsichtig und fein angelegt ist der Bau des Zeitwortes. Es ist hier, wie nirgends, jener Proceß sichtbar, durch welchen dieser Redetheil aus der Wurzel sich bildete, und lassen besonders hier die zur Bildung desselben nothwendigen Elemente aus dem Inventar der Sprache mit großer Sicherheit und Leichtigkeit sich erklären. Wie sinnlich und üppig stehen Formen, wie patschami, „ich koche", patschasi, „du kochst", patschati, „er kocht", allen anderen indogermanischen Bildungen gegenüber! Nur vermittelst derselben ist es uns möglich zu erfahren, was die ihnen entsprechenden Bildungen im Latein, coquo, coquis, coquit, und im Griechischen, pesso, pesseis, pessei, ursprünglich bedeuten, und daß die am Ende derselben auftretenden Beugungssilben mit den Stämmen der persönlichen Fürwörter identisch sind.

Die Prakrit-Sprachen weichen im Ganzen von dem eben gezeichneten Typus nicht ab; die Formen derselben sind analog gebildet. Der Unterschied zwischen ihnen und dem Sanskrit ist derselbe, wie er sich überall zwischen einer grammatisch gepflegten Schriftsprache und einer natürlich sich entwickelnden Volkssprache geltend macht. Die Hauptgesetze, auf welche sich die meisten Erscheinungen zurückführen lassen, sind Erreichung oder gänzlicher Ausfall der festen Consonanten zwischen zwei Vocalen und Assimilation der Lautgruppen. Dadurch gewinnen manche Formen ein eigenthümliches, fast fremdartiges Aussehen, sind aber im tiefsten Grunde von den in der Schriftsprache auftretenden nicht verschieden.

Einen ganz verschiedenen Typus bieten aber die neueren indischen Sprachen dar. In ihnen erscheinen die alten Sprachformen ganz zertrümmert und neue Bildungen an deren Stelle getreten. Die einzelnen Worte sind zwar aus den Prakrit-Sprachen herübergenommen, sind jedoch sowohl ihres vocalischen Auslautes beraubt als auch bedeutend zersetzt. Es ist derselbe Proceß, wie wir ihn in den romanischen Sprachen gegenüber dem Latein wahrnehmen Von den alten Casusendungen ist keine Spur vorhanden, an ihre Stelle sind Partikeln getreten; die Personalzeichen des Zeitwortes sind entweder ganz verschwunden oder verblaßt; das meiste muß durch Participialformen umschrieben werden.

Die Anzahl der modernen indischen Sprachen, welche von ungefähr 140 Millionen Menschen gesprochen werden, ist bedeutend. Die meisten derselben beschränken sich auf einzelne Ländertheile oder Provinzen, wo sie gesprochen werden; nur eine davon ist als allgemeine Geschäfts- und Umgangssprache über ganz Indien verbreitet. Dies ist das sogenannte Hindustani oder richtiger Urdu. Das Urdu ist eine Mischsprache, die seit dem Auftreten der Mogols in Indien erscheint und in dem alten Kanjakubdscha-Dialekte (Bradsch-Bhakha) um Ayra und Dihli ihre Wurzel hat. Ihr Grundstock ist echt sanskritisch; sie ist aber mit persischen und arabischen Elementen sehr stark vermischt. Jene Form, welche von den letzteren Elementen sich frei erhält, nennt man Hindi oder besser Hindawi

Die verschiedenen Provinzialdialekte haben in den alten Prakrit-Sprachen ihre Wurzeln. Man theilt sie am besten in zwei Gruppen, eine nördliche und eine südliche. Die nördliche Gruppe läßt sich füglich wieder in drei Unterabtheilungen

Digitized by Google

spalten, eine östliche, westliche und mittlere. Zu der ersteren gehören das Bengali, Cessami und Uriya (Orissa), gesprochen in den Provinzen Bengalen, Assam und Orissa. In die westliche Abtheilung fallen das Pandschabi, Multani und Sindhi, in den Provinzen Pandschab, Multaa und Sindh; dann die Sprache der Kafir oder Siahposch am Hindu-Koh, über welche man lange Zeit unmögliche Ansichten vorbrachte. In die mittlere Abtheilung endlich fallen die Sprachen von Nipal und Kaschmir.

Die südliche Gruppe umfaßt das Gudscharati und Marathi, das erstere die Sprache der Halbinsel Guzerat und Umgebung, das letztere Sprachen der Maratten-Stämme.

Jede dieser Provinzialsprachen hat nicht nur ihren eigenthümlichen grammatischen Typus, sondern sogar ihr eigenes Alphabet. Diese Alphabete gehen zwar im letzten Grunde auf eine einzige Quelle zurück, sie sind aber dennoch, besonders in der flüchtigeren Schrift von einander so verschieden, daß man keines ohne besondere längere Uebung zu lesen im Stande ist. Nur das Urdu und in geringerer Ausdehnung das Sindhi werden sowohl mit der Devanagari-Schrift als mit der persischen Taliq-Schrift geschrieben, einer Schrift, welche zu den mangelhaftesten der Welt gehört und viel Schuld an der geistigen Versumpfung trägt, in der sich der mohammedanische Orient befindet.

Dr. Friedrich Müller.

La jeunesse de Mazarin.

Par M. Victor Cousin.

(Paris 1865. — XXIV und 616 Seiten.)

Der erste König aus dem Hause Bourbon hat in Frankreich das Königthum auf neuen Grundlagen errichtet; durch die große Versöhnungsurkunde von Nantes eben so sehr wie durch seine Siege hat er die unwürdige Allianz unbotmäßiger Parteien mit dem Auslande aufgehoben, der Macht nationaler Ideen die alte lang getrübte Geltung zurückgegeben. Aber sein vorzeitiger Tod stellte alles wieder in Frage. Sein Nachfolger war ein Kind. Fürwahr ein einladender Moment für Viele: für die Prinzen von Geblüt, die Monarchie nach altgewohnter Form als ein Familiengut auszunützen, für den Adel, die losen Zustände mittelalterlichen Feudalwesens zurückzuführen, für die Reformirten, ihre Sonderstellung gegen neue Gefahren zu stärken. Das Ideal der französischen Seigneurs war die Selbstständigkeit deutscher Reichsfürsten; ihr König sollte ein Regent von dem wesenlosen

Digitized by Google

Schimmer des deutschen Kaisers sein, seine Macht wünschten sie unter sich zu theilen. Der französischen Monarchie drohte die Gefahr, um Jahrhunderte in der Entwicklung zurückgeworfen zu werden; in die Periode der Vasallendespotie vor Ludwig XI. zu gerathen.

In so drohender Zeit wurde das Amt des Premiers der starke Schild gegen die Feinde der Einheit, der Kraft, der nationalen Größe. Die Namen Richelieu und Mazarin bezeichnen die Phasen der Rettung, der Verjüngung der Centralgewalt; die Grenzlinien ihres Ansehens sind auch die Grenzen der königlichen Macht selbst.

Dieser welthistorischen Bedeutung der beiden Minister hat man von jeher die höchste Aufmerksamkeit gewidmet; wenige der großen Erscheinungen des neueren Staatslebens sind mit größerem Antheile gewürdigt worden. Die historische Kunst empfing hier die Anregung zu ihren höchsten Leistungen; an Richelieu's imponirender Erscheinung, an der schmiegsamen Gewandtheit Mazarins konnten die Meister des historischen Portraits sich erproben So haben geistvolle Federn wetteifernd sich bemüht, jene Epoche zu illustriren, die Ludwig XIV. in die Bahnen wies, auf denen Frankreich die Bewunderung und den Haß Europa's sich errang.

Nur über die Jugend der beiden Staatsmänner war man bisher ungleich unterrichtet. Ueber Richelieu, als geborenen Franzosen, hat es an Zeugnissen der hohen Gesellschaft in der er erwuchs, nicht gemangelt; sein vorministerielles Wirken lag offen zu Tage, aber auf Mazarin, dem Ausländer, dem Niedriggebornen, der erst als Mann seine Geschicke an die Frankreichs kettete, lag stellenweise ein Dunkel, welches die Médisance und Verleumdung mit Gift und Schmutz zu erfüllen trachtete. Den Fragen der Neugierde antwortete der Haß seiner Feinde. Und auch als das Wirken des seltenen Mannes vollendet war, glitten die Darstellungen über die minder glänzenden Anfänge hinweg und gewährten uns nur dürftige Umrisse. Die neue Biographie aus der Feder des berühmten französischen Philosophen und Historikers hat sich die Aufgabe gestellt, die vernachlässigte Jugendzeit des Cardinals Mazarin aufzuklären und uns näher zu führen. Das Werk ist mit besonderer Liebe unternommen und gründet sich auf einen reichen Vorrath bisher unberührter Archivschätze. Die bedeutenden Sammlungen des französischen Ministeriums des Aeußern und die Bibliothek des berühmten Hauses der Fürsten Barberini in Rom haben den Forschungen Cousins die wichtigsten und aufschlußreichsten Details gewährt, in welche uns durch eine fortlaufende Reihe sehr ausgebreiteter Citate immerwährend Einblick geschenkt wird. Nur hat die stete ängstlich treue Reproducirung des archivalischen Stoffes der Frische der Darstellung zuweilen Eintrag gethan.

Versuchen wir es nun, einige Züge des ausgebreiteten Bildes dem Leser vorzuführen. Julius Mazarin, oder wie er sich in seiner Jugend schrieb, Mazzarini wurde 1602 zu Piscina im Römischen geboren. Er war ein sogenanntes Wunderkind, von Vielen angestaunt, die an der heiteren Laune und dem muntern Redefluss des Kindes Gefallen fanden. Später, im Collegium der Jesuiten gab er

Digitized by Google

mannigfache Proben keimender Talente. Bei einer Disputation fesselte er alles durch Gewandtheit der Opposition und schlagfertige Argumente, und als man einst die Heiligsprechung des h. Ignatius von Loyola durch eine dramatische Aufführung feierte, wie sie die geistlichen Väter dieses Ordens zu aller Zeit liebten, hat er als Schauspieler der Hauptrolle von der gewähltesten Gesellschaft Roms rauschendes Lob vernommen. Wie gerne hätten ihn die entzückten Lehrer an sich geschlossen, seine Gaben für den Orden erzogen! Aber aller Köder des Beifalles und glänzender Versprechungen, an denen es die beeiferten Vorsteher nicht fehlen ließen, konnte Mazarins Herz nicht locken, das nach Weltlust dürstete, von fesselosem Thatendrang glühte. Früh war er in die Kreise der vornehmen Welt getreten. Wie sein Vater im Dienste der mächtigen Colonnas stand, so erwuchs er mit den Söhnen des Connetable Philipp. Wer hätte nicht seine sprudelnde Unterhaltungsgabe geschätzt? Bald gewann er die feinen Manieren des Adels — der römische galt hierin vor allem als musterhaft — er lebte wie die Elegants dieses Standes, und die Mittel zu verschwenderischer Kleidung und vornehmer Haltung erwarb er — im Spiele.

Mazarin zeigte dafür ein ganz besonderes Talent und gewann große Summen. Diese verwandelten sich aber sogleich in Kostbarkeiten des Putzes, in Schmuck, Diamanten und neue Einsätze des Spiels. Doch Fortuna bleibt auch ihren Lieblingen nicht stets treu. Auch Mazarin fand sich eines Tages durch Verluste so erschöpft, daß er alle Habe, ja selbst seine Garderobe an den jüdischen Trödler verkaufte, um — weiter zu spielen. Mit diesem Einsatz der Verzweiflung siegte er, und gewann alles zurück. Solches Wagniß erneuerte er aber einige Male, bis ihn ein Dasein, das zwischen Glanz des Genusses und Trostlosigkeit völligen Ruins auf und nieder schaukelte, anzuwidern anfing und er sich vornahm ein neuer Mensch zu werden. Wie gerne seine Familie dazu die Hand bot! Damals sandte der Connetable Colonna seinen Sohn nach Spanien, damit er die noch immer hohen Rufes genießende hohe Schule von Alcalá besuche und in Madrid, dem großen Mittelpunkte europäischer Diplomatie, sich heimisch mache. Julius Mazarin, den man so aus dem gefährlichen Rom entfernte, durfte ihn als einer seiner Kämmerlinge begleiten, ein Dienst, der durch die zarte Anhänglichkeit seines fürstlichen Freundes zu der angemesseneren Stellung eines Gesellschafters und Studiengenossen erhoben wurde. Alcalá und Madrid, Studium und Genuß theilten sich in die Herzen der beiden Jünglinge. Mazarin aber zog es bald mehr nach Madrid. Zu gewaltig lockte ihn wieder das fatale Spiel, und obwohl er jetzt aus Scham vor Colonna nicht die Wahl hatte, im Falle eines Verlustes seine Kleider zu verpfänden, so vermochte er doch nicht zu widerstehen und eines Tages verlor er wieder alles. Nun schien guter Rath theuer. Aber Geist und Witz und die jugendliche Schönheit, das Erbe seiner Mutter, verfehlten nirgend, ihm Freunde zu erwecken; auch in Madrid. Einen solchen hatte er an Nodaro gefunden, einem reichen Rechtsgelehrten. Da diesem die plötzliche Verstimmung seines sonst fröhlichen jungen Gefährten nicht entging, trug er ihm seine Hülfe und vor allem seine Börse an, wenn ihn ein Kummer oder eine Verlegenheit drücke. Mazarin

Digitized by Google

gestand eine augenblickliche Geldklemme ein; aber wie er doch zu eitel war, um den wahren Grund anzugeben, sprach er von Geldern aus Rom, deren Eintreffen sich ungewöhnlich lange verzögere, und wie er in Madrid zu fremd sei, um sich in einem so schlimmen Falle zu helfen. Nodaro war sogleich zu einem Darlehen bereit und obwohl sich Mazarin sträubte, drängte er ihm eine Börse Goldes auf, in deren Besitze der verwegene Spieler seinen Verlust wieder wett machte. Nun zögerte er keinen Augenblick, die geliehene Summe an den großmüthigen Spanier zurückzustellen. Diese Pünktlichkeit verstärkte den guten Eindruck, welchen er längst auf Nodaro gemacht hatte. Reich, wie dieser unsern Mazarin glaubte, den er überdies von mächtigen Gönnern beschützt sah, faßte er den Plan, ihn zu seinem Schwiegersohne zu erheben. Seine Tochter war schön und liebenswürdig und schlug das feurige Herz des Römers schnell in Fesseln. Die Heirat wurde zwischen den Dreien beschlossen, und um auch den Segen und die Einwilligung seines Vaters zu erlangen, eilte Mazarin nach Rom. Seinen beredten Schilderungen, und heftigem Stürmen widerstand auch der Vater nicht. Aber der junge Geronimo Colonna war weiser, als sein verliebter Freund und Kämmerer; die frühe Heirat mußte Mazarin jede fernere Laufbahn verschließen und seine Talente ersticken, darum hatte er an seinen Vater in Rom geschrieben und Mazarin selbst war der Ueberbringer des Briefes, der ihn für immer von Madrid und dem Herzen seiner angebeteten Nodarina verbannte. Denn der Connetable ließ den jungen Menschen zu sich rufen und verbot ihm strenge an eine so „thörichte" Heirat zu denken; vorjetzt solle er zu Rom ganz den Studien leben. Welche Enttäuschung, welche Vernichtung aller Hoffnungen, alles Glückes. Nach hartem Kampfe, nach hundert vergeblichen Anschlägen, Freiheit und Liebe zu bewahren, genas seine starke Natur. Mit erhöhter Kraft, mit wilder Wuth warf er sich auf die Bücher, bis er den juridischen Doctorgrad erwarb.

Doch es war kein innerer Trieb, der ihn zu den Studien zog, die stillen Bahnen der Wissenschaft oder des Rechtslebens hatten wenig Reiz für ihn; weitmehr lockten ihn die lärmenden Waffen und als sich ihm eine Gelegenheit bot, eine Hauptmannsstelle zu erhalten, trat er in den militärischen Dienst ein. Aber eben hier ist er zur Anwendung jener Talente gelangt, durch die er seinen Weltruhm begründete: als Diplomat. In der Nähe des apostolischen Commissärs Sacchetti hat er zuerst jene rasche und scharfe Auffassung der Verhältnisse, die Gewandtheit in der Auffindung von Auswegen und Hülfsmitteln bewiesen, die neben seiner einschmeichelnden Kunst des Umganges ihn in so hohem Grade auszeichneten. Aber wie die Aufgaben, welche die Verwaltung Ferrara's boten, wegen ihrer Geringfügigkeit Mazarin nicht lange fesselten, so pflegte er mit erneutem Eifer seine römischen Bekanntschaften und trat in innige Beziehungen zum Hause Barberini, welche als Nepoten Urbans VIII. die einflußreichsten Aemter in ihrer Hand hielten. Und bald kamen Ereignisse, die den Werth solcher Gönnerschaft steigerten.

Im Jahre 1628 fiel Rochelle, das Bollwerk des Hugenottenthums, vor den

Digitized by Google

glücklichen Waffen Ludwigs XIII. und seines Ministers Richelieu. Richtig hatte sich der Schutz Englands erwiesen.

Nun hatte es Frankreich in seiner Gewalt, diejenigen Scenen zu erneuern, die acht Jahre früher Böhmen, und vor diesem die andern Erbländer Oesterreichs gesehen hatten, und eine schonungslose Gegenreformation durchzuführen. Die Einnahmen von Prag und von Rochelle sind analoge Erscheinungen, auf beiden Seiten war es der Protestantismus im Bunde mit dem Auslande, welcher der Staatseinheit, der Fürstengewalt den Krieg erklärte. Die katholische Partei in Frankreich würde einem gewaltthätigen Gebrauche des Sieges ebenso Beifall gejauchzt haben, als es dieselbe Partei in Oesterreich, in Deutschland gethan hatte. Es fehlte nicht an lauten Stimmen, die dazu riethen, die es als gewiß und nothwendig verkündeten. Welche Gefahr für den vor wenigen Jahren so machtvollen, jubelnden und intoleranten Protestantismus. Bourbon und der Doppelthron Habsburgs im Bunde mußten ihn erdrücken. Ein Feldherr wie Wallenstein, hatte eben die kaiserlichen Waffen an der Ostsee verherrlicht und die Ansprüche dieses Hauses stiegen höher als selbst nach der Schlacht von Mühlberg. Noch nie war man dem Ziele einer starken katholischen Kaisermacht so nahe gestanden. Und niemals entfernte man sich von ihm rascher. Ein Umschlag, wie der, welchen Moriz von Sachsen einst bereitet hat, war der, den Richelieu und Gustav von Schweden herbeiführten. Diese Combination hat in einem großen kritischen Momente die Protestanten gerettet, und in Richelieu's Cabinet wurde sie geboren. Von Süden und von Norden, von Deutschland und von Italien wollte man Habsburg bedrängen Diese Wendung ist unschwer zu erklären. Der Bischof, der Cardinal Richelieu war eifrig katholisch, aber kein Eiferer. Sobald der Protestantismus in Frankreich seine politische Stellung eingebüßt hatte, so trat die allgemeine Lage der Dinge, die Stellung Frankreichs in Europa in den Vordergrund staatsmännischer Betrachtung, und da konnte man es sich nicht verhehlen, daß der Protestantismus die bequemste Handhabe zum Eingriff in die Ereignisse, daß er den besten Verbündeten Frankreichs gegen die gefährlichen Mächte des Auslandes bilde. Die innige Verwachsenheit politischer und kirchlicher Angelegenheiten trat einmal wieder recht zu Tage. Konnte Richelieu wünschen, daß der Protestantismus völlig unterliege und namentlich seine bedeutende politische Stellung in Deutschland verliere? Wer mußte die Früchte eines so großartigen Sieges ernten? Allein das Haus Habsburg. Da drängt der alte Gegensatz mächtig hervor. Und Richelieu fühlte sich frei genug, den Augenblick zu nützen, um den übermächtigen Bannern des Hauses Oesterreich entgegenzutreten. Das Erste war, daß er den Hugenotten, wo er sie niederwarf, den Genuß ungestörter religiöser Andacht gewährte: er hat der großen Versöhnungscharte Heinrichs IV., dem Edict von Nantes darin nichts abgebrochen. Und damit trat er den Protestanten außerhalb Frankreichs bereits näher, sie gewannen das erschütterte Vertrauen wieder, die Allianz mit Schweden gelangte zum Abschluß. Aber daß diese ein so besonderes Gewicht für Richelieu hatte, war vorjetzt nicht Deutschlands wegen, nicht hier wollte er zuerst Habsburg entgegentreten. Der künftige

Digitized by Google

Feldzug Schwedens hatte für Frankreich nur den Werth einer Diversion, um ihm Luft zu machen in Italien. Ebenda hatte sich seit einigen Jahren eine Fülle von Anreizungen gesammelt, um den alten antiösterreichischen Antagonismus zu lebhafter Flamme anzufachen.

Der Herzogshut von Mantua und das Marquisat von Montferrat waren seit dem 16. Jahrhundert im Hause Gonzaga vereinigt worden, ein nachgeborner Prinz desselben, der keine Aussicht zur Succession hatte, ging nach Frankreich, wo er das Herzogthum Nevers zu Lehen erhielt. Als aber wider Erwarten mit Vincenz II. die ältere Linie der Gonzaga ausstarb, so sollte gemäß dem Erbrechte der jüngere Zweig Nevers zum Besitze Mantua's und Montferrats gelangen. Jedoch als französischer Lehensträger war Herzog Karl den Höfen von Madrid und Wien, welche den französischen Einfluß in Italien und in den Flanken ihres Herzogthums Mailand mit Sorge wachsen sahen, ein sehr unangenehmer Prätendent und man begünstigte darum Ansprüche, welche von weiblichen Abkömmlingen der älteren Linie geltend gemacht wurden. In demselben Augenblicke erhob Savoyen, wie schon einige Jahre früher, Ansprüche auf Montferrat, das wie ein Riegel seine Tendenzen nach Vergrößerung hemmte. Für Frankreich war es ein Gebot der Klugheit wie der Ehre, seinen Günstling zu unterstützen, Oesterreich und Spanien ließen den ihrigen nicht sinken. So war ein Zusammenstoß in Italien unvermeidlich; allein der Papst hoffte durch diplomatische Mittel die gefährlichen Gegner vom Boden Italiens fern zu halten. Endlos waren die Beschwichtigungen, unermüdlich die Vermittlungen, welche er in dem Streite der Parteien durch jene Gesandtschaft, an der Mazarin den Hauptantheil hatte, zur Versöhnung der Interessen, zur Dämpfung des kriegerischen Ehrgeizes in das Werk setzte. Hier war der geeignetste Wirkungskreis für Mazarins große Talente, Aus diesen Anlässen entwickelten sich die Berührungen mit Richelieu, der ihm bald eine hohe Achtung widmete. Hier bereitete er sich mehr und mehr für die großen Rollen vor, die er in Frankreich spielen sollte. Eben diese zukunftreichen Entfaltungen sind von unserem Geschichtschreiber durch die ganze Fülle archivalischer Ausbeute und den breitesten Strom liebevoller Darstellung ins Licht gesetzt worden; namentlich die Portraitskizze Richelieu's ist eine Glanzpartie des Buches.

E. Roesler.

Digitized by Google

Darstellung der Einrichtungen über Budget, Staatsrechnung und Controle

in Oesterreich, Preußen, Sachsen, Baiern, Württemberg, Baden, Frankreich u. Belgien.

Von Karl Freiherrn v. Czoernig.

(Wien 1866. Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Braumüller.)

S. Die neuere Zeit, in welcher die Grundsätze constitutioneller Regierungsform fast allgemein zur Durchführung gelangt sind, hat als nothwendige Folge derselben auch einen Gegenstand ans Licht gezogen, der vordem auf das ängstlichste der Oeffentlichkeit entrückt wurde. Die Frage über die Beistellung und Verwendung der Staatsmittel gewinnt immer größere Wichtigkeit, tritt daher allenthalben in den Vordergrund und wird in den Sitzungen der Kammern, in den Tagesblättern und zahlreichen darüber erscheinenden Schriften allseitig erörtert. So rege aber die Theilnahme an dieser wichtigsten aller socialen Fragen ist, so begleitet sie doch nicht das Budget durch alle Phasen mit gleichem Interesse. Die allgemeine Aufmerksamkeit richtet sich erklärlicher Weise hauptsächlich auf den Moment, wenn der von den Staatsbehörden entworfene Voranschlag zur Verhandlung kommt, bis auf seine Einzelheiten der Kritik unterzogen wird und hiebei Principien wie individuelle Anschauungen sich im freigegebenen Kampfe messen. Ist aber die parlamentarische Schlacht geschlagen und hat das Budget seine Sanction durch den Landesherrn erhalten, so erlahmt die allgemeine Theilnahme und über den weiteren Gang, die Verwendung der Gelder und die hierüber gepflogene Controle gelangt wenig zur Oeffentlichkeit. Der Grund ist auch leicht erklärlich, denn zur Beurtheilung, ob die zur Realisirung des Staatszweckes bestimmten Mittel wirklich dieser Verwendung zugeführt werden, gehört nicht nur ein langes, eingehendes Studium der gesetzlichen Einrichtungen, welche in den verschiedenen Staaten in Beziehung auf die Verfassung des Budgets, die Staatsrechnung und das gesammte Controlswesen bestehen, sondern auch Kenntniß der amtlichen Praxis, welche in dieser Hinsicht geübt wird und die sich nicht minder auf die eingebürgerte Gewohnheit als auf gesetzliche Verordnungen gründet. Aus diesem Grunde hat sich die Litteratur mit der Behandlung dieses Gegenstandes nur in sehr unzureichendem Maße beschäftigt, die Werke über Finanzwissenschaft und Finanzgesetzkunde geben wohl Aufschluß, wie die Gebahrung sein soll, aber wenig, wie sie thatsächlich ist, weil sich hiebei Praxis und Theorie scharf getrennt gegenüberstehen. Was insbesondere die Controle betrifft, so ist selbst in den besten Büchern wenig über ihre Wirksamkeit zu finden, und der berühmte Staatsrechtslehrer Rau erklärt in der jüngsten Auflage seiner Finanzwissenschaft, daß es ungeachtet der vielen über das Staatsrechnungswesen erschienenen Bücher schwer sei, sich allein aus denselben zu belehren. Um diesen vielgliedrigen Stoff zu beherrschen, bedarf es neben

Digitized by Google

einer klaren Erkenntniß der Finanzwissenschaft auch der genauen Bekanntschaft mit dem gesammten Finanzgebahrungs- und Rechnungswesen der einzelnen Staaten, eine solche ist jedoch außerhalb des Kreises amtlicher Thätigkeit nur äußerst schwer zu erringen. In diesem Kreise aber ist es wieder nur die Statistik, welche die schwierige Aufgabe einer solchen, den ganzen Gang des Staatshaushaltes umfassenden Darstellung in gediegener Weise zu lösen vermag, da nur bei ihr alle Fäden zusammenlaufen und alle Materialien vorliegen, durch welche klare Einsicht in den vielgliedrigen Organismus des Staatsrechnungswesens, in die verschiedenen Canäle, welche die Gelder schaffen und wieder absorbiren, und in den diesen Zu- und Abfluß regelnden Controlsapparat geboten wird.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte tritt hiezu noch eine weitere Forderung. Es ist ein Verdienst der seit den letzten zwölf Jahren abgehaltenen Versammlungen des international-statistischen Congresses, der Erkenntniß Bahn gebrochen zu haben, daß nur eine vergleichende Behandlung der Statistik Anspruch auf wissenschaftliche Geltung machen darf, so wie daß, um eine solche zu ermöglichen, vorerst die erforderlichen Grundlagen gleichartig aufgestellt werden müssen, wozu die vom Congresse bearbeiteten Formularien die beste Anleitung geben. Aber selbst auf solcher Grundlage ist die Arbeit eine mühevolle und es sind bis jetzt nur vereinzelte diesen Zweck vollkommen erreichende Arbeiten zu Stande gekommen. Der erste und umfassendste Versuch dieser Art, eine vergleichende Behandlung in einem der wichtigsten Zweige der Statistik zu unternehmen, ist das bekannte Budgetwerk des Verfassers, in welchem die Budgets der vorzüglichsten europäischen Staaten in Vergleichung gestellt und hieraus die belehrendsten Schlußfolgerungen über die wirthschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Staaten, insbesondere über den Umfang und die Verwendung ihrer Hülfsquellen gezogen werden. Wir heben beispielsweise die percentuale Nachweisung des Aufwandes der einzelnen Staaten für die productiven und culturförderlichen Ausgaben, die lehrreiche Gegenüberstellung der auf dem Genusse und dem Verkehr lastenden indirecten Abgaben, endlich die Uebersicht des Anwachsens der Staatsschulden in den einzelnen Staaten hervor.

Indem nun das vorliegende Werk nicht allein zu dem eben genannten umfassenden Buche, sondern auch zum Verständniß der in den theoretischen Lehrbüchern so spärlich bedachten Praxis der finanziellen Gebahrung eine nothwendige und erwünschte Ergänzung bildet, füllt es nicht allein eine Lücke in der staatswissenschaftlichen Litteratur aus, sondern muß zugleich als ein Fortschritt in der wissenschaftlichen Statistik angesehen werden. Wie im Budgetwerke die Ergebnisse der gesammten wirthschaftlichen Gebahrung der einzelnen Staaten zergliedert und gruppirt werden, führt die gegenwärtige Darstellung die gesetzlichen Einrichtungen und so zu sagen den technischen Vorgang vor Augen, wodurch Ordnung und Regelmäßigkeit in die Führung des Staatshaushaltes gebracht und durch Handhabung der Controle Ausschreitungen verhindert werden Es gewährt einen eigenthümlichen Eindruck, wahrzunehmen, wie der gleiche Zweck, diese Ordnung aufrecht zu erhalten, in den einzelnen Staaten je nach ihrer historischen Entwicklung und den

Digitized by Google

geltenden Gewohnheiten auf eine höchst mannigfache Weise zu erreichen angestrebt wird.

Daß der Verfasser seinen Gegenstand vollständig beherrscht, tritt namentlich aus der klaren und übersichtlichen Behandlung desselben zu Tage. Dieser sonst so trocken und spröde erscheinende Stoff wird in einer Weise behandelt, welche eine leichte Auffassung desselben und eine vollständige Uebersichtlichkeit der gewonnenen Ergebnisse wesentlich fördert und wozu namentlich die Gliederung in gleichartige Abtheilungen beiträgt, welche bei der Verschiedenheit der über Budget und Controle in den einzelnen Staaten bestehenden, überaus mannigfaltigen und in den Grundelementen divergirenden Einrichtungen an und für sich die größte Schwierigkeit bot Wir möchten hier vor allem die Darstellung der französischen Einrichtungen, welche am eingehendsten behandelt werden, hervorheben. Die streng logisch gegliederten Einrichtungen dieses Landes sind, obwohl wir bei Betrachtung derselben ein völlig neues, von jenen der deutschen Staaten gründlich verschiedenes Feld betreten, doch mit großem Geschick in den für die Darstellung der einzelnen Länder festgestellten Rahmen eingefügt und es bedurfte dabei einer nicht geringen Gewandtheit, das umfassende Detail zu überwältigen, die Fäden nicht zu verwickeln und Klarheit und Uebersichtlichkeit in die Darstellung zu bringen. Die Wichtigkeit dieser Einrichtungen, welche durch ihren rationellen Aufbau schon mehrfach die Vorbilder zur Nachahmung abgaben und diese Aufgabe voraussichtlich noch öfter zu erfüllen haben werden, bestimmt den Verfasser, eine Reise von Originaldocumenten über Budget und Controlsoperation in Frankreich der Darstellung anzuschließen.

Wenn die abgesonderte Behandlung der Einrichtungen eines jeden der berücksichtigten Staaten einer genauen Bekanntschaft mit denselben den Weg bahnt, so erscheint hinwieder der letzte Abschnitt des Werkes, welcher eine vergleichende Uebersicht dieser Einrichtungen nach den in den vorausgehenden Capiteln eingehaltenen Rubriken — Finanzperiode, Verwaltungs- und Rechnungsjahr, Form des Budgets, Inhalt desselben, Staatsrechnung, Rechnungs-, Verwaltungs- und Staatscontrole — enthält, in wissenschaftlicher Hinsicht von höchstem Interesse. Jeder dieser Abschnitte faßt das Gleichartige zusammen und hebt die vielfachen charakteristischen Unterschiede hervor, welche sich in der Finanzgebahrung der einzelnen Staaten, besonders aber zwischen jenen der deutschen und französischen Gruppe ergeben. Zur ersteren gehören die im Buche behandelten Länder des deutschen Bundes, welche aus den früheren Zuständen des patriarchalischen Regiments im Wege der Reform zu den jetzigen ständischen und constitutionellen Einrichtungen übergegangen sind und daher mehr oder weniger Nachklänge der ursprünglichen Einrichtungen zeigen, welche der rationellen Durchbildung des Systemes hemmend entgegenstehen. In Frankreich dagegen und Belgien wurden alle derlei älteren Einrichtungen von der Revolution völlig weggefegt und es konnte der Aufbau vollkommen neuer Institutionen stattfinden, welcher mit logischer Consequenz vom untersten mit der Verwendung der Staatsgelder betrauten Organe bis zur obersten Instanz den gleichen

Digitized by Google

Weg einhält und alle mit einem genau gegliederten, durchgreifenden Controlsapparate umschließt.

Wir erhalten aber nicht allein einen verläßlichen Werthmesser für die Gestaltung und den Grad der Ausbildung dieser Einrichtungen, sondern werden durch die eingeflochtenen Reflexionen auch auf das Feld der höheren mit den Finanzen im engsten Zusammenhange stehenden Politik geführt. Insbesondere müssen wir die Definition der einzelnen Abstufungen der Controle, nämlich der Rechnungs-, Verwaltungs- und Staatscontrole hervorheben, welche hier, so viel bekannt, zum ersten Male eine scharfe Begriffsabgrenzung erfahren, zugleich aber, was in sonstigen Quellen noch seltener geschieht, in ihrem Zusammenhange und Uebergange in einander klar nachgewiesen werden Die Wissenschaft hat die ersten beiden, nämlich die Prüfung der materiellen Gebahrung mit den Staatsgeldern, einschließlich der Cassenrechnung, den Rechnungslegern gegenüber, und die Prüfung der Anweisungen gegenüber den Verwaltungsbehörden, der Finanzgesetzkunde, dagegen die Staatscontrole, welche von der Legislative geübt wird und die verfassungsmäßige Verwendung der Staatsgelder involvirt, dem Staatsrechte zugewiesen. So richtig diese Scheidung ist, so brachte sie doch den Nachtheil, daß eine ihrem innersten Wesen nach zusammenhängende Operation in verschiedenen Doctrinen zur Behandlung kam und Lücken zwischen denselben schwer zu vermeiden waren, wie überhaupt in der genauen Definition der verschiedenen Controlvorgänge nichts weniger als Klarheit herrschte, namentlich bezüglich des letzten Actes, der Staatscontrole. Denn so eingehend in den Fachwerken vom Bewilligungsrechte der Legislative beim Budget gehandelt wird, eben so leicht schlüpfen sie über deren Antheil an der Rechnungserledigung hin, wenn nicht gar ein völliges Vergreifen in der Bestimmung dieser obersten Controle stattfindet. Cancrins gutes, weil eben auf Praxis aufgebautes Buch mag dafür zum Beweise dienen, das in der Reichscontrole nichts als einen obersten Rechnungshof sieht, dem, als über den Ministern stehend, der Autor zudem wenig hold zu sein scheint. Noch weiter fehl geht der sonst so treffliche Tonzig, wenn er das esame morale als die Spitze der Rechnungsführung hinstellt und darin bethätigt findet, ob die Grundsätze guter Wirthschaft von den Verwaltungsbehörden beobachtet, in den Ausgaben Ersparungen erzielt und die Einnahmen möglichst ergiebig gemacht werden.

Solcher Verwirrung der Ansichten gegenüber treten eben die klaren, kein Mißverständniß zulassenden Ausführungen des Verfassers ins vollste Licht, da sie nicht allein in wissenschaftlicher, sondern auch in praktischer, auf das Staatsleben unmittelbar rückwirkender Hinsicht ein Feld beleuchten, das der Beleuchtung, eben seiner Wichtigkeit für das Volks- und Staatswohl wegen, gar sehr bedurfte. Und diese Aufklärungen, so schwerwiegend in mehr als einer Rücksicht, sind auf dem engen Raume von 12 Druckbogen für acht der wichtigsten Staaten Europa's gegeben.

Schließlich möge noch erwähnt werden, daß diese Darstellung für Oesterreich selbst über die bestehenden Einrichtungen hinausgreift, indem die Bestimmungen

Digitized by Google

der bereits angeordneten, aber noch der Ausführung harrenden Reform des Staatsrechnungs- und Controlwesens hier zum ersten Male kundgegeben werden.

Der Abfall der Niederlande.

Von F. J. Holzwarth.

(1. Band: Genesis der Revolution. 1559 bis 1566. Schaffhausen 1865. Hurter)

H. M. R. Vor nun 300 Jahren bot das kleine zwischen England, Frankreich und Deutschland gelegene Delta-Gebiet der Niederlande das denkwürdige Schauspiel eines Kampfes um Unabhängigkeit und Freiheit gegen die sie unterdrückende Herrschaft Philipps II. Achtzig Jahre rang das kleine Holland mit beispielloser Ausdauer gegen das mächtigste Reich der Welt und endlich waren die Fesseln gebrochen — Holland wurde ein Freistaat. Die Ursachen dieser Erhebung liegen klar zu Tage, die verabscheuungswürdige Grausamkeit gegen die Anhänger des neuen Bekenntnisses, die Verletzung der Privilegien des Landes, die systematische Ausbeutung der Volkskräfte, die Besetzung der obersten Aemter durch Fremde u. s. w. gaben die Veranlassung zum Ausbruche der Rebellion.

Die Principien sowohl, als auch die Personen, welche in diesem Schauspiele auftreten, sind an sich von so großem und bedeutendem Interesse, daß die Geschichtschreibung verschiedener Zeiten und verschiedener Völker sich mit besonderer Vorliebe diesem Stoffe zugewendet hat, und das merkwürdige Ereigniß der niederländischen Rebellion ist bis zum heutigen Tage unter den Geschehnissen des an Thaten so reichen 16. Jahrhunderts der Gegenstand der aufmerksamsten Forschung geblieben.

Der einzige Umstand, daß Schiller und Goethe, die beiden hervorragendsten Erscheinungen der classischen Epoche unserer Nationallitteratur die niederländische Revolution zum Hintergrunde ihrer großartigen dramatischen Dichtungen gewählt, würde dieses historische Ereigniß bleibend interessant machen. Aber noch mehr — der unsterbliche Schiller folgte mit dem forschenden Auge dem Gange der großen Weltbegebenheit durch das Dunkel, in welches sich die Ereignisse verflossener Jahrhunderte bergen und schuf „die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung", ein Werk von psychologischer Tiefe der Auffassung, von einer Meisterschaft der Darstellung, von einer Schärfe der Zeichnung — wie kaum ein zweites sich nennen läßt. Zugegeben, daß Schillers Quellenkritik keine sorgfältige gewesen, den nergelnden Kritikern, welche den Dichter der Freiheit und der Humanität so gerne verunglimpfen, auch noch zugestanden, daß ihm holländische Arbeiten unbekannt geblieben, daß er oberflächlich gearbeitet, daß er selbst bei dem

Digitized by Google

damaligen Stande der Vorarbeiten zu jener Epoche viele Thatsachen unrichtig wiedergegeben, daß er, wie er selbst zugiebt, die historische Wahrheit geringer achtet als die philosophische — die schulmeisternde Art des Herrn Janssen wird uns nie zu der Ueberzeugung bringen, daß Schillers Auffassung nicht die richtige gewesen, daß er unsern Antheil für unwürdige Gegenstände in Anspruch genommen, daß er namentlich die Helden in falschem Lichte erscheinen lasse. Die Entstehung des großen Unabhängigkeitskampfes führt uns Wilhelm von Oranien vor, und daß in der Zeichnung dieses historischen Charakters Schiller fast gar keinen Schatten angebracht hat, ist mit Recht zu tadeln. Aber „ein Schiller mußte ihn so zeichnen, wie er ihn gezeichnet hat, oder er wäre nicht dieser Schiller gewesen". Mit diesen Worten warf Wuttke in der Einleitung zu Kloses „Wilhelm von Oranien" geschickt jene Gegner von sich, die zu bekämpfen wahrlich eine müßige Sache wäre.

Mag jeder übrigens in Tomascheks lehrreichem Buche Schillers Verhältniß zur Geschichtswissenschaft nachlesen, dem ein Beweis dafür Bedürfniß ist.

Der unermüdliche Fleiß belgischer und holländischer Forscher hat in der jüngsten Zeit erst das Materiale zu Tage gefördert, aus welchem eine objectiv gefaßte Geschichte des Abfalls zu schreiben möglich wurde. Die Thatsachen sind unumstößlich festgestellt, unerklärte Vorgänge, welche Jahrhunderte lang im Dunkel geblieben, sind nun im Zusammenhange wiedergegeben und bei einem so planmäßigen und übereinstimmenden Vorgange, wie wir ihn an Gachard, Prinsterer, Weiß, Reiffenberg, rühmen müssen, sind Lücken nunmehr nicht zu beklagen.

Und dennoch haben weder Lothrop, Motley, noch Holzwarth die Aufgabe gelöst. Motley hat nach der Seite der Darstellung ein wahres Meisterstück geliefert. Seine Anordnung des Materials, seine klare, lebendige Schreibweise, das frische Colorit erfüllen uns mit gerechter Bewunderung, und diesen Vorzügen kömmt eine freisinnige Haltung sehr wohl zu statten, um das Interesse lebhaft anzuspannen und rege zu erhalten.

Der Erfolg dieses Werkes in England, Holland und in Deutschland (deutsch erschienen bei Kuntze in Dresden) ist darum auch leicht erklärlich. Aber in dem Theile, in welchem jetzt der Schwerpunkt jeder Arbeit liegt, in der Zeichnung Wilhelms, ist Motley von einer solchen Vorliebe für seinen Helden befangen, daß ihm darin sein kritischer Sinn völlig abhanden kommt.

Holzwarth sucht nun dies zu verbessern, aber er verräth auf jeder Seite seines Buches den Dilettanten. Der schwäbische Pfarrer erklärt zwar von der „überreichen" Auffassung Kochs sich fern halten zu müssen, aber er verfällt ganz in denselben Fehler, welchen die Koch und Janssen begehen, ohne daß er entfernt deren gründliche Kenntnisse sich angeeignet hätte. Janssen ganz besonders (1855 und 1863) hat, absichtlich den wahren Geist der niederländischen Rebellion mißkennend, dieselbe bloß als ein Erzeugniß des vom Ehrgeiz und der Habsucht irregeleiteten Volkes angesehen, und in diesen Fehler verfällt auch Holzwarth, während nach Motley anzunehmen ist, daß „die Großen nur die vergoldeten Zeiger auf dem Zifferblatte der Uhr gewesen, aber das unsichtbare Triebwerk im Innern es war,

Digitized by Google

welches die Stunden anschlug". Holzwarth gesteht, er könne nicht wie Koch annehmen, Wilhelm sei bloß ein anmaßender und hochmüthiger Aristokrat voll Habsucht und Tücke gewesen, aber derselbe Herr Holzwarth bringt die absonderlichsten Raisonnements, um uns diesen Bund von Aristokraten recht verhaßt zu machen. Holzwarths Haltung schwankt zwischen ultramontaner Geschichtsmacherei und objectiver Vorsichtigkeit, daß wir schließlich völlig rathlos werden. Daß aber der „schüchterne Landpfarrer" den Muth hat, Motley einen „americanischen Romancier" zu nennen, verdient verzeichnet zu werden.

In dem einzigen Punkte, wo wir von Holzwarth Neues erwarteten, sind wir enttäuscht worden. Es wird nachgerade auffallend, daß viel bedeutendere Talente als Holzwarth in dieser Frage ihre Logik einbüßen. So schrieb ein im Verlaufe dieser Anzeige schon genannter, sonst höchst schätzenswerther Historiker, „Alba verübte Justizraserein und doch ließ er keinen hinrichten, der nicht doch schuldig gewesen wäre".

Vielleicht enthält doch des Dilettanten Schiller Darstellung Einiges, was Holzwarth übersehen? Am meisten Gewicht legt der Verfasser auf seine Auffassung, daß die Rebellion nicht die Aeußerung des Volkes, sondern die Machination der Adeligen gewesen. Wer hat das je besser bezeichnet als Schiller, der die folgende Stelle dem alten Grotius nachgeschrieben:

„Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwischen Thränen und stillen Seufzern, bis ihn die Künste und das Beispiel der Edlen hervorlockten".

Oesterreichische Geschichte für das Volk.

2. Theil. **Joseph** und **Hermenegild Jireček**: Entstehen christlicher Reiche (vom Jahre 500 bis 1000). — 3. Theil. Dr. **Heinrich Zeißberg**: Blüthe der nationalen Dynastien (vom Jahre 1000 bis 1276).

(Wien 1855 bis 1866. Im Commissionsverlage von Prandel u. Ewald.)

K. Am Ausgange des 13. Jahrhunderts waren, wie bekannt, die Königreiche und Länder des heutigen Kaiserstaates noch unter sich getrennt und bei der Begründung ihrer staatlichen Organisation auf ihre inneren Kräfte angewiesen. Auch die Beziehungen zu einander unterlagen einem steten Wechsel, das nationale Element war im Vordergrunde und die Völker, welche heute unauflösbare Bande an einander knüpfen, standen vor diesem Zeitabschnitte oft in erbitterten blutigen Kämpfen einander gegenüber. Die Epoche von dem Untergange des römischen Reiches bis zur Wahl Rudolfs von Habsburg zum römischen Könige ist daher

Digitized by Google

auch im Grunde genommen nur die Vorgeschichte Oesterreichs und bietet insoferne für die Bearbeitung große Schwierigkeiten, weil sie nicht bloß ein genaues Eingehen in die geschichtlichen Anfänge mehrerer der heutigen europäischen Völkerschaften erfordert, sondern sich auch mit der Geschichte von Völkerschaften beschäftigen muß, welche entweder gänzlich untergegangen sind oder sich wenigstens nicht mehr unvermischt erhalten haben. Ebenso bedingt die Darstellung einer Reihe weltgeschichtlicher Begebenheiten Geschichtschreiber, welche nicht von nationalen Vorurtheilen befangen sind und Ursache und Wirkung wirklich nach ihrer politischen und sittlichen Bedeutung ins Auge fassen. Vor nicht sehr langer Zeit besaß dieser vorbereitende Zeitraum der österreichischen Geschichte eine verhältnißmäßig geringe Anziehungskraft. Unklar und sagenhaft in ihren Ausgangspunkten fehlte es der Geschichtschreibung an der Grundlage quellenreicher Forschung, und im Bewußtsein des ungenügenden Stoffes eilten denn auch unsere Historiker flüchtigen Schrittes darüber hinweg, wie aus einer beängstigenden Wildniß. Das erhöhte Nationalgefühl der verschiedenen Völker Oesterreichs hat nicht wenig dazu beigetragen, diesem Abschnitte ein großes Interesse zuzuwenden. Mit Vorliebe haben nationale Geschichtsforscher neues Quellenmateriale über die historischen Anfänge ihrer Heimat zusammengetragen, um daraus eine Berechtigung für ihre nationalen Bestrebungen abzuleiten und damit auch den Schlüssel zum Verständnisse zahlreicher, früher unverständlicher Erscheinungen geliefert.

Wie fleißig in den letzten Decennien auf dem Gebiete der älteren Geschichte Oesterreichs gearbeitet wurde, wie farbenreich und lebendig das sich entrollende Bild ist, dies zeigt eben die jüngste Bearbeitung dieses Abschnittes in der „Oesterreichischen Geschichte für das Volk", der, in drei Bände vertheilt, nun vollendet vorliegt. Der erste, von M. A. Becker bearbeitete Theil, welcher die älteste Geschichte bis zum Sturze des weströmischen Reiches umfaßte, wurde bereits in diesen Blättern (Jahrg. 1865, S. 562) besprochen. In rascher Folge sind nun der zweite Theil, das Entstehen der christlichen Reiche (vom Jahre 500 bis 1000), von Joseph und Hermenegild Jireček, und der dritte Theil, die Blüthe der nationalen Dynastien (vom Jahre 1000 bis 1276), von Dr. H. Zeißberg, erschienen. So fügt sich ein Stein an den anderen in theils kräftigeren, theils matteren Farben zu dem musivischen Geschichtsgemälde, aus dem, wie wir hoffen, später eine geübte Hand erst ein einheitliches künstlerisches Ganze gestalten wird.

Die Aufgabe, welche den Herren Jireček zugefallen, bestand darin, die Festsetzung jener mächtigen Reiche zu schildern, welche sich aus dem Gewirre der großartigen, mit dem Namen der Völkerwanderung bezeichneten Bewegung, Hand in Hand mit dem Christenthume und auf Grundlage des letzteren herausgebildet haben. Der Haupteintheilung nach umfaßt die ganze Darstellung die Feststellung der Völkerschaften im Gebiete des österreichischen Kaiserstaates, das Entstehen der nationalen Herrschaften und das Anwachsen der fränkischen Macht, das Reich Karls des Großen, den Aufschwung des mährischen Reiches, das Auftreten der Ungarn in den Gebieten des heutigen Kaiserstaates und schließt mit dem vollständigen

Digitized by Google

Siege des Christenthums im Gebiete des heutigen Kaiserstaates. Am Schlusse des ersten Jahrtausends trifft man sodann als Bestandtheile des heiligen römischen Reiches deutscher Nation Kärnten und die Ostmark, das böhmische und polnische Fürstenthum, das ungarische und croatische Königreich und den venetianischen Freistaat. Diese großartige Bewegung zur Bildung neuer und großer Reiche erschöpfend und übersichtlich gekennzeichnet zu haben, ist das Hauptverdienst der Verfasser, und die ganze Darstellung hat deßhalb auch den Anspruch auf eine größere Vollständigkeit als jene Büdingers, welcher Italien und Polen fast gar nicht oder doch nur nebenher in Betracht gezogen hat. Auch die Auffassung der Verfasser ist ziemlich objectiv und dieselben lassen nur Vorfälle als Thatsachen sprechen, die als solche vom Standpunkte parteiloser Forschung gelten können. Mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit sind die Abschnitte über die Slaven und Ungarn gearbeitet, und die darin aufgenommenen culturgeschichtlichen Skizzen recht interessant.

Während in dem zweiten eben berührten Theile die Verhältnisse der Slaven im Vordergrund stehen, hat Dr. Zeißberg, und zwar wie dies vom Standpunkte österreichischer Geschichtschreibung auch vollkommen gerechtfertigt ist, den österreichischen Stammlanden und ihren Fürsten, den Babenbenberger Markgrafen und Herzogen das größte Augenmerk zugewendet; aus eben diesem Grunde beherrschen auch die deutschen Zustände jener Epoche die ganze Darstellung. Um sie gruppiren sich die Ereignisse in den übrigen Königreichen und Ländern des heutigen Kaiserstaates. Dem Inhalte nach theilte Zeißberg den Stoff in folgende Abschnitte: 1. Die römisch-deutsche Reichshoheit und der slavisch-magyarische Osten; 2. Die Zeit des großen Investiturstreites zwischen Kaiser und Papst; 3. Die Zeiten der Kreuzzüge; 4. Der Mongolensturm und 5. Erster Versuch, an der Ostgrenze des deutschen Reiches eine deutsch-slavische Macht zu begründen. Die feste Gestaltung welche die einzelnen Reiche in diesem Zeitraume bereits angenommen, die Culturbewegung, welche in vollen Fluß geräth, der Kampf der weltlichen Macht mit der Kirche, der Sturz der kleinen übermächtigen Dynasten und das Aufblühen der Städte unter dem Einflusse eines gewaltigen Handels, vor allem aber die Verbindungen, in welche die deutschen Länder des heutigen Kaiserstaates treten, sind mit Geschick und der vollen Kenntniß der umfangreichen Forschungen deutscher und österreichischer Historiker behandelt. Zeißberg weiß übrigens seine Geschichtsdarstellungen mit kleinen interessanten Zügen zu beleben und ist auch, aber leider nur ganz flüchtig, auf eine Schilderung des geistigen Lebens, der Sitten und socialen Einrichtungen eingegangen.

Von der auf 17 Bändchen berechneten Oesterreichischen Geschichte sind bis jetzt sechs erschienen. Einen rascheren Fortang hat das Unternehmen wohl im laufenden Jahre gemacht. Im wohlgemeinten Interesse desselben wäre jedoch zu wünschen, daß die folgenden Bände in noch kürzeren Zwischenräumen folgen.

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Orozco y Berra, Manuel: Geografía de las lenguas y carta etnográfica de México. México 1864, J. M. Andrade y Escalante.

F. v. H. Schon einmal haben wir in diesen Blättern Gelegenheit gefunden, eine sprachwissenschaftliche Arbeit über Mexico's Idiome zu besprechen, wir meinen Pimentels vorzügliches Werk über die Sprachen jenes Landes, welches uns heute so nahegerückt erscheint (s. Wochenschrift 1865, Nr. 24). Heute haben wir es mit einem Buche zu thun, welches eigentlich als Ergänzung des letztgenannten betrachtet werden darf, insoferne als es sich hierin hauptsächlich darum handelt, die in Pimentels Werk grammatisch untersuchten Idiome geographisch ins Auge zu fassen. Dieser bis jetzt so sehr vernachlässigte Wissenszweig, die Kenntniß der americanischen Sprachen, ist in dem neuen Kaiserreiche der Gegenstand aufmerksamer Studien, welche die richtige Ueberzeugung leitet, daß nur durch selbe die Wirren der toltekischen und aztekischen Geschichte gelöst werden können.

Das vorliegende Buch — man darf dies wohl gestehen — gehört entschieden zu dem Gediegensten, was wir bis jetzt hierin besitzen, nicht nur auf dem Gebiete der mexicanischen Ethnographie, sondern wir dürften sehr zufrieden sein, wenn wir Aehnliches in Bezug auf die Geographie der europäischen Sprachen vorfänden. Für Mexico speciell füllt es glänzend eine bisher tief empfundene Lücke aus.

Der Verfasser, nunmehriger subsecretario de Fomento, beginnt damit, uns in der Vorrede seine gänzliche Unkenntniß der behandelten Sprachen zu gestehen und uns aufmerksam zu machen, daß er sich um die Idiome selbst nicht kümmere, desto mehr aber um ihre geographische Verbreitung und um die Stämme, von welchen sie gesprochen wurden oder noch werden. Das Werk selbst zerfällt in drei streng gesonderte Theile, wovon in dem ersten eine Eintheilung der Sprachen in Familien versucht wird. Wir ersehen hieraus, daß nach der sorgfältigen Zählung des Verfassers auf dem jetzigen Gebiete des Kaiserreiches 51 Idiome mit 69 Dialekten gesprochen werden; überdies führt er noch 62 ausgestorbene Sprachen an. Von dieser Gesammtsumme von 182 verschiedenen Mundarten gelingt es ihm jedoch nur 35 mit 69 Dialekten in 11 Familien zu gruppiren, während 16 andere noch unclassificirt verbleiben müssen; die todten Idiome bleiben hiebei gänzlich unberücksichtigt. Der Verfasser hat übrigens von den neuesten Resultaten der vergleichenden Sprachkunde gründlich Kenntniß genommen und auf ihrer Basis die Classificirung versucht. Trotzdem glaubt er, daß bei genauerem Eindringen in diese Sprachen noch manche Verwandtschaften an den Tag treten und daher die Zahl der von ihm aufgestellten Familien verringern werden. Andererseits wird aber die Möglichkeit zugegeben, daß die bisher uneingetheilten Idiome bei näherer Bekanntschaft sich der einen oder der anderen Familie einreihen lassen werden oder aber auch, daß eines derselben vielleicht als Stamm, um den sich mehrere andere gruppiren, zu gelten habe. Ein sorgfältig zusammengestellter alphabetischer Doppelkatalog für die Synonymen der Idiomsnamen, so wie für die Namen der einzelnen Volksstämme Mexico's beschließt diesen Abschnitt.

Für denjenigen, der sich mit dem Studium der mexicanischen Sprachen nicht befaßt, dennoch aber der Vergangenheit America's seine Aufmerksamkeit zuwendet, ist der zweite Abschnitt: „Apuntes para las inmigraciones de las tribus en México" weitaus der wichtigste und interessanteste. In anmuthigem und dennoch würdigem historischen Style geschrieben, behandelt Orozco hierin die Einwanderung fremder Volksstämme

Digitized by Google

auf den classischen Boden Anáhuacs und legt hiebei seine Ansichten nieder, die, wenngleich er selbe bescheidener Weise nur Hypothesen nennt, ein tiefes und gründliches Studium der americanischen Geschichtsquellen bekunden und dadurch an Werth gewinnen, daß sie sich stets auf die competente Meinung des in der alten Geschichte seines Landes, in der Kenntniß der Alterthümer und der aztekischen Hieroglyphenschrift so viel bewanderten Historikers Don José Fernando Ramirez stützen, dessen Name auch diesseits des Oceans nicht unbekannt und den nunmehr die Huld seines Monarchen mit der Würde eines Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet hat. In mehreren Punkten weicht Orozco in diesem Theile von den Ideen der bisherigen Historiker ab. So weist er zum ersten Male mindestens drei verschiedene Einwanderungswege der Tolteken nach. In den hieroglyphischen Annalen ist nämlich vielfach von diesen Wegen die Rede, jedoch stimmen dieselben chronologisch nur in einigen Punkten, während sie in anderen bedeutende Abweichungen aufweisen. Desgleichen bei der Geschichte von Mexico und Guatemala. Man hat bis jetzt getrachtet, diese Daten auf eine Einwanderung übereinstimmend anzupassen; allein Orozco weist nach, daß selbe sich vorzüglich auf mehrere bestimmte, mindestens auf drei verschiedene Einwanderungen beziehen, wodurch die Wirren der Chronologie sich gänzlich lösen lassen. Es ist begreiflich, daß mit dem Systeme Einer Einwanderung man nothwendig einem einzigen Stamme Märsche, Handlungen und Entdeckungen zuschreiben, ihm nicht zu rechtfertigende Benennungen, unzusammenhängende und sich widersprechende Siege und eine trübe Chronologie beilegen mußte, die man nur wunderbarer Weise begreifen konnte, während bei der Annahme mehrerer Einwanderungen die Räthsel verschwinden und alles in seinen natürlichen Zustand zurücktritt.

Eine andere wichtige Aufklärung ist nämlich jene, daß der Codex in Dresden, wovon A. v. Humboldt in seinen „Vues des Cordillères" ein Bruchstück veröffentlicht hat, gar kein mexicanischer Codex sei, daß hierin also der große Forscher geirrt und der hieraus von Stephens gezogene Schluß, die Azteken hätten zur Zeit der Entdeckung dieselbe Sprache wie die Einwohner von Copan und Palenque besessen, falsch sei. Der Dresdner Codex scheint einem südlicheren Volke und einer früheren Epoche anzugehören.

In dem dritten Abschnitte des Werkes, der eigentlichen Geographie der Sprachen finden wir nach politischen Bezirken, und zwar von Süden nach Norden vorschreitend, eine minutiöse, gewissenhafte Zusammenstellung der zu den einzelnen Idiomen gehörigen Ortschaften und Gegenden; der historischen Geographie ist hiebei stets Rechnung getragen, so daß die alten Idiome, so weit dies zu ermitteln war, in ihrer geographischen Ausdehnung gleichfalls verzeichnet sind. Orozco benützte hiezu zahlreiche Handschriften, die besonders 1578 bis 1583 abgefaßt wurden und sich nunmehr im Besitz der Herren J. G. Icazbalceta, Don Ramirez und Sr. Garcia befinden. Auch die Manuscripte des reichhaltigen Archivo general in Mexico, so wie mehrere schriftliche Diöcesanberichte aus unserer Zeit wurden fleißig ausgenützt. Hienach wurde die dem Werke beigegebene ethnographische Karte construirt, welche graphisch die im Buche erörterten Verhältnisse darstellt und in ihrer Ausführung bedeutend gelungener ist, als was wir bis jetzt von derartigen mexicanischen Arbeiten sahen.

Auf diese Art ist ein Werk entstanden, welches dem Verfasser zum hohen Verdienste, dem Volke aber, das es besitzt, zu gerechtem Stolze gereicht. Bedenkt man hiebei die Schwierigkeiten, die sich dem Verfasser materiell in den Weg stellten, und solche, die in dem noch wenig gekannten Lande sich nothwendig dazu gesellen mußten, so wird man dem Werke gewiß gerechte Achtung nicht versagen können. Gehet hin und thut desgleichen!

Digitized by Google

Roesler, E. Robert, Dr.: Ueber die Namen der Wochentage. Wien 1865. Braumüller.

Sch. Die vergleichende Betrachtung der Völker gewahrt dreierlei Zusammenhänge identischer Erscheinungen zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten. Völker eines Stammes entnehmen aus der gemeinsamen Urheimat ein geistiges Besitzthum als Mitgift ihrer späteren Entwicklung. Gleiche natürliche oder geistige Bedingungen rufen auf ökonomischem und politischem Gebiete, ja in Sitte und Gedanken unter sonst abweichenden Verhältnissen gleiche Wirkungen hervor. Endlich werden von Volk zu Volk glücklich vollbrachte Fortschritte als willkommene Geschenke hinübergereicht: die Geschichte der Poesie kennt solche Entlehnungen; in den Schicksalen des geistigen Lebens, der Wissenschaft vor allem, spielen sie eine so nothwendige Rolle, daß neben dieser Tradition das Nationale oft kaum in Betracht kommt; die Geschichte der Erfindungen hat sie zahlreich zu verzeichnen. Die Lautschrift z. B. hat von dem schmalen westlichen Küstenstriche Asiens, den die Alten das Palmenland nannten, zu den Griechen, Etruskern und Römern, zu den Germanen in zweifacher Entlehnung, auf der anderen Seite auch nach den Ufern des Ganges ihren Weg gefunden. Dieselbe Erscheinung der Fortpflanzung, in denselben Richtungen sich bewegend, weist die vorliegende Schrift an dem System und den Namen der Wochentage nach.

Im Zusammenhange mit der Heiligkeit der Siebenzahl und den sieben alten Planetengöttern beobachten wir die Entstehung der Woche bei den babylonischen Chaldäern in der Ebene Mesopotamiens. Daneben, nicht unabhängig davon, aber ein Zählprincip in der Benennung der Tage festhaltend, bildet sich die hebräische Woche. Wir sehen beide Principe, das chaldäische der Planetengötter und das hebräische der bloß gezählten Tage, in der ferneren Geschichte sich geltend machen. Wir verfolgen die Verbreitung nach Westen, wie nach Osten. Dort werden die chaldäischen Wahrsager, Sterndeuter, Horoskopsteller des letzten Jahrhunderts der römischen Republik und des ersten der Kaiserzeit neben dem Christenthum als die Vermittler anerkannt. Weniger klar wird Zeit und näherer Verlauf des Uebertrittes zu den Germanen, nur daß er vor der Bekehrung stattgefunden haben muß, während er bei den Slaven mit dieser Hand in Hand ging. Nach Osten wirkt die hebräische Woche bei Persern und Arabern; dagegen nach Indien eine zweifache Uebertragung: der planetarischen Woche zur Zeit der Seleuciden, der persischen gezählten, wie es scheint, zur Zeit der sassanidischen Könige. Von Indien importirt dann der Buddhismus die Woche in China. Nehmen wir nun andererseits die Verbreitung nach America durch die europäische Unterwerfung hinzu, so hat dies Product der chaldäischen Speculation sich gleichsam in einem Gürtel um die ganze große Landhemisphäre unserer Erde geschlungen.

Wir sind dem Verfasser für die mühsame, vielseitige Kenntnisse voraussetzende Zusammenstellung der angedeuteten Thatsachen zu lebhaftem Danke verbunden, und bedauern nur, daß er nicht durch einen weniger geschmückten Styl uns die Auffassung der Trennungen und Verwandtschaften, die Scheidung des sicher Ermittelten von dem Unsicheren erleichtert hat. Einzelner großer Momente der Geschichte scheint nur der Glanz einer an die Poesie selber streifenden Sprache gemäß zu sein. Aber gleichmäßiger Glanz, überall hin ausgestreut, verhält sich dazu, wie Tätowirung des ganzen Körpers zu dem wenigen Schmuck, den verfeinerte Sitte an Fingern, Armen, Ohren und Hals gestattet.

Digitized by Google

Enk, K.: Epiktetos Unterredungen, aufgezeichnet von Arrhianos. Aus dem Griechischen in das Deutsche übertragen. Wien 1866, C. Gerolds Sohn.

A. H. Die vorliegende Uebersetzung, von einem so bewährten Kenner griechischer Sprache und hellenischen Geisteslebens herrührend, ging aus dem bewundernden Verweilen bei dem Werke des alten Stoikers und aus der Ueberzeugung hervor, daß die Verdeutschung dieser Schrift schon lange her ein Bedürniß wäre. Und dem ist auch so, denn seit 1801 ward von der interessanten Schrift keine Uebersetzung veranstaltet, die damals durch J. M. Schultz besorgte ist aber nunmehr fast vergriffen. Die Besorgung der vorliegenden nach Joh. Schweighäusers Edition von 1799 gegebenen, mit erklärenden Noten versehenen Uebertragung erscheint nun nach mehr als einer Richtung verdienstvoll. Mit Recht macht der Uebersetzer darauf aufmerksam, daß sich weder aus Cicero, noch aus Horaz oder Seneca ein richtiges oder vollständiges Bild der Stoa gewinnen lasse, in Epiktetos aber ein Mann gegeben ist, der wirklich, was er lehrte, ausübte. Aber nicht bloß ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß jener hie und da mit der christlichen Lebensanschauung zusammentreffenden Lehre wird durch vorliegende Publication gegeben, sondern auch pädagogisch wirksames Material, das durch Schärfung und Uebung des Denkens wie durch ansprechenden und anregenden sittlichen Gehalt sich gleich sehr der Betrachtung empfiehlt. Vornehmlich der Betrachtung der in der Charakterbildung Begriffenen! Wie schön wird in der Schrift die Wahrheit des alten sokratischen Satzes, daß die Tugend lehrbar sei, aufgewiesen, wie treffend wird gezeigt, daß der Weise allein frei und glücklich wäre, Welch' strenge Anforderung stellt Epiktetos an den Lehrer (in dem köstlichen 21. Cap.), wie viel mehr gilt ihm sittliche Haltung und wahre Lebensweisheit gegenüber dem todten Bücherkram der meisten Schulpedanten, denen nur das Wissen von den Büchern gilt, die durch das Wissen aber nicht veredelt und fähiger zum schönen und guten Leben gemacht werden.

Schröder van der Kolk, J. L. C.: Seele und Leib in Wechselbeziehung zu einander. Sechs Vorträge. Braunschweig 1865.

B. Unter diesem Collectivtitel hat der Sohn des vor 3 Jahren verstorbenen berühmten Psychologen Schröder v. d. Kolk jene Vorträge desselben gesammelt, welche theils in engster Beziehung, theils in etwas weiterer Fassung die Wechselbeziehung zwischen Leib und Seele, zwischen dem Somatischen und dem Geistigen zum Gegenstande haben. Der erste Vortrag „Ueber die Kräfte in der belebten und unbelebten Natur und über die Seele" versucht es, die Seele als ein von den Nerven und der Lebenskraft grundverschiedenes Wesen nachzuweisen: Das Denken, das Bewußtsein eine edle That vollbracht zu haben, das Erschauen des künftigen ewigen Lebens, den überwältigenden Aufschwung so vieler Geister, ruft der Verfasser aus, sollte ich nicht für etwas höheres erachten, als den elektrischen oder galvanischen Funken, der aus einem künstlichen Werkzeuge hervorbricht und mit dessen Zerstörung aufhört oder verschwindend in den allgemeinen Kräften sich auflöst? Die Nervenkraft bildet nur die Vermittlung zwischen Seele und Leib, sie bewirkt die Empfindungen; in dem Maße als ihre Wirksamkeit abnimmt, mindert sich das Empfinden und hört im Tode ganz auf, von dem die Seele unberührt bleibt. Eine ähnliche Tendenz haben die folgenden Vorträge: Instinct bei Pflanzen, bei Thieren und beim Menschen; Verschiedenheit der psychischen Anlage bei den Thieren und beim Menschen; Einfluß des Körpers auf die Seele beim Menschen; Selbstständigkeit der Seele, bestätigt durch die verschiedenen Entwicklungsstadien des Menschen; die Mutterliebe in der Natur. Freunde

Digitized by Google

einer dualistischen und teleologischen Naturauffassung werden in diesen von edelster Gesinnung durchdrungenen Vorträgen reiche Nahrung für Geist und Herz finden.

Ehrenstein, Fr.: Almanach für die k. k. Central- und Landesstaatsbuchhaltungen auf das Jahr 1866. Wien, Braumüller.

S. Dieser in zweiten Jahrgange erscheinende Almanach hat die Aufgabe, den so vielfach verspürten Mangel eines Staatshandbuches für die oberste Rechnungscontrolsbehörde und die von derselben abhängigen Aemter zu ersetzen. Sein Schwerpunkt fällt demnach auf den Schematismus, welcher bis zum 15. September d. J. festgestellt ist und als Anfang die Personalveränderungen des letztverflossenen Jahres enthält. Den übrigen Inhalt bildet außer dem Kalendarium und den gewöhnlichen Beigaben eines Jahrbuches, wie Genealogie, kurzes Schema der Centralstellen und der Armee, Post- und Stempeltarif u. dgl. ein Abschnitt, Lesecabinet genannt, mit welchem dieser Jahrgang des Kalenders auf sehr verdienstliche Art von seinem Vorgänger abweicht. Während nämlich der erstere belletristische Beiträge, zum Theil Wiederabdrücke und herzlich schaales Zeug enthielt, ist das Lesecabinet des zweiten Jahrganges mit gediegenen, in erster Reihe für Beamte der Rechnungsbranche gewidmeten Aufsätzen aus der Feder bewährter Fachmänner gefüllt. Wir finden darunter eine „Vergleichende Uebersicht der in anderen Staaten bestehenden Bestimmungen über Budget, Staatsrechnung und Controle", von Freiherrn v. Czoernig, einen Aufsatz über „Statistische Bildung" von Dr. A. Ficker, Abhandlungen über „Beamtenbesoldungs- und Pensionssysteme fremder Staaten", und über „Geldverrechnung der Truppen in Preußen". All' diese Arbeiten, zunächst für die österreichische Beamtenwelt von Interesse, tragen den Stempel der Gediegenheit, und wir können daher das „Leider", mit welchem der Herausgeber den Ausfall der belletristischen Beigaben entschuldigt, durchaus nicht theilen, ja wir ersehen in dem eingeschlagenen Wege eine wesentliche Verbesserung, eine Wahrung des selbstständigen, einseitlichen Charakters des Almanachs.

Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Herausgegeben vom kgl. statistisch-topographischen Bureau. Jahrgang 1863. Stuttgart 1865, bei H. Lindemann.

S. Die württembergischen Jahrbücher haben seit ihrem Beginne im Jahre 1818, seit 1838 vom statistisch-topographischen Bureau herausgegeben, einen höchst ehrenvollen Platz unter den Erscheinungen ähnlicher Art eingenommen, sie bilden die wichtigste Quelle zur Kenntniß des Königreiches in statistischer, volkswirthschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht, da jeder Jahrgang all' diesen Fächern Rechnung trägt und neben der Jahreschronik und den übersichtlichen Darstellungen auch eingehende Abhandlungen auf statistischem und historischem Gebiete bringt. Auch der jüngste Jahrgang enthält eine Reihe gediegener Arbeiten, unter welchen die Darstellung der württembergischen Bevölkerung nach Alter, Geschlecht und Familienstand auf Grundlage der Zählung von 1861, von Rümelin, die Kunst- und Alterthumsdenkmäler Württembergs, von Haßler (eine Fortsetzung zu den vorausgegangenen Bänden), die Abhandlung über Johann Tritheim und die älteste Geschichte des Klosters Hirschau, von Wolff, und die Topographie des Weinlandes, von Dornfeld, sich den besten Leistungen verwandter Art ebenbürtig zeigen. Wohl kommt dem Königreiche zugute, daß es, wie jeder kleinere Staat, seine amtlichen Publicationen über Statistik und Landeskunde in einen gemeinsamen Rahmen fassen und so das vereint bieten

Digitized by Google

kann, was für größere Territorien in den Werken verschiedenster Art zu suchen ist; aber selten ist die Gruppirung mit solcher Umsicht erfolgt, wie in den Jahrbüchern des statistisch-topographischen Bureau.

Kraus, Joh. B., Rechnungsrath der k. k. Münz- und Bergwesenshofbuchhaltung: Sammlung von Normalvorschriften und Verordnungen zunächst für Berg-, Forst- und Domainenbeamte im österreichischen Kaiserstaate. Erster Band. Wien 1865.

H. M. Der Herr Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, Normalvorschriften und Verordnungen zunächst für den Gebrauch des montanistischen Staatsbeamten zusammenzustellen und dieses umfangreiche Materiale vorläufig in vier Hauptrubriken: Reisekostengebühren und Verrechnung, Pensions- und Provisionsgegenstände, allgemeine und specielle administrative und schließlich Personalangelegenheiten abgetheilt. Mit dem vorliegenden zweiten Hefte der ersten Abtheilung ist die chronologische Zusammenstellung aller auf die Reisekostengebühren und die Verrechnung bezugnehmenden Allerhöchsten Entschließungen und Decrete und zugleich der erste Band dieser Sammlung geschlossen. Durch seinen Sammlerfleiß und seine gewissenhafte Sichtung hat der Verfasser nicht bloß Vielen die Zeit und Mühe erspart, welche das Aufsuchen einer Verordnung oft in Anspruch nimmt, sondern auch dem angehenden Staatsbeamten ein Mittel geboten, sich die nothwendige Kenntniß der Normalien anzueignen. Eine ehrende Anerkennung ist ihm dadurch geworden, daß die k. k. Ministerien der Finanzen und des Handels und die k. k. Oberste Rechnungscontrolsbehörde sein Buch als nützlich bezeichnet und die Anschaffung desselben von Amtswegen gestattet haben.

Die nordischen Göttersagen, einfach erzählt von Dr. R. Reusch. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von L. Pietsch. Berlin 1865, H. Schindler.

φ. Ob der Herr Verfasser seine Absicht, der deutschen Mythologie ein größeres Publicum zu gewinnen, erreichen wird, möchte wohl bezweifelt werden. Es ist mit der Mythologie ein eigenes Ding; denn kein Wissensgebiet kann zu solchen Absurditäten wie sie verleiten, wenn sie nicht zum Gegenstande des gründlichsten Studiums gemacht wird. Wie lange hat es z. B. nicht gebraucht, bis die so vielfältig behandelten Mythen der Griechen und Römer endlich durch Stolls vortreffliches Handbuch dem größeren Publicum in ihrem rationalen Kerne erkennbar wurden. Und doch hat man es da beinahe durchgängig mit Gestalten zu thun, welche durch Poesie und bildende Kunst dem menschlichen Wesen völlig genähert wurden. Das ist aber bei den germanischen Mythengestalten keineswegs der Fall und wenn auch in den Edden der Versuch einer möglichst menschlichen und dadurch zugänglichen Formirung und Systemisirung dieser Welt vorliegt, so ist in ihr doch nirgends ein plastischer Halt erreicht; weder im Abschlusse der einzelnen Gestalten, noch im Ausschlusse aller dem menschlichen Sinne widrigen Züge. Darum sind denn alle seit Klopstock gemachten Versuche, die nordischen Mythen in der deutschen Poesie einzubürgern, und das will gerade so viel heißen, als sie wahrhaft populär zu machen, mißlungen. Und selbst wenn ein so eminentes Talent, wie Hebbel in seinem Nibelungen-Cyklus diesen Boden betrat, so ist das Gefühl des Fremdartigen nicht zu überwinden, man weiß nicht, wie sich einmal F. Th. Vischer mündlich gegen den Schrei-

Digitized by Google

ber dieses äußerte, ob man an der Brunhild eine mythische, historische oder hysterische Person vor sich habe. In einem derartigen Falle kann aber, wie gesagt, nur das gründlichste Studium und seine lichtvolle Wiedergabe eine Abhülfe bringen, mit Handbüchern und Auszügen wird der Sache eher geschadet als genützt. Wenn also der Herr Verfasser seine Excerpte der Edda-Uebersetzung Simrocks zu einem kosmogonischen System gruppirte, hie und da eine sentimentale Wendung anfügen zu sollen glaubte, den so oft mißlungenen, weil nothwendiger Weise immer mißlingenden Versuch bildlicher Darstellungen durch Reproducirung der Holzschnitte aus Mannharts sonst sehr verdienstlichem Buche wiederholte, endlich die Namenübersetzungen aus Simrocks Mythologie in Noten beifügte, ohne irgend anzugeben, wie sie einem Systeme physikalischer Mythenausdeutung angehören, so ist sein Streben immerhin anzuerkennen; aber das Resultat desselben, nämlich besagtes Büchlein, kann man, milde gesagt, nur als etwas überflüssiges bezeichnen.

A. B. Eine umfassendere Bearbeitung der schweizerischen Litteraturgeschichte fehlt noch vollständig; noch weniger sind unbefangene Erörterungen über die Wechselwirkungen zwischen der deutschen, französischen und italienischen Schriftwelt der Schweiz und den litterarischen Entwicklungen Deutschlands, Frankreichs, Italiens vorhanden. Ob sich für die französische und namentlich die italienische Schweizer Litteratur eine nationale Besonderheit in Anspruch nehmen lasse, welche nicht mit derjenigen Frankreichs und Italiens zusammenfällt, ist hier nicht zu entscheiden. Doch möchte der schweizerisch-französischen in den philosophischen, staatswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Fächern ein eigenartiger Typus nicht abzusprechen sein und die schweizerisch-deutsche ist besonders in den letzten Decennien des vorigen, wie in den ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts von bedeutsam rückwirkendem Einflusse auf verschiedene poetische und wissenschaftliche Dichtungen der deutschen Nationallitteratur gewesen. Der Versuch, auf dem Gebiete der Dichtung die Leistungen der deutschen Schweiz historisch zusammenzufassen, ist soeben begonnen. In sehr ansprechender Ausstattung erschienen die beiden ersten Lieferungen eines auf 12 Bände berechneten Werkes: „Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz", von Robert Weber (Glarus 1865, Vogel), welches, nach Art der H. Kurz'schen deutschen Litteraturgeschichte, Musterstücke der vorzüglicheren Schweizer Dichter durch biographische und kritische Einleitungen von Haller bis auf die Gegenwart zu illustriren und in historischem Zusammenhange darzustellen unternimmt. Mehr Strenge in der Auswahl und lebhaftere Rücksichtnahme auf die Wechselbeziehungen der einzelnen Poeten mit dem gleichzeitigen allgemein schweizerischen, wie mit dem deutsch-nationalen Geistesleben ist dem weiteren Fortgange der Arbeit zu wünschen, welche indessen als erster Versuch einer Darstellung der specifischen Gestaltung deutscher Poesie auf schweizerischem Boden die ernsteste Beachtung in Anspruch nehmen darf.

---

* Architekt Ferstel hat in einer seiner Vorlesungen über Perspective, welche er im Museum gehalten, auch hervorgehoben, wie wenig sich oft neuere Künstler die Grundsätze der Perspective gegenwärtig halten und hat hiebei auch das Verhältniß der Malerei zur Architektur berührt. Als ein Beispiel wählte er die Kaulbach'schen Fresken im Ber-

Digitized by Google

liner Museum, und er wies darauf hin, wie diese Bilder eigentlich von gar keinem Punkte des Raumes, für den sie doch eigens bestimmt seien mit Ruhe betrachtet werden können. Verhältnißmäßig am meisten könne man sie, wie er bemerkte, noch von der Treppe aus genießen, ein Beobachtungsstandpunkt, der sich für die Betrachtung bedeutender Kunstwerke eben nicht vorzüglich eigne. In erster Linie treffe der Vorwurf dieser Anordnung allerdings den Architekten, der in dem Stiegenhause eine besondere Zierde des Gebäudes schaffen sollte, thatsächlich aber einen Raum geschaffen hat, der — nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht Saal, nicht Stiege — sich am allerwenigsten zur Aufstellung der in mancher Hinsicht ganz ausgezeichneten Werke Kaulbachs eignet. Ganz sei jedoch auch Kaulbach in künstlerischer Beziehung nicht freizusprechen. Die Malerei, sobald ihr die Ausschmückung eines monumentalen Gebäudes zugewiesen wird, müsse sich den architektonischen Gesetzen unterordnen; es widerstreite der künstlerischen Empfindung, wenn die Bedeutung einer architektonisch bedeutsamen Fläche, eines stützenden oder tragenden Theiles durch ein Gemälde, welches die Wand vertieft oder durchbrochen darstellt, paralysirt erscheint. Die höchste Aufgabe des Malers bestehe darin, sein Bild mit der Architektur in Einklang zu bringen; nur unter dieser Voraussetzung könne der Maler dazu beitragen, dem Bauwerke eine höhere Vollendung zu geben.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 7. December 1865.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Joh. Czermak in Jena übersendet eine Abhandlung: „Ueber den Spiritus asper und lenis und über die Flüsterstimme, nebst Bemerkungen zur phonetischen Transscription der Kehlkopflaute", in welcher auf Grundlage neuer laryngoskopischer Untersuchungen das Wesen und die Bildungsweise der h-Laute, der verschiedenen Formen des vocalischen Anlautes und der Flüsterstimme auseinandergesetzt werden.

Der Verfasser führt den Beweis, daß dem Spiritus lenis der alten Griechen der explosive Vocalanlaut entsprochen haben müsse, und widerlegt die neuerlichst von Max Müller über diesen Gegenstand vorgebrachten Ansichten. Hinsichtlich der Bildung der Flüsterstimme hält der Verfasser seine früher ausgesprochene Ansicht gegenüber der von Helmholtz hierüber gemachten Angabe aufrecht, indem er zeigt, daß sich Helmholtz' Angabe nur auf einen einzigen der vielen möglichen und wirklich vorkommenden Fälle der Flüsterstimmbildung beziehe.

Das wirkliche Mitglied Herr k. k. Bergrath Fr. Ritter von Hauer übergiebt eine Abhandlung: „Die Cephalopoden der unteren Trias der Alpen".

Das Materiale zu dieser Arbeit lieferten das Museum der k. k. geologischen Reichsanstalt, ferner zum Zwecke der Bearbeitung mir freundlichst zur Verfügung gestellte Suiten aus den Tiroler Alpen von Herrn Prof. A. Pichler in Innsbruck, aus den bairischen Alpen von Herrn Bergrath C. W. Gümbel in München und aus den lombardischen Alpen von Herrn Prof. A. Escher v. d. Linth in Zürich.

Digitized by Google

Beobachtungen, welche Herr Dionys Stur an von Herrn Escher v. d. Linth zu Piazza in der Lombardie gesammelten Stücken in dem Museum zu Zürich anzustellen Gelegenheit hatte, ließen erkennen, daß die von mir schon vor längerer Zeit beschriebenen Cephalopoden von Dont und Zoldo im Venetianischen nicht der Formation des Werfener Schiefers (Bundsandstein), sondern jener des Virgloriakalkes (Muschelkalk) angehören. Die weiteren Untersuchungen ergeben nun wirklich das Vorhandensein zweier besonderer Cephalopodenfaunen in der unteren Trias der Alpen.

Zu jener der Werfener und Guttensteiner Schichten gehören der lange bekannte Ceratites Cassianus Qu. und die hier neubeschriebenen Arten Cer. Idrianus, Cer. Muehianus, Cer. Dalmatinus und Cer. Liccanus.

Zur höheren des Virgloriakalkes dagegen Nautilus bidorsatus Schloth sp., Nautilus Pichleri n. sp. Cerat. binodosus Hau. (= Cer. antecedens Beyr.) Amm. Dontianus Hau. (Die Uebereinstimmung mit A. dux. Gieb. nicht sicher nachweisbar), A. Studeri Hau. (= A. pseudoceras Gümb., dann = A. cochleatus und A. rugifer Oppel aus dem Himalaya), A. sphærophyllus Hau., A. domatus Hau. und mehrere noch nicht vollständig zu charakterisirende Arten.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. M. Hörnes legt eine geognostische Karte des ehemaligen Gebietes von Krakau mit dem südlich angrenzenden Theile von Galizien von weiland Ludwig Hohenegger, erzherzoglichem Gewerksdirector in Teschen, sammt dem nach dem Tode des Verfassers von dem erherzoglichen Schichtmeister Cornelius Fallaux zusammengestellten Texte vor.

Hohenegger hatte schon mehrere Jahre vor dem Erscheinen seiner geognostischen Karte der Nord-Karpathen in Schlesien und den angrenzenden Theilen von Mähren und Galizien im Jahre 1861 und zwar gleichsam als Fortsetzung derselben im Bergbauinteresse die geognostische Durchforschung des Krakauer Gebietes unternommen.

Obwohl Pusch in seiner geognostischen Beschreibung von Polen und den übrigen Karpathenländern auch über dieses Gebiet sehr schätzenswerthe Arbeiten lieferte, so waren dieselben gegenwärtig doch nicht mehr geeignet, rationellen Bergbauunternehmungen zur Grundlage zu dienen. Hohenegger fertigte daher mit Hülfe mehrerer Bergeleven vorliegende Karte an, die in dem Maßstabe von 1000 Klafter auf den Wiener Zoll, in Betreff der Genauigkeit der Ausführung und richtigen Bezeichnung der Gesteinsschichten sich würdig an die früher publicirte Karte anschließt. Das Farbenschema weist 36 verschiedene Felsarten nach und es werden außer den plutonischen Gesteinen Phorphyr, Melaphyr, Teschenit fast sämmtliche secundäre Gebilde von Devonien bis zum Diluvium mit allen ihren Unterabtheilungen unterschieden. Das größte Interesse erweckt diese Karte bei allen Fachmännern besonders dadurch, daß hier sich die zwei größten Gebirgssysteme Europa's, die Karpathen als Fortsetzung der Alpen und die norddeutschen Gebirgsmassen, fast unmittelbar berühren, wodurch die merkwürdige Verschiedenheit derselben in auffallender Weise hervortritt.

Herr Eduard Sueß legte im Namen des Herrn Dr. Ludwig Schultze in Bonn eine „Monographie der Echinodermen des Eifler Kalkes" vor und besprach dabei das Verhältniß der Echinodermen der devonischen Formation zu jenen der Jetzzeit. Dr. Schultze hat durch vieljähriges Sammeln und die Benützung der vorhandenen Sammlungen die Zahl der bekannten Echinodermen-Arten der Eifel von 38 auf 73 erhöht und macht in dieser Monographie sechs neue Gattungen, eine aus der Abtheilung der Echiniden, vier aus jener der Crinoiden und eine aus jener der Blastoideen bekannt. In Bezug auf die Nomenclatur hat sich der Verfasser für jene Joh. Müllers und nicht für jene von de Koninck entschieden. Ein eingehendes Studium des inneren Baues der Kelche und insbesondere des inneren Verlaufes der Ambulacralfelder hat übrigens zu einer sehr

Digitized by Google

veränderten Auffassung der gesammten Organisation der gestielten Crinoiden geführt. Namentlich wird gezeigt, daß die sogenannten „Arme" nicht als Greiforgane dienten, daß der Mund stets eine mehr oder minder centrale Stellung gehabt habe, und daß der sogenannte Rüssel dem After entspreche. Es wird ferner wahrscheinlich gemacht, daß, wie schon de Koninck vermuthete, die Mundseite der Crinoiden im lebenden Thiere nach abwärts gekehrt war, daß die ausgebreiteten Arme mit den Pinnulis einen trichterförmigen Schirm über derselben bildeten und gleichzeitig kleine radiale Strömungen nach der Richtung des Mundes hervorbrachten, und daß der Zweck der rüsselförmigen Verlängerung des Afters der gewesen sei, zu verhindern, daß die durch denselben abzuführenden Stoffe in das Gebiet der gegen den Mund hin erregten Strömungen gerathen.

Herr Prof. Dr. Constantin Ritter v. Ettingshausen legte den ersteren Theil einer größeren Arbeit, betitelt: „Die fossile Flora des Tertiärbeckens von Bilin" vor.

Die fossile Flora von Bilin ist die reichhaltigste der bis jetzt bekannt gewordenen vorweltlichen Localfloren in Oesterreich. Von Thallophyten, kryptogamischen Gefäßpflanzen, Monocotyledonen, Coniferen und Apetalen enthält diese Flora allein über 150 Arten, welche in der vorgelegten Abhandlung beschrieben werden. Sie vertheilen sich auf 16 Classen und 34 Ordnungen, worunter mehrere Farnkräuter, Spadicifloren, Cupressinieen, Abietinieen, Cupuliferen, Moreen, Artocarpeen, Polygoneen, Monimiaceen, Laurineen und Proteaceen von besonderem Interesse sind.

In der Behandlung des Stoffes befolgte der Verfasser den in seinen früheren phytopaläontologischen Arbeiten betretenen Weg und ging stets in die Begründung der aufgestellten Arten ausführlich ein. Ein seither errungener Vortheil konnte Verwerthung finden. Der Verfasser hat zur Darstellung der Flächenskelete des Naturselbstdruckes sich bedient und den Beweis geliefert, daß dieses Mittel nicht nur für die genauere Untersuchung der Skelete der lebenden Pflanzen, sondern auch für die Vergleichung derselben mit den fossilen unentbehrlich ist. Die Mehrzahl der in den verschiedenen Sedimentgesteinen eingeschlossenen Pflanzenfossilien sind ja in eigentlicher Bedeutung des Wortes nichts anderes als Naturselbstabdrücke, an welchen meist nur das Skelet, oft bis in das zarteste Detail, sich sehr gut erhalten zeigt, während das Parenchym völlig zerdrückt und in seinen Einzelnheiten unkenntlich erscheint.

Die Ausführung der Tafeln soll nach Heers Vorgang geschehen, welcher der Einfachheit wegen weniger kostspielig ist.

Für die Bearbeitung der fossilen Flora von Bilin stand dem Verfasser ein großartiges Material zu Gebote. Durch die Liberalität Sr. Durchlaucht des Fürsten Ferdinand v. Lobkowitz und durch die gefällige Vermittlung der Herren Professor Reuß und Director Hörnes konnte er die ausgezeichnet schöne und reiche Sammlung des fürstlichen Museums in Bilin benützen. Herr Hofrath Ritter v. Haidinger gestattete ihm die Benützung der großen Sammlung von Pflanzenfossilien des Biliner Beckens in der k. k. geologischen Reichsanstalt; Herr Director Hörnes überließ eine derartige Sammlung aus dem k. Hofmineraliencabinet zur Untersuchung.

Die allgemeinen Resultate, welche die Bearbeitung der fossilen Flora des Biliner Beckens ergab, wird der Verfasser in einer nachfolgenden Abhandlung, die den zweiten Theil enthalten soll, veröffentlichen und theilte hierüber vorläufig Folgendes mit:

1. Von den bis jetzt bekannten fossilen Floren zeigt die Tertiärflora der Schweiz die meiste Uebereinstimmung mit der fossilen Flora von Bilin.

2. Die Vergleichung mit der Flora der Jetztwelt ergiebt die Repräsentation von mehreren Vegetationsgebieten in der vorweltlichen Flora von Bilin.

Es findet sonach dasjenige, was der Verfasser in seiner Schrift „die fossile Flora von Wien", Abh. d. k. k. geol. Reichsanstalt, Bd. 2, S. 30 über den Charakter der Miocenflora angegeben hat, auch hier seine Bestätigung.

Digitized by Google

Herr Dr. W. Reissig spricht „über das Verhalten des Silberjodids, wenn es entweder für sich allein oder in Contact mit einer wässerigen Lösung von salpetersaurem Silberoxyd oder mit einer solchen von Ferrocyancalium der Belichtung ausgesetzt wird."

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 6. December 1865.

Vorsitzender: Se. Durchlaucht Fürst Colloredo-Mannsfeld.

Der Herr Vicepräsident Prof. Eduard Sueß eröffnete die Sitzung mit folgenden zwei erfreulichen Mittheilungen. Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Karl Ludwig geruhte die Widmung des heurigen Bandes der Gesellschaftsschriften anzunehmen.

Ferner trat Ihre Majestät die Königin Victoria von England der Gesellschaft als außerordentliches Mitglied bei.

Eine fernere Mittheilung betraf das Ableben des rühmlich bekannten englischen Conchyliologen Lovell Reeve.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Oberlandesgerichtsrath Dr. August Neilreich, welcher seine Nachträge zur Flora von Nieder-Oesterreich vorlegte. In ihnen werden sämmtliche seit dem Erscheinen der ausgezeichneten Flora des Herrn Vortragenden für Nieder-Oesterreich neu aufgefundenen Arten von Sammelpflanzen und Farnen beschrieben, Es sind im Ganzen 38 Species.

Herr Dr. H. W. Reichhardt legte Beiträge zur Flora von Preßburg, von Herrn Wiesbauer vor. In diesem Aufsatze führt der Herr Verfasser über 100 für Preßburg theils neue theils seltene Pflanzen auf.

Herr Friedrich Brauer legte die Beschreibungen neuer Neuropteren vor, welche Herr Baron v. Ransonet aus Ceylon mitgebracht hatte.

Herr Dr. J. Schinner berichtete über die Leistungen im Gebiete der Dipterologie im Laufe dieses Jahres, sowohl der einzelnen Herren Beobachter, als auch der wichtigsten Funde erwähnend. Ferner besprach er kritisch den soeben erschienenen englischen Bericht von Günther über diesen Zweig der Entomologie.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legt ein von Dr. Hagen in Königsberg eingesendetes Manuscript: Synopsis Psocinorum und Emibedearum vor, ferner eine siebente Folge seiner zoologischen Miscellen, worin er zwei Gruppen von Conchylien: Assiminia und Chilina bespricht, deren Arten er bei seiner letzten Anwesenheit in London aus Cumings reicher Sammlung zur kritischen Bearbeitung erhalten hat. Ebenso einige Paludinen, die ihm gleichfalls in London Herr Sylv. Hanley zur Untersuchung übergab. Außerdem fügte er noch die Metamorphose von Ditomyia fasciata Mg. hinzu, deren Larven er in dem Urwalde am Kubani bei seinem Besuche des Böhmer-Waldes gesammelt hatte.

Schließlich machte der Herr Präsident das Resultat der in dieser Sitzung statutenmäßig vorgenommenen Wahl von sechs Vicepräsidenten bekannt. Es wurden gewählt die Herren: Dr. Ed. Fenzl, Franz Ritter v. Hauer, Dr. Rudolf Kner, Dr. A. Kornhuber, Dr. August Neilreich, Dr. Alois Pokorny.

Verantwortlicher Redacteur Ernst v. Teschenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Baseler Friedens.

Nach Originalquellen bearbeitet von **Alfred v. Vivenot**, k. k. Hauptmann.

(Wien 1866, 8. Braumüller.)

W-d. Unser Erdball wird wohl noch etliche tausend Mal um die Sonne kreisen müssen, bevor der Mensch so weit gereift sein wird, daß er zwischen Fragen der Macht und der Sittlichkeit nicht mehr unterscheiden darf. Einstweilen wird die Nothwendigkeit dieser Unterscheidung von den Thatsachen noch laut und verständlich genug gepredigt, wenn auch das christlich-germanische Bewußtsein mit seinem idealen Ausblick nach den fernsten Zielen der Menschheit sich durch diese „Theorie der Praxis" sehr empfindlich berührt fühlt. Uebrigens glauben wir selbst, daß diese zärtlichste aller nationalen Formen des Menschheitsbewußtseins aus einer Vergleichung der Vergangenheit und Gegenwart auch jetzt schon den sicheren Trost gewinnen kann, daß das sittliche Rechtsbewußtsein der Massen mehr und mehr zu einer Macht wird, mit welcher auch politisch gerechnet werden muß, so daß die beiden Brennpunkte der Eklipse, Recht und Macht, thatsächlich näher und immer näher aneinanderrücken, bis sie — wie der idealistische Deutsche so gerne glaubt — endlich in Einem Centrum zusammenfallen werden. Einstweilen aber müssen wir doch noch mit ansehen, wie dem noch lange nicht so ist, und unter diesem Zuwarten schleicht sich nur allzu gerne etwas Melancholie ein. Dies ist denn auch der trübe Punkt, aus welchem die Melancholie aller großen Geschichtschreiber entspringt — und nicht weniger die des heutigen gewissenhaften Tagsschriftstellers.

Aber wäre es trotz und bei aller Gewissenhaftigkeit nicht viel gescheiter, für unsere und unserer Nachkommen leibliche und geistige Gesundheit viel zuträglicher und darum auch für unsere politische Fortentwicklung viel ersprießlicher, wenn wir, und besonders alles, was die Feder führt, mit keinem anderen Gefühl als dem der gehörigen Courage und Heiterkeit, das Ziel fest ins Auge fassend, männlich darauf lossteuerten! Und wäre dies, genau betrachtet, mehr als die Pflicht und Schuldigkeit eines Mannes? Indessen, jeder hat seine schwachen Augenblicke und seine schlechten Tage, wie jeder Staat seine dumpfen Jahre, und in solchen ist es eine Wohlthat, wenn einem unverhofft ein neuer Sieg der Wahrheit in die Augen springt. Wir hätten da bald allzu voreilig gesagt: ein neuer Sieg des Rechtes. Doch immerhin, Wahrheit wird Macht und Macht ist Recht.

Digitized by Google

Das Buch, dessen Titel an der Spitze dieses Aufsatzes steht, ist ein neuer Sieg der Wahrheit, um so erfreuender, je planmäßiger und künstlich geschickter die Verhüllung der Wahrheit war, je länger die Mehrzahl sich gewöhnt hatte, die lügnerische Verkleidung als die Wahrheit selber zu betrachten und je wichtiger die Sache, um die es sich handelt, gerade für unsere Tage ist.

Es handelt sich hier um ein Capitel aus der preußischen Politik und um ein dunkles Blatt aus deren neuerer Geschichte, um den Baseler Separatfrieden, durch welchen Preußen in geradezu meuchelmörderischer Weise das deutsche Reich an Frankreich verrathen hat.

Lange genug hat die preußische Publicistik und Geschichtsschreibung dieses Capitel nach ihrer einseitigen Methode zu behandeln gesucht und es war jedenfalls die höchste Zeit, daß gegenüber der Geschichtsverkleidung der kleindeutschen Geschichtsbaumeister, deren Bücher und Broschüren den großen Markt beherrschen, kräftige Versuche gemacht werden, den Lügenschleier zu zerreißen. Wir wissen zwar nicht so genau, ob die Herren Häusser und Sybel nicht selber einiges Grauen ankommt, wenn sie heute auf ihre Werke zurückblicken und sehen, welche Zwecke sie gefördert haben — denn gewußt haben sie es seinerzeit nicht, dazu haben wir von ihrem Rechtsgefühl eine zu gute Meinung — aber daß die Drachensaat aufgegangen ist, die sie ausgestreut, zeigt unter anderem das neueste Buch des Herrn v. Treitzschke (Historische und politische Aufsätze, vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte, Leipzig 1865), das eigentlich eine ausführliche Besprechung verdiente. Dort heißt es z. B. S. 494:

„So kann es sich denn leicht fügen, daß Preußen sich einst gezwungen sehen wird, zur Verbindung mit Oesterreichs inneren Feinden (!!), ein Gedanke, der schon unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. wiederholt auftauchte. (Leider nur zu wahr, aber immerhin anerkennenswerth aufrichtig) Inzwischen soll der deutsche Patriot, der die Nothwendigkeit der Trennung von Oesterreich erkennt und ehrlich ausspricht, zu dem vielen Schweren, das wir leiden müssen um unseres Landes willen, auch noch ein leichtes Ungemach gleichmüthig auf seine Schultern nehmen: er soll ertragen, daß die Kurzsichtigen und Heuchler ihn einen Verräther schimpfen!"

Läßt sich die Effronterie, oder sagen wir lieber die Verrücktheit weiter treiben? Herr v. Vivenot macht zu diesen Worten die folgende Bemerkung, die wir unterschreiben:

„Dem Herrn v. Treitzschke gegenüber wird es keine Schande sein, wenn wir den Vorwurf der Heuchelei und Kurzsichtigkeit, wie er aus solchem Munde kommt, ruhig auf uns nehmen; aber vor der ganzen deutschen Nation wird jeder Oesterreicher feierlichst Verwahrung einlegen gegen diesen geistigen Hochmuth und Eigendünkel beschränktester und schamlosester Art, welcher unseren kommenden Geschlechtern die Wege des Verrathes lehrt!"

Aber die Wege des Verrathes sind von den kleindeutschen Geschichtsbaumeistern in dem Momente betreten worden, als sie an die Spitze ihres Programms

Digitized by Google

gestellt haben: „die Borussia muß ja ihren schmalen Leib erweitern.“ Wie schmeichelhaft diese Aufrichtigkeit für uns ist — welche Gemüthlichkeit sie unsererseits voraussetzt, wird sich wohl jeder selbst deduciren können.

Zu dieser Betrachtung hat uns das hier angezeigte Buch angeregt, welches die Fortsetzung zu dem vor zwei Jahren erschienenen Werke desselben Verfassers: „Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichsfeldmarschall“, bildet. Dort waren die Ereignisse des Jahres 1794 (von den Monaten Jänner bis October) geschildert worden: die Errichtung der Reichsarmee und die Ernennung des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, Gemahls der Erzherzogin Christine und Pflegevaters und Erziehers des unvergeßlichen Erzherzogs Karl, zum Reichsfeldmarschall; das siegreiche Vorrücken der verbündeten Oesterreicher und Preußen, gelähmt durch den plötzlichen Rückzug der Preußen unter Möllendorff; die Ereignisse, welche den Verlust der Niederlande bedingten; der Verlust von Trier, herbeigeführt durch Verweigerung der preußischen Hülfe; die gleichzeitigen Verhandlungen am Regensburger Reichstage; die fruchtlosen Versuche des Reichsfeldmarschalls, den preußischen Feldherrn Möllendorff, der sich als Werkzeug der Haugwitz und Lucchesini gebrauchen ließ, zur Vertheidigung des Hundsrück zu bewegen; das verrätherische Aufgeben der Reichsfestung Mainz seitens der Preußen, trotz des mehrfach gegebenen Ehrenwortes; der Verlust von Koblenz und der von Preußen inspirirte kurmainzische Friedensantrag zu Regensburg.

Bot dieser Band ein detaillirtes Bild des Reichsverfalls, der unglaublichen Anstrengungen Oesterreichs, um den preußischen Alliirten, wenn schon nicht zu pflichtmäßiger Mitwirkung, so doch wenigstens zu anständiger Beihülfe in der Reichsvertheidigung zu bewegen, so wie der edelmüthigsten Aufopferung Oesterreichs bis zur Erschöpfung der eigenen Kräfte — und hat diese durchweg auf Originaldocumente unserer Archive gestützte, wahrheitsgetreue Darstellung, welche zu der preußischen Schönfärberei der Sybel'schen und Häusser'schen Geschichtswerke den schärfsten Gegensatz bildet, in der österreichischen, großdeutschen und englischen Presse die lebhafteste Anerkennung gefunden, so nehmen die Aufklärungen des vorliegenden Bandes ein noch bei weitem höheres Interesse in Anspruch.

Der verrätherische Baseler Separatfriede ist der Angelpunkt der Geschicke Deutschlands in den Jahren 1792 bis 1815, und diese erste Abtheilung des zweiten Bandes, der eben deßhalb auch seinen Separattitel „Zur Geschichte des Baseler Friedens“ angenommen hat, läßt uns die Genesis dieses Friedens mitmachen. Sie erzählt die Ereignisse vom November 1794 bis April 1795: die zahllosen Intriguen und Wortbrüchigkeiten des preußischen Feldmarschalls Möllendorff, welche jede Action der Reichsarmee lähmten und endlich den Verlust der Mannheimer Rheinschanze herbeiführten, die von den braven Oesterreichern im strengsten Winter trotz der größten Schwierigkeiten bis zum letzten Moment vertheidigt und nur gegen ehrenvolle Capitulation verlassen wurde, während die Preußen Winterquartier hielten und bereits mit den Franzosen zu fraterniſiren anfingen, die Folgen des kurmainzischen Friedensantrages am Reichstag, wo Preußen den Kleinmuth

Digitized by Google

und das allgemeine Friedensgewinsel der Stände nährt, welche sich einbilden, daß die Sansculotten so gütig sein würden, ihnen im Frieden alles Verlorne herauszugeben und wo möglich auch noch jeden Einzelnen für den „gehabten Schrecken" menschenfreundlichst zu entschädigen — ja, welche bereits den Frieden sich selber im voraus escomptiren und ihre wenigen Truppen vom Kriegsschauplatz zurückziehen, und in ihrer kurzsichtigen Politik sogar so weit gehen, das reichsfeindliche Schweden, als Mitgaranten des so überaus vortheilhaften westphälischen Friedens, zur Friedensvermittlung aufzufordern, während Thuguts Rescripte ihnen vergeblich vordemonstriren, daß es eine Lächerlichkeit ist, zu glauben, einen günstigen Frieden erzwingen zu können, und eine Kurzsichtigkeit, einen Garanten des westphälischen Friedens für den passenden Vermittler zu halten Doch waren dies lauter preußische Finten, welche nur bezwecken sollten, daß die Mitstände sich schließlich an Kur-Brandenburg mit der flehentlichen Bitte um Vermittlung eines „leidentlichen" Friedens wenden müßten Unterdessen gingen aber die preußischen Unterhandlungen in Basel ihren Gang weiter. Hieran schließt sich eine höchst interessante Schilderung der Ereignisse des Jahres 1794 in Holland, welche aus Documenten ganz unwiderleglich darthut, daß das alte Mährchen von der freiwilligen Räumung der Niederlande durch die Oesterreicher eine Finte der Preußen war, um ihr eigenes geheimes Treiben zu verdecken; denn ihr eigener Gesandter predigte in Holland den Frieden, lähmte den muthigen Entschluß, die natürlichen Vertheidigungsmittel des Landes in Anwendung zu bringen, und der König von Preußen, anstatt, wie er tractatmäßig verpflichtet war, die bereits bezahlte Hülfsarmee nach Holland zu schicken, tröstete seine Schwester, die Erbstatthalterin, mit „der göttlichen Vorsicht", während Clerfayt die holländischen Festungen mit österreichischen Kanonen spickte, mit Möllendorff aber einer Unterstützung wegen ganz vergeblich unterhandelte. Es werden die wiederholten Befehle des Kaisers mitgetheilt, „zur Erhaltung Maastrichts und der vereinigten Provinzen alle nur möglichen Mittel anzuwenden, zur Rettung von Holland alles zu thun, was nur irgend in des Menschen Kräfte liege" — aber vergeblich, die preußische Schlauheit siegte auch hier, und Clerfayt mußte über den Rhein zurück. Preußens Plan war hier, durch einen Frieden mit Frankreich Holland auf Kosten Oesterreichs durch das österreichische Belgien zu vergrößern. Von dem Großpensionär unterstützt, hatte die Prinzessin von Oranien mit dem preußischen König, ihrem Bruder, einen Plan ausgesonnen, demzufolge nach dem allgemeinen Frieden der zweite Sohn des Erbstatthalters als Regent in den österreichischen Niederlanden eingesetzt werden sollte; falls jedoch dieser Plan sich nicht als ausführbar zeigen würde, so wollte man die zehn Provinzen des burgundischen Kreises mit den sieben holländischen Provinzen zu einem Königreiche unter oranischer Herrschaft vereinigen. Und ist dieser preußische Plan von 1794 nicht 1815 mit Oesterreichs Gutheißung zu Stande gekommen?

Der folgende Abschnitt, betitelt: „Zur Charakteristik der letzten Reichsarmee und der Reichscontingente", giebt fast vollständig eine höchst merkwürdige Staats-

Digitized by Google

schrift des Reichsfeldmarschalls, welche dem Kaiser die Gebrechen der österreichischen Armee in einer so offenen und loyalen Weise aufdeckt, daß solcher edle Freimuth jedes unbefangene Urtheil unbedingt gewinnen muß. Kein größerer Abstand als der zwischen der edlen und durchaus wahrhaftigen Sprache dieses Ehrenmannes und der gewundenen und geschraubten hohlen Stylistik des preußischen Feldmarschalls! Höchst belehrend sind hier auch die Berichte des österreichischen Gesandten in Berlin, des Grafen Lehrbach, der die preußischen Intriguen bis auf den Grund durchschaut. Aber dergleichen machte in Berlin nicht irre; man weiß, was man will und ruft das in österreichischer Verpflegung stehende Hohenlohe'sche Corps vom Rhein ab.

Der letzte Abschnitt: „Des Reichsfeldmarschalls Rücktritt" (Jänner bis April 1795), erzählt unter anderem, wie der preußische General Kalkreuth sich an Oesterreich verkaufen will, wie Preußen insgeheim Oesterreich die Einverleibung Baierns anträgt, giebt einen vielfach belehrenden Rückblick auf die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1793, der des tapferen Wurmser in allen Ehren gedenkt, und erzählt endlich, wie der Reichsfeldmarschall, von tausend Schwierigkeiten, die jedes Mannes Kraft aufgerieben hätten, zu Tode gehetzt, sich seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen gefühlt. Beispielsweise sei erwähnt, daß Kurpfalz die Oesterreicher aus der Festung Mannheim fort haben will; daß der Commandant der schwäbischen Kreistruppen dem Reichsfeldmarschall den Gehorsam verweigert, wofür er Arrest erhält, was ihm und seinen Truppen wiederum Belobung und Belohnung von Seiten des schwäbischen Kreises einträgt; daß der Magistrat von Wiesbaden Protest einlegt gegen die Verlegung des kaiserlichen Hauptquartiers in diese Stadt u. s. w., u. s. w. Dazu kommt das drückende Bewußtsein, daß auch das Vertrauen seines eigenen Hofes in seine Heerführung geschwunden sei, und so legt denn der letzte Reichsfeldmarschall, als ein wahrer Märtyrer der „unantastbaren deutschen Reichsconstitution", die so bald darauf in Scherben gegangen ist, am 12. April 1795 seine Stelle nieder und übergiebt die Armee an Clerfayt.

Die ganze Darstellung ist mit zahllosen Documenten durchwebt, welche zum Theile in voller Ausdehnung gegeben werden. Die Depeschen Thuguts, so wie die von diesem Minister concipirten kaiserlichen Rescripte sind für die Beurtheilung dieser viel geschmähten und verkannten Persönlichkeit von höchstem Interesse und werfen zugleich die hellsten Schlaglichter auf die wahrhaft aufopfernde Ehrlichkeit der damaligen österreichischen Politik. Kaum weniger interessant und belehrend sind die Schriftstücke und vertraulichen Mittheilungen des Reichsfeldmarschalls, des letzten Vicekanzlers Fürsten Colloredo-Mannsfeld, des letzten Reichsconcommissärs Freiherrn Alois v. Hügel, des Grafen Lehrbach aus Berlin und viele andere Urkunden, deren große Zahl und durchaus zusammenstimmender Einklang ganz unwiderleglich darthut, daß es der preußischen Rührigkeit in höchst merkwürdiger Weise gelungen ist, das Bild jener Zeiten durch planmäßige Benützung der Publicistik und halbwissenschaftlichen Litteratur auf's gründlichste zu verfälschen.

Digitized by Google

Welche Lehre für die Unthätigkeit! „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!“ Möchten sich doch recht zahlreiche Kräfte der großen und wahrhaftig dankbaren Aufgabe widmen, die österreichischen Ehrenjahre 1792 bis 1809 vom Schmutze der böswilligsten und planmäßigsten Verunglimpfung zu reinigen, damit den Deutschen einmal recht klar werde, wie sich Oesterreich für das Reich und des Reiches Ehre verblutet hat.

Die am Schlusse des Bandes beigefügten Noten und Urkunden stützen und erläutern den Text in trefflicher Weise. Note I zeigt durch Mittheilungen aus einer von den Oesterreichern erbeuteten Correspondenz des französischen Brigadegenerals Gourion St. Cyr aus dem Jahre 1794, wieder einmal recht deutlich, wie unverschämt die Franzosen auf deutschem Boden gehaust und mit welchem Cynismus die Herren Generale sich die betreffenden Mittheilungen machen. Note IV betrifft die Berichte des Grafen Lehrbach aus Berlin, welcher mit Nachdruck darauf dringt, daß die Würde Oesterreichs und des Kaisers eine ernste und entschiedene Sprache gegen eine Regierung verlange, gegen welche Drohungen besser am Platz wären als Bitten: „la patience est la passion des sots.“

Der Verfasser benützt die passenden Gelegenheiten, um auf die ganz haltlosen Unterstellungen, die inneren Widersprüche und die durchlaufende wohlbekannte Schönfärberei in der Darstellung der preußischen „Geschichtsbaumeister“, namentlich in den betreffenden Werken Häussers und Sybels die belehrendsten Schlaglichter zu werfen. Es ist im Interesse der Wahrheit zu hoffen, daß diese Herren den Handschuh aufnehmen; vornehmthuerisches Ignoriren gilt nicht mehr; es wird Pflicht der österreichischen Presse sein, die Sache nicht einschlafen zu lassen. Nicht oft und nicht scharf genug kann darauf hingewiesen werden, wie überaus schädlich die österreichische Unthätigkeit auf den einschlägigen litterarischen Gebieten dem Staate geworden ist — immer vorausgesetzt, daß dergleichen Hinweisungen überhaupt noch etwas nützen, was sehr dahinsteht. Indessen Pflicht bleibt Pflicht, und der Verfasser des vorliegenden Buches kann sich das Zeugniß geben, daß er die Pflicht eines braven Oesterreichers auf das wackerste gethan hat. Sein ausdauernder Fleiß und sein Patriotismus verdienen die vollste Anerkennung. Wir sehen der letzten Abtheilung seines Werkes, welche den Abschluß des Baseler Friedens erzählt, mit Spannung entgegen und beglückwünschen ihn schließlich auch wegen der Wahl seines Motto's, das aus den folgenden Worten des letzten Reichsconcommissärs besteht:

„Ich glaube übrigens versichert zu sein, daß der Gebrauch der lauten Stimme der Wahrheit, mit edler, anständiger Freimüthigkeit gesagt, von größerem Nutzen und ausgiebigerer Wirkung als allzu große Schonung und Mäßigung sein werde; und es ist vielleicht in keinem Zeitpunkt nothwendiger als in dem gegenwärtigen, jede Sache bei ihrem rechten Namen, Verletzung von Treu und Glauben: Betrug, und falsche, unwahre Anschuldigungen: Lüge zu nennen, und auch auf diesem Wege beizutragen, daß das durch eine verderbene Hofsprache bei dem Volke

Digitized by Google

so sehr gesunkene Vertrauen auf Regentengewissen und auf Ehrlichkeit der Höfe wieder hergestellt werde.

Regensburg, am 27. Julius 1795.

Freiherr Aloysius v. Hügel an den Fürsten v. Colloredo-Mannsfeld."

Zur Geschichte der Gerichtsgewalt des deutschen Königthums.

J. A. Tomaschek: Die höchste Gerichtsbarkeit des deutschen Königs und Reiches im 15. Jahrhundert.

H. B. Die schleichende Krankheit, an welcher das deutsche Königthum Jahrhunderte lang dahinsiechte, äußert sich in keinem ihrer Symptome so deutlich, als in dem allmäligen Einschwinden der Gerichtsgewalt. Die Zeit der Machtfülle des Königthums fällt zusammen mit der Zeit, da alle Gerichtsgewalt im Reiche vom König ausging, da er allein dem Einzelnen Recht und Frieden verbürgte und die localen Träger der Gerichtsgewalt nur als Beamte des Königs fungirten. Diese breite Grundlage der königlichen Gewalt geht stückweise an deren untergeordnete Organe verloren. Enger und enger wird das Terrain der königlichen Gerichtsbarkeit, je höher herauf auf der Stufenleiter der Amts- und Lehenshierarchie die königlichen Beamten sich als Gerichtsherren entpuppen. Erst wird die niedere Gerichtsbarkeit, entsprechend der Competenz des Hundertschaftsvorstehers, dann auch die gräfliche Gerichtsgewalt eine Beute der Territorialherren. Wenn man auch längere Zeit hindurch theoretisch an den alten Grundsätzen festhielt und von kaiserlicher Herrlichkeit sprach, wo der Kaiser nichts zu herrschen hatte, so war doch in der That seit Ausbildung der Landeshoheit das Königthum auf das schmale Terrain der höchsten Gerichtsbarkeit eingeschränkt, d. h. jener, welche die Könige in der Zeit ihrer ausschließlichen Gerichtsgewalt nicht durch Beamte, sondern in eigener Person ausgeübt hatten.

Auch auf diesem Gebiete hat im weiteren Verlauf der Entwicklung das Königthum eine Einbuße erlitten. Seit die Könige nicht mehr von Pfalz zu Pfalz zogen, um Gerichtstage abzuhalten, konnte die höchste Gerichtsbarkeit nicht mehr von den Königen allein ausgeübt werden; es wurde nöthig, ein Organ zu schaffen, welches den König in Bezug auf dessen persönliche Gerichtsgewalt repräsentirte. Solcher Organe hat es in den verschiedenen Zeiten des Reiches verschiedene gegeben. Von ihnen war freilich nicht zu befürchten, daß sie sich in ähnlicher Weise selbstständig machen würden, wie es früher die königlichen Beamten, die Bischöfe, die Grafen u. s. w. gethan hatten; denn ihre Gewalt war nicht, wie bei diesen, localer Natur. Allein es zehrte auch nicht mehr bloß der Particularis-

Digitized by Google

mus der localen Gewalten an den Rechten des Königthums. Seit dieses mit dem Aufkommen der Hausmachtstendenzen selbst particularistische Zwecke zu verfolgen hatte, stellten die Territorialherren, die Kurfürsten voran, dem Königthum den Reichsbegriff entgegen und kreuzen sich vielfach die Tendenzen des Imperiums mit denen des Imperators. Bezüglich der höchsten Gerichtsbarkeit drängte von nun an die Entwicklung der Dinge dahin, selbe nicht bloß im Namen des Königs, sondern auch des Reiches ausüben zu lassen und das Organ der königlichen Gerichtsgewalt zu einem Reichsgerichte umzuformen. Diese Bestrebungen der Reichsfürsten hatten bekanntlich am Ausgang des 15. Jahrhunderts den Erfolg, daß „das kaiserliche und des heiligen Reiches Kammergericht" als Reichsgerichtshof organisirt wurde. Das Königthum suchte seinerseits diese Schmälerung seiner Befugnisse dadurch quitt zu machen, daß es im „Reichshofrate" ein Organ seiner persönlichen Gerichtsbarkeit schuf. Der hiedurch hervorgerufene Gegensatz eines königlichen und eines Reichsgerichtshofes hat die Geschichte des deutschen Reiches bis zur Auflösung desselben begleitet.

Die geschilderte Umgestaltung hat sich im Laufe des 15. Jahrhunderts vollzogen. Mit dieser Uebergangsperiode beschäftigt sich Tomascheks Abhandlung. Aus dem kurzen Abrisse, den wir über die Entwicklung der in Betracht kommenden Verhältnisse im Allgemeinen gegeben haben, erhellt die Bedeutung, welche eine derartige Untersuchung für die Rechtsgeschichte haben muß. Abgesehen von dem hiemit ins rechte Licht gestellten Interesse des Stoffes, ist Tomascheks Abhandlung dem Rechtshistoriker um so willkommener, je seltener sich rechtsgeschichtliche Untersuchungen der späteren Periode des Reiches zuzuwenden pflegen.

Die Veranlassung zu dieser Abhandlung gab dem Verfasser die Auffindung einer interessanten Rechtsaufzeichnung aus dem 15. Jahrhundert. Obschon er die Mittheilung derselben nur erst in Aussicht stellt, so hat er doch bereits einige Bestimmungen derselben auszugsweise in seine Abhandlung eingewebt und gelegentlich einen gewissen Johannes Kirchheim, Schreiber beim königlichen Hofgericht unter den Königen Wenzel, Ruprecht und Sigismund, als den vermuthlichen Verfasser derselben bezeichnet. Diese Rechtsaufzeichnung, die Reichsregistraturbücher und Chmels Regesten über Ruprecht und Friedrich III. bilden das Quellenmaterial, welches Tomaschek seiner Untersuchung hauptsächlich zu Grunde legte. Ohne in das sorgfältig ausgearbeitete Detail der Abhandlung einzugehen, soll unsere Besprechung nur den allgemeinen Gang derselben und ihre wichtigsten Resultate zur Anschauung bringen.

Jeder Uebergangsperiode ist es eigenthümlich, daß die Institutionen der früheren Zeit zersetzt werden und neue Bildungen an deren Stelle treten. Das 15. Jahrhundert hat mit der Verlassenschaft der vorausgegangenen Epoche auch das von Friedrich II. 1235 gegründete Hofgericht überkommen, welches bisher ohne Unterbrechung als unmittelbares Organ der königlichen Gerichtsbarkeit fungirt hatte. Allein von nun an offenbart das Königthum die Tendenz, diese seine eigene Schöpfung zu untergraben, indem es ihr systematisch den Boden ihrer

Digitized by Google

Wirksamkeit entzieht. Einerseits wurden zahlreiche Freiungen vom Hofgerichte ertheilt, andererseits trat die persönliche Rechtsprechung der Könige in so maßloser Weise auf, daß die Thätigkeit des Hofgerichts dadurch vollständig überwuchert wurde. Princip- und Systemlosigkeit in der obersten Rechtspflege waren die Folge davon.

Die Art und Weise, in welcher damals das Königthum selbst durch Exemtionen und Privilegien zur Verwirrung des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland beitrug, möge ein Beispiel statt vielen kennzeichnen, welches sich auf die Handhabung der Reichsacht bezieht. Mit löblicher Eifersucht hielten die Könige im Allgemeinen an ihrem ausschließlichen Rechte zu Verhängung der Reichsacht fest. Allein auch dieses sonst so energisch gewahrte Recht lief Gefahr durch Exemtionen durchlöchert zu werden. Es liegt im Begriffe der Reichsacht, daß selbe sich auf das ganze Reich bezieht. Da aber mit der Verfolgung der Geächteten für die Städte, in welchen sich solche aufhielten, Vexationen verbunden waren, lassen die Könige sich nicht selten herbei, einzelnen Städten Privilegien zu ertheilen, durch welche diese das Recht erhielten, Reichsächter und Aberächter bei sich aufzunehmen. Während also der König durch Verhängung der Acht verbietet, mit dem Geächteten, als einem Feind des öffentlichen Rechtszustandes, zu verkehren, ertheilt er auf der andern Seite das Recht, die Proscribirten zu schützen und zu schirmen. „So zerstörten die Könige mit der einen Hand, was sie mit der andern aufrichteten". Ein Seitenstück zu dieser Vergeudung von Reichsrechten bietet eine andere Art von Privilegien, zu welchen zahlreiche Eingriffe in das gesetzliche Aechtungsverfahren die Veranlassung boten. Wer sich in der Reichsacht befand, konnte sich von derselben nicht eher lösen, bevor er nicht mit dem Kläger der die Acht erwirkte, sich abgefunden hatte. Da der Geächtete für Aufhebung der Acht an den Fiscus den sogenannten Achtschilling zu zahlen hatte, geschah es nicht selten, daß der König die Acht aufhob, ehe der Kläger gesetzlich abgefunden war. Da ist es denn nun eine wahre Selbstironie, daß die Könige Privilegien ertheilten, durch welche sie versprachen, die Acht nicht ohne des Klägers Willen aufzuheben. Nicht genug daß ein Gesetz durch Privilegien entkräftet wird, muß in diesem Falle das Gesetz erst durch Privilegirung in Kraft gesetzt werden.

Die persönliche Jurisdiction des Königs war in dieser Zeit unheilvoll für den öffentlichen Rechtszustand, denn sie war etwas anderes geworden, als sie vorher war, sie hatte sich zur Cabinets- oder vielmehr zur „Kammerjustiz" herausgebildet. In alter guter Zeit des deutschen Reiches hatte der König auf die Fällung des Urtheiles ebensowenig Einfluß als sonst ein Richter. Bekanntlich hatte dieser die Gerichtsverhandlung nur zu leiten, während das Urtheil vom Volke, von den Schöffen gefällt wurde. Deßgleichen war die richterliche Thätigkeit des Königs im Königsgerichte auf die Leitung der Verhandlung beschränkt. Im 15. Jahrhundert — und die Bedeutung dieses Unterschiedes hätte der Verfasser vielleicht noch etwas schärfer herausheben können — gerirt sich der König als Richter und Urtheiler zugleich, er allein fällt das Urtheil, er allein entscheidet die Streit-

Digitized by Google

sache. Der Gegensatz zum früheren Verfahren verliert nichts an seiner Schärfe durch den Umstand, daß der König sich bei Ausübung seiner Gerichtsgewalt mitunter des Beirathes von Personen aus verschiedenen Kreisen oder ständiger königlicher Räthe bedient, so wichtig auch der letztere Vorgang für die fernere Entwicklung in der Organisation der höchsten Gerichtsbarkeit ist. In solchen Fällen entschied ja doch schließlich immer der König selbst und die Beisitzer fungirten nicht als Schöffen, sondern als Räthe. Es steht diese Art persönlicher Jurisdiction in schreiendem Widerspruche zu den Principien der germanischen Gerichtsverfassung. In England — um ein Gegenbild hervorzuheben — mußte sich Jakob II, als er auf Anregung eines geistlichen Würdenträgers den Satz aufstellte, er sei kraft göttlichen Rechtes befugt, in eigener Person Recht zu sprechen, von seinem Oberrichter belehren lassen, daß nach dem Rechte des Landes seine richterliche Thätigkeit sich auf den Vorsitz im Gerichte beschränke.

Für das Fürstengericht blieb während des 15. Jahrhunderts der alte Grundsatz in Geltung. Die Fürsten haben für die wichtigeren Rechtsfälle — nur diese kamen vor das Fürstengericht — das früher allgemein gültige Verfahren als ein Fürstenprivileg gewahrt. Es ist dies eine Erscheinung, die durchaus nicht vereinzelt dasteht. So manche deutschrechtliche Institutionen haben sich bis auf unsere Tage nur in den rechtlichen Beziehungen der Fürstenhäuser erhalten, Institutionen, die auf dem Gebiete des Privatrechts mit der mißrathenen Wortbildung „Privatfürstenrecht" bezeichnet werden.

Die persönliche Rechtsprechung des Königs fällt schwer ins Gewicht für die Geschichte nicht bloß der Gerichtsverfassung, sondern auch des materiellen Rechtes. Auf dem Felde der persönlichen Jurisdiction des Königs ist es den fremden Rechten gelungen, in Deutschland festen Fuß zu fassen. Am Hofe und im Rathe der Könige haben die römischrechtlich geschulten Juristen am frühesten Aufnahme gefunden, sie fungirten als Referenten über die Rechtsfälle, welche ihnen zur Instruction des Königs zugewiesen wurden und benützten den hiedurch gewonnenen Einfluß, um auf die Umbildung und Verdrängung des einheimischen Rechtes praktisch einzuwirken. „Nach dem Beispiele der Könige richteten sich die Fürsten, die Rechtspflege der obersten Territorialgerichte bestimmte die der Landesgerichte und so drang der Einfluß des fremden Elementes in immer tiefere Schichten".

Das Hofgericht hat während der ganzen Dauer seines Bestandes sich an den einheimischen Rechtsgang, an das nationale Recht gehalten. Gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts führten die massenhaften Exemtionen von der Gerichtsbarkeit des Hofgerichtes, das Eingreifen der persönlichen Jurisdiction des Königs in die Competenz desselben zur Auflösung dieses Gerichtshofes, welcher durch mehr als zwei Jahrhunderte als das Organ der obersten Gerichtsgewalt gewirkt hatte. Eine ausdrückliche Aufhebung hat nicht stattgefunden. Die Thätigkeit des Hofgerichtes verrinnt im Sande. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist von einer solchen keine Spur mehr zu finden. Der letzte beurkundete Act des Hofgerichts datirt von 1448. Es ist bezeichnend daß die Wirksamkeit desselben schließlich

Digitized by Google

nur noch darin bestand, den Kläger wegen geltend gemachter Exemtion an die ordentlichen Gerichte zu verweisen und gerichtliche Acte des Kammergerichtes zu vidiren, welches die Erbschaft des absterbenden Hofgerichtes zum großen Theil noch bei dessen Lebzeiten angetreten hatte.

Ueber die Thätigkeit des Hofgerichtes wurden Register, über Aechtungsprocesse eigene Achtbücher geführt. Diese Registratur- und Achtbücher, welche derzeit verschollen sind, wären ein wahrer Schatz für die Rechtsgeschichte, ein Schatz, „zu dessen Auffindung immerhin ein glücklicher Zufall führen kann". Der Verfasser wirft (S. 61) die Frage auf, ob sich nicht in dem Familienarchiv des Hardeck'schen Hauses, dem der letzte Hofrichter angehörte, mit Erfolg nachforschen ließe. Wir theilen diesen Wink über eine „verlorene Handschrift" mit; vielleicht fällt unsere Mittheilung auf fruchtbaren Boden.

Das Kammergericht ist aus der vom Könige persönlich ausgeübten Jurisdiction hervorgegangen. „In demselben Maße als die Könige sich daran gewöhnten, die ihrer persönlichen Cognition unterbreiteten Rechtsstreitigkeiten mit Umgehung ihres Hofgerichtes selbst zu entscheiden, wurde die Herbeiziehung königlicher Räthe zur Rechtsprechung immer gewöhnlicher und wuchs die Bedeutung des königlichen Rathes als Richtercollegium". Es ist das königliche Kammergericht keineswegs, wie Senkenberg annahm, eine Nachbildung des Kammergerichtes der Mark Brandenburg. Die Sache verhält sich vielmehr umgekehrt. Die Bezeichnung „Kammergericht" erklärt Tomaschek aus dem Umstande, daß Angelegenheiten, welche das fiscalische Interesse der königlichen Kammer betrafen, namentlich Conflicte in Erhebung der Reichssteuern, der Acht- und Münzschätze und anderer Abgaben am Hofe und im Rathe des Königs entschieden zu werden pflegten. Da nun fast jeder Streitsache eine fiscalische Seite abzugewinnen war, durch welche die königliche Kammer berührt wurde, so habe sich allmälig ein gewohnheitsmäßiger Rechtszug an den Hof gebildet. Die Bezeichnung „Kammergericht" ist geblieben, auch nachdem dies neue Organ der königlichen Gerichtsbarkeit bereits längst den engen Kreis seiner ursprünglichen Competenz überschritten hatte. Des Verfassers Hypothese bestätiget die in der germanischen Rechtsbildung oft wiederkehrende Thatsache, daß die nutzbare, die fiscalische Seite der Gerichtsbarkeit auf das gesammte Gerichtswesen einen umbildenden Einfluß übt. Ein Analogon zum „Kammergericht" findet sich in dem normännisch-englischen „scaccarium", einem Gerichtshofe, dessen Competenz ursprünglich gleichfalls auf das Gebiet fiscalischer Verwaltungsjustiz beschränkt war und welcher von diesem Terrain aus die eigentliche Justiz an sich gezogen hat.

Vom Regierungsantritte Friedrichs III. bis zum Untergang des Hofgerichtes übt das Kammergericht mit jenem eine concurrirende Gerichtsbarkeit aus, um sodann vollständig an dessen Stelle zu treten. Während die Rechtsprechung des Hofgerichts sich im Wesentlichen von jedem Einfluß des römischen und kanonischen Processes frei hielt, haben im Kammergerichte die fremden Rechte gegen Ende des 15. Jahrhunderts sichtlich an Terrain gewonnen und nahm die Besetzung dieses Gerichts mit rechtsgelehrten Doctoren immer mehr überhand.

Digitized by Google

Als die neue Institution sich in feste Formen einzuleben begann, als sie den Charakter des königlichen Rathes immer mehr abstreifte und dem eines Gerichtshofes sich zu nähern versuchte, nimmt das Königthum Stellung gegen das Kammergericht; es macht nun auch ihm gegenüber die rein persönliche Rechtsprechung geltend und thut alles mögliche um dessen Ansehen im Reiche zu Grunde zu richten. Die Ablagerung der königlichen Gerichtsgewalt, welche sich in der Bildung des Kammergerichtes repräsentirt, führt zu einer neuen Ausscheidung der rein persönlichen Jurisdiction des Königs. Das Kammergericht, welches doch im Gegensatz zum Hofgericht als Organ der persönlichen Gerichtsbarkeit des Königthums geschaffen worden, hört allgemach auf als solches zu gelten, seit die Könige in dessen Wirksamkeit eingreifen, Appellationen gegen dasselbe annehmen und die ertheilten Freiungen vom Hofgerichte auf das Kammergericht ausdehnen. Auch hier hätte sich die Geschichte von Saturn wiederholt, der seine eigenen Kinder verschlingt, wenn nicht der Widerstand der Reichsfürsten gegen die königliche Cabinetsjustiz zur dauernden Umgestaltung des Kammergerichtes als eines ständigen obersten Reichsgerichtshofes geführt hätte, bezüglich dessen bekanntlich den Reichsständen ein Mitbesetzungsrecht eingeräumt werden mußte.

Die römischen Inschriften in Dacien.

Gesammelt und bearbeitet von **M. J. Ackner** (gestorben als evangelischer Pfarrer in Hemmersdorf) und **Friedrich Müller**, Gymnasialdirector in Schäßburg u. s. w.

(Herausgegeben mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften. Wien 1865. Tendler u. Comp. XVII und 247 S. 8. [1])

Die letzte im Jahre 1851 erschienene Sammlung römischer Inschriften von Dacien von J. F. Neigebaur übertrifft alle älteren an Reichhaltigkeit des Materials, steht aber den meisten an Zuverlässigkeit nach. Auch der Mangel an Inhaltsverzeichnissen, welche die erste Bedingung für die Benützbarkeit solcher Sammlungen sind, verringert den Werth dieser Arbeit. Um so erfreulicher ist die Publication einer neuen Sammlung dacischer Inschriften, welche die älteren in jeder Beziehung übertrifft, zumal als das Manuscript des Grafen Joseph Kemény († 1855), welches große Erwartungen angeregt hatte, nicht zum Druck gelangt ist. Leider hat auch das vorliegende Werk nicht erscheinen können, ohne daß das mißgünstige Schicksal ein schweres Opfer dafür verlangt hätte. M. J. Ackner, dessen Lebensarbeit im eigentlichen Sinne des Wortes die neu erschienene Sammlung ist, sollte deren Vollendung im Druck nicht erleben, er starb im August 1862. Sein um-

[1] Wir haben von diesem Werke vor kurzem eine unter allgemeinen Gesichtspunkten gehaltene Besprechung gebracht und schließen hieran eine mit den Einzelnheiten des Werkes sich beschäftigende Darstellung der Ergebnisse der Forschung. D. Red.

Digitized by Google

sichtiger Genosse in dieser umfangreichen, mühevollen Arbeit, Herr Director Müller, ist auch der Verfasser der Einleitung, welche einen kurzen, sorgfältigen Abriß der betreffenden Litteratur enthält.

Die Sammlung führt die Inschriftsteine von Serbien (11 Nummern), Slavonien (1), der kleinen Wallachei (4), Banat (41), Militärgrenze (2), Siebenbürgen (871), der großen Wallachei und Bulgarei (19) und von der Moldau (27) in der genannten Ordnung und insoweit die Theile dieser Länder in die von Ptolemäos angegebenen Grenzen des alten Dacien fallen, nacheinander auf [1]. Die meisten Steine entfallen auf die größeren Römerorte: Ulpia Trajana oder Sarmizegethusa (141), auf Apulum (275), Largiana (82), Salinae (72) u. s. w., so daß die Mitte Daciens, die Umgebung der alten Hauptstadt des Landes, auch für die von den Römern am meisten belebte Gegend gelten kann. Obwohl das Walten der Eroberer in Dacien eine vorwiegend militärische Beschaffenheit hatte, so charakterisiren sich die genannten Orte dennoch verschieden nach dem Inhalt der Steine. Ulpia Trajana [2] erscheint als die Hauptstadt der Provinz, und zwar mit überwiegend bürgerlichem Charakter. Es finden sich dort weniger Soldatensteine als an anderen Orten, ferner Denkmäler mit den prunkendsten Titeln der Oberbehörden, Consularen, Procuratoren, Duces, Praesides u. s. w., so wie Gedenktafeln auf größere Tempel-, Wasser- und Brückenbauten. Dagegen zeigt Apulum, wie noch heute das an derselben Stelle liegende Karlsburg ein Punkt von hoher strategischer Bedeutung, weit mehr eine militärische Physiognomie; auch Largiana (Also-Ilosztva) verräth eine solche; es mochte im Nordwesten des Landes die bedeutendste Stütze der Occupation gewesen sein. Daneben ist noch des Ortes „ad Medias“ (Mehadia) zu gedenken, welchem die noch heute berühmten Hercules-Bäder ein bedeutendes Relief gaben. Die kleine Sammlung von 23 Römersteinen dieses Ortes (19 bis 42) gewährt in der That ein anziehendes Bild des Badelebens in dem Winkel jener waldigen Schlucht des Banates, welche an die Donau und an die berühmte Trajans-Brücke herausführt und durch welche eine der bedeutendsten Heeressäulen des römischen Eroberers ins Land kam. Dort treffen wir Gedenksteine von Statthaltern, Feldherren, Priestern, Gemeinderäthen, Veteranen u. s. w., welche der Gebrauch der Heilbäder aus allen Umgegenden zusammenführte. Auch Broos erfreut sich heilbringender Nymphen (262, 263) und in einem Karlsburger Steine dankte ein Veteran für das wieder erlangte Augenlicht (redditis sibi luminibus) den Heilgöttern dieses Ortes (394); ja man scheint hier bald darauf auch eine zweite Heilquelle („Nymphæ novæ“) aufgefunden zu haben [3].

Von localer Bedeutung sind sonst noch die hie und da erwähnten Bauwerke; um nicht von den Tempeln und kleineren sacralen Bauten zu reden, die häufig

[1] Auch von dem im alten Mösien gelegenen rechten Donau-Ufer wurden Inschriften aufgenommen, welche von besonderer Wichtigkeit für des Kaisers Trajan Feldzug sind.

[2] Heute Varhely und die herumliegenden Ortschaften.

[3] Der Stein jetzt in der Wiener Hofbibliothek.

Digitized by Google

vorkommen, möge ein ausgemalter Porticus in der Hauptstadt hervorgehoben werden, die ein Augustal auf seine Kosten herstellen ließ (Varhely 187). Aus Karlsburg (321) wird eines Tempels des Jupiter und der Juno mit einer Uhr erwähnt, den ein Soldat der 13. Legion von Grund aus aufbauen ließ (templum horologiare a solo de suo fecit, 321). Von größter Wichtigkeit waren die Nutzbauten für die Eroberung und Behauptung der Provinz; am meisten ragt darunter die Straßenanlage am rechten Donau Ufer hervor, welche zu der vielbewunderten, von Apollodor erbauten Brücke (bei Apradena) führte. Die Inschrift zu Tactalia (8) gedenkt des Riesenwerkes mit den einfachen Worten: „— — montis et fluvii Danubii rupibus superatis viam patefecit.“ Ein anderer Stein gedenkt der Regelung verheerender Bergwässer und ihrer Ableitung in die Ebene bei der Hauptstadt (170). Auch des Kaisers Hadrian Bauluſt bethätigte sich durch Herstellung einer Wasserleitung für die Hauptstadt (154) und eines Amphitheaters in Paroliſſum (751), nachdem das ältere, fünfzig Jahre bestandene baufällig geworden war. Als ein interessantes Bauwerk in Apulum muß endlich eine Krypta bezeichnet werden, welche mit einem Apparatorium und einer Exedra (geschlossener Gang mit Nebenräumen für Gelage und Conversationen) versehen war [1] (462)

Eine weit reichere Ausbeute gewähren die neu gesammelten Inschriften für die Mythologie, die Administration des Landes und die Gestaltung des militärischen Lebens in demselben; die eilf fleißig zusammengestellten Inhaltsverzeichnisse erleichtern in dieser Hinsicht den Gebrauch des Buches in ausgezeichneter Weise. Es würde zu weit führen, in Beziehung auf den letzteren Punkt — das militärische Leben — die wichtigsten Thatsachen zu verzeichnen Nur darauf muß hingewiesen werden, daß es neben den Legionen, der 5. und 13., welche den Kern der Besatzungen ausmachten, hauptsächlich die Hülfsvölker waren, welche als die bei der Romanisirung des Landes thätigen Elemente erscheinen. Auf der erstaunlichen Buntheit der durcheinander gemischten Nationalitäten [2], wie sie mit den römischen Alen und Cohorten nach Dacien gelangten, beruht die Mannigfaltigkeit religiöser Culte, die hier, wie kaum anderswo, ein schlagendes Bild jenes Zusammenfließens der verschiedensten culturgeschichtlichen Schöpfungen gewährt, welches das Wesen des römischen Staates ausmacht. Auf den Steinen römischer Legionäre dominirt wie gewöhnlich die capitolinische Dreiheit der Götter, Jupiter, Juno und Minerva, Ersterer in abstracter Weise auch als deus æternus bezeichnet oder „als oberster Lenker der göttlichen und menschlichen Dinge und als Richter der Thaten“ (factorumque arbitro, 301); selbst seinen göttlichen Eigenschaften (virtutibus dei æterni, 372) wird ein Gelübdestein errichtet. Als Theilhaberin seiner Rathschlüsse

[1] Ein ähnlicher Bau ist der b kannte von Eumachia aufgeführte in Pompeji; ein anderer findet sich in Capua.

[2] Es werden genannt: die germanischen Stämme der Breuker, Bataver, Raeter, Tungerer, Ubier und Vindeliker, ferner Gallier, Britannier, Hispanier Pannonier, Thraker, Dalmater, Illyriker, Kreter; aus Asien: Commagener und Cyprier; aus Africa: Ituräer, Besser, Gätuler und Mauretaner.

Digitized by Google

erscheint Minerva (Jovis consiliorum particeps, 335). Unter den übrigen Gottheiten kommen der Genius in den mannigfaltigsten Beziehungen [1], sehr häufig auch Hercules, Aesculap und Hygieia, Silvanus, Nemesis, Victoria und Liber vor; seltener, was bei dem vorwiegend militärischen Charakter des Landes auffallen muß, wird Mars genannt [2]. Von fremdländischen Culten erscheint der Isis-Dienst, wiewohl spärlich vertreten (6 Steine, auf einem 662, myrionyma, die Vielnamige, genannt); mit ihr muß der „deus bonus puer Phosphorus" verbunden werden, der mit dem pythischen Apollo zusammengestellt, dem Sohne Osyris', Harpokrates, ähnlich ist. Er erscheint nur in Karlsburg, dort aber neun Mal. Von asiatischen Culten erscheint der des Baal in verschiedenen Formen romanisirt, als dolichenischer, heliopolitanischer, prusenischer und commagenischer Jupiter-Dienst. Auch der Mithras-Dienst tritt in Dacien, zumal in der Soldatenstadt Apulum reichlich auf; außer den fünf Mithras-Steinen des letztgenannten Ortes findet sich auch die durch einen hessischen Stein beglaubigte Nebenform des Mithras, der deus Cautes (442). Mit ersterem muß wohl auch der in Nagy-Enyed und Thorda vorkommende „deus Azizus bonus puer conservator" (637, 665) als kriegerische Gottheit verbunden werden, wenn er nicht als Localgott mit dem dacischen Ortsnamen Azizis in Beziehung gebracht werden kann.

Von keltischen Göttern ist vor allem der gallische Quell- und Heilgott (Apollo) Grannus mit der ihm häufig gesellten Göttin Sirona (203) zu nennen [3]. Daneben findet sich die im nördlichen Frankreich, in Seeland, Leyden u. s. w. häufig verehrte Handelsgöttin Nehalennia dea (770). Von dacischen Gottheiten erscheint außer den überall in römischen Ländern geläufigen Deificirungen, wie Dacia, Daciæ terra u. s. w., der als Heilgott in Mehadia localisirte Hercules Tibiscanus (29, 30). Weit wichtiger sind die ausdrücklich als Landesgötter bezeichneten dei populares, wie Sarmandus (664, 826) und Zamolxis (optimus maximus getarum popularis, 663), von welchem ein Priester mit dem Namen Ermidius Sigavus erscheint. Gewissermaßen auch als eine Localgottheit der unteren Donauländer läßt sich die Fiebergöttin (dea febris) auffassen [4].

Für die Kenntniß der Administration des Landes und seiner Ortschaften ist die Ausbeute aus der neuen Sammlung eine gleichfalls sehr ergiebige; man möge sich nur gegenwärtig halten, daß außer dreißig Steinen, welche nach den Consul-

[1] Z. B. Genius Cannabensium, Carthaginis, Daciarum, commercii, centuriæ, legionis, ordinis, prætorii, scholæ ꝛc.

[2] Mehrere darunter erscheinen mit seltenen Beinamen, so Diana mit dem von Orelli verdächtigten mellifica (349), Priepus (sic) als pantheus (393), Nemesis in bezeichnender Weise als exaudientissima.

[3] Als Quellgott erscheint Apollo auch auf dem Karlsburger Steine (344), nach welchem er die Herstellung eines verfallenen Brunneng-bäudes befahl.

[4] Den innigen Nothschrei einer Mutter um der Göttin Hülfe für den erkrankten Sohn enthält ein Stein von Osztrova Mare (85): „Febri divæ, febri sanctæ, febri magnæ! Camilla amata pro filio male affecto."

Digitized by Google

namen datirbar sind — sie reichen von 86 bis 230 n. Chr. — 33 Statthalter und Oberbehörden mit bestimmter, 20 mit unbestimmter Verwaltungszeit namhaft gemacht werden. Es sind consulares, præfecti primi provinciæ, præsides, procuratores, zumeist aber legati pro prætore. Die Amtsdauer ist einjährig, aber nicht durchaus; so erscheint ein perpetuus consularis trium Daciarum, ein anderer Statthalter erscheint in zwei aufeinander folgenden Jahrgängen auf demselben Posten [1]. Für Dacien eigenthümlich ist die Verwaltung der Goldbergwerke (Auraria), deren zumeist auf Steinen aus Zalathna (Ampeja 551, 576, 577, 578), spärlicher auf jenen von Abrudbanya, Magyar-Peterd und Kretsunal bei Mediasch erwähnt werden. Die Goldarbeiter finden sich, wie die Gewerbsleute überhaupt [2], in eine Zunft vereinigt (576 bis 578, 862), mit einem Decurio an der Spitze (607, 609, 827); die oberste Aufsicht über den Betrieb führte ein Procurator mit einem Subprocurator und einem Rechnungsführer (tabularius, 551) an der Seite, welcher wieder seinerseits Hülfsbeamte hatte [3]. Die Salzwerke des Landes waren, so wie Weideländereien und Marktplätze verpachtet (235, 523).

Ein buntes Gemälde ließe sich über den Wunderglauben, über die Sucht, auf Steinen sich zu verewigen, und über die kleinen Erlebnisse einer Familie oder einer Gemeinde entwerfen, wollte man näher in die Veranlassungen eingehen, die nach den Inschriftsteinen verschiedene Gelübde hervorgerufen haben. Auch unter den Grabsteinen finden wir mehrere prosaische und metrische Texte, welche in ergreifender Weise den Schmerz der Zurückgebliebenen schildern und jener Verhältnisse gedenken, die ihre Lage noch peinlicher machen. Allein es würde zu weit führen, auch nur des Bedeutenden darunter zu gedenken; es genüge daher, noch auf jene Denkmäler hinzuweisen, welche in historischer Beziehung wichtig sind. Das vorzüglichste darunter ist wohl der Stein von Varhely (153), auf welchem ein Quästor der Hauptstadt von Kaiser Hadrian sagt: „cujus virtute Dacia imperio addita felix est.“ Da Kaiser Trajan das Land eroberte und der Quästor nicht gewagt haben würde, angesichts so vieler noch lebender Zeugen der denkwürdigen Eroberung dieselbe seinem Nachfolger zuzuschreiben, so kann sich die hier erwähnte Vereinigung Daciens mit dem römischen Reiche nur darauf beziehen, daß Kaiser Hadrian, welcher schon im Begriffe stand, die Provinz aufzugeben, bewogen durch den Umstand, wie viele Römer im Lande dadurch preisgegeben oder in ihrer Existenz beeinträchtigt würden, von diesem Gedanken abgestanden ist und so neuer-

[1] Einer der angesehensten Statthalter M. Statius Priscus versah seine hohe Stelle in den Jahren 157 und 158; in letzterem erscheint er als consul designatus für das folgende Jahr; in der That nennt ihn ein in Osimo gefundener Stein (jetzt in Mailand, Orelli 3062) als Consul für 159.

[2] Z. B. collegia fabrorum, dendrophororum (525), deren Patronin (mater collegii) die Schwiegertochter eines Duumvirs von Apulum war, c. utriculariorum (54, 743), centonariorum (509, 521, 523), nautarum (528) u. s. w.

[3] So dürfte in 128 „adjutor tabul . . .“ zu verstehen sein

Digitized by Google

dings das Land dem Reiche beigefügt und dadurch glücklich gemacht hat. Zu Ehren seines Nachfolgers Antoninus Pius stellte ein C. Clodius, als er zum sechsten Male Präfect der Daker war, ein Standbild des Kaisers aus Anlaß des Beginnes des dritten Jahrzehnts seiner Regierung (ex voto tricennali) auf (157), eine auf Inschriften nicht häufig zu treffende Formel, welche zugleich die segensreiche friedliche Thätigkeit des Kaisers auch für diese ferne Provinz bestätigt. Von den späteren Kaisern wird Trajanus Decius zwar nur einmal, aber mit dem auszeichnenden Titel: „Restitutor Daciæ" genannt, welcher am besten auf dessen Siege gegen die Gothen bezogen werden dürfte. An die Eroberung Daciens selbst — der Feldzug wird expeditio Dacica und bellum Dacicum genannt (168, 178) — erinnern die Auszeichnungen, welche jenen verliehen wurden, die bei diesem Anlasse besondere Tapferkeit bewiesen hatten (167, 168, 178, 479); unter ihnen befanden sich M. Licinius Mucianus und der nachmalige Statthalter C. Rutilius Cocles.

In manche andere interessante Details, wie das öftere Vorkommen von Räubern im Lande oder die vom Kaiser huldvoll gestattete Uebertragung der Leiche eines Procurators der Goldbergwerke nach Rom (577), oder die Spenden zu öffentlichen Bauten und Getreidevertheilungen von Seiten solcher, welche irgend ein Amt erlangt hatten (155, 532), kann hier nicht näher eingegangen werden. Wenn wir noch erwähnen, daß die vielgenannten Verespataker Wachstafeln (621 bis 630), welche Verträge enthalten, dann sechs Militärdiplome (50, 832, 857, 863 bis 865) und befremdlicher Weise nur ein Meilenstein aufgeführt werden, daß das Namenverzeichniß eine beträchtliche Menge barbarischer Namen enthält und im Nachtrage noch 52 ausländische, auf Dacien bezügliche Inschriften zusammengestellt wurden, so glauben wir Hinlängliches vorgebracht zu haben, um die Wichtigkeit der neuen Sammlung klar zu machen. Auch gegenüber der großen Sammlung von Inschriften, welche die Berliner Akademie herauszugeben begonnen hat, wird das vorliegende Werk von seinem Werthe nichts einbüßen, da es nicht bloß für sich jedem Einzelnen leichter zugänglich sein wird als jenes, sondern auch den großen Vortheil für den Specialisten in und außer dem Lande bietet, alle auf Dacien bezüglichen Inschriften, die bis zum Jahre 1862 aufgefunden wurden, in einer übersichtlichen und sorgfältigen Sammlung zur Hand zu haben [1].

Dr. F. Kenner.

---

[1] In Beziehung auf die Lesung einzelner Stellen in den Inschriften erlauben wir uns einige Bemerkungen hier anzufügen. Die letzte Zeile der Inschrift 572, welche Seifert, Arioſti's Bemerkungen über den Fundort mißverstehend, zum ersten Male aufnahm, muß weg; sie findet sich auf dem jetzt in Wien befindlichen Steine selbst nicht, wie schon aus Arneth („Die römischen Meilensteine ꝛc.") hervorgeht. — Die Inschrift 79 nahm auch Böckh C. I. G. 6813 auf und

Digitized by Google

Erzählungen aus der Frauenwelt.

Von Hermine Wild.

(Wien und Leipzig 1865, Zamarski)

Man sagt wohl, das Schönste und das Häßlichste auf Erden könne sich in einem Weibe zeigen. Fast möchte man die gleiche Ansicht auf Romane aus weiblicher Feder anwenden: sie gehören entweder zu den schönsten oder zu den unleidlichsten Früchten dieses Litteraturzweiges. Phantasie und Leidenschaft, die stärksten Wellenschläge weiblichen Herzens, neigen immer zu Extremen. Es kommt also bloß darauf an, ob eine Frau sich nur von der Phantasie, als Schriftstellerin zu figuriren, nur von der Leidenschaft, Bücher zu schreiben, beherrschen läßt, in welchem Falle unleidliche Producte vorausgesetzt werden können, oder ob die Phantasie sich an das wirkliche Leben wagt, wie es klugen Auges geschaut, warmen Gemüthes empfunden wurde, ob die Leidenschaft in die Darstellung solcher Eindrücke übergeht, Bedingungen, unter welchen, wenn nicht immer Vortreffliches, Mustergültiges, doch jedenfalls Eigenthümliches, Anmuthendes sich gestalten und den Pulsschlag der Wahrheit empfinden lassen wird.

Mit diesen Worten ist der Charakter der vorliegenden Erzählungen schon bezeichnet. Man fühlt, während man sich ihrem fesselnden Reiz hingiebt, daß hier eine dichterische Phantasie das Leben auffaßte, welche es verklärt, auch wenn sie es in den dunkelsten Farben malt; daß ein schnell begreifender Blick die Dinge beobachtete und der heiße Impuls eines inneren Gebotes zum Werke drängte und mit seiner Energie in das Erzählen selbst überging. Daraus entspringt die Originalität von echter Art, nämlich diejenige, welche nicht durch ein unbesiegliches Befremden des Lesers erkauft wird, weil eben das Herz der Wahrheit in ihr klopft.

„Le public adore la verité.“ Diesen Satz erklärte erst jüngst Alexander Dumas Sohn als eine Richtschnur für poetische Gebilde, die auf große Wirkung im sogenannten großen Publicum hinzielen. Unter der Wahrheit muß hier die Aufrichtigkeit verstanden sein, und diese setzt eine gewisse, bestechende Kühnheit

erkennt in IONIOC den Namen des Steinmetz, was Orelli nicht zugiebt; für Ersteren spricht, daß auch eine andere dacische Inschrift (427) denselben als Künstlernamen (IONIOS) enthält. — In Nr 226, Z. 7 und 8 dürfte der Name zu lesen sein: L Faustus Apronianus. — In Nr 260 muß die erste Zeile eine Widmung an eine Gottheit enthalten; es wird zu lesen sein: „Genis Tiberii Maz . . Aurelius Dionysus curator posuit“ — Nr. 493, Z 2, kann: Domo asi | ae wohl nicht als Personennamen (Domoasia) gelesen werden, wir schlagen mit Beziehung auf die Stadt Asea in Arkadia (Forbiger III, 1005) die Lesung vor: D. M Isidoræ, domo Asea, quæ vixit etc, — Nr. 688. Z 8, dürfte Viatorinus statt Victorinus ein Druckfehler sein — Nr 525, Z. 7 sind die Siegeln EM V mit „eminentissimi viri“ zu lösen, da an dieser Stelle an eine „virgo“ nicht wohl gedacht werden kann. — Mit Neugebauers Abänderung von Nr. 407, Z. 4 scheint auch Böckh (C. I. Gr 6815) einverstanden zu sein

Digitized by Google

voraus. Auch wo man sich dadurch keiner persönlichen Gefahr aussetzt, gehört Muth dazu, die Wahrheit zu schreiben, ihr nachzugehen, und deßhalb die sich aufdrängenden Formen, welche eine verbildete Zeit für alle Verhältnisse, sie mögen noch so fremdartig und neu sein, schon im voraus fertig zu haben glaubt, rücksichtslos bei Seite zu schieben.

Diesen Zug kühner Wahrheitsliebe macht Hermine Wild in der Gestaltung der hervorragenden Frauencharaktere ihrer Erzählungen geltend. In der ersten: „Eure Wege sind nicht meine Wege", tritt eine besonders eigenthümliche Erfindung hinzu, um die Wirkung zu sichern. Man sieht wohl, daß die Verfasserin in große Verhältnisse blickte und selbst das Beiwerk, das sie zum Erreichen ihrer Absichten anwendet, nicht nach Schablonen construirt. In der Novelle „Wildenrode" geht dem schließlichen Liebes- und Lebensglück eine Entsagung aus so schön gedachtem Motive vorher, daß es selbst ein dramatisches Werk zu tragen neu und stark genug wäre. Dem Volksleben nahe steht die dritte Erzählung, „Gertrude", welcher der moderne Geschmack wahrscheinlich die Palme reichen dürfte, während sie in rein künstlerischer Beziehung den Rang der anderen Gaben nicht behauptet. Ueberhaupt fordert dieser Gesichtspunkt, den Fehler einer zu wenig ökonomischen Beherrschung des Stoffes hervorzuheben. Mehr nach subjectivem Belieben der Verfasserin als nach dem Gebot, welches ein artistisches Auge in dem gewählten Vorwurf selbst entdeckt, wird mit dem Vortrag gezögert oder geeilt. Dieser Mangel tritt nicht ein, wo die Erfindung matt oder gar todt geboren ist, und deßhalb einem regelmäßig vorgezeichneten Plan keinen Widerstand entgegensetzt. Das Lebendige der Fabel jedoch springt oder schwillt gerne über solche Linien hinaus. Die Gier nach dem „Interessanten" kommt dabei nicht schlecht weg, sie spürt gerne das ungekünstelt pochende Herz.

Herr Leopold Kompert begleitet das Buch mit einem freundlichen Vorwort. Er erzählt, daß es langen und eifrigen Zuredens bedurfte, um die Scheu der Verfasserin vor Veröffentlichung ihrer dichterischen Arbeiten zu überwinden, und daß sie erst, wenn auch mit schwerer Entsagung, ihr Widerstreben aufgab, als bemerkbar gemacht wurde, daß dadurch ihren größeren Arbeiten, von denen bereits einige in ihrem Pulte liegen, die Straße gebahnt und geebnet werden müsse.

Ohne die Stärke und die Beschaffenheit jenes Widerstrebens zu kennen, möchte ich behaupten, daß die Natur dieses Talentes der Oeffentlichkeit unbedingt bedarf, um im Rückschlag derselben sich zu seiner vollen Ausbildung die Kraft zu holen.

Somit können denn, wenn das Publicum ein neues und interessantes Erzählungstalent mit Wohlgefallen aufnimmt, die angekündigten „größeren Arbeiten" mit angenehmster Spannung erwartet werden. In Betracht, daß es sich um ein Vergnügen durch Lectüre handelt, und daß die Lectüre, welche Vergnügen macht, heutzutage selten ist, hätte die Verlagshandlung einen besseren Druck auf das Buch zu verwenden genügende Veranlassung gehabt. H. Lorm.

Digitized by Google

Heinrich Stieglitz.

Eine Selbstbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von **L. Curtze.**

(Gotha 1865, F. A. Perthes, VI und 523 S.)

Das vorliegende Buch versetzt den Leser, bei dem es sein Alter zulässig macht, wie selten ein anderes um dreißig Jahre zurück, mitten in die Lebenszustände des jungen Deutschlands. Zwar wird darin entschieden gegen jede Zugehörigkeit zu dieser litterarischen Coterie protestirt; das kann aber höchstens jene beirren, die entweder noch gar nie sich mit den Wendungen dieser Anschauungsweise vertraut machten, oder die, wie die größere Zahl unserer österreichischen Feuilletonisten, den Wald von lauter Bäumen nicht gewahr wurden, weil sie nur darin erwuchsen und sich nie im Freien der Feld- und Wiesengelände ergingen. Wer dagegen damals gelebt, geirrt und dann sich auf einem anderen Gebiete zurechtgefunden hat, der wird erstlich nicht einen Augenblick zweifeln, weß Geistes Kind er in der Persönlichkeit dieser Selbstbiographie vor sich hat, und er wird sodann aus dem Buche sich das Gegentheil seines Strebens, eine Selbstrettung des Verfassers zu sein, holen.

Das unglückselige Motiv, von dem unser Buch in letzter Instanz herdatirt, ist der Glaube an Zauberei von Seiten jener sehr schönen, höchst liebenswürdigen, glänzend gebildeten Frau, welche in der Blüthe ihrer Jugend das Leben am 29. December 1834 gewaltthätig abschloß. Sie wollte nämlich durch dieses Sensationsmittel eine radicale Lebensumgestaltung bei ihrem Gemahl hervorbringen, indem sie den momentanen Affect mit dem dauernden Effect verwechselte. Denn das ist ja das Charakteristische des Zauberglaubens, daß ihm die Anregung für das Vollbringen, die Stimmung für die That gilt und dabei all die tausendfältigen, zu beseitigenden oder zu überwindenden Bedingungen übersehen werden, welche sich zwischen jenen Anfang im Gefühle und dieses Ende in der Außenwelt stellen. Und derselbe Zauberglaube ist es, welcher heute durch Tischrücker und Geisterklopfer sich die Mühe des Lernens oder Forschens will ersparen lassen, der morgen bei Sängerfahrten und Schützenfesten die Triumphe zu vermeidender Kämpfe anticipirt, oder auch abwarten möchte, bis der Fluß vorübergekommen ist, anstatt die Brücke zu schlagen oder das Schiff zu bauen, worauf man hinüberkommen könnte.

Daß ein solcher Zauberglaube bei Charlotte Stieglitz tief angelegt war, würden wir aus dem vorliegenden Buche deutlich genug ersehen, wenn wir nicht schon gleich nach der Unthat obwohl indirect durch das von Th. Mundt gesetzte Denkmal darüber belehrt worden wären. Ihr ist die Strenge des Denkens zuwider (S. 78), und wenn man das auch dem Weibe nachsehen wollte, so wird dann von der anderen Seite das Urtheil gegen Unweiblichkeit desto strenger gefällt

Digitized by Google

werden, welche sich in der Antipathie gegen eigene Kinder (S. 111) darlegt. Sie wiegt sich am liebsten durch Illusionen ein, wenn dem Leben Gewitter drohen, und anstatt durch steten Hinweis auf Regelung der Thätigkeit an dem Erreichen ersehnter Ziele mitzuarbeiten, glaubt sie dem Gemale durch Schmeicheleien („Du mein starker Held", S. 89) oder durch Schreck (S. 147) aufhelfen zu können. Doch hätte sich dieses Verkennen der Bedingungen eines erfolgreichen Menschendaseins kaum zu einem so gräulichen Extreme entwickelt, wenn es nicht von der Umgebung wäre gestützt und gehoben worden. Denn da gehörten zum Umgange des Hauses meist die Anhänger jener litterarischen Coterie, welche einer Verjüngung Deutschlands dadurch am entschiedensten entgegenwirkten, daß sie sich als das fertige Jung-Deutschland proclamirten und eine Weile richtig die Himmelsfarbe des Ideals auf die Erde herabgebracht zu haben vorgeben konnten, bis man die Einsicht gewann, man habe nur einen mit neuem Berliner Blau überflogenen Trümmerhaufen unverstandener Materialien und Formen, geholt und abgeläugnet aus Hegel und Goethe, vor sich. Ja, eine der Koryphäen dieser neuen Doctrin, welche homöopathisch die Uebelstände der Wirklichkeit und die Nichtbefriedigung des Gemüthes am Veralteten durch den Weltschmerz und das zerrissene Herz curiren wollte, Th. Mundt nämlich, gehörte sogar zu den vertrauteren Freunden des Hauses. Es kann aber keine schlimmere Zauberberückung geben, als den Einflüssen einer Weltanschauung preisgegeben zu sein, welcher die Phrase und Sensation unmittelbar für die That gilt und welche das positive Verwirklichen der Freiheit durch die unendliche Arbeit in das nur verneinende Träumen und Brüten nach Emancipation verkehrt.

Doch, glauben wir, hätten weder die Dämone des eigenen Herzens noch die schlimmen Geister des Jungdeutschthums diese Frau zu so arger Praxis forttreiben können, weil wir (von S. 186 bis 225) in dem Buche eine Reihe von Aussprüchen vor uns haben, mit denen das Leben oft im tiefsten Inneren ergründet und enthüllt wird. Um eine sonst so klare Auffassungsweise bis zum finsteren Ausgange des Selbstmordes fortzureißen, mußte noch die radicale Verirrung des Weibes über das männliche Ideal mithelfen. Denn um ein so hochbegabtes Wesen wie es Charlotte war, zur klaren und segensreichen Lebensgestaltung emporzuführen, dazu hätte es eben eines ganzen, d. h. in sich klaren und festen männlichen Charakters bedurft. Schon aus dem einen Zuge aber, daß beide Gatten in der Lectüre von Jean Pauls „Titan" bis zur Selbstbetäubung schwelgen (S. 135), würden wir die bestimmte Aussage formuliren können, daß es bei Heinrich Stieglitz an dem Quellpunkte der Befriedigung, an der Entschiedenheit zur Arbeit fehlte. Denn wie man wohl behaupten kann: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist", so mag man auch aus dem Grade des Gefallens an einer Lectüre auf die Tiefe und den Umfang der Weltanschauung schließen. Und da ist es wenigstens für den Mann ein fatales Zeugniß, wenn er sich schwelgend, d. h. also kritiklos den Eindrücken des „Titan" hingiebt, in welchem das Grundgebrechen der Dichtungen Jean Pauls mit der größten Schärfe

Digitized by Google

hervortritt, wo uns demnach anstatt der Erhebung in die Einheit verklärten Lebens zwei Halbwelten erdrücken wollen, in deren einer die Ideale nur als unerreichbare Abstractionen wankend walten, während in der anderen Caricaturen die Stelle der Wirklichkeit vertreten möchten.

Heinrich Stieglitz konnte eben mit diesen Gegensatze zwischen Ideal und Wirklichkeit selber nicht fertig werden. Er hatte gerade genug und nicht eine Linie mehr poetische Begabung, um es bei richtiger Verwendung derselben im Gebiete der Wissenschaft zu etwas Erkleklichem zu bringen. Allein anstatt mit voller Hingabe an das Materielle und durch die Versenkung jenes zuerst in der Phantasie aufdämmernden Leuchtens in dasselbe zur Herrschaft über den Notizenkram der Gelehrtheit zu gelangen, also eine wissenschaftliche Leistung durch Einarbeitung der idealen Anlage in die von der Außenwelt dargebotenen Stoffe zu gewinnen, ist bei ihm die Arbeit geradezu eine Veranlassung zu Hypochondrie (S. 74). Er war ja durch das Aufwachsen in zu behaglichen Verhältnissen (S. 8), durch die frühzeitige Schmeichelei, die seinen litterarischen Erstlingen von Storch (S. 29) geschenkt, so wie durch den weiten Horizont litterarischer Bekanntschaften, der ihm durch Cousine Julie eröffnet wurde (S. 41), ja endlich durch die Vergötterung von Seiten seiner Gemahlin viel zu sehr verwöhnt, als daß er sich mit dem bei jeder Arbeit unvermeidlichen Mechanismus, sei es in der Schule, sei es an der Bibliothek, hätte befreunden können. Und so spielt denn schon in seine ersten Knabentendenzen ein Wort der allerfatalsten Zweideutigkeit mit seinen lähmenden Einflüssen hinein, denn, wie er es selber sagt (S. 6), erwachte in ihm frühzeitig „das Streben nach geistiger Errungenschaft". Ja leider! alle diese Begabteren, die in den dreißiger Jahren jung waren, wollten nur Errungenschaften genießen, ohne an den Erwerb zu denken. Wozu denn auch! Hatten doch drei Tage und drei Farben in Paris hingereicht um eine halbe Welt wegzuschwemmen und die andere Hälfte zu erschüttern; wozu sich also mit der unendlichen Langweile von Vorbereitungen zur That quälen, wozu auf Vorbereitungen für das Wort denken, da sie ja ohne weiters aus dem Vollen eines Goethe und Schiller und obendrein der Romantiker und Dichtungsvirtuosen schöpfen konnten? Das war dann aber auch der Weltschmerz und das zerrissene Herz, wenn ihre Dilettantenschemen nichts anderes als im günstigsten Falle eine vorübergehende Beifallsklatscherei anregten.

Das vorliegende Buch hat aber das nicht wegzuläugnende Verdienst, die volle Einsicht in die Genesis eines verfehlten Lebens zu erschließen, das mit seiner ewig nach Berühmtheit haschenden Arbeitsscheu auch bessere Elemente ins Verderben riß. Und wenn es sich auch anstatt zu einer Selbstrettung zu einer Selbstanklage des Verfassers verwandelt, also nicht den beabsichtigten Gewinn realisirt, so wird sein indirecter Gewinn ein um so größerer sein, als es dazu beiträgt, jene Lebenserinnerungen aus den dreißiger Jahren zu einem bloßen höchst schätzbaren Material des Litterarhistorikers zu verwandeln.

F. Th. Bratranek.

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Jahrbuch des österreichischen Alpenvereines. Redigirt von Dr. Edmund v. Moisisovics. 1. Band Wien 1865. Im Verlage von Wilhelm Braumüller.

Z. Unter den Vereinspublicationen nehmen unstreitig die Mittheilungen des österreichischen Alpenvereines, sowohl was den Reichthum ihres Inhaltes als was ihre artistische Ausstattung betrifft, einen hohen Rang ein. Erst drei Jahre sind es, seit sich in Wien nach dem Muster des Londoner „Alpine Club" der österreichische Alpenverein gegründet, und wie unendlich viel hat er in dieser kurzen Zeit auf dem bisher völlig brachen Felde „Erforschung der österreichischen Alpen" schon geleistet? Die Mittheilungen und Verhandlungen des Vereines, die in den beiden ersten Jahren getrennt publicirt wurden, sind an und für sich schon ein reiches Archiv für den Alpenfreund, welches in ganz besonderer Weise vermehrt wird durch die Publication des dritten Vereinsjahres, das uns vorliegende Jahrbuch, welches sowohl dem Formate als dem Inhalte nach vergrößert erscheint und sich als Nummer 1 einer zu hoffenden Serie von eben so interessanten, wie werthvollen Büchern präsentirt, welche jeder Bibliothek zur Zierde gereichen werden.

Wir lassen den Inhalt des Jahrbuches selbst sprechen, und er wird gewiß lautes Zeugniß abgeben für die Thätigkeit des Vereines, so wie für den Geschmack und den Fleiß des Herrn Dr. v. Moisisovics, welcher die Redaction des umfangreichen, über 400 Seiten zählenden Bandes leitete. Wir finden in demselben außer zahlreichen kleineren Notizen und den Verhandlungsberichten größere Aufsätze von Prof. Simony „Aus der Venediger Gruppe", Alois Egger „Geschichte der Glockner-Fahrten", J. Weilenmann „Das Gepaatsch-Joch"; denselben interessanten Gegenstand, den größten Gletscher Tirols und der ganzen österreichischen Alpen, den Gepaatsch-Ferner im Oetzthale, behandelt weiter ein Aufsatz von Dr. Anton v. Ruthner, Oberstlieutenant Karl v. Sonklar bespricht die Südseite der Zillerthaler Alpen und veröffentlicht neue Höhenmessungen, Paul Grohmann hat einen Theil jenes massigen Gebirgscomplexes an der Grenze von Tirol und Venedig, der den Thalgründen von Ampezzo und Cadore entsteigt, und Malcora genannt wird, während Grohmann für denselben den Namen Sorapiß vindicirt, zum Gegenstande einer eingehenden Abhandlung gemacht, Prettner bringt Schilderungen des heiligen Berges in Kärnten (Luschari) und des Obir, endlich finden wir noch Beschreibungen verschiedener Theile der Ortler Alpen von sechs Verfassern. Außerordentlich reich bedacht sind diesmal die artistischen Beilagen, von denen wir nur besonders die schönen Farbendruckbilder „Der Gipfel des Groß-Venediger", „Das Schlachtenkees am Venediger", „Der Monte Geredale", sämmtlich gemalt von Friedrich Simony, hervorheben wollen. Ein weites Feld der Thätigkeit liegt noch vor dem Alpenverein, mit Glück und gutem Erfolge hat er begonnen, und wir hoffen, daß ihm dieselben erhalten bleiben.

Köhler, Reinhold: Dante's Göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. Weimar 1865, H. Bühlau.

ψ. Der sehr fleißige Verfasser hat in dieser Schrift zu Dante's Jubelfeier den fünften Gesang der Hölle in allen ihm bekannten, also zweiundzwanzig Uebersetzungen (von 1763 bis 1865) gebracht, und man erhält damit zugleich die vollständigste Biblio-

Digitized by Google

graphie der deutschen Uebersetzungen der „Göttlichen Komödie". Mit großer Sorgsamkeit sind bei jeder Uebersetzung die biographischen und litterarischen Notizen über ihren Verfasser angegeben und alle Varianten genau verzeichnet, die sich etwa bei einer wiederholten Uebersetzung desselben Autors herausstellten. Außerdem sind noch von drei Uebersetzern Bruchstücke des fünften Gesanges der Hölle und endlich im Anhange Uebersetzungen aus der „Göttlichen Komödie" von neuen Uebersetzern, die den fünften Gesang der Hölle nicht übersetzt haben, hinzugefügt. Ueberfieht man zuletzt die ganze stattliche Reihe, welche dreiunddreißig Uebersetzernamen bringt, so bekömmt man ein neues Zeugniß für den unermüdlichen Ernst des deutschen Litteraturstrebens einer würdigen Aufgabe gegenüber, so wie von dem unglaublichen Fortschritte, den die deutsche Uebersetzungskunst namentlich im letzten Halbjahrhunderte gemacht. Dem Verfasser aber danken wir für diese ihren Gegenstand allseitig erschöpfende und beleuchtende Gabe.

Dante Alighieri's Göttliche Comödie. Metrisch übertragen, mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen. Erster Theil. Die Hölle. Neue durchgesehene und berichtigte Ausgabe nebst einem Portrait Dante's, einer Karte und zwei Grundrissen der Hölle. Leipzig, B. G. Teubner, 1865. X. u. 274 S. 8. Lexikon-Octav.

B. Auch der ausgezeichnete Kenner des großen Florentiners, der unter dem Namen Philalethes sich den Auslegern der Göttlichen Komödie angereiht hat, läßt im Jubeljahr des Dichters eine neue Ausgabe seiner Uebersetzung erscheinen, deren erster Band, die „Hölle" enthaltend, soeben in einer, dem hohen Charakter des Autors entsprechenden Ausstattung aus der Teubner'schen Officin hervorgegangen ist. Die Vorzüge dieser Uebersetzung, welche seit dem Erscheinen der ersten Auflage sich eine ehrenvolle Stellung in der reichen Dante-Litteratur unseres Vaterlandes errungen hat, sind zu bekannt, als daß wir auf das Buch bei seinem neuen Auftreten empfehlend hinzuweisen hätten: es genügt zu bemerken, daß der reiche Schatz von sowohl kritischen als historischen Erläuterungen, der in seiner Uebersichtlichkeit und Zuverlässigkeit den Werth des Buches begründet, unter Benützung der neuen Erscheinungen auf diesem Gebiet vervollständigt worden ist. Auch hat sich der Verfasser auf Grund der wichtigen Ergebnisse, welche durch die hervorragenden Arbeiten von Blanc, Schlosser, Wegele u. A. seitdem zu Tage gefördert sind, zu mehrfacher Modification seiner Ansichten veranlaßt gesehen, denen an den entsprechenden Stellen Ausdruck gegeben worden ist. Um irrige Vorstellungen zu beseitigen, erachtet er indeß die Vorbemerkung für nöthig, daß bei dieser neuen Ausgabe eine förmliche Ueberarbeitung der ganzen (bekanntlich, gleich den meisten neueren, in reimlosen Jamben veranstalteten) Uebersetzung nicht beabsichtigt worden sei. Zeit und Kräfte hätten dazu gefehlt. Auch glaube der Autor, daß dergleichen Umarbeitungen einer Jugendarbeit im höheren Alter unternommen, selten wahre Verbesserungen seien. Für das tiefere Verständniß des hohen Dichters, der hier in einer würdigen Gestalt geboten ist, giebt diese Uebersetzung wohl das reichhaltigste, dazu vortrefflich gesichtete und geordnete Material; sie wird sich für das eingehendere Studium des erhabenen Gedichtes, dessen Schönheit mit seiner Schwierigkeit wetteifert, ohne Zweifel aufs neue fruchtbar und anregend erweisen.

Digitized by Google

Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprüchwörter, Räthsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben von Fried. Wilhelm Schuster. Mit Unterstützung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde herausgegeben. Hermannstadt 1865, Th. Steinhausen.

K. Durch dieses Buch hat die deutsche Alterthumskunde eine sehr werthvolle Bereicherung erhalten; denn die Siebenbürger Sachsen gehören zu den ältesten deutschen Colonisten in Ost-Europa und zudem Stämmen an, welche ihre Volksthümlichkeit mit außerordentlicher Zähigkeit festhalten. Obwohl an allen ihren Liedern ein düsterer Zug die Hartschaffigkeit der Arbeit und des Kampfes ums Dasein verräth, und obwohl darüber, so wie über der Abwehr der Mongolen und Türken und über Streitigkeiten mit den Nachbarn trotz der Kräftigkeit des Volksthumes manche Erinnerungen aus der Heimat verdunkelt wurden oder gar verschwanden, so hat sich doch bei ihnen, wahrscheinlich von der Isolirung begünstigt, vieles Urälteste reiner als sonst wo auf deutschem Sprachgebiete erhalten. So wird z. B. der Sprachforscher hier die Auslautungsfeinheiten, die nur bei den besten Althochdeutschen scharf ausgeprägt zu finden sind, und die Vocalisationsnüançen, welche die Schriftsprache je weiter desto mehr verwischte, in überraschender Reinheit gewahrt finden, und es ist nur zu wünschen, daß die materielle Bereicherung des deutschen Sprachschatzes, den diese Liedersammlung bringt, durch das in Aussicht gestellte Idiotikon auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werde. So haben sich in einzelnen Gesängen, Sprüchen, ja Fragmenten Mythenreste erhalten, durch welche die Forschung in diesem Gebiete theils gekräftigt, theils auf neue Bahnen geleitet wird. Obwohl aber dieser sehr bedeutende Reichthum durch die gewaltsamen Angriffe und die leisen aber fortgesetzten Einsickerungen des Fremden, wenn auch im Vergleiche zum Ursprünglichen abgemindert bis auf unsere Tage herübergebracht wurde, so scheinen doch auch nachgerade wie überall auch hier die nivellirenden Tendenzen das Uebergewicht zu erhalten, und es dürfte die höchste Zeit gewesen sein, daß in dieser Liedersammluug so wie in der Mährchensammlung und in der Sagensammlnng von Haltrich noch gerettet wurde, was vielleicht nach wenigen Jahren entweder aus Unkenntniß oder falscher Scham nicht mehr mitgetheilt worden wäre. Wir sagen daher dem Sammler, welcher in den dem Buche beigefügten Anmerkungen und Abhandlungen seine volle Einsicht in das Wesen des Volksliedes und dessen Entstehung, Ausbreitung und Veränderung darlegt, im Namen der Wissenschaft den besten Dank und empfehlen aufs wärmste den Berufenen diese Resultate einer sechzehnjährigen mühvollen und gewissenhaften Arbeit.

Kurz, H.: Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit, nach ihrem Leben und Wirken geschildert. Zweite Abtheilung. Dritter Band. Leipzig 1865, B. G. Teubner.

φ. Der bekannte Litterarhistoriker hat die biographischen Partien seines großen Werkes nun dem Publicum in einer handlicheren Ausgabe dargeboten. Der uns vorliegende Band bringt die Schilderungen Gellerts, Rabeners, J. E. Schlegels, Kästners, E. Ch. v. Kleists, Ch. F. Weiße's, Gleims, Uz', der Karschin, Zacharia's, Ramlers, M. Mendelsohns, Nikolai's, Lenz', Hippels, Heinse's, Thümels, Kotzebue's und Jean Paul Fr. Richters, mit Portraits und Facsimiles von sechzehn derselben in Holzschnitt. Es ist zwar eine bunte Reihe, die uns hier vorgeführt wird, sieht man jedoch von dieser Incohärenz ab, so enthält man an den einzelnen Schilderungen eine recht angenehme Lectüre, die namentlich Frauen zu empfehlen sein möchte.

Digitized by Google

Schack, A. Freiherr v.: Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. 2 Bände. Berlin 1865, Herz

A. Freiherr v. Schack, der Verfasser der berühmten „Geschichte des spanischen Drama's", hat die deutsche Litteratur neuerdings mit einem Werke bereichert, das in seiner Art zu dem Anziehendsten gehört, dem wir in jüngster Zeit begegnet sind. Orientalist insoweit, daß ihm eine genaue Kenntniß der morgenländischen Sprache und Litteratur zu Gebote steht, zugleich aber auch ein Mann von feinem Geschmacke und poetischem Sinne, vereinigt er die Vorzüge eines Fachmannes mit jenen des Dichters und gewährt uns einen Einblick in die arabische Poesie und Kunst in einer Darstellungsweise, die auch für den Nichtorientalisten von hohem, fesselndem Interesse ist. Versuchen wir einige der Hauptergebnisse der Forschung zu skizziren.

Als Grundcharakter der arabischen Dichtung bezeichnet Herr v. Schack ihren Ursprung aus dem Stegreif. Es sind Gelegenheitsgedichte, die erst verständlich werden, wenn wir die Lebensgeschichte des Dichters und die Veranlassung des Gedichtes kennen. Glücklicher Weise giebt es arabische Litteraturgeschichten, Biographien und Anekdotensammlungen, die zur Erläuterung ausreichen, obgleich ihre Dichter zu Tausenden zählen, denn die Araber waren nicht bloß ein dichterisches Volk, sondern beinahe ein Volk von Dichtern, sei es nun, daß sie selbst schufen, sei es, daß sie das Geschaffene in sich aufnahmen; denn man muß wenigstens dichterische Empfänglichkeit besitzen, um überhaupt Dichtungen genießen zu können. „Wenn in einer arabischen Familie sich jemand besonders durch poetisches Talent hervorthat, so wurde sie von allen Seiten beglückwünscht, man veranstaltete Feste, die Frauen zogen beim Schall des Tamburins den Männern entgegen und priesen den ganzen Stamm glücklich, daß unter ihm ein Dichter aufgestanden sei, der seine Thaten der Nachwelt verkünden werde. So weit Araber, über die unermeßlichen Sandflächen hinstreifend, die freie Luft des unendlichen Himmels einathmeten, erklangen die Lieder und galten neben der Tapferkeit als die höchste Zierde des Mannes; unter den Zelten der Stammesfürsten, an den Höfen der Könige von Gassan und Hira ebenso wie auf dem ärmlichen Lager des Sclaven und in den Schlupfwinkeln des Räubers wurden Heldenmuth, Treue und Liebe im Gesang gefeiert."

Bei uns ist das Verständniß von Poesien nur auf die sogenannten gebildeten Classen beschränkt; in Arabien besaß es auch der gemeine Mann oder es gab vielmehr gar nicht in diesem Sinne eine Classe „gemeiner" Leute. Folgende Anekdote, die Herr v. Schack mittheilt, wird diese Behauptung am besten rechtfertigen. „Als der Feldherr Mohalleb in Chorasan Krieg wider eine ketzerische Secte führte, hörte er einst großen Tumult in seinem Lager. Er erkundigte sich nach der Ursache und erfuhr, unter seinen Soldaten habe sich ein Streit über die Frage erhoben, ob Dscherir oder Feresdak der größere Dichter sei. Einige von den Soldaten drangen in das Zelt ihres Feldherrn ein und baten ihn die Streitfrage zu entscheiden; aber Mohalleb gab ihnen zur Antwort: „Wollt Ihr mich denn der Rache eines dieser biffigen Hunde aussetzen? ich werde mich wohl hüten, zwischen ihnen zu unterscheiden; wendet Euch doch lieber an die Ketzer, mit denen wir Krieg führen; sie fürchten weder Dscherir noch Feresdak und sollen vorzügliche Kenner der Poesie sein." Als am folgenden Tage die feindlichen Heere sich gegenüberstanden, trat ein Ketzer Namens Obeida vor und forderte, daß einer aus dem Heer des Mohalleb sich zum Zweikampf mit ihm stelle. Sogleich nahm ein Soldat die Herausforderung an, schritt auf Obeida zu und bat ihn, bevor sie sich schlügen, ihm die Frage zu beantworten, ob Dscherir oder Feresdak der größere Dichter sei. Jener recitirte darauf einen Vers, fragte von wem derselbe sei und erklärte, nachdem er vernommen, Dscherir sei der Verfasser, diesem gebühre der Vorzug."

In der abendländischen Gesellschaft war fast stets der Sitz der Litteratur in den Städten, und Bauerndichter, wenn sie auch nicht fehlen, sind doch so seltene Vögel, wie

Digitized by Google

die weißen Elephanten in Siam. Umgekehrt verschlechterte sich die arabische Litteratur, als sie mehr und mehr an die Hoflager und Residenzstädte verlegt wurde. Nur die Wüstenbewohner bewahrten noch einigermaßen die frühere Lauterkeit der Sprache, daher es Brauch wurde, daß die Dichter sich auf einige Zeit unter die Beduinen begaben, um von ihnen die richtige Bedeutung der Wörter zu lernen, alle Wendungen und Eigenthümlichkeiten der classischen Sprachweise zu erlauschen.

Gewöhnlich setzt man voraus, daß litterarische Verfeinerung gleichzeitig, wo nicht gar eine Folge von Verfeinerung der Sitten und der gesellschaftlichen Zustände sei. Die arabischen Poesien enthalten die Widerlegung dieser Ansicht, denn der Gegensatz zwischen Inhalt und Form könnte nicht schroffer gedacht werden „Auf der einen Seite die wilden Leidenschaften einer barbarischen Zeit, Mordgier und Rachedurst; auf der anderen eine Subtilität der Sprache, eine gesuchte Feinheit des Ausdrucks, als ob das Gedicht geschrieben wäre, um irgend ein Capitel der Grammatik zu illustriren."

Wir wenden uns zu einer anderen Seite der arabischen Kunst, nämlich zu ihren Bauten. Die Alhambra und Cordova's herrliche Kunstreste sind es gewesen, welche in Herrn v. Schack zuerst die Sehnsucht nach einer näheren Bekanntschaft mit der arabischen Litteratur weckten.

Unser Verfasser will, und mit gutem Rechte, keinen maurischen Baustyl anerkennen. Allerdings befanden sich unter den Arabern, die nach Spanien übersetzten, viele Mauren, d. h. viele berberische Bewohner des Maghreb (Nordwestafrica), und bekannt ist, daß auf die arabischen Dynastien der Halbinsel eine Reihe maurischer folgten, da nach dem Sturz des westlichen Chalifats die Einfälle von Africanern in das arabische Spanien von Zeit zu Zeit sich wiederholten. Die Spanier haben schlechtweg die berberisch-arabischen Eroberer Moren, los Moros, genannt. In der deutschen Sprache hat sich der Begriff der Moren völlig verkehrt und die Bedeutung eines Sudanbewohners, d. h. eines Negers angenommen. Noch im 16. Jahrhundert war dies nicht der Fall oder man unterschied wenigstens weiße Moren (Berber, Araber) von schwarzen Moren (Nigriten). Die Moren des weißen Morenlandes waren aber nicht die Erfinder eines Baustyls, sie waren höchstens die Handlanger arabischer Architekten, und völlig verkehrt ist es, den Styl im Königreich Granada als maurischen von dem älteren arabischen Styl im übrigen Spanien unterscheiden zu wollen, denn die Dynastie Granada's war altarabischer Herkunft ohne einen Tropfen Berberblut. Will man also, was ganz unnöthig erscheint, die Kunsterscheinungen Granada's von den übrigen absondern, so sollte man sie, wie es die Araber thun, als andalusischen Styl bezeichnen.

Es ist ein weit verbreiteter Irrthum, daß die Bekenner des Islam Malerei und Sculptur verabscheut hätten. Eine einzige Koranstelle in der fünften Sure enthält die Ermahnung: „O ihr Gläubigen fürwahr Wein, Spiel, Bildsäulen und Looswerfen sind verabscheuungswürdig." Daß die spanischen Araber sich nicht an das Verbot der Sculptur kehrten, beweist zur Genüge der Allen durch Bild und Schrift bekannte Löwenhof der Alhambra, aber Herr v. Schack belehrt uns auch, daß Malereien angebracht, daß auf Teppiche Gemälde gewoben wurden, und, was mehr als alles dies verstößt, daß die Chalifen Moawia und Abd-ul-Melik Münzen mit ihren Bildnissen prägen ließen.

Den Kunstrang der Bauwerke arabischer Meister bezeichnet der Verfasser in folgenden Worten: „Im Entwerfen eines großen Planes, in der Gliederung aller Theile nach einem leitenden Gedanken, mußten sie weit sowohl hinter den Schöpfern antiker Tempel, Theater, Thermen und Hippodrome als hinter denen der gothischen Dome zurückbleiben. Reichten ihre Kräfte nicht aus, um mit sicherer Beherrschung aller Mittel ein großes Ganzes organisch zu gestalten, so kam ihnen hier mindestens ihr Hang und ihr Talent für liebevolle Ausbildung von Einzelheiten zu statten, und bei minder umfassenden Bauanlagen, die keinen weiten Ueberblick zu ihrer Construction erforderten, haben sie Werke

Digitized by Google

hervorgebracht, welche durch phantasievolle Durchführung, Harmonie der Form und üppigen Reichthum des Details eine zaubervolle Wirkung üben." Der Grundriß der Mehrzahl der arabischen Bauten ist eine nach außen durch eine Mauer abgeschlossene Säulenhalle in länglichem Viereck, in deren Mitte sich ein offener Hofraum befindet. Als Säulen benützten sie vielfach die Trümmer zerstörter Städte und entlehnten den Kirchen byzantinischer Architekten, den Resten römischer Tempel und gothischer Bauten den Schmuck ihrer Moscheen. Eigenthümlich ihren heiligen Bauten ist die Minaret, der abgelöst stehende Thurm mit einem Kranzbalcon, von welchem herab die Gebetrufer (Muezzin) die Gläubigen zur Andacht mahnten.

Der Sinn des arabischen Baustyls ist von Herrn v. Schack sehr glücklich errathen worden. Er ist nichts anderes als eine Reminiscenz an die Wüste. Seine Eigenheiten bestehen nämlich: 1. in den zwiebelförmigen Kuppelbauten, 2. in der Hufeisenform der Bogen, so wie in den doppelt geschweiften Spitzbogen, 3. in der außerordentlichen Dünnheit der Säulen, 4. in der fast nie fehlenden Beigabe fließender oder springender Wasser. Was ist ein arabischer Bau anderes als eine Nachahmung des luftigen Zeltes? Die dünnen Säulen sind die Zeltstangen, die bauchigen Kuppeln sind Zeltkuppeln; die Hufeisenbögen, die doppelt geschweiften und gezackten Bögen, sind ihre Muster nicht aus Leinwand geschnitten und dann auf Stein übertragen? Wasser fehlt nie, auch nicht in den Moscheen. Freilich gehört es dorthin wegen der Abwaschungen, aber seine Gegenwart, die Fülle, mit der es geboten, die Liebe, mit der seine Gefäße geschmückt wurden, hat noch einen tieferen Sinn.

In so anspruchsloser Form das Werk erscheint, nehmen wir doch keinen Anstand, dasselbe für so bedeutend zu halten, daß es die bisherigen Anschauungen über arabische Kunst und Poesie wesentlich alteriren wird, und aus dem Grunde auch ein eingehendes Studium verdient.

Heer, Dr. Oswald Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens in Zürich; Die Urwelt der Schweiz. Mit 7 landschaftlichen Bildern, 11 Tafeln, einer geologischen Uebersichtskarte der Schweiz und zahlreichen in den Text eingedruckten Abbildungen. Zürich, Friedr. Schultheß, 1865.

L. Ein splendid gedrucktes, prächtig ausgestattetes Werk, das sich der schweizerischen Naturforschung, den Büchern eines Tschudi, Berlepsch, den Leistungen von Agassiz würdig anreiht. In der That bietet die Schweiz, wie fast kein zweites Land, auf verhältnißmäßig engem Raume eine Fülle der merkwürdigsten Erscheinungen und eine große Auswahl von Gegenständen des Studiums dar, und der Anklang, den diese Zweige der Forschung im Lande der Schweizer finden, ist wohl begreiflich. Wir befinden uns außer Stande, auf Einzelnes einzugehen und Mittheilungen aus dem Buche selbst zu machen, das streng wissenschaftlich und oft nur für die Männer von Fach verständlich ist. Das erste Capitel handelt vom Steinkohlenlande der Schweiz, welches eine Insel bildet, die den Westen und Süden des Cantons Wallis einnimmt. Das zweite Capitel handelt von der Salzbildung der Schweiz (in den Cantonen Aargau, Basel und Waadt), von Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper, das dritte von der Liasbildung, das vierte vom Jura-Meere, das fünfte von der Kreidebildung — und so ferner: die Glarner Schieferbrüche und die eocenen Gebilde der Schweiz, das Molassenland, die Flora — die Thierwelt der Molasse — Klima des Molassenlandes — die Schieferkohlen von Utznach und Dürnten — die Gletscherzeit — Rückblick — Allgemeine Betrachtungen über Hebung und Senkung Wirkung des Wassers, das Klima der verschiedenen Weltalter, die organische Natur. —

Digitized by Google

Der Verfasser ist kein Anhänger der Darwin'schen Theorie von der allmäligen Umbildung der Arten. Er erkennt eine allmälige Annäherung der Thierwelt an die noch jetzt lebende Schöpfung, eine fortschreitende Steigerung in der Organisation an, die er mit einer Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen zusammenbringt — aber er lehrt, es finde kein allmäliges Verschmelzen der erlöschenden und entstehenden Arten statt — der Uebergang geschehe sprungweise.

Er nennt dies die Umprägung der Formen, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit geschehe, worauf dann die Arten Jahrtausende lang unverändert fortbestänben. Ueber die Grundbedingung der Umprägung der Typen sei man aber noch gänzlich im Dunkeln. Eine Analogie für diese sprungweise Umbildung findet er in der Verwandlung der Insecten, wo Ei, Raupe, Puppe, Schmetterling ganz verschiedene Daseinsformen darstellen. Er nimmt daher Schöpfungszeiten an, wo diese Umprägung vor sich gehe, und spricht es am Schlusse aus, daß nur der Glaube an einen allmächtigen und allweisen Schöpfer die Räthsel der Natur zu erklären vermöge.

Zur Erläuterung sind zahlreiche, trefflich gearbeitete Holzschnitte (vorweltliche Reste u. s. w. verstellend) in den Text gedruckt; die urweltlichen Landschaften sind vortrefflich und verrathen eben so viel Kunstgeschick als Naturkenntniß. Die Vegetationsbilder (Lausanne zur Miocenzeit, das Dürnten der Steinkohlenperiode), ferner Zürich zur Gletscherzeit, mit ihrer Staffage von urweltlichen Thieren sind wahrhafte Meisterstücke.

Die Herausgabe des kostbaren Werkes ist zunächst durch Subscription gesichert worden. Das Verzeichniß der sehr zahlreichen Theilnehmer ist vorgedruckt.

Zur Statistik des bremischen Staates. Herausgegeben von dem Bureau für allgemeine Statistik. Bremen 1865.

S. Wenn es noch irgend eines Beweises über die Nothwendigkeit und Wichtigkeit statistischer Erhebungen bedürfte, so könnte er durch die Thatsache geliefert werden, daß auch Staaten letzten Ranges die für ihr kleines Budget empfindliche Ausgabe nicht scheuen, um statistische Bureaux zu errichten und Erhebungen über alle Zweige der Staatsverwaltung vornehmen zu lassen. So unterhält auch die freie Stadt Bremen ein besonderes statistisches Bureau, welches jetzt, wo zu den bereits früher erschienenen Handelsausweisen auch Publicationen über allgemeine Statistik getreten sind, einen jährlichen Aufwand von 4600 Thaler Gold (7360 fl. ö. W.) in Anspruch nimmt. Das Geld trägt aber seine reichlichen Zinsen, denn die Hefte „Zur Statistik des bremischen Staates" stellen sich durch Reichlichkeit und Gediegenheit des Inhaltes den besten Erscheinungen ähnlicher Art würdig zur Seite. Das soeben erschienene bringt in 80 Tafeln, welchen eine geistreiche, analysirende Einleitung vorausgeht, nicht nur die neuesten Ergebnisse über Flächenraum und Wohnwesen, die Bevölkerung und deren Bewegung, das Credit- und Versicherungswesen, die Consumtion, die Wohlthätigkeits- und Armenpflege, das Gefängniß- und Schulwesen, die Finanzgebahrung und die Staatsschuld; sondern greift bei jedem dieser Abschnitte in die frühere Zeit zurück, so daß durch die Vergleichung der Daten für eine längere Reihe von Jahren eine lehrreiche Darstellung des Werdens der jüngsten Ergebnisse geboten ist. So werden die Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik vom Jahre 1812, des Gefängnißwesens von 1824, der Bevölkerungsbewegung von 1826, der Versicherungsanstalten von 1847 und der Finanzen von 1855 an bis in die neueste Zeit (1863 und 1864) nebeneinander gestellt und dabei bis ins kleinste Detail verfolgt. Die Bevölkerung ist nach einzelnen Altersjahren, nach der höchst eingehenden, über 300 specielle Beschäftigungsarten umfassenden Berufstabelle, sowohl für die eigentliche Stadt

Digitized by Google

Bremen, als deren Gebiet (Vegesak, Bremerhaven und die beiden Weserufer) specificirt, und in gleich eingehender Weise sind alle übrigen Tabellen, so z. B. die Finanzgebahrung bis zu einzelnen, wenige Thaler betragenden Rubriken der Einnahmen, und Ausgaben detaillirt.

Zu der mit diesen Tabellen gegebenen pragmatischen Geschichte fügt die Einleitung die gesetzlichen Bestimmungen und bestehenden organischen Einrichtungen aller Zweige der Staatsverwaltung, bringt die in den Tabellen enthaltenen Ziffern durch Umlegung in Verhältnißzahlen zu vermehrter Uebersichtlichkeit, stellt Vergleichungen an und rundet so das Bild ab, welches auf dem Raume von nur 145 Quartseiten alle Zustände des bremischen Staates mit wunderbarer Klarheit spiegelt.

L. G. Von dem durch seine gelehrten Arbeiten bekannten krainischen Historiographen Herrn P. v. Radics hat soeben wieder ein neues historisches Werk die Presse verlassen. Dasselbe umfaßt die ganze Geschichte der ehemaligen Cistercienserabtei Sittich in Krain (aufgehoben unter Kaiser Joseph 1784) und führt den Haupttitel: „Die Gegenäbte Albert und Peter von Sittich" (1404 bis 1414), Wien 1865, im Verlage der Mechitharisten-Congregations-Buchdruckerei, welche interessante Episode dem Herrn Verfasser die Anregung zu dem ganzen Werke gab und die ausführlichste Behandlung erfuhr. Diese neue, schätzbare Arbeit ist aus dem Archive des Klosters Rein (Steiermark) — dessen gegenwärtigem Prälaten sie gewidmet erscheint - so wie aus den reichen, der gelehrten Welt erst erschlossenen historischen Sammlungen seiner Heimat Krain geschöpft.

* Dr. v. Scherzers Volksausgabe der Novara-Reise, welche erst in jüngster Zeit in einer neuen Auflage von 10.000 Exemplaren erschien, findet einen so ausgebreiteten Leserkreis, daß auch diese Auflage nahezu vergriffen ist.

* Zu gleicher Zeit mit dem Werke über arabische Poesie und Kunst hat Freiherr v. Schack auch eine neue Ausgabe seiner „Heldensagen des Firdusi" in prachtvoller Ausstattung bei W. Hertz in Berlin erscheinen lassen. Herr v. Schack hat seine Uebertragungen aus dem „Königsbuch" des Firdusi, die bisher in drei Bänden: „Heldensagen und „Epische Dichtungen" vorlagen, in einem Band vereinigt. In 18 größeren Gedichten ist uns jetzt die erste, anziehendere Hälfte des Königsbuchs zugänglich gemacht, die zweite enthält eine historische Reimchronik von geringerem Werth. Schacks Uebersetzung ist längst als vortrefflich anerkannt und hat sich bei uns eingebürgert. Firdusi's Epos wird niemals als Bildungselement für die abendländische Cultur den Einfluß gewinnen, wie Homer und Virgil. Mehr als zweifelhaft ist es, ob die Sagenforscher mit ihrer Behauptung, hier die Urgeschichte der Menschheit zu berühren, in diesen Mythen und Sagen die ersten Ansätze der Bildung und Entwicklung der arischen Völker zu entdecken, Recht haben, aber der Werth, die Bedeutsamkeit Firdusi's für uns ist dennoch tiefgehend, unschätzbar. Er eröffnet uns eine neue, wunderbare, phantastische Welt; wenigstens in Einzelheiten seines großen Gedichts erscheint in Schattenrissen, ungeheuerlich und großartig die älteste Zeit, der älteste Kampf der Iranier, der Ackerbauer, gegen die Turanier, die Jäger und Nomaden. Firdusi gehört zu den hervorragendsten Geistern der Menschheit, er ist ein Dichter gleichen Ranges wie Homer, Dante, Shakspeare, auch er hat eine Welt geschaffen. Wir hoffen, daß die neue billige Ausgabe der Schack'schen Uebersetzung in immer weiteren Kreise Eingang finden wird, im Firdusi kann man ohne zu ermüden, wie im Homer an jedem Tage blättern.

Digitized by Google

* Angeregt durch Pertz' „Monumenta Germaniæ" erscheinen jetzt auch in Lissabon „Portugaliæ Monumenta historica", herausgegeben von dem portugiesischen Geschichtsschreiber Herculano.

---

* Von Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste" ist der erste Halbband der neuen, zweiten Auflage im Verlage von Buddeus in Düsseldorf erschienen. Bearbeitet wird die neue Auflage, wie wir bereits mitgetheilt, von Dr. Karl v. Lützow. Die Ausstattung ist sehr splendid und geschmackvoll; die Zahl der Illustrationen wesentlich vermehrt. — Eines überraschend günstigen Erfolges erfreuen sich die Werke des Kunsthistorikers K. Lübke, welcher kürzlich erst einen Ruf als Professor an das Polytechnicum in Stuttgart erhalten hat. Kaum daß das Erscheinen der dritten Auflage seiner bei Seemann in Leipzig erscheinenden „Geschichte der Architektur" vollendet ist, werden bereits Vorbereitungen für eine vierte Auflage getroffen, da die vorausgegangene vergriffen ist. Gleichzeitig ist aber auch soeben bei Ebner in Stuttgart die dritte Auflage seines „Grundrisses der Kunstgeschichte" erschienen.

* Freiherr v. Schack in München, dessen Galerie bereits auf den ersten Rang unter den modernen Privatsammlungen Deutschlands Anspruch erheben darf, hat, wie die „Recensionen" mittheilen, bei Prof. Piloty eine „Entdeckung America's" bestellt.

* A. Wagner, ein Schüler Piloty's, soll Aussicht haben, zur Ausführung eines großen Frescogemäldes im neuen Redoutensaale nach Pest berufen zu werden.

Sitzungsberichte.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung vom 19. December 1865.

Herr k. k. Bergrath Fr. Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Derselbe theilt mit, daß im Befinden des Herrn Hofrathes v. Haidinger eine erfreuliche Wendung zum Besseren eingetreten sei, welche uns hoffen läßt, denselben in nicht allzu ferner Zeit wieder seiner erfolgreichen wissenschaftlichen Thätigkeit zurückgegeben zu sehen.

Eine freundliche Einladung, die uns von Seite der k. ungarischen Akademie der Wissenschaften zukam, zur Theilnahme an der Feier der Eröffnung des neuen Akademiepalastes in Pest, bot uns eine erwünschte Gelegenheit, um unseren hochgeehrten Fachgenossen und Freunden in Ungarn die Theilnahme zu erkennen zu geben, mit welcher wir ihren wissenschaftlichen Bestrebungen folgen. Gebrauch machend von dieser Einladung

Digitized by Google

hatten sich die Herren k. k. Bergrath Fr. Foetterle und W. Klein nach Pest begeben und als officielle Vertreter unserer Anstalt an der Festfeier Antheil genommen. Sie, so wie der Vertreter der k. k. geographischen Gesellschaft. Herr k. k. Oberbergrath D. Freiherr v. Hingenau, fanden die freundlichste, zuvorkommendste Aufnahme und der erstere nahm die Gelegenheit wahr, bei dem Festbanket auf die thatkräftige Unterstützung hinzuweisen, welche uns bei unseren Arbeiten in Ungarn von den Landesbewohnern stets zu Theil ward.

Herr v. Hauer zeigt ferner Abgüsse einer für die Reibler Schichten der Alpen bezeichnenden Muschel, der Myophoria Kefersteini, die Herr Prof. Fried. Sandberger aus Würzburg eingesendet hatte. Sie sind von Exemplaren abgenommen, welche derselbe im Keuper bei Hüttenheim in Unter-Franken gesammelt hatte.

Noch legt Herr v. Hauer die eben erschienene zweite Lieferung der „Fauna der Schichten von St. Cassian", von Dr. G. C. Laube, vor und spricht dem Verfasser die beste Anerkennung aus für den raschen Fortschritt seines trefflichen Werkes.

Herr Dr. Stur legt vor von Herrn Jos. Haberfellner in Vordernberg eingesendete Suiten von Petrefacten, und zwar: aus der Umgegend von Eisenerz silurische Kalke mit Petrefacten, aus dem Fölzgraben bei Eisenerz Petrefacten aus dem Werfener Schiefer, vom Gstettenberg bei Lunz Muschelkalkpetrefacte, endlich Dachsteinbivalven aus der Gegend von Hieflau. Ferner eine Einsendung von fossilen Pflanzen vom Turenkofel bei Kufstein von Herrn Franz Hafner, Steuercontrolor, früher in Kufstein, jetzt in Schlanders, und spricht beiden Herren den besten Dank aus für ihre freundlichen Mittheilungen.

Herr F. Freiherr v. Andrian legt die Karte seines diesjährigen Aufnahmsterrains, „die Umgebung von Schemnitz, Königsberg, Pukanz und Heiligenkreuz" vor. Es wurden vierzehn verschiedene Gebirgsformationen ausgeschieden, von denen die grauen Trachyte und Trachytbreccien den größten Raum einnehmen, die von Skleno bis Pukanz über Schemnitz verfolgte Grünsteintrachytzone dagegen für die große, leider in Verfall befindliche Bergwerksindustrie von der größten Bedeutung ist, da nur in letzterer die Erzlagerstätten aufsetzen.

Herr K. M. Paul erörterte die Verhältnisse der verschiedenen Trachytvarietäten, dann der Trachyttrümmergesteine in den von ihm untersuchten Gegenden östlich von Schemnitz.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle legt mehrere in der letzten Zeit an die k. k. geologische Reichsanstalt eingelangte Sendungen vor, wie von Herrn G. Freiherrn von Friesenhof antiquarische Gegenstände von Alt-Krasno im Neutraer Comitate, von Herrn J. Mayrhofer in Werfen Petrefacten aus den Hallstätter Schichten vom ewigen Schneegebirge, von Herrn Lehrer J. Chr. Wirth in Hof eine geognostische Sammlung aus dem Fichtelgebirge, und von Herrn k. k. Bergrath K. Hafner eine Sendung von Dopplerit von Auffee.

Die Sitzung, die letzte des Jahres, schließend, spricht der Vorsitzende allen Mitgliedern und theilnehmenden Freunden der Anstalt, welche im Laufe des Jahres durch ihre Arbeiten, Einsendungen und Mittheilungen unsere Kenntnisse bereicherten, den verbindlichsten Dank aus.

Digitized by Google

Inhaltverzeichniß des sechsten Bandes.

Archäologie.

Ackner und Müller, Die römischen Inschriften in Dacien S. 664, 844.
Heußlmann, Eine archäologische Reise in der Szathmárer Diöcese Ungarns. I. bis VI. S. 161, 202, 243, 306.
Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen. S. 217.
Pichler, F, Dr, Repertorium der steirischen Münzkunde, 1. Bd. S. 759.

Belletristik.

Bibra, Tzarogy, s. Lorm, Neue Romane.
Bodenstedt, Ges. Schriften, s. Lorm, Vermischte Schriften.
Böttger, Heilige Tage, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Dante's Göttliche Komödie. S 856.
Draumor, Poetische Fragmente, s Kuh, Neuere Lyrik
Flir, A., Regnar Lodbrog oder der Untergang des nordischen Heidenthums. S. 123.
Habicht, L., Der Stadtschreiber von Liegnitz. S. 762.
Harland, Ballads and songs of Lancashire. S. 155.
Hoefer, Gesammte Schriften, s Lorm, Vermischte Schriften.
König, Catilinarische Existenzen, s. Lorm, Der französische und deutsche Roman.
Kuh, Neuere Lyrik. (Zweiter Cyklus.) IV., V. S. 16, 53.
Lewald, Die Insurgenten, s. Lorm, Neue Romane.
Lieder und Balladen, herausgegeben von der Breslauer Dichterschule, s Kuh, Neuere Lyrik.
Loeper, Hermann v., Gedichte. S. 571.
Lorm, Melchior Meyr. S. 237.
— Vermischte Schriften. S. 361.
— Der französische und deutsche Roman. S. 417.
— Neue Romane. S. 656.
Meyr, „Erzählungen aus dem Ries". — „Novellen". „Ewige Liebe", s. Lorm.
Pisling, Dr. Theophil, Die „Erinnerungen" Alfred Meißners. S. 149.
Prutz, Herbstrosen, s. Neuere Lyrik.
Rodenberg, Gedichte, s. Kuh, Neuere Lyrik.
— „Dies- und jenseits der Alpen", s. Lorm, Vermischte Schriften.
Sacher-Masoch, Kaunitz, s. Lorm, Neue Romane.
Schack, Fr. v., Königsbuch des Firdusi. 862.
Scherenberg, Stürme des Frühlings, s. Kuh. Neuere Lyrik
Schmidt-Weißenfels, Die Stadt der Intelligenz, s. Lorm, Vermischte Schriften.
Stifter, Wittiko. Bespr. von Lorm. S. 110.
Traeger, Gedichte, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Wild, H., Erzählungen aus der Frauenwelt S 850.
Wickede, Herzog Wallenstein in Mecklenburg. Besprochen von Lorm. S. 526.

Bildende Kunst.

Ausstellung der Kunstwerke Rahls. S. 375, 408, 436.
Bäumer, Gewerbehalle, s. Neue Werke über Kunst.
Bericht über die 14. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure. S. 247.

Digitized by Google

Dobiaschofsky's Bild „die h. Elisabeth". S. 63.
Falke, Die Kunstindustrie auf der Ausstellung in Dublin, s. Neue Werke über Kunst
Fischbach, Rahls Cimbernschlacht und Kaulbachs Kreuzfahrer. S. 311, 408, 436.
Grimm, Ueber Künstler und Kunstwerke, s. Neue Werke über Kunst.
Hofnagel, Jakob, Wien zwischen den Jahren 1605 und 1613. S. 662.
Kunstgeschichtliche Wanderungen durch das k. k. österr. Museum. I., II. S. 43, 75.
Lübke, Geschichte der Architektur, s. Neue Werke über Kunst
Lützow, C. v., Ein Beitrag zur Architekturgeschichte der Stadt Wien S. 560.
Neue Werke über Kunst. I., II, III. S. 341, 404, 470.
Otte, Geschichte der Baukunst, s. Neue Werke über Kunst.
Paoli, Wiens Gemäldegalerien, s. Neue Werke über Kunst.
Pfau, Freie Studien, s. Neue Werke über Kunst.
Riegel, Grundriß der bildenden Künste, s. Neue Werke über Kunst.
Schack, Fr. v, Poesie und Kunst der Araber in Spanien S 858.
Weiß, Alt- und Neu-Wien, s Lützow, Beitrag zur Architekturgeschichte der Stadt Wien.
Woltmann, Dr., Holbein-Album. S. 793
Zimmermann, Robert, Asams Carstens. I., II: S. 33, 79.
Notizen S. 25, 159, 219, 317, 382, 448, 539, 605, 668, 697, 728, 764.

Geographie, Statistik.

Bartsch und **Pfaundler, Die Stubaier Gebirgsgruppe.** S. 378.
Brachelli, H. F., Die Staaten Europa's. S. 634.
Ehrenstein, F, Almanach für die k. k. Central- und Landesstaatsbuchhaltungen auf das Jahr 1866 S. 826.
Ficker, A., Länder- und Völkerkunde in Oesterreich. S. 367.
Gilbert und Churchill, Die Dolomitberge. Bespr. von F. **Zistler.** S. 595.
Hausner, O., Vergleichende Statistik von Europa S. 315.
Hofnagel. Wien zwischen 1605 und 1613. S. 662.
Kanitz, Oesterreichische Forschungen in der europäischen Türkei. S. 97.
Kraus, J. B, Sammlung von Normalvorschriften und Verordnungen zunächst für Berg-, Forst- und Domainenbeamte. S. 827.
Neumann, Fr., Die Gestaltung der mittleren Lebensdauer in Preußen. S. 284.
Pauliny, J. J., Specialkarte des Salzkammergutes. S. 154.
Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien, s. Ficker, Länder- und Völkerkunde.
Pfeiffer, Eduard, Vergleichende Zusammenstellung der europäischen Staatsausgaben. S. 283.
Reise der k. k. österr. Fregatte „Novara". S. 464.
Robinson, E, Physische Geographie des h. Landes. S. 567.
Schaubach, A., Salzburg, Ober-Steiermark, das österreichische Gebirge und das Salzkammergut. S. 154.
Scheda's, R. v., Generalkarte der österr. Monarchie. Angezeigt von **A. Steinhauser.** S. 715.
Scherzer, Dr. K. v., Die Bevölkerungsverhältnisse der nordamericanischen Union. S. 1.
Schwab, E., Land und Leute in Ungarn, s. Ficker, Länder- und Völkerkunde.
Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. S 826.
Zeller, G., Dr., Zur kirchlichen Statistik des evangelischen Deutschland i. J. 1862. S. 602.
Zur Statistik des bremischen Staates S. 861.

Geschichte, Memoiren, Biographien.

Alvensleben, L. v., Allgemeine Weltgeschichte für das Volk. S. 6.
Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. I. S. 588.
Avenel, Anacharsis Clootz. Besprochen von **K. Richter.** S. 395.
Baumgartner, Andreas Freiherr v. S. 270.
Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. S. 377.
Beitzke, Geschichte des Jahres 1815. S. 118.
Die Briefe Marie Antoinettens. S. 353.
Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten S. 246.
Clément, P. Jean B. Colbert. S. 331.
Cousin, M. V., La jeunesse de Mazarin. S. 807.
Cust, E, Lives of the warriors of the thirty year's war S. 185.
Dahn, Felix, Dr., Prokopius von Cäsarea. S. 88.
Dozy, Die Israeliten zu Mekka Angezeigt von Dr. Alois **Müller.** S. 426.

Digitized by Google

Dux, Adolf, Zum Hora-Aufstand. S. 257, 301.
Eckardt, J, York und Paulucci. S. 791.
Fischer, Spinoza's Leben und Charakter. Angezeigt von Dr. C. S. **Barach**. S. 85.
Fritz, J., Von 1815 bis 1865. S. 693.
Gindely, Rudolf II. und seine Zeit. Besprochen von Dr. Karl **Haselbach**. S. 626.
Havemann, Das Leben des Don Juan d'Austria. S. 440.
Hellwald, F. v., A. v. Humboldts Briefwechsel. S. 193.
Holzwarth, J. J., Der Abfall der Niederlande. S. 817.
Die historische Commission bei der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften. S. 593.
Huber, Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich. S. 725.
Jirecek, H. und J., Entstehen christlicher Reiche in Oesterreich. S. 819.
Ilwof, Dr. Fr., Maria Theresia. S. 283.
Kerschbaumer, Dr A., Cardinal Klesel. S. 391.
Knesebeck, Leben des Freiherrn Hugh v. Halkett. S. 186.
Körner, Friedr., Prinz Eugen. S. 601.
Lambert, Die Entwicklung der deutschen Städteverfassungen im Mittelalter. S. 641, 682.
Mährens Culturzustände zur Zeit der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser. S. 209, 233.
Mommsen, Römische Geschichte. S. 442.
Oesterreichische Geschichte für das Volk 2. und 3 Theil. S. 819.
Die Parteinahme und die Aufgaben in der Geschichtschreibung. I., II. S. 289, 327.
Pichler, Geschichte der steirischen freiwilligen Schützenbataillone ꝛc. 379.
Renouard, C, Geschichte des französischen Revolutionskrieges im Jahre 1792. S. 120.
Richter, H., Dr., Prinz Eugen von Savoyen. S. 481.
Richter, K., Dr., Neuere Verfassungsgeschichte der Staaten Europa's. S. 694.
Ruf, Chronik von Achenthal. S. 442.
Rutenberg, O, Geschichte der russischen Ostseeprovinzen S. 763.
Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. S. 728.
Schriften der hist.-stat. Section der k. k. mähr.-schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, redigirt von Chr. d'Elvert. S. 536.
Sölti, Max II., König von Baiern. S. 101.
Szaraniewicz, J., Die Geschichte der Ruthenen in Galizien und Lodomerien. S. 631.
Taillandier, Maurice de Saxe etc. S. 411.
Thorpe, Benj., Diplomatarium anglicum ævi saxonici S 787.
Urkunden und Actenstücke des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. S. 673.
Vivenot, L v, Zur Geschichte des Baseler Friedens S 833.
Wocel, J. E., Ueber den Zug der Kelten nach Italien und zum hercynischen Walde. S. 199.
Wurzbach, C. v., Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. S. 564.
Wuttke, H., Dr., Ueber die Gewißheit der Geschichte. S. 602.
Zeißberg, Dr., Blüthe der nationalen Dynastien in Oesterreich. S. 819.
Zur modernen nationalrussischen Geschichtschreibung. S. 449.

Kriegswissenschaft.

Beitzke, Geschichte des Jahres 1815. S. 118.
Bronmy, Die Marine. S. 122.
Cust, Lives of the warriors of the 30 year's war. S. 185.
Jonquieres, de H, Ueber die dänische Artillerie S. 762.
Knesebeck, Leben des Freiherrn v. Halkett. S. 186.
Pankovic, Die Militärgrenze in ihrer Beziehung zur orientalischen Frage ꝛc. S. 438.
Petrossi, Das Heerwesen des österreichischen Kaiserstaates. S. 493.
Pichler, Geschichte der steirischen freiwilligen Schützenbataillone. S. 379.
Renouard, Geschichte des französischen Revolutionskrieges 1792. S. 120.
Sander, K., Geschichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten. S. 788.

Litteratur- und Sprachwissenschaft.

Bauck, O., Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. S. 632.
— — Litterarisches Bilderbuch. S. 632.
Bartsch, Karl, Untersuchungen über das Nibelungenlied. S. 784.
Curtze, C., Heinrich Stieglitz. S. 852
Dante Alighieri's Göttliche Komödie. S. 855
Dietze, Alexander, Das antike Versmaß in der ungarischen Poesie. S. 423.

Digitized by Google

Ebeling, Friedrich W., Geschichte der komischen Litteratur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Besprochen von **Lorm.** S. 142.
Köhler, R., Dante's göttliche Komödie. S **855.**
Kuh, Emil, Neuere Lyrik. Zweiter Cyklus. IV., V. S. 16, 53
— — Der Wendepunkt in Goethe's Jugend. S. 705, 744.
Kurtz, H, Deutsche Dichter und Prosaisten S 857.
Loebell, J. W., G. E. Lessing. S. 737.
Lohnerdt, Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. S. 215.
Mareta, Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache. S. 280.
Müller, Dr. Fr., Die Sprachen Indiens. S. 801.
Orozco y Berra, M, Geografia de las lenguas y carta etnografica de México. S. 822.
Reusch, Die nordischen Göttersagen S 827.
Roesler, E R, Ueber die Namen der Wochentage S. 824.
Schack, Fr v., Poesie und Kunst der Araber in Spanien S. 857
Schuster, F, Siebenbürgische Volkslieder. S 857.
Simrock, K, Die deutschen Volksbücher S 792.
Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Angezeigt von H. **Lambel.** S. 581.
Weiss, J. J., Essais sur l'histoire de la littérature française. Besprochen von Hieronymus **Lorm.** S. 269
Zingerle, J. W, Karl der Große nach der deutschen Sage. S. 225, 262.
Notizen. S. 24, 6 , 90, 125, 157, 188, 218, 285, 380, 413, 443, 478, 506, 538, 571, 604 634, 666, 697, 727, 762, 793, 828, 862 863.
Bibliographie, Deutsche. S. 60, 126, 189, 218, 288, 352, 383, 414, 508, 538, 635, 698, 793.
— — Französische. S. 119, 219, 317, 479, 572, 668, 729,
— — Englische. S. 669.

Musik.

Ambros, Dr. A. W., Die altniederländischen Messen in der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien. S. 769.
Beethovens Briefe, herausgegeben von Nohl, s. Neue Werke über Musik.
— — an Erzherzog Rudolf, herausgegeben von Köchel, s. Neue Werke über Musik.
Bitter, J. S. Bach. s. Musikalische Neuigkeiten.
Fétis: Biographien der Musiker und Bibliographie der Musik. Angezeigt von Dr. A. W. **Ambros.** S. 454.
Hanslick, Dr. E, Zur Geschichte der Liebhaberconcerte in Deutschland. I., II. S. 321, 357.
— — Dilettanten und Dilettantenconcerte in Wien. I., II. S. 513, 552.
Musikalische Neuigkeiten. I, II. S. 620, 648.
Neue Werke über Musik. S. 65.
Pisko. Akustik, s. Musikalische Neuigkeiten.
Reißmann, R Schumann, s. Musikalische Neuigkeiten.

Natur- und Heilkunde.

Fritsch, Karl, Die österreichische Gesellschaft für Meteorologie. S. 577, 617.
Fuchs: Die vulcanischen Erscheinungen der Erde. Besprochen von F. v. **Hellwald.** S. 498.
Gilbert und Churchill, Die Dolomitberge. Besprochen von F. **Ziftler.** S. 595.
Heer, Dr O., Die Urwelt der Schweiz S 860.
Jahrbuch des österr. Alpenvereines S 855
Karajan, Bericht über die Sanitätsverhältnisse von Oesterreich unter der Enns ꝛc. S. 413.
Kerner, A., Botanische Streifzüge durch Nord-Tirol. S. 294.
Paläontologie von Neu-Seeland. Besprochen von **Peters,** s. Reise der Fregatte Novara.
Schiel, Die Methode der inductiven Forschung ꝛc. S 665
Schrauf, Dr. A., Atlas der Kryställformen des Mineralreiches. S. 173.
Seilern, K. M., Graf v., Die Pflanzenernährungslehre mit Einschluß der Dünger- und Ersatzlehre. S. 695.

Nekrologe.

Hurter, Friedrich v. S. 347.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Archiv für Theorie und Praxis des allgemeinen deutschen Handelsrechtes. S. 439.
— für deutsches Wechselrecht und Handelsrecht. S. 439.

Digitized by Google

Czoernig, Karl Freiherr v, Darstellung der Einrichtungen über Budget, Staatsrechnung und Controle. S 813.
Fröbel, Julius, Oesterreich und der Freihandel. Aus. von Fr. **Neumann.** S. 116.
Gerber, C. F. v., Grundzüge eines Systems des deutschen Staatsrechtes. S. 475.
Kraus, J., Normalvorschriften für Bergbeamte. S. 827.
Lambert, Entwicklung der deutschen Städteverfassungen S 641, 682
Pankovic, Die Militärgrenze ꝛc. S. 438.
Randa, Dr. A., Der Besitz nach österr. Rechte. Besprochen von P. **Harum.** S. 689
Rau, C. H., Dr., Grundsätze der Finanzwissenschaft. S. 58.
Richter, Neuere Verfassungsgeschichte der Staaten Europa's. S. 694.
Schulze, H., System des deutschen Staatsrechtes. S. 183.
Stein, Lorenz, Die Verwaltungslehre. S. 9, 48.
Tomaschek, Dr., Gerichtsstand des deutschen Königthums S. 839.
Treitschke, Historische und politische Aufsätze vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte. Besprochen von Dr. A. **Horawitz.** S. 169.
Winiwarter, Code général de commerce etc. S. 377.

Sitzungsberichte.

Akademie der Wissenschaften:
Philosophisch-historische Classe. S 26, 91, 220, 540, 573, 606, 700, 764, 795.
Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. S 27, 61, 92, 190, 220, 250, 541, 574, 606, 670, 700, 766, 796, 829.
Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. S. 29, 318, 637, 731.
Geologische Reichsanstalt. S. 254, 415, 701, 735, 799, 863.
K. k. geographische Gesellschaft. S. 732.
Zoologisch-botanische Gesellschaft. S. 96, 255, 511, 703, 782.
Ungarische Akademie. S 64, 127, 224, 511, 544, 672, 704, 799.
K. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften S 640.
Deutscher Geschichtsverein für Böhmen. S. 64, 608, 672, 736.
Historischer Verein für Krain. S. 128
Historischer Verein für Steiermark. S. 800.
Historisch-statistische Section der mährisch-schlesischen Gesellschaft. S. 192.
K. k. Gelehrten-Gesellschaft in Krakau. S. 576.

Theater.

Banck, Kritische Wanderungen I. S. 632.
Henke, Sophokles' Oedipus in Kolonos S. 249.
Koffka, Dr. Wilhelm, Iffland und Dalberg. Angezeigt von F. Th. **Bratranek.** S. 685.

Theologie, Philosophie.

Barach, C. S., Zur Geschichte des Nominalismus vor Roscellin. S. 633.
Drbal, Dr., Lehrbuch der propädeutischen Logik. S. 285.
Enk, K., Epiktetos Unterredungen. S. 825
Fischer, Spinoza's Leben und Charakter. Angezeigt von **Barach.** S. 85.
Hyrtl, Die materialistische Weltanschauung unserer Zeit. S. 154.
Jahrbuch für Israeliten. S. 351.
Liebmann, O., Dr., Kant und die Epigonen. S. 760.
Nourrisson, La philosophie de St. Augustin. S 718, 751.
— La nature humaine. S. 718, 751.
Schiel, Die Methode der inductiven Forschung. S. 665.
Schröder v. d. Kolk, Seele und Leib in Wechselbeziehung zu einander S. 825.
Stabell, Lebensbilder der Heiligen. S. 442.
Zeller, Zur kirchlichen Statistik des evangelischen Deutschland. S. 603.

Unterrichtswesen.

Barach, Dr. C. S., Das wissenschaftliche Leben in der Wiener Hochschule während des ersten Jahrhunderts ihres Bestandes. S. 129.
Drbal, Lehrbuch der propädeutischen Logik. S 285

Digitized by Google

Ficker, Dr. A., Geschichte, System und Statistik der Volks- und Mittelschule im österreichischen Kaiserstaate. S. 501, 530.
Woldemar, C., Zur Geschichte und Statistik der Gelehrten- und Schulanstalten des k. russischen Ministeriums der Volksaufklärung. S. 569.
Wolf, S. Studien zur Jubelfeier der Wiener Universität. S. 153.

Volkswirthschaft, Handel, Gewerbe.

Alcan, M, Fabrication des étoffes. Traité complet de la filature du coton etc. Besprochen von Dr. M. **Block**. S. 177.
Bäumer, Gewerbehalle, s. Neue Werke über Kunst.
Bericht der Börsendeputation in Triest über den Verkehr in den Jahren 1860 bis 1864. S. 665.
Cattanei di Momo, Die Bildung eines österreichischen Vereines für orientalische und transatlantische Verkehrsanstalten. S. 535.
Dühring, Eugen, Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft. Besprochen von P. **Deml**. S. 385.
Falke, Die Kunstindustrie auf der Ausstellung zu Dublin. s. Neue Werke über Kunst.
Faller, Der Schemnitzer Metallbergbau in seinem jetzigen Zustande. S. 379.
Fröbel, Oesterreich und der Freihandel. Angezeigt von **Neumann**. S. 116.
Gentilli, Ein Fortschritt der Geodäsie ꝛc. S. 248.
Gewerbe, Die steuerpflichtigen, des österr. Kaiserstaates im Jahre 1862. S. 284.
Huber, Die Proletarier. Besprochen von Dr. C. S. **Barach**. S. 545.
Littrow, J. J. v., Handbuch der vorzüglichsten Münzen, Maße und Gewichte ꝛc. S. 90.
Kalchberg, Victor, Ueber den Begriff der Grundrente. S. 609.
Mascher, Dr. H. A, Das deutsche Gewerbewesen ꝛc. Angezeigt von Dr. Franz **Neumann**. S. 519.
Rau, Grundsätze der Finanzwissenschaft. S. 58.
Saski, Jahrbuch für das gesammte Versicherungswesen in Deutschland. S. 379.
Scherzer, Dr. Karl v, Reise der österr. Fregatte Novara. Statistisch commercieller Theil. S. 778
Seelig, W, Schleswig-Holstein und der Zollverein. S. 790.
Winiwarter, Code général de commerce. S. 377.

Verantwortlicher Redacteur Ernst v. Teschenberg. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 609 803

Digitized by Google